

Globus


2. Ex,

Globus.

XVII. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Siebenzehnter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1870.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und die Südsee.

Zur Völkerkunde.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

In Bombay und der Umgegend.

I.

Anblick der Malabarküste. — Hafen und Stadt Bombay. — Eine ethnographische Musterkarte. — Die Parsis und die Religion des Lichtes. — Das heilige Feuer und die Thürme des Schweigens. — Kleidertracht; Sitten und Gebräuche. — Höhere Lehranstalten und Spitäler. — Verbesserte Stellung der Frauen. — Die Bazare und die indische Industrie. — Die Bhatias-Dschainas; ihr religiöses System.

Wer mit dem Dampfer von Pointe de Galle auf Ceylon nach Bombay fährt, segelt um das Cap Komorin, die Südspitze des indischen Festlandes nach Norden hin der Malabarküste entlang. Diese bietet einen viel hübschern Anblick dar als die Küste Koromandel, die theilweise wie verödet aussieht und wo nur dann und wann vereinzelte Palmenhaine das Auge erquicken. Die Malabarküste ist gebirgig; ihr entlang zieht die Gebirgskette der westlichen Ghats, welche sechs Monat im Jahre vom Südwestmonsun bestrichen werden und durch denselben Feuchtigkeit erhalten. Diese ganze Küstenstrecke ist fruchtbar, und wir finden an derselben seit den ältesten Zeiten blühende Handelsstädte. An ihr liegt auch Goa, das einst den Mittelpunkt und die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Indien bildete. Heute ist sie ohne jede Bedeutung. Ueberhaupt sind alle Plätze dieser Küste weit durch Bombay überflügelt worden, das sich zur wichtigsten Stadt Indiens emporgeschwungen hat und gegenwärtig 820,000 Einwohner zählt. Der Name ist aus dem Portugiesischen bom bahia, schöne Bay, entstanden.

Herman von Schlagintweit *) bemerkt mit Recht, daß die Eisenbahnverbindungen, welche Indien nun hat, den Verkehr in diesem unvergleichlich schönen Hafen noch bedeutend erhöhen werden. Die Stadt liegt am südlichen Ufer der Insel gleiches Namens, deren Oberfläche etwas mehr als 18 Geviertmiles beträgt. Der Hafen liegt zwischen der Insel und dem Festlande, hat mit Ausnahme der seichteren Stellen am obern Rande mehr als 50 Quadratmiles Flächenraum und ist den größten Schiffen zugänglich. Einige benachbarte Inseln haben eine solche Lage, daß sie wesentlich dazu beitragen, den Hafen gegen das offene Meer zu schützen. Nach Norden hin liegt in geringer Entfernung Salsette, südwestlich liegen zwei kleinere Eilande: Oldwomans Island und Kolaba. Sie alle sind unter einander durch natürliche, schmale Dämme verbunden, die wie ein Wehr bei niedrigem Wasser trocken liegen und zu passiren sind; Salsette ist mit Bombay durch eine Brücke verbunden. Im Hafen selber liegen noch Elephanta, Karanga und Dervedi, das auch Butchers Island genannt wird. Im Hintergrunde erheben sich die Ghatketten, welche in steilen, etwas unregelmäßig gestalteten Profilen einen schönen Abschluß nach der Seite des Festlandes bilden.

Das Fort und die „Blacktown", d. h. die Stadtviertel der Eingeborenen, treten zuerst als die beiden ersten Häusergruppen hervor; westlich vom Fort liegen vorzugsweise die Bangalos der europäischen Beamten und Geschäftsleute. Diese

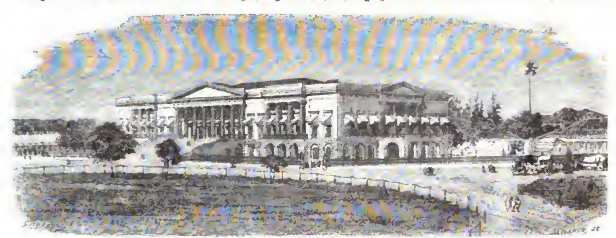
*) „Reise in Indien und Hochasien." Jena 1869 bei Hermann Costenoble.

Gebäude sind insgemein mit hübschen Gärten umgeben, auch das Innere ist gemächlich und mit Rücksicht auf das Klima und die Lebensverhältnisse Indiens eingerichtet. Der Anblick des Forts, dessen Felsenboden nur wenig über das Niveau des Meeres sich erhebt, bietet doch von jeder Seite Profile stattlicher Häusergruppen, die zumeist mit Magazinen versehen und deshalb sehr hoch gebaut sind. Trotzdem treten der Palast des Gouverneurs und das Stadthaus, welches unsere Illustration zeigt, sehr deutlich hervor. Auf der Insel Kolaba erhebt sich der mehr als 50 Fuß hohe Leuchtthurm.

Die ersten Europäer, welche in Bombay erschienen, waren Portugiesen, im Jahre 1509; zwanzig Jahre später hatten sie bereits den Hafen und die Insel sich angeeignet. An die englische Krone kam Bombay als Theil der Brautgabe, welche die portugiesische Infantin Catharine erhielt, als sie König Karl den Zweiten heirathete. Von der Krone erhielt es die Ostindische Compagnie gegen eine Jahresrente von 10 Pfund Sterling; sie machte es zum Hauptsitze ihrer Niederlassungen, und 1728 wurde Bombay zur Präsidentschaft erhoben.

Bombay bietet mit seiner Einwohnerschaft und den Fremden, welche dort unablässig ab- und zuströmen, eine wahre ethnographische Musterkarte dar. Die Zählung von 1867 ergab 816,562 Seelen. Davon waren Europäer 8415 Köpfe; Indo-Europäer (sogenannte Eurasier, Abkömmlinge von europäischen Vätern und indischen Müttern) 1801; eingeborene Christen 19,903; Juden 28,72; Afrikaner 2074; Chinesen 358; Parsis 49,201; Brahminen 30,604; Buddhisten 8021; Bhatia 21,771; Hindus 523,974; Lingaet 1598; Mohammedaner 145,880 Köpfe. Dazu kommen noch Araber, Perser, Abyssinier, Armenier, Malayen 2c. Bunt ist auch das Sprachengemisch. Das Urdu oder Hindustani ist vorherrschend, daneben das Guzerati, Marathi und Marwari; auch viel Arabisch und Persisch wird geredet; das letztere ist Hof- und Diplomatensprache in vielen Theilen Indiens und spielt in den Regierungsverträgen eine große Rolle. Das Guzerati ist sowohl literarische wie Umgangssprache der Parsis. Nicht selten hört man, namentlich unter den Halbeuropäern, Portugiesisch.

Einen der interessantesten Bestandtheile dieser gemischten Bevölkerung bilden die Parsis. Die traurige Lage und die Verkommenheit ihrer Stammesbrüder und Religionsgenossen in Persien, der Gebrn, ist jüngst in unserer Zeitschrift durch Hermann Vambery aus eigener Anschauung dargestellt worden. In Indien dagegen sind diese persischen Flüchtlinge gediehen, sie haben dort seit Jahrhunderten eine



Stadthaus in Bombay.

ihnen zusagende Heimath gefunden und nehmen eine geachtete Stellung ein. „In Bezug auf Civilisation und Kenntnisse stehen sie den Europäern am nächsten; auch haben ihre religiösen Schriften viel Moral und richtige Begriffe."

Schon in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, als die mohammedanischen Araber Persien mit Feuer und Schwert verwüsteten, um den neuen Glauben zu verbreiten, flüchteten viele Anhänger der alten Zoroasterlehre außer Landes, und in Indien haben sie schwere Zeiten überstanden, bevor sie in die günstige Lage kamen, welcher sie heute sich erfreuen. Bombay ist, nebst Surat, Puna und einigen anderen Städten jener Gegend, ihr Centrum; aber wir finden Parsis als Kaufleute in allen Handelshäusern von London und Liverpool bis nach Schanghai und Yokohama. Ueberall sind sie wegen ihres Fleißes, ihrer Betriebsamkeit und ihres rechtschaffenen Wandels hochgeachtet; doch bleiben sie in fremden Ländern nur zeitweilig; nach Jahren kehren sie alle in die Heimath zu den Ihrigen zurück.

Die Parsis sind bekanntlich sogenannte Feueranbeter; sie bekennen sich zur Religion des Lichtes; das Feuer gilt ihnen für das heilige, weil reinigende Element, und in der Enthaltung vom profanen Gebrauche des Feuers gehen sie so weit, daß sie keine Feuerwaffe benutzen und kein Feuer auslöschen. Sie glauben an ein höchstes, ewiges, allmächtiges Wesen, das alle Dinge geschaffen hat, und an dieses richten sie ihre Gebete. Sie nehmen einen Gegensatz des Guten und des Bösen an; Ormudz ist der Genius des Lichtes, Ahriman jener der Finsterniß. Sie glauben ferner an die Unsterblichkeit der Seele, an die Belohnung der Tugend und die Bestrafung des Bösen in einer andern Welt. Die Anbetung Gottes unter der Gestalt der Sonne oder des Feuers wird in den zoroastrischen Büchern eingeschärft: „Alles erhält Leben durch die Sonne; ihr verdankt die Erde Fruchtbarkeit, die Seele ihr Dasein, die Pflanze ihr Wachsthum. Sie giebt Allen Bewegung, sie ist Ursache, daß Alles mit einander in Verbindung steht; ihr Einfluß ist so alt, wie die Welt."

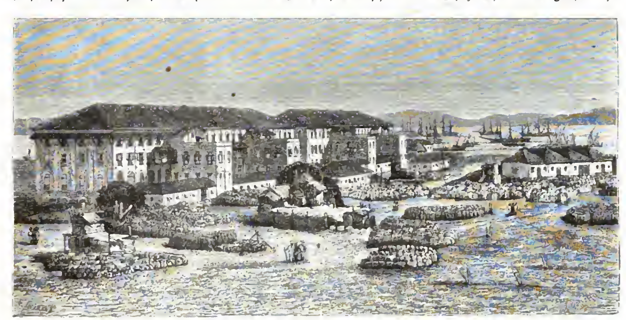
Mit großer Zähigkeit hängen die Parsis an ihren alten Sitten und Gebräuchen, und man kann wohl behaupten, daß sich darin im Laufe von mehr als tausend Jahren nur wenig geändert hat. Ein eigentliches Sectenwesen ist bei ihnen nicht zu finden, und wenn man zwei Classen der Parsis annimmt, so bezieht sich doch das, worüber dieselben abweichender Meinung sind, nicht auf den Glauben und die Lehre, denn in Bezug auf diese sind die Schahanschahis oder Rasmis mit den Kadimis nicht in Zwiespalt. Im

Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts kam ein weiser und gelehrter Priester, Dschamasp, aus Persien nach Indien und fand, daß hier die Zeitrechnung der Parsis von jener der Glaubensgenossen in Persien um etwa einen Monat abwich und schlug eine Reform des Kalenders vor. Diese ist von den Kadimis angenommen worden, während die Rasmis beim Alten bleiben. Die Aera der Parsis beginnt mit der Thronbesteigung Yezdedscherd's, des letzten Königs aus der Dynastie der Sassaniden; er wurde 640 vom arabischen Chalifen Omar gestürzt. Das Jahr 1862 auf 1863 war bei den Parsis 1230; ihr Jahr zerfällt in 12 Monate je von 30 Tagen; sie fügen am Ende des Jahres 5 Tage, und alle 120 Jahre einen Schaltmonat hinzu.

Wo die Oertlichkeit es irgend erlaubt, geht der Parsi vor Sonnenaufgang ins Freie, kniet bei Sonnenaufgang nieder und richtet sein Gebet an das Symbol des Schöpfers; die Sonne ist das Gestirn des Lebens. Es macht einen tiefen und feierlichen Eindruck, wenn man sieht, wie früh am Morgen und dann wieder vor Sonnenuntergang Tausende von Parsis sich in Bombay auf der Esplanade vor dem Fort versammeln und sich andächtig verneigen; die Frauen nehmen an dieser gottesdienstlichen Handlung nicht Theil.

Auf der Konkanküste befinden sich mehrere Tempel der Parsis, in welchen Tag und Nacht das heilige Feuer unterhalten wird. Dieses ist von zweierlei Art. Das eine, Atesch Behrâm, stammt von den Naphthaflammen am Kaspischen Meere her und ist niemals erloschen. Es brennt nur in drei Tempeln: zu Udeipur in der Nähe von Damân, in Nassary und in Bombay, und wird mit Sandelholz zwischen silbernen Rosten unterhalten. Das andere, Adaran, ist nicht in so hohem Grade heilig und brennt in den übrigen Parsitempeln.

Dem Kirchenkalender der Kadimis gemäß feiern die Parsis die nachstehenden Feste. 1) Den Neujahrstag, Nawruz, am ersten Tage des Monats Farnardin; er ist dem Andenken des Königs Yezdedscherd geweihet; man betet in den Tempeln und macht bei Freunden und Verwandten Besuche. 2) Am 19. desselben Monats findet eine Feier zu Ehren des Schutzengels statt, unter welchem dieser Monat steht. 3) Ardebischt oder das Fest zu Ehren des Engels, welcher



Grant's Buildings, Bombay.

die Schlüssel zum Paradiese hat. 4) Churdad Sal, Jahrestag der Geburt Zoroaster's. 5) Nawruz i Dschemdschid, eine Art von parsischem Fasching, der im Monate Mihr zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche gefeiert wird; die Gebete werden dann vor einer Anzahl über einander gestellter und mit Wasser gefüllter Gefäße verrichtet; das Wasser gilt für ein Symbol der reinen Seelen im Himmel.

Die Kleidertracht der Parsis (siehe unsere Illustration) unterscheidet sich wenig von jener der übrigen Inder, nur ist insgemein die Kopfbedeckung eine andere, die Beinkleider sind gewöhnlich weiß, und oft ist es auch der Rock; bei Feierlichkeiten trägt man auch gern einen kostbaren Shawl. Insgemein erkennt man den Parsi schon von weitem an seiner hohen Mütze; im Hause trägt er statt derselben ein seidenes Käppchen mit rothen und gelben Dessins. Die Priester bedecken das Haupt mit einer weißen Mitra. Uebrigens ist der Parsi auch an seinem Gesichtstypus zu erkennen, weil das Volk sich von Vermischung mit fremdem Blute freigehalten hat. Die Hautfarbe ist heller als bei den Hindus und anderen Südasiaten, das Auge lebhaft und intelligent, der Gang gemessen und die ganze Erscheinung eigenartig. Sie alle haben eine gewisse Familienähnlichkeit, eben weil sie unvermischt geblieben sind. Die Frauen tragen ein kleines Corset, ein Obergewand wie jene der Hindufrauen, und Beinkleider wie die Mohammedanerinnen. Dazu schlingen sie ein Tuch über den Kopf, und das Haar wird sorgfältig unter weißer Leinwand verborgen. Sie sehen dadurch fast aus wie manche europäische Nonnen. — Die Kinder beiderlei Geschlechts erhalten nach vollendetem siebenten Jahre die Sadra, das geweihete Gewand; dasselbe ersetzt den Panzer, welchen die Parsis vor ihrer Ankunft in Indien trugen; es gewährt Schutz gegen die Angriffe des bösen Ahriman.

Das Familienleben der Parsis ist patriarchalisch und erbaulich, und es gewährt einen erfreulichen Anblick, Vater und Mutter von munteren, hübschen Kindern umgeben zu sehen. Unsere Illustration veranschaulicht nach einer Photographie die intelligenten Physiognomien von sechs Parsikindern.

Schon aus der Darstellung Herodot's wissen wir, daß die alten Perser ihre Todten aussetzten, damit die Leichen den Vögeln zum Fraße dienten, und dieser Brauch ist noch

heute in voller Geltung. Auf Malabar Hill, unfern von einer der Vorstädte Bombays, befinden sich zwei Dakhmas, sogenannte „Thürme des Schweigens“, die mit einer Mauer umzogen sind. Dorthin bringt man die Todten, um sie den Geiern zu überlassen. Diese thurmartigen Gebäude (— welche man mit einem Gasometer verglichen hat, von welchem die Gewichtträger hinweggenommen sind —) sind rund und oben offen. In dieses Beinhaus darf nur ein Parsi treten, man hat aber Modelle und Abbildungen dieser Dakhmas, die sich überall gleichen. (— Wir haben früher, im „Globus“ Band XIV, die Abbildung eines solchen Thurmes geliefert. —) Sie haben drei mit Steinen gepflasterte Geschosse, die nach innen zu gegen eine Oeffnung geneigt sind, in welche die Gebeine hinabfallen. Im ersten Geschosse finden die Leichen der Männer ihren Platz, im zweiten jene der Frauen, im dritten die der Kinder; in Städten jedoch, wo die Zahl der Parsis nicht beträchtlich ist, enthält ein Dakhma nur ein einziges Gerüst, welches durch Zwischenmauern in drei Abtheilungen geschieden ist. Diese Art der Leichenbestattung steht in Verbindung mit der Annahme, daß der menschliche Leib ein Sitz der Sündhaftigkeit sei; die Leiche wird in ein weißes Gewand gehüllt. Glücklich gilt der, wel-



Parsifrau mit ihrer Tochter.

chem die Geier, bevor sie an andere Körpertheile gehen, die Augen aushacken, denn seine Seele ist des himmlischen Reiches sicher und gewiß. Kahlköpfige Geier halten sich immer in Menge bei einem Dakhma auf und warten auf die Ankunft willkommener Beute.

Man fragt wohl, weshalb die Parsis ihre Todten nicht begraben oder verbrennen? Die Antwort ist gegeben, wenn man erwägt, daß durch ein Begräbniß die Erde verunreinigt würde, und durch Verbrennen würde man das Feuer, dieses heilige Element, besudeln; es gilt ja für das Allerreinste, für das Sinnbild des ewigen und barmherzigen Gottes. In das Gemach eines Sterbenden bringt man einen Hund, denn er vertreibt die bösen Geister, welche darauf lauern, sich der Seele zu bemächtigen. Den Todten bringt man, wie schon gesagt, mit einem weißen Gewande umhüllt, auf einer eisernen Bahre nach dem Thurme des Schweigens und stellt einige Lebensmittel neben ihn, weil die Seele noch um die irdische Hülle schweift, in der Hoffnung, wieder in dieselbe hineinschlüpfen zu können. Der Parsi besucht die Todtenstätte nur, wenn er befreundete oder verwandte Todte dorthin geleitet.

Die Parsis bilden unter den Asiaten die betriebsamste

und achtbarste Classe. Kein Parsi bettelt, kein Mädchen, keine Frau führt einen unehrenhaften Wandel; Alle arbeiten. Ein Dürftiger findet sofort Beihülfe; seine Glaubensgenossen bringen ihn in die Lage, auf rechtschaffene Weise seinen Lebensunterhalt erwerben zu können. Viele Parsis sind Kleinhändler, Makler, Diener, Beamte, Gastwirthe, Verkäufer von Getränken und Lebensmitteln ꝛc. Daß sie im Großhandel durch ihren Unternehmungsgeist, ihre Umsicht und ihre Rechtschaffenheit eine große Rolle spielen, weiß Jedermann; viele von ihnen sind ausgezeichnete Zimmerleute, namentlich Schiffsbauer.

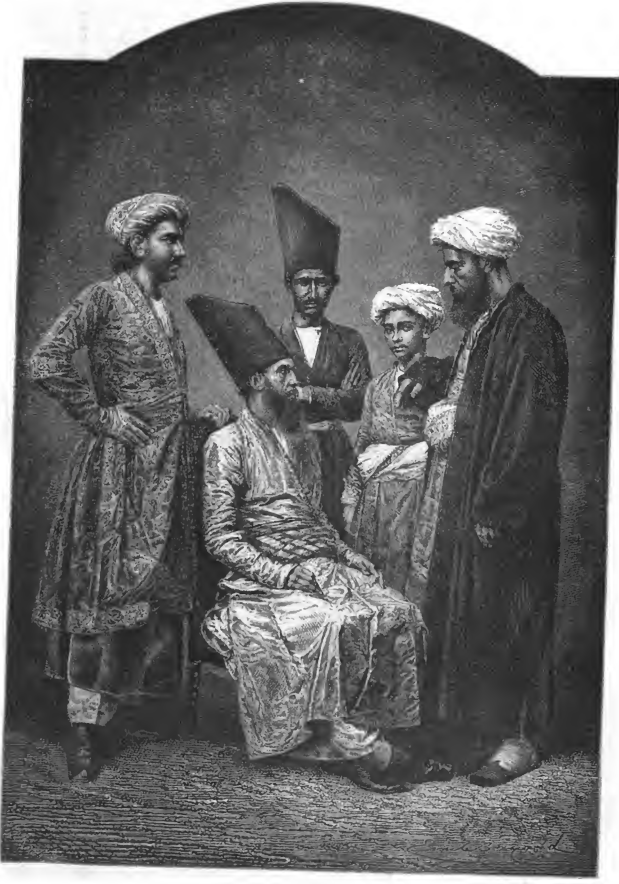
Ausgezeichnet sind die Parsis durch ihren Wohlthätigkeitssinn; sie fehlen nie, wo es sich darum handelt, Werke und Anstalten von öffentlichem Nutzen zu begründen und zu unterstützen. Allgemeine und wohlverdiente Anerkennung erwarb insbesondere der vor etwa zehn Jahren verstorbene Kaufmann Dsamsidschi Dschidschibhoy, welcher zum Baronet erhoben wurde. Er hat, ähnlich wie in der neuesten Zeit der Amerikaner Peabody, Millionen zu wohlthätigen Zwecken hergegeben. Unter seinen Stiftungen zeichnet sich insbesondere das große Spital in Bombay aus. Grandidier, welcher dasselbe besuchte, entwirft eine Schilderung. Die Oberärzte sind Europäer; die Einrichtungen sind musterhaft, die Krankensäle, für beide Geschlechter getrennt, sauber und vortrefflich gelüftet. Dem Reisenden fiel es auf, mit welcher Standhaftigkeit die Inder schmerzhafte Operationen überstanden; ihr Nervensystem, meint er, müsse stärker oder härter sein als jenes der Europäer.

Mit diesem Spital ist eine medicinische Lehranstalt verbunden, welche nach einem frühern Gouverneur als Grant's Buildings bezeichnet wird; in demselben befindet sich auch ein anatomisches Museum.



Parsikinder in Bombay.

Erwähnenswerth ist auch das Elphinstone College, eine höhere Lehranstalt für eingeborene Jünglinge, deren einige Hundert in demselben nach europäischer Weise in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet werden. Als der eben genannte Reisende dasselbe besuchte, disputirten eben einige junge Brahminen und Parsis über Shakespeare's Dramen. Auch in der Maharattenstadt Puna ist eine höhere Lehranstalt vorhanden, an welcher längere Zeit unser grundgelehrter Landsmann Martin Haug, jetzt in München, eine hervorragende Stellung einnahm. Er galt und gilt bei den Parsis für den gründlichsten Kenner ihrer heiligen Bücher. Unterm 27. October 1864 („Globus" VIII, S. 254) schrieb er an Professor Brockhaus in Leipzig: „Als ich vor Kurzem in Bombay war, wurde ich von den Parsis aufgefordert, einen Vortrag über ihre Religion zu halten. Ich wählte die schöne Rede Zoroaster's, Yasna 45. Gegen 300 Parsen kamen: jeder zahlte 5 Rupien (zu 20 Silbergroschen) und ich übermachte die Summe von 900 Thalern der Zertoschti Medresa (— parsischen höhern Lehranstalt —), um den besten Zend- und Pehlewischülern Preise davon zu geben. Man will ein Haugstipendium gründen. Dies ist der Anfang; weitere Vorträge werden folgen; die Parsen schenken mir das größte Vertrauen. Es ist wirklich merkwürdig, aber buchstäblich wahr, daß ich, wenn auch nicht dem Namen nach, doch factisch die Stelle eines geistigen Oberhauptes der indischen Parsengemeinde einnehme. Als ich meinen Vortrag beendigt hatte, erhob sich der Oberpriester und dankte mir."



Parsis in Bombay.

Herr Haug entsprach der Aufforderung, an den beiden parsischen Priesterschulen ein Examen vorzunehmen. In der einen, welche von dem edeln und guten Sir Dschamsidschi Dschidschibhoy gegründet worden ist, befanden sich elf Zöglinge; die Lehrgegenstände sind Zend, Pehlewi, Sanskrit, Persisch und Englisch. Die Prüfung in allen fünf Sprachen fiel sehr günstig aus; der Unterricht wird nach wissenschaftlicher, europäischer Methode ertheilt.

Seit einigen Jahren tritt an vielen Punkten Indiens eine Bewegung zu Tage, welche schon jetzt gute Folgen hat. Viele gebildete Hindu begreifen, daß die Stellung, welche bisher die Frauen eingenommen haben, eine durchaus unwürdige sei, und daß es vor Allem darauf ankomme, das weibliche Geschlecht zu unterrichten. So entstanden Mädchenschulen, deren Zahl in erfreulicher Weise sich vermehrt; auch in Bombay sind mehrere derselben vorhanden. Es kann nicht fehlen, daß diejenigen Frauen, welche Unterricht und einen gewissen Grad von geistiger Ausbildung erhalten haben, in der Familie eine würdigere Stellung gewinnen. Auch eine Bewegung zu Gunsten der Wittwen nimmt befriedigenden Fortgang, und in dieser Beziehung sind die eifrigen Bemühungen der Engländer nicht ohne günstigen Erfolg geblieben. Sie haben die Sattis, d. h. die Verbrennung der Wittwen, in ihrem Gebiete absolut verboten, und es auch bei den unabhängigen Fürsten dahin gebracht, daß diese keine Sattis mehr gestatten. Dann und wann kommt es freilich vor, daß eine Frau darauf besteht, sich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, aber dann verübt sie ihre Barbarei insgeheim, so daß dieselbe von den Behörden nicht verhindert werden kann. Dem bis in die neuere Zeit hinein befolgten Systeme der Hindus gemäß wurden Wittwen, welche dem Wahne sich nicht zum Opfer brachten, mit der äußersten Verachtung behandelt; sie durften sich nicht wieder verheirathen und keinerlei Schmuck tragen, namentlich keine Ringe im Nasenknorpel, an den Zehen, an den Armknöcheln oder in den Ohren; sie durften kein Schnürleibchen tragen und wurden in ihrer eigenen Familie wie eine Pariah und gleichsam als ein unreines Geschöpf behandelt. Es kam vielfach vor, daß man an dem Tage, an welchem der Mann verbrannt wurde, solch eine widerspenstige Wittwe bei den Beinen aufhing und dann von dem herabbaumelnden Kopfe das Haar abschnitt.

In Bombay selbst und dessen Vorstädten findet man keine indische Pagoden, welche in archäologischer Hinsicht einige Bedeutung hätten, aber jene auf Malabar Hill hat wenigstens eine ungemein malerische Lage. Um so interessanter sind die Tempel auf Elephanta, einer Insel im südwestlichen Winkel der Rhede von Bombay. Den Namen hat sie von den Portugiesen erhalten, weil bei der Landungsstätte ein kolossaler, steinerner Elephant steht. Ursprünglich war er im Kampfe mit einem Tiger dargestellt, jetzt bildet er aber, in Folge der Zerstörung, welche an ihm verübt worden ist, nur noch eine unförmliche Masse. Bei den Eingeborenen heißt das Eiland Garapuri, d. h. die Stadt der Grotten; der Umfang beträgt etwa 6 Miles. Zwei Hügel sind durch ein schmales Thal von einander getrennt, und das Eiland bildet namentlich im Juli, wenn Alles mit frischem Grün überzogen ist, einen sehr lieblichen Anblick.

Die Höhlentempel auf Elephanta sind oftmals beschrieben und abgebildet worden. Hermann von Schlagintweit betont, daß sie in Beziehung auf die Schwierigkeit der Ausführung, auf schönen Stil der Architektur und edle Formen der Göttergestalten entschieden seine Erwartung übertrafen. Nur etwas größere Dimensionen hatte er sich gedacht. Das Halblicht in den Räumen trägt übrigens, wenn man eben eintritt, dazu bei, die Ausdehnung scheinbar etwas zu vermindern und das Ganze ein wenig drückend zu machen. Aber wenn man länger verweilt, erweitern sich die Räume mit der vermehrten Empfindlichkeit des Auges, auch die Decken erscheinen dann nicht mehr so ungewöhnlich niedrig.

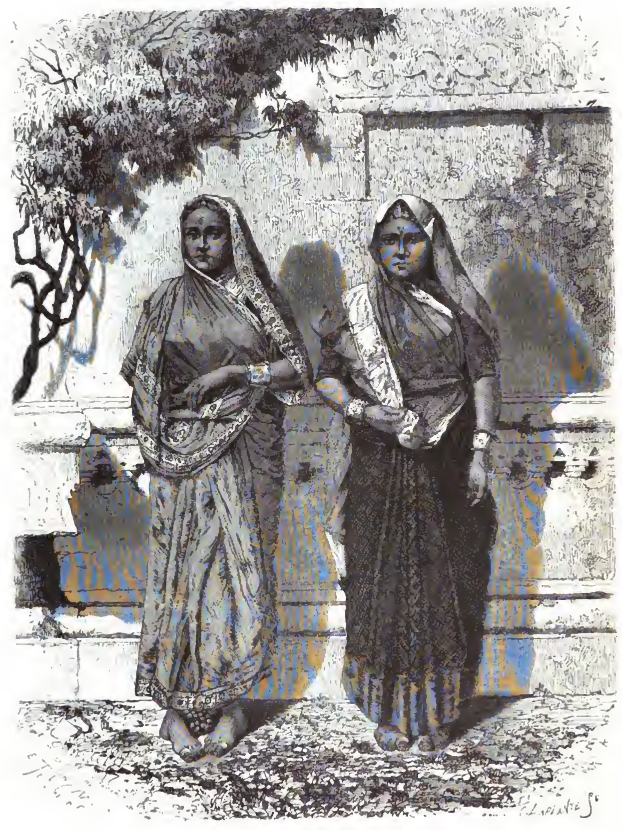
Die Pforte des Eingangs zu den Tempelgrotten wird von der Bergmasse überragt, welche mit ihrem etwas geneigten Abhange, einer großen Schuttmasse nicht unähnlich, auf der geradlinigen Decke zu lasten scheint. Der Hauptraum ist mit geringer Abweichung ein Quadrat von 130½ Fuß englisch Seite; Säulenreihen, die sich rechtwinkelig kreuzen, scheinen die Decke zu tragen. Das größte Götterbild, dem Haupteingange gegenüber, ist eine dreiköpfige Gestalt, in passender Höhe über dem Boden, als Brustbild von 18 Fuß Höhe ausgehauen; dabei ist die hohe, einer Tiara ähnliche Kopfbedeckung mitgerechnet; zur Seite und in den beiden kleineren Räumen links und rechts sieht man zahlreiche andere Figuren, von denen einzelne sich ganz bestimmt als buddhistische erkennen lassen. Edle Ruhe der Züge und weises Maßhalten in der Anwendung des Götterschmuckes machen einen sehr günstigen Eindruck; dies tritt um so würdiger hervor, wenn man damit die Verzerrungen vergleicht, welche die spätere Brahmanenkunst aufweist. In Beziehung auf die Muskelentwickelung sind die Gestalten weniger kräftig zu nennen, als dies bei den europäischen Sculpturen älterer und neuerer Zeit der Fall ist, auch sind die Verhältnisse der Körpertheile nicht genau richtig. Aber es ist anzuerkennen, daß dessen ungeachtet in diesen Sculpturen jene wesentlichen, aber nicht gerade sehr auffallenden Unterschiede wiedergegeben sind, welche noch jetzt dem aufmerksamen ethnographischen Forscher als bezeichnend für den allgemeinen Unterschied zwischen indischen Gestalten der meisten Kasten und den europäischen entgegentreten. —

Die mechanischen Schwierigkeiten bei Herstellung dieser Grottenbauwerke müssen sehr groß gewesen sein. Sie sind nicht etwa natürliche Höhlen, die man hätte erweitern können, vielmehr ist der ganze freie Raum aus dem massiven Felsen durch Handarbeit ausgemeißelt worden; auch das Material der Steine und Statuen befindet sich in der natürlichen Lage.

Jene schönen Sculpturen der Tempelgrotten sind vor roher Beschädigung und vor Zerstörung nicht verschont geblieben; Vieles ist zerschlagen, Anderes durch Einhauen und Anschreiben von Namen verunstaltet worden. —

Sehr lohnend ist ein Gang durch die Bazare, in denen man neben allen möglichen europäischen Waaren auch die Erzeugnisse des indischen Kunstfleißes, der einheimischen Betriebsamkeit aufgespeichert findet. Jede Provinz hat eine besondere Industrie, in welcher sie mehr oder weniger Tüchtiges leistet; aus Ceylon zum Beispiel kommen Ebenholzschnitzereien und gefaßte Juwelen und Edelsteine; Kattack liefert Filigranarbeiten und Goldschmiedewaaren; aus Vizigapatam werden Schnitzereien in Hirsch- und Büffelhorn gebracht; Tritschinapalli schickt Metallketten; Pondichery Sessel aus Rattan und hölzerne Statuetten; Aurangabad Metallsachen, die mit Silber eingelegt sind. Auch Bombay hat seine Specialität; dieselbe besteht in Möbeln von sogenanntem Blackwood mit feinem Schnitzwerke, das einer geklöppelten Spitze gleicht, aber die Formen sind zu schwer und machen deshalb keinen angenehmen Eindruck. Die Industrie der Stadt liefert ferner Kästchen, kleine Pulte und Büchsen aus wohlriechendem Sandelholze, das mit Arabesken und Basreliefs verziert ist. Auch die Elfenbeinschnitzereien sind bemerkenswerth. Alle diese Artikel findet man in den Läden und Buden sowohl der Parsis wie der Banyanen.

Mit diesem Namen bezeichnet man bekanntlich im Allgemeinen die indischen Kaufleute, welche in auswärtigen Län-



Hindumädchen in Bombay.

dern, z. B. in Arabien und an der Ostküste von Afrika, Handel treiben; in Bombay bilden sie eine einflußreiche Classe, zu welcher die Secte der Bhatiyas oder Bhatias (— siehe oben, wo wir ihre Anzahl, 21,771 Köpfe, angaben —) gehören. Diese tragen einen hohen Turban, der vorn ein Horn hat, und bekennen sich zur Dschainareligion. In Bezug auf diese haben wir abweichende Angaben. Einige betrachten den Dschainismus als eine besondere Religion, Andere sehen in ihm eine Abzweigung des Buddhismus. Die Zeit, in welcher derselbe entstand, ist unbekannt; wir wissen aber, daß er in den Provinzen Guzerat und Maïssur bis in sehr frühe Zeiten hinaufreicht und dort auch jetzt noch eine nicht unbeträchtliche Verbreitung hat; doch zählt er auch in Bombay und in anderen Theilen Indiens eine beträchtliche Zahl von Anhängern. Die Buddhisten gehen nicht auf den Urquell aller Dinge zurück, sie fassen die Dinge nach ihrer wirklichen Reihenfolge auf, und ihre Götter sind von anderer Art und Beschaffenheit als das höchste Wesen oder der Schöpfer, von welchem die Bekenner anderer Religionen sich eine Vorstellung zu machen suchen, und den sie als vorhanden annehmen. Die Dschainas glauben, daß solch ein Schöpfer allerdings vorhanden sei, sind aber auch der festen Meinung, daß es von Seiten des Menschen eine große Albernheit wäre, ein so hochstehendes Wesen begreifen zu wollen; sie halten das, bei dem beschränkten Wesen des menschlichen Geistes, für ein Ding der Unmöglichkeit. Man gelangt aber zu Gott, wenn man sich selber aufgiebt und ganz in dem göttlichen Glanze sich verliert, sich von demselben absorbiren läßt. Bei den Dschainas kann, wie bei den Buddhisten, ein Mensch von fleckenlosem Wandel und von vollendeter Tugend allwissend und unfehlbar werden. Die Buddhisten nehmen an, daß seit Beginn der Jahrhunderte eine unzählige Menge von Buddhas vorhanden gewesen sei, daß aber nur die vierundzwanzig letzten ihnen bekannt wären; ähnlich glauben die Dschainas an das Dasein von vierundzwanzig Tirthankars, welche ihnen für Reformatoren der Menschheit gelten; die beiden letzteren derselben sind Parasnath und Mahavira.

Gleich den Buddhisten mögen auch die Bhatias, und überhaupt die Dschainas, kein lebendiges Wesen tödten, und ihre Priester enthalten sich der Fleischnahrung. Bevor sie Gebete an die heiligen Propheten richten, deren Lehre sie anhängen, kehren sie den Platz, auf welchen sie sich setzen, sorgfältig rein, damit nicht etwa irgend ein Insect durch sie zu Schaden komme; auch nehmen sie dann einen Schleier vor den Mund, damit sie nicht etwa eine Fliege oder Mücke einathmen. Sie gehen so weit, daß es in Bombay sowohl wie in anderen Städten der Konkanküste reich dotirte Spitäler giebt, in welchen alte Ochsen und Kühe, kranke Hunde und Schildkröten, hundertjährige Papageien und dergleichen Thiere mehr verpflegt werden. Grandidier besuchte eine dieser thierfreundlichen Anstalten. Den Mauern entlang sind Schuppen und Buden angebracht, in welchen die Thiere bei Nacht und bei Regenwetter Schutz finden; in den großen Höfen wird, aus den Stiftungen frommer Dschainas, täglich Futter und Wasser verabreicht, auch trägt man anderweitig Sorgfalt für die Insassen dieses Thierspitales. Da aber auch Flöhe und alle anderen lästigen und widerwärtigen Insecten ein Anrecht auf Schonung haben und ein Tödten derselben für eine Sünde wider die Natur gilt, so begreift man, daß ein Europäer sich in solch einer viehfreundlichen Anstalt sehr unbehaglich fühlt. Auch die allergefährlichsten Thiere finden Gnade bei den Frommen; selbst der Brillenschlange und der Cobra capella, deren Biß tödtlich ist, darf kein Leid zugefügt werden, denn das würde gegen die Gebote der Tirthankars verstoßen. Einige kühne, freigeistige Neuerer wissen jedoch alle Schwierigkeiten zu umgehen; sie sperren die bösen Schlangen in einen Korb und werfen denselben ins Wasser. Dann ist es dieses, wodurch die Schlangen umkommen, und der Mensch ist unschuldig!

Man erzählt in Bombay folgende Geschichte. Ein englischer Offizier hatte aus Europa ein Sonnenmikroskop mitgebracht. Er beschloß, einem Dschainapriester darzuthun, daß seine Religion nicht stichhaltig sei, und ließ ihm vermittelst des Instrumentes die Thiere sehen, welche in einem Wassertropfen enthalten sind. Da fing der heilige Mann zu jammern und zu weinen an; er machte dem Offizier die schwersten Vorwürfe: dieser habe ihm sein Leben vergiftet; von jetzt an könne er, der Priester, keinen Tropfen Wasser mehr genießen, und sterbe nun mit dem niederschmetternden Bewußtsein, daß er sein ganzes Leben lang sich wider die heiligen Gebote der Religion versündigt habe. Dieser Fanatiker war consequent; er wollte kein Wasser mehr trinken und war nach wenigen Tagen ein todter Mann. Ein anderer Hindu, der aber kein Dschaina war, sondern ein Buddhist, war nicht so. Als er die Wunder des Sonnenmikroskopes angestaunt hatte, ließ er sich das Instrument in die Hände geben, schraubte das Objectivglas ab und zerschmetterte es an einem Steine. Er wolle nicht, sprach er, daß durch solch ein Ding außer ihm noch andere Leute für ihr ganzes Leben unglücklich würden.

Zur Kennzeichnung der Mischlinge aus verschiedenen Menschenracen.

Von **Karl Andree.**

I.

Die verschiedenen großen Ur- oder Stammgruppen, in welche das Menschengeschlecht zerfällt, bleiben in ihrem innern Wesen sich durchgängig auch gleich, durch alle Zeiten hindurch, und sie unterliegen nur schwachen Modificationen. Sie stehen vielfach in Gegensätzen zu einander, und diese lassen sich durch das, was wir Civilisation nennen, nicht beseitigen. Aethiops non albescit, und das gilt nicht bloß von der Haut und dem Haare. Europäische Einflüsse können äußerlich einwirken und manches oberflächlich tangiren; aber sie vermögen es nicht, das eigentliche Grundwesen, die psychische Uranlage, umzugestalten. Ueber das, was die Natur selber ein- für allemal immanent gegeben hat, das wird auch von ihr für und für behauptet. Es ist ein reiner Wahn, zu glauben, daß die Civilisation mächtiger sei als die Natur; jene ist dieser gegenüber ohnmächtig. Das lehrt die Geschichte von Jahrtausenden, sie lehrt aber auch, daß die Natur sich rächt, wenn man den Frevel begeht, ihr Zwang anthun zu wollen.

Es ist nicht etwa Zufall, daß durch die Mischung verschiedener ungleicher Racen sich keine constanten Mischlingstypen bilden lassen; es ist auch nicht Zufall, daß die verschiedenen Racen nicht zu einer, allen Menschen gemeinsamen, Urform werden können. Es sind eben Anziehungen und Abstoßungen, Wahlverwandtschaften und Idiosynkrasien vorhanden, welche sich platterdings nicht beseitigen lassen. Die tief im innersten Wesen liegenden Verschiedenheiten treten als radical und andauernd auf.

Die Geschichte des Menschengeschlechtes lehrt und beweist vom Anbeginn unwiderlegbar, daß eine Blutmischung zwischen Racen, die durch eine physische, psychische und intellectuelle Kluft getrennt sind, und denen die Affinität, die innere Wahlverwandtschaft mangelt, und die eben nur physisch zeugungsfähig unter einander sind, — kein harmonisches Product ergeben kann.

Missionäre freilich und abstracte Philanthropen und tutti quanti, welche sich mit schönklingenden Redensarten begnügen, kümmern sich nicht um ein anthropologisches Gesetz, welches in Folge gründlicher Forschungen immer klarer hervortritt und dessen Erkenntniß für die Entwickelung des Menschengeschlechts, für die Culturgeschichte und insbesondere auch für das Staatswesen von hervorragender Wichtigkeit erscheint.

Es ist ein richtiger Instinct der Selbsterhaltung, ich möchte sagen ein Culturgefühl, welches die höher organisirten Typen abhält, sich mit niedriger angelegten zu vermischen. Wo wäre ein Beispiel dafür, daß die Vermischung zwischen zwei grundverschiedenen Racen einen dem höher organisirten überlegenen Typus hervorgebracht hätte? Die Natur selber ist solchen Hybriditäten abgeneigt; sie gestattet solchen Bastarden nur eine eng begrenzte Fortdauer. Diese Mischlinge bilden nirgends einen vortheilhaften Gegensatz zu den Stammtypen, und müssen, um fortzubestehen, unablässig Zufluß aus den Adern jener reinen Typen bekommen.

Die Racenvermischung zwischen Weiß und Schwarz, Weiß und Rostbraun, Rostbraun und Schwarz ꝛc. wirkt durch und durch demoralisirend, und wo dieselbe gar in so ausgedehntem Umfange stattgefunden hat und ununterbrochen ihren Fortgang nimmt, wie namentlich im größten Theile des ehemals spanischen Amerika, kommen nach und nach auch die höheren Typen durch Beimischung oder Ausartung mehr und mehr herunter. Nach Pacheco's Zählung sind von den mehr als 8 Millionen Menschen in Mexico knapp 300,000 unvermischte Weiße. Wo ethnische Anarchie herrscht, fehlt auch die Unordnung im Staatswesen nicht; es kann dort keine Gesellschaft in unserm Sinne geben; die verschiedenen Typen und Mischungen haben keine gegenseitige Cohärenz. Sie stoßen sich gegenseitig ab, sind ohne jede Wahlverwandtschaft.

In Australien bringen es die Mischlinge kaum bis zur zweiten Generation. Mit Recht bezeichnet sie Bonwick in seinem, unseren Lesern bekannten, Werke über das Aussterben der Tasmanier als „unglückliche Producte des Verkehrs im Busche", die nur in sehr seltenen Fällen längere Zeit im Stamme der Schwarzen am Leben bleiben. Oft greift die Mutter, weil sie ihre Schande verbergen will, zu einem Mittel, um das Geschöpf vor der Geburt zu tödten; gebiert sie aber ein Kind, so macht ein Verwandter demselben durch einen Keulenschlag ein frühzeitiges Ende. Wenn ein ausgezeichneter Anthropolog, Broca in Paris, früher einmal behauptete, daß die Ermordung der australischen Mulatten eine Fabel und die Zerstörung der Halbblütigen durch die Schwarzen unnatürlich sei, so hat er sich nun längst eines Bessern belehren können. Dr. Story, der lange Zeit einen tasmanischen Stamm beobachtete, fand in denselben keinen Mischling. Auch auf dem Festlande Australien sind halbblütige Kinder sehr selten gewesen; Missionär Schmidt in Queensland weiß, „daß es Regel war, dergleichen sofort nach der Geburt umzubringen." Robinson und andere Protectoren der Eingeborenen bezeugen, daß in der Gegend von Port Phillip genau dasselbe der Fall war. In neueren Zeiten, wo die Geburt eines Kindes bei den Australiern überhaupt zu den Seltenheiten gehört, hat man allerdings dann und wann ein halbblütiges Kind am Leben gelassen und solch ein gelbes Product wohl mit einem gewissen Stolze den weißen Leuten vorgezeigt, oder auch mit einem gewissen Galgenhumor. „That my picaninny, — you gib it sixpence!" sagte ein Schwarzer lachend zu Herrn Bonwick. Aber Protector Parker betont, „daß auch solche Kinder, falls man sie bis zur Mannbarkeit leben läßt, dann auf geheimnißvolle Weise verschwinden."

Die weißen, christlichen Väter haben sich stets sehr gleichgültig gegen ihre Bastarde gezeigt. Herr Karl Vogt hat daran gezweifelt, aber Bonwick widerlegt ihn mit Thatsachen.

Herr G. A. Murray, Polizeimagistrat am Flusse Murrumbidgee, wurde amtlich davon in Kunde gesetzt, daß elf halbblütige Knaben von den Schwarzen ermordet worden seien und daß man jeden in einem besondern Feuer zu Asche verbrannt habe. Er ritt an die ihm bezeichnete Stelle, sah die Feuerstätte, durchsuchte die Asche und fand noch Bruchstücke von Menschenknochen. In seinem Protocolle bemerkt er, daß man in seinem Bezirke halbblütige Mädchen zuweilen am Leben lasse, die Knaben jedoch ohne Ausnahme tödte; die ersteren würden nur geduldet, um Gemeingut für die Lüsternheit der Männer im Stamme zu sein und gegen Geld weißen Männern preisgegeben zu werden.

Bonwick findet es mit Recht seltsam, daß ein Doctor Carpenter, alle Thatsachen außer Acht lassend, behaupten konnte: „man habe Ursache zu der Annahme, daß solche Mischlingsracen im Allgemeinen dazu bestimmt seien, die vorherrschende Bevölkerung in diesen Gegenden zu werden." Ein anderer Mann, Evans, sprach die Wahnhoffnung aus, daß die Mischlinge ein versöhnendes Mittel- und Bindeglied zwischen den Eingeborenen und den Weißen abgeben würden; — es ist immer dieselbe pseudophilanthropische Phantasie!

In intellectueller Beziehung sind die Mischlinge den Australiern gewiß überlegen, aber „an Moralität stehen sie wahrscheinlich hinter denselben zurück." Der Geistliche Taplin schilderte sie als „durchgängig sehr schlecht und gemein". Bonwick erwähnt eines Ausspruchs, welchen Agassiz gethan. Wer, sagt dieser, bezweifelt, daß die Racenmischung die schlimmsten Folgen hat, und wer noch in einer mißverstandenen Philanthropie steckt, der möge nur nach Brasilien kommen. Dort kann er platterdings nicht in Abrede stellen, daß die Amalgamation der Racen eine Verschlechterung im Gefolge hat, und daß dieselbe weiter verbreitet ist, als in irgend einem andern Lande der Welt; sie ist Schuld, daß die besten Eigenschaften der Weißen, Neger und Indianer verloren gehen und daß ein buntscheckiges Gemisch vorwaltet, dem die leibliche wie die geistige Energie fehlt.

Bekanntlich stimmt Herr von Tschudi, welcher den Gegenstand eingehend erörtert hat, damit vollkommen überein; wir haben seiner Zeit im „Globus" insbesondere seine Kennzeichnung der brasilianischen Mulatten mitgetheilt.

Es ist bemerkenswerth, daß Männer, die im Uebrigen ganz verständig sind, in dem pseudophilanthropischen Wahne befangen bleiben, durch die Vermischung der verschiedenen Racen werde allmälig ein Menschengeschlecht erwachsen, das weit vollkommener sich gestalte, als alle jetzt auf Erden lebenden Grundstämme.

Um das, was seit Anbeginn der Geschichte sich stets wiederholt, um eine Jahrtausende lange Erfahrung, die bis auf den heutigen Tag reicht, kümmern sie sich nicht im Mindesten; sie ignoriren die Gesetze der Natur und die Thatsachen. Völlig im Widerspruche mit dem, was stets geschehen ist, phantasiren sie von einer Zukunft, in welcher ihre Abstractionen verwirklicht werden sollen. Ein ethnisches Paradies steht in gewisser Aussicht; wenn nur erst Alles durcheinander gemischt, wenn alles reine Stammblut in dem allgemeinen Durcheinander verschwunden sein wird, wenn Alles Mischung ist, — dann erst werde das Menschengeschlecht jene Stufe der Vollkommenheit und Vollendung erreicht haben, für welche es „bestimmt" sei. Die Phantasten meinen nämlich, daß sie genau wissen, wozu die „Vorsehung" das Menschengeschlecht bestimmt habe und was „die Humanität" verlange.

Diese Leute stecken im Humbug und hantieren mit hohlen Redensarten. Da fiel mir neulich wieder ein Aufsatz in die Hand, welchen ein Gelehrter in Paris, Elisée Réclus, über die Basken geschrieben hat. Der Mann hat sich um die physikalische Geographie Verdienst erworben und ist in seinem Fache tüchtig, sobald er jedoch über sein Gebiet hinausgeht, verliert er sich manchmal ins Phantastische. In jenem Aufsatze („Revue des deux Mondes" 15. März 1867, Seite 340) schildert er, wie die Basken sich mit Spaniern und Franzosen vermischen, die bekanntlich allesammt weiße Menschen, sagen wir einmal kaukasische Leute, sind. Zwischen ihnen ist eine gewisse Affinität vorhanden, und die Mischung giebt ein gutes Product, wie jene zwischen Germanen und Romanen &c. Réclus aber zieht aus jener Vermischung sofort einen Schluß, der grundfalsch ist. Einmal ist es unrichtig, zu behaupten, „daß in und an den Pyrenäen sich eine Fusion von grundverschiedenen Racen vollende"; und es ist ferner unrichtig, daß die Kreuzungen in Amerika als analog mit jenen in den Pyrenäen bezeichnet werden müßten. Beide sind vielmehr grundverschieden. In Amerika findet die Kreuzung zwischen radical verschiedenen Elementen und Typen statt.

Réclus schreibt: „Wir gewahren dort analoge Kreuzungen zwischen den Rothen, den Negern und Weißen aus allen Theilen der Welt. Was man auch sagen möge (!), diese Mestizen (Bastarde, Mischlinge, Blendlinge), deren Vorfahren zumal auf allen Continenten gesucht werden müssen, haben keine geringere Lebenskraft als die Arier Europas und Asiens, und ihr Herz schlägt hoch genug (— Floskel! —), damit sie es verstehen, freie Gesellschaften zu gründen und aufrecht zu erhalten! Ich meinerseits suche die Einheit des Menschengeschlechts nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft; und jene Allianz, welche zwischen den verschiedenen Menschenfamilien immer enger wird, bildet den Anbeginn jener Union, durch welche zuletzt alle Völker der Erde in eine einzige Menschheit (humanité) umgebildet werden!"

Das sind der windigen Floskeln noch nicht genug; es heißt weiter: „Gleich wie zahlreiche Gewässer von verschiedenen Punkten her in dasselbe Thal hinabströmen, sich dort begegnen und vereinigen, um einen superben Strom zu bilden, so werden auch die Racen, welche auf zerstreuten Continenten erblüht sind, sich einander nähern. Ueber kurz oder lang werden sich die Menschen als Brüder erkennen, welche allesammt ein und dasselbe Gefühl ihres Rechtes, dasselbe Ideal von Gerechtigkeit und Tugend haben!"

Dieser dreist hingestellten Utopie entspricht leider nicht die Vergangenheit und eben so wenig die Gegenwart. Wie kann Herr Réclus wissen, was einst kommen und sein werde? Was in aller Welt darf ihn veranlassen, Dinge zu behaupten, für welche er auch nicht den Schatten einer Unterlage, nicht die Spur einer Begründung, nicht die mindeste Analogie oder auch nur Wahrscheinlichkeit geltend machen kann. Alle Thatsachen sind mit seinen Behauptungen ganz und gar im Widerspruch.

Wer auch nur dürftige Kunde in der Ethnologie besitzt, weiß doch so viel, daß die Mischlingsproducte zwischen verschiedenen Menschenracen im Allgemeinen dazu beitragen, die Typen zu verschlechtern. Von Vermischungen innerhalb eines und desselben großen Stammtypus, zwischen dessen einzelnen Bestandtheilen eine gewisse Affinität vorhanden ist, gilt das bekanntlich nicht, und es sollen dafür Beispiele angeführt werden.

Im Fortgange meiner ethnologischen Studien habe ich aus den Quellen selber und aus allen Erdtheilen Hunderte von Aussprüchen und Bemerkungen gesammelt, welche von den verschiedenen Beobachtern der Mischlinge herrühren. Es ist mir nicht gelungen, auch nur ein einziges günstiges Urtheil zu finden, nicht ein Beispiel, welches den Phantasien über eine erhabene Zukunft der eventuell aus allgemeiner Vermengung aller Racen hervorgegangenen, „vervollkommneten Menschheit" irgend welchen Vorschub leisten könnte.

Bevor ich eine beträchtliche Anzahl von Autoritäten und deren Aussprüche anführe, möge ein ausgezeichneter Beobachter, E. G. Squier, das Wort nehmen. (Notes on Central America, particularly the states of Honduras and San Salvador etc. New York 1855, p. 54 sqq.); er verweilte als nordamerikanischer Geschäftsträger mehrere Jahre lang in Centralamerika und bekleidete später dasselbe Amt in Peru.

Es kann, sagt er, ohne allen Anstand behauptet werden, daß die großen Unterschiede und Abweichungen, welche in physischer, intellectueller und moralischer Beziehung zwischen den verschiedenen Menschenfamilien vorhanden sind, und welche durch den ganzen Gang der Geschichte und durch die Beobachtungen als unbestreitbar erscheinen, nicht als Consequenzen des Zufalles oder der Umstände betrachtet werden dürfen. Man hat vielmehr begriffen und weiß, daß ihre physischen, intellectuellen und moralischen Verschiedenheiten radical und andauernd sind, daß eine Blutvermischung zwischen Menschenracen, welche durch eine so weite Kluft getrennt sind, — daß eine Vermischung zwischen höheren und niederen Racen niemals etwas Harmonisches ergeben könne. Sie wird vielmehr stets unheilvolle Consequenzen haben.

Die Wissenschaft der Anthropologie, so sagt Squier weiter, hat festgestellt, daß es zwei Gesetze giebt, welche in ihrer Anwendung auf Menschen und Völker von geradezu vitaler Bedeutung sind.

1) In allen Fällen, in denen eine Amalgamation zwischen verschiedenen Racen stattfindet, und wo das fehlte, was man unrichtig als „Vorurtheil" bezeichnet, das aber in der That ein natürlicher Instinct ist, — in allen solchen Fällen ergiebt sich, daß zuletzt die eine Race in der andern aufgeht, von derselben absorbirt wird. Diese Absorption nimmt einen um so rascheren Verlauf, je mehr der Typus zweier, auf solche Weise in Berührung gebrachter Racen ein annähernder ist und je nachdem der eine oder andere überwiegt. Das heißt: die Natur verewigt keine menschlichen Hybriditäten; sie erlaubt z. B. keine permanente Race von Mulatten.

2) Alle Verletzungen und Beeinträchtigungen der Racenunterschiede, d. h. jenes Instinctes, der darauf gerichtet ist, die höheren Racen in ihrer Reinheit zu bewahren, führen allemal und unabwendbar zu unheilvollen Ergebnissen, wirken nachtheilig auf die körperlichen und moralischen Eigenschaften und Begriffe derjenigen Völker, welche die wei-

sen Fingerzeige der Natur und ihre Gesetze außer Acht lassen. Mit anderen Worten: die Individuen, welche dergleichen Mischungen ihren Ursprung verdanken, haben im Allgemeinen Mängel in ihrer körperlichen, geistigen und moralischen Beschaffenheit. Sehr häufig treten diese Mängel in einem Grade hervor, daß sie gegenüber den reinen Racen einen höchst unvortheilhaften Gegensatz bilden.

Diese Mängel und Fehler machen sich insbesondere bemerklich auch in Bezug auf Alles, was die Staats- und Regierungsverhältnisse anbelangt. Zum Belege dafür brauchen wir nur auf die anarchischen Zustände im ehemals spanischen Amerika hinzuweisen. In Mexico, Central- und Südamerika ist überall das Volk durch die uneingeschränkte Racenvermischung völlig demoralisirt worden. Die höheren Typen werden überall von den niederen mehr und mehr absorbirt, und diese letzteren sind Vertreter der Barbarei. —

Weiter unten soll auf drei sehr gründliche Abhandlungen Bezug genommen werden, welche J. A. N. Perier, ein hervorragendes Mitglied der Pariser anthropologischen Gesellschaft, veröffentlicht hat (Mémoires de la société d'Anthropologie I, p. 69 — 93, 187 — 236; II, 261 — 374). Dieselben enthalten ein wahres Arsenal von Thatsachen. Es sei mir erlaubt, vorher eine Anzahl von Angaben herzusetzen, die dem ausgezeichneten Pariser Anthropologen theils nicht bekannt waren, theils sich in Werken finden, welche nach Veröffentlichung seiner Denkschrift erschienen.

Admiral Mundy (Our Antipodes, or residence and rambles in the Australian Colonies, with a glimpse on the goldfields, London 1855. II, p. 79) äußert sich über die Mischlinge auf Neuseeland. In Auckland sprach Jemand die Meinung aus, daß wahrscheinlich die Halbschlächtigen die Stelle der unvermischten Maoris einnehmen würden, und Mundy entgegnet: „Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten; denn wo wäre das Land, in welchem die Mischlinge in Bezug auf geistige und physische Eigenschaften sich ausgezeichnet hätten oder wo sie durch große Anzahl furchtbar geworden wären? Die Blendlinge beiderlei Geschlechts, welche ich auf Neuseeland beobachtete, hatten sanften Ausdruck des Auges und der Gesichtszüge, die von Indolenz und wollüstigen Neigungen zeugten; sie glichen mehr den Leuten der Freundschaftsinseln, als den turbulenten und kriegerischen Maoris."

Pater Huc fand auf seiner Reise durch die Mongolei nach Hlassa in Tibet Mischlinge von Chinesen und Mongolen am Hoang ho, im Lande der Ortos. (Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine, pendant l'années 1844 — 1846. Paris 1853, I, p. 280.) „Da und dort traf ich auf einige Spuren angebaueten Landes, aber man kann sich kaum etwas Armseligeres denken als diese Bestellung des Feldes; nur der Mensch selber ist noch armseliger. Diese Landleute sind Mischlinge von Chinesen und Mongolen; sie haben weder die Betriebsamkeit der einen, noch die einfachen Sitten und die Offenheit der anderen. Sie hausen in schmutzigen Buden, welche aus durcheinander geflochtenen Baumzweigen bestehen, die mit Kuhdünger und Erde beworfen werden. In denselben lebten Menschen und Vieh beieinander in unbeschreiblichem Schmutze."

John Crawfurd giebt eine ganz vortreffliche Schilderung der Völker im Indischen Archipelagus; auch in jenen Regionen findet der Satz Bestätigung, daß der Mischling die Tendenz hat, die nachtheiligen Eigenschaften beider Stammtypen anzunehmen (History of the Indian Archipelago etc. by John Crawfurd, Edinburgh 1820. Vol. I, 133 sqq.). Er spricht von den Einwanderern, welche aus der indischen Halbinsel alljährlich in großer Menge nach den westlichen Inseln des Archipelagus kommen und als Klings (— richtiger Kalings —) bezeichnet worden. Sie sind schlau, gewandt, unkriegerisch, lügenhaft, geizig. Sie kommen zumeist ohne Frauen und vermischen sich mit eingeborenen Weibern. „Die Blendlinge, welche aus dieser Vermischung hervorgehen, zeigen ein höchst unvortheilhaftes Charaktergemisch auf; sie haben die schlechten Eigenschaften beider Stammeltern. Man bezeichnet sie als Paranakans oder Halbcasten, Halbblütige. Uebrigens sind sie verschmitzt, gewandt und nicht ohne Anlagen."

Ein sehr schlechtes Product bilden die Mischlinge von Portugiesen und Asiaten. „Die „Portugiesen" in Hinterindien und China sind größtentheils so verkommen, daß sie Europäern oder deren Abkömmlingen nicht gleich geachtet werden. Sie haben sich in allen Stufen mit allerlei fremdem Blute vermischt, so daß Menschen von reinem Weiß durch alle Farbentöne von Gelb und Braun bis zum dunkeln Schwarz unter der allgemeinen Bezeichnung „Pottugih" zusammengefaßt werden." (Singapore, Malacca, Java. Reiseskizzen von F. Jagor, Berlin 1866, S. 100. Dieses Buch ist sehr belehrend und recht ansprechend geschrieben.)

Ueber die portugiesischen Mischlinge in Malacca fällt Cameron (Our tropical possessions in Malayan India etc., London 1865, p. 374) ein scharfes Urtheil; er spricht aber aus eigener Beobachtung. Er bezeichnet sie als indolent und apathisch; zwar nenne man sie noch Portugiesen, but they have long ago ceased to deserve to be distinguished, at least favourably so, from the native inhabitants. Sie hätten sich dermaßen mit den Malayen vermischt, daß man sie von denselben nicht unterscheiden könne, wenn sie sich nicht nach europäischer Weise kleideten. Dadurch erscheinen sie wie Carricaturen. Sie spielen gern Violine, verthun rasch, was sie erwerben, they are not clever or industrious and not ambitious. In Malacca und anderen Niederlassungen hat es kein einziger von ihnen dahin gebracht, ein Kaufmann zu werden.

Ueber die Mischlinge von Arabern und Malayen sammt Javanen äußert Crawfurd: „Die eigentlichen Araber sind thätige, rechtschaffene und unternehmende Kaufleute, ihre Mischlinge dagegen haben einen weniger vortheilhaften Charakter; sie gelten für verschmitzt, ränkesüchtig und unredlich."

Die Halbschlächtigen, welche das Product von Chinesen und Malayinnen bilden, „stehen in Bezug auf Energie und Anlagen weit hinter ihren Vätern zurück; sie reden aber die Sprache derselben, tragen sich chinesisch und richten sich nach den Sitten der Väter."

Die Lipplappen, d. h. die Mischlinge von Europäern und Javaninnen sind, „mit höchst seltenen Ausnahmen, ein furchtsames, servieles, äußerst sinnliches, indolentes Geschlecht und zumeist ohne geistige Ausbildung." — Schon Admiral Stavorinus, der vor nun gerade 100 Jahren eine treffliche Schilderung der verschiedenen Bewohner Javas entwarf, schildert den unvortheilhaften Charakter insbesondere der Lipplappinnen, und bemerkt, daß sie außerordentlich früh altern.

Es möge hier an die Schilderung erinnert werden, welche Mungo Park (im 12. Capitel seiner ersten Reisebeschreibung) von den Mauren in Ludamar am Südrande der Sahara entwirft. Diese Uled Amar sind Mischlinge von Mauren und Negern. „Sie gleichen in ihrer Farbe und ihren Zügen den westindischen Mulatten, haben jedoch in ihrem Gesichtsausdruck etwas Unangenehmes, das den Mulatten fehlt. Ich glaube in den Zügen der meisten eine Neigung zur Treulosigkeit und Grausamkeit bemerkt zu haben, und jedes Mal, wenn ich einen von ihnen aufmerksam be-

trachtete, konnte ich mich einer großen Unruhe nicht erwehren. In ihren Augen liegt etwas so Irres und Wildes, daß ein Fremder sie auf den ersten Blick für ein Volk von Verrückten halten könnte. Ihr Charakter ist boshaft und verrätherisch." Seit Mungo Park's Zeiten sind die Franzosen vom Senegal vielfach mit den Uled Amar in Berührung gekommen; sie haben Mungo Park's Schilderung dieser Mischlinge vollkommen zutreffend gefunden. —

Ueber die Oasen in der nördlichen Sahara haben wir in der neuern Zeit viele eingehende Mittheilungen durch eine Anzahl von Reisenden erhalten. Ueber die Mischlinge in Ghadâmes, welche unablässig sich mit Neger-, Araber- und Maurenblut versetzen, hat sich das Urtheil dahin festgestellt, daß sie wenig taugen und namentlich äußerst indolent und feig seien.

Die Mauren in Marokko sind Mischlinge; sie haben viel Negerblut. Niemals ist über sie ein auch nur leidlich günstiges Urtheil gefällt worden; ein scharfer Beobachter, Narcisse Cotte (Revue contemporaine, 15. December 1857) bezeichnet sie als „race de vipères et rénards", und fügt hinzu, daß es für sie keine mehr zutreffende Bezeichnung geben könne. —

Die Fulbe (— Peul, Puhl, Pular, Fuhl, Fulah, Fulan, Fellah, Fellata, Fellan, Fellatin, denn mit allen diesen Bezeichnungen sind diese rothbraunen Afrikaner, welche sich von den Negern wesentlich unterscheiden, belegt worden —) haben sich auf ihren Eroberungszügen, die vom untern Senegal bis an die Spitze des Nigerdeltas reichen, vielfach mit Schwarzen vermischt. Am Senegal bezeichnet man diese Mischlinge als Toucouleurs, und diese sind überwiegend im senegambischen Futa, in Bondu und Futa Dschiallon. „Die Fulbe sind wesentlich dem Hirtenleben zugethan und identificiren sich gleichsam mit ihren Rindviehherden; sie sind sanftmüthig, aber sehr zum Diebstahl geneigt, die, welche Staaten und Städte gegründet haben, treiben auch Ackerbau, und um so mehr, je stärker sie sich mit Negern vermischt haben. Dann verlieren sie aber auch ihre besondere Physiognomie, und durch diese Vermischung gewinnen sie nicht etwa." Dies ist das Urtheil des Gouverneurs Faidherbe (Nouvelles annales des voyages 1859, I, p. 25); Heinrich Barth (Band II, S. 505) spricht anders: „Die liebenswürdige Seite im Charakter der Fulbe ist ihre Einsicht und Lebhaftigkeit, während sie andererseits einen außerordentlich natürlichen Hang zur Bosheit haben und bei weitem nicht so gutmüthig sind, als die eigentlichen Schwarzen."

Die Mischlinge von Arabern und ostafrikanischen Negroiden hat Richard Burton, der sie gründlich kennen gelernt, eingehend geschildert. Wir haben keine allgemeine Bezeichnung für das ostafrikanische Gestadeland im Süden des Aequators. Das Wort Sawahil bedeutet Küste, sie beginnt, wo das Gebiet der Somalistämme aufhört; unterhalb Mombas bezeichnet man die Küste als Mrima, Hügel, und die Bewohner als Wamrima, also Hügelbewohner, die Mohammedaner sind; die heidnischen Schwarzen im Innern werden als Waschinsi, d. h. Eroberte oder Sklaven, bezeichnet. Die in unseren Tagen vielgenannten Suaheli und Wamrima sind ursprünglich Schwarze, aber vielfach mit arabischem Blute vermischt, also mehr oder weniger Mulatten.

„Dieser arabische Mischling ist — wie das bei den meisten halbschlächtigen Menschen, die ein Erzeugniß grundverschiedener Racen sind, der Fall ist — leiblich und geistig verkommen. Nach der dritten Generation werden diese Leute eben so negerartig wie die schwarzen Heiden. Das darf nicht Wunder nehmen, weil das schwarze Element durch seine Menge überwiegt. Bei den Mischlingen erster Zeugung behält gewöhnlich der obere Theil des Gesichts, mit Einschluß von Nase und Nasenflügeln, das hübsche semitische Gepräge, aber weiter nach abwärts tritt die Negerphysiognomie in dem nach vorn gestreckten, prognathen Unterkiefer und in den dicken Lippen hervor; das zurücktretende Kinn ist nur schwach entwickelt. Der etwas runde Schädel ist nicht so lang wie bei den Negroiden. Dieser sogenannte Küstenaraber ist träg und ausschweifend, intelligent und abgefeimt, die Erziehung höchst dürftig. — Der reine Araber aus Oman läßt auch die Wamrima nicht als Blutsverwandte anerkennen, sondern bezeichnet sie als Adschemi, d. h. Fremde; sie stehen noch weit niedriger als jene Mulatten; sie sind höchst sinnlich, ausschweifend, träg und scheinen zu jeder geistigen Arbeit ganz unfähig zu sein. Sie sind dunkler und negerartiger als jene Küstenaraber. Zwei Charakterzüge treten bei den Wamrima und den Suaheli scharf hervor: erstens eine vorsichtige Behutsamkeit, die fast wie Feigheit erscheint, und diese ist wesentlich afrikanisch; zweitens sind sie in hohem Grade verschlagen, und das rührt vom semitischen Blute her. Die Araber leiten im Scherz den Stammnamen Msawaheli von sawwa hila, er spielte einen Streich, her; das Volk selber rühmt sich seiner verschlagenen List und sagt: „Sind wir nicht Wasawaheli," d. h. geschickte Ränkemacher? Sie lügen ganz systematisch auch dann, wenn die Lüge gar nichts nützen kann, und es gilt für keine Beleidigung, einen Mann Lügner zu nennen. Sie lügen aus Instinct, der feierlichste Eid gilt ihnen nichts. Sie athmen in einem Dunstkreise von Falschheit, sind verrätherisch durch und durch; bei ihnen hat das Salz keine Bedeutung, und für Dankbarkeit giebt es in ihrer Sprache keinen Ausdruck." (The Lake regions of Centralafrica by Richard F. Burton. London 1861, I, p. 30 sqq.)

Aus allen Erdtheilen.

Livingstone.

Es ist wieder einmal eine Nachricht über den Tod des berühmten Reisenden in Umlauf gesetzt worden. Der Schiffscapitän Cochrane, Befehlshaber des an der afrikanischen Westküste kreuzenden „Peterel", schreibt unterm 9. Januar von dort: Livingstone sei 90 Tagereisen weit vom Congo (— wohl von der Küste —) erschlagen und verbrannt worden. Er sei durch eine Stadt gekommen und war drei Tagereisen von derselben entfernt, als der Häuptling starb. Die Neger erklärten, daß der Weiße ihn behext habe und deshalb sterben müsse. Diese Nachricht giebt ein portugiesischer Handelsreisender, der in jener Gegend gereist ist (travelling that way). Livingstone war an den Seen in der Quellregion des Congo und nahm seinen Weg nach dem Congo (— wohl der Mündung —), wo er herauszukommen gedachte. Ich halte die Nachricht für wahr. — So weit Cochrane.

Es wäre immerhin möglich, daß Livingstone als Opfer eines barbarischen Aberglaubens seinen Tod gefunden hätte. Nicht bloß im schwarzen Afrika glaubt man an das Behext- und Be-

zauberetwerden; man nimmt an, daß Krankheiten und sonstiges Mißgeschick, welches die Leute bei oder nach der Anwesenheit von weißen Menschen befällt, durch diese letzteren verursacht worden seien. Bei den schwarzen Leuten in der Südsee herrscht derselbe Wahnglaube, und ich will hier nur an einen eclatanten Fall erinnern. Im Jahre 1860 wurde auf Erromanga, einer der Neuen Hebriden (Melanesien), der Missionär Gordon sammt Frau ermordet; die Schwarzen wähnten, daß er ihnen Krankheiten angehext habe.

Cochrane's Nachricht hat aber keine Wahrscheinlichkeit für sich. Richtig ist allerdings, daß portugiesische Handelsleute (gemischten Blutes: Pambeiros, Ambakistas, Mambari) bis tief in das innere Land eindringen, und solch ein Handelsmann mag die obigen Angaben mitgetheilt haben. Es fehlt aber das Datum oder überhaupt nur eine annähernde Zeitbestimmung. Nun wissen wir, daß Livingstone am 30. Mai 1869 sich zu Udschidschi am Tanganyika-See befand und von dort an Dr. Kirk nach Sansibar schrieb, dieser solle ihm Bootsleute und Waaren schicken, damit er die Gegend im Norden jenes Sees erforschen und die von ihm entdeckten Nilquellen mit jenen Baker's und Speke's in Verbindung bringen könne. Dr. Kirk schreibt unterm 2. October 1869 aus Sansibar, daß er unverweilt Livingstone's Wunsch erfüllen werde. Die Entfernung zwischen der Küste und Udschidschi ist auf eine Reisedauer von etwa zwei Monaten zu veranschlagen; Livingstone wird Vorräthe und Bootsleute nicht vor Ende des Jahres 1869 erhalten haben; er mußte dann nach die Vorkehrungen zur Weiterreise nach Norden treffen. Ob er in der Zeit, in welcher er die Sendungen erwartete, ruhig in Udschidschi geblieben ist, das können wir nicht wissen. Möglicherweise hat er diese Zwischenzeit vom Mai 1869 an zu einem Ausfluge nach den Seen in der Quellgegend des Congo benutzt, und dann läge nicht etwas Unwahrscheinliches darin, daß die Nachricht von seinem Tode, der 90 Tagereisen von der Mündung des Congo entfernt stattgefunden haben soll, an die Küste gelangt sei. Murchison („Times-Mail", 4. Februar) hält es für „unglaublich", daß Livingstone allein und in seinen damaligen dürftigen Umständen sich in die noch unerforschte Gegend zwischen Udschidschi und der Quellgegend des Congo gewagt haben werde; aber Livingstone ist ein kühner, unternehmender Mann, und es ist, wie gesagt, kaum anzunehmen, daß er vom Mai bis December ruhig in Udschidschi sitzen geblieben sei.

Von Interesse ist ein Brief, welchen das Londoner Handelshaus Grant, Brodie und Compagnie „vor einigen Wochen" von seinem Correspondenten in San Paolo de Loanda (der Hauptstadt von Angola) erhalten hat. Derselbe giebt die Uebersetzung eines Schreibens, welches der portugiesische Handelsmann an ihn gerichtet hatte. Der Pombeiro schreibt:

„Nach einer beschwerlichen Reise überschritt ich den Congo unweit von der Stadt des Häuptlings Katende auf einer aus Baumstämmen verfertigten Brücke. Drei Tage später schlug ich die Richtung nach Südsüdost ein und richtete mich dabei nach der Sonne, bis ich die Stadt des Häuptlings Manguangua erreichte; vom Congo bis dorthin war ich 12 Tage, von Molanga und Angola aber 95 Tage unterwegs gewesen.

Zwei Monate nach meiner Ankunft — 15. Juni 1868 — hörte ich, daß in der Stadt des Häuptlings Chinde, auf der andern Seite des Sambesi, eine Gesandtschaft des Muata Cazembe eingetroffen sei, welche dem Muata Jausa (— soll heißen Muata Yamwa —) Tribut überbringen wolle. Die Neugier trieb mich an, nach dem Gesandten zu schicken, welcher dann auch mit allen seinen Leuten, etwa 500 an der Zahl, bei mir erschien. Ich brachte das Gespräch auf die nach Mosambik führende Straße und fragte zwischen hinein auch nach Dr. Livingstone. Die Antwort lautete, daß es nicht geeignet sei, über solch einen Fetischmann zu sprechen. Ich ließ nun ein paar Tage vergehen, ehe ich wieder des Gegenstandes erwähnte. Da wir täglich befreundeter wurden, so lud ich ihn eines Abends in mein Zelt ein, wo ich einige Töpfe Kalollo, ein aus Honig bereitetes Getränk, für ihn bereit hatte. Als ich den Dienern geboten hatte, sich zu entfernen, erzählte er mir höchst geheimnißvoll nachstehende Geschichten.

„Der Kalunga, d. h. Dr. Livingstone, sei ein großer Fetischmann; er spreche jeden Tag mit der Sonne, schlafe nie in einem Hause, fürchte sich gar nicht vor wilden Thieren; wenn er auf der Reise sei, habe er allemal in einem Kasten ein Thier, das nichts esse; dieses Thier führe er stets bei sich; er befrage dasselbe nach dem Wege, über welchen er sich niemals bei einem Menschen erkundige. Manchmal öffne er Papiere, mit denen er dann laut spreche; er setze über Flüsse und habe doch keinen Kahn und thue überhaupt noch viele andere wunderbare Dinge. Daß er ein Zauberer sei, wisse man schon von früher, als er von Loanda zurückgekommen sei, und Niemand möge ihm gern begegnen. — Als Livingstone unterwegs war, starb, drei Tage nachdem er eine Stadt verlassen (die 20 Tagereisen von der Stelle entfernt war, wo der portugiesische Handelsmann mit dem Abgesandten des Cazembe diese Unterredung hatte) ein Sohn des dortigen Häuptlings. Dieser glaubte, daß Livingstone den Sohn behext habe; er verfolgte den Reisenden, konnte ihn jedoch nicht einholen. Als er dann nach einiger Zeit erfuhr, Livingstone sei wieder in der Nähe seines Gebietes, gab er ihm Muange, den Fetischtrank, und als sich dann die tödtlichen Wirkungen zeigten, wurde er in Stücke gehauen und verbrannt."

Dies ist die Nachricht, welche Fumo Aicaca, der Gesandte des Cazembe, mir gegeben hat, als ich mit ihm vom 15. bis zum 25. Juni 1868 zusammen war."

Da wir nun Briefe Livingstone's vom 30. Mai 1869 haben, so fällt dadurch die ganze Mordgeschichte in sich selber zusammen.

Der Sternschnuppenschwarm vom 12. bis 14. November 1869.

r. Ueber den November-Sternschnuppenschwarm des Jahres 1869 liegen nun zuverlässige Berichte in Form einer Zusammenstellung aus der Hand eines der eifrigsten Beobachter, des Professors F. Denza in Moncalieri, vor. Ihnen zufolge wurde nichts Außergewöhnliches beobachtet. Das Phänomen, welches bekanntlich nur alle 33½ Jahre in durch Glanz und Reichthum hervorragender Weise auftritt (1799 erschien es dem damals in Cumana weilenden A. v. Humboldt als ein wahrer Feuerregen und ebenso war es auch in den Jahren 1833 und 1834 und 1866 bis 1868 prachtvoll ausgeprägt), war dieses Mal, wie zu erwarten, von geringer Intensität, indem sowohl die Zahl als das Feuer der Meteore oder Sternschnuppen sich sehr beschränkt zeigten; zudem war die Witterung an vielen wichtigen Observationspunkten sehr ungünstig; sie schloß die sonst so thätigen Beobachter der nordamerikanischen Stationen und Englands von jeder Theilnahme an den Untersuchungen aus, und erlaubte auch der Commission, welche im Auftrage der französischen Akademie der Wissenschaften an vielen Orten Süd- und Mittelfrankreichs Beobachtungen anstellen ließ, nur verhältnißmäßig geringe Thätigkeit. Dennoch gelang es durch correspondirende, gleichzeitige Beobachtungen an mehreren Orten, unter Zuhülfenahme des elektrischen Telegraphen, die Höhe verschiedener Sternschnuppen zu bestimmen, und ebenso auch denjenigen Punkt des Firmamentes, aus dem sie ausstrahlten, mit Genauigkeit festzustellen. Es war fast genau derselbe, den schon die Untersuchungen der früheren Jahre kennen gelehrt hatten, eine Stelle im Sternbild des Löwen.

Die Zählungen von Sternschnuppen ergaben an den verschiedenen Orten, je nach der wechselnden Gunst der Witterung, sehr abweichende Resultate; so zählte man in der Nacht vom 13. auf den 14. binnen sieben Stunden 270 zu Moncalieri, binnen drei Stunden 600 zu Palermo, und in Paris kamen auf die Stunde durchschnittlich 25. Diese Ergebnisse contrastiren stark mit denen der vorhergehenden Jahre, wo in einigen Berichten erwähnt wurde, daß das Zählen durch die Masse der plötzlich erscheinenden Meteoriten unmöglich geworden sei. Die Erfahrungen der Periode von 1799 bis 1833 und von da bis

1866 lassen eine weitere Abschwächung des Novemberschwarmes für die nächsten Jahre erwarten, man wird aber nichtsdestoweniger die Beobachtungen mit allen Mitteln fortsetzen, ausdehnen und verschärfen. Denn die Sternschnuppenfrage ist heute eine brennende, und jene so sehr einleuchtende Theorie Schiaparelli's, welche aus der Uebereinstimmung in Lage, Größe, Form und Richtung der Kometenbahnen mit denen der Sternschnuppenschwärme, ferner aus dem optischen, spectralanalytischen und mechanischen Verhalten der Kometen und der Sternschnuppen eine Uebereinstimmung beider Arten von Himmelskörpern (die Kometen als aus Sternschnuppen bestehend, die Sternschnuppen als losgerissene Theile von Kometen betrachtend) folgert, kann nur durch fortgesetzte Untersuchung aller in Frage kommenden Erscheinungen bewiesen werden.

Chemische Einwirkung des Sonnenlichts auf der Erde.

—pl. Jedermann weiß, daß das Licht eine chemische Wirkung äußert. Das Bleichen der Farben an Kleiderstoffen, welche dem Sonnenlichte lange ausgesetzt werden, das Bleichen der Leinwand, das Schwarzwerden von salpetersaurem Silber oder Höllenstein im Lichte, die bleiche Farbe der Pflanzen, welche im Kellerraume keimen, das Ergrünen derselben, wenn sie dem hellen Sonnenscheine ausgesetzt werden, die Erscheinung, daß die Pflanzen im Sonnenlichte Sauerstoff ausathmen, — dies Alles sind Thatsachen, welche bezeugen, daß die Strahlen der Sonne einen chemischen Einfluß ausüben. Auch liegt es nahe, anzunehmen, daß die Sonne diesen Einfluß unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen wohl in sehr differentem Grade auf das vegetabilische und thierische Leben ausüben mag. Bis vor Kurzem fehlte es nun an Mitteln, den Grad und die Größe dieser chemischen Lichtwirkung zu messen. Es ist jedoch in jüngster Zeit den Forschern Bunsen und Roscoe, welche sich mit dieser Angelegenheit ernstlich beschäftigten, gelungen, die Sache aufzuklären, und zwar so, daß man wohl auch bald für die Erdkunde aus ihren Entdeckungen Vortheil zu ziehen hoffen kann. Sie benutzten bei ihren Experimenten lichtempfindliche Stoffe, deren chemische Veränderlichkeit unter der Einwirkung des Sonnenlichtes einen constanten Charakter zeigt. Mittelst dieser chemischen Photometer gelangten sie dann zu Schlüssen, welche namentlich den Meteorologen und den Klimatologen interessiren. Es sind dies gewissermaßen photographische Lichtmeßapparate, mit deren Hülfe es vielleicht möglich sein wird, Curven von gleicher mittlerer chemischer Lichtstärke auf den Globus einzuzeichnen, wie man in ähnlicher Weise die magnetischen und thermischen Curven ja bereits eingezeichnet hat.

Schiffsbau am Clyde und in den Vereinigten Staaten.

Man ist auch im letzten Jahre am Clyde mit Schiffsbauen nicht müßig gewesen. Es wurden in diesem Zeitraume 206 Schiffe von Stapel gelassen. Davon waren 83 eiserne Schraubendampfer, 11 eiserne Raddampfer, 74 eiserne Segelschiffe, 16 aus Holz und Eisen gebaute Segelschiffe, 10 hölzerne Segelschiffe, 4 hölzerne Rad- und 2 hölzerne Schraubendampfer. In Glasgow wurden von diesen 206 104 gebaut, in Port Glasgow 30, in Greenock 29, in Bowling und Dumbarton 26, die übrigen an kleineren Plätzen. Der Tonnengehalt dieser ansehnlichen Flottille betrug 198,563, und zu ihrer Construction wurden allein 10,000 Tonnen ostindisches Teakholz eingeführt. — Während sich die Briten solcher stolzen Zahlen freuen, zerbricht sich Bruder Jonathan den Kopf, wie er seinem Schiffsbau auf die Beine helfen soll. Wie die Zeitungen melden, empfing am 15. December die Congreßcommission, die sich mit den Mitteln zur Aufhülfe des darniederliegenden Schiffbaues bekannt machen soll, eine Deputation von Neuyorker Schiffstechnikern, und hörte die Rede des Sprechers derselben. Es war in derselben gesagt, daß 1866 unter den Schiffen, die im Hafen von Neuyork einliefen, bloß 1/3, heute aber 2/3 auf fremden Werften gebaut seien. Der Todesstoß des nordamerikanischen Schiffsbaues sei die seit 1848 in England aufgekommene Verwendung des Eisens gewesen; seit dieser Zeit habe sich das Neuyorker Werftpersonal von 21,000 auf 1100 vermindert. Für den Staat liege in diesem Verhältniß bei etwaigen Kriegsfällen eine Quelle böser Verlegenheiten. Wer solle die dann benöthigten Kriegsschiffe bauen und wovon, wenn man die Industrie hinsiechen lasse? Wie leicht zu denken, war des Pudels Kern das Ansuchen um Staatsunterstützung der Schiffsbauindustrien und um Bevorzugung der in den Vereinigten Staaten gebauten Schiffe, wo solche möglich.

Französisches Telegraphenwesen im Jahre 1869. Das französische Blaubuch für die innere Verwaltung giebt eine Uebersicht der im Jahre 1869 im Telegraphenwesen eingeführten Verbesserungen. Es wurden in Frankreich und Corsica 225 neue Stationen eröffnet, auf den Linien Paris-Lyon und Paris-Bordeaux der verbesserte Meyer'sche Apparat, der Facsimiles der Depeschen giebt, eingeführt; die inländischen Taxen erheblich herabgesetzt und durch Eröffnung der französisch-amerikanischen Kabellinie der Preis einer Depesche von Paris nach Neuyork von 137 Francs 25 Centimen auf 37 Francs 50 Centimen ermäßigt. Es überstiegen die Einnahmen in den neun ersten Monaten des vergangenen Jahres die des gleichen Zeitraumes im Vorjahre um mehr als eine Million Franken.

Wie die Bevölkerung Großbritanniens wohnt. In der am 21. December 1869 abgehaltenen Versammlung der Londoner statistischen Gesellschaft las Mr. J. Palgrave eine Arbeit über die Wohnungsverhältnisse der Bevölkerung Großbritanniens. Soweit die Erhebungen, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts gemacht wurden, miteinander vergleichbar sind, wohnt heute die britische Bevölkerung wahrscheinlich etwas besser als um das Jahr 1800, d. h. es wohnen heute weniger Leute auf gleichem Raume. Die ärmere Hälfte wohnt im Ganzen doppelt so gedrängt als die reichere. In Schottland, wo sehr genaue Daten erhalten werden konnten, wohnt ein Drittel der Menschen in einem, ein Drittel in zwei und nur das letzte Drittel in drei und mehr Räumen. Der zusammendrängende Einfluß der großen Städte ist offenbar durch ein Steigen der Wohlhabenheit in Schranken gehalten worden, da sonst in den letzten funfzig Jahren sicherlich das Verhältniß von Bewohnern zu Wohnungen sich bedeutend verschlimmert haben müßte.

Die Kupferminen am Obern See. Ueber deren unerschöpflichen Reichthum liegt ein Schreiben des Herrn Ch. T. Jackson aus Boston vom 19. October 1869 vor, welcher die darin befindlichen Nachrichten seinem Vetter Eduard Jackson verdankt, dem gegenwärtigen Leiter der Phönix-Kupfermine, wohl der bedeutendsten auf unserer Erde. Es heißt darin: „Durch Abbau wurde im Juni 1869 in der Phönixmine eine Ader von gediegenem Kupfer bloßgelegt, welche 65 Fuß lang, 32 Fuß hoch und am Ausbiß 4 Fuß dick ist. Eine ähnliche Ader kennen wir in keinem amerikanischen oder europäischen Bergwerke. Wenn die Dicke dieser Ader durchgängig 4 Fuß ist und das Kupfer derselben nur die durchschnittliche Reinheit der übrigen Kupferadern am Obern See hat, so enthält diese Ader 1000 Tonnen reines Kupfer, das, zu 20 Cents das Pfund verkauft, 400,000 Dollars abwerfen wird. Das ist aber nur die geringste Werthschätzung, denn ich habe allen Grund, anzunehmen, daß die Ader an mehreren Stellen bis zu 7 Fuß dick ist. Das Muttergestein, in welchem die Ader sich, mehrere Schichten im rechten Winkel durchbrechend, hinzieht, ist Melaphyr, Grünstein, ein Conglomerat und neuer rother Sandstein der Dyas, die auf einander folgen. Das die Ader umhüllende Ganggestein besteht aus Kalkspath, Quarz und Phrenit, welche das gewöhnliche Gangmaterial in dieser Gegend bilden. Zur Abarbeitung habe ich zum ersten Male hier das Nitroglycerin mit gutem Erfolge angewandt. Die von mir entdeckte Phönixmine wird seit 1844 bearbeitet, war aber eine Zeit lang aufgelassen, da man sie für abgebaut hielt, bis ich wieder die Sache in die Hand nahm."

Zinn im Staate Maine. Demselben Schreiben entnehmen wir Folgendes: „Auf dem Grund und Boden der Stadt Winslow im Staate Maine wurde von Herrn Daniel Moore ein bedeutendes Zinnlager aufgefunden (Januar 1869), dessen Erze 46 Procent reines Zinn enthalten. Ordentlich ausgeschieden und mit Säure gereinigt, geben sie aber bis 75½ Procent reines Metall. Das Erz kommt in mehr als vierzig kleinen Adern vor, deren Stärke zwischen ¼ Zoll und 1 Fuß wechselt. Die anstehenden Felsen sind ein metamorphischer, graublauer Kalkstein, der deutliche Spuren von Schichtung zeigt, und Gneiß. Der Kalkstein bildet die eine, der Gneiß die andere Seite der Adern. Auch kommt dort eine zinnhaltige Trapplage vor. Das Gangmaterial, welches das Zinnerz umhüllt, besteht aus Quarz und Flußspath. Das Zinnmaterial ist krystallisirt oder in Knollen von der Größe einer Walnuß oder Eichel." Welcher mineralogischen Species es angehört, sagt der in der Akademie des Sciences zu Paris am 22. November 1869 vorgetragene Bericht nicht.

Die Gaviale und die Cholera. Der Franzose Meunier hatte vor Kurzem eine Abhandlung veröffentlicht, in welcher er die Nothwendigkeit hervorhob, daß die Krokodile in den französischen Colonien, wo sie viel Unheil anrichteten, ausgerottet werden müßten. Ihm antwortet jetzt der Dr. Ch. Bretagne, indem er eine Lanze zu Gunsten des Gavials oder Gangeskrokodils einlegt. Dieser Saurier, so behauptet er, ist, trotz seines abschreckenden Aeußern, eine Wohlthat für die Menschen. Bretagne weist nämlich im „Bulletin de la Société protectrice des animaux" nach, daß die starke Zunahme und Ausbreitung der Cholera in den Gebieten des Ganges und der Dschamna in Ostindien im genauen Zusammenhang oder umgekehrten Verhältnisse mit der Abnahme der Gaviale stehe. Der Ausschuß, welchen ich zur Beurtheilung dieser Thatsache zusammenberufen habe und der aus Naturforschern, Reisenden, Aerzten und Kaufleuten bestand, stimmte vollkommen mit meiner Ansicht überein, welche sich darauf gründet, daß die Gaviale die von der Natur berufenen Reiniger der indischen Flüsse sind, da diese Thiere sich vorzugsweise von dem Fleische der in den Fluß geworfenen Leichen nähren. Die Inder müssen ihren Religionsgesetzen zufolge alle Cadaver, von Menschen wie Thieren, in die Flüsse werfen. Früher wurden diese von den Gavialen als leckere Speise betrachtet, und die Cholera, obgleich furchtbar für die Eingeborenen, hatte doch nicht jenen Höhepunkt erreicht, der ihr gestattete, über Mekka ihren Lauf nach Europa zu nehmen. Jetzt aber, wo die Gaviale mehr und mehr abnehmen, wo man sie mit den Spitzkugeln der Enfieldbüchsen leicht erlegt, während ihr Panzer den alten Rundkugeln widerstand, häufen sich die Cadaver im Ganges und an seinen Mündungen in ganz ungeheuerm Maßstabe, und ihre gesundheitsschädlichen Ausdünstungen tragen nicht wenig zur Verbreitung der Cholera bei." Die Gaviale aber, so behauptet Bretagne, seien lebenden Menschen ungefährlich, keinenfalls aber solche Menschenfresser wie die Nilkrokodile.

Wir lassen dahingestellt, wie weit die Verminderung der Gaviale wirklich die Verbreitung der Cholera beeinflußte; daß aber die in den Ganges geworfenen Leichen ganz entschieden auf den Gesundheitszustand der Flußanwohner nachtheilig einwirken müssen, dafür wollen wir Schlagintweit als Gewährsmann anführen. Er sagt (Reisen in Indien und Hochasien I, S. 235): „In Indien herrscht die unheilvolle Sitte, daß es als besonders glücklich für die Todten gilt, von den Fluthen eines geheiligten Flusses fortgeführt zu werden, und ungeachtet der ebenfalls bestehenden Sitte des Verbrennens wird doch das letztere wenig ausgeübt, wo Flüsse von so hoher Würde wie der Ganges zu erreichen sind. Selbst Kranke werden bereits an das Ufer gelegt, mit den Füßen in das Wasser getaucht, was in den meisten Fällen statt zur Heilung nur auf das Bestimmteste zum tödtlichen Ausgange beitragen und ihn beschleunigen kann. In jenen Theilen des Delta, wo, wie hier in Calcutta, Ebbe und Fluth noch so deutlich auftreten, geschieht es nicht selten, daß dieselben Cadaver tagelang an flachen Uferstellen, die Luft verpestend, hin- und hergespült werden, ehe sie, stärkeren Fluthen oder den Gavialen zur Beute, verschwinden."

Acclimatisation fremder Gewächse in Frankreich. Die Franzosen haben in der Eingewöhnung fremder Thiere und Pflanzen bisher im Vergleich zu anderen Völkern die vorzüglichsten Ergebnisse erzielt. Die Wälder ihres Landes sind, einige Gegenden im Innern und Süden abgerechnet, ziemlich ausgerottet, und sie haben aus diesem Grunde ihr Augenmerk auf den Anbau fremder, schnell wachsender Nutzhölzer gewandt, die den heimischen Mangel wieder ausgleichen sollen. Zunächst hat der australische Gumbaum (Eucalyptus globulus) im südfranzösischen Departement Var sehr gute Resultate ergeben. Er hat mit Erfolg dem heftigen Mistral Widerstand geleistet, und wächst dort zehnmal schneller als unsere Eiche, hat vor dieser aber das voraus, daß er zur Wiederbeholzung kahler Berggehänge sich vorzugsweise gut eignet. Indisches Bambusrohr wächst jetzt bei Tours, Macon und Angers; es hat die letzten zwei Winter schon vortrefflich überstanden, so daß sein Fortkommen gesichert erscheint. Selbst bei Paris kommt es im Freien fort; man findet es dort in den Gärten der Eingewöhnungsgesellschaft im Bois de Boulogne, sowie in mehreren Privatgärten.

* * *

— Hirschkühe mit Hörnern. Der „American Naturalist", December 1869, erwähnt mehrere merkwürdige Beispiele von Hirschkühen mit Hörnern; gewöhnlich sind diese Thiere unfruchtbar; aber in einem Falle warf eine solche Hindin ein Junges. Bei unserm Hausvieh, wenn die Kuh Zwillinge wirft, von denen das eine ein Männchen, das andere ein Weibchen ist, ist das Kuhkalb gewöhnlich unfruchtbar und gleicht in der äußern Erscheinung dem männlichen Thiere. Diese Kälber haben beim Schlachten oft hermaphroditische Natur gezeigt. Wir wollen hier noch an die Thatsache erinnern, daß alte weibliche Vögel zuweilen den männlichen Charakter ihrer Art annehmen. Alte Hennen, die aufgehört haben, Eier zu legen, beginnen zu krähen wie ein Hahn und erhalten bogenförmige Schwanzfedern.

— Das Klima von Neusüdwales ist heiß, hat empfindliche Extreme, ist aber gesund. Amtlichen Nachweisen zufolge beträgt der Durchschnitt der Geburten (für das Jahrzehnt 1857 bis 1868) 43 auf 1000, die Zahl der Sterbefälle aber nur 18 auf 1000. Die Colonien Victoria und Queensland sind nun längst von Neusüdwales abgetrennt worden, dennoch hat sich binnen 30 Jahren die Volksmenge des letztern von 114,000 Köpfen auf 467,000 gesteigert, also mehr als vervierfacht.

— Die Baumwollenausfuhr Brasiliens nach England betrug 1840 nur 14,779,000 Pfund; sie stieg 1864 auf 38,017,000, 1865 auf 55,403,000, 1866 auf 68,522,000, 1867 auf 70,421,000 und 1868 auf 98,796,000 Pfund. — Die Ausfuhr Großbritanniens nach Brasilien stellte sich 1866 auf 7,358,141 Pf. St., 1867 auf 5,822,918; die Einfuhren aus Brasilien nach England stellten sich in den beiden respectiven Jahren auf 7,237,793 und 5,902,011 Pf. St.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

In Bombay und der Umgegend.

II.

Die Höhlentempel von Kanheri auf der Insel Salsette. — Schaitiyas oder buddhistische Kathedrale. — Das Maharattenfort von Bassain. — Dharm-salas oder Rasthäuser. — Punah. — Die Tempel von Mahabaleschwar. — Sattara; Menschenopfer. — Die Mhars und das Dusserahfest. — Wilde Völker in den westlichen Ghats: Wanaras und Puliahs. — Elephanten.

In Ellora sieht man eine Kolossalstatue Buddha's, welche von den Dschainas unter dem Namen Parasnath verehrt wird; dieser gilt ihnen für den dreiundzwanzigsten Tirthankar, und zu ihm wallfahrten jahraus jahrein viele Pilger, um ihre Andacht zu verrichten. Eine Gruppe der unterirdischen Tempel in Ellora, welche als Indra Subhra bezeichnet wird, und welche älter ist als die Kailas, gehört, nach der Ansicht mehrerer Gelehrten, der Religion der Dschainas an, und wenn dem so ist, so haben wir in ihnen die ältesten Denkmäler dieses Cultus; sie müssen dann der Zeit angehören, in welcher der Buddhismus und der Dschainismus sich trennten.

In den Tempeln der Dschainas wie in den Schaitiyas der Buddhisten befindet sich der Eingangsthür gegenüber eine große Nische mit einer sitzenden Figur des letzten Tirthankar, und vor diesen Tempeln ruhet auf einem aus acht Säulen gebildeten Porticus eine Kuppel. Unter dem Säulengange sind Nischen für die Statuen der Heiligen.

Gleich den Hindus und den Buddhisten verbrennen auch die Dschainas ihre Todten, und sie legen an der Grabstätte Reis und Blumen nieder, stellen auch Wasser hin, damit die Seele in aller Ruhe die Transmigration erwarten könne.

Ein Europäer, der sich in Bombay aufhält, versäumt es nicht, einen Ausflug nach der Insel Schahsti zu machen. Sie ist allgemeiner unter dem Namen Salsette bekannt, liegt im Norden der Insel Bombay und ist mit derselben durch eine Brücke verbunden. Die Länge beträgt 18, die mittlere Breite 13 Miles, und die Volksmenge beläuft sich auf ungefähr 50,000 Köpfe. Die wichtigste Stadt, Thannah, hat eine hübsche Lage, aber jene von Ghora Bandhar ist noch weit malerischer. Hier sieht man die Ruinen einer 1605 von den Portugiesen erbaueten Kirche auf einem jetzt mit Waldgestrüppe bewachsenen Hügel.

Auf Salsette befinden sich mehrere Gruppen von Höhlen; die bedeutendste ist jene von Kanheri am Westabhange der Hügel, an deren entgegengesetzter Seite Tannah liegt. Man gelangt von Bombay aus auf der Eisenbahn in einer Stunde nach der Station Bhandup, welche 7 Miles von den Grotten entfernt ist.

Am Hügel von Kanha findet man an beiden Abhängen zahlreiche Excavationen. Die meisten Tempel und Klöster dort stammen wohl aus der Zeit des Anbeginnes der christlichen Aera; manche erinnern an die sehr primitiven Grotten von Kattack und Udaya Ghiri. Das sind die einfachen viereckigen Zellen, welche in den Felsen ausgehauen worden sind; vor denselben befindet sich eine Art von Galerie oder Veranda, mit oder ohne Säulen. Den Untersuchungen einiger Archäologen zufolge, welche die sehr schwierig zu entziffern-



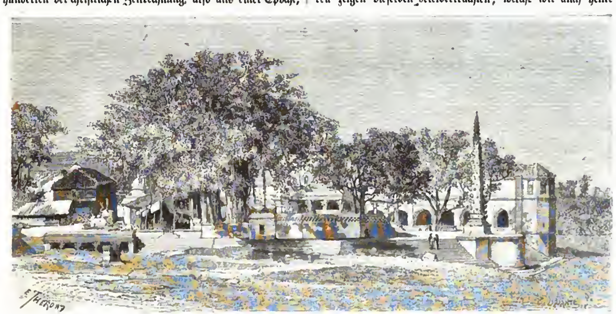
Gottesdienst der Dschainas in Bombay.

den Inschriften an den Felswänden zu erklären versuchten, rührt einer der ältesten Höhlentempel von einem griechischen Baumeister Xenocrates her; sie soll in das Jahr 65 vor Christus fallen und für die Aufnahme eines Buddhazahnes bestimmt gewesen sein. Drittehalb Jahrhunderte später wurden diese hochverehrten Reliquien von einem Monarchen der Andhradynastie in eine Dagoba gebracht.

Insbesondere bemerkenswerth sind zwei Schaitiyas oder buddhistische Kathedralen. Die eine ist nicht fertig geworden, man hat nur die Vorderseite nahezu vollendet; die beiden Säulen des Porticus gleichen denen von Ellora und Elephanta und haben gleichsam als Stilmuster gedient. Beim Aushöhlen dieser Schaitiyas sind die Baumeister derart zu Werke gegangen, daß sie gleichzeitig am Schiff und am Gewölbe arbeiten ließen; so blieb zwischen der obern und untern Excavation zuletzt nur eine dünne Steinlage, welche nachher eingeschlagen wurde.

Die große Schaitiya von Kanheri ist früher als die eben erwähnte hergestellt worden; sie datirt aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, also aus einer Epoche, in welcher der Buddhismus schon in der Ausartung begriffen war. Eine kleine Ringmauer schließt den Eingangshof; zu jeder Seite der Pforte steht ein Dorotupare oder Tempelhüter, der eine Lotosblume in der Hand und die heilige Schlange auf dem Kopfe hat. Zur Linken des Einganges befindet sich eine kleine Capelle mit plattem Dache; sie schließt eine Dagoba ein. Im Hofe sind zwei Pfeiler vom Felsen abgelöst; über dem zur Rechten befinden sich vier niedergekauerte Yakkhos und über dem zur Linken vier Löwen.

Die Mauer der Vorderseite hat eine viereckige Thür und zwei gleichfalls viereckige Fenster; weiter oben sind noch fünf Fensteröffnungen angebracht worden. Vor dem Tempel befindet sich ein hoher Porticus und an jeder Seite lehnt sich an die Mauer eine Kolossalstatue, welche einen Schüler Buddha's vorstellt; die rechte flache Hand derselben ist dem Zuschauer entgegengestreckt, die linke hält die Falten des Gewandes. Auf den Seitenwänden der zur Schaitiya führenden Eingangsthür stellt ein Basrelief einen Sklaven und eine Sklavin dar. Die Gestalten der verschiedenen Sculpturen zeigen dieselben Kleidertrachten, welche wir auch heute



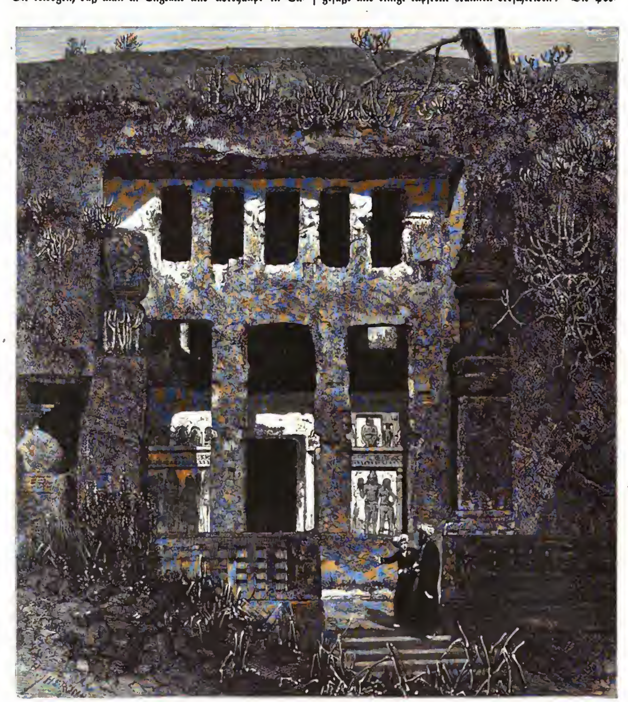
Landschaft bei Punah.

noch in der Präsidentschaft Bombay finden; denselben Languti oder Lendenschurz, welcher zwischen den Schenkeln hindurchgezogen und um die Hüften befestigt wird; denselben Ohrschmuck, wie er noch heute bei den wilden Stämmen Indiens vorkommt. Das Haar der Frauen ist vermittelst eines vor der Stirn befindlichen Metalldiadems nach hinten übergelegt und fällt in einer wulstigen Masse auf den Nacken herab; die Männer tragen einen Turban von eigenthümlicher Form.

Oberhalb dieser Sklaven und ihnen gegenüber befindet sich eine Reihe von Basreliefs, welche Buddha und dessen Jünger darstellen; einige sitzen, nach singhalesischem Brauch, auf Stühlen, andere, nach orientalischer Weise, mit untergeschlagenen Beinen. Eines dieser Basreliefs übertrifft die anderen an Größe, und auf ihm ist Buddha nicht sitzend, sondern stehend zu erblicken. Eine am Fuße des Standbildes eingegrabene Inschrift besagt, daß dasselbe gestiftet worden sei von Buddhagoschja, einem ceylonesischen Mönche. Licht fällt in diese Schaitiya vermittelst einer breiten Fensteröffnung, welche dadurch merkwürdig ist, daß der obere Theil die Form eines Hufeisenbogens zeigt, etwa so wie wir ihn an maurischen Bauwerken finden. Das Gewölbe wird von 30 Säulen getragen; 11 auf der linken und 6 auf der rechten Seite sind mit Sculpturen geziert, die 13 anderen sind achteckig und haben weder Unterlage noch Capitäle; die centrale Dagoba ist äußerst einfach.

Vom Kanhatery aus hat man nur eine kleine Strecke bis zum Dorfe Ghora Bhandez, das in einer wahrhaft reizenden Gegend liegt. Auf der andern Seite des schmalen Meeresfundes liegt das alte Fort Bassaïn, das in der frühern Geschichte Indiens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Der König von Guzerat überließ 1534 dasselbe den Portugiesen; 1739 kam es in den Besitz der Maharatten. Die Ruinen sind nun längst von Gestrüpp überwuchert, aber man sieht wohl, daß diese Burg früher eine große Bedeutung gehabt haben kann; auch erkennt man noch Spuren von Straßen und Kirchen; auch die Mauern eines Jesuitenklosters stehen noch. Die portugiesische Besatzung war nur schwach, wehrte sich aber tapfer, als die Maharatten die Festung belagerten. Ihr General Schimnadschi Appa verlangte unbedingte Uebergabe, er wollte keinerlei Art von Capitulation bewilligen. Der portugiesische Befehlshaber

schickte mehr als einen Boten nach Bombay und bat dringend um Hülfe der Engländer. Die Beamten der britisch-ostindischen Compagnie schlugen in hartherziger Weise das Gesuch rundweg ab, ließen sich jedoch hinterher einigermaßen erweichen. Allerdings war ihr Benehmen kleinlich genug. Sie erwogen, daß man in England und überhaupt in Europa ihnen Vorwürfe machen könne, weil sie christliche Glaubensgenossen im Stiche gelassen und ungläubigen Heiden preisgegeben hätten, und so wollten sie doch wenigstens etwas thun. Sie borgten den Portugiesen 20,000 Rupien, ließen sich aber als Sicherheit die silbernen und goldenen Kirchengefäße und einige kupferne Kannen verschreiben! Die Portugiesen leisteten dann noch einige Zeit lang tapfern Widerstand und ergaben sich erst, als alle ihre Kräfte erschöpft waren. Der General der Maharatten benahm sich großmüthig gegen die muthigen Vertheidiger; freiwillig stellte er ihnen ehrenhafte Bedingungen; kein Mensch, sei er Eingeborener oder Europäer, wurde irgendwie belästigt, und er war human genug, freie Ausübung der Religion für All und Jeden zu bewilligen.

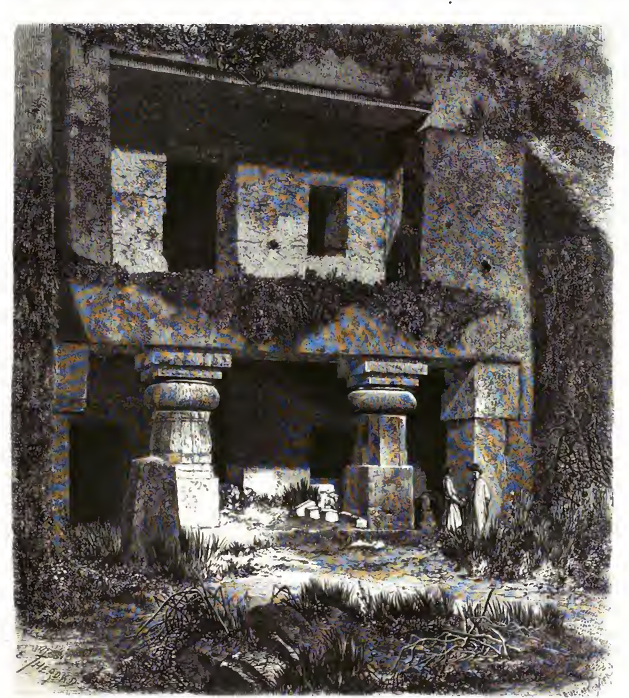


Hauptgrotte von Kanheri.

* * *

Wer von Bombay nach der Maharattenstadt Punah reist, muß die westliche Ghatkette überschreiten. Die

Gebrüder Schlagintweit schildern die Reise als eine sehr angenehme. Sie hätten, sagen sie, ihre Zelte entbehren können, denn sie fanden in angemessenen Zeiträumen ein Dak-Bangalo, ein für Reisende errichtetes Haus, in welchem dieselben ein Obdach finden. An Bedienung ist freilich nur ein Aufseher vorhanden, und manchmal sind Lebensmittel kaum zu haben. Das Geräth beschränkt sich auf das Allernothwendigste, nämlich auf einen Tisch, einige Stühle und Bettgestelle; die Betten muß man selber mitbringen. Auch die Küche ist sehr einfach: die Feuerstelle, etwa einen Fuß hoch, wird, wie auch beim Kochen im Zelt und im Freien der Fall ist, von den Köchen derart benutzt, daß sie vor



Vorderseite einer Grotte in Kanheri.

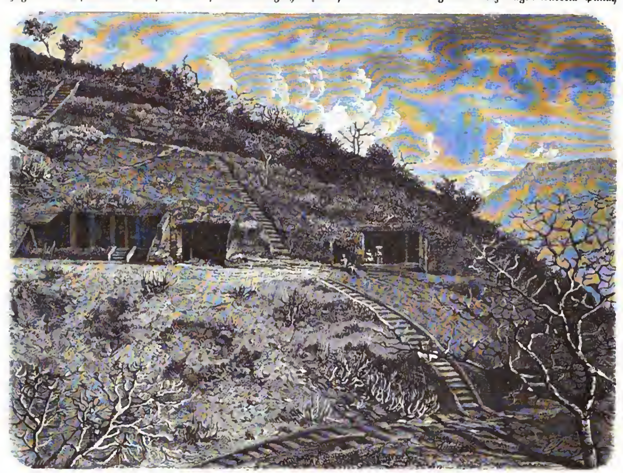
derselben auf dem Fußboden hocken und zwar mit emporgezogenen Knien, nicht, wie bei den Vorderasiaten, z. B. den Türken, mit untergeschlagenen Beinen. Man findet im Bangalo ein paar Töpfe, Bratspieße und eine Steinplatte nebst einem kegelförmigen Sandsteine; diese dienen zum Zerreiben des Curryſtoffes. An manchen Orten giebt es auch ein Absteigequartier im Stile der Häuser der Eingeborenen, ein Dharm-sala; solch eine Behausung ist aber gewöhnlich finster und unrein, und deshalb zieht der Europäer vor, in seinem Zelte zu bleiben.

In diesen Bangalos dient, wie überhaupt vielfach in Indien, der Rindermist als Brennstoff, auch, trotz des eigen-

thümlichen Geruches, beim Kochen von Speisen. Der Stoff wird, um das Brennen zu erleichtern, noch weich zu gleicher Dichtigkeit und Dicke geknetet, und man sieht solche Stücke in großer Menge gegen die Wände der Häuser gedrückt, damit sie trocknen. Dem Hindu ist das Rind ein geheiligtes Thier, und er darf bekanntlich dessen Fleisch nicht genießen, aber an dieser Bereitung des Brennstoffes findet er nichts Anstößiges.

In der Landschaft der Ghats fiel es den deutschen Reisenden auf, daß an manchen Stellen große, hellbraune Flecke zu sehen waren, die man für Lagen hellen Staubes hätte halten können. Bei näherer Beobachtung zeigte sich, daß es Grasflächen auf Felsen waren; das Gras war eingetrocknet und zeigte keine Spur von Grün; aber während der Regenzeit bieten diese Stellen, welche zahlreich über die dunkeln Abhänge zerstreut sind, durch ihr lebhaftes Grün eine für Indien seltene Zierde.

Punah hat eine sehr hübsche Lage und ist wichtig als Garnisonsplatz und als Gesundheitsstation („Sanitarium"). Als es noch den Maharatten gehörte, leisteten diese den Engländern sehr tapfern Widerstand. Ihr Oberhaupt führte den Titel Paischwa, der ursprünglich nur einen Minister bedeutet. Ein solcher war Bisvanath Billayi, welcher im Anfange des vorigen Jahrhunderts großen Einfluß gewann, als Punah und dessen Gebiet nur einen Vasallenstaat von Ahmednaggar bildete. Billayi's Nachkommen wurden selbständige Herrscher, welche erst nach langen Kriegen im Jahre 1818 von den Engländern bezwungen wurden. Punah



Hügel von Kanheri.

hatte zur Zeit seiner Blüthe etwa 150,000 Einwohner, jetzt etwa 80,000. Es ist ein Uebelstand, daß die Stadt an Wassermangel leidet. Die Umgegend aber ist berühmt wegen ihrer vortrefflichen, ungemein wohlschmeckenden Früchte, namentlich der Mangos. Der Mangobaum ist den Indern auch darum lieb, weil er reichlich erquickenden Schatten spendet.

Die Engländer haben sich in ihrer Weise häuslich eingerichtet; sie baueten Casernen, eine anglikanische Kirche, eine schottische Kirk und ein katholisches Gotteshaus; der große Exercirplatz ist mit Bangalos eingefaßt; auf demselben finden Pferderennen und Cricketspiele statt, wie denn überhaupt diese Europäer so viel als möglich auch in jenen heißen Gegenden Leibesübungen nicht vernachlässigen.

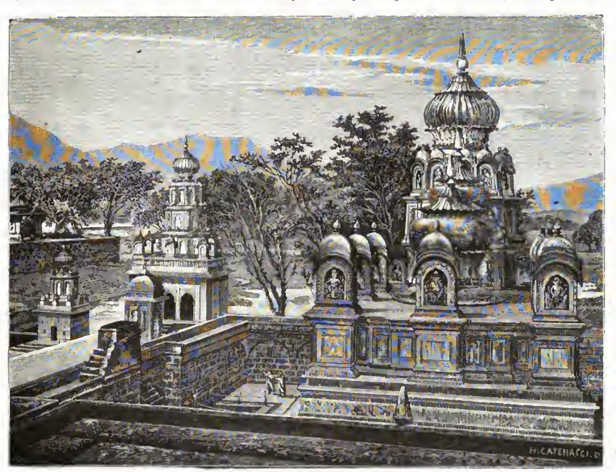
Der weltberühmte reiche Parsi, Sir Dschamsidschi Dschidschibhoy, hat sich um Punah große Verdienste erworben, weil er bedeutende Wasserwerke anlegen ließ; man ersieht aus der Inschrift auf einer Marmortafel, daß er dafür eine Summe von 175,000 Rupien verausgabt hat.

Vom Hügel der Parbuti (diesen Beinamen führt die Göttin Kali) hat man eine prächtige Aussicht auf eine sehr anmuthige Landschaft; auf der Anhöhe selbst findet man auch mehrere kleine Tempel, welche erst im vorigen Jahrhundert gebauet worden sind, und die Trümmer des Palastes der Paischwas. Auch sieht man den in der Ferne liegenden Platz, auf welchem vormals die Hinrichtungen stattfanden; die Verurtheilten wurden von Elephanten zerstampft. Ganz oben steht eine Pagode, für deren Unterhalt der Maharattenfürst sorgte; die englische Regierung liefert den Priestern keine Lebensmittel, keine Bekleidungsstoffe und auch keine Ehrenwache, sie zahlt aber doch alljährlich etwa 1200 Pfund Sterling

für die Oberpriester, die Bayaderen und anderes Tempelgesinde. Zur Zeit des Paischwa wurden jährlich an einem bestimmten Tage beträchtliche Almosen an die Armen vertheilt; diese Ceremonie, welche eine religiöse Unterlage hatte, wurde als Datschma bezeichnet.

Die Straße, welche von Punah, das 1784 englische Fuß über dem Meere liegt, nach Waï und Mahabaleschwar führt, ist beschwerlich, aber sehr malerisch. Sobald man in eine Höhe von 3000 bis 4000 Fuß gelangt, wird die Temperatur angenehm und die Luft balsamisch und erquickend. Man weiß diese Wohlthat doppelt zu würdigen, wenn man längere Zeit im indischen Tieflande verweilt hat und eine Abspannung der Nerven fühlt. Die Engländer begeben sich, so oft es ihnen die Verhältnisse erlauben, zu einem der verschiedenen Sanitarien hinauf, von Bombay aus z. B. nach Mahabaleschwar, das in 4300 englische Fuß Höhe eine mittlere Jahrestemperatur von 19,2° C. hat. Andere Sanitarien sind jene von Malcolms Pet, Paschganni und die kleine Station Aghamba, 3769 Fuß, unweit vom Fort Sinhgarh. Dazu kommt noch Purandhar, 3974 Fuß, 21° C., wo sich eine Invalidenstation mit Hospital befindet. Die mittlere Jahrestemperatur von Bombay beträgt 26,8°, jene von Punah 24,9° C.

Das Thal von Waï wird vom Krischna durchströmt, der südlich von Masulipatan an der Koromandelküste in den bengalischen Meerbusen mündet. An seinen Ufern liegen kleine Tempel, die eine ganz eigenthümliche Architektur haben. Etwa zwei Wegstunden von Waï steht ein ungeheurer Banianenbaum, der mit seinen Wurzelverzweigungen einen Raum von mehr als zwei Morgen Landes einnimmt.



Der kleine Tempel in Mahabaleschwar.

Die Ortschaft Mahabaleschwar („der allmächtige Herr") liegt westlich von Waï und besteht aus einer Anhäufung von Hütten, welche um verschiedene kleine Tempel herumliegen; dieselben haben, wie unsere Abbildung zeigt, eine eigenthümliche Bauart. Im Thale entspringen fünf Ströme, unter welchen der Krischna zu den heiligen Flüssen der Inder gehört.

Etwa 70 Miles südlich von Punah liegt Sattara, das längere Zeit Residenz des Maharattenkönigs war. Die Stadt ist auf drei Seiten von hohen Bergen umgeben und liegt gleichsam in einem Trichter. Der letzte Paischwa, welcher 1818 besiegt und seines Thrones verlustig wurde, lebte mehr als dreißig Jahre lang in der Verbannung zu Bithur, unweit von Kahnpur (Cawnpore), das in der großen Rebellion der Sipahis eine so wichtige Rolle gespielt hat, und wo der von den Engländern schnöde und schmachvoll behandelte Nena Sahib eine so grausame und blutige Rache nahm. Auch das Verfahren, welches gegen den letzten Radscha von Sattara beliebt wurde, ist von Engländern im Parlamente als eine „schwarze Niedrigkeit" bezeichnet worden: man betrog die rechtmäßigen Thronerben und nahm, ohne auch nur den Schatten eines Rechtsanspruches aufweisen zu können, das Land ohne Weiteres in Besitz. Die Festung von Sattara liegt ungemein malerisch auf einer Anhöhe; dort stehen nicht weniger als sechzehn Tempel, von denen vier dem Siwa und fünf der Bhawani geweiht sind. Diese war früher Göttin der Brautnacht, jetzt ist sie die Göttin der Pest und der Cholera.

Grauenvolle Blutopfer spielen im Wahnglauben der Inder eine bedeutende Rolle. Als Sivadschi mit dem Bau der Festung begann, ließ er, als Opfer für die Göttin, einen Knaben und ein Mädchen unter dem Hauptthore lebendig begraben. Sie waren die Kinder des Häuptlings der Mhars, welche in jenen Gegenden als Pariahs betrachtet werden. Die Eingeborenen erzählen ferner, daß auch unter jedem Thurme Menschen lebendig begraben worden seien, und deshalb kann es nicht auffallen, wenn sie wähnen, daß in der ganzen Gegend Gespenster und böse Geister umgehen. Sie feiern das Dusserahfest, um dieselben zu begütigen und günstig zu stimmen. Man führt einen jungen Büffel vor den Tempel der Bhawani, welche als Schutzgöttin der Festung gilt; nachdem einige Gebete gesprochen worden sind, versetzt der Häuptling der Mhars dem Thiere einen Schwertstreich in den Nacken. Nun wird der verwundete Büffel freigelassen, verfolgt und man schlägt auf ihn mit der Hand oder mit einer Waffe. So wird er Sündenträger derer, welche ihn berühren, sie laden ihre Sünden gleichsam auf ihn ab; der Büffel wird um die Mauern herum gehetzt, bis er wieder an das Eingangsthor gelangt. Dort hauet ihm ein Mhar den Kopf ab und zwar auf einen Hieb, denn das muß geschehen, wenn das Opfer gut und wirksam sein soll. Als Waffe dient ein Kultry, das halb Säbel, halb Sichel ist, eine dicke, oben breite, am Griff schmale Klinge hat, und auch bei den Bergbewohnern von Nepal bekannt ist. Nun werfen sich die Mhars über das geschlachtete Opfer, jeder nimmt ein Stück Fleisch; die angesehensten Männer hängen sich die Gedärme um den Hals, und so zieht man in Procession um die Festung herum, die Geister und Dämonen anflehend, daß sie das Fleisch- und Blutopfer gnädig aufnehmen möchten.

Während die Mhars den Büffel verfolgen, singen sie in vollem Laufe. Der Häuptling ruft: „Schlagt ihn, Mhars, schlagt ihn!“ Die Uebrigen antworten: „Wir wollen ihn schlagen!“ — „Schlagt ihn tüchtig, trefft ihn!“ — „Bruder, wie müssen wir ihn treffen?“ — „Schlagt los auf den Bösen!“ — „Wir werden ihn schlagen, Bruder.“ — Nach dem Opfer richten sie eine Ansprache an die bösen Geister. Der Häuptling sagt: „Nun trinkt dieses Blut, einen Tropfen nach dem andern.“ — Die Menge ruft: „Trinkt dieses Blut, trinkt es!“ — Der Häuptling: „Nun esset dieses Fleisch, Stück nach Stück!“ — Die Menge: „Esset dieses Fleisch!“ — Der Häuptling: „Hier ist die Leber, hier das Brot, hier ist Taback; das nehmt hin und seid uns gnädig!“

So geht es fort. Bei jedem einzelnen Stücke Fleisch, das mit Namen benannt wird, nimmt Einer etwas davon aus der Schüssel und wirft es nach rückwärts über die Schulter auf die andere Seite der Mauer. Die Mhars sind fest überzeugt, daß die Dämonen Alles, was ihnen dargeboten wird, auch annehmen. Sie erzählen, daß in alten Zeiten die Geister viel vertraulicher mit ihnen umgegangen seien als heut zu Tage, denn sie kamen und nahmen das Opfer aus den Händen ihrer Verehrer. Nun aber seien sie wild geworden; jede Gabe, welche für sie bestimmt ist, wird von ihnen in der Luft aufgefangen und fällt niemals auf die Erde.

In Sattara wird auch das berühmte Schwert Siwadschi's gezeigt; es ist gleichsam der Fetisch der Familie; die Klinge stammt aus Genua.

In den Gebirgen, welche sich an der westlichen Küste Indiens erheben, hausen Volksstämme, die von den eigentlichen Hindu völlig verschieden sind; sie haben dunkelere Hautfarbe, langes Haar, starken Bart und leben in den Wäldern oder sind Hirten und Nomaden. An der ganzen Westküste des Dekhan zieht sich ein Waldgürtel hin, der bis oben auf das Gebirge hinaufreicht und sich auch auf der Ostseite fortsetzt. Es ist in jeder Jahreszeit, auch während der trockenen Monate, sehr schwierig, in und durch diese Wälder zu dringen. Die Luft stagnirt, gleich den Gewässern, in den tiefen Schluchten, und die Gährung der verwesenden Pflanzenstoffe, welche einen übeln Geruch verbreitet, erzeugt böse Dünste, mephitische Miasmen. Aber doch treiben sich in diesen Wäldern und Gestrüppen wilde Stämme umher, welche in den verschiedenen Jahreszeiten ihren Aufenthaltsort wechseln. Da, wo sie einige Zeit bleiben wollen, umzäunen sie in einfachster Weise einen Fleck Landes, das sie vermittelst der im Feuer gehärteten Spitze eines Stabes auflockern, um etwas Getreide zu säen. Sie brennen Kohlen und flechten Körbe, aber bis auf den heutigen Tag sind Pfeil und Bogen ihnen unbekannt geblieben. So sind die Wanaras, welche schon der Dichter Walmiki geschildert hat, und ihnen ähnlich erscheinen die Puliahs in Concan.

Ihre Barbarei ist eine vollständige. Die Frau muß selbst an dem Tage, an welchem sie ein Kind geboren hat, selber für ihre Nahrung sorgen. Nachdem sie dem Kinde die Brust gegeben, macht sie ein Loch in die Erde und füttert dasselbe mit Baumblättern aus; dorthinein legt sie das Kind, um welches sich dann den ganzen Tag über weiter Niemand bekümmert. Vom fünften oder sechsten Tage an wird es jeden Morgen mit kaltem Thau abgewaschen und bekommt schon solidere Nahrung; man läßt es nackt in der Sonne oder in Wind und Regen liegen, und wenn es dabei nicht umkommt, wird es sehr abgehärtet sein.

Diese Wilden haben eine Art von Fetischdienst; sie verfertigen Palmwein; theils trinken sie denselben, theils dient er ihnen als Tauschwaare. Die Männer sind unbekleidet; sie und die Frauen klettern mit der Behendigkeit des Affen auf die Bäume. Die Frauen haben keine andere Leibesbedeckung, als ein schmales Stück Zeug, das sie um die Hüften schürzen.

Der berühmte Tippu Sahib begegnete auf einem seiner Kreuzzüge einer Horde von Puliahs. Als guter Muselmann nahm er Anstoß daran, daß diese Wilden ganz nackt gingen; er ließ die Häuptlinge vor sich kommen und machte ihnen Vorwürfe. Sie entgegneten, einmal, daß sie arm seien, sodann, daß die Sitte der Väter ein solches Nacktgehen erfordere. Tippu aber befahl ihnen, fortan gleich seinen übrigen Unterthanen Kleider zu tragen; er werde ihnen die erforderlichen Stoffe in jedem Jahre zukommen lassen; auch traf er sofort Anstalt, und eine genügende Menge Zeug wurde herbeigeschafft. Die Wilden geriethen darüber in Erstaunen und Angst und beriethen in kleinen Gruppen, was solchem Unglücke gegenüber zu thun sei. Hier handelte es sich um einen Eingriff in die geheiligten Gewohnheiten, in die überkommenen Bräuche. Sie baten den Herrscher, sie mit Schande und Unglück zu verschonen. Einer der Aeltesten warf sich vor ihm nieder, legte das ihm zugetheilte Stück Zeug ihm vor die Füße und bat um Alles in der Welt, sie auch ferner nach der Väter Sitte leben zu lassen. Der Sultan ließ sie gewähren.

In den Wäldern haben diese Barbaren viel mit wilden Thieren zu schaffen, insbesondere sind die Elephanten dort ihre Landsleute. Aber die Trupps wilder Elephanten sind nicht gefährlich, und manchmal läuft ein ganzes Rudel davon, wenn Menschen in die Nähe kommen. Erfahrene Elephantenjäger wollen mit Bestimmtheit wissen, daß ein Rudel niemals in Masse angreife. Verwundete Thiere gerathen allerdings in große Wuth und verfolgen den Jäger, welcher dann allemal seine liebe Noth hat, ihnen zu entkommen; er darf von Glück sagen, wenn es ihm gelingt, in Sicherheit zu kommen. Sehr gefährlich sind solche Elephanten, die einsam

leben, entweder weil sie aus der Herde ausgestoßen worden sind oder aus irgend welchem Grunde dieselbe verlassen haben.

In Indien sind die Elephanten bei weitem nicht mehr so zahlreich wie früher, die Schießwaffen haben unter ihnen stark aufgeräumt, und namentlich in bewohnten Gegenden stellte man ihnen eifrig nach, da sie den Feldern großen Schaden thun.

Selbst in den Waldeinöden findet man den einen oder andern Europäer. Der russische Fürst Saltykoff, welcher in die Urwälder der Ghats eingedrungen war, um Elephanten zu jagen, war nicht wenig überrascht, als er an ein ganz nach europäischer Art gebauetes Haus kam. Dort wohnte ein Schottländer mit Frau, Kindern und einer Anzahl indischer Diener. Als fleißiger Mann hatte er eine beträchtliche Strecke Waldes gelichtet und bauete nun allerlei Früchte der heißen Zone zumal: Kaffee, Zimmt, Muskatnüsse, Gewürznelken, Cardamomen, rothen Pfeffer und dergleichen mehr. Er stand eben in der Veranda, wo ein Tisch gedeckt war. Der Schotte bot dem Russen einen Trunk Sodawasser, ließ ihm ein Bad bereiten, und bei einem trefflichen Frühstück wurde Eremitagewein bester Qualität aufgetragen. Dieser wunderliche Pflanzer war in hohem Grade gastfrei, aber dabei verschlossen und fast mürrisch; offenbar hatte ihm das Klima stark zugesetzt und er litt an Milz und Leber. Auf seine „lieben Nachbaren", die wilden Thiere nämlich, und insbesondere auf die Elephanten, war er nicht gut zu sprechen. Man begreift das. Eines schönen Abends sitzt der Schotte mit seiner Familie beim Abendbrot in friedlicher Unterhaltung. Da fängt plötzlich das ganze Haus zu wackeln an. Dasselbe steht, um die schädlichen Wirkungen der Feuchtigkeit abzuhalten, auf starken Pfählen. Der Mann ahnte sofort, was vorgehe; da war wieder eines jener Thiere, „welche ihm sein Paradies verwüsten". Er nahm sein Gewehr, ging ans Fenster und sah einen Elephanten, der sich die beste Mühe gab, das Haus umzureißen. Er hatte eben den Rüssel um einen Pfeiler der Veranda geschlungen und arbeitete aus Leibeskräften. Sein Attentat mußte er natürlich mit dem Leben bezahlen.

Vergleich der Volksbildung in verschiedenen europäischen Ländern.

Preußen. — Oesterreich. — Frankreich. — Italien. — England.

Die vergleichende Methode ist in den verschiedensten Wissenschaften gegenwärtig an der Tagesordnung, und wo genügende Daten vorliegen, zeitigt sie meist vortreffliche Ergebnisse. Auch die Statistik, welche einen so riesenhaften Aufschwung nimmt, wendet sich mehr und mehr dem Vergleiche zu, besonders seit sie in den europäischen Ländern ziemlich conform behandelt wird, und somit bessere Anhaltepunkte zu Vergleichungen bietet. Allerdings dürfte noch einige Zeit vergehen, ehe sie allen in dieser Beziehung an sie gestellten Anforderungen gerecht wird. Bis dahin behelfen wir uns mit den mangelhaften, vorhandenen Daten, und mit solchen müssen wir auch rechnen, wenn wir — um einen Culturmaßstab für verschiedene Völker zu gewinnen — fragen, wie weit die Kenntniß des Lesens und Schreibens bei einzelnen Nationen verbreitet sei, und wie diese Kenntniß sich in Procentsätzen gegenüber der Gesammtbevölkerung ausdrücke.

Vor zwei Jahren hat eine vom britischen Parlamente niedergesetzte „Commission zur Verbesserung des Schulwesens" über das Unterrichtswesen in Europa und Nordamerika Bericht erstattet, und hier finden wir einige Anhaltepunkte. Nicht weniger als drei Jahre lang hatte man Stoff gesammelt, der in 20 großen Bänden dem Parlament gedruckt vorgelegt wurde. Fachmänner waren nach Preußen, der Schweiz, Frankreich, Nordamerika entsandt worden, um den Zustand der dortigen Volks-, Mittel- und Hochschulen ins Auge zu fassen und mit den englischen zu vergleichen. Das meiste und unbedingteste Lob wird dem preußischen Schulwesen gespendet. Die Elementarschulen, sagen die Commissäre, seien gut und wohlfeil, die Lehrmethoden vortrefflich, und das ganze Unterrichtssystem sei den Bedürfnissen des Volkes angemessen. Allerdings scheint man die wenig gut beleumundeten Schulregulative nicht gekannt zu haben, die den Volksbedürfnissen gerade nicht „angemessen" sind. Ueber die Ergebnisse des Volksschulunterrichts in Preußen erhalten wir am besten Auskunft, wenn wir den „Bericht über die Schulbildung der im Ersatzjahre 1868—1869 eingestellten Ersatzmannschaften" zu Rathe ziehen. Aus diesem ergiebt sich, daß immer noch 3182 Mann oder 3,94 Procent der Gesammtsumme ohne alle Schulbildung waren. Die alten Landestheile nehmen hieran Theil in folgendem Maße:

Preußen . . .	1464	Mann oder	13,26	Procent.
Posen	884	„ „	14,73	„
Pommern . .	66	„ „	1,24	„
Schlesien . .	380	„ „	3,05	„
Brandenburg	51	„ „	0,65	„
Sachsen . . .	37	„ „	0,52	„
Westphalen .	93	„ „	1,62	„
Rheinland . .	92	„ „	0,81	„

Betrachten wir diese Tabelle näher, so ergiebt sich eine rapide Abnahme der Schulbildung, je weiter wir nach Osten gelangen, und zwar hängt dieses unzweifelhaft mit der slavischen Bevölkerung im Osten Preußens zusammen: Posen, Preußen und Schlesien (hier kommen die oberschlesischen Wasserpolaken in Betracht) stehen am tiefsten in der Scala. Deutschthum und Schulbildung sind Begriffe, die sich gegenseitig decken, wo aber die slavische Bevölkerung auftritt, da zeigt sich sofort eine auffällige Abnahme der Schulbildung. Der Regierung kann die Verantwortlichkeit dafür nicht in die Schuhe geschoben werden; diese sorgt gleichmäßig für ihre Staatsangehörigen deutscher wie slavischer Zunge. Aber die verrotteten Zustände in den ehemals polnischen Landen konnten auch in dem halben Jahrhundert, seit Posen preußisch ist, nicht so schnell ausgetilgt werden, obgleich die Regierung dort redlich für Schulen sorgte.

Am erfreulichsten waren die Resultate in Berlin und Hohenzollern, wo bei den frisch eingestellten Mannschaften nicht ein Fall von mangelnder Schulbildung sich ergab. Die neuen Provinzen weichen nicht ab von den übrigen rein deutschen Landschaften Preußens, und zwar mangelt die Schulbildung von den Ersatzmannschaften des Jahres 1868 bis 1869:

In Hannover	73	Mann oder	1,08	Procent.
„ Schleswig-Holstein	17	„ „	0,67	„
„ Hessen	15	„ „	0,55	„
„ Nassau-Frankfurt .	8	„ „	0,45	„
„ Lauenburg	2	„ „	0,81	„

Aehnlich stellen sich die Ergebnisse in den übrigen deutschen Ländern und der Schweiz, die bekanntlich viel Geld auf guten Unterricht verwendet. Einzelne Kreise in Baiern, namentlich die altbaierischen Gegenden, stehen jedoch bedeutend zurück hinter Franken und der Pfalz, und die Thatsache ist nicht unbeobachtet geblieben, daß da, wo die ultramontanen Abgeordneten gewählt wurden, die Schulbildung die mangelhaftere, die Zahl der Verbrechen die größere sei, gegenüber den Wahlbezirken, die liberale Abgeordnete stellten. Ein inniger Zusammenhang dürfte hier kaum zu leugnen sein.

Gehen wir nach Oesterreich, so drängt sich uns sofort wieder die Thatsache auf, daß die Schulbildung in dem vorwiegend deutschen „Cisleithanien" verbreitet ist, und zwar in den ehemals zum deutschen Bunde gehörigen Ländern, nicht aber in den jetzt widernatürlich mit dieser Reichshälfte vereinigten Ländern Galizien und Dalmatien, die weder geographisch noch ethnographisch zur Westhälfte der Monarchie gehören. Nehmen wir für Oesterreich-Ungarn wieder die Armee zum Maßstabe, so ergiebt sich, daß von den 1865 und 1866 eingestellten Recruten des Schreibens kundig waren:

In Niederösterreich	. 83½	Procent.
„ Böhmen	..... 60½	„
„ Mähren	..... 45¾	„
„ Schlesien	..... 69½	„
„ Tirol	.... 36½	„
„ Ungarn	...... 25½	„
„ Croatien	 13	„
„ Siebenbürgen	.. 8¾	„
„ Galizien	..... 4¼	„
„ Krain	...... 3½	„
„ Dalmatien	.... 1¼	„

Wie beschämend für viele Kronländer ist nicht diese Tabelle! Selbst das finstere Tirol mit seinen „schwarzen Tschechen" übertrifft noch alle östlichen Länder, die mit ihrer vorwiegend slavischen, magyarischen und wallachischen Bevölkerung weit hinter den deutschen Theilen Oesterreichs zurückstehen. Aber auch da, wo Deutsche und Slaven gemischt unter einander wohnen, zeigt sich ein Vorherrschen der Volksbildung auf Seiten der Deutschen. Böhmen gehört zu den am weitesten vorgeschrittenen Ländern der Monarchie; seine Tschechen erhielten unter dem unausgesetzten deutschen Einflusse eine Bildung, welche diejenige aller übrigen Slaven weit überragt. Vergleichen wir aber die deutschen und slavischen Bewohner dieses Landes mit Bezug auf ihre Schulbildung, so liegt das Uebergewicht wieder auf deutscher Seite, wie dieses zweifelsohne durch den Schulbesuch in deutschen Kreisen gegenüber tschechischen festgestellt wird. Im Jahre 1860 wurden die böhmischen Volksschulen von 610,970 Kindern besucht, schulpflichtig waren im ganzen Lande 629,400; es gingen somit nicht in die Schule 19,000 Kinder, und diese entfallen vorzugsweise auf tschechische Kreise, wie aus der nachstehenden Tabelle hervorgeht, welche nach der Volkszählung von 1857*) die Anzahl der Deutschen und Tschechen anführt und daneben in Procenten die schulpflichtigen Kinder, welche keine Schule besuchen.

Leitmeritz	353,000	Deutsche	44,000	Tschechen	— 0	Proc.
Eger	367,000	„	—	„	— 1	„
Saaz	208,000	„	25,000	„	— 1	„
Jitschin	102,000	„	237,000	„	— 2	„
Königgrätz	96,000	„	249,000	„	— 2	„
Bunzlau	224,000	Deutsche	186,000	Tschechen	— 3	Proc.
Chrudim	56,000	„	299,000	„	— 3,2	„
Budweis	130,000	„	146,000	„	— 4	„
Tschaslau	*14,000	„	299,000	„	— 4	„
Pilsen	126,000	„	259,000	„	— 4,3	„
Prag	30,000	„	619,000	„	— 5	„
Tabor	—	„	355,000	„	— 5	„
Pisek	57,000	„	256,000	„	— 6,3	„

*) Seit 1857 hat in Oesterreich keine Volkszählung stattgefunden. Es rangirt in dieser Beziehung in Europa neben der Türkei.

Nicht berücksichtigt sind in dieser Tabelle die Juden Böhmens, welche alle lesen und schreiben können.

Noch weit deutlicher würden diese statistischen Vergleiche in die Augen fallen, wenn man sie nach der sogenannten graphischen Methode darstellte, und durch verschieden starke Schraffirungen die Procentsätze der Bevölkerung, welche lesen und schreiben kann, gegenüber den Analphabeten auf der Karte zur Anschauung brächte. Ausgeführt ist dieses Verfahren in Frankreich, wo die berühmte sogenannte „Unwissenheitskarte" ein trauriges Bild von der Volksbildung unserer übervogesischen Nachbaren lieferte. Um den Vergleich mit dem früher Gesagten zu ermöglichen, nehmen wir wieder die Armee als Basis unserer Mittheilungen an. Im Jahre 1848 gab es in ganz Frankreich unter 100 Conscriptionspflichtigen noch 38,12, welche zu den „illettrés" zählten; 1863 hatte sich dies Verhältniß auf 28,61 und 1866 auf 24,32 Procent vermindert. Nimmt man aber, um die Durchschnittsbildung der Franzosen zu erkennen, noch die weibliche Bevölkerung hinzu, so erhält man noch weit ungünstigere Ergebnisse. Im Jahre 1866 ereignete es sich, daß von 100 Bräuten nicht weniger als 42 unter den Heirathscontract an Stelle der Namensunterschrift drei † † † machen mußten! Unter 100 Männern jedoch nur 26.

Auf der erwähnten Karte sind die Departements in fünf Classen getheilt, und zwar zählte man zur ersten jene, in welchen die des Lesens und Schreibens Unkundigen nur 0 bis 5 Procent der Conscribirten betragen, die zweite zählt deren 5 bis 10, die dritte 10 bis 25, die vierte 25 bis 33½ Procent, die fünfte, was darüber ist. Nach der Aushebung von 1866 fielen von 89 ziemlich gleich großen französischen Departements nur 8 auf die erste Classe, und diese liegen sämmtlich im Osten des Kaiserthums, gehörten ehemals zum deutschen Reiche und sind der Nationalität nach noch vorherrschend von Deutschen bewohnt. Also auch hier wieder zeigt sich die Superiorität der Deutschen auf dem besprochenen Gebiete. Obenan steht das Departement der Vogesen mit nur 1,76 Procent Analphabeten. Dann folgt Doubs mit 2,81, Maas mit 2,89, Meurthe 3,36, Obermarne 3,87, Côte d'or 3,93, Niederrhein 4,42 und Jura 4,70 Procent. Die zweite Classe mit 5 bis 10 Procent des Schreibens und Lesens Unkundigen wird von elf Departements gebildet; die dritte (10 bis 25 Procent) von 26; auf die vierte fallen 22, auf die fünfte ebenfalls 22. Den niedrigsten Rang nimmt das Departement Haute Vienne ein, wo nur 45,49 Procent der Conscribirten lesen konnten.

Man ist bemüht, solchen barbarischen Zuständen durch Vermehrung der Schulen entgegenzuwirken, und diese thut allerdings dringend Noth. Im Jahre 1865 ermangelten von 37,548 Gemeinden Frankreichs noch 694 jeglicher Schule. Von vier Millionen französischer Kinder, die, im Alter von 7 bis 13 Jahren stehend, schulpflichtig waren, besuchten 440,000 oder über 10 Procent gar keine Schule; nur 49,8 Procent, noch nicht die Hälfte, gingen regelmäßig zur Schule, 18,8 Procent besuchten diese nur 6 bis 9 Monate im Jahre.

Das französische Unterrichtswesen selbst leidet noch an bedeutenden Mängeln, und ehe dieses selbst nicht auf eine bessere Stufe erhoben wird, dürfte kaum eine durchgrei-

fende Aenderung stattfinden. In dem oben erwähnten englischen Parlamentsberichte heißt es von demselben: „Es sei eine vortreffliche Maschine zur Entwickelung der intellectuellen, aber nicht der moralischen Eigenschaften der Jugend. Die Lehrer folgten streng dem vorgeschriebenen Lehrplane." Bis zu welchem Grade dieses der Fall ist, dafür finden wir noch einen Beleg in der „Revue de l'instruction publique", welche den Schematismus an den Pranger stellt und wörtlich sagt: „Ueberall, wo es ein Lyceum giebt, erklären in jeder Classe, an demselben Tage, zur selben Minute alle Lehrer dieselbe Stelle desselben Textes und sprechen so zu sagen dieselben Worte. Jemand hat vorgeschlagen, alle öffentlichen Uhren in Paris mit der Uhr des Stadthauses zu verbinden und so in allen Vierteln eine gleichmäßige Zeit herzustellen. Was man in Betreff der Uhren vorgeschlagen hat, das ist in Betreff der Schulen verwirklicht. Nach diesem schönen Reglement unterrichtet nicht mehr ein Mensch, sondern eine Maschine, eine Professor-Uhr, Professeur-Breguet." So in den höheren Anstalten, und fast noch schlimmer ist dieses System in den Volksschulen. Der „Siècle" hatte Recht, als er vor einigen Jahren ausrief: „In Bezug auf den Volksunterricht stehen wir in der letzten Reihe der europäischen Mächte. Und dabei bilden wir uns ein, daß wir an der Spitze der Civilisation einhergehen." Diese Stimme war in der That einmal vorurtheilsfrei, aber ein weißer Sperling unter den Franzosen.

Betrachten wir einen andern romanischen Staat, Italien, so ist auch hier nicht zu verkennen, daß neuerdings Schritte zur Verbesserung der daniederliegenden Volksbildung gethan werden, allein die Zustände sind auch hier, so wie sie jetzt aussehen, noch grauenhaft genug. Eine schnelle Besserung kann der Natur der Verhältnisse nach nicht erzielt werden, denn die Kinder, die jetzt in den neu errichteten Schulen Belehrung empfangen, kommen erst in etwa 15 Jahren zur Conscription, heirathen vielleicht in 20 Jahren und dann erst zeigen sich die Resultate. Nach der Volkszählung von 1861 gab es unter den 21,777,334 Bewohnern der damals zum Königreich gehörigen Provinzen nicht weniger als 16,999,701, die nicht lesen und schreiben konnten, d. h. 78 oder, wenn man die Kinder unter 5 Jahren außer Rechnung läßt, 71,75 Procent der Bevölkerung ermangelten jeder Schulbildung. Im Jahre 1864 belief sich die Zahl der Elementarschulen auf 31,804. Von den 7345 Gemeinden, aus denen der Staat bestand, entbehrten noch 376 ganz der Schule, 461 hatten keine Knaben-, 1884 keine Mädchenschule. Die Schulen wurden besucht von 1,178,734 Schülern, während die Zahl der schulpflichtigen Kinder 3,228,237 betrug, oder mit anderen Worten, nur 37 Procent aller italienischen Kinder besuchten die Schule*).

Eine weitere Beleuchtung der Volksbildung oder vielmehr Unbildung der Italiener ermöglicht uns die 1868 veröffentlichte Zusammenstellung des königlich statistischen Büreaus über die im Jahre 1866 abgeschlossenen Civilehen. Deren Zahl betrug 120,752. Der Civilact konnte unterschrieben werden von 22,395 Brautpaaren gleichzeitig; 25,957 bloß vom Bräutigam, 3002 bloß von der Braut und 69,398 (oder 57 Procent) von keinem Theile. Von den 241,504 Personen, welche obige Ehepaare ausmachten, unterschrieben also 73,749 den Civilact, während 167,755, also fast 70 Procent, erklärten, nicht lesen und schreiben zu können. Das stimmt überein mit der oben bei den Kindern angegebenen Zahl. Und diese 70 Procent bilden den Theil der italienischen Bevölkerung, dem für 30 Jahre die Zukunft gehört.

So stellt sich uns der Gesammtstaat vor, wobei jedoch Venetien noch nicht eingerechnet ist, dessen Zuwachs die Procentzahl der Unwissenden etwas herabdrückt, da dort unter österreichischer Herrschaft besser als in den italienisch regierten Staaten für die Volksbildung gesorgt war. Sehen wir aber Italien nach seinen einzelnen Theilen an, so erhalten wir ein Bild, wie ungemein verschieden die Schulbildung vertheilt ist. Der Norden steht am höchsten, je weiter wir aber nach Süden vorrücken, desto ungünstiger werden die Verhältnisse, desto mehr nehmen Rohheit und Unwissenheit zu. Die Brigantenprovinzen halten gleichen Schritt mit den entlegensten Theilen der Inseln Sardinien und Sicilien. Von 100 Paaren konnten nicht den Act der Civiltrauung unterschreiben in:

Turin 15, Como 18, Bergamo 22, Novara 24, Cuneo 32, Porto Maurizio 32, Livorno 32, Brescia 33, Alessandria 35, Milano 35, Genua 39, Pavia 43, Florenz 43, Lucca 44, Cremona 46, Pisa 46.

Wir übergehen hier eine große Anzahl Provinzen, deren Procentzahl von Schreibensunkundigen in der Mitte liegt, und steigen gleich hinab in die tiefsten Regionen, wo der Absolutismus im Bunde mit einem lichtscheuen und selbst unwissenden Clerus ein geistig dunkeles Geschlecht heranzog. Unter 100 Brautleuten waren des Schreibens unkundig in:

Massa-Carrara 56, Bologna 58, Neapel 59, Grossetto 60, Modena 60, Siena 62, Arezzo 62, Ancona 63, Parma 63, Palermo 64, Ferrara 66, Umbria 67, Abruzzo ulteriore II. 67, Pesaro 68, Urbino 68, Sassari 68, Ravenna 68, Macerata 68, Piacenza 69, Forli 72, Cagliari 74, Terra di Lavoro 75, Molise 76, Messina 76, Principato citeriore 77, Caltanisetta 77, Catania 77, Principato ulteriore 78, Benevento 78, Ascoli 78, Terra d'Otranto 79, Capitanata 79, Girgenti 79, Siracusa 80, Calabria ulteriore 80, Abruzzo ulteriore I. 80, Trapani 81, Abruzzo citeriore 81, Basilicata 83, Terra di Bari 85, Calabria citeriore 86.

Also auch hier entwickelt sich vor uns ein trauriges Bild! Da können wir Deutschen denn ruhig sagen: „Wir danken Dir, daß wir nicht sind wie jene!" Die Niederländer, Schweden, Norweger und Dänen stehen mit uns, was Schulbildung anbelangt, so ziemlich auf gleicher Stufe. Am weitesten zurück unter allen germanischen Völkern sind die Engländer, und mit einem Hinblick auf diese wollen wir schließen. In England besteht bekanntlich kein Schulzwang. Der verstorbene Prinz Albert, welcher die segensreichen Folgen dieser Einrichtung in seiner deutschen Heimath kennen gelernt, bemühte sich freilich, etwas Aehnliches in England durchzuführen, stieß jedoch auf harten Widerspruch, weil er die „freie Selbstbestimmung" antasten wolle. Es ist nicht nöthig, hierüber zu streiten; wie sehr die Engländer aber noch in der Volksbildung zurück sind, erkennt man aus einem Parlamentsausweise, der bis 1865 reicht und bemerkenswerthe Daten liefert. Diese Zusammenstellung bringt die Zahlen der Männer und Frauen, welche bei ihrer Heirath in die betreffenden Register ein Zeichen machen mußten, statt ihre Namen einzuschreiben. Mehr als ein Drittel der Männer in Wales, fast ein Drittel der Männer von Herfordshire, Cambridgeshire und Norfolk mußten zu diesem Auskunftsmittel greifen. In dieselbe Nothwendigkeit waren mehr als ein Drittel der Männer in Suffolk, 35 Procent der Männer von Bedfordshire und Staffordshire, 38 Prozent in Monmouthshire versetzt. In Lancashire war unter vier Männern immer einer, der nicht schreiben konnte. Geht man

*) Vergl. den Aufsatz des Professors Garelli im Politecnio. „L'instruzione elementare del regno d'Italia". Decemberheft 1867.

zurück auf frühere Daten, so ist allerdings ein Fortschritt unverkennbar. Während im Jahre 1845 die Zahl der Männer 66,8 Procent und die der Frauen, welche bei der Heirath ihren Namen schreiben konnten, 50,4 von der Gesammtsumme betrug, hatte sich im Jahre 1855 das Verhältniß schon so weit gebessert, daß die Männer mit 70,5 und die Frauen mit 58,8 Procent figuriren, und das Decennium 1855 bis 1865 hat die Procente auf 77,5 bei den Männern und 68,8 bei den Frauen gehoben.

Richard Andree.

Asiatische Völkertypen.

Von Hermann Vambery *).

Die Kurden.

Den monumentalen Ueberresten der altparsischen Anschauung und religiösen Schwärmerei, deren letzte Ueberbleibsel die heutigen „Gebrn" sind, kann als passender Gegensatz ein Bild asiatischer Rauhheit und unbändiger Lust zum Nomadenwesen der heutigen Kurden, die eben in denselben Eigenschaften schon vor drei Jahrtausenden glänzten, an die Seite gestellt werden. Herodot und Xenophon erzählen von Raublust und Sucht nach Abenteuern, welche dieses Volk kennzeichneten, und darin haben die Kurden ihren Nationalcharakter nicht um eines Haares Breite verändert.

Wild romantisch, wie die Berge, welche sie schon seit Jahrtausenden bewohnen, ist der äußere Anblick wie der innere Gedankengang der Kurden noch heutzutage. Die alte Religion des „Weisen von Baktra" sammt ihrer humanistisch-philosophischen Lehre sowohl, als auch das Erscheinen des Propheten aus Hedschas mit der mehrere Jahrhunderte darauf folgenden blühenden Cultur des Islams, Alles ist an den kalten Felsenwänden des kurdischen Heimathslandes spurlos vorübergezogen; nichts hat dieses Urvolk des iranischen Stammes auf die Bahn der Cultur bringen können, und selbst heutzutage, wo einzelne Strahlen der abendländischen Cultur ihren Weg von Konstantinopel aus über die fernen Ufer des Tigris und Euphrat, ja bis tief hinein in das Innere Asiens nehmen, selbst heute haben Kurdistan und der Kurde der gewaltig donnernden Stimme des „Vorwärts" widerstehen können.

Wahrlich, Kurdistan verdient mehr Aufmerksamkeit von Seiten des europäischen Reisenden, als ihm bis heute zu Theil geworden war. Es ist gleichsam eine Schweiz Asiens, die an Schönheit nur mit den Gegenden des Alatau's verglichen werden kann. Imposant sind wohl die Berge des Himalaya, doch reizend ist das nördliche Euphratgebiet, und wenn auch in den nordpersischen Landschaften Gilan und Mazenderan die Vegetation eine üppigere ist, so fehlt dagegen dem kurdischen Gebirge die fiebererzeugende Luft, und das Klima seiner Alpenregion wird als ein entzückendes geschildert. Zwischen Mesopotamien, Armenien, Azerbaidschan und Irak gelegen, hat das Land der Kurden heute ebensowenig eine Grenze, wie der wilde Trieb seiner Einwohner, welchen die Fessel irgend einer Regierung niemals angelegt werden konnte. Die Herrschaft der Türken, Perser und Araber über sie ist und war immer nur eine nominelle; nur dem Aberglauben und Graubärten gelingt es manchmal, sie zu controliren, und sie waren auch von jeher mehr eine Last und Plage für die betreffenden Regierungen, als der Born eines Ertrages und staatlichen Nutzens. Da sie den östlichsten Punkt des ottomanischen Kaiserstaates bilden, so hat die Pforte es selbst heute für gut befunden, wenn sie in keine gefährlichen Unruhen — wie die Bedr Chan Bey's war — sich einlassen will, den Ungehorsam lieber stillschweigend hinzunehmen, als mit einem fruchtlosen Disciplinarverfahren sich selber zu schaden. Der Kurde gleicht einer wilden Ziege — sagte mir einst ein Türke —, wer ihn melken will, muß ihm von Fels zu Fels nachspringen können, und weil dies die Diener unsers Sultans nicht im Stande sind, so gelingt es den Kurden, sich ungeschoren immer aus der Affaire zu ziehen.

In Persien machen sie der Regierung noch mehr zu schaffen, da sie sich in verschiedenen Theilen des Reiches zerstreut befinden und überall der Behörde Schwierigkeiten bereiten. Die kleinste Gruppe derselben hält sich in Chorassan um Kabuschan herum auf. Sie ist als Vorposten gegen die Turkomanen dahin versetzt worden; sehr häufig aber gehen diese Kurden trotz des religiösen Unterschiedes mit letzteren gemeinschaftlich auf Raubzüge aus.

Die zweite Gruppe bewohnt den südöstlichen Theil der Provinz Aserbaidschan und erkennt die Suprematie des Schahs nur so lange an, als man sie durch Steuereinhebungen nicht behelligt; denn wenn man ihnen in dieser Hinsicht Zumuthungen stellt, ziehen sie alsbald entweder auf das benachbarte Gebiet des Sultans oder des Kaisers von Rußland.

Die dritte Gruppe — Makuer-Kurden genannt — wohnt am Fuße des Araratberges. Zur Zeit sind sie dem Schah gehorsam, nicht so sehr in Folge eines Instinctes, als vielmehr wegen der reichen Spenden, die den kurdischen Häuptlingen von Teheran aus zufließen.

Die vierte Gruppe befindet sich um Soudsch Bulak, dem Centrum der eigentlichen Kurdenwelt, herum; ihre gesammte Anzahl beläuft sich hier auf mehr als eine Viertelmillion, und um einen Begriff von den Verhältnissen dieser Gegend zu der Centralverwaltung in Teheran zu geben, muß ich erzählen, daß eine Reise von hier aus in das tiefere Innere der Kurdenprovinz, sei dies für Perser oder Andere, noch immer mit Gefahren verbunden ist.

Die fünfte Gruppe ist jene, welche in dem meist südlich gelegenen Senna ihren Aufenthalt hat; sie ist die beträchtlichste von allen, lebt auch in den meist geregelten Zuständen, und was die persische Armee an Kurdencontingent besitzt, das wird aus Senna und dem nahen Kirmanschah recrutirt. Die Kurden dieses Districtes besitzen auch die größte Industrie. Eine bedeutende Quantität von Teppichen, rauhen Tuchstoffen und kurzröhrigen Schafwollstrümpfen in den herrlichsten Farbenmischungen werden von hier aus nach den fernsten Theilen Irans exportirt.

Was den Import betrifft, so brauchen sie außer Waffen

*) Vergl. Bd. XVI, S. 381 ff.: „Die Gebr oder Feueranbeter."

und einigen Schmuckgegenständen der Frauen nur sehr wenig Erzeugnisse der europäischen Industrie. Die Kurdin, wie die Turkomanin und überhaupt alle Nomadenweiber, thut sich durch besondern Fleiß und Emsigkeit hervor. Mit dem Kinde auf dem Rücken schlägt sie das Zelt auf, melkt Ziegen und Schafe, wirkt Strümpfe, striegelt das Pferd ihres Herrn, putzt seine Waffen und bindet ihm auch bisweilen die buntesten Tücher um seinen Turban herum. In Regen und Schnee, im Sturme und in der Sonnenhitze ist sie das immer rege, ewig thätige Mitglied der Familie, sie steht aber trotzdem nicht in sehr großen Ehren; denn nachdem sie mit Mühe die Wohnung in Ordnung gebracht und das Mahl bereitet hat, sieht sie mit einem sklavischen Gehorsam zu, wie sich die männliche Gesellschaft sättigt, während ihr Geschlecht von den Ueberbleibseln zehren muß. Ja die Geduld eines Nomadenweibes ist unbeschreiblich und unerklärlich.

Der Kurde selbst ist zumeist von hagerer, schlanker Gestalt, mit einem Gesichte, welches den treuesten Typus der alt-medisch-persischen Race an sich trägt, ja er sieht mit seinen länglich schmalen Zügen den durch die Sculptur verewigten Ueberresten altpersischer Physiognomien in Persepolis, Schapur und anderen Orten viel ähnlicher, als die durch türkisch-arabische Racenkreuzung ziemlich entstellten heutigen Iranier. Denn was das Primitive betrifft, so kann hierin nur der Gebirgsbewohner von Gilan und Mazenderan ihm zur Seite gestellt werden. Besonders sind es seine Augen, diese ewig funkelnden, auf Unheil oder Trug sinnenden Lichter, durch welche er unter Hunderten von Asiaten erkennbar wird. Es ist merkwürdig, daß sowohl der Beduine wie der Turkomane durch diese Kennzeichen unter seinen ansässigen Stammesgenossen eben so sehr auffällt. Ist es der unüberwindliche Haß gegen vier Wände, oder der grenzenlose Horizont, oder das Leben im Freien, welche diesen Glanz in die Augen der Nomaden hineinzaubern? Es ist mir das bis heute noch unerklärlich! Ob im Bazar, oder in der Moschee und Karawane, immer habe ich durch dieses wilde Rollen des Augapfels, durch den stieren, kühnen Blick den von den Fesseln des engen Zusammenlebens minder gedrückten Asiaten auf den ersten Anblick unterscheiden können. Diese Leute kennzeichnen sich immer durch eine leichtere Haltung, flinkere Bewegung, durch wenig Fleisch, aber mehr Muskelkraft, durch mehr Aberglauben als Judicium, und haben von Moral die verworrensten Begriffe. So sind auch die Kurden.

Ihr Anzug besteht zumeist aus einer hohen Filzmütze, welche, entweder mit einem Schawl oder mit mehreren Kattun- und Seidentüchern umwunden, den bizarr aussehenden Turban bildet. Dieser Kopfputz, von dem bisweilen rechts und links Tuch- oder Schawlspitzen mit einstudirter Nachlässigkeit herabhängen, verleiht dem nicht sehr bärtigen, sonnengebräunten, rauhen Gesichte des Kurden einen sonderbaren Reiz, und steht mit dem übrigen faltenreichen, schlotternden, lappigen Gewande in bestem Zusammenhange. Zunächst kommen die unvermeidlichen, formlosen, aus Ziegenhaaren bereiteten, schwarz und weiß gestreiften Pluderhosen, deren jeweiliger Schnitt den Reiter kennzeichnet. Den Oberleib bedeckt eine kurze Jacke mit aufgeschnittenen, lang herabhängenden Aermeln, und über diese wird die wasser- und winddichte Aba geworfen, deren Spiel mit dem Winde dem schnell dahinjagenden Kurden ein phantastisches Aussehen verleiht. Wie selbstverständlich, kann der unvermeidliche Gurt nie fehlen; er birgt den Dolch, das Schwert und die kleine Pfeife in sich, aus welch letzterer der dem gelben Staube ähnliche Tabak aus Rovandis geschmaucht wird. Besonders ist es der Speer mit dem schwarzen Büschel, diese älteste Waffe, welche dem Kurden nie fehlen darf, und während der Schild aus Vorderasien ganz verdrängt und nur noch in den Thälern des Hindukusch und an den Ufern des Indus anzutreffen ist, so sind die Kurden das einzige Volk, bei dem diese Schutzwaffe noch heute im Glanze vergangener Jahrtausende existirt.

Den gebirgigen Gegenden mit Liebe anhängend, sind die Kurden ein Reitervolk par excellence; ihre Pferde sind klein, aber ausdauernd, und die Stute wird immer den Hengsten vorgezogen, weil diese durch ihr stilles Verhalten zu Raubzügen geeigneter ist und, wie man annimmt, auch mehr Strapazen erleiden kann. Was ihr kriegerisches Temperament betrifft, so zieht die türkische Regierung nach Einführung der regulären Truppen wenig Nutzen aus denselben; desto bedeutender sind die Dienste der kurdischen Reiterei, natürlich bei guter Bezahlung und Aussicht auf reiche Beute, für den Schah von Persien. Dem iranischen Reiter ist der Kurde weit überlegen, doch mit den Türken Transkaukasiens und namentlich mit dem Turkomanen kann er sich nicht messen.

Die Sprache der Kurden klingt durch die allerrauhesten Gutturalen, an denen sie reich ist, für das fremde Ohr sehr unangenehm, und obwohl sie mit der persischen verwandt ist, fehlt ihr doch gänzlich die Harmonie und der Wohlklang der letztern. Ihre Literatur beschränkt sich auf Volkslieder, Biographien von Heiligen und einige nichtssagende Werke religiösen Inhaltes, von denen sich die größte Sammlung nebst den reichhaltigsten Notizen über Grammatik und Lexicographie der kurdischen Sprache im Besitze des Herrn Djaba, ehemaligen russischen Consuls in Erzerum, befindet. Diesem gelehrten Herrn, der sich beinahe dreißig Jahre lang mit diesem interessanten Volksstamme beschäftigt hat, verdanken wir auch die Veröffentlichung einer in persischer Sprache geschriebenen Geschichte der kurdischen Nation, ja beinahe Alles, was wir über dieses schon im hohen Alterthume gekannte Volk wissen.

Obwohl sie in den Städten dem Anscheine nach strenge Mohammedaner sind, so sehen wir doch im nomadischen Kurden das bunteste Bild von religiöser Toleranz, Aberglauben und Fanatismus. In Diadin, an der Grenze zwischen Persien und der Türkei, wo ich vierzehn Tage in der Mitte des Stammes der Haideranlu-Kurden zubrachte, und wo sich zu mir, als zu einem Efendi, alle Welt hindrängte, konnte ich oft stundenlang auf einem und demselben Teppiche mit Sunniten, Schiiten und Teufelsanbetern mit größter Vertrautheit conversiren. Zwischen den ersteren beiden Secten ist eine gewisse Spannung wohl nicht zu verkennen, doch ist um so auffallender die Schonung gegenüber dem Teufelsanbeter, und das Wort Schetan, welches bei Einem Lästerung, bei dem Andern den Namen der Gottheit bedeutet, wird sorgfältig vermieden. Ja Mohammedaner konnten mich stundenlang anhören, wenn der Jesidi, wie wir die „Teufelsanbeter“ nennen, von dem Glanze und der Herrlichkeit des Meliktous (le roi paon), einer Gottheit ersten Ranges der Teufelsanbeter, spricht.

Aus allen Erdtheilen.

Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten.

Im vergangenen Jahre ist im Eisenbahnbau in den Vereinigten Staaten mehr und Größeres geleistet worden, als jemals zuvor. Die Vollendung der Pacificbahn war ein Weltereigniß. Aber auch außerdem ist überall im Osten und Westen fast in allen Staaten mit der größten Energie gebaut worden. Nicht weniger als $^1/_8$ der ganzen jetzt im Betrieb befindlichen Bahnen, nämlich 6,588 37 Meilen, sind im vorigen Jahre gebaut worden. In einem Jahre wurde das geleistet, wozu man in früheren Jahren 6 bis 10 Jahre gebraucht haben würde. Denn an der Bahnlänge, wie sie Ende 1868 im Lande existirte, also an $^7/_8$ der jetzt im Betrieb stehenden Meilen Bahn, war 40 Jahre lang gebaut worden. — Es sind nicht weniger als 24,506 83 Meilen Bahn projectirt oder im Bau begriffen, die binnen wenigen Jahren vollendet sein werden. Das wird eine Totallänge von 76,366 38 Meilen ergeben. — Im Betrieb sind augenblicklich 48,860 35. Die Gesammtkosten vom Bau- und Betriebsinventar betragen die riesige Summe von 2,212,412,719 Dollars.

Folgende Tabelle zeigt, wie viele Meilen Bahn in jedem Staate bis jetzt erbaut wurden, und zu welchen Kosten und wie viel die Meilenzahl beträgt, wenn die noch projectirten oder im Bau befindlichen vollendet sind:

Staaten und Territorien	englische Meilen		Kosten der Bahn und des Betriebsinventars:
	Total	Im Betrieb	Dollars
Maine	940 79	672 07	21,183,110
Neuhampshire	785 32	685 32	22,642,630
Vermont	653 09	613 09	28,787,936
Massachusetts	1,569 75	1,483 70	74,699,443
Rhode Island	121 47	121 47	5,132,672
Connecticut	806 94	698 57	27,359,017
Neuyork	4,735 91	3,636 22	209,001,671
Neujersey	1,023 65	989 65	74,602,735
Pennsylvanien	6,878 36	5,014 45	300,556,508
Delaware und Ostmaryland	455 50	292 50	8,773,637
Maryland, anderes als obiges	730 02	493 52	31,814,659
Westvirginien	723 75	364 75	27,869,315
Virginien	2,049 11	1,482 94	49,886,481
Nordcarolina	1,552 97	1,129 67	29,505,425
Südcarolina	1,439 17	1,089 97	27,348,817
Georgia	2,095 41	1,694 70	36,875,552
Florida	613 20	440 20	9,883,981
Alabama	2,039 80	1,036 00	36,421,163
Mississippi	900 20	900 20	24,919,504
Louisiana	928 30	414 50	17,385,223
Texas	2,529 25	572 25	17,006,000
Arkansas	897 00	86 00	4,310,000
Tennessee	1,876 53	1,435 53	46,918,448
Kentucky	1,402 85	849 55	33,511,746
Ohio	4,613 96	3,723 89	190,424,507
Michigan	2,293 29	1,198 76	48,793,718
Indiana	5,331 10	2,977 10	121,162,301
Illinois	7,186 45	4,707 95	217,559,542
Wisconsin	2,779 60	1,490 60	60,358,723
Minnesota	1,800 00	823 00	27,860,000
Iowa	3,219 28	2,140 83	85,762,943
Nebraska	449 00	449 00	26,450,000
Wyoming-Territ.	560 00	560 00	43,300,000
Missouri	3,261 09	1,827 00	88,372,121
Kansas	1,601 50	930 50	39,623,500
Colorado	850 00	150 00	6,000,000
Utah-Territorium	365 00	365 00	18,000,000
Nevada	390 00	390 00	19,500,000
Californien	2,397 60	810 00	49,610,000
Oregon	2,019 50	119 50	5,700,000
Total	76,366 38	48,860 55	2,212,412,719

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß Pennsylvanien an der Spitze aller Staaten steht, was die Ausdehnung seines Eisenbahnnetzes betrifft. Es hat nicht weniger als 5,014 45 Meilen vollendete Bahn, deren Baukosten über $300^1/_2$ Million Dollars betragen. Die Meile kostet hier also durchschnittlich 60,000 Dollars, während der Bau einer Meile Eisenbahn in Illinois, dessen Eisenbahnnetz zunächst nach Pennsylvanien das ausgedehnteste ist, nur etwa 50,000 Dollars kostet, und in anderen nordwestlichen Staaten durchschnittlich nur 40,060 Dollars. Wer die Bahnen Pennsylvaniens kennt, wer weiß, daß Tausende von Meilen durch Gebirgsland gehen, wird begreifen, daß die Kosten höher sein müssen als im flachen Westen. Andererseits hat Pennsylvanien durch Capitalanlage in diesen Verkehrswegen, welche seine „schwarzen Diamanten“ und sein Eisen herbeiholen, die Basis zu einer soliden Entwickelung und zu einem Reichthum gelegt, der unerschütterlich in all jenen Handels- und Börsenkrisen dasteht, durch welche die Neuyorker Handelswelt so oft in Todeszuckungen geräth.

Nach Pennsylvanien kommt das strebsame Illinois mit 4707 95 Meilen in Betrieb. Ja, seine projectirten Bahnen übertreffen an Ausdehnung die in Pennsylvanien neu projectirten um 608 44 Meilen, da sie 2479 35 Meilen betragen, die in Pennsylvanien aber nur 1860 91. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden jedoch die letzteren früher ausgeführt sein, als die in Illinois, und an neuen Projecten wird es in Pennsylvanien nie fehlen, da jede neue Mine auch neue Eisenbahnanlagen mit sich bringt.

An dritter Stelle kommt Ohio mit 3723 89 Meilen vollendeter und mit 890 07 projectirter Bahnen.

Neuyork kommt erst in vierter Reihe mit 3636 22 Meilen fertiger Bahn und mit nur 1098 69 Meilen projectirter. Es folgen dann Indiana, Iowa, Missouri, Georgia, Wisconsin, Virginien, Michigan, Nordcarolina, Südcarolina und Alabama. Alle diese Staaten haben über 1000 Meilen vollendeter Eisenbahn. Die durchschnittlichen Baukosten einer Meile Eisenbahn im ganzen Lande betragen etwa 45,000 Dollars.

Folgende Tabelle zeigt das Verhältniß der verschiedenen Landestheile:

Landestheil	Meilen		Kosten d. Bahn u. d. Betriebsinventars:
	Projectirt	Im Betrieb	Dollars
Nordöstlicher	4,877 36	4,574 22	179,804,798
Mittelöstlicher	14,547 19	10,791 09	652,618,525
Südöstlicher	7,749 86	5,837 48	154,000,257
Golf u. südwestlicher	10,573 03	5,294 03	180,472,084
Innerer nördlicher	33,095 94	20,828 73	949,667,055
Pacific u. westlicher	5,522 10	1,835 10	95,850,000
Total 1. Jan. 1870	76,366 38	48,860 55	2,212,412,719

Neu projectirt und neugebaut wurden in diesen Landestheilen im Jahr 1869:

Landestheil	Meilen		Kosten d. Bahn u. d. Betriebsinventars:
	Projectirt	Im Betrieb	Dollars
Nordöstlicher	64 37	254 11	17,275,764
Mittelöstlicher	3,538 54	1,026 57	85,128,807
Südöstlicher	293 22	185 57	14,978,130
Golf und südwestlicher	1,527 45	223 45	22,659,653
Innerer nördlicher	8,656 80	3,976 55	189,000,814
Pacific und westlicher	366 10	922 10	29,664,000
Total	16,446 28	6,588 37	358,007,648

Der Bau der Eisenbahnen begann in den Vereinigten Staaten bekanntlich im Jahr 1827 (die Graniteisenbahn, Quincy, Mass., war die erste, worauf sofort Bahnbauten in Pennsylvanien folgten). In Europa gab es damals nur Bahnen in England; Belgien begann erst 1835, Deutschland erst 1837 mit Bahnbauten.

Folgende Tabelle zeigt die Bahnbauten in den Vereinigten Staaten in jedem Jahr seit 1827 bis auf den 1. Januar 1870.

Jahr	Meilen	Jahr	Meilen	Jahr	Meilen
1828 . . .	3	1842 . . .	3,877	1856 . . .	19,251
1829 . . .	28	1843 . . .	4,174	1857 . . .	22,625
1830 . . .	41	1844 . . .	4,311	1858 . .	25,090
1831 . . .	54	1845 . . .	4,522	1859 . . .	26,795
1832 . . .	131	1846 . . .	4,872	1860 . . .	28,771
1833 . . .	576	1847 . . .	5,376	1861 . . .	30,593
1834 . . .	763	1848 . . .	5,680	1862 . . .	31,769
1835 . . .	918	1849 . . .	6,350	1863 . . .	32,471
1836 . . .	1,102	1850 . . .	7,475	1864 . . .	33,860
1837 . . .	1,431	1851 . . .	8,589	1865 . . .	34,442
1838 . . .	1,843	1852 . . .	11,027	1866 . . .	35,351
1839 . . .	1,920	1853 . . .	13,497	1867 . . .	36,896
1840 . . .	2,197	1854 . . .	15,672	1868 . . .	38,852
1841 . .	3,319	1855 . . .	17,398	1869 . . .	42,272

1870 . . . . 48,860 Meilen.

In jedem Jahr fand eine Zunahme statt. Von 1828 bis 1830 zählte dieselbe nach Zehnern, von 1836 bis 1840 nach Hunderten, von da alljährlich nach Tausenden.

Bei obigen Längenangaben sind keine doppelten Gleise, Ausweichestellen ꝛc., die Tausende von Meilen lang sind, mitgerechnet. Rechnet man diese und die 4000 Meilen langen Stadt-Pferdebahnen noch hinzu, so wird man mindestens 65,000 Meilen vollendeter Bahnen für die Union erhalten. (Phil. Dem.)

Kurze Nachricht über das Vorkommen von Torf in Chile.

Von Dr. R. A. Philippi in Santiago de Chile.

Seit langer Zeit ist die Torfbildung in der Magellanstraße, auf den Guaitecas-Inseln u. s. w. bekannt. Dieselbe Torfbildung findet sich auf der breiten Hochebene der Cordillera de la Costa in der Provinz Valdivia, 2000 bis 3000 Fuß über dem Meeresspiegel. Dieser Torf wird wie im Norden Europas, Sibiriens, Amerikas hauptsächlich vom Torfmoos, Sphagnum, und von der Astelia pumila gebildet, und man sieht auf seiner Oberfläche die dichten, niedlichen Rasen der Donatia magellanica, die Drosera uniflora, eine Pinguicula, Myrtus nummularia ꝛc. Bekannt ist auch schon lange, daß ebenfalls Torf in der hohen Cordillere der mittleren und nördlichen Provinzen vorkommt, aber in bedeutender Erhebung über dem Meeresspiegel, oft in der Nähe des ewigen Schnees. Dieser Torf wird auch großentheils von Moosen gebildet, unter denen aber Sphagnum kaum vorkommt; mehr Antheil an seiner Erzeugung haben wohl verschiedene Cyperaceen und Junceen, namentlich die sonderbare, diöcische und einblumige Juneee, die ich Rostkoria clandestina genannt habe. Technisch benutzt werden diese Torfe nicht. Die spärliche Bevölkerung der Magellanstraße und des südlichen Chile hat einen Ueberfluß an Brennholz, und in der hohen Cordillere liegen die Ablagerungen von Torf so, daß sie wegen der Schwierigkeit des Transportes bis zu den Schmelzhütten oder Wohnungen wohl nur in seltenen Fällen benutzt werden können. Aus den tiefer gelegenen Gegenden war das Vorhandensein von Torf, der als Brennmaterial dienen könnte, so gut wie unbekannt; denn wenn auch Bertero bei Bezeichnung der von ihm namentlich bei Roncagua gesammelten Pflanzen gelegentlich gesagt hat: habitat in turfosis, so haben wohl wenige Personen in Chile hiervon Kenntniß erhalten, und Niemand hat gedacht, daß diese Turfosa, diese sumpfigen Wiesen oder „Vegas", wie sie in Chile heißen, ein Brennmaterial enthalten.

Es ist das große Verdienst des Herrn Julius Foster, eines Nordamerikaners, nicht nur an vielen Orten der hohen Cordillere, sondern fast in allen Flußthälern, sogar bei Copiapo, beinahe unter dem 27. Grade südlicher Breite, vortreffliche Torflager nachgewiesen zu haben. Dies Verdienst ist um so höher anzuschlagen, als nachgerade in Folge der unverständigen Verwüstung der Wälder, namentlich durch die zahllosen Kupferschmelzen, Brennholz und Holzkohlen sehr hoch im Preise stehen, und an manchen Orten schon aus weiter Ferne bezogen werden müssen. (Es ist hier nicht der Ort, von den anderen verderblichen Folgen der schonungslosen Abholzung der Wälder zu reden, die sich an vielen Orten Chiles sehr fühlbar gemacht haben.)

Mitte Juli v. J. hatte ich Gelegenheit, den Torfbruch der Hacienda von Panquehue zu sehen, welche im Thal des Aconcagua-Flusses auf dem Süduser desselben, etwa eine Meile südwestlich vom Städtchen San Felipe und etwa 600 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Dasselbe beginnt etwa eine halbe Stunde vom Flusse entfernt und zieht sich bis unmittelbar an den Fuß der Berge hin, welche das Thal begrenzen und von der Hacienda von Montenegro scheiden; südwestlich verlängert es sich wahrscheinlich durch die Hacienda de San Roque bis zur Cuesta de Ocampo, die hart an den Fluß herantritt, und aus Granit besteht. (In der geologischen Karte des Herrn Pissis ist dieser Berg sonderbarer Weise ganz anders bezeichnet.) In der genannten Hacienda nimmt das Torflager 480 bis 600 Morgen ein. Es liegt tiefer als der Wasserspiegel des Flusses, indem dieser — wie der Mapocho, Cachapoal, Tinguiririca — sein Bett über die Thalsohle erhöht hat durch das Geröll und Geschiebe, welches er fortwährend aus dem Hochgebirge herabwälzt, und zwar liegt die tiefste Stelle unmittelbar am Fuß der Berge; die Abzugsgräben laufen daher beinahe rechtwinkelig mit dem Flußlauf nach den Bergen hin, an deren Fuß der Hauptgraben gezogen ist, den man als einen stattlichen, lautrauschenden Bach auf der Straße von Quillota nach San Felipe überschreitet, da, wo er die Grenze zwischen den Haciendas von San Roque und Ocampo bildet. Er hat natürlich dasselbe starke Gefälle wie das ganze Thal, aber auch die seitlichen Abzugsgräben haben ein starkes Gefälle, $1\frac{1}{2}$ Varas auf die Madra, also 1 auf 100. Während das Wasser in den Torfbrüchen Europas so oft stehend, voll von Charen und anderen Wasserpflanzen ist, ist das Wasser in diesen Gräben vollkommen klar, rein, sogar wohlschmeckend und trinkbar; es soll die Eigenschaft haben, das Holz rasch zu versteinern, doch habe ich selbst kein durch dieses Wasser verkieseltes Holz gesehen. Die reichliche Wassermenge dieser Abzugsgräben kommt ohne Frage vom Aconcagua-Fluß, indem sie durch das Geröll desselben seitlich hindurchfiltrirt.

Die Vegetation dieser „vega" besteht aus niedrigen Pflanzen, die sich nicht wesentlich von denen anderer sumpfiger Ebenen Chiles unterscheiden, auf denen man noch keinen Torf gefunden, aber freilich auch noch nicht darnach gesucht hat, und aus klumpenweis vertheilten Bäumen und Sträuchern. Es sind namentlich Canelo (Drimys chilensis), welcher Baum wohl hier seine nördlichste Grenze erreicht, Patagua (Tricuspidaria dependens R. et P. = Crinodendron Patagua Molina), Arrayan (Eugenia Chequen) und Maqui (Aristotelia Maqui), allein ein großer Theil dieses Gebüsches war schon verschwunden, indem es von den Schmelzhütten der Herren Huidobro aufgebraucht war. Ich muß bekennen, ich hätte nie geglaubt, daß in dieser Vega überhaupt Torf, geschweige denn ein so guter, wie ich ihn fand, vorhanden wäre, so verschieden sind auch die niederen Gewächse von denen, welche in Nordeuropa und im Süden Chiles als Torfbilder bekannt sind. Die vorherrschende Pflanze, welche bisweilen große Strecken ausschließlich einnimmt, ist der „Junquillo", mit 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen, glatten, dreikantigen, blattlosen Stengeln, den kein Vieh anrührt. Ungeachtet ich in dieser Jahreszeit — Mitte des Winters — keine Spur von Blüthen oder Früchten finden konnte, zweifle ich doch nicht daran, daß es Malacochaete riparia ist, eine Cyperacee, welche in anderen Gegenden Chiles Estoquilla heißt, und an 6 Fuß hoch werden kann, zumal wenn sie im Wasser selbst steht. Sie bildet vorzugsweise den Torf von Panquehue; man sieht in demselben häufig noch ihre unzersetzten Wurzeln, und es dringen diese selbst

in den Thon, welcher das Liegende des Torflagers bildet. Große Strecken sind auch ausschließlich mit der Chépica, Paspalum conjugatum, bedeckt, und sehen aus wie ein grober Plüsch. Weit seltener sind andere Gräser, hier und da zerstreut, und war ich sehr verwundert, darunter meine Agrostis distichophylla zu sehen, die ich zuerst in der Wüste Atacama gefunden, und jetzt auch von Mendoza bekommen habe. Nicht minder war ich überrascht, unter dem Junquillo hier und da Strecken mit Selliera repens bedeckt zu sehen, der einzigen Gordenoriacee Chiles, die sehr gemein am Meeresufer in den Spalten der Klippen ist, selbst da noch, wo sie ab und an vom Meerwasser überfluthet wird, die ich aber bis dahin nie landeinwärts gesehen hatte. Ziemlich häufig war auch Tripolium conspicuum, eine kleine, schmalblätterige Baccharis, vermuthlich B. longipes, ab und an eine größere, ebenfalls schmalblätterige Baccharis, eine von den im Lande Chilca genannten Arten, ziemlich viel Plantago major und Pl. Candollei?, ab und an sah ich Totora, Typha angustifolia, einen kleinen Juncus u. s. w., aber kein Phragmites. Die gewöhnlichen Unkräuter fehlten nicht, wie z. B. der Yuyo, Brassica Napus, Ammi Visnaga, der Clonqui, Xanthium macrocarpum, hier und da auch die wilde Artischocke, Cynara Cardunculus.

Früher war die Vega sehr sumpfig gewesen, so daß man oft hatte Bretter legen müssen, damit das Fuhrwerk, welches das gefällte Holz nach den Schmelzhütten zu schaffen hatte, nicht einsänke. Die Abzugsgräben, welche der jetzige Besitzer, D. Borja Segundo Hindobro (welcher diesen niedrigen, bisher für werthlos gehaltenen Theil der Hacienda kürzlich von den Söhnen des verstorbenen Marschalls Freire gekauft hat), hatte ziehen lassen, hatten die Ebene aber so trocken gelegt, daß ich, ungeachtet der Juli die Mitte des Winters ist und ungeachtet es einige Tage vorher geregnet hatte, überall reiten konnte, und nur wenige Pfützen und sumpfige Stellen antraf. Es begreift sich dies leicht aus der starken, doppelten Neigung der Ebene. Diese Gräben waren 10 Fuß tief; an einigen Stellen hatten sie noch nicht das Liegende des Torfes erreicht, an anderen sah man deutlich, daß dieses von einem grauweißen, ziemlich feinen, wenig plastischen Thon gebildet wird; an wenigen Stellen kamen die Rollkiesel, welche unstreitig das Thal größtentheils ausfüllen, zum Vorschein. Dieser weiße Thon ist wohl derselbe Schlamm, den der Aconcagua noch heute führt, wenn er sehr stark angeschwollen ist und das ganze Thal überschwemmt, was in früheren Epochen gewiß häufiger der Fall gewesen ist als jetzt. Die Mächtigkeit dieses Thons ist unbekannt, da er nirgends durchsunken ist.

Da die Schmelzhütten des Herrn Hindobro unmittelbar am Torfbruch liegen, die Entwässerung desselben so leicht ist, der Transport unbedeutend, dagegen die Masse des Torfes eine so beträchtliche ist, da endlich wiederholte Versuche bewiesen haben, daß dieser Torf zum Ausschmelzen der Kupfererze ebenso gut wie Holz ist, so ist unstreitig die Vega von Panquehue ein wahrer Schatz für den Käufer. Nach meiner Schätzung giebt sie mindestens 200,000 Toneladas oder 4 Millionen Centner trockenen Torf.

Schmarotzerpilze auf Insekten und ihr Einfluß auf die Wälder. Dr. Bail in Danzig hat kürzlich die Aufmerksamkeit auf verschiedene Pilzarten (Fungus) gelenkt, die auf den Larven von Insekten schmarotzen und in einem nicht schwer nachweisbaren Verhältnisse zu der Zerstörung der Wälder stehen, welche häufig zum Schrecken unserer Forstleute von Raupen verursacht wird. Zu gewissen Zeiten fand der genannte Naturforscher, daß die Raupen von einer Seuche heimgesucht wurden; ihr Körper war geschwollen und weiße Fäden traten zwischen den einzelnen Ringen, aus denen die Raupe besteht, hervor. So hingen die Laubzerstörer todt an den Blättern. Das zerstörende Agens hat Dr. Reichhardt in Wien als das Mycelium (Pilzlager, ein Geflecht von Fadenzellen, die Grundlage jedes Pilzes) eines Fungus nachgewiesen, den er Empusa aulicae nennt. Die Verbreitung dieser Empusa ist nun eine sehr bedeutende und höchst merkwürdige. Die einzige Insektenordnung, welche ihr nach unseren bisherigen Kenntnissen nicht unterworfen ist, sind die Nervenflügler (Neuroptera); man hat sie dagegen beobachtet auf Käfern (Coleoptera), Hautflüglern (Hymenoptera, als Bienen, Ameisen), Schmetterlingen (Lepidoptera), Fliegen (Diptera), Geradflüglern (Orthoptera, Heuschrecken), sowohl bei den Larven als auf dem vollständigen Insekt, selbst bei den Wasserinsekten und wahrscheinlich von diesen übertragen bei Fischen und Amphibien. Aber die Verbreitung dieser Pilzart über so verschiedene Thiere ist es nicht allein, welche merkwürdig ist, sondern auch die wunderbare Schnelligkeit, mit welcher die Individuen sich vermehren. In einzelnen Jahren wird die gewöhnliche Stubenfliege von dieser Empusa decimirt, und die Düngerfliege ist von ihr in einigen Gegenden Deutschlands geradezu ausgerottet worden. In den pommerschen und posenschen Wäldern sind forstschädliche Raupen von diesem Pilz in so großen Mengen zerstört worden, daß ihm geradezu die Rettung ganzer Wälder zugeschrieben werden muß.

Vorhistorische Geräthe in den quaternären Schichten von Paris. M. J. Reboux berichtet in den „Comptes rendus" über die Entdeckung einer großen Anzahl von Steininstrumenten der verschiedensten Art, als Messer, Lanzenspitzen, Aexte, Bohrer, Hämmer, Sägen, Meißel, Scheeren, Kneipzangen &c., die von der Oberfläche bis zu einer Tiefe von 12 Meter (38 Fuß) vorkommen und sich über einen bedeutenden Zeitraum erstrecken. Sie gehören drei verschiedenen Epochen an: der oolithischen (welche hier nicht mit der weit älteren Juraformation zu verwechseln ist), die mit der Periode des Höhlenbären correspondirt; der mesolithischen oder Renthierperiode und der neolithischen oder Periode der Dolmen. Die Handhaben der Instrumente sind von Holz und waren wohl mit Thiersehnen befestigt. Unter diesen unzweideutig von Menschen herrührenden Ueberresten fanden sich zerstreut die Knochen von folgenden heute meist ausgestorbenen Thieren: Elephas antiquus und primigenius (Mammuth), Cervus megaceros (Riesenhirsch), C. elaphus (unser Hirsch); Tarandus canadensis, T. Belgrandi, T. adamas (Renthierarten); Cervus Alces (das Elen); Pferd, Esel, Rhinoceros tichorhinus, Rh. Merckii, Rh. etruscus; Nilpferd, Schwein und Sus palustris (Sumpfschwein), Felis spelaea (Höhlenlöwe), Wolf, Bos primigenius (Ur) und B. indicus, Schaf, Bieber, Höhlenhyäne, ein Vogel, der zum Kranichgeschlecht gehört; ferner die untergegangenen Gattungen Trogontherium und Halitherium; die beiden letzteren, welche die Tertiärepoche überlebten, wurden mit den allerältesten Geräthen zusammen gefunden.

* * *

— In der Capcolonie sind auf mehreren Stellen Lager von Steinkohlen aufgefunden worden. Das ist für ein holzarmes Land von großer Bedeutung. Die Ausbeute auf den vielgerühmten Goldfeldern im Norden fällt sehr spärlich aus, dagegen findet man mehr und mehr Diamanten, welche schon einen nicht unwichtigen Handelszweig bilden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

In Bombay und der Umgegend.

III.

Die Höhlentempel von Karli und ihre Sculpturen. — Die Grotten von Pandu und die drei Wihares. — Aurangabad und sein Mausoleum. — Gefangene Thags. — Die Mördergesellschaft der Erwürger. — Die Thaturias oder Vergifter. — Eine von der Behörde erlaubte Wittwenverbrennung. — Indischer Wunderglaube.

Sehr lohnend ist ein Ausflug nach den Höhlentempeln von Karli. Das Dorf an dem gleichnamigen Berge liegt unter 18° 42′ nördlicher Breite, etwa eine Wegstunde nördlich von der Straße, die von Bombay nach Punah führt. Zu den Tempeln gelangt man auf einem Zickzackwege, und zum Heiligthume selber auf einer in den Fels gehauenen Treppe.

Die Schaitiya, die buddhistische Kathedrale, gehört zu den ältesten in Indien. Der Tempel hat 38½ Meter Länge und das Schiff mißt 24¾ Meter; die Breite zwischen den Mauern beträgt 14 Meter, jene des Schiffes 7⅘ Meter. Links vom Eingange steht eine prismaförmige Säule, auf welcher acht Löwen das Capitäl stützen; dieses hat die Gestalt eines umgekehrten Kelches. Die Inschrift auf dieser Säule ist von zwei ausgezeichneten Orientalisten, Prinsep und Stevenson, entziffert worden; es ergiebt sich aus derselben, daß der Tempel im Jahre 62 vor Christi Geburt ausgehöhlt worden ist, und daß der Baumeister ein Grieche („Yavan") Namens Xenokrates („Dhenakakota") war.

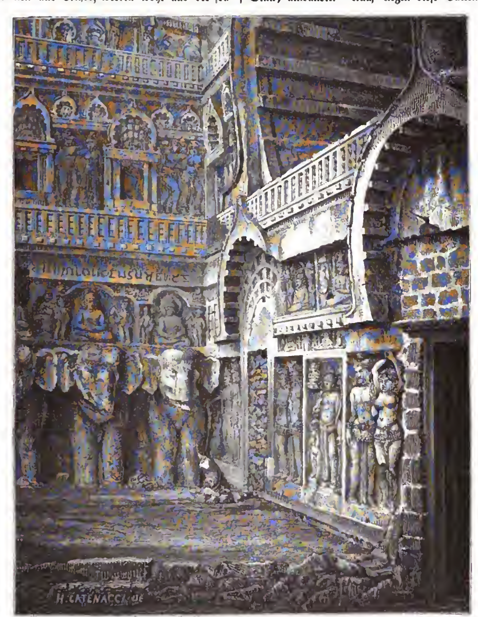
Die Vorderseite der Schaitiya hat viel gelitten, aber die Sculpturen im Innern des Porticus sind wohl erhalten. Die beträchtliche Höhe dieses Porticus erlaubte nicht, daß man, wie bei den meisten anderen buddhistischen Schaitiyas, eine Galerie anbrachte, durch welche dann das Licht auf den Altar oder die Dagoba fällt, und so kommt es, daß der Tempel von Karli viel heller ist als jene. Wahrscheinlich ist anfangs das Vestibül höher gewesen, hat auch keine Sculpturen gehabt, und es war auch eine Galerie vorhanden, aber in späterer Zeit, zu Anfang des vierten Jahrhunderts nach Christus, hat der Tempel manche Veränderungen erlitten. So ungeheure Aushöhlungen konnten ohnehin nicht das Werk weniger Jahre sein, und deshalb darf man bei einer Schaitiya nicht in allen einzelnen Theilen eine Gleichförmigkeit des Stiles erwarten.

Auf der Vorderseite ist eine viereckige Thür angebracht, und über derselben eine halbrunde Oeffnung, durch welche der Tempel Licht erhält. Der obere Theil der Façade hat kleine, hufeisenförmige Gewölbebogen, die durch ein steinernes Gitterwerk mit einander in Verbindung stehen. Dieses ist eine Nachahmung des hölzernen Gitterwerkes, welches ehemals in den indischen Wohnhäusern zu finden war. Die ganze Ornamentirung an diesem äußern Theile zeugt dafür, daß man zu der Zeit, als mit der Aushöhlung begonnen wurde, noch in der Kindheit der Kunst sich befand. Der Baumeister nahm sich ein Muster an dem, was er täglich vor Augen hatte; er sah, daß die Fenster und Balcone der Paläste eine hübsche Wirkung machten und copirte sie in Stein.

Zu beiden Seiten der Eingangsthür stehen Tänzer und an den Seitenwänden des Porticus drei Elephanten, die den Felsen, aus welchem sie ausgehauen wurden, zu stützen

scheinen. Den Inschriften zufolge stammen diese Basreliefs aus dem Jahre 336 der christlichen Zeitrechnung.

Die in der That prächtige Schaitiya von Karli macht einen gewaltigen Eindruck; dieser Tempel ist, gleich unseren gothischen Kathedralen, der Größe und Majestät der Gottheit würdig. An Einfachheit und an Schönheit der Verhältnisse hat er in Indien seinesgleichen nicht. Das hohe Gewölbe macht eine treffliche Wirkung, und die an demselben befindlichen Balken aus Tekholz werden wohl aus der frühesten Zeit des Baues herrühren. Die Ansicht, der gemäß hier eine Nachahmung der alten indischen Wohngebäude vorliege, ist wohl nicht haltbar, weil man bei diesen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das Gewölbe nicht anwandte. Grandidier meint, daß diese Balken angebracht worden seien, damit man an ihnen das weiße Baumwollenzeug befestigen konnte, welches zum Ausschmücken der Schaitiyas diente, bevor man den Bewurf mit Schunam, d. h. Stuck, anwandte. Auch liegen diese Balken von Tekholz



Basreliefs in Karli.

etwa 3 Fuß weit aus einander, also genau in derselben Breite, welche der Stoff hatte, welcher an ihnen befestigt wurde.

Im Hintergrunde erhebt sich die Dagoba; sie bildete den Altar, an welchem die Gläubigen ihre Opfer niederlegten und Gebete an Buddha richteten. Auf einer cylindrischen Grundlage steht, etwas zurücktretend, die von einem steinernen Gitter umschlossene Halbkugel, über derselben trägt ein Parallelepipedon mit gegitterter Oberfläche mehrere über einander gelagerte Steinplatten von wachsender Größe, und auf der letzten steht der königliche Sonnenschirm, der von Holz ist. Er war ehemals mit weißem Zeugstoff überdeckt.

Dreißig Säulen stehen im untern Theile des Schiffes; die acht Säulen der Apsis sind achteckig und haben weder Unterlage noch Capitäl; die Apsis selber ist halbkreisförmig wie die Dagoba in ihr. Die anderen Pfeiler haben eine Plinthe, die aus vier Steinplatten besteht; aus der sphäroidischen Basis, der Schatti, steigt, gerade so wie in Kanheri,

der achteckige Schaft. Der obere Theil des letztern wird abermals von einer Schatti gebildet. Auf dieser Art von Fries liegt die Capitälplatte; auf der einen Seite derselben sieht man zwei Elephanten und auf der andern zwei Pferde; diese Thiere tragen auf dem Rücken menschliche Gestalten. Die Sculpturen an den Capitälen werden wohl auch aus dem Ende des dritten oder aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts herrühren; es ist wahrscheinlich, daß vor dieser Zeit die Säulen, welche an Festtagen mit weißem Zeuge bekleidet wurden, viereckige Basis und viereckiges Capitäl hatten, während der Schaft achtecig war. —

Bei Kallyan, das an der großen Peninsularbahn liegt, findet man die Ruinen der Pagode von Ambernath, welche in ihrer Form an die merkwürdigen Tempel von Bahwaneschwar erinnert. Auf der Station Deolali kann man bei einem Parsi einen von Zebus (indische Ochsen) gezogenen Wagen miethen und nach den sieben englische Meilen entfernten Grotten von Pandu (Pandu Lena) fahren; von den Engländern werden diese Höhlentempel als Nassick Caves bezeichnet, sie liegen indeß eine gute deutsche Meile von Nassick entfernt. Diese Stadt ist in der brahminischen Welt berühmt und gilt für hochheilig, noch mehr als selbst Benares, und sie war in alten Tagen auch ein Hauptsitz des Buddhismus.

Den Hügel von Pandu Lena erkennt man schon von Weitem an der Façade, welche gleichsam einen Steingürtel bildet. In diesen hat man die drei Wihares oder Hauptklöster hineingearbeitet. Das mittlere ist das älteste und einfachste; jenes zur Rechten fällt in eine spätere Zeit und umschließt ein Schaitiya oder Heiligthum; das dritte und jüngste hat Ornamentirungen.

Von Pandu Lena fuhr Grandidier nach der Station Deolali und von dort auf der Bahn nach Nandgam, das etwa 40 englische Meilen vom Berge Rosah entfernt ist. In diesem befinden sich bekanntlich die berühmten Tempelgrotten von Ellora. Nur vier deutsche Meilen entfernt liegt Aurangabad. Auf der Fahrt dorthin berührt man Daulatabad, dessen auf einem steilen Berge liegende Festung einen sehr malerischen Anblick gewährt. Es führt auch den Namen Deoghar, d. h. Gottesveste, und ist das alte Devaghiri, dessen Ptolemäus unter dem Namen Tiagura erwähnt.

Aurangabad hat etwa 60,000 Einwohner; dort befindet sich das Grabmal, welches der Großmogul Aurengseb seiner vielgeliebten Gemahlin Rabia Durani errichtet hat. Als Muster diente das weltberühmte Tadsch Mahal, das berühmte Mausoleum des Kaisers Schah Dschehan, bei Agra. Aus der Ferne gesehen, macht das Grabmal einen günstigen und imponirenden Eindruck, der sich aber abschwächt, wenn man das Innere betrachtet und findet, daß die Ornamente und Mosaiken nur Stuckarbeit sind.

Als Grandidier in Aurangabad verweilte, besuchte er auch das Gefängniß, in welchem eine Anzahl von Thags eingesperrt saßen. Die Welt schauderte, als sie umfassende Kunde über den Geheimbund dieser Erwürger erhielt. Die Thags waren oder sind noch (— denn es ist nicht festgestellt, ob sie völlig ausgerottet oder unschädlich gemacht wurden —) religiöse Fanatiker, Anhänger der furchtbaren Göttin Kali, d. h. der Schwarzen. Als die Götter einen Kampf gegen die Riesen zu führen hatten, betheiligte sich Kali an demselben zu Gunsten der ersteren und erlegte viele Riesen. Aus den Blutstropfen derselben erwuchsen Feinde der Götter und nahmen Menschengestalt an. Diese Feinde müssen ausgerottet, es darf aber dabei kein Blut vergossen werden, denn aus jedem zur Erde gefallenen Tropfen würden wieder Feinde der Götter erwachsen. Deshalb hat Kali dem Geheimbunde, welcher sich der Ausrottung dieser Feinde geweiht, befohlen, dieselben nur durch Hängen oder Erdrosseln aus dem Wege zu räumen.

Es hat schwer gehalten, diesen Thags auch nur auf die Spur zu kommen, und es gehörte ein so energischer Mann wie der englische Oberst Sleeman dazu, das furchtbare Geheimniß zu enthüllen.

„In den Jahren 1822 bis 1824,“ so schreibt er, „war mir die Verwaltung über den Bezirk von Nersinpur im Nerbuddathal anvertraut; auch die Polizei und Gerichtsverwaltung war mir untergeben. Ich kann wohl sagen, daß ich die genaueste Kunde über Alles hatte, was in meinem Districte vorging. Ich erfuhr jeden Diebstahl, jeden Mord, ich kannte die Schlupfwinkel der gefährlichen wie der gewöhnlichen Verbrecher, ihren Charakter, ihre Antecedentien, und konnte ihrem Treiben auf Tritt und Schritt folgen. Ich würde den Mann für einen Narren oder Dummkopf erklärt haben, welcher mir gesagt hätte: hier, unmittelbar unter Deinen Augen treibt eine Bande Mörder ein grauenvolles Unwesen. Der Meuchelmord ist ihr ererbtes Handwerk; ihre Angehörigen wohnen in einem Dorfe, Kandeli, das nicht vierhundert Schritte von Deinem Gerichtsgebäude entfernt liegt. In dem schönen, parkartigen Walde bei der Ortschaft Mandisur, eine Tagereise von Deiner Wohnung, werden für und für mehr Verbrechen verübt, als an irgend einem andern Punkte Indiens. Dort geben sich in jedem Jahre Mörderbanden aus dem Dekhan und aus Audh ein Stelldichein; sie verweilen wochenlang in jenem Walde und lauern an den Kreuzwegen auf ihre Opfer, und zwei große Grundbesitzer (— die Zemindars —), deren Vorfahren jenen Wald gepflanzt haben, leisten diesen Mörderbanden Vorschub.

Aber dem war so, und das war die buchstäbliche Wahrheit. In dem Walde von Mandisur wurden in jedem Jahre Hunderte ermordeter Menschen beigescharrt, ein ganzer Stamm von Meuchelmördern trieb sein verruchtes Handwerk in meiner unmittelbaren Nähe, und außerdem weit und breit bis nach Punah und Haiderabad!

Als Feringhi, ein hervorragendes Mitglied unter diesen Thags, mir seine ersten Geständnisse ablegte, schwindelte es mir vor den Augen, und ich wollte seinen Worten nicht glauben. Aber wie ward mir, als er an der Stelle, an welcher in meinem Zelte der Teppich lag, nicht weniger als dreizehn Leichen, die sich in verschiedenen Stadien der Zersetzung befanden, ausgraben ließ und sich anheischig machte, in der nächsten Nähe noch weitere Dutzende von Cadavern an das Licht zu bringen. Ich war wie vom Donner geschlagen; hier war jeder Zweifel beseitigt. Feringhi's Geständnisse machten es mir möglich, zahlreiche Banden von Thags einzufangen, welche sich eben in Radschputana versammelt hatten, um ihre Jahrescampagne zu beginnen.“

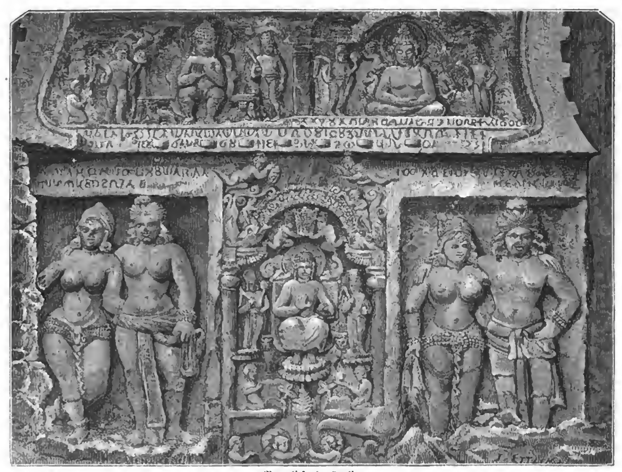
Diese Thags oder Phansigars erwürgten, wie schon gesagt, ihre Schlachtopfer. Als einmal der Schleier von dem furchtbaren Geheimniß hinweggezogen war, ließ es die Regierung an Eifer nicht fehlen; sie sperrte Tausende dieser Fanatiker ein, die sich keines Verbrechens bewußt waren, weil sie ja nur eine religiöse Pflicht ausübten und einem göttlichen Gebote Folge leisteten. Ein Theil derselben wurde auf Zeitlebens in Aurangabad eingesperrt; unsere Illustration ist nach einer Photographie geschnitten worden. (S. 38.)

Die „Rambles and Recollections of an Indian official, by Lieutnant-Colonel W. H. Sleeman“ erschienen 1844 in London. Wir erinnern uns noch des ungeheuern Aufsehens, welches die Enthüllungen Sleeman's machten. Eugen Sue bemächtigte sich sofort eines so pikanten Stoffes; in seinem „Ewigen Juden“ spielen die Thags eine

große Rolle, und ein Gleiches ist der Fall mit dem Romane Meadows Taylor's, „Geständnisse eines Thags“.

Sleeman's „Rambles“ sind eine wahre Fundgrube, welche in Bezug auf das innere Leben indischer Völkerschaften eine große Ausbeute gewährt. Wir finden z. B. den Nachweis, daß die Thags nicht die einzige Mörderbande bildeten; sie erwürgten Menschen lediglich, um sie zu tödten, und die Beute war Nebensache; die Dhaturias dagegen vergifteten handwerksmäßig, um ihre Schlachtopfer zu berauben.

Sleeman erfuhr, daß ein alter Fakir, welcher in einiger Entfernung von Moradabad in einer armseligen Hütte wohnte, seinen einzigen Sohn verloren habe; der Knabe war von den Dhaturias vergiftet worden, welche damals in jener Gegend ihr abscheuliches Handwerk trieben. Er ließ den Mann zu sich kommen, und ein persischer Schreiber mußte das Protocoll führen. Die Aussage lief auf Folgendes hinaus: Der Fakir lebte von Almosen, welche die Leute und namentlich die Bauern der Umgegend ihm gaben. „Vor etwa sechs Wochen, als ich mein Gebet gesprochen hatte, saß ich mit meinem achtjährigen Sohne vor der Thür; da kam ein Mann mit seiner Frau und zwei Kindern; sie bereiteten sich Brot und gaben mir Mehl, aus welchem ich zwei flache Kuchen bereitete, die in der Asche gebacken wurden. Mein Sohn hatte Hunger und verzehrte erst einen ganzen Kuchen und dann noch einen halben; ich aß nur, was er übrig gelassen hatte. Ein paar Tage vorher hatte ich für meinen Sohn eine neue Decke gekauft, welche auf einem Baumzweig in der Sonne hing. Als wir die Kuchen genossen hatten, em-



Basreliefs in Karli.

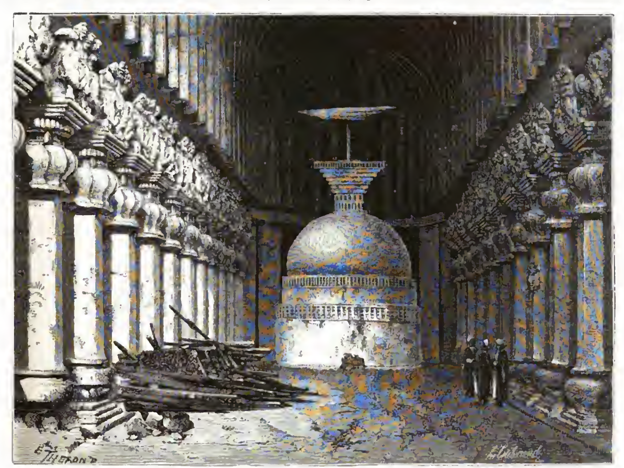
pfanden wir eine Betäubung und verloren bald nachher unsere Sinne. Ich sah noch, wie mein Sohn neben mir in Schlaf versank, und auch mir fielen die Augen zu. Als ich am Abend erwachte, war ich erstaunt, daß ich in einem Wassertümpel lag. Ich fühlte mich noch stark betäubt, doch gelang es mir, mich bis nach meiner Hütte zu schleppen. Dort lag mein Sohn; er athmete noch. Ich setzte mich neben ihn und legte seinen Kopf in meinen Schooß, aber bald nachher war er todt. Es war jetzt Nacht geworden; ich stand auf und irrte umher; wo und wohin, das weiß ich nicht, denn ich war meiner Sinne noch nicht wieder mächtig. Leute, die mir am Morgen begegneten, erzählten mir, daß die Wölfe meinen Sohn aufgefressen hätten. Als ich zu meiner Hütte kam, fand ich die Knochen; ich habe sie gesammelt und in meiner Capelle begraben. Erst nach Verlauf von drei Tagen bin ich wieder ganz zu mir gekommen. Ich erfuhr, daß einige Wäscherinnen mich ins Wasser getragen hatten, weil sie meinten, daß ich mich dort von meiner Betäubung erholen würde. Als ich vor die Polizei von Moradabab geladen wurde, kamen die Bauern und sagten mir, ich solle doch ja nichts über die Dhaturias aussagen; sonst würden diese wiederkommen und Rache nehmen.“

Der Fakir erzählte das Alles scheinbar ohne alle Seelenbewegung, aber Sleeman überzeugte sich während eines längern Gespräches, daß er schmerzlich erregt war und tiefes Gefühl hatte. Als der Oberst ihm den Rath gab, sich in einer andern Gegend niederzulassen, wies er schon den bloßen Gedanken zurück; auf jede Gefahr hin wollte er dort bleiben, wo er seine Frau und seine Kinder begraben hatte.

Die Mörder vergiften ihre Opfer gewöhnlich mit Dha-

tura *); Männern mischen sie denselben unter den Rauchtaback; Frauen und Kindern oder Männern, welche nicht rauchen, wird das Gift in irgend einer Speise beigebracht. Mit dem bloßen Betäuben und Einschläfern der Opfer ist ihnen wenig gedient; sie ziehen das Morden vor, denn der Todte plaudert nicht aus. Wer aber mit dem Leben davonkommt, wird schwerlich Klage erheben, und wenn er es thut, so wird das wenig nützen. Wo soll man die Landstreicher finden, welche verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen, und wie soll vor Gericht ein bündiger Beweis gegen sie geführt werden? Diesen Vergiftern ist viel schwerer beizukommen, als den Erwürgern; ohnehin bilden sie keine eigentlichen Genossenschaften; die verschiedenen Banden, welche selten aus mehr als drei Männern bestehen, sind ohne Zusammenhang unter einander. Man weiß, daß ein Dhatura acht bis zehn Menschen vergiftet hat, um sich die geringfügige Habe derselben anzueignen. Der Dhatura kommt als armer Mann und sucht Mitleiden zu erregen; er zeigt sich dankbar für Almosen, versteht sich gern zu allerlei Hülfleistungen, — aber wehe der Familie, in welche er sich eingeschlichen hat.

Uebrigens hat der Tod für den weibischen und feigen Hindu gar keine Schrecken; er geht ihm mit der Kaltblütigkeit eines Stoikers entgegen, und die freiwilligen Wittwenverbrennungen zeigen, daß die Frauen hinter den Männern nicht zurückstehen. Die Engländer haben die Sattis verboten und schreiten dagegen ein, es ist ihnen aber immer noch nicht gelungen, den bösen Wahn auszurotten. Sleeman sah sich sogar einmal veranlaßt, die ausdrückliche Erlaubniß



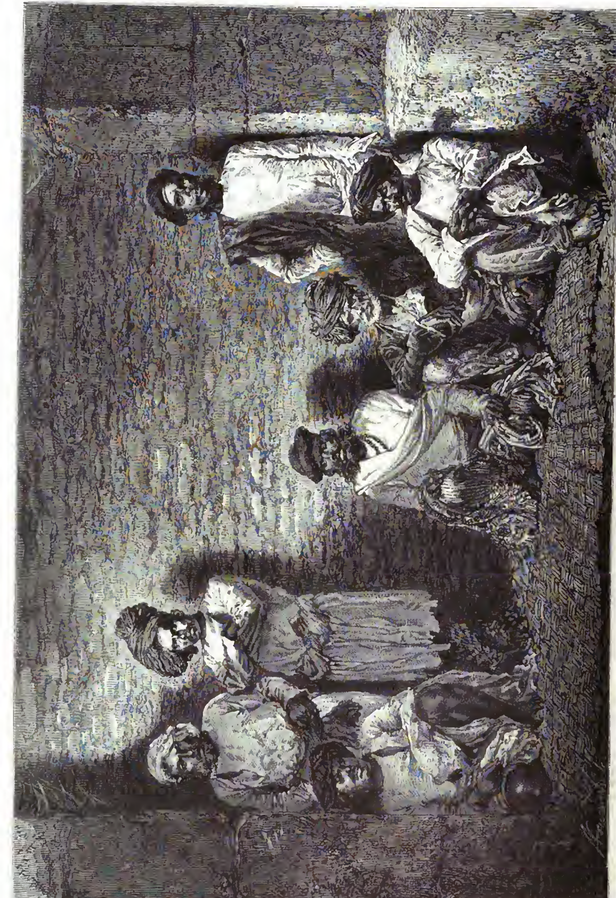
Hauptschiff und Dagoba in Karli.

zu einer solchen Satti zu geben und zwar unter den nachfolgenden Umständen.

Er ritt zu einer alten Wittwe, welche fest entschlossen war, sich zu verbrennen. Sie saß mit verhülltem Haupte vor einer kupfernen Schüssel, die mit Reis und Blumen angefüllt war; in jeder Hand hielt sie eine Kokosnuß. „Ich will," sprach sie, „meine Asche mit der meines Mannes vereinigen; Du wirst mir dazu die Erlaubniß geben. Bis diese erfolgt, wird mir Gott das Leben fristen, obwohl ich nichts esse oder trinke." Sie blickte in die Sonne, welche eben im Nerbuddathal aufging, und sprach in ruhigem Tone weiter: „Seit fünf Tagen ist meine Seele bei jener Sonne mit der meines Mannes vereinigt; ich weiß, Du wirst mir erlauben, daß ich auch meine Asche mit ihm vereinige. Du wirst mein Elend nicht verlängern wollen." Begreiflicherweise ließ sie sich durch Zureden von ihrem Vorhaben nicht abwendig machen. „Ich will mit meinem Gatten Omed Singh Opaddia vereinigt werden."

Zum ersten Mal im ganzen Leben sprach sie den Namen ihres Mannes aus. Die Frauen aller Stände, Kasten und Rangclassen thun das sonst nie; es würde gegen die Achtung verstoßen, welche das Weib dem Manne schuldig ist, wenn sie seinen Namen über ihre Lippen bringen wollte. Vor Gericht zum Beispiel antworten sie nicht auf die Frage, wie ihr Mann heiße; dafür bringen sie ein Kind oder einen

*) Sleeman schreibt dhutoura; es ist wohl der Stechapfel, datura, gemeint. Wir wissen, daß derselbe durch die Zigeuner nach Europa gekommen ist, und daß er diese Vagabunden überall hinbegleitet hat und an Stellen erschien, wo sie einige Zeit Lagerplätze gehabt hatten. A.



Thags im Gefängnisse zu Aurangabad.

Verwandten mit, welcher statt ihrer die Antwort giebt. Jene Alte aber hatte die drei Wörter mit einem so resoluten Tone gesprochen, daß an ihrem festen Entschlusse gar nicht mehr zu zweifeln war. Sleeman ließ nun die Anverwandten kommen und erklärte, daß, wenn diese sich feierlich verpflichten wollten, fernerhin niemals ein Satti in der Familie zu veranstalten, die Alte Erlaubniß zur Selbstverbrennung erhalten solle. Sie gaben das Versprechen, und nun war die Wittwe voll innern Jubels; ihre Freude stieg noch, als der Scheiterhaufen höher und höher wurde. Sie nahm ein Blatt, kauete Betel und ging dann festen Trittes zum Selbstopfer; den einen Arm lehnte sie auf die Schulter ihres ältesten Sohnes, den andern auf jene ihres Neffen. Sleeman hatte den Scheiterhaufen mit Soldaten umstellen lassen, so daß Jedermann fünf Schritte von demselben entfernt bleiben mußte. Als die Wittwe noch etwa anderthalb hundert Schritte von dem Holzstoß entfernt war, wurde Feuer an denselben gelegt, und sofort loderten die Flammen hoch empor. Ihr Antlitz strahlte von Wonne; nur ein Mal blieb sie unterwegs stehen, schlug das Auge gen Himmel und rief: „Weshalb habe ich fünf Tage lang warten müssen, ehe ich mich mit Dir vereinigen kann?" Als sie bei den Soldaten angelangt war, ließen Sohn und Neffe sie allein. Sie ging um den Scheiterhaufen herum, stand einen Augenblick still, murmelte ein Gebet und warf Blumen in das Feuer. Dann schritt sie mitten in dasselbe hinein und legte sich hin, als ob sie auf einem Bette ruhen wollte. Sie starb, ohne einen Schmerzenslaut vernehmen zu lassen. Inzwischen wurde von Spielleuten lärmende Musik gemacht, aber nicht etwa, wie man gewöhnlich annimmt, um die Klagen unhörbar zu machen, sondern um zu verhindern, daß die letzten Worte, welche die Wittwe spricht, nicht verstanden werden. Dem Volksglauben zufolge haben Wittwen, welche sich verbrennen, die Gabe, Zukünftiges zu prophezeien, und möglicherweise könnten solche Vorhersagungen den Ueberlebenden Kummer bereiten.

Man kennt in Indien noch eine andere Art der Selbstopferung, die gleichfalls schauerlich genug ist. Im Satpuragebirge, welches im Süden dem Nerbuddathal als Grenze dient, liegt auf den Mahadeohügeln eine Hochebene, auf welcher ein vielbesuchter Jahrmarkt gehalten wird. Während desselben opfern sich junge Männer, um die Gelübde ihrer Mütter zu erfüllen. Eine kinderlose Frau opfert den Göttern werthvolle Gegenstände, damit sie Leibeserben erhalte. Wenn trotz der Opfer ihr Wunsch unerfüllt bleibt, weihet sie durch ein feierliches Gelübde ihr erstes Kind, falls dasselbe ein Knabe ist, dem Mahadeo. Solch einem dem Gott geweiheten Sohne bleibt das Gelübde verschwiegen; er erfährt von demselben erst, wenn er das mannbare Alter erreicht hat. Er ist darüber nicht im mindesten erschrocken oder betrübt; es ist Pflicht, der Mutter Gehorsam zu leisten, und er weiß, daß er von nun an ein dem Gotte der Vernichtung geweihetes Wesen ist. Er hält das Geheimniß tief in seinem Innern verschlossen, er legt das Gewand eines Pilgers an oder kleidet sich als Bettler, wallfahrtet zu den berühmtesten Tempeln, welche jener furchtbaren Gottheit gewidmet sind, erscheint auf dem Jahrmarkte und stürzt sich dort von einer mehr als vierhundert Fuß hohen Felswand herab. Es kommt vor, daß der eine oder andere Jüngling sich noch nicht fest genug fühlt, sich in den Abgrund zu stürzen; dann wallfahrtet er noch ein Jahr umher und erfüllt das Gelübde seiner Mutter das nächste Mal.

Durch das ganze Leben der Hindu ziehen sich Wahn und Aberglaube hindurch, mehr wie bei den meisten anderen Völkern; auch sind sie im Wunderglauben viel massiver als die Christen. Deshalb können die Missionäre so wenig bei ihnen ausrichten. Der katholische Priester Gregory sprach sich darüber ganz ehrlich gegen Sleeman aus: „Fortschritte können **wir** bei einem solchen Volke nicht machen. Wenn ich einem Hindu von Christi Wundern erzähle, giebt er mir sofort eine lange Reihe von Wundern zum Besten, welche Krischna gethan hat, und wogegen unsere christlichen Wunder gar nicht aufkommen. Krischna hebt mit seinem kleinen Finger einen hohen Berg auf und bedient sich desselben als eines Regenschirmes. Alles, was ich einem Hindu von Wundern erzähle, das glaubt er herzlich gern. Ich kann ihm sagen, daß der Apostel Paulus zur Erbauung der Korinther mit Sonne und Mond Fangball gespielt habe, das findet er ganz in der Ordnung, aber er weiß von seinem Krischna noch viel wunderbarere Mirakel zu erzählen, und mit den christlichen Wundern ist ihm also nicht beizukommen."

Die Ruthenen in Galizien; ihre ethnographische und politische Stellung.

I.

Anzahl der Ruthenen in Oesterreich. — Der Name. — Physische Eigenschaften. — Haus und Trachten. — Kein Bürgerstand. — Kirche und Schänke. — Volksglauben. — Volkspoesie. — Sprache und Schrift. — Russen vom reinsten Wasser. — Gegensatz zu den Polen. — Niedriger Stand der Cultur.

— R. A. — Während eines nahezu hundertjährigen friedlichen Verbandes mit dem österreichischen Kaiserstaat sehen wir seit wenigen Jahren zum ersten Male die Ruthenen Galiziens in offener Opposition der Regierung entgegentreten. Sämmtliche Staatsmänner, die an der Spitze der Geschäfte standen, fanden an jenem durch Loyalität und Hingebung bekannten Volksstamme eine feste und erprobte Stütze. Erst das Ministerium Belcredi, dem das Verdienst zufällt, die Völker Oesterreichs, wenn in keinem andern Punkte, so doch im Widerstande gegen die Wiener Regierung geeinigt zu haben, — erst dem Ministerium Belcredi war es vorbehalten, die Ruthenen vielleicht für immer dem Kaiserstaate zu entfremden, und jene Zustände mit Hülfe der Polen zu begründen, an denen Galizien fort und fort krankt. Bei der nationalen und politischen Bedeutung, welche den Ruthenen zukommt, bei der Wichtigkeit, welche sie für Oesterreich und dessen Fortbestehen besitzen, wird es passend sein, hier auf dieses Volk, seine Geschichte, literarischen und politischen Bestrebungen näher einzugehen, zumal es auch die Brücke ist, auf welcher die russische Politik, die russische Ländergier nach Oesterreich und dessen Polen hinüberreicht*).

*) Der „Globus" hat bereits einige Male die Ruthenen in das Bereich seiner Besprechungen gezogen, so Bd. IV, S. 369: „Die ungarischen Ruthenen", Bd. XI, S. 115: „Polen und Ruthenen".

Die galizischen Ruthenen gehören dem großen kleinrussischen Stamme an. Ihre Anzahl beträgt etwa $2^{1}/_{2}$ Millionen Köpfe, welche in Ostgalizien die Hauptbevölkerung bilden, sich in Westgalizien weit über den San, ihre ursprüngliche Grenze, ausdehnen, und dort das polnische Element ebenso zurückdrängen, wie in der Bukowina das rumänische und in Ungarn das magyarische. Die Zahl aller in Oesterreich lebenden Ruthenen giebt der Census von 1857 auf 3,161,000 an. Die westeuropäische Presse hat sich daran gewöhnt, dieses Volk Ruthenen zu nennen; allein dieser Ausdruck ist eigentlich nicht zutreffend; jeder Sprachkundige, der nur einigermaßen einen Begriff von der slavischen Philologie hat, muß sie unbedingt dem Sprachstamm zuzählen, welchem auch die Großrussen nach ihrem Dialekt angehören. Jedenfalls ist auch ein Hauptgewicht darauf zu legen, wie diese Kleinrussen sich selbst nennen; in einzelne, durch Dialekt und Brauch, Tracht und Eigenthümlichkeit geschiedene Stämme getheilt, bezeichnen sie sich doch überall als „Rusy" und nennen ihr Land „Rus" oder „zemlja rus". Es ist dies ein deutliches Zeichen, daß sie sich, obgleich sie zuerst unter die lithauische, dann unter die polnische Herrschaft gerathen waren, doch immer zum russischen Sprach- und Volksstamm zählten. Wenn man in neuerer Zeit, vorzüglich bei den galizischen Kleinrussen, die Bezeichnung „Russinen" in Gebrauch brachte, so ist das ein philologischer Unsinn. Nur der einmal eingebürgerten Benennung folgend, bezeichnen auch wir das Volk als Ruthenen.

In den Karpathen, wo die Stämme der Stojki und Huzulen (letztere im Kolomeaer und Stanislawower Kreise) wohnen, haben die Ruthenen sich am reinsten erhalten, zeigen sie in Tracht und Sitte am meisten Altslavisches, während bei den Podolen schon der Uebergang zum Großrussen mit stumpfer Nase, breitem Gesicht, das auf mongolische Beimischung schließen läßt, stattfindet, im Gegensatze zum echten Kleinrussen, dessen Antlitz schlanke, ovale Formen zeigt.

Die Ruthenen sind ein starker, abgehärteter Menschenschlag, kräftig, wohlgeformt und strotzend von Gesundheit. Sie besitzen einen lebhaften Freiheitstrieb, viel Selbstgefühl und offenbaren einen fanatischen Haß gegen den fremden oder ihnen entfremdeten Adel des Landes. Der Bauer lebt noch, wie vor tausend Jahren, in hölzernen oder Lehmhütten, Menschen und Vieh weilen in demselben mit Heiligenbildern beklebten Loche. Ihre Bekleidung besteht in einem Hemde und Beinkleide von weißer Leinwand, welche mittelst eines ledernen oder wollenen, roth oder blau gefärbten Gürtels festgehalten werden, dann in einem langen Rocke (Sirak) von grauem oder schwarzem Filztuch (Halina), dessen Stelle im Winter ein Schafpelz vertritt, einem breitrandigen Strohhute im Sommer und einer hohen, cylindrischen Lammfellmütze im Winter, endlich in schweren Lederstiefeln. Die weibliche Kleidung zeichnet sich durch Stickereien am Hemde um den Nacken, durch einen bunten Unterrock und leichte, aus gelbem oder rothem Saffianleder gefertigte Stiefelchen aus; den Hals zieren Korallen und Glasperlen; die Mädchen durchflechten ihr Haar mit rothem Schafwollgarn.

Saure, blutreinigende Speisen, saure Rotherübensuppe, Barszcz und Pyroly, sind die Lieblingsspeisen des Ruthenen. Fast alle sind Ackerbauer oder im Gebirge Hirten, Holzschläger, Köhler u. s. w. Ein Bürgerstand besteht bei ihnen nicht; der Adel ist polonisirt, und so ist nur noch der Geistliche übrig, der als Führer der Ruthenen dasteht. Er erbt seinen Stand vom Vater, heirathet — so will es das Gesetz — noch als halbes Kind, bevor er die Weihe empfängt, und arbeitet im Schweiße seines Angesichts, um die zahlreiche Familie zu unterhalten. Auf die Wirksamkeit der Geistlichen kommen wir zurück *).

Der Schauplatz des ruthenischen Volkslebens findet sich in Kirche und Schänke. Der Bauer ist, wie fast alle seine slavischen Brüder, ein arger Branntweintrinker; er weilt gern in den Schänken (Kerczma), und verkauft oft, um seiner Leidenschaft fröhnen zu können, Alles dem Juden. Letztere nehmen, beiläufig bemerkt, den dreizehnten Theil der Gesammtbevölkerung Galiziens ein, sind im steten Zunehmen begriffen und haben den Polen wie den Ruthenen gleichmäßig in der Hand.

Der Ruthene ist ein gefälliger, umgänglicher Mensch. Er grüßt mit „zdorow bud'te!" (bleibt gesund), oder „pomahaj Boh!" (helf Gott). Mit diesen Worten tritt auch das junge Volk in die Spinnstuben (Weczernyci, eigentlich Abendunterhaltungen), die hier, wie anderwärts, nicht gerade zur Beförderung der Sittlichkeit beitragen. Aber dort kann man viele Eigenthümlichkeiten des Volkes kennen lernen, sehen, wie sehr viel Altheidnisches bei jenen kaum von der Cultur beleckten Leuten sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat; namentlich ist dieses der Fall auch in den Hochzeitsgebräuchen; die altslavische Venus, Lada, klingt in den ruthenischen Hochzeitsliedern als Ladowji noch immer nach. Kurz mögen noch einige andere heidnische Züge erwähnt sein: Die Todten erhalten einige Münzen mit ins Grab; am Weihnachtstage wird das Zimmer mit Stroh geschmückt, weil Christus auf Stroh geboren wurde, dazu singt man aber die Koljady — so genannt nach der heidnischen Göttin Koljada. Um Ostern spielt man die Hajiwki oder Hainspiele; am 6. Juli tanzt das Volk um das Johannisfeuer; zur Zeit der Ernte wird das schönste Mädchen mit der Aehrenkrone auf dem Haupte durch das Dorf geführt — Alles echt indogermanische Bräuche, aber in ihren Einzelheiten slavische Färbung zeigend. Im Satan, schlechtweg On, Er, genannt, erkennen wir noch die Züge des „schwarzen Gottes". Der Opyr, Vampyr, verzehrt in Weibsgestalt durch Kuß und Umarmung langsam junge Männer; das ist echt slavischer Glaube, der sich auch da noch nachweisen läßt, wo ehemals in Deutschland Slaven wohnten; er ist gang und gäbe im hannoverschen Wendlande, um Lüchow und Dannenberg. Die Russalka, die Nixe der Flüsse, zieht die Männer zu sich herab. Ausspucken schützt den Ruthenen vor dämonischen Einflüssen **).

Die Volkspoesie ist reich und schön. Die Sprache überrascht durch Formenreichthum und Weichheit. Noch arm und tiefstehend, wenngleich nicht jung, ist die Literatur. Die ältesten historischen Denkmäler sind in der reinen altrussischen Sprache abgefaßt, welche damals im gesammten Rußland als Schriftsprache galt. Erst später, vorzüglich nach der Union von Lublin (1569), als sich das polnische Element in Westrußland eindrängte, begannen sowohl in die westrussische Schriftsprache, als auch in das weiße und kleinrussische Volksidiom polnische Wörter Eingang zu finden. Die

*) Wir theilen hier ein Heirathsgesuch eines griechisch-unirten Geistlichen aus Sanok mit, welches 1866 die Lemberger „Gazeta narodowa" veröffentlichte. Es zeigt den Stand der Kenntniß des Deutschen unter diesen Leuten. „Löbliches k. k. Bezirksamt! Gefertigter wolle Heiratsverlobniß mit M. W., Tochter des griechisch-katholischen Pfarrer aus K. eingehen, da aber die kurze Zeit der angehenden Karnavalle stehen im Hindernisse, so bittet derselbe um die Entlassung von einer öffentlichen Heiratskundmachung, den mit 11ten Februar 1866 endigen sich die Karnavalle und alle Belustigungen — was das anbelangt Ehehindernisse, so werden den Löblichen k. k. Bezirksamte bekannt sein — bittet allso um Genugthung meinem Gesuche. R. den 25ten Jänner 1866. — Michael S. absolvirter Hörer der heiligen Theologie."

**) Ueber diesen Volksaberglauben vergl. Sacher Masoch: Die galizischen Russen. Decemberheft der „Internationalen Revue".

Ruthenen von heute sind gern bereit, ihren Dialekt aufzugeben und sich in Schrift und Sprache ganz ihren russischen Nachbarn anzuschließen. Die Polen verdammen die Schriftsprache, deren die Ruthenen sich bedienen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der russischen Sprache, und wollen letzteren den Gebrauch der Volksmundart aufdrängen, welche diese zurückweisen. Den Polen liegt es daran, die Kluft gegen Rußland herzustellen.

Aehnliche Differenzen ergeben sich bezüglich der Schrift. Die ruthenische Currentschrift, welche auch von den Russen angenommen wurde, und daher nun beiden Stämmen gemeinsam ist, wird seit jeher von den Polen angefeindet. Ein im November 1866 ergangener Befehl des (polnischen) Statthalters Goluchowski verbot den Gebrauch dieser Schrift in allen Aemtern und wies die ruthenischen Gemeinden an, sich der alten Kyrillischen Kirchenfracturschrift zu bedienen, von welcher die Ruthenen behaupten, daß sie wegen ihrer Schwerfälligkeit zum allgemeinen Gebrauche ungeeignet und nur vor Erfindung der Buchdruckerkunst, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, bei ihnen in Gebrauch gewesen. Wie wenig aber die Ruthenen geneigt sind, derlei Eingriffe in ihre nationalen Rechte leicht zu nehmen, werden wir noch sehen.

Die Polen sagen: Was ihr heute russische Sprache nennt, ist nur ein Paraderuthenisch. Die ruthenische Gesellschaft, soweit sie nur einigermaßen zu der gebildeten zählt, denkt, spricht und schreibt in der polnischen Sprache. Der Sohn des Landmanns, der mit den polnischen Kindern die Schule besucht, der Bauernwirth im Verkehr mit dem Grundbesitzer, sie alle sprechen mit Leichtigkeit die polnische Sprache. Man kann nicht behaupten, daß die polnische Sprache nicht allen Galiziern zugängig sei. Ihre Erlernung macht Niemandem Schwierigkeiten, denn das polnische Element, welches die Seele, die Intelligenz der Nation bildet, hat seit Jahrhunderten bereits das ruthenische Element von Grund aus durchdrungen, und hat Kraft genug in sich, um dieses Werk in Vollendung der historischen Mission, die ihm geworden, dort zu Ende zu bringen, wo es noch nicht ganz geschehen sein sollte. Das alte Ruthenien existirt nicht mehr, es ist umgestaltet, polonisirt und nur die untersten Schichten widerstreben diesem civilisatorischen Umbildungsprocesse, weil sie vermöge ihres Culturzustandes der Civilisation überhaupt widerstreben. Wir wollen nicht den historischen und philologischen Werth des ruthenischen Idioms verkennen — aber als die gebildete, die diplomatische Sprache des Landes kann keine andere als die polnische angesehen werden. —

Wir haben hier völlig objectiv die polnischen Ansichten resumirt, wie sie in der Presse und im Landtage zum Ausdruck kamen. Hören wir nun die Ruthenen. Ihr officielles Blatt, sozusagen ihr Moniteur, der in Lemberg erscheinende „Slowo" (das Wort), erklärte in einem wichtig gewordenen Artikel, der das ruthenische Programm im August 1866 aufstellte, Folgendes: Die Polen haben ganz recht, wenn sie die Existenz der Ruthenen in Abrede stellen; denn, was man bisher so nannte, sind Russen vom reinsten Wasser, die mit ihren Brüdern in Moskau und Kiew gleiche Sprache und Literatur, Religion und Nationalität besitzen. Nur um den etwaigen Argwohn der Regierung zu beschwichtigen, sei im Jahre 1848 die „ruthenische Nationalität" erfunden worden. Jetzt sei es an der Zeit, die Maske abzuwerfen, und sich offen als „Russen" zu bekennen. Es sei Zeit, sich von der Union mit der katholischen Kirche loszusagen und von Neuem zum Schisma zurückzukehren; es sei auch Zeit, die Volkssprache, deren frühere Entwickelung durch die Polen gehindert wurde, gegen die entwickeltere russische zu vertauschen. Auf diesem Wege arbeiten die Ruthenen fort und Rußland secundirt. In den russischen Zeitungen finden wir den Ausdruck „Ruthenen" nicht mehr, die „geknechtete Nation" wird dort als „Russen" bezeichnet.

Das russische Blatt „Golos" schrieb im Herbste 1866: „Wird die russische Bevölkerung Galiziens, nachdem sie so viele Jahrhunderte die Unbilden, die Unterdrückung von Seiten der Polen getragen, sich jetzt freiwillig den Polonisirungsgelüsten ergeben? Auf der Geschichte basirend, wagen wir, kühn zu behaupten, daß dieses nicht geschehen werde. Wir sind überzeugt, daß die Repräsentanten des russischen Volkes in Galizien ihren schon bewährten bürgerlichen (?) Muth auch diesmal zeigen, und mit ganzer Kraft die Entwickelung des galizisch-russischen Volkes, das hoffentlich nicht lange diese Probe mehr auszustehen haben wird, fördern werden. Die nationalen Interessen sind Rußland theuer, und es berücksichtigt jetzt mehr denn je zuvor dieselben in seiner auswärtigen Politik."

Das ist klar und deutlich und noch heute die Norm in Rußland den Ruthenen gegenüber. Diese selbst führen den Kampf fort, auch trotzdem die polnische Majorität des Landtages in Sprachsachen mehr als einen Zwang durchsetzte. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Gleichniß, mit welchem der ruthenische Abgeordnete Naumowicz am 7. December 1866 im Lemberger Landtage die Bemerkung des polnischen Grafen Wodzicki zurückwies, der den sprachlichen Streit als Bagatelle bezeichnete. Ein armer Mann, sagte der genannte ruthenische Geistliche, dem sein Vater auf dem Sterbebette einen einzigen Ducaten hinterlassen hatte, bewahrte ungeachtet der ihn drückenden Noth mit größter Pietät sein theures Vermächtniß. Endlich sah er sich genöthigt, den Ducaten zu verpfänden und zu wiederholten Malen Geld auf ihn aufzunehmen, so daß er zuletzt nahezu dessen vollen Werth erschöpft hatte. Wie wäre es, fragte ihn nun der Gläubiger, wenn ich Dir die Bagatelle herauszahlte; Du wirst ja den Ducaten doch nicht loskaufen können. Nicht doch, antwortete der Arme, so lange noch ein Heller an diesem Ducaten mir gebührt, so lange habe ich ein Recht auf den ganzen Ducaten. Jener arme Mann sind die Ruthenen, der Ducaten ihre Nationalität, der Heller, der sein ganzes Eigenthum ausmacht, ist ihre Sprache. Und bei Gott, so schloß Naumowicz sein Gleichniß, Alles werden die Ruthenen zu ertragen wissen, sie werden es aufs Aeußerste ankommen lassen, aber nimmermehr ihrem Ducaten entsagen.

Die geistlichen Führer der Ruthenen wissen recht gut, daß die Bildung ihres Volkes nicht dessen geistigen Fähigkeiten angemessen ist, ja, daß sogar trostlose Barbarei bei denselben herrsche. Die polnische Unterrichtssprache hat den Bauer bis 1845 von der Schule fern gehalten, und eine natürliche Folge dieses tiefen Zustandes der geistigen Cultur — so ziemlich dem tiefsten in der ganzen Monarchie — ist das Daniederliegen der materiellen Verhältnisse bei den Ruthenen. Die Wirthschaft ist trotz des enormen Bodenreichthums Galiziens (Holz, Salz, Erdöl, fruchtbares Ackerland) eine schlechte und ungeordnete; dabei ist die Grundzerstückelung unter den Ruthenen zu einem furchtbaren Grade gediehen und die in ihrem Gebiete begüterten Großgrundbesitzer, meist ungebildete polnische Adelige, können selbstverständlich dem ruthenischen Bauer nicht als Vorbilder und Muster dienen.

Was bisher zur Bildung und Hebung des Volkes von Seiten der Führer geschah, ist wohl anerkennenswerth, jedoch immer noch ungenügend. Es giebt Zeitschriften, ein ruthenisches Theater in Lemberg, und an der Universität daselbst

findet das ruthenische Element einige Beachtung. Das Alles sind aber nur Treibhauspflanzen, ohne gesunden Boden; die breite Basis der Volksbildung fehlt, und ehe diese nicht eine bessere geworden, werden jene geistigen Blüthen zu keiner fröhlichen Entwickelung gedeihen können.

Am segensreichsten wirkt die ruthenische Mutterlade (halickorußka Matica), ein literarischer Verein, der nach dem Plane des verwandten tschechischen Instituts in Prag im Jahre 1848 zu Lemberg begründet wurde, und dessen Zweck es ist, nützliche Bücher in ruthenischer Sprache herauszugeben, um sie zu möglichst niedrigem Preise unter dem Volke verbreiten zu können. Der Gründer dieser Matica war J. Hurkewitsch. In Folge der bald nach der Gründung des Vereins eingetretenen politischen Wirren wurde die Thätigkeit desselben völlig gehemmt, und erst 1861 konnte er sich wieder constituiren. Er wirkt nun neun Jahre lang — gegenüber den herrschenden Zuständen geistiger Finsterniß allerdings ein kurzer Zeitraum. Die Zahl der Mitglieder beträgt 250; Einnahmen und Ausgaben beziffern sich jährlich auf 5000 Gulden. Bis jetzt sind etwa 30 volksthümliche Schriften in ruthenischer Sprache von diesem Verein publicirt worden, als deren Verfasser Cybik, Popjel, Holowacki, Malinovski, Uricki, Hürkewitsch u. s. w. zu nennen sind.

Noch auf eins wollen wir hier hinweisen. Während bei den Polen allzeit ein aristokratisches Regiment herrschte, ist der Ruthene seinem Grundcharakter nach ein socialistisch-demokratischer Mensch. Hromada welikij czolowik, die Gemeinde ist ein großer Mensch, sagt er. Diese beiden Völker passen nicht zusammen *).

*) Wir bringen in einer der nächsten Nummern weitere Mittheilungen über die Ruthenen. Red.

Vom Büchertische.

Drei Jahre in Südafrika, von Dr. Gustav Fritsch *).

T. H. Wieder einmal ist es ein Deutscher, welcher uns das beste Buch über ein von Engländern und Holländern bewohntes Gebiet geliefert hat. Wir sagten, „das beste Buch" und können noch hinzufügen, ein in mancher Beziehung classisches Werk.

Schon früher, im Anfange dieses Jahrhunderts, hatte der bekannte Dr. Lichtenstein in seinen „Reisen in Südafrika" ein für seine Zeiten nicht nur bedeutendes und bei der damals mangelhaften Kenntniß des Landes und der Bewohner der Capcolonie höchst belehrendes und interessantes Buch geliefert, sondern in demselben auch ein so gediegenes ethnologisches und sprachwissenschaftliches Material niedergelegt, daß, so lange es eine Ethnographie und Sprachwissenschaft giebt, auch seine Reisen als eine der zuverlässigsten Quellen angeführt werden. Ein ganzes Heer von Reisenden und Missionären hat seitdem, theils abenteuernd, theils aus Wissensdrang, theils aus aufrichtigem oder eingebildetem Bekehrungseifer oder auch wohl in verkehrtem Philanthropismus den Süden des afrikanischen Continents, man kann wohl sagen, abgeweidet. Allein, abgesehen von dem kühnen David Livingstone, welcher den Vorhang zu dem dunkeln schwarzen Völkerknäuel des subtropischen Afrikas lüftete, und etwa noch Charles Andersson, dem Entdecker des Okavango, ist keiner über das Niveau des Gewöhnlichen hinausgegangen. Die Einen sind Sportsmen und tischen fabelhafte Jagdgeschichten auf, die Anderen, auch meistens Engländer, werden oft mehr als billig ist ungerecht gegen die Boers (wir sind nicht etwa Freunde der Boers und billigen nicht ihre systematische Ausrottung der Eingeborenen), noch Andere, und zwar die „Heidenapostel", singen meistens nur Bußlieder oder rühmen Gottes Gnade, die er an einem reuigen Buschmanns-, Hottentoten- oder Kafferherzen kundgethan. Nur einige wenige haben erträgliche Beiträge zur Fauna und Flora geliefert; kurz, die massenhafte Literatur von Reisen in Südafrika enthalten im Vergleich zu Reisen in anderen Ländern verhältnißmäßig wenig brauchbares Material für Völker-, Sprachen- und Länderkunde jener Gegenden.

Man könnte die Schwierigkeiten und Strapazen der Reisen in jenem Theile der Erde zur Entschuldigung der verschiedenen Autoren anführen; allein man überzeugt sich sofort beim Lesen der „Drei Jahre in Südafrika", daß der Verfasser darin keinen Grund gesehen hat, weniger scharf und vielseitig zu beobachten. Ein merklicher Vorwurf trifft daher andere Reisende, wenn wir behaupten, daß es ihnen an der nöthigen Schule, d. h. wissenschaftlichen Vor- und Durchbildung, und an dem nöthigen Scharfsinn, an Beobachtungsgabe, Fleiß und Energie gefehlt habe. Da ist es denn eine höchst erfreuliche und zugleich anregende Erscheinung, wenn wir ein Werk erhalten, dessen Verfasser ein durch und durch deutsch geschulter Mann ist, der nicht umsonst in dem Jahrhundert eines Humboldt, Ritter und Waitz lebt.

Ein Vorzug des Verfassers ist es, daß er in dem einleitenden Capitel nicht, wie so viele Andere, langathmige Auseinandersetzungen über den Zweck seiner Reise giebt; er sagt kurz, daß ihm als hauptsächliches Ziel „anthropologische Studien" vorschwebten, daß er die Absicht hatte, sich über die Ureingeborenen jenes Continentes eigene Ansichten aus persönlicher Anschauung und Erfahrung zu bilden. Er ermüdet uns nicht mit den monotonen Erlebnissen einer langwierigen Seereise, sondern bemerkt einfach, daß trotz alles Amüsements, wie z. B. Musiciren, Kartenspiel u. s. w., je nach der Laune des Augenblicks, der Reisende selten vollständig vergißt, daß er doch nur ein Gefangener ist, es sei denn, daß eine besondere Leidenschaft für das süße Nichtsthun vorwalte. Rasch landen wir mit ihm in der Capstadt, und empfinden mit ihm jenes unbeschreibliche Wohlgefühl, das jeden Forscher überströmt, wenn er in einer Fülle von Gegenständen seiner Forschung schwelgen kann. Die Capstadt ist ein wahres anthropologisches Museum; eine wahre Völkermosaik bietet sich dort für den Beobachter. Vertreten sind die meisten Völker Afrikas; — die schnalzenden Hottentoten und Buschmänner, welche durch ihren affenartigen Gesichtsausdruck nicht selten auch in dem größten Antidarwinianer den leisen Verdacht erregen, daß doch wohl der Gorilla des Menschen Urahn sein könne; Zulu- und Betschuanenkaffern, lebenden Bronzestatuen vergleichbar, Neger mit wollüstigen, wulstigen Lippen und Plätsch-

*) Breslau, bei Ferdinand Hirt.

nasen. Dann auch Europäer aus beiden Hemisphären, an denen wohl der Grundtypus des Indogermanen überall durchblickt, deren Stirnen der Stempel der Souveränetät vor allen Völkern der Erde aufgedrückt ist und denen doch wieder die Natur ein für die Zone, unter welcher sie bisher gelebt, besonders bezeichnendes Charakteristicon aufgeprägt hat. Ferner Araber, dann fleißige und betriebsame Leute aus dem indischen Archipelagus, welche fern von der Heimath ihr Kalifafest treu der Vätersitte feiern, und auch Söhne des „himmlischen Reichs“, die seit den letzten Jahren Kosmopoliten geworden; diese alle hat der Verfasser scharf beobachtet, und schildert jeden nach seiner ihm eigenthümlichen ethnologischen Veranlagung. Hier strolchen faullenzend und rauchend der Hottentot und Neger, die Prototypen des afrikanischen Lazzarone, umher, während der gelbe Malaye keinen Industriezweig vernachlässigt, und sollte er mit Obst- und Gemüsehandel anfangen, um sich ein anständiges Dasein zu schaffen; der Europäer schafft den heimathlichen Comfort an diese Küsten, gründet Musterwirthschaften für den afrikanischen Landbau, baut Eisenbahnen, gründet und erhält ein naturhistorisches Museum und legt botanische Gärten an, zu denen die Flora aller Welttheile ihr Contingent stellen muß.

Herr Fritsch gehört nicht zu den oberflächlichen Köpfen, die sich einen abstracten Menschen construirt haben und alle Menschen über einen Leisten schlagen; er kennt nicht jenes Prokustesbett, in welches der Germane, Semit, Indianer, Neger, Kaffer, Hottentot, Malaye und Papua unter jeder Bedingung hineinpassen muß. Hiermit haben wir den Verfasser hinlänglich für alle die gekennzeichnet, welche aufrichtige und ehrliche Forscher in der Anthropologie und Ethnologie sind. Dr. Fritsch ist Anthropolog „jeden Zoll breit“, und dem zufolge hat er ein Auge nicht nur für den Menschen, sondern auch für die ganze Natur und Außenwelt, die, wenn auch nicht allein maßgebend, für die geistige und körperliche Organisation und Gestaltung des Menschen, so doch erheblich dieselbe bestimmt und formulirt. Das Klima, die Bodenbeschaffenheit, die Pflanzen- und Thierwelt herab bis zum Mistkäfer (Ateuchus), der den lieben langen Tag Pillen dreht, in die er seine Eier legt, und sie dann in ein Loch in Gewahrsam bringt, zieht er in den Kreis seiner Beobachtung.

Dazu macht die Darstellung vom Vorwort bis zum Schluß den Eindruck objectiver Wahrhaftigkeit; mit Tact vermeidet Dr. Fritsch Wiederholungen. Sein Stil ist gewählt, gewandt, frisch und oftmals humoristisch*). Wir scheuen uns nicht, diesem Reisewerk in der südafrikanischen Reiseliteratur den ersten Preis zuzugestehen, und hoffen, im Einklange mit denen, welche es bereits kennen, zu reden, wenn wir es mit „goldenen Aepfeln in silbernen Schalen“ vergleichen.

Die unausbleiblichen Schikanen, deren jeder Reisende in Südafrika gewärtig sein muß, sei es, daß das Schicksal ihn in den „niederträchtigen“ Wachteebitjedornen (Acacia detinens) gefangen hält und nur gegen Blut und Kleiderfetzen fahren läßt, — sei es, daß das Geschick seinen Wagen gegen einen Felsen schleudert, oder in Gestalt eines tosenden, Alles fortreißenden Regenstromes den Weg sperrt, oder Jupiter Pluvius den von Hunger und Kälte ermatteten Wanderer bis auf die Haut durchweicht, oder treulose Reisebegleiter ihn betrügen, bestehlen oder auch verlassen, wenn nicht gar verrathen, alle jene Beschwerden sind unserm Reisenden mehr oder minder zu Theil geworden, aber er hat sie glücklich überwunden.

Nicht weniger als 75 fast durchweg vortreffliche Holzschnitte, nach gelungenen Originalskizzen, und selbst ausgeführten Originalphotographien dienen zur Erläuterung des Textes. Es wird uns mitgetheilt, daß demnächst ein Werk — wenn wir nicht irren, unter dem Titel: „Südafrikanische Racentypen“ — die Presse verläßt, in welchem eine Fülle von anthropologischen Charakterköpfen endlich einmal eine klare Anschauung der südafrikanischen Racenverhältnisse und Typen geboten werden soll. Außerdem verspricht der Verfasser eine Anzahl stereoskopischer Aufnahmen, vermöge deren der Leser im Stande ist, sich unmittelbar in jene Gegenden zu versetzen. Es giebt fast keinen Zweig der beschreibenden Naturwissenschaften, denen Dr. Fritsch nicht Rechnung trägt. Dem Geologen führt er die Ansichten verwitterter Granitravinen, und besonders die für den Süden des Continents so typischen Tafelbergformationen vor; andererseits bietet er dem Landschaftsmaler zahlreiche Objecte zum Studium des dortigen Landschaftscharakters dar, sei es, daß er ein Panorama in romantische Partien erschließt, die unseren Lorley, Roßtrappe, Bastei, Kuhstall ꝛc. in nichts nachgeben, oder daß er ein Wüstenbild so aus der echten Karri-Karri vorlegt. Man überzeugt sich dann endlich einmal, daß wir uns unter Wüsten nicht immer absolute Einöden zu denken haben. Interessant sind die Kaffer- und Betschuanenkraale, wodurch wir einen Blick in das sociale Leben der Schwarzen thun können, gleichsam in die Anfänge des menschlichen Culturlebens. Das Aeußere des Buchs endlich entspricht dem Innern. Die Ausstattung ist geschmackvoll und gediegen; die Schrift groß und deutlich, das Papier fest und stark. Ein sehr ausführliches Register erleichtert das Nachschlagen.

Wir wollen einige Gegenstände hervorheben. Herr Fritsch beschreibt ein Concert in der Capstadt: „Das Programm war wirklich sehr gut, es enthielt die Aufführung von Schiller's Glocke, Ouvertüre zum Freischütz, zum Barbier von Sevilla und ähnliche bedeutende Sachen; die Ausführung war aber so gräßlich, wie ich nie etwas von Musik gehört habe. Trotzdem krachten die Bretter unter den Tritten des Beifall donnernden Publicums, so daß ich mich nicht enthalten konnte, ängstliche Blicke nach der Gallerie hinaufzuwerfen, immer fürchtend, sie würde auf unsere unschuldigen Häupter herabkommen.“ Auch die Trinkhäuser hat er beobachtet; es versteht sich, daß er darüber wenig Erfreuliches zu berichten hat.

Der Brandy und Gin ist in der ganzen Colonie mehr geschätzt, als für das Emporkommen derselben dienlich ist! Die socialen Verhältnisse der Stadt bieten wenig, und daher sucht häufig der von der Arbeit ermüdete Mann seine Erholung in den Trinkstuben, hier „Hotels“ genannt, wo er in starken Spirituosen seine Sorgen ertränkt. Das Delirium tremens ist in Folge dessen eine so bekannte Affection, daß der lange Name dafür überflüssig geworden, und man es bequemer findet, nur die Anfangsbuchstaben zur Bezeichnung zu gebrauchen. „He has had an attack of the D. T.“ (er hat einen Anfall des Delirium tremens gehabt), ist eine für das Cap allgemein verständliche und leider nicht seltene Redensart.

Am Cap wird noch auf das ehrliche Gesicht hin geborgt, und unser Reisender weiß auch davon einen selbst erlebten Fall anzuführen: „Die Ausdehnung dieses Verkaufs (von Wagen, Pferden, Geschirren, Gewehren ꝛc.) und das gegenseitige Vertrauen, welches bei demselben obwaltet, ist für den Fremden sehr auffallend; — man kauft gegen Nennung

*) Damit stimmen wir nicht völlig überein. Allerdings liest sich das Buch im Ganzen vortrefflich, aber der Satzbau läßt doch manchmal zu wünschen übrig. Rühmend wollen wir hervorheben, daß das treffliche Buch Columnentitel und Register hat; dadurch wird es doppelt brauchbar. A.

seines Namens, der Auctionator bezahlt für den Käufer und schickt dann in einem oder mehreren Monaten die Rechnung ein. So habe ich selbst, obgleich völlig unbekannt, dort gekauft, die Gegenstände mit mir genommen, ohne mehr wie meinen einfachen Namen anzugeben." — Diese Gutmüthigkeit hat dann auch nicht selten die reichsten Farmer bankerott gemacht. Ueberhaupt ist der Boer (Bur) ein etwas träger, phlegmatischer Mensch und erregt nicht selten noch durch philisterhafte Beschränktheit das Mitleiden des Gebildeten. Fritsch erzählt ergötzliche Dinge: „Man muß diese Boeren (so werden die afrikanischen Abkömmlinge der holländischen Colonisten genannt) an Ort und Stelle in ihrem Leben und Treiben kennen gelernt haben, um sich eine Vorstellung von den Zuständen machen zu können. Ihr Gesichtskreis ist ein ungemein beschränkter. Von den vielen charakteristischen Anekdoten finde ich folgende bezeichnend: Der Astronom Sir Thomas Mac Lear war beauftragt, das Land zu vermessen, und beobachtete auch einst mit seinen trigonometrischen Instrumenten auf dem Grund und Boden eines holländischen Farmers, ohne diesen vorher um Erlaubniß gefragt zu haben; der Boer, darüber erzürnt, wollte ihn als Engländer vom Platze treiben, bis Mac Lear, der ein humoristischer Mann ist, auf den Einfall kam, ihn glauben zu machen, er finge Sterne. Der Boer sah ihm nun höchst eifrig zu, und wenn der Astronom einige Zeit durch das Fernrohr gesehen hatte, und dann seinen Instrumentenkasten zuklappte, konnte er ihm mit vollem Ernst vorreden, er habe den gefangenen Stern jetzt eingesperrt, doch dürfe man ihn nicht ansehen, weil man sonst geblendet würde. So amüsirte sich Mac Lear eine ganze Zeit mit dem guten Boer, indem er ihm jedesmal die Nummer des Sternes angab, den er gerade gefangen hatte, bis sein Geschäft beendet war."

„Die Beschränktheit der Leute erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß der Farmer fast nie von seinem Besitzthum herunterkommt, außer wenn er einmal zum Markt oder zum „Nachtmahl" fährt; die Fläche Landes, welche von den nächsten Bergen umschlossen wird, ist seine Welt, was darüber hinaus liegt, nennt er „die andere Welt". So schickte ein Boer seinen Sohn nach dem drei Stunden entfernten Swellendam, um — „die Welt zu sehen"! Ein anderer, in dessen Gesellschaft viel über England gesprochen wurde, äußerte sich dahin, daß er nicht übel Lust hätte, auch hinzugehen und es sich anzusehen, „er wüßte nur nicht die Ausspannplätze in diesem Lande". Diese Plätze, Uitspan im Holländischen, sind nämlich Stellen, wo reichliches Futter und frisches, gesundes Wasser vorhanden ist: man muß diese Orte kennen, um den Ochsen beim Reisen zu geeigneter Zeit Rast zu geben."

Die Boers werden aber auch von einer guten Seite geschildert, und ihre Gastfreundschaft, Biederkeit und Ehrenhaftigkeit sind nicht die schlechtesten und seltensten Eigenschaften. Wir können uns hier nicht auf alle diese Schilderungen einlassen; hören wir, wie er über unsere deutschen Landsleute drüben urtheilt. In den östlichen Capdistricten giebt es verschiedene, von Deutschen gegründete Orte wie Heidelberg, Frankfurt, Berlin, die aber durch ihre Armseligkeit auch nicht im entferntesten an unsere gleichnamigen Städte hier zu Lande erinnern. Fritsch bemerkt: „Ich habe hier die Bekanntschaft vieler gemacht, die sich ebenso sehr durch ihr geschäftliches Auftreten, wie durch persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnen, und bin meinestheils stolz darauf, ein Deutscher zu sein, aber im Allgemeinen ist unseren Landsleuten am Cap kein günstiges Zeugniß auszustellen. Der Deutsche ist leider, Gott bessere es, von Hause aus so an Druck gewöhnt, daß er im Auslande, wohin er mit festem Entschluß geht, sein Glück zu machen, sich nur allzu willig den Verhältnissen fügt und seinem Ziele nachstrebt, ohne in der Wahl der Mittel besonders bedenklich zu sein*); er erreicht in Folge dessen auch sehr häufig sein Ziel, d. h. er macht Geld, aber gewiß nicht ohne Grund zieht er sich den Vorwurf der Charakterlosigkeit zu, und sogar der holländische Afrikaner, der genug vor seiner Thür zu kehren hat, erlaubt sich, von „verdammten Moffjes" (Spitzname der Deutschen) zu reden. In früheren Zeiten war unsere Nation in Südafrika viel angesehener, doch mit dem Erscheinen der Fremdenlegion ist darin eine große Veränderung eingetreten. Nicht allein haben manche Legionäre als solche durch ihr Benehmen unserm Ansehen geschadet, sondern besonders die zahlreichen Deserteure dieser Truppe, welche noch heutzutage das Land überschwemmen. Ohne Zweifel ist diesen Herren ein großer Theil der Schuld beizumessen, daß das Vertrauen verloren gegangen ist, doch hat man sich meiner Meinung nach zu sehr darauf gestützt; spricht der Reisende mit einem dort ansässigen Landsmanne über den Verlust des Ansehens, so kann er sicher sein, daß die Antwort erfolgt: Ja die Legion, — ich selbst habe aber in Südafrika genug Leute deutscher Abkunft kennen gelernt, die nie in derselben waren, aber was Charakterlosigkeit betrifft, vollständig in dieselbe Kategorie gehören. —

Während der Deutsche anfangs, so lange er einigermaßen fremd im Lande ist, einen tüchtigen und willigen Arbeiter für den Brotherrn abgiebt, verläßt er ihn schleunigst, sobald er hinreichende Kenntnisse von den Verhältnissen des Landes gesammelt hat, um zu glauben, auf eigenen Füßen stehen zu können. Er schlägt sich dann auf jede Weise durch und sucht Vermögen zu erwerben, ohne besondere Rücksicht auf seine bürgerliche Stellung zu nehmen. Ist er glücklich in Erreichung dieses Zieles, so zieht er in den meisten Fällen mit den gesammelten Schätzen weiter, um sie anderswo zu verzehren, zum größten Nachtheil des Landes, welches auf diese Weise mehr und mehr ausgesogen wird" **).

Uebergehen müssen wir die interessanten Auseinandersetzungen über die Wanderungen der Ureingeborenen, über die Wirkungen von Klima und Bodenbeschaffenheit auf den dortigen Menschen; die Naturschilderungen, seine Ansichten über die geologische Beschaffenheit Südafrikas, Ansichten, die er durch seine eigenen wissenschaftlichen Beobachtungen und Erfahrungen begründet, und die vielfach neu, aber zugleich klar und überzeugend sind. So hat Herr Fritsch z. B. wie kein Anderer vor ihm sein Augenmerk auch auf die sogenannten Buschmänner gerichtet, ihre Höhlen besucht, und er giebt ausführliche und anziehende Beschreibungen von diesen „Allerweltsfeinden", namentlich von ihrer künstlerischen Begabung, die man bisher auch nicht im Entferntesten den armseligen Wüstenkindern zugetraut hat.

Fritsch ist Arzt, und demzufolge hat er ein Urtheil über die vielbesprochenen Gift- und Schlangendoctoren. Er bestätigt nicht nur, was bisher über die Praxis seiner schwarzen Collegen jenseit des Oceans bekannt war, sondern fügt noch verschiedene neue interessante Notizen hinzu. Die wilden Eingeborenen, die hier zu Lande gewöhnlich in dem Rufe von Idioten stehen, erscheinen nach des Verfassers Mitthei-

---

*) Hier generalisirt Herr Fritsch ins Blaue hinein. Für einen Theil unserer Landsleute in der Capcolonie mögen seine Auslassungen richtig sein, — allgemein hingestellt sind sie geradezu falsch. Sie passen z. B. nicht auf Nordamerika, die Westküste Südamerikas, die Laplatastaaten, Brasilien rc. A.

**) An dem, was hier als ein Tadel hingestellt wird, ist einfach nichts zu tadeln. Die Verhältnisse selbst bringen einen solchen Verlauf der Dinge mit sich, und Auswanderer aller Nationen, wenn sie nicht gleich von vornherein als Ackerbauer sich fest ansiedeln, verfahren in ganz ähnlicher Weise. A.

lungen in ganz anderm Lichte; sie entwickeln einen Scharfsinn, Mutterwitz, Berechnung und List, wie diese Eigenschaften bei uns nur immer geschätzt oder gefürchtet werden können. Auch der Wilde denkt! Aber wie!

„Meine Leute waren heiter und redselig, so daß ich mit vielem Interesse ihrer gelehrten Discussion zuhörte. Diese drehte sich um nichts Geringeres, als um die Frage, ob die Buschmänner zum Menschengeschlechte gehörten oder Paviane wären. Obwohl ich nicht glaube, daß der Hauptleiter der Conversation, mein Treiber, ein Mosuto von Abkunft, Darwin's Buch gelesen hatte, fand sich doch in seinen Theorien viel diesem Autor Verwandtes. Er kam schließlich zu der Entscheidung, daß die Buschmänner in der That von den Pavianen abstammten, und auch in Bezug auf die Hottentotenstämme konnte er sich nicht enthalten, seinen Verdacht einer, wenn auch entfernten, Verwandtschaft mit dem Affengeschlechte zu äußern. Seinen Hauptbeweis suchte er in der Sprache der Buschmänner, welche nur eine Paviansprache wäre, die Niemand erlernen und die man nicht schreiben*) könne; ebenso wie er seine Behauptung über die Zugehörigkeit der Hottentoten auf den ähnlichen Klang der ihrigen gründete. Ich warf dem Mosuto ein, daß die Buschmänner Malereien anfertigten, welche Kunst die Paviane nicht verständen, und daß sie gute Voorlooper (Führer der Zugochsen), Achterryder (Reitknechte) u. s. w. abgäben, also dem Menschengeschlecht näher stehen müßten. Hierauf wurde mir erwiedert, daß die Buschmänner allerdings etwas mehr Verstand hätten, aber wenig; als Voorlooper ließe sich ein Pavian auch gebrauchen, und er gab darauf eine drollige Erzählung zum Besten von einem in solchem Amte fungirenden Affen, der die verschiedenen Zurufe des Treibers alle verstand und genau befolgte.“ — — „Die Zeit wurde mir durch das drollige Geschwätz meines Treibers verkürzt, welcher ein gutes Probeexemplar von Betschuanen war. Ich hätte oft gewünscht, seine Unterhaltungen mit Gesticulationen und Tonfall photographiren zu können, da sie mich mehr in das Leben und die Denkweise dieser Eingeborenen einführten, als es dicke Bücher vermocht hätten. Zugleich bedauerte ich stets seine verfehlte Lebensrichtung; denn während er ein gottvergessen schlechter Ochsentreiber war, hätte er bei einiger Ausbildung sicherlich einen ausgezeichneten parlamentarischen Redner abgegeben. Wie gut würde es sich nicht ausnehmen, einen solchen Mann als Vertreter der Eingeborenen an die philanthropischen Gesellschaften in England zu schicken und denselben vor glänzender Versammlung seine Sache führen zu lassen! Ich sehe ihn vor mir, wie er mit seiner unvergleichlichen Anmuth die stets bereitgehaltene Schnupftabacksdose zur Nase führt und unter lebhaften Gesticulationen den Zuhörern die Größe und Tugenden seiner Nation und die Schönheiten seines Landes schildert. Das Feuer des Vortrags belebte stets die Bewegungen, die sonst augenscheinlich eines andern Antriebes, etwa in Gestalt eines Sambocks, bedurften, um annähernd zufriedenstellend zu sein. — Wenn ich ihn wegen seiner Faulheit zur Rede stellte und ihm seinen Collegen, welcher ein rühriger Bursche war, als Muster hinstellte, antwortete er schlagend: Der Herrgott hätte manche Menschen gemacht, langsam, andere aber schnell zu arbeiten, in welcher Aeußerung der segensreiche Einfluß der Missionäre deutlich erkennbar ist.“ —

„Als ein früherer Gouverneur einst den Häuptling U'Mhala, einen verschlagenen, gewandten Burschen, in seine Gewalt bekam, führte er ihn nach dem Meeresufer mit sich, ohne daß er jedoch hinlängliche Beweise gegen denselben hatte um ihn festhalten zu können. Er wollte dem Gefangenen aber wenigstens einen Beweis von der Macht Englands geben, und veranlaßte es daher, daß die in der Nähe vor Anker liegenden Kriegsschiffe zu gleicher Zeit ihre Kanonen abfeuerten. „Sieh!“ sagte er zu dem Häuptling, als die vollen Lagen ihren Donner über die Wogen herüberwälzten, „das kann England bewerkstelligen. Was vermögt ihr armen Kaffern gegen solche Macht auszurichten?“ Ohne die geringste Bewegung zu verrathen, wendete sich U'Mhala zu dem Generalgouverneur und fragte ihn mit affectirter Unbefangenheit: „Können diese Dinger, welche so viel Lärm machen, auch in die Amatolaberge hinaufsegeln?“ Schwerlich dürfte sich eine schlagendere Antwort auf die blasse Prahlerei des Engländers finden lassen, als dieser Wilde im Augenblick bereit hatte; er wußte gut, daß die Schlupfwinkel seines Stammes unzugänglich wären, nicht nur für Schiffe, sondern auch für Kanonen und selbst einzelne Fußsoldaten.“ —

Außerordentlich plastisch sind die Charakterbilder verschiedener Häuptlinge und ihrer Kraale aus dem Betschuanenlande; man könnte sie zeichnen, so scharf und anschaulich schildert der Verfasser. Auch in der Wildniß finden wir Cäsaren, Alexander, Große Friedrichs und Charaktere, die wie ein Peter der Große die wunderbaren Gegensätze von Barbarei und Civilisation in sich vereinigen, auch düstere Satansseelen, wie einen Philipp von Spanien, Nero und Sejan. Da ist Sekomi, Häuptling der Bamangwato, ein unheimliches Galgengesicht, und es graut uns vor ihm, wenn Fritsch erzählt: „Sekomi ist ein Wilder in des Wortes verwegenster Bedeutung, und es dürfte schwer sein, festzustellen, ob sein äußerer oder innerer Mensch vorzuziehen ist. Er ist von verschlossenem, tückischem Charakter, und nur die Furcht vor der bereits mächtig im Stamme gegen ihn agirenden Opposition hält ihn zurück, seiner despotischen Laune in unbeschränktester Weise zu fröhnen. Früher soll sein Charakter bedeutend besser gewesen sein, und Viele schreiben daher die auffallende Veränderung zum Schlechten einem beginnenden Wahnsinn zu. Sein Aeußeres unterscheidet sich in keiner Beziehung von dem gemeinsten, schmierigsten seiner Unterthanen, und man kann sich kaum eines gewissen Schauders erwehren, wenn der Häupling sein lauerndes Auge (eins ist erblindet und halb geschlossen) auf eine Person richtet und mit satanischem Lachen einen stark vorragenden Eberzahn des Unterkiefers fletscht. Auch das passende Beiwerk fehlte dem Bilde nicht, indem die Räthe, welche neben dem Häuptling an der Erde hockten, nicht weniger schmutzig waren, als dieser selbst, und einer der Höflinge war eifrig damit beschäftigt, Seiner Majestät das Ungeziefer aus dem Pelz zu lesen.“

„Die wilden Stämmen meistens eigene angeborene Verschlagenheit prägt sich in Sekomi sehr stark aus, wofür sein Verkehr mit den Händlern täglich unwiderlegbare Beweise abgiebt; bezeichnend war mir aber besonders seine erste Unterredung mit Capitän Harris, die mir von einem Ohrenzeugen mitgetheilt wurde. Als Harris, der stets den englischen Gentleman heraus zu beißen suchte, in würdevollem Aufzuge vor dem Häuptling erschien und den nackten Wilden vor sich auf der Erde kauern sah, glaubte er, es sei eine leichte Sache, demselben zu imponiren und prahlte mit seiner Macht und seinem Reichthum, und wie er in England ein viel größerer Capitän wäre als Sekomi. „Eh,“ war die Antwort, „wenn dem so ist, warum kammst Du denn zu mir? Ich werde Dich nicht aufsuchen.“ Harris, wohl etwas herabgestimmt, holte nun seinen „Gentleman“ hervor, als dessen Merkmal er hervorhob, daß er niemals eine Lüge sage.

*) Darin irrt sich der gute Mosuto. Kürzlich erhielt Schreiber dieses ein wohlgeschriebenes Manuscript eines der schwierigsten Buschmannsdialekte von Herrn Dr. Bleek, unserm deutschen Landsmann, der dort an der Quelle die südafrikanischen Sprachen studirt.

„Eh," erwiederte der Häuptling, „wenn Du keine Lügen sagst, so machst Du doch wenigstens manche Versehen," welche Entgegnung den Gentleman in gelinde, aber unschädliche Wuth versetzte, da er seine Abhängigkeit wohl einsah. Darauf begann er von der Jagd zu sprechen und fragte nach Elephanten, deren Verbleib Sekomi ihm angeben sollte. „Geh und suche," war die Antwort, „die Bamangwato binden die Elephanten nicht für Dich an den Bäumen fest." Das Suchen soll dem Capitän einige Schwierigkeiten bereitet haben."

Interessant ist das Charakterbild, welches der Verfasser von den Söhnen entwirft. Besonders sticht der Thronfolger Kama so sehr von dem Vater ab, daß nirgends das Sprichwort: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm" mehr Lügen gestraft ist, als im vorliegenden Falle. Kama ist ein so fein organisirter Mensch, von solcher Gemüths- und Verstandesbildung, eine so wahrhaft edele Erscheinung, daß man es dem Verfasser gar nicht verargt, wenn er in sympathetischer Affection zu dem jungen Schwarzen gesteht, er würde sich unter keinen Umständen schämen, jenen seinen Freund zu nennen.

Auch den Heidenbekehrern, den Missionären, widmet dieser Reisende einige Aufmerksamkeit, denn er müßte ja nicht in Südafrika gewesen sein, wenn ihm nicht die Leute in den Wurf gekommen wären. Singt er zwar nicht Gerstäckeriaden über sie, so weiß er doch nicht zum Tausendstel, trotz aller Scharfsicht, die Erfolge zu sehen, wovon diese Herren in ihren Missionsberichten jubeln und den frommen alten Frauen und Jungfrauen das Geld aus der Tasche ziehen. Das Gute, was sie geleistet, erkennt er mit derselben Wärme an, wie er ohne Rückhalt und Freimüthigkeit auch ihre Leistungsunfähigkeit und ihr Einschöpfen in das Danaidenfaß bloßlegt. Halten wir das Eine gegen das Andere, so ist der Nutzen verschwindend klein gegen den Aufwand an Geld und gesunden Menschenkräften, daß wir nicht sagen, Nutzlosigkeit der Mission.

Zum Schluß ein paar ergötzliche Beispiele aus der südafrikanischen Missionsgeschichte, welche wieder einmal schlagend beweisen, wie verschiedenartig die verschiedenen Menschenracen auch psychologisch angelegt sind. Der Verfasser spricht vorher von der niedern Entwickelungsstufe, als einem bedeutenden Hemmschuh zur Bekehrung der Wilden, und fährt dann fort: „Dazu kommt die Schwierigkeit der Verständigung, welche besonders bei den Hottentoten und Buschmännern groß ist. Die verwickelte, zungenbrecherische Sprache nöthigt die Missionäre, sich beim Predigen der Dolmetscher zu bedienen, welche theils aus Unverstand, theils auch aus böser Absicht die Worte der Lehrer verdrehen und entstellen, zuweilen in höchst komischer Weise. Ein Prediger bezeichnete z. B. die Seligkeit als eine große Sache, und als er später einen der Katechumenen fragte, was er sich unter Seligkeit vorstelle, erhielt er zur Antwort: Einen großen Sack! Ein anderes Mal, als die Korana einen Streifzug unternehmen wollten, fehlten ihnen Sättel, und einer von ihnen sagte: „Ach, wenn doch Herr Christus jetzt da wäre!" Zufällig hörte einer der Missionäre dies und fragte nach der Ursache der sonderbaren Bemerkung: „O," erwiederte jener, „Sie haben uns ja gelehrt, daß Herr Christus ein großer Zadelmaker (Sattler) sei." (Der Hottentot hatte Zadelmaker mit Saligmaker [Seligmacher] verwechselt.) Gefragt, was er unter Sünde verstehe, erwiederte ein Korana: „Leibschmerzen", indem der Missionär auf die der Sünde folgenden Gewissensbisse aufmerksam gemacht hatte. Bedenklicher als diese unschuldigen Mißverständnisse sind die mehrfach vorgekommenen schändlichen Verdrehungen der christlichen Lehre durch die eingeborenen Katecheten in sinnliche, gemeine Beziehungen, was oft leider erst spät von den Missionären entdeckt wurde.

Aus allen Erdtheilen.

Die nordamerikanische Expedition nach dem Isthmus von Darien.

Trotz der Fruchtlosigkeit früherer Anstrengungen, eine genaue Vermessung des Isthmus von Darien zu bewerkstelligen, hat sich die Regierung der Vereinigten Staaten entschlossen, einen neuen Versuch nach einem Plane und mit solchen Mitteln zu machen, welche voraussichtlich einen guten Erfolg haben werden. Die früheren Erfahrungen zur Richtschnur nehmend, will die Regierung feststellen, ob auf dem Isthmus der Bau eines Canals möglich ist, welcher das Atlantische mit dem Stillen Meere verbinden könnte.

Diese neue Expedition wird unter der ausschließlichen Controle des Lieutenant Commanders Thomas O. Selfridge von der Flotte der Vereinigten Staaten stehen, und die Gesammtzahl der ihm zu Gebote stehenden Leute sich auf 287 belaufen. Das Kanonenboot „Nipsic" wird das Flaggenschiff sein und das Boot „Guard" als Provisionsschiff dienen. Das letztere steht unter dem Befehle des Lieutenant Commodore E. P. Lull.

Außer den Offizieren der beiden Schiffe, die wegen ihrer besondern Befähigung für den Zweck ausgewählt wurden, sind der Expedition noch ein Geolog, ein Botaniker, ein Telegraphist, ein Photograph und ein Zeichner, Alle Civilisten, beigegeben. Auch die Offiziere der Küstenvermessung, J. A. Sullivan, M. O. Leman, Ogden, Meriden und Karcher, werden als Assistenten des Commanders Selfridge fungiren. Der Telegraphist hat über ungefähr 80 Meilen gewöhnlichen Telegraphendraht und 75 Meilen von solchem zu verfügen, wie er während des letzten Krieges bei der Armee benutzt worden ist. Die Expedition hat zugleich eine vollständige Auswahl von Armeesignalen, Flaggen und Laternen und alle wissenschaftlichen Instrumente, welche möglicherweise von Nutzen sein können.

Die Indianer sind, obgleich sie unter die Botmäßigkeit der Vereinigten Staaten von Columbia gehören, eigentlich nie ganz unterworfen worden und haben einen feindseligen Charakter den Weißen gegenüber. Diese Wilden günstig zu stimmen und vielleicht zu den Zwecken der Expedition verwenden zu können, hat der Commandeur einen großen Vorrath von Perlen und anderen billigen Gegenständen bei sich, welche er mit freigebiger Hand als Geschenke unter sie vertheilen wird. Der Isthmus bietet außerordentlich viele Schwierigkeiten, sowohl durch seinen bergigen Charakter, als auch durch die Undurchdringlichkeit seiner üppigen Vegetation, und es ist nicht möglich, ohne Beihülfe der Axt vorzugehen; deshalb wäre zur Lichtung der Wege die Verwendung der Indianer von großem Werthe, wenn diese sich zu einer ziemlich schweren Arbeit herabwürdigen könnten.

Die „Nipsic" wird Aspinwall berühren und in Betreff der Expedition bestimmte Arrangements mit den Behörden von Columbia treffen, während die „Guard" sich direct nach der Caledonia Bai, ungefähr 150 Meilen jenseits Aspinwall, begeben

wird. Diese beiden Schiffe werden in der Bai zur Basis für die Verproviantirung und Operationen überhaupt dienen. Nach den nöthigen Vorbereitungen werden zwei Parteien von Sasardi und eine von dem südlichen Theil der Caledonia Bai abgehen, um womöglich Pässe in den Bergen zu entdecken, und den Paß zu erreichen, dessen Existenz früher schon Dr. Cullen behauptet hat. Zwei Vermessungslinien werden von diesen Punkten aus nach allen entdeckten Einschnitten in dem Gebirge etablirt und von diesen nach dem Savanna River an der Mündung des Lara geführt werden. Nach einer genauen Vermessung dieser Gegend werden die Schiffe nach dem Golf von San Blas segeln und dort als Vermessungspartien landen, um zu erforschen, ob jene Gegend besser für einen Schiffscanal geeignet ist, als die zwischen Caledonia Bai und der Bai von Darien. Die ganze Expedition ist auf sechs Monate berechnet.

Die Entfernung von Caledonia Bai bis zum Savanna River ist 40 Meilen und nachdem die Parteien diesen Fluß erreicht, werden sie demselben folgen bis zur Bai von Darien, wo der Vereinigte-Staaten-Dampfer „Niad" von dem Pacificgeschwader in Zeit eintreffen wird, die Leute aufzunehmen.

Commander Selfridge und die übrigen Offiziere haben das Vertrauen, daß ein Canal über den Isthmus von Darien trotz aller Schwierigkeit sich so herstellen lasse, daß derselbe von den größten Dampfschiffen benutzt werden könne. Das Unternehmen würde zwar ein kostspieliges sein und etwa eine Summe von 120 Millionen Dollars in Anspruch nehmen. Der Commander glaubt, daß ein Canal mit Schleusen, außer den gewöhnlichen für Ebbe und Fluth, niemals den Anforderungen des Handels genügen könne, ja sogar in jeder Beziehung sich als verfehlt herausstellen würde, der mindestens eine Summe von 100 Millionen Dollars verschlingen dürfte, ein Verlust, der sogar im 19. Jahrhundert keine Kleinigkeit zu nennen sei. —

Wir wollen dem Vorstehenden hinzufügen, daß der belgische Ingenieur L. de Puydt, welcher schon früher Forschungen auf der Landenge von Darien anstellte, die Bodenbeschaffenheit mit Rücksicht auf die Anlage eines Schiffscanals neuerdings untersucht hat, und zwar im Auftrage einer Pariser Compagnie. Es soll ihm gelungen sein, eine kurze, sichere und leichte Route vom Atlantischen Ocean nach dem Stillen Weltmeere auszulegen. Diese Linie befindet sich außerhalb des Gebietes, über welches die Panama-Eisenbahncompagnie Ansprüche hat. Die Anlagekosten eines Canales auf dieser Strecke werden auf 70,000,000 Dollars veranschlagt, und die Arbeiten können in drei Jahren vollendet sein. Das Weitere bleibt indeß abzuwarten.

Die Secte der Morelstschikis in Rußland.

Das Sectenwesen in Rußland ist von eigenthümlicher Art und trägt einen düstern Charakter. Es schaudert Einem, wenn man diese große Menge der Secten im Zusammenhange betrachtet, und dazu kommt, daß man über die Lehren derselben auch heute noch sehr dürftige Kunde hat.

Die Morelstschilis (welche sich theilweise oder ganz opfern) haben eine weite Verbreitung. Auch ihre Lehren sind noch so gut wie unbekannt, aber man hört dann und wann, daß in den nördlichen Gouvernements, in Saratow, oder in Sibirien Handlungen der wildesten Barbarei von ihnen verübt werden. Es kommt vor, daß sie an irgend einer entlegenen Stelle unter seltsamen Ceremonien eine tiefe Grube machen; um diese herum legen sie Holz, Stroh und andere brennbare Stoffe. Dann gehen sie in feierlichem Aufzuge in die Grube und verbrennen sich unter Todesgesängen, ohne auch nur einen Laut des Schmerzes vernehmen zu lassen. Wiederum andere versammeln sich in einem hoch mit Stroh und Reisig umgebenen Hause, das, weil von Holz erbaut, wie durchgängig die russischen Isbas, nach wenigen Minuten in hellen Flammen steht. Die Zuschauer verhalten sich passiv; Niemand wird es wagen, diese Fanatiker in dem zu stören, was sie für eine religiöse Pflicht halten. Man sagt, sie seien Heilige, welche sich die Feuertaufe geben. Schon frühere Reisende, z. B. Pallas, Gmelin, Georgi, Lepuschin und Andere sprechen von diesen Heiligen.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß die Bauern auf den Gütern eines Herrn v. Gurieff, am linken Ufer der Wolga, zu dem Entschlusse kamen, sich gegenseitig zu opfern. Sie trafen in aller Ruhe die nöthigen Vorkehrungen und schlachteten dann ganz methodisch Einer den Andern ab. Nur allein eine junge Frau, bei welcher die Liebe zum Leben allzu stark war, entriß dem Manne, welcher sie schlachten wollte, das Messer und lief in das nächste Dorf, wo man nun erst erfuhr, was vorging. Als die Leute von dort an Ort und Stelle kamen, fanden sie nur noch zwei Menschen, inmitten von siebenundvierzig Leichen, am Leben. Diese beiden erhielten die Knute, aber bei jedem Schlage jubelten sie laut auf, denn sie waren nun Märtyrer!

Vierzig Morelstschikis waren fest überzeugt, daß sie es bis zu einem Zustande vollkommener Reinheit gebracht hätten. Diese aber konnte in Gefahr kommen, falls sie noch länger auf Erden verweilen würden. Sie beschlossen, um sicher zu gehen, einander das Leben zu nehmen. Sie zogen nach einer vom Dorfe entfernt liegenden Scheune und nahmen einen Hackeklotz, ein Beil und einen Strick mit. Als sie nun Alle feierlich dastanden, trat Einer vor, legte seinen Kopf auf den Block, ein Zweiter trat vor und hieb ihm das Haupt vom Rumpfe; dieser Zweite wurde von einem Dritten enthauptet, und so ging es weiter fort. Man vernahm auch nicht einen Schmerzensschrei, und so fielen neununddreißig Opfer. Der vierzigste Fanatiker lebte noch, ein Kaufmann; zwei seiner Söhne lagen todt auf der Erde, nun war die Reihe an ihm, dem letzten, und für ihn war der Strick da. Als er sich denselben schon um den Hals gelegt hatte, stiegen Gewissensbisse in ihm auf. Er hatte seiner Frau nichts von dem gesagt, was beabsichtigt worden war, und es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er sie so ganz allein in der Welt zurücklassen solle. Er ging ins Dorf zurück, holte die Frau und führte sie in die Scheune. Als sie das gräßliche Schauspiel sah und ihre beiden Söhne todt da liegen sah, fing sie zu schreien und zu jammern an. Zufällig waren einige Leute in der Nähe, welche herbeikamen und sofort bei der Behörde Anzeige machten. Der Kaufmann ist nach Sibirien verbannt worden.

Aus dem Berichte des Schutzvereins für die Chinesen in Californien. — „Die sechs Compagnien, in welche die Chinesen hierarchisch organisirt sind, stehen direct unter der Controle der chinesischen Regierung". (— Das ist uns neu; wir müssen die Verantwortlichkeit für diese Notizen und für das Folgende der amerikanischen Quelle überlassen. —) „Das ist etwas ganz Neues. Die Rücksendung der Leichen nach China ist nichts als die Erstreckung der Herrschaft der Regierung selbst bis nach dem Tod über ihre Unterthanen. Das alte Staatsprincip „einmal Unterthan immer Unterthan", das auch von den europäischen Monarchen und namentlich von England noch immer mehr oder weniger festgehalten ist, wird von China ohne allen Rückhalt auf seine höchste Spitze getrieben. „Einmal Chinese immer Chinese, und Unterthan des Sohnes des Himmels." Und dies hat nicht bloß den Sinn, welcher im Unterbleiben der Naturalisation liegt, sondern ist so zu verstehen, daß der nach Amerika kommende Chinese trotz seiner Auswanderung der Autorität der chinesischen Regierung unterworfen bleibt, dieselbe nach wie vor als seine höchste Obrigkeit anerkennend. — Jeder Chinese gehört zu einer der „sechs Compagnien", welche durch „Trustees" verwaltet werden, ihr Centralamt aber in China haben; und dieses Centralamt steht unter ganz directer Aufsicht der chinesischen Regierung. Die Vorstände jener „sechs Compagnien" sind demnach als Beamten des Kaiserthums China zu betrachten. Sie leiten ihre Autorität vom chinesischen Reiche her. Und man kann sagen, daß die Chinesen in den Pacificstaaten der Union einen „Staat im Staate" bilden, gleichsam eine von China aus regierte Colonie, deren Existenz unmöglich würde, wenn damit der Besitz von compactem Grundeigenthum verbunden wäre. So lange sie

unter der übrigen Bevölkerung zerstreut leben und die Municipalautoritäten anzuerkennen haben, führt dieses abnorme Verhältniß nicht zu Conflicten. Anders aber würde sich dieses gestalten, wenn am Pacific chinesische Gemeinden entständen. Es würde daraus ein Seitenstück zu der Anomalie des Mormonenstaates.

Die sechs Compagnien lassen nicht bloß die Gebeine der todten Chinesen sammeln und schicken sie zurück, sie besorgen auch die Sendungen der Sparpfennige der Lebenden an die Verwandten nach China, die häufig als Reisegeld für neue Einwanderer dienen, und sie treten die Erbschaft der Verstorbenen an, um sie an deren Verwandte in China auszuzahlen oder — zu behalten."

Im Berichte wird das eifrige Sprachstudium der Chinesen sehr hervorgehoben. Sie beschäftigen sich nicht bloß mit dem Erlernen des Englischen, sondern auch mit Französisch, Spanisch und Deutsch. „Es giebt Chinesen, welche sehr fließend Deutsch sprechen," sagt der Bericht. Die Chinesen sollen übrigens nicht so frugal sein, wie man immer annahm. Sie leben nicht bloß von Reis, aber sie suchen das Gute sich möglichst wohlfeil zu verschaffen. Daß sie gute Kunden sind, erhellt daraus, daß die meisten großen Geschäfte in San Francisco chinesische Aushängeschilder und chinesische Verkäufer haben." —

Ausfuhr edler Metalle nach dem Osten im Jahre 1869. Dieselbe hat über Alexandria 9,053,186 Pf. St. betragen, gegen 10,189,904 im Jahre 1868. Seit 1865 kommt Baumwolle aus Indien in geringeren Quantitäten und deshalb hat sich auch die Baarausfuhr dorthin vermindert. Diese hat im Verlaufe der letztverflossenen zehn Jahre durchschnittlich sich auf 13,445,191 Pf. St. gestellt, zusammen also auf die ungeheure Summe von mehr als 134 Millionen Pfund Sterling oder 900 Millionen Thaler. Die höchste Ziffer, 24,318,189 Pf. St., fällt in das Jahr 1864; die niedrigste, 3,659,154 Pf. St., in das Jahr 1867.

Acclimatisation des Chinarindenbaumes auf Réunion. Man weiß, daß die Eingewöhnung des wichtigen Chinarindenbaumes auf Java, in den Nilghiris, auf Ceylon und im Himalaya mit gutem Erfolge gelungen ist. Auch die Franzosen besitzen jetzt einen Ort, an dem jener südamerikanische Baum, der die Welt mit dem heilkräftigen Chinin beschenkt, vortrefflich gedeiht. Der General Morin führte im Jahre 1866 Samen und Schößlinge der Cinchona officinalis von Ceylon nach Réunion ein, und jüngst konnte er der Pariser Akademie der Wissenschaften mittheilen, daß der Versuch gelungen sei. Die jungen Pflanzen gedeihen prächtig.

* * *

— Das französische Eisenbahnnetz hatte zu Anfang des Jahres 1870 eine Ausdehnung von 25,669 Kilometern; dabei sind die Localbahnen mit inbegriffen. Im Laufe des verflossenen Jahrzehnts wurden 8050 Kilometer gebaut; für diese wurden verausgabt: vom Staate 331, von Gesellschaften 3364 Millionen Francs. In demselben Jahrzehnt wurde auf Canalbau und Flußregulirungen 252 Millionen Francs verwandt.

— Die Stadt Rom hatte 1868 an ständigen Einwohnern 217,378 Köpfe; im December 1869 stellte sich die Ziffer auf 220,532.

— Ueber den Suez-Canal schreibt der Londoner Correspondent der „Allgemeinen Zeitung": „Daß er nicht der großartige Erfolg sei, als welchen ihn die begeisterten Herolde des Unternehmens noch vor Kurzem der staunenden Welt ankündigten, gilt hier nunmehr für eine feststehende Thatsache. So wie er ist, läßt er sich für größere Schiffe nicht gebrauchen, und er kann deshalb den Verkehr mit Indien und China nicht wesentlich fördern. Ob er sich überhaupt zu einer brauchbaren Verkehrsader erweitern und vertiefen lasse, darüber gehen die Ansichten noch weit auseinander; nur darin stimmen alle überein, daß er auch im besten Falle nie seine Kosten bezahlen werde." So viel steht fest, daß der Canal sich noch in einem sehr unfertigen Zustande befindet; über die zum weitern Ausbau erforderlichen Geldmittel schwanken die Annahmen zwischen 40- bis 90,000,000 Francs.

— Die „Calcutta- und Singapore-Telegraphencompagnie" wird ein 1825 Miles langes Tau zwischen beiden Städten legen. Gegenwärtig besteht schon eine Telegraphenverbindung zu Lande zwischen Calcutta und Ceylon; von dieser Insel soll sie nun unterseeisch weiter geführt werden; auf der andern Seite, nach Nordwesten hin, wird eben jetzt ein Tau zwischen Bombay und Aden gelegt.

— Das Kriegsbudget der Vereinigten Staaten von Nordamerika stellte sich für das Finanzjahr 1868/1869 auf die Kleinigkeit von 80,644,042 Dollars und 76 Cents. Seit länger als fünf Jahren herrscht Frieden im Lande.

— Die Petroleumernte in Pennsylvanien ist 1869 viel beträchtlicher gewesen als 1868. Sie stellte sich auf 4,215,142 Barrels (jedes zu 43 Gallonen) gegen 3,715,741 Barrels.

— Aus Memphis im Staate Tennessee wird wiederholt gemeldet, daß Zauberwesen und Schlangenverehrung unter den Negern auf eine sehr unerfreuliche Weise eine immer größere Ausdehnung gewinnen. Sehr viele Schwarze tragen „Wodu-Zauber", eine Art von afrikanischen Amuleten, bei sich.

— In dem Verwaltungsjahre, das mit dem 30. Juni 1869 abschloß, sind im Staate Ohio 23,910 Ehen geschlossen worden; die Zahl der Ehescheidungen betrug 1003, so daß eine Scheidung auf je 24 Verheirathungen kam. Zu jenen waren die Veranlassung: 460 Vernachlässigung und „Durchbrennen" des einen oder andern Theiles; bei 156 wurde die Scheidung ausgesprochen wegen „Grausamkeit", bei 84 wegen Trunkenheit, bei 13 wegen Betruges, bei 41 aus verschiedenen anderen Ursachen, und bei einem vollen Viertel der Gesammtzahl wegen Ehebruchs.

— Ein deutscher Mann hat in Californien einen „großen Sieg erfochten". Die radical-republikanische Partei, zu welcher alle puritanischen Frömmler gehören, hatte in jenem Staate strenge sogenannte Sonntagsgesetze eingeführt und überhaupt eine Anzahl muckerhafter Temperanzmaßregeln dem Lande aufgezwungen. Nun sind die Demokraten am Ruder und die Muckermaßregeln sollen beseitigt werden. In Bezug auf Lagerbier und einen „gemüthlichen" Sonntag versteht der Deutsche bekanntlich keinen Spaß, und ein deutscher Senator in San Sacramento, Robert J. Betge heißt der brave Mann, hat es durchgesetzt, daß der californische Senat sich für die Aufhebung der Sonntagsgesetze erklärte; das Repräsentantenhaus wird seine Zustimmung nicht verweigern. Ein wichtiger Punkt in dieser „Affäre" ist, daß Betge's Bill Theatervorstellungen am Sonntage freigiebt. Dergleichen sind den Yankeemuckern ein „sabbathschänderischer Greuel". Da in San Francisco allein nahezu 40,000 Deutsche wohnen, so wird es ihnen fortan möglich sein, eine stehende Bühne zu haben, welche ohne Vorstellungen am Sonntage nicht möglich war, weil in den Wochentagen das Geschäft die Leute zu sehr in Anspruch nimmt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XVII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Römische Bilder*).

Von **Franz Koppel.**

IV.

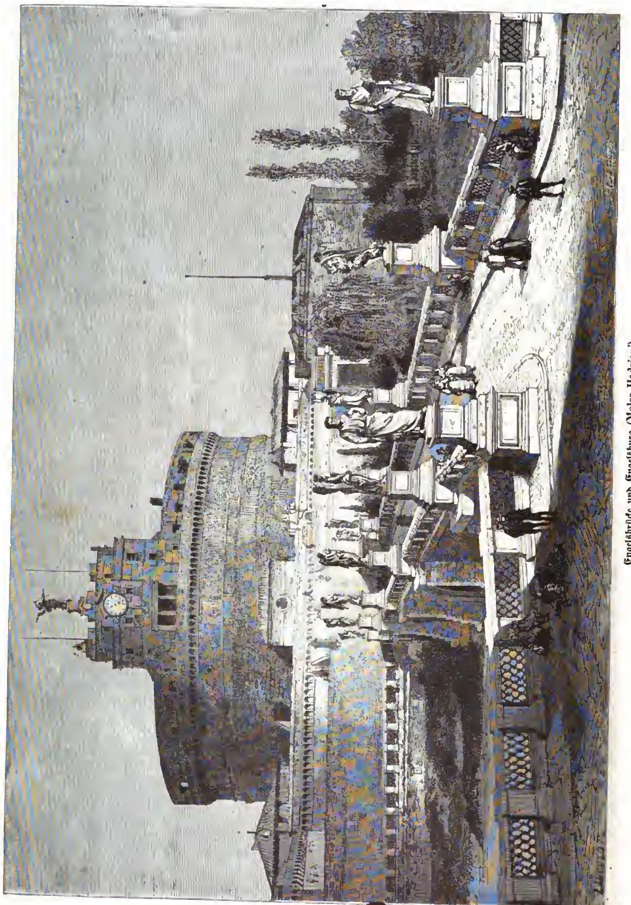
Da Rom trotz des eintönigsten Priesterabsolutismus doch stets die classische Stätte historischer und socialer Gegensätze geblieben ist, so will ich auch diesmal wieder, mit Euch intra muros herumwandelnd, das Entlegenste zu verbinden mich nicht scheuen, und wenn dabei das prismatisch gebrochene Licht der Jahrhunderte auf Dies und Jenes fallen wird, so mögt Ihr selber zusehen, wie aus alten erhabenen Formen moderne, verkümmerte Gebilde entstehen konnten. Ihr mögt bei Euch erwägen, ob unter dem gewaltigen Aschenhaufen Feuer und Licht gänzlich erloschen sei oder nur verdeckt hinschlummere, bis frischer Windhauch einer größern Zukunft es neu entfache. So mancher Zeiten Anfang und Ende stehen hier in Stein gegraben und lassen sich ganz bequem ablesen, wie aus den Zeilen eines Buches. Worin, so fragte ich mich darum manchmal: in welcher baulichen Urkunde symbolisirt sich denn eigentlich der erste Schritt des leider heute noch mehr als je zu Rom herrschenden Mittelalters? Die Antwort war bald gefunden; mein Blick fiel auf die Engelsburg. Eine seltsam schöne Legende, vermuthlich im siebenten Jahrhundert erdacht, hat das antike Grabmal des Hadrian so getauft.

Es war im Jahre 590, der Papst Pelagius eben mit Tod abgegangen, und sein Liebling Gregor (späterhin „der Große“), obwohl aus Bescheidenheit immer noch darauf bedacht, seine Ernennung zu umgehen, stand bereits allgemein anerkannt an der Spitze der Christenheit. Da raffte eine grausame Pest die Menschen zu Tausenden dahin und drohte, mehr als Barbarenschwert und Völkeraufruhr, Rom vollends zu entvölkern. Keine Bußpredigt half, kein Anrufen der Heiligen schuf Linderung; da verordnete der fromme Mann eine berühmt gewordene Procession, an der alles Volk, nach Alter und Classen siebenfach gegliedert, sich betheiligen sollte.

Man denke sich die Stadt der damals noch majestätischen Ruinen, die verödeten Gassen mit Leichen bedeckt, vom Weheruf und Klagegesang wiederhallend, auf einmal erfüllt von vermummt hinwandelnden Zügen mit Kreuz und Fahnen, Priester und Brüderschaften voraus, Nonnen und Mönche im Büßergewande mit brennenden Kerzen dazwischen, und Laien jeder Sippe und jeden Geschlechts dazu, Adel und Handwerk, Matronen und Kinderschaaren bunt durch einander, Alle zogen sie aus hundert geöffneten Kirchenportalen zugleich durch die verschiedensten Theile der Stadt, gleich dem Heerwurme sich wälzend, dem einen Ziel der Muttergotteskirche zu, nach S. Maria Maggiore hinaus.

Hätte da ein Geist aus Cato's oder Cäsar's Tagen auf Rom herabgeschaut, er hätte außer wenigen Linien in weihraucherfüllter Luft nichts wieder erkannt vom alten Rom, am wenigsten aber das Volk und seinen gespenstischen Aufzug begriffen; er hätte sein Auge wieder geschlossen, im sichern

*) Vergl. „Globus“ Band XVI, Nr. 15, 16 und 17.



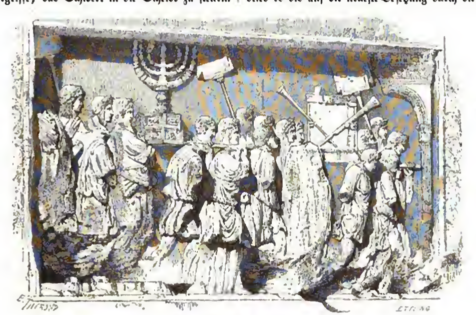
Engelsbrücke und Engelsburg (Moles Hadriani).

Bewußtsein, das alte Rom sei todt und ein anderes Leben erstehe jetzt aus seinen Ruinen.

Und so war es auch. Das Mittelalter begann vor dem „schwarzen Tode“ zur Mutter Gottes und den himmlischen Heerschaaren sich zu flüchten. Selbst in den Reihen der Betenden wüthete noch die Pest; da erschien, des Mittelalters liebstes Kind, das Wunder, und schlug sie nieder. Denn als, so erzählen alte Jahrbücher, Gregor mit seinem Zug auf dem Weg nach St. Peter die Brücke betrat, welche zum Grabmal Hadrian's hinüberführt, da tauchte ein himmlisches Bild aus den Lüften und schwebte über dem finstern heidnischen Rundbau. Aller Augen erkannten deutlich einen schimmernden Engel, der ein blitzendes Schwert in die Scheide steckte; zum Zeichen, daß Gott der Pest ein Ende machen wolle. Zugleich sangen überirdische Stimmen das Regina coeli, und Gregor antwortete mit: Ora pro nobis Deum, alleluja!

So weit die Legende. Längst steht in Bronze gegossen die Figur des heiligen Michael auf dem Castell und ist beständig im Begriffe, das Schwert in die Scheide zu stecken. Manche Päpste hätten sich ein Beispiel daran nehmen können. Man sieht von den Fenstern des Vatican bequem herüber nach der Spitze von Castell S. Angelo, der Engelsburg κατ' ἐξοχήν. Auch die Brücke, in der Folgezeit mit Statuen aus Bernini's Schule üppig besetzt, trägt seither ihren Namen von dem rettenden Engel.

Doch trotz der friedlichen Geberde war es kein guter Engel, der über diesem Zwinguri von Rom neu walten sollte. Er ließ alle Gräuel des Mittelalters darin geschehen, Tausende von Gefangenen ungehört in feuchten Kerkerräumen verschmachten, selbst Päpste erdrosseln und verhungern; er schützte nicht einmal Crescentius, den muthigen Vertheidiger Roms, gegen die tapferen Krieger Otto des Dritten, welcher durch den Markgrafen Ekkehard von Meißen die Burg regelrecht belagern und erstürmen ließ und damit dem Ruf ihrer Uneinnehmbarkeit ein Ende mit Schrecken machte. Die Engelsburg war und blieb aber der Zankapfel aller Parteien, welche über Rom befehlen wollten. Sie war lange Zeit der Schlüssel zur weltlichen Herrschaft der Päpste und blieb es bis auf die neueste Besetzung durch die Franzosen,



Basreliefs am Titusbogen.

welche ihr ganz und gar den Charakter einer befestigten Hauptwache verliehen haben. Als solche ist sie denn auch jetzt von den Truppen des Papstes bezogen worden, von Zuaven und Artillerie; von ihrer Höhe herab donnern die Kanonen, wann der Papst den Segen singt, und unten vor dem eisernen Fallthor rasseln die Trommeln und schmettern die Trompeten, wenn Seine Heiligkeit vorbeifährt oder das Allerheiligste des Weges getragen wird.

Einst in grauer Vorzeit bestimmt, als Grabmal der Aelischen Kaiserfamilie zu dienen, war es die menschlich nothwendige und würdige Ergänzung zu den prunkenden Palästen dieser Herrscher; und umgekehrt, vom Spätern zum Frühern zurückgehend, hat Napoleon der Dritte, während seine Soldaten auf der Stätte sich tummelten, wo die Imperatoren im Tode ruhen wollten, sich selbst den Schauplatz angeeignet, wo sie im Leben wirthschafteten, hat den Palatin gekauft und Ueberbleibsel der alten Kaiserpaläste durch Nachgrabungen bloßgelegt. —

Am Fuße des Palatin angekommen, dort, wo aus dem verschütteten Forumsoval stellenweise das antike Pflaster der alten Via sacra wieder auftaucht, treten wir an eine ehrwürdige Ruine von höchstem historischen Werth heran, an den Triumphbogen des Titus. Er steht gerade auf der Bodenanschwellung, welche vom Palatin zum Esquilin hinüberleitet und bei den Alten die Velia genannt wurde. Von außen bietet der in seiner jetzigen Gestalt fast ganz restaurirte Arco di Tito wenig Bemerkenswerthes, um so größere Aufmerksamkeit dagegen verdienen die an den inneren Wänden des Thorwegs befindlichen, ziemlich gut erhaltenen Reliefs. Sie stellen Gruppen aus dem Siegeszuge des Titus dar, und man erkennt sogleich die berühmten Tempelgeräthe von Jerusalem, den siebenarmigen Leuchter, die Bundeslade, den goldenen Tisch und die silbernen Trompeten für das Jubeljahr. Es sind jetzt 1800 Jahre verflossen, seit dieser Bogen den Weg überwölbt, auf dem Titus die wehklagenden Söhne und Töchter Israels gefesselt nach Rom schleppte. An der Seite des römischen Triumphators befand sich damals ein Jude von tiefem Wissen, aber schmeichlerischem Wesen, der sich nicht entblödete, die Schmach seines eigenen Volkes mit schmunzelnder Weitschweifigkeit zu beschreiben. Es war Flavius Josephus. „Es ist unmöglich,“ sagt er unter Anderm, „die Mannichfaltigkeit dieses Schauspiels

und die Pracht in jeder Hinsicht wiederzugeben. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Gestalten, nicht bloß etwa als einzelne Prunkstücke des Festzuges, sondern wie in einem Strome daherfließend. Gewänder, theils mit dem feinsten Purpur getränkt, theils mit babylonischer Kunst aufs Sorgfältigste ausgestickt; schimmernde Edelsteine, in goldene Kronen gefügt oder in anderen Fassungen, wurden in solcher Anzahl vorübergetragen, daß man es für Irrthum ansah, solche Dinge noch für selten zu halten. Sämmtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Selbst die Schaar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuschauer den widerlichen Ausdruck dieser ausgemergelten Gestalten. Das größte Erstaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Einige hatten drei und vier Wölbungen über einander. Viele waren noch mit goldgestickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunstreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. Bei jedem der Baldachine standen die feindlichen Befehlshaber in der Haltung, wie sie gefangen wurden. Nun folgte eine Menge von Schiffen. Andere Kriegsbeute ward haufenweise getragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem: ein goldener Tisch von mehreren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter, ebenfalls aus Gold, aber in der Form von den zum Alltagsgebrauch dienenden verschieden; der Schaft in der Mitte war in dem Fuße befestigt, und dünne Aeste erstrecken sich auswärts, nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand sich



Neuere Ausgrabungen auf dem Palatin.

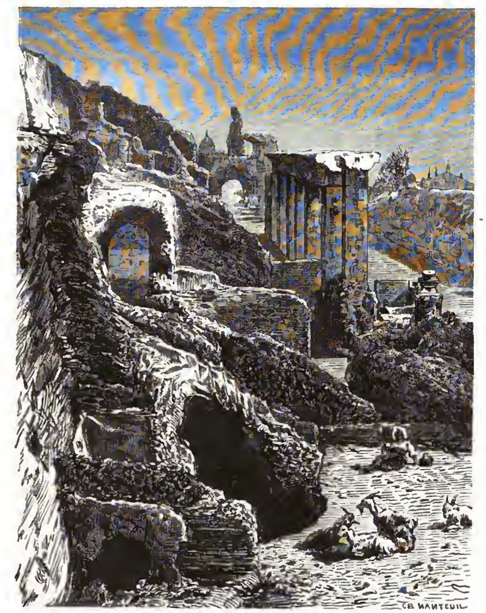
eine eherne Lampe. Deren waren es sieben, ein Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden. Hinter diesem wurde das Gesetz Gottes als Schluß der Beute hergetragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria trugen, sämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächst an ihnen ritt Vespasian; ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf einem herrlichen Rosse. Das Ziel des Triumphzuges war der Tempel des Jupiter Capitolinus; vor diesem angekommen, machten sie Halt. Denn es ist eine alte Sitte, dort zu warten, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündigt. Simon Bar Giora war es, der auch im Triumphzuge mit aufgeführt wurde. Mit einem Strick um den Hals wurde er auf den Felsenrand gegen das Forum gezogen und von seinen Führern mit Ruthen gestrichen. Als verkündigt wurde, daß er dahin sei, erscholl allgemeiner Jubelruf, und nun begann das Opfer. Nach den Gebeten und den Spenden kehrten die Kaiser zum Palast zurück. Die ganze Stadt Rom feierte diesen Tag als Dankfest für den glücklich beendigten Feldzug, für das Ende der Bürgerkriege und für die schönen Hoffnungen auf künftiges Glück" *).

So schildert der Jude; wir sehen, er war kein Tacitus. Die römische Pracht ist bald verklungen, die Juden bekamen einen Stadttheil in Rom, das Ghetto, und wurden schnöde mißhandelt. So mußten z. B. früher, anstatt wie jetzt Pferde, nackte Juden am Schlusse des Carnevals den Corso hinauf wettlaufen und wurden vom Volke verhöhnt. Durch den

*) Nach Gregorovius „das Ghetto und die Juden in Rom"; er citirt den Josephus nach Gfrörer's Uebersetzung.

Titusbogen aber ist in den 1800 Jahren gewiß Keiner von ihnen ungezwungen hindurchgegangen, und heute noch meiden sie ihn. Der Bogen selbst hieß im Mittelalter der Bogen der sieben Leuchter und erfuhr viele Veränderungen; die übermüthigen Frangipani z. B., welche jene Gegend beherrschten, machten nach damaliger Gewohnheit eine Baronenburg daraus und bauten den üblichen Thurm daran, welcher als Turris Cartularia öfters erwähnt wird. Aber auch die Raubschlösser der Barone zu Rom wurden Schutt und Moder, und der Titusbogen steht noch. Im Jahre 1821 wurde er so hergerichtet, wie wir ihn jetzt sehen. Den Juden aber geht es besser; im Ghetto blüht der Seidenhandel mitten im urhistorischen Schmutze, und ich weiß eine Villa, wo Winkelmann seinen Kaffee in der classischen Gesellschaft von unbezweifelten Meisterwerken zu trinken pflegte, die jetzt einem gefürchteten Juden gehört, der dem Palazzo di Venetia gegenüber ein schwunghaftes Bankgeschäft betreibt.

Nahe dem Titusbogen war in grauer römischer Vorzeit



Ruinen auf dem Palatin.

die Porta Magionis, ein Thor im ältesten und lange Zeit einzigen Mauerring der städtischen Ansiedelung auf dem Palatin. Romulus selbst hatte den Umfang derselben bestimmt: die Roma quadrata, den Mittelpunkt und Ursitz, aus welchem im Laufe von Jahrhunderten das weltbeherrschende Rom sich herausbildete. Tacitus berichtet noch aus eigener Anschauung von diesem palatinischen Mauerring. Der alte Clivus, der Aufsteig zur Platte des Palatin, mit großen Lavapolygonen gepflastert, wurde erst in neuester Zeit wieder aufgedeckt. Er führt hinauf zu der geweiheten Stätte, wo das strohgedeckte Haus des Romulus stand neben der Hirtenhütte seines Nährvaters Faustulus. Dort wurde auch der heilige Feigenbaum verehrt, an welchen einst der Kasten mit den Zwillingen angetrieben war, gleichwie der sagenberühmte Cornelkirschbaum, welcher aus dem vom Aventin über das Circusthal herübergeschleuderten Speerschaft des Romulus aufsproßte. Das Gebäude, in welchem die ältesten Curien sich versammelt hatten, die Woh-

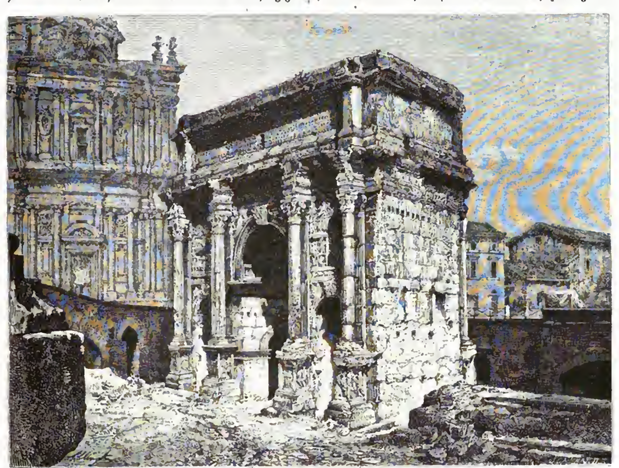


Triumphbogen des Constantin.

nung des Jupiterpriesters mit den geweiheten Schilden des Mars und das Heiligthum der Wölfe, das sogenannte Mundus, dies Alles war auf dem palatinischen Hügel lange bevor die Gemeinde eigentliche Tempel besaß, und wurde von der großen, stolz gewordenen Republik später mit Pietät gehegt, bis dann die Kaiser goldene Prunkgemächer da errichteten, wo einfache Holzwände und Strohdächer die ersten Könige Roms beschattet hatten.

Das Haus des Augustus — gewiß noch bescheiden im Vergleich mit den späteren Luxusbauten — lag wohl mitten auf dem palatinischen Hügelrücken und diente später dem Palast Vespasian's als theilweiser Unterbau, ähnlich wie das goldene Haus des Nero, gegenüber auf dem Esquilin, nachher von den Titusthermen überbaut wurde. Mehr gegen das Capitol hin lag der Palast des Tiberius, und Caligula verband sogar beide Hügel durch eine Brücke.

Bis dahin war der Palatin aber keineswegs ausschließlich kaiserliche Pfalz, sondern zugleich von Privaten bewohnter Stadttheil; erst Nero nahm ihn ausschließlich in Anspruch und trieb die Bevölkerung hinweg. Außerdem breitete er seine Domäne auch noch über die Tiefe zwischen Palatin und Esquilin, welche theilweise von einem Teich erfüllt war, sowie über die nächstliegenden Höhen aus, und errichtete sein goldenes Haus auf dreitausend Säulen. Vespasian reducirte die kaiserliche Hofhaltung wieder auf den Palatin, trocknete den Weiher aus und baute dort das größte Amphitheater der Welt, das Flavische, das Colosseum. Domitian, Septimius Severus, Heliogabal



Triumphbogen des Septimius Severus.

und Andere erweiterten die Prachtbauten auf dem Palatin mit der ihrem Zeitalter eigenen Ueppigkeit, doch haben wir nur dürftige Kunde von den Einzelheiten. Im Ganzen und Großen war es eine Säulen- und Statuenpracht, eine Gold- und Marmorverschwendung, die selbst in Rom Staunen erregte.

Zur Zeit Kaiser Otto des Dritten waren die Kaiserpaläste noch in ganz immensen Ruinen sichtbar und voll von vergessenen Bildwerken aller Art. Manche Gemächer standen noch in vollem Schmuck ihrer kostbaren Wandbekleidung; man entdeckte ja später noch einen mit Goldtapeten gezierten Saal, sowie Gemächer, deren Wände mit feinem Silberblech oder Bleitafeln gedeckt waren. Besonders merkwürdig aber war das sogenannte Septigonium. Dies ursprüngliche Prachtgebäude des Severus hatte, wie Gregorovius erzählt, im Mittelalter verschiedene Namen: Septempodium, Septodium, Septemsolium, Septemsolia, selbst Sedem solis, Sonnensitz, und lag am Südende des Palatins. Im Jahre 975 wird seiner urkundlich erwähnt; es war Festung und gehörte dem Kloster von S. Gregorio, das gegenüber liegt. Späterhin wurde es die Hauptburg der Frangipani, welche sich eine merkwürdige, dem Anblicke nach vielleicht die originellste Festung der Welt geschaffen hatten, aus den verfallenen Palästen des Palatin, den Triumphbogen des Titus und Constantin mit der Turris Cartularia, den Thürmen vom Circus Maximus und anderen berühmten oder nicht berühmten Ueberresten des alten Rom, die, von schwarzen mittelalterlichen Mauern, Zinnen und Thürmen umgeben, sich sonderbar ausnehmen mochten, oft aber den Päpsten ein Asyl gewährten und zur Stätte ihrer Wahl

wurden. In einem spätern Gemälde von Rom, das Poggio am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts entwirft, wird vom Palatin allerdings erwähnt, er sei so verwüstet, „daß er keine Gestalt mehr darbiete", aber unter diesem Schutte mußte viel Entdeckenswerthes schlummern, denn unter allen Bergen Roms ist der Palatin am wenigsten vom Mittelalter berührt worden, wenn wir uns auf das Zeugniß unseres gelehrten Landsmannes berufen dürfen.

In neuester Zeit hat der vertriebene König Franz der Zweite von Neapel seinen Antheil vom Palatin (respective den Farnesischen Gärten) an den Kaiser Napoleon den Dritten verkauft, und dieser hat dem tüchtigen Archäologen und liebenswürdigen Herrn Pietro Rosa die Leitung der Ausgrabungen anvertraut, die jeden Donnerstag dem großen Publicum gegen Karten von der französischen Gesandtschaft geöffnet sind.

Die jetzt schon glänzenden Erfolge sind seitdem so vielseitig und eingehend gewürdigt worden, daß es Antiquitäten nach Rom tragen hieße, wenn wir hier darauf zurückkommen wollten. Es sei nur noch kurz hervorgehoben, daß es eine von Herrn Rosa, einem sehr belesenen Kenner der Alten, eingeführte, in Rom ganz neue Einrichtung ist, an den vorzüglichsten Fundorten und interessantesten Standpunkten Tafeln aufzustellen, welche mit bezüglichen Citaten aus den Classikern beschrieben sind. Ob dieselben immer ganz zutreffen oder die Feuerprobe unserer subtilsten Textkritiker bestehen, das mag füglich dahingestellt bleiben. An Ort und Stelle sind sie probat und rufen dem gebildeten Wanderer manches classische Wort zu rechter Stunde ins Gedächtniß zurück. Wir wollen dem Herrn Rosa, von dessen persönlicher Liebenswürdigkeit wir überdies viele Beweise erhielten, auch aus der Ferne dafür Dank wissen.

Vom Titusbogen stiegen wir zu den Kaiserpalästen empor. Auf dem Rückwege hemmt der viel prächtigere und besser erhaltene Bogen des Constantin unsere Schritte. Er ist berühmt durch die Reliefs aus Trajans classischer Zeit, welche zum Schmuck dieses dem Ueberwinder des Maxentius errichteten Denkmals verwendet wurden. Dieselben bringen Scenen aus dem ersten dacischen Kriege, verherrlichen des Kaisers Verdienste um die Via Appia, berühren sein Verhältniß zu dem Könige von Armenien und zu dem Dacierkönig Decebalus, dessen gedungene Meuchelmörder gefangen vor ihn geführt werden.

Die Medaillons über den Seitenbögen schildern des Kaisers Privatleben in leichten, anmuthigen, einfach gehaltenen Compositionen. Besondere Beachtung verdienen auch die vor der Attika aufgestellten Statuen gefangener Barbaren, als kernhaft herausgebildete Decorationsfiguren.

Das ganze Monument ist prächtiger, imposanter als der Titusbogen, doch fehlt ihm das historische Interesse, welches diesen uns so nahe bringt. In der Durchsicht des Mittelbogens auf unserer Abbildung fällt das Auge auf den Rest der Meta sudans, einst ein Springbrunnen von wunderbarer Höhe und Fülle, welcher wegen seiner Gestalt einer Meta, die stets von Wasser triefte, die schwitzende genannt wurde.

Wir haben oben von dem wunderbaren Bau des Severus gesprochen. Indem wir über das Forum zurückwandeln, stoßen wir unmittelbar am Fuße des Capitols auf seinen Triumphbogen, der wohl durch seine Masse, keineswegs aber durch die Ausführung seines decorativen Theils zu wirken im Stande ist. Wir sehen in ihm ein unkünstlerisches Product entarteter Zeit, die mitten im Herzen von Rom das Zeugniß ihrer Unfähigkeit aufzupflanzen schon nicht mehr zurückschreckte, dicht neben der alten Rednerbühne der Republik. Im Mittelalter war er bis über die Hälfte hinauf zugeschüttet, ein Töpfer hauste in der Wölbung, und da, wo einst weltbewegende Worte tönten, klangen die Scherben der hohlen Töpfe. Ein historisches Echo, wie es nur in Rom möglich ist!

Macht und Monopole der Eisenbahnmagnaten in Nordamerika.

Schon seit Jahren klagen die nordamerikanischen Blätter, ohne Unterschied der Partei, über den ganz ungebührlichen Einfluß, welchen die Directoren einer Anzahl von Eisenbahncompagnien ausüben. „Sie sind die eigentlichen Herrscher im Lande; sie setzen Alles durch; sie verfügen über ungeheure Mittel und wissen es durch passende Anwendung derselben dahin zu bringen, daß Richter und Mitglieder sowohl der einzelnen Staatslegislaturen wie des Congresses ihnen zu Willen und gleichsam ihre Werkzeuge sind. Von Jahr zu Jahr wird die Sache ärger und bedenklicher; man fragt sich mit einer gewissen Angst: was soll daraus werden? Diese Geldmächte sind allem Andern über den Kopf gewachsen, wir sind bereits zu Sklaven der großen Monopolisten geworden."

In diesen Sätzen lassen sich die Befürchtungen zusammenfassen. Eine eingehende Erörterung über die allerdings nicht leicht zu nehmenden Verhältnisse hat jüngst ein durchaus rechtschaffener Mann angestellt, der einen in Amerika hochgeachteten Namen trägt, Charles Francis Adams in Massachusetts; er stammt aus der bekannten Familie, welche der Union zwei Präsidenten gegeben hat, und war bis vor Kurzem amerikanischer Gesandter in England. Nun erhebt er in der Januarnummer der zu Boston erscheinenden Vierteljahrsschrift „North American Review" seine warnende Stimme. Wir haben jüngst eine Mittheilung über die großartige Ausdehnung des Eisenbahnnetzes in der Union gegeben („Globus" S. 30); nun befürchtet man, daß nach und nach wenn nicht das Ganze, doch der größere Theil in die Hände der Monopolisten und jener Geldmänner fallen werde, von denen einzelne ein Vermögen von 20- bis 40,000,000 Dollars besitzen. „Diese Corporationen werden immer mächtiger. Mit der größten Leichtigkeit controliren sie die Staatsregierungen, manipuliren die Legislaturen und beeinflussen die Richter. Eine mächtige Eisenbahncorporation, die über viele Millionen Dollars Capital verfügt und viele Tausende von Arbeitern in Lohn und Brot hat, Arbeiter, die allesammt stimmberechtigt sind, kann bei den Wahlen unter Umständen den Ausschlag geben und die Mitglieder der Gesetzgebungen durch Bestechung für sich gewinnen. Wir wissen ja z. B., was die Directoren der Eriebahn Alles durchsetzen können, wie Richter, Gesetzgeber, Scheriffs, Politiker aller Grade in Neuyork diesen Directoren gehorchen und zu Willen sind, und doch ist diese Erie eine der schwächsten unserer Eisenbahncompagnien. Die Pennsylvania-, die New York Central-, die Baltimore-Ohio-, die Pacific-, die Illinois-Central-, die Camden- und Amboy- und noch

einige andere Bahnen sind viel mächtiger als die Erie. Man kann schon heute fragen, ob Cornelius Vanderbilt oder John Edgar Thomson nicht eine mindestens eben so große Macht ausüben, wie der Präsident Ulysses Grant. Jene sind Präsidenten auf Lebenszeit, besitzen viele Millionen und verfügen über viele Tausende von Arbeitern; dieser bleibt nur vier Jahre im Amte und bezieht 25,000 Dollars Gehalt." So spricht der Philadelphiaer Correspondent der „Times-Mail" (8. Februar).

Adams seinerseits findet es im höchsten Grade beunruhigend, daß die ohnehin so reichen Compagnien ungeheure Subsidien von Staatswegen bekamen und bekommen. Im Staate Massachusetts betragen sie für den Tunnel durch den Hoosacberg und für die Boston-Hartford- und Eriebahn 18,000,000 Dollars. Reichlich ein Dutzend anderer Staaten sind in ähnlicher Weise mit Bahnsubsidien belastet, es ist keiner, an welchem nicht die eine oder andere Unterstützung hängt. Die öffentlichen Ländereien sind in ungezählten Millionen Acres Landes an die Bahncompagnien weggeschenkt worden; kein Eisenbahnunternehmen wird begonnen, ohne daß dabei auf Subsidien von Seiten einer Staats- oder der Bundesregierung gerechnet würde. Die letztere ist bereits viel mehr als irgend ein Staat verwickelt, und Adams meint, wenn das so nach dem Maßstabe von Massachusetts fortgehe, dann werde sie um das Jahr 1890 mit etwa 600,000,000 Dollars in Angelegenheiten der Eisenbahncompagnien verwickelt sein, von denen etwa zwei Drittel insolvent wären. Sie müsse dann einige hoffnungslose, unbedingt bankerotte und keines Ertrags fähige Bahnen vollenden und wohl gar den Betrieb derselben übernehmen, damit aber auch in eine solche Bedrängniß gerathen, „daß die moralische Stellung der Regierung eine unerträgliche werde."

Seit zu Anfang des December die Sitzungen des Congresses begannen, sind allein im Senate nicht weniger als 29 Bills eingebracht worden, welche Subsidien für Eisenbahncompagnien verlangen! Die kleineren Bahnen werden mehr und mehr von den größeren verschlungen, und zwar in folgender Weise: Die Pennsylvania war ursprünglich eine 360 Miles lange Bahn zwischen Philadelphia und Pittsburg. Gegenwärtig besitzt, controlirt und verwaltet sie, in Folge von Contracten, Pachtungen oder Kauf, eine große Anzahl von Linien nach allen Richtungen hin. Sie hat die Zweigbahnen nach Erie, Cleveland, Chicago, St. Louis, Cincinnati, Louisville, Wheeling und vermittelst derselben nach allen Theilen des Südens, Westens und Südwestens. Sie hat Verbindung mit Linien, die ein Uebereinkommen mit ihr getroffen haben, nach Osten hin zur Newyork- und Baltimorebahn, und über alle jene Bahnen verfügt sie ganz so, wie über die ursprünglichen 360 Miles. Sie ist, indem sie sich im Besitz aller jener, sagen wir, Hülfsgenossenbahnen befindet, in reichlich einem Dutzend von Staatsgesetzgebungen nicht minder mächtig und einflußreich, als in der Legislatur von Pennsylvanien. Sie streckt aber ihre Arme noch immer weiter aus, bringt neue Linien an sich, controlirt neue Sectionen und schließt eben jetzt ein Uebereinkommen mit der Chicago-Rock-Island-Bahn, welche bis Omaha reicht, das 1317 Miles westlich von Philadelphia liegt! Ueber alle zwischen beiden Städten befindlichen Linien verfügt sie genau so wie über die Bahn von Philadelphia nach Pittsburg.

Mit solch einer Macht kann keine Staatsregierung, keine Staatslegislatur, keine politische Partei sich messen, und wenn sie sich noch mit anderen „durchgehenden Linien" verbündet, dann ist sie platterdings unbesiegbar; sie verfügt über 2700 Miles Bahn, ihr Eigenthum ist auf 160,000,000 Dollars abgeschätzt worden, und zu alle dem ist sie im Verlaufe von ein paar Jahren gekommen!

Eine andere riesige Bahnmacht ist die „Vanderbilt-Combination"; diese umfaßt die Linien, welche Cornelius Vanderbilt, Präsident der New York Centralbahn, leitet. Adams weist nach, daß diese „Combination" etwa 5000 Miles Bahnen und über 300,000,000 Dollars Capital repräsentire. Auch sie streckt ihre Arme nach allen Himmelsgegenden aus, namentlich nach dem Westen, wo sie mit ihrer Nebenbuhlerin, der Pennsylvania, um die Herrschaft auf dem rechten Ufer des Mississippi kämpft; sie will die Eriebahn ganz und gar überflügeln.

Gigantische Verhältnisse hat auch die „Baltimore-Ohio" angenommen, nicht minder die „Chicago-Northwestern"; diese verzweigt sich über alles Land westlich und nordwestlich von Chicago mit ihren 1500 Miles Stammlinie und einem halben Dutzend Verzweigungen. Da ist ferner die „Illinois-Central", welcher der blühendste Staat im Mississippithale gehört. Die „Pacificbahn" ist nun Herrin und Gebieterin der westlichen Abdachung bis zum Ocean.

„Aber," sagt Adams, „sie alle sind nur erst einzelne, noch getrennte Glieder der ungeheuern Leviathans, welche im Verlaufe der nächsten zehn Jahre zum Vorschein kommen werden." Jenes halbe Dutzend Corporationen besitzt Eigenthum im Werthe von mehr als 800,000,000 Dollars, was etwa so viel ist, als ein Drittel der gesammten Bundesschuld; ein Viertel aller Bahnen ist in ihrer Gewalt, und etwa sechs, höchstens zwölf Männer haben uneingeschränkte Verfügung und Macht über eine so ungeheure Masse von Kräften. (Cornelius Vanderbilt, J. Edgar Thomson, Thomas A. Scott, J. W. Garret, James Fisk junior und Jay Gould.) Diese Corporationen sind ständige; jene Männer bestimmen, wer Mitglied der Direction sein soll. Sie verfolgen mit unablässiger Energie ihre Zwecke; sie greifen zu, nehmen, consolidiren, absorbiren; sie werfen jede Opposition zu Boden; sie gewinnen mit jedem Jahre mehr Einfluß auf das politische Leben, auf die staatlichen Verhältnisse, und wenn sie unter einander über irgend etwas eine Vereinbarung treffen, so vermögen sie Alles, was sie irgend wollen, durchzusetzen. Für das Land ist es noch ein Glück, wenn und daß sie einander in den Haaren liegen.

Aber die „Consolidirung" nimmt rasch und unablässig ihren Fortgang und vernichtet die Vortheile, welche die Concurrenz bringen könnte. Das Publicum geräth mehr und mehr in die unbedingte Gewalt dieser Corporationen, denen auf Gnade und Ungnade es sich preisgegeben sieht. Es tauchen immer mehr „Stock-watering-Systeme" auf. Die New York Central besitzt zusammen mit ihren Verbindungsbahnen nach Chicago 1705 vollendete Miles, deren Anlagekosten etwa 75,000,000 Dollars betragen; allein durch „wässern" sind sie zu einem Aggregatcapital von 160,000,000 angewachsen, und die Directoren erpressen vom Publicum reichlich 12,000,000 außer den Betriebskosten; sobald sie nun mit ihren weiteren „Plänen zur Entwickelung" fertig sind, dann „stellen sie wohl das Capital für alle ihre vollendeten Linien auf 250,000,000 fest, während es in der That nur etwa 100,000,000 beträgt, und nehmen dem Publicum wie von Rechtswegen jährlich 20,000,000 Dollars ab."

Adams ist der Ansicht, daß das politische System Nordamerikas nicht lange mehr den Conflict mit solchen Corporationen bestehen könne. „Die moderne Civilisation hat eine Classe von Gewalt- und Machthabern geschaffen, die zu stark sind, als daß unsere Regierung sie in Schranken zu halten vermöchte. Auf das Volk, welches bei uns die Quelle aller Gewalt ist, üben diese Combinationen, welche ohnehin Unruhen hervorrufen und auch wieder stillen können, mehr

Einfluß als sämmtliche Beamten und Reformer zusammengenommen. Es kann nicht ausbleiben, daß sie sich herausstellen als ein Element der Beunruhigung, als eine nicht zu controlirende Macht, so lange als ihre Entwickelung von der Gesetzgebung abhängt und sie sich darauf angewiesen sehen, ihre Zwecke durch die Legislaturen fördern zu lassen."

Es fehlt übrigens nicht an einzelnen Männern, welche diesen Monopolisten und „Magnaten" den Fehdehandschuh zuwerfen, und auch im Congresse sind Redner aufgetreten, welche darauf dringen, daß das ganze Treiben und das innere Getriebe aller jener „Combinationen" offen vor aller Welt dargelegt werden solle. Adams ist fest überzeugt, daß durch sie die Institutionen des Landes über den Haufen geworfen werden; das Volk weiß und sagt, daß sie es sind, welche hier mehr, dort weniger die Staatsregierungen einsetzen, und daß ihre unbedingte Allmacht nur noch eine Frage der Zeit sei. Leute, welche ein Capital von 2000,000,000 Dollars in 50,000 Miles Bahnen angelegt haben, während in den nächsten Jahren je 6000 weitere Miles mit je 300,000,000 gebauet werden, — diese Leute, welche es ohnehin mit der Moral niemals genau genommen haben, wissen wohl, wie groß ihre Macht ist, und sie machen dieselbe rücksichtslos geltend.

Sehr bezeichnend ist, was jüngst die „Newyork Times" in Bezug auf die Stellung der Erie-Magnaten in einem Börsenartikel sagte: „The executive, the Legislature and the Bench are all engaged in **legalizing highway robbery**", also: die vollziehende Gewalt, die gesetzgebende Versammlung und die Gerichte zumal legalisiren den Straßenraub.

Die Ruthenen in Galizien; ihre ethnographische und politische Stellung.

II.

— R. A. — Um die Stellung der Ruthenen in Galizien weiter zu erläutern, müssen wir uns mit einigen geschichtlichen Thatsachen vertraut machen, und zugleich sehen wir die Verhältnisse auf dem **religiösen Gebiete** liegen, das hier wesentlich mit in Frage kommt. Die **Polen**, in der Minderzahl befindlich, aber die Intelligenteren, sind **Katholiken**, die **Ruthenen** dagegen bekennen sich zur **griechisch-unirten Kirche**. Das bedingt einen weitern scharfen Gegensatz. **Hier wie da sind die Geistlichen fanatisch national gesinnt.**

Seit achtzehn Jahren hat die österreichische Regierung es geduldet, daß der hierarchische Organismus der ruthenischen Kirche zugleich dazu benutzt wurde, um nationale Politik zu treiben, die aus jedem ruthenischen Pfarrer ein politisches Parteihaupt machte, dessen mächtigste Hebel die Religion und das Gewissen der Gläubigen bildeten. Politischer und religiöser Fanatismus im Verein stellen eine gefährliche Macht. Einzeln genommen ist der letztere einem Staate gegenüber wohl der minder gefährliche, wie man das z. B. in Preußen erkannt hat. Dort wird dem Katholicismus der Polen nicht das Geringste in den Weg gelegt, ja er wird gewissermaßen begünstigt, aber nur unter der Bedingung, daß die Geistlichkeit sich aller politischen Einwirkungen auf das Volk enthalte. Besteht darüber auch keine officielle Abmachung zwischen Berlin und dem Erzbischof von Posen, so liegt doch ein stillschweigender Compromiß vor. Die österreichische Regierung aber hat es nicht verstanden, sich wenigstens in einer Beziehung freie Bahn zu schaffen. Politik und Religion werden in Galizien von den Ruthenen gleichmäßig in den Kampf geführt, der gerade hierdurch einen besonders gefährlichen Charakter erhält. Ließe sich auf politisch-nationalem Gebiete auch eine Aussöhnung herbeiführen, so ist das doch schwerlich in religiöser Beziehung denkbar; hier liegt ein **unüberwindlicher Antagonismus** zwischen Polen und Ruthenen vor, der näher erörtert werden muß. Wir wollen hier eine Arbeit von Emil de Laveleye in der „Revue des deux Mondes" unseren Mittheilungen zu Grunde legen.

Die Polen wurden im zehnten Jahrhundert unter den Königen Mieczislaw und Boleslaw von böhmischen und italienischen Sendboten bekehrt, welche den lateinischen Ritus mitbrachten, während die Ruthenen das Christenthum aus Konstantinopel erhielten durch den Einfluß Olga's, der Gattin Igor's und Wladimir's, Fürsten von Kiew, dessen Gattin Anna eine Schwester des Kaisers Basilius von Byzanz war. Nach dem auf dem Concil zu Florenz (1439) gemachten Versuche, die beiden Confessionen zu einigen, unterwarfen sich die Ruthenen, beeinflußt durch Isidorus, Metropolitan von Kiew, der Autorität des Papstes, während die Moskowiter, Serben, Rumänen und Bulgaren dem alten „orthodoxen" Ritus treu blieben. Nach der Theilung Polens hat die russische Regierung durch Ueberredung und mehr noch in gewaltsamer Weise die ihrem Scepter unterworfene Abtheilung der Ruthenen zur griechischen Rechtgläubigkeit zurückgeführt, während die galizischen Ruthenen bis jetzt bei ihrer Vereinigung mit Rom verharrten. Die ruthenischen Adeligen hingen einst, gleich ihren Bauern, der griechischen Confession an; gleich den lithauischen nahmen sie aber im sechszehnten Jahrhundert fast sämmtlich den **Protestantismus** an, wurden dann aber bald **von den Jesuiten zurückbekehrt** und **polonisirten sich**, indem sie auch den lateinischen **Ritus** annahmen, vollständig. Die polnischen Patrioten bedauern lebhaft diesen Umstand, weil es dadurch den Russen leicht gemacht worden ist, die Bauern gegen ihre Grundherren aufzuwiegeln, da sie nun sowohl die Religionsverschiedenheit als auch die **agrarischen** Beschwerdepunkte zum Anlaß ihrer Aufwiegelungsversuche benutzen können, genau so, wie das auch in Irland der Fall ist.

Darin liegt ein Cardinalpunkt der ernsten Frage. Denn die Ruthenen sind es, durch welche Rußland Oesterreich zu beunruhigen und die Polen im Schach zu halten vermag. Die Ruthenen sind unsere Brüder, sprechen ganz richtig die Russen, sind aus unserm reinsten Blute; sie werden in Galizien verfolgt, verachtet, ihrer Rechte beraubt. Unsere Pflicht ist es, ihnen gegen den polnischen Adel zu Hülfe zu kommen, der sie unterdrückt, wie gegen die österreichische Regierung, die ihre Rechte nicht achtet.

So liegt das mißliche Verhältniß; noch weit übler würde es aber dann werden, wenn es vielleicht Polen gelänge, wie-

der aufzuerstehen. Vorausgesetzt, was nicht der Fall, daß die Ruthenen es mit den Polen hielten, könnte es diesen gelingen, wenigstens einen Theil ihrer alten Grenzen wieder zu erlangen und einen mittelgroßen Staat zu bilden. Stellen die Ruthenen sich dagegen — wie es in der That ist — auf die Seite der Russen, so würden die 8 bis 9 Millionen Polen, eingezwängt zwischen dem moskowitischen Koloß auf der einen und dem geeinigten Deutschland auf der andern Seite, nur eine sehr unsichere, ja eine kaum denkbare staatliche Existenz haben. Sie wären ohnehin vom Meer abgeschnitten.

Es ist also klar, daß die Zukunft Polens und Oesterreichs von der Entscheidung der Frage abhängt, was die Ruthenen werden wollen. Es handelt sich hier um ein historisches Problem, welches je nach den Interessen der beiden mit einander ringenden Nationen auf zwei verschiedenen Wegen gelöst worden ist. Geben wir hier dem Franzosen das Wort, welcher ziemlich scharf abwägt und das reine Russenthum der Ruthenen nicht für so gut, wie wir, begründet hält.

Der Streit würde bald entschieden sein, sagt Laveleye, wenn Gleichheit des Namens in der Geschichte schon ein Beweis wäre. Allerdings wurden die Ruthenen „Kleinrussen“ und das von ihnen bewohnte Gebiet wurde Rußland genannt; aber das moskowitische Rußland Peter's des Großen ist in einer andern Gegend und mit verschiedenartigen Völkerschaften gegründet worden; es besitzt den größten Theil des ruthenischen Rußlands auch erst seit der Theilung von 1772.

Folgendes sind einige Notizen aus der Geschichte Rutheniens. Im siebenten Jahrhundert hatten slavische Stämme, die den gemeinschaftlichen Namen der Lechen geführt zu haben scheinen, die weiten Gegenden inne, welche sich zwischen dem Dnjepr, der Moldau, dem Baltischen und dem Schwarzen Meer erstrecken. Sie befanden sich gegen Westen hin in fortwährendem Kampfe mit den Germanen, gegen Osten mit turanischen Nomaden. Die Lechen vom Dnjepr, welche im zehnten Jahrhundert von Skandinaviern aus Roß Lagen unter Anführung des Warägers Rurik bezwungen worden waren, nahmen den übertragenen Namen Russen, Russinen oder Ruthenen an, gerade wie Frankreich seinen Namen von den Franken entlehnt hat. Unter Oleg und Igor, Rurik's Nachfolgern, war Ruthenien ein mächtiger Staat mit der prächtigen Hauptstadt Kiew. Die von den Warägerfürsten beibehaltene germanische Sitte gleicher Erbtheilung unter den Kindern zerstückelte das Land in eine Menge von Fürstenthümern, deren Grenzen sich stets veränderten und die unter einander in unaufhörlichen Fehden lagen. Einige dieser Warägerfürsten gingen indeß über den Dnjepr und unterwarfen sich nach einander die turanischen Stämme der Finnen, Petschenegen und Chasaren, welche den Glauben, die Sprache und die Sitten der Eroberer annahmen, und sich so allmälig slavisirten.

Hier sind die Anfänge des moskowitischen Reiches zu suchen. Moskau wurde um 1147 durch Georg, den Fürsten von Wladimir, gegründet. Bald darauf, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, begannen die furchtbaren Einbrüche der Mongolen, welche das Land entsetzlich verwüsteten, die Regierung der Warägerfürsten jedoch unter Auferlegung von Tributzahlungen bestehen ließen. Eine kurze Zeit hindurch, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, fand sich ganz Ruthenien vereinigt unter Andreas, dem Fürsten von Halicz (Galizien), der sich vom Papst Innocentius dem Vierten zum russischen König krönen ließ und Lemberg gründete. Nach seinem Tode nahm wieder die Anarchie überhand. Noch in demselben Jahrhundert riefen die Dnjepr-Ruthenen Gedymir, den Fürsten von Lithauen, zu Hülfe, welcher die Mongolen in einer Schlacht am Pripet schlug und ganz Kiew mit seinen Staaten vereinigte. Anderntheils hatte sich Rothrußland den Polen in die Arme geworfen. Die Folge war, daß, als Ladislaw Jagello von Lithauen im Jahre 1386 die Königin Hedwig (Jadwiga) von Polen heirathete, alle ruthenischen oder russischen Staaten sich wiederum vereinigt fanden und ein mächtiger lechischer Staat geschaffen war.

Auf dem Reichstage zu Horodlo, auf welchem die Vereinigung Polens mit Lithauen feierlich proclamirt wurde, warf man die Frage auf, zu welchem der beiden Länder die ruthenischen Gebiete gehören sollten; da dieselbe indeß keinerlei thatsächliche Wichtigkeit hatte, so führte das niemals zu einem Conflict. Uebrigens schloß Ruthenien mit Polen einen Separatvertrag, worin es erklärte, daß es „als freie Nation sich mit einer freien Nation, als Gleiche mit einer Gleichen, verbinde.“ — Die Vereinigung der verschiedenen Länder ward eine vollständige. Ueberall genoß der Adel gleiche Rechte. Die Bojaren, Abkömmlinge der skandinavischen Waräger und der bedeutenden einheimischen Familien, vermischten sich durch Heirathen mit polnischen Adeligen. Unter den Namen, auf welche Polen am stolzesten ist, findet man viele ruthenischen Ursprungs, wie z. B. die Chodkiewicz, die Wisniowiecki, die Pulawski, die Reytan, die Sobieski, die Czartoryski, die Sapieha.

Im Jahre 1669, auf dem berühmten Reichstage von Lublin, bestätigte der ganze dort versammelte Adel die Unionsacte, wobei alle und jede etwa noch bestehenden Spuren von Unterschieden vertilgt wurden, so daß von da an, so weit es den Adel betraf, nur eine einzige Nation dastand. Man hat vor Kurzem den dreihundertjährigen Gedenktag dieser merkwürdigen und in der Geschichte fast einzig dastehenden Acte gefeiert.

Selbst Religionsverschiedenheiten, welche im übrigen Europa zu unendlichem Blutvergießen Anlaß gaben, führten dort bis zum siebenzehnten Jahrhundert keinerlei Wirren herbei. Griechen und Protestanten genossen gleiche Rechte mit den Katholiken. Aber nachdem der König Batory die Universität von Wilna (um 1579) den Jesuiten anvertraut hatte, begannen Religionsverfolgungen, und aus diesen erwuchsen wieder Stammesfeindschaften.

Johann Casimir, der zu Rom Cardinal und Jesuit gewesen war, bevor er König wurde, lieh seine Unterstützung den Jesuiten, deren Bestrebungen dahin gerichtet waren, die ruthenischen Bauern zur Rückkehr in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zu zwingen. Die Bauern lehnten sich auf und fanden bei den Kosaken Unterstützung, welche gleich ihnen ruthenischen Ursprungs und obendrein schismatische Griechen waren. Nach einem schrecklichen Kriege und nachdem der Hetman der Kosaken, Bogdan Chmielnicki, zu den Russen übergegangen war, trat Polen diesen (im Jahre 1654) Kleinruthenien und das Land von Kiew ab. Es verlor damit seinen Schild gegen Osten. Das war die erste Zerstückelung Rutheniens, welche die Ruthenen noch heute den Polen zum Vorwurf machen.

In die Herzen jener dem griechischen Ritus anhängenden Bauern war nun der gefährliche Keim religiösen Rachegefühls gegen ihre katholischen Herren gepflanzt worden. Johann Casimir, der Jesuit, hatte auch die Protestanten verfolgt; diese zu beschützen machte Schweden sich zur Aufgabe. Bei der Theilung Polens nahm Rußland für seinen Theil ganz Ruthenien mit Ausnahme des in Galizien einbegriffenen Rothrutheniens.

Die Geschichte giebt den Polen in gewisser Beziehung Recht; allerdings haben die Ruthenen durch vier Jahrhunderte, von 1386 bis 1772, einen ergänzenden Theil von Polen-Lithauen gebildet. Die Russen und die vom russischen Standpunkt ausgehenden Geschichtschreiber dagegen geben den Thatsachen freilich ein anderes Ansehen. Sie erkennen keine vom russischen Staate getrennte ruthenische Nationalität an. Das moskowitische Rußland der Romanow ist nach ihnen nur die Fortsetzung des ruthenischen Staates von Kiew. Polen und Lithauen haben, die Zerrüttung benutzend, in welche die mongolischen Einfälle Rußland gebracht hatten, demselben wesentlich russische Provinzen jenseit des Dnjepr entrissen. Rußland ist also im achtzehnten Jahrhundert nach dieser Auffassung lediglich wieder in den Besitz dessen gekommen, was ihm gehörte. Das moskowitische Rußland, das eigentliche, lange den Mongolen unterworfen gewesene Rußland, datirt erst von Iwan dem Schrecklichen, der von 1534 bis 1584 regierte und einen Staat gründete, welcher den Nachbaren zu widerstehen im Stande war; aber das ist nur die eine Seite der Frage. Die Geschichte für sich zu haben ist nur dann eine Macht, wann die geschichtlichen Erinnerungen im Herzen des Volkes fortleben und dadurch eine Liebe zur Nationalität erzeugen.

Ist dieses nun bei den heutigen Ruthenen der Fall? Nach welcher Seite neigen sie sich, wenn Abstammung, Sprache, Religion in Frage kommen? Das ist der wichtigste Punkt, den wir bereits im ersten Artikel berührten und hier näher erörtern wollen. Die Ruthenen stehen zwischen Russen und Polen in der Mitte. Speciell auf die slavische Verwandtschaft eingehend, sind sie gleich den Polen reinere Lechen, Slaven, als die Moskowiter. Nach Religion und Sprache dagegen nähern sie sich mehr den Russen, und zwar ist die Ursache eine sehr einfache: ihnen verdanken die Russen ihren Cultus und ihre Civilisation. Der heilige Cyrill und der heilige Methud, welche im neunten Jahrhundert von Byzanz gekommen waren, bekehrten zunächst die bulgarischen Slaven, übersetzten die heilige Schrift und die liturgischen Bücher in die Volkssprache derselben, und erfanden alsdann, nach dem Vorbilde des griechischen Alphabets, das sogenannte cyrillische. Als die Ruthenen sich dem Christenthume zuwandten, nahmen sie zugleich die cyrillische Sprache, Liturgie und das Alphabet an, welche sie dann später über den Dnjepr hinüber zu den turanischen Völkerschaften brachten, die sich allmälig slavisirten. Die slavo-bulgarische liturgische Sprache ist also die gemeinsame Quelle des Bulgarischen wie des Russischen. Die russische Sprache ist nur die ruthenische, mit mehr turanischen Elementen im Wortvorrath, und namentlich in der besondern Wortbedeutung versetzte Sprache, ebenso wie das russische Blut eine größere Beimischung turanischen Blutes enthält gegenüber den anderen slavischen Nationen. Das Polnische, ein masurischer Dialekt, erscheint weniger gemischt, weil es nicht den Einfluß der slavo-bulgarischen liturgischen Sprache erfahren hat.

Während nun die Ruthenen solchergestalt durch ihre Abstammung und ihre geschichtlichen Ueberlieferungen mit ihren westlichen (polnischen) Nachbaren verknüpft sind, wie durch Cultus und Sprache mit den östlichen (russischen), muß hier erwähnt werden, daß Rußland, Oesterreich und selbst Polen Alles gethan haben, was geeignet war, um sie den Polen zu entfremden und den Russen in die Arme zu treiben. Zuerst verfolgten Priester und polnische Jesuiten die hartnäckig am orientalischen Ritus hängenden Ruthenen; und da hernach die Grundeigenthümer, fast alle Polen oder polonisirt, nichts für ihre Bauern thaten, so waren diese natürlich geneigt, jene für eine sie unterdrückende und aussaugende Kaste zu halten. Endlich haben die Polen versucht, das Ruthenische durch ihre eigene, zur einzig officiellen erklärte Sprache zu ersetzen, so daß die ländliche Bevölkerung eines jeden Mittels zur Erwerbung einer einigermaßen gründlichern Bildung entbehrte.

Bei dieser wichtigen Frage ist Rußland wie immer mit großer Voraussicht, Folgerichtigkeit und Grausamkeit zu Werke gegangen. Im siebenzehnten Jahrhundert während des Aufstandes der Kosaken gegen Polen, im achtzehnten bei dem von der Conföderation von Bar geleiteten Aufstande reizte Rußland die dem orientalischen Ritus anhängenden Bauern gegen ihre römisch-katholischen Grundeigenthümer auf und führte die von der Geschichte verzeichneten Mordscenen herbei. Die Wasserweihe im griechischen Kloster zu Montrynim am Dnjepr war das Zeichen zu der Schlächterei von 1768. Nach der Theilung schreckte Rußland vor keinem Mittel zurück, um die ihm unterworfenen Ruthenen zu veranlassen, die Verbindung mit Rom aufzugeben, und es hat sein Ziel erreicht.

Heute übernimmt es entschieden und nachdrücklich die Vertheidigung der galizischen Ruthenen gegen die Polen; es gewinnt ihre Geistlichkeit durch Pensionen und Geschenke; diese zeigt den Bauern die Möglichkeit, sich mit den „Brüdern" zu vereinigen, und wirft ihnen als weitern Köder die Befreiung vom Joche der polnischen Grundbesitzer hin.

Innerhalb der Grenzen seines eigenen Gebiets dagegen hält Rußland jeden Versuch einer ruthenischen Wiederherstellung, selbst auf dem Gebiete der Literatur, energisch nieder. Alle Kundmachungen müssen in russischer Sprache erfolgen, der Gebrauch des cyrillischen Alphabets ist untersagt. Taras Szewczenko, der ruthenische Nationaldichter, ist gleich dem Professor Kostomarow, welcher das ruthenische Nationalgefühl zu heben bemüht war, verurtheilt und verbannt worden. Der Generalgouverneur von Kiew, Annenkow, hat ganz unzweideutig erklärt, daß er mit der ruthenischen Partei ein Ende machen werde. Rußland zieht also die Ruthenen in Galizien und Ungarn nur deshalb mit so viel Ostentation an sich, um sie demnächst der moskowitischen Schablone anzupassen. Allerdings behauptet Rußland, daß „Russe" und „Ruthene" gleichbedeutend sei.

Oesterreich hat in dieser Angelegenheit jenes ihm gewöhnliche, beklagenswerthe, schwankende Verhalten gezeigt, dessen Grund theils in der Unfähigkeit seiner leitenden Staatsmänner, theils aber und zumeist in der unlösbaren Schwierigkeit seiner Lage zu suchen ist. Im Jahre 1840 begann die österreichische Regierung, da sie die Opposition der Polen immer ungestümer werden sah, das ruthenische Element zu unterstützen, um jene im Schach zu halten. Es ersetzte in den Elementarschulen die polnische Sprache durch die ruthenische. Graf Stadion rief die „Ruthenische Gesellschaft" ins Leben und lieh dem griechisch-unirten Metropolitan von Lemberg, dem steten Rivalen des katholischen Erzbischofs, seinen vollen Beistand.

Es entstand damals eine nach der Lemberger griechischen St.-Georg's-Kathedrale benannte St.-Georg's-Partei, die sich zunächst ganz österreichisch zeigte. Man gab in Wien ruthenische Unterrichtsbücher und eine ruthenisch geschriebene Zeitschrift heraus, und überhäufte im Jahre 1864 die ruthenischen Deputirten, die auf dem Reichstag in ihrer landesüblichen Tracht erschienen und ausnahmslos für die Regierung stimmten, mit Gunstbezeigungen. Die österreichischen Staatsmänner schmiedeten sich aus jenen Stammesfeindschaften eine Waffe, ohne zu bedenken, daß diese von ihnen entflammten nationalen Leidenschaften sich eines Tages gegen sie selbst lehren würden. Das traf in Galizien sehr bald ein. Die Ruthenen, nachdem sie Geschmack an der Lectüre

gefunden, aber durch das, was in Wien für sie publicirt wurde, sich nicht befriedigt sahen, begannen russische Bücher und Journale zu lesen, die man ihnen bereitwillig von jenseit der Grenze verschaffte. Die österreichische Regierung fand bald, daß sie einen Fehler gemacht und suchte ihn gutzumachen; statt sich aber die Zuneigung der Ruthenen dadurch zu sichern, daß man reichlicher und vollständiger, als von Rußland her geschah, für ihre geistigen Bedürfnisse sorgte, ergriff sie das alte und unzweckmäßige Mittel der Unterdrückung. Sie glaubte Alles gethan zu haben, indem sie das cyrillische Alphabet beseitigte und mit lateinischen Buchstaben gedruckte ruthenische Bücher herausgab, welche eben deshalb den dem orientalischen Ritus anhängenden Bauern als einer Verletzung ihrer liturgischen Traditionen verdächtig erschienen. Darin lag die äußerste Ungeschicklichkeit und das sicherste Mittel, dem russischen Einflusse diejenigen preiszugeben, welche man demselben zu entziehen wünschte. Nachdem Oesterreich sich die Polen durch Großziehung der ruthenischen Opposition entfremdet hatte, stieß es die Ruthenen durch jene Unterdrückungsversuche von sich, und brachte es somit fertig, sich in einer und derselben Provinz zwei rivalisirende Bevölkerungen gleichmäßig zu Feinden zu machen.

Zum Schlusse geben wir einige Thatsachen, welche die gegenwärtigen Zustände und neuesten Vorgänge in Galizien illustriren. Die russische Regierung, die Stimmung der Ruthenen sich zu Nutze machend, wühlt mehr und mehr; das Slavencomite in Moskau verwendet große Summen, um den Geist des Mißmuths zu unterhalten und weiter zu schüren. Ruthenische Jünglinge, welche in Petersburg studiren wollen, erhalten nicht nur die Reisekosten bezahlt, sondern dort auch freien Aufenthalt. Hauptfaiseur in dieser Beziehung ist der ruthenische Geistliche Glowacki, bis 1866 Professor an der Universität Lemberg. Als er dort wegen seiner Agitationen für Rußland entlassen wurde, entschädigte letzteres ihn mit einer Professur in Wilna. Wenn heute ein Ruthene in Rußland eine Stelle als Beamter oder Pfarrer finden will, braucht er sich bloß vom Redacteur des „Slowo“ in Lemberg ein Loyalitätszeugniß zu verschaffen, worauf Glowacki das Weitere veranlaßt. Der mit russischen Orden decorirte Redacteur des „Slowo“ ist jetzt der Führer der Ruthenen, seit Bischof Litwinowicz im Jahre 1869 gestorben ist. Wird auch der „Slowo“ noch mit cyrillischen Lettern gedruckt, so giebt doch Klimkowicz seine „slavische Morgenröthe“ schon völlig russisch heraus, russische Bücher, von russischen Agenten verbreitet, nehmen mehr und mehr überhand unter den Ruthenen, und an die von der Wiener Regierung so sehnlich herbeigewünschte Versöhnung denken Führer wie Volk am wenigsten. Als die Polen im verflossenen Jahre in Lemberg den Jahrestag des Reichstages von Lublin feierten und hierzu die Ruthenen aufforderten, antworteten diese damit, daß sie das specifisch russische Fest der heiligen Olga besonders festlich begingen, und der Metropolit erklärte, am Kirchthurm lieber eine schwarze Fahne ausstecken zu wollen, als an einer derartigen Feier theilzunehmen.

Die Polen, welche das Ueberwasser in Galizien haben, sind natürlich in erster Linie Polen, dann Oesterreicher, so weit sie es sein müssen. Sie streben nach vollständiger Autonomie, nach föderaler Gestaltung Cisleithaniens und denken sich als den Kern eines Zukunftpolens. Sie haben fast Alles erreicht, was sie gewünscht. Selbst im Lemberger Landtage werden die ruthenischen Protocolle nur als „Uebersetzungen“ der polnischen betrachtet.

Seit dem 1. Juni 1869 ist durch Ministerialverordnung die polnische Sprache in Galizien zur Amtssprache erhoben. Sämmtliche Behörden, welche unter den Ministerien des Innern, des Handels, der Finanzen, der öffentlichen Sicherheit und des Ackerbaues stehen, sowie die Gerichte und der Landesschulrath haben sich im internen Dienst und Verkehr lediglich der polnischen Sprache zu bedienen. Alles Deutsche hat man gründlich ausgemerzt und verfolgt. In den Volksschulen und Gymnasien, welche der Polonisirungswuth des aus lauter Polen zusammengesetzten Lemberger Unterrichtsraths überantwortet sind, tönt kein deutsches Wort mehr, die verdienstvollen, gebildeten deutschen Professoren sind verjagt und durch Ignoranten polnischer Nationalität ersetzt, welche die Schule nur als ein Mittel zu nationaler Agitation betrachten. Auch mit den deutschen Beamten hat das gegenwärtige System gründlich aufgeräumt, und um endlich den Deutschen in Galizien auch jedes äußere Bindemittel zu rauben, hat man die deutsche Lemberger und Krakauer Zeitung unterdrückt, so daß jetzt in Galizien kein deutsches Journal mehr besteht. Das deutsche Theater in Lemberg wurde am 21. August 1869 geschlossen. —

Die Regierung hat das dritte Glied im Lande, den Kitt, selbst amputirt. Sie mag nun mit Polen und Ruthenen rechnen; österreichisch gesinnt ist aber keines von beiden Völkern. Oesterreich besteht in Galizien nur in der Armee.

Die Kaffeecultur auf der Westküste von Sumatra.

Von Capitän F. Lambrecht.

Der Handel in Padang ist sehr blühend. Während des im Februar 1841 von dem Sultan von Batipu in den padangschen Hochlanden angezettelten Aufstandes zerstörte dieser Fürst seine Kaffeeplantagen, weil sie eine Zwangscultur seien. Seit jener Zeit ist die Ruhe von Dauer gewesen und die niederländische Regierung hat dieselbe in verständiger Weise zu benutzen verstanden, um den Eingeborenen die Vortheile begreiflich zu machen, welche sie bei einer richtigen Benutzung und Bebauung aus dem ergiebigen Boden erzielen können.

Während in den vierziger Jahren die Kaffeeernte in den padangschen Hochlanden, welche die bevölkertsten und daher reichsten Districte der Westküste von Sumatra bilden, nur wenige Tausend Pikol (= 133 englische Pfund) betrug, schätzte man im Jahre 1852 den Ertrag allein in diesen Districten bereits auf 80,000 Pikol.

Die Kaffeecultur ist, wie gesagt, eine sogenannte Zwangscultur. Jedes Hausgesinde muß eine bestimmte Anzahl Bäume unterhalten und jährlich nachpflanzen, und von den holländischen Districtsbeamten oder Controleuren wird über

die Culturen eine genaue Controle geführt, während die Residenten auf ihren Rundreisen durch die ihnen untergebenen Landschaften sich ihrerseits davon überzeugen, ob den Befehlen der Regierung gewissenhaft nachgekommen worden ist.

Der eingesammelte Kaffee darf, als Monopol der Regierung, bei Strafe an Niemand anders als an die Regierung verkauft werden, welche zu diesem Zweck an passend gelegenen Orten kleine Packhäuser hat errichten lassen, an welche der Sumatran das Product abliefern muß. Die Regierung bezahlte während meines mehr als sechszehnjährigen Aufenthaltes auf Sumatra das Kattiu oder $1^1/_4$ Pfund mit 10, und später mit 12 Duiten, von denen 120 auf den holländischen Gulden gehen.

Der Transport des Kaffees aus den Packhäusern in den Binnenlanden geschieht durch Privatunternehmer per Achse nach den nächsten Seeplätzen, Priaman, Ayerbangies, Natal, Baros und Sibogha, und von da über See nach den Hauptniederlagen in Padang gegen eine mäßige Fracht. Rechnet man nun auch noch die Besoldung der mit der Administration beauftragten Beamten, des für den Einkauf angestellten inländischen Personals, die Kosten für Kulis, Verpackung in Gunnysäcke und andere nothwendige Ausgaben hinzu, so kann man sich einen Begriff machen, welche ungeheure Summen die holländische Regierung aus dem Kaffeemonopol gewinnt, wenn man hört, daß im Jahre 1856 der Pikol Kaffee in Padang schon mit 36 Gulden in öffentlicher Auction bezahlt, und daß alle drei Monate für $1^1/_2$ Millionen Gulden versteigert wurde. Seitdem ist der Kaffee noch bedeutend im Preise gestiegen.

Die padangschen Benedenlanden (— d. h. das Unterland —) liefern keinen Kaffee, weil die Hitze in diesen Niederungen zu groß ist, und der Kaffeebaum erst in einer Höhe von 1800 bis 2000 Fuß und darüber hinaus gedeiht. Das unter dem Namen „Padang-Kaffee" in den Handel gebrachte Product bezeichnet im Allgemeinen den Kaffee, welchen die holländischen Besitzungen auf der Westküste von Sumatra, und unter diesen namentlich die Districte Ayerbangies, Rau, Mandheling, Ankola, Tappanuli, die padangschen Hochlande und Poeloet-Poeloet (sprich Pulut-Pulut) im Süden von Padang liefern.

Der beste Boden für die Anpflanzungen befindet sich an den steilen Abhängen der Berge, wo der Wald gefällt wird, mit Ausnahme einzelner Bäume, welche den jungen Kaffeepflanzen Schatten gewähren. Das dünne Holz wird dann so viel als möglich verbrannt; die größeren Bäume bleiben liegen und verfaulen oder werden in Brand gesteckt, wenn sie trocken sind. Die Erde wird tief umgestochen, damit die nach unten schießende Pfahlwurzel nicht auf festen Boden stoße und sich umbiege, denn in einem solchen Falle fängt der Baum zu trauern an und stirbt alsbald ab. Der Kaffeebaum hat eine pyramidenähnliche Gestalt mit dunkelen, glänzend grünen Blättern, die viel Aehnlichkeit mit den Blättern des Kirschbaums haben.

Die Ernte fällt sehr reich aus, da der Baum auf Sumatra das ganze Jahr hindurch mit schneeweißen Blüthen und reifen und unreifen Früchten bedeckt ist. Die Frucht wächst an einem kurzen Stiele dicht um die Zweige herum, sieht anfangs grün, nachher gelb, und wenn sie reif ist, schön roth aus, wie eine Kirsche. Sie wird dann gepflückt, getrocknet] und aus der rothen Schale, worin sie eingehüllt ist, enthülst; sie bleibt in der Sonne liegen, bis das feine Häutchen, welches die Bohne noch umgiebt, weggenommen werden kann.

Man schüttet auf Sumatra den Kaffee gewöhnlich auf die bloße Erde aus, um ihn zu trocknen; daher kommt es, daß sich unter den Bohnen oft kleine Steinchen befinden, was bei dem Javakaffee, der sorgfältig auf Strohmatten ausgebreitet wird, nicht der Fall ist.

Wenn der Baum eine Höhe von 15 bis 20 Fuß erreicht hat, bricht man ihm die Krone aus, um ein ferneres Wachsthum zu verhindern, denn sonst würde das Pflücken der Bohnen beschwerlich werden. Schon im dritten Jahre beginnt er Früchte zu tragen, und ist bis ins zwölfte am ergiebigsten: nach dieser Zeit bedeckt er sich mit Moos und stirbt allmälig ab.

Die rothe Schale, welche die Bohne einschließt, ist, wie bei uns die Kirsche, die Lieblingsspeise vieler Thiere. Der Mussang (Moschuskatze) besucht nächtlich die Pflanzungen, und verschluckt mit der süßen Schale auch die Bohne, welche er unverdaut wieder von sich giebt. Ich fand mehrmals auf einem verfaulten Baumstuken tief im Wald eine Menge üppiger Kaffeepflanzen, welche durch die Ausleerungen des Mussang dort Wurzel geschlagen hatten. Der Kolong, eine riesige Fledermaus von $3^1/_2$ bis 4 Fuß Flugweite, der Mainate oder Bed, Bartvögel, Häher, Drosseln Staare, Ammern und Eichhörnchen stellen den reifen Beeren nach, und verpflanzen den Kaffeebaum nach Orten in der Wildniß, wohin sich noch nie der Fuß eines Indiers verirrt hat. Als der Oberst van Swieten im Jahre 1845 bis nach Soengie Pagoe und Soengie Aboe im Innern von Sumatra vordrang, zog die Colonne durch ausgestreckte Dickichte von Kaffeebäumen, die mitten im Urwalde jedenfalls nicht angepflanzt waren.

Aus allen Erdtheilen.

Die Entvölkerung der Ackerbaugegenden in Neu-England und die Wanderungen in den Südstaaten der Union.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse in Nordamerika sind in einer völligen Umwandelung begriffen. Das gilt von allen großen Regionen; in Neu-England überwuchert schon längst die Fabrikindustrie alles Andere; sie wächst auch in den sogenannten Mittelstaaten und theilweise im „vordern Westen", d. h. dem obern Mississippithale. Im Süden ist durch die unvermittelte Emancipation der Neger ein schwerer Bruch in die Arbeitsverhältnisse gekommen, und die Chinesen, durch welche man eine Ausgleichung zu erzielen gedenkt, sind noch nicht da. Im hintern Westen liegt Alles noch mehr oder weniger in den Anfängen; dort rückt sich das Leben und Treiben erst allmälig zurecht und die Aussichten in die Zukunft sind dort entschieden günstig. Ackerbau, Viehzucht, Gewerbsamkeit, Bergbau und Handel werden sich gegenseitig die Wage halten und damit wird man gesunde wirthschaftliche Verhältnisse haben. Anders sind die Verhältnisse in Neu-England und in den ehemaligen Sklavenstaaten. Wir theilen aus amerikanischen Blättern die beiden nachfolgenden Artikel mit, welche einen Einblick in die dermalige Lage gewähren.

1) Die Entvölkerung der Landdistricte in Neu-England. Der Typus des Yankee, der seinen höchsten Ruhm

darein setzt, möglichst viel in möglichst kurzer Zeit zu schaffen, der, wie in der Comödie, nur das Mädchen heirathet, das in einer gegebenen Zeit mehr Kartoffeln behackt oder aushackt als er, dieser auf den Farmen Neu-Englands früher so blühende Typus existirt nur noch auf der Bühne. Die durch Verallgemeinerung der Eisenbahnen beschleunigte Entwickelung der Industrie hat in den Landdistricten neue Schwerpunkte geschaffen, nach welchen sich nicht allein der Ueberschuß, sondern nicht selten der Kern der Ackerbau treibenden Bevölkerung hinzog. Dazu kam die unruhige Rathlosigkeit, die Unzufriedenheit, das Hochhinauswollen, das heutzutage alle Classen charakterisirt. In welcher Ausdehnung diese namentlich von dem amerikanischen Volke Besitz ergriffen hat, erhellt aus der statistischen Thatsache, daß von je vier Amerikanern allemal einer auf Reisen begriffen ist. Jeder sucht heute die Eldorado-Inseln zu entdecken, nach welchen die spanischen Hidalgos im 16. Jahrhundert das Weltmeer vergeblich durchfurchten.

Dazu kommt, daß der Ackerbau in Neu-England nicht mehr lohnt wie früher, daß er in seiner Entwickelung hinter der industriellen zurückgeblieben ist. Weizenbau hat in Neu-England längst aufgehört; der theure, stets mit Dünger zu stimulirende Boden Neu-Englands kann mit dem billigen, humusreichen des Westens nicht concurriren, und Bostons wie Neuyorks Mehlbedarf kommt von Michigan, Wisconsin, Illinois, Missouri und Minnesota. Die Producte der Farmen Neu-Englands und ihre Preise im Markt stehen in keinem Verhältniß zu den Kosten ihrer Production. Einen bedeutenden Theil dieser Kosten bildet der an irländische &c. Knechte gezahlte Lohn. Früher hatte der Neu-England-Farmer 10 bis 12 Söhne und verrichtete mit ihnen alle seine Arbeit; jetzt hat er nur wenig Söhne und muß Fremde in Dienst nehmen. Die Bedürfnisse der Familie sind ferner weit größer als die der Vorfahren; man will auf der Farm leben wie im Dorfe an der Eisenbahn oder gar wie in der Stadt, und die Farm, die überhaupt kaum ihre Kosten deckte, mußte unter solchen Umständen nothwendig zurückgehen und schließlich entweder verkauft oder verlassen werden. Wie groß die Wandlung ist, kann man aus der Entwerthung der Farmen sehen, die man häufig zu Preisen kaufen kann, welche kaum für die Gebäulichkeiten der Farm bezahlten. In diesen Fällen hat die Landschaft bereits den Ausdruck völliger Verlassenheit und Verödung. So schildert ein Massachusetts-Blatt, das „Palmer Journal", den Verfall der Landdistricte des westlichen Massachusetts wie folgt: „Man wird durch die Anzeichen des Verfalles überrascht, die man beinahe auf jeder Meile wahrnimmt. Man durchwandert weite Strecken, ohne auf Menschenwohnungen zu stoßen. Man sieht die Ruinen einst prachtvoller Häuser, oder das Fundament, auf dem sie standen. Andere Häuser sind in einem Proceß der Auflösung begriffen, und ihre Mauern schützen ihre Bewohner kaum noch vor der Wuth der draußen stürmenden Elemente. Man trifft verwilderte Reste früherer herrlicher Obstgärten, in denen jetzt Moos wächst und Unkraut und Gebüsch herrscht.

An einem Kreuzwege sieht man hier und da noch ein verfallenes Schulhaus, das längst von Lehrern und Kindern verlassen war. Oft marschirten wir halbe Tage lang, ohne einem Menschen auf der Landstraße zu begegnen. Stark besetzte, aber traurig vernachlässigte Kirchhöfe lieferten den Beweis, daß früher auf diesen Hügeln und Bergen eine zahlreiche Bevölkerung gelebt hatte.

Die Bevölkerung hat nicht nur sich von den Hügeln in die Thäler und an die Eisenbahnen begeben, sondern sie ist in positiver Abnahme im Allgemeinen begriffen, wie die Volkszählung dieses Jahres in überraschender Weise beweisen wird.

Wie mächtig der Einfluß der Industrie und der Eisenbahnen in Bezug auf Vertheilung der Bevölkerung jener Landdistricte gewirkt hat, kann man aus der Thatsache ersehen, daß in Berkshire County (Massachusetts) vier Towns jetzt die Hälfte der Bevölkerung und die Hälfte des Reichthums des ganzen County einschließen. Von den übrigen 27 Towns des County haben vierzehn unter 1000 Einwohner. In mehreren dieser Towns sind die Gemeinden so zusammengeschmolzen, daß gar kein Gottesdienst mehr stattfindet, andere können keinen eigenen Prediger mehr halten und werden durch Wanderprediger, dem Winterschullehrer analog, eine Zeit lang im Jahre versorgt."

Wenn auch die überall auftretende Tendenz der Bevölkerung, sich in großen Städten zu concentriren, einen Theil der erwähnten Veränderungen erklärt, so ist jene Tendenz ja selbst nur eine Folge der in ihrer Entwickelung dem Ackerbau unverhältnißmäßig vorausgeeilten Industrie. Der Ackerbau mit seinem vom Gesichtspunkte des heutigen Menschen etwas einsamen und eintönigen Leben hat namentlich für die Jugend, die eben weniger beschaulicher Natur ist als die vor 50 Jahren Neu-England bewohnende, nicht Reiz genug, es bietet sich ihrem Ehrgeize kein genügendes Feld, während die Großmogule der Landdistricte den strebend sich bemühenden, aber armen Jüngling vor den Kopf stoßen. Der letztere wendet sich daher nach Orten, in welchen er freie Bahn und Aussicht auf größere und raschere Anerkennung hat, als auf dem Lande.

In welcher Weise das Gleichgewicht zwischen Stadt und Land, zwischen Ackerbau und Industrie wieder herzustellen sei, ist eines der Probleme, die der amerikanischen Gesellschaft speciell zur Lösung aufgegeben sind. Der Ackerbau wird sicher in ähnlicher Weise wie die Industrie Gegenstand großer Capitalanlagen und großartigen Betriebes werden. Dieselbe Concurrenz wird schließlich zwischen den Ackerbauern entbrennen, wie zwischen den Industriellen, und eine gesteigerte Production die Folge sein. Die Zeit, wo der Landmann idyllisch dem großen Treiben der Welt am „sichern Ufer" seiner Farm zuschauen konnte, ist vorüber. Er steht mit diesem Treiben in stets zunehmender Verbindung, die Fragen der Transportirung, der Frachttarife, der Finanzen berühren unmittelbar seine Tasche, die mittelst Canälen und Eisenbahnen ihm vor die Thür gebrachte Concurrenz fremder Staaten zwingt ihn, alle Kräfte und alle Wissenschaft anzustrengen, um seine auf dem Weltmarkt bedrohte Stellung zu behaupten.

2) Wanderungen im Süden. Man hat in neuerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß sowohl die weiße wie die farbige Bevölkerung in den Südstaaten in einer Wanderung begriffen ist, die sich in verschiedenen Richtungen bewegt. Aus den alten Sklavenstaaten von der atlantischen Küste bis gegen den Mississippi hin bewegt sich ein Strom weißer Arbeiter nach Westen, nach den Ländereien am Arkansas und Red River und nach Texas hin. Dieser Auswanderungsstrom ist so groß, daß es auf dem Mississippi an Booten fehlt, um ihn überzusetzen, und es scheint, daß Südcarolina, Georgia und Alabama den weißen Arbeiter allmälig ganz verlieren sollen. Ein Unionsgeneral, der mehrere Jahre in einem der Golfstaaten das Obercommando geführt und Gelegenheit hatte, die dortigen Zustände zu studiren, erzählt, daß er kürzlich auf einer Reise in Ostalabama große Schaaren von Emigranten zu Reisegefährten gehabt habe, und versichert, daß nach zuverlässigen Beobachtungen im letzten Jahre nicht weniger als zwanzigtausend Weiße aus Georgia und Alabama nach Arkansas und Texas ausgewandert sein können.

In die Lücken, welche diese weißen Auswanderer gelassen, rücken farbige Ankömmlinge ein. Man bemerkt eine allgemeine Wanderung der schwarzen Bevölkerung in der Richtung des „farbigen Gürtels", jenes Landstriches, der von den Sea Islands in Südcarolina sich westlich mitten durch Georgia, Alabama, Mississippi nach Louisiana erstreckt. Gerade in diesen Ländern, die jetzt von den Weißen in Schaaren verlassen werden, bilden die Schwarzen gegenwärtig die einzige eigentliche Einwanderung. Aus dieser Erscheinung glaubt der erwähnte Offizier den baldigen Eintritt einer gänzlichen Umgestaltung der Bevölkerungsverhältnisse in diesen Staaten vorhersagen zu dürfen. Er glaubt, daß es dort bald nur noch ehemalige Sklavenhalter und freie farbige Arbeiter geben wird, und daß der Neger in Folge dessen zur Herrschaft gelangen muß.

Von der afrikanischen Westküste. Ein neues Blaubuch giebt über die Zustände der englischen Factoreien eingehende Nachrichten, die jedoch an und für sich wenig Neues enthalten. Es ist immer die alte Geschichte; die Berichte sagen, die Civilisation gewinne Boden, und daneben heißt es dann wieder, die Barbarei stecke so fest, daß sie nicht weichen wolle. Der Gouverneur von Sierra Leone sagt, Volk und Häuptlinge hätten Fortschritte gemacht in „Civilisation und Intelligenz; das Volk sei progressiv, loyal und zufrieden.“ Die alten Sklavenhändler sterben aus, und der Sklavenhandel werde nur wieder aufleben, wenn sich ein Absatzmarkt öffne. Als 1852 der Gouverneur Bendoo landete, fand er eine mit verrosteten Kanonen besetzte „barbarische Stockade“, die von einer furchtbaren Horde von Wilden besetzt war; daneben war ein Porrahbusch, wo Menschen geopfert wurden. Heute stehe an der Stelle jener Stockade eine anständige Kirche, wo anständig Gottesdienst gehalten werde, und statt des Porrahbusches sehe man Zuckerfelder. In der Colonie zähle man achtzehn eingeborene Geistliche der Kirche von England, welche rasch christlichen Sauerteig in den umwohnenden Massen verbreiten. Freilich sei es mit dem Unterrichte und dem Erziehungswesen noch sehr übel bestellt. — Wo hier eigentlich der „Civilisationsfortschritt“ ist, läßt sich nicht absehen, denn die Kirchen sind mit Geld erbaut worden, das aus England kam, und wenn man Richard Burton's Schilderung von Sierra Leone liest, so stellt sich ein Bild dar, das wenig Erfreuliches zeigt.

Von Gambia (— Bathurst —) aus schreibt Gegenadmiral Patey: „Manche der Eingeborenen, welche mit den Europäern in Berührung kommen, sind nüchtern und betriebsam; es ist aber auch leider sehr viel beklagenswerther Mangel an regelmäßiger und andauernder Betriebsamkeit vorhanden (— in verständlichem Deutsch würde man sagen: es giebt eine große Menge nichtsnutziger Faullenzer —); es werden viele leichtsinnige Dinge verübt, es wird gelogen und gestohlen und im Uebermaß selbst von denen getrunken, welche schon seit langer Zeit mit den Europäern in der engsten Verbindung stehen. Bei den umwohnenden Stämmen ist Krieg an der Tagesordnung, und er wird durch die ungehinderte Freigebung der Zufuhr von Waffen und Kriegsbedarf nur noch aufgemuntert. (— Die frommen Leute in Birmingham machen dabei ein gutes Geschäft. —) Die Katholiken und die wesleyanischen Missionäre haben viele Schulen gegründet, die aber höchst unregelmäßig besucht werden; die von Geistlichen der Hochkirche gegründete Schule „hat durch Vernachlässigung gelitten“, d. h. die Neger kommen nicht hinein; sie begreifen „den heiligen Geist“ nicht. Das ist doch schrecklich!

Ussher, Gouverneur an der Goldküste, meint, daß dort binnen zehn Jahren „ein Fortschritt bemerkenswerther Art“ stattgefunden habe. Er kennzeichnet diesen Fortschritt sogleich dadurch, daß er sagt: „Der Ackerbau ist höchst armselig geblieben; die Eingeborenen haben einen unbesiegbaren Widerwillen, mehr Bodenfläche zu bestellen, als absolut für ihren Lebensunterhalt erforderlich ist. In Cape Coast und Akkra werden die anstößigen Customs der Eingeborenen, welche keinen andern Zweck als Saufen, Schlägereien und unzüchtige Ausschweifungen haben, nach und nach abgeschafft. In einzelnen Theilen der Niederlassung kommen noch Menschenopfer vor, sie werden aber, wenn es irgend sich thun läßt, streng bestraft. Die Erziehungsanstalten waren 1868 in einem kläglichen Zustande; aber die wesleyanischen und basler Missionen arbeiten außerordentlich gut. Die Basler halten die Schwarzen zur Arbeit an und unterrichten sie in nützlichen Handwerken, und sie haben ganz hübsche Einkünfte von ihren Farmen und Kaffeeplantagen. Das wesleyanische System schließt Handarbeit aus und ist deshalb beim schwarzen Afrikaner an der Goldküste viel populärer, aber — diese Missionäre stiften doch viel Gutes und haben einen starken civilisirenden Einfluß.“

Was für ein Jargon das ist! Und daraus soll Einer abnehmen, daß „Civilisation und Fortschritt“ vorhanden seien. Aber die frommen Leute in England haben eine Logik, die mit dem gesunden Menschenverstande nicht im Einklange steht.

Lagos wird commerciell von immer größerer Handelsbedeutung. Auf der gleichnamigen Insel leben etwa 35,000 Menschen in leidlichem Wohlstande; leider kommen oft Diebsbanden vom Festlande hinüber und plündern; man hat deshalb eine zahlreiche Polizeimannschaft nöthig. — Die Ausfuhren von Lagos, das für den Palmölhandel sehr wichtig ist, stellten sich 1867 auf den Werth von 513,158 Pfund Sterling; jene von Gambia auf 214,382; der Goldküste auf 162,970 Pf. St.

* * *

Neue Frescogemälde in Florenz. Eugenio Agnani, „der italienische Kaulbach“, welcher mehrere englische und italienische Paläste durch seine berühmten Frescen verschönert hat, ist jetzt beschäftigt, die Nationalbank in Florenz mit vier Gemälden zu schmücken, welche die wichtigsten Ereignisse des Jahrhunderts verewigen sollen. Das erste Bild behandelt die Legung des atlantischen Kabels. Neptun fährt aus der Tiefe herauf und protestirt mit hoch geschwungenem Dreizack gegen das Eindringen des Telegraphen in sein Gebiet. Die mit der Legung des Kabels beschäftigten Arbeiter von dem im Hintergrunde sichtbaren englischen Schiffe würdigen den zürnenden Gott keiner Beachtung. Tritonen, Nereiden und Delphine umringen den Herrn der Tiefe, machen aber keine Miene, mit ihm den Kampf gegen die Eindringlinge aufzunehmen, sondern drücken durch Geberden des Schreckens aus, daß sie den Sieg der neuen Erfindung voraussehen. Ihre Haltung und Gruppirung erinnert an die Verwirrung eines Kriegsheeres, welches, noch durch die Stimme des Obergenerals zusammengehalten, im nächsten Augenblicke die Flucht ergreifen wird. — Das zweite Bild veranschaulicht den Durchschnitt der Suezenge. Mit den zusammenstürzenden Meereswogen folgen die Meergötter, umgeben von ihrem Hofstaat: der eine mit rothem Bart und rothem flatternden Mantel, der andere im phantastischen blauen Gewande. — Das dritte Gemälde gewährt uns einen Blick in das Innere des Mont Cenis. Im Bewußtsein ihrer Ohnmacht, die Durchbohrung des Berges zu hindern, suchen die Berggeister die Arbeiter durch List und Neckereien zu stören, werden aber durch diese genöthigt, sich in ihre Schlupfwinkel zurückzuziehen. — Das vierte Bild ist politischer Färbung. In einem herrlichen Garten, zu dessen Ausschmückung Natur und Kunst das Höchste geleistet, erblickt man eine Gruppe schöner Frauen: die italienischen Provinzen, mit Sehnsucht ihrer Schwester Roma harrend, die von einer Anhöhe zu ihnen herabsteigt.

— Auf den Fidschi-Inseln, welche zu den schönsten und fruchtbarsten Eilandfluren im Stillen Ocean gehören, wächst die Zahl der weißen Ansiedler rasch an. Im Jahre 1867 betrug sie kaum 400, im Spätjahr 1869 war sie bereits auf mehr als 1800 Köpfe gestiegen. Die meisten kamen aus Neusüdwales, Victoria und Neuseeland; viele pflanzen Sea-Island-Baumwolle, die trefflich gedeiht. Von den 145 Inseln der Gruppe sind 65 bewohnt. England hat vor sieben Jahren ein Protectorat, welches ihm angetragen wurde, abgelehnt; nun haben die Weißen eine Petition nach Washington gesandt; sie wünschen, daß die Vereinigten Staaten den Schutz übernehmen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Römische Bilder.

Von **Franz Koppel.**

V.

Auf dem Wege vom Colosseum nach dem Lateran wurde ich eines Tages von einem plötzlichen, sehr heftigen Gewitterregen überrascht. In der Dringlichkeit des Augenblicks sah ich mich genöthigt, an der unscheinbaren Pforte eines klösterlichen Gebäudes Einlaß zu begehren. Derselbe wurde mir gewährt. Ich kehrte der Via di San Giovanni, die sich zusehends in eine schlammige Masse verwandelte, den Rücken, hatte mit wenigen Schritten einen dumpfen Säulengang von unverkennbar antiken Ueberresten hinter mir und sah mich unverweilt einem der interessantesten kirchlichen Monumente des mittelalterlichen Roms gegenüber. Es war die alte Basilika von San Clemente, in welcher ich unter steigender Bewunderung dessen, was ich sah, den Rest des Tages verbrachte.

Hier liegt, so ganz im Gegensatze zu vielen anderen Berühmtheiten der ewigen Stadt, hinter der geradezu ärmlichen vorstädtisch-bäuerischen Außenseite eines heruntergekommenen irländischen Dominikanerklosters, in bescheidener Verborgenheit Perle an Perle für das Auge des Freundes der historischen Kunstforschung.

Treten wir ein. Das anschaulichste Bild der alten Basiliken Roms thut sich uns auf, eine Fülle von Traditionen wird zugleich in uns lebendig.

Den Namen trägt die Basilika von dem Märtyrer Clemens, des Apostels Petrus zweitem Nachfolger; diesem wurde sie geweiht, und schon der heilige Hieronymus thut ihrer im Jahre 392 ausdrücklich Erwähnung. Im sechsten Jahrhundert schmückt Papst Johann der Zweite sie im Geschmack des Zeitalters aus; zweihundert Jahre später läßt Hadrian der Erste das, was beschädigt und verdorben war, wieder herstellen, und im Jahre 1112 fügt der Cardinal Anastasio die Mosaiken der Tribuna hinzu. Verschiedene Päpste bauen und bessern, wenn so zu sagen erlaubt ist, an der Basilika ab und zu, bis Clemens der Elfte bei Gelegenheit einer gründlichen Restauration sie mit einer, übrigens geschmacklosen, vergoldeten Decke beschenkt, die alten Wandgemälde übermalen und den Porticus erneuern läßt, vor welchem sich ein kleines Vestibulum mit vier Granitsäulen befindet; diese waren für die Kirchenbüßenden bestimmt.

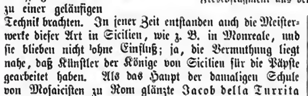
Mit dem zwölften Jahrhundert, namentlich unter Paschalis und Calixtus dem Zweiten, lebte der Sinn für die Kunst auch in Rom wieder auf. Das Tabernakel über dem Hauptaltar (siehe unsere Abbildung) stammt aus diesen denkwürdigen Tagen. Ein Hauch jener Epoche überweht den Betrachter, welcher seine Blicke auf das Halbrund der Absis richtet, wo vom dunkeln Goldgrunde, zwischen üppigen Arabesken, sich die mystischen Figuren der Legende abheben, wo das Kreuz aus den Voluten auftaucht, wo auf einem hervorspringenden, reichgeäderten Marmorfries eine byzantinische Inschrift sich hinzieht, und darunter rechts und links



Das Innere von S. Clemente.

von dem Lamme Gottes mit dem Heiligenschein die zwölf Schafe, als Sinnbild der gläubigen Herde, alle nach dem Mittelpunkte schauend, vertheilt sind.

Es war in der That eine rührend naive Zeit der ersten Kunst, die ganz hingegeben im Schoße der Kirche ruhte, als der Künstler den tiefsten Glauben der Menschenbrust an das ewige Heil noch so ohne das mindeste Bedenken zu bethätigen suchte. Es war die Zeit, wo inmitten der eisernen Barbarei die Muse nur kindlich spielend und schüchtern aufzutreten wagte. Namentlich war es die Wandmalerei und die Mosaik, welche in Rom früh und dauernd geübt wurden; Mosaicisten wurden von Byzanz verschrieben und eine Schule derselben in Monte Cassino errichtet, deren Nachfolger es bald zu einer geläufigen Technik brachten. In jener Zeit entstanden auch die Meisterwerke dieser Art in Sicilien, wie z. B. in Monreale, und sie blieben nicht ohne Einfluß; ja, die Vermuthung liegt nahe, daß Künstler der Könige von Sicilien für die Päpste gearbeitet haben. Als das Haupt der damaligen Schule von Mosaicisten zu Rom glänzte Jacob della Turrita mit seinem Schüler Giacomo di Camerino. Ein gut Theil der musivischen Arbeit in San Clemente mag von deren eigenen Händen verfertigt worden sein.



Frescofragment aus dem vierten Jahrhundert.

Blicken wir rechts über die beiden Ambonen (steinerne Pulte, von denen einer dem Lector, der andere dem Sänger des Gradnale diente) hinweg, so sehen wir in dem einen Wandpilaster ein Tabernakel eingefügt, das seines Stils wegen uns besonders auffallen muß, da es mit rein gothischen Sculpturen umrahmt ist. Nur an Tabernakeln, über Altären und Grabmälern wurde von der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ab dieser ritterliche und mystische Stil des Nordens, den die Bettelmönche zuerst ergriffen, auch in den Kirchen Roms hier und da befolgt. Die ganze kirchliche Architektur der Stadt hatte damals keinen großartigen Sinn, man fühlte kein Bedürfniß neuer Bauten, man beschränkte sich darauf, die alten Basiliken wieder herzustellen, höchstens neu zu decoriren und, während in Italien manche Kirchen gothischer Form entstanden, wie z. B. die von Casamari und Fossanova, in Assisi und Siena, so wurde in Rom mit Ausnahme der Maria sopra Minerva der neue Stil nur erst ganz mittelbar in der oben beschriebenen Weise und meist verbunden mit einheimischer Musivdecoration, zur Anwendung gebracht. Dafür ist das erwähnte Sacramentshäuschen von San Clemente ein leuchtendes Beispiel, eines der graziösen Werke, die zu den anziehendsten Denkmälern des römischen Mittelalters gehören. Ob es eine Arbeit toscanischer Meister, ob es gar, wie die Dominikaner rühmen, aus eigener Werkstätte eines der berühmten Pisaner hervorgegangen ist, mag füglich dahingestellt bleiben, und die müßige Frage danach sollte keinen Beschauer im Genusse beeinträchtigen. —

Wenden wir uns nun zur Betrachtung einer andern Hauptzierde dieser denkwürdigen Kirche. Wo nur unser Auge verweilen mag, auf den Lesepulten, dem Tabernakel, den steinernen Chorschranken, den gewundenen Candelabern, oder zuletzt auf dem bloßen Fußboden, überall erblickt es die Proben einer bis ins Kleinste ausgeführten decorativen Kunst, deren Hauptreiz in der geschmackvollen Zusammenfügung buntfarbiger Marmorstücke besteht, so daß von den anmuthigsten Windungen wie von Schlingpflanzen Alles umrankt erscheint. — Diese Decorationskunst von echt malerischer Wirkung ist ganz römischen Ursprungs, und ihre technische Ausbildung gipfelt in den Schöpfungen der Cosmaten. Schon seit dem elften Jahrhundert waren römische Künstler als Marmorarbeiter auch in Mittel- und Süditalien thätig. Sie hießen Marmorarii oder auch arte marmoris periti. Natürlich mußte in Rom frühzeitig der Steinmetz auf eine prak-



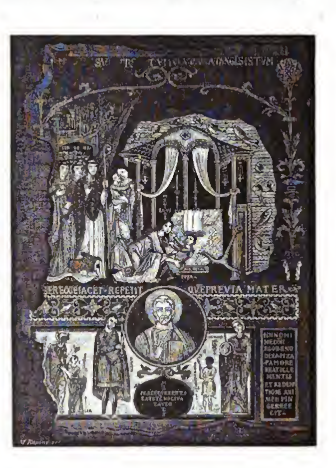
Frescofragment aus dem vierten Jahrhundert.

tische Verarbeitung des Marmors denken, der in unzähligen werthvollen Trümmerhaufen über die Stadt ausgestreut war. Die Muster der antiken Fußbodenmosaik waren gegeben und forderten ganz von selbst zur Nachahmung heraus. Die alten Bauten waren fast durchgängig mit Marmorplatten belegt; diese boten ein unübertreffliches, schon halb zugeschnittenes Material für die neu entstehenden steinernen Parkets der Kirchen, und Tausende von herrlichen Säulen aus Porphyr, Serpentin, Giallo antico oder numidischem Marmor wurden, zerstückelt und zersägt, in Millionen Plättchen verschnitten und geschliffen und dienten nun zu kunstvollem Schmuck der Altäre, Grabmäler, Bischofsstühle, Säulen, Bogen und Friese in Kirchen und Klosterhöfen. Die Familie der Cosmaten nun that sich besonders hervor in derlei zierlicher Arbeit, und ihre Thätigkeit erfüllt das ganze dreizehnte Jahrhundert. Söhne und Enkel haben unter den Namen Cosmas, Laurentius, Jacobus, Lucas, Johannes und Deodat sich ausgezeichnet. Gegen das Ende ihrer Wirksamkeit hin haben sie sich mit dem gothischen Princip vertraut gemacht, es anmuthig herausgebildet und in verschiedenen Bildwerken Roms verewigt. Unsere Kirche bietet auch hier eine Fülle der gelungensten Cosmatenarbeit, die in Rom aufhörte, als das Papstthum nach Avignon entwich.

Von gleicher Wichtigkeit wie diese Leistungen aus dem Gebiete der Sculptur und der musivischen Kunst sind die Malereien des Masaccio in der Capella della Passione, links vom Haupteingange. Dieser Meister gilt als entscheidender Bahnbrecher einer neuen Kunstweise in der toscanischen Schule, welche, von dem religiösen Inhalt des Bildes abstrahirend, den ersten Schritt zur Darstellung des wirklichen Lebens that, und bald darauf (wir brauchen nur an Filippo Lippi's Meisterwerke zu erinnern) die Zeitgenossen und Späteren zur vollen Bewunderung und Nacheiferung hinriß. Tomaso Guidi, genannt il Masaccio, hat in seinem kurzen Leben (von 1402 bis 1428, nicht 1443, wie Lübke und Andere behaupten), also fast hundert Jahre vor Raphael, der Malerei eine neue Richtung gegeben. Seine Hauptwerke befinden sich freilich in Sta Maria del Carmine zu Florenz, doch geben die freilich stark übermalten Fresccn unserer Capelle, namentlich die auf das Leben der heiligen Catharina sich beziehenden, immerhin noch einen hohen und deutlichen Begriff seiner Kunst.



Legende von S. Clemente Romano. Episode des Sisinius (al fresco, 6. Jahrhundert).



Wunder zu Gunsten einer Wittwe des heil. Clemens. Porträts der Stifter (al fresco, 5. Jahrhundert).

Wenn wir die Kirche, so weit wir sie bis jetzt betrachtet haben, noch einmal im Ganzen überblicken, so sagen wir: es ist eine an sich vielleicht unbedeutende Basilika aus dem 9. bis 12. Jahrhundert, welche aber durch die vollständige Erhaltung der Vorhalle und der innern Anordnung (Marmorschranken des Chors, Lesepulte, Altar, Tabernakel und Schmuck der Nische), sowie die Mosaiken und Cosmatenarbeit von geradezu classischem Werthe ist.

So ähnlich lautete wohl die allgemeine Meinung bis zum Jahre 1858. Da sollte San Clemente durch ein ebenso unvorhergesehenes wie ganz zufälliges Ereigniß die Aufmerksamkeit der kunstliebenden Welt im höchsten Grade erregen.

Ich glaube, es war in dem genannten Jahre, als die irländischen Dominikanermönche in der Absicht, einen Brun-

nen anzulegen, in der Tiefe auf Mauerwerk stießen, und ihrem gelehrten Prior, Reverend Mullooly, darüber Bericht erstatteten. Dieser widmete der Entdeckung den gebührenden Eifer, und die gut geleiteten Ausgrabungen ergaben bald das überraschende und wichtige Resultat, daß die gegenwärtige Basilika auf einer ältern, etwas größern aufgebaut worden ist.

Steigen wir nunmehr, an der Westseite, in diese jetzt nur mit Hülfe von Fackeln zugängliche Unterkirche hinab; sie ist das wohlerhaltene Bild einer Basilika aus der uralt christlichen Zeit, vielleicht aus der vorconstantinischen Epoche. Die drei Schiffe sind deutlich wahrzunehmen, gleich wie das vorliegende Querschiff, Narthex genannt, dessen Lage durch antike Säulen aus Bigio antico und numidischem Marmor genau bestimmt wird. Die Puzzolanerde, mit welcher die Wände bekleidet sind, ist an vielen Stellen abgebröckelt, doch



Daniel wird von den Löwen geschont. Auf dem Pfeiler gemalt im 6. Jahrhundert.



Der heilige Blasius zieht einen Dorn aus der Kehle eines Kindes. Pfeilerfreske aus dem 6. Jahrhundert.

sind noch mehrere Wandgemälde zu erkennen. So namentlich zwei in die Mauer eingesetzte Köpfe (siehe die Abbildungen S. 67), in der breiten Manier der antiken Malerei ausgeführt. Der weibliche ruht auf einer sehr dichten Schicht von Kalk, der männliche dagegen klebt nur auf einem äußerst dünnen Mauerüberzuge, der sogar die Steine durchschimmern läßt; beide sind in natürlicher Größe gezeichnet. Es kann uns natürlich nicht in den Sinn kommen, irgend eine der gewagten Behauptungen zu wiederholen, die alle schon aufgestellt worden sind, um diese Bilder als Porträts historischer oder nur legendärer Personen zu kennzeichnen. Ihre Entstehung fällt jedenfalls in die ersten Jahrhunderte, wenigstens kann das männliche Brustbild, einen vir togatus darstellend, wohl kaum nach dem Anfange des vierten Säculums gemacht worden sein.

Sehen wir uns weiter in der Unterkirche um, so treffen wir die zwei Reihen Säulen, welche die Schiffe abtheilen, durchgängig von antiker Arbeit, großer Schönheit und ziem-

lich wohl erhalten. Auch fesseln noch andere Wandgemälde unsern Blick, namentlich diejenigen, welche sich auf die Legende des heiligen Clemens, der mit einem Anker im Meer ertränkt wurde, zu beziehen scheinen.

So sehen wir (auf Abbildung S. 68), wie Sanct Clemens in der Mitte von Volk und Geistlichen die Messe liest, während unten der Architekt Sisinius Anstalten trifft zum Kirchenbau und zur Wiederherstellung der Mauern Roms. Der obere Theil dieser Freske, die Päpste Petrus, Lucas, Clemens und Andere darstellend, ist von den Hüften der Gestalten an in die Oberkirche vermauert worden; ein anderes Wandgemälde dient zur Verherrlichung der Wunder, die San Clemente verrichtete (siehe Abbildung S. 68). Aus derselben Epoche, von demselben Meister vielleicht, scheint der Daniel in der Löwengrube zu sein (Abbildung S. 69), ein gewiß sehr merkwürdiges Genrebild, wenn man auf die naheliegende Zeit der Christenverfolgungen zurückblickt.



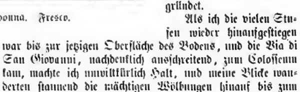
Byzantinische Madonna. Fresco.

Dieselbe Hand, welche den Daniel schuf, hat sicher auch den heiligen Blasius (Abbildung S. 69) gezeichnet, von dem ich jedoch nichts erzählen kann, was die ganze katholische Welt nicht schon wüßte. Er war Bischof in Kappadocien und wurde unter Licinius im Jahre 316 hingerichtet. Er soll einmal einem Knaben, der eben im Begriff war, an einer im Halse stecken gebliebenen Gräte zu ersticken, durch geschickte Manipulation und begeistertes Anrufen des heiligen Geistes sofort geholfen haben, und wird darum noch heute vom Volke als Schutzpatron wider das Halsweh verehrt. An seinem Gedächtnißtage, dem 3. Februar, wird daher noch in vielen Kirchen der sogenannte Blasiussegen über zwei gekreuzte Kerzen gesprochen. Das Wandgemälde in San Clemente spielt auf dieses chirurgische Motiv seiner Popularität nicht ganz undeutlich an, wie unsere Abbildung zeigt.

Sehr bemerkenswerth ist schließlich noch ein Madonnenbild im alten byzantinischen Katakombenstil (siehe Abbildung), eine Muttergottes mit strengen, starren Zügen, sphynxartig, mit einem übermäßig langen Arm das Christuskind, welches fast ganz vertical ihr auf den Leib gemalt ist, am linken Fuße haltend. Sie trägt ein auffallendes Diadem, welches, wie ihr Hals, mit Steinen oder Drachmen behängt scheint. Wir hüten uns wohl, ein Urtheil auszusprechen über die Zeit der Entstehung dieses hochinteressanten Bildes; es gehört eben auch zum Räthselhaften, an dem kein Mangel ist in San Clemente oben und unten, am Tageslicht und bei Fackelbeleuchtung. Wie sollte da von erschöpfenden Erklärungen die Rede sein können?

Lassen wir darum auch die Frage, ob Paschalis der Zweite die Oberkirche auf die untere gesetzt habe, ob dies früher oder später geschehen sei, ganz bei Seite; so viel steht fest, daß die Anlage der Unterkirche in jene frühen Tage des Druckes und der Verfolgungen hineinragt, wo die jungen christlichen Gemeinden noch in den Katakomben oder anderen verborgenen Orten sich zusammenfanden, um das Liebesmahl zu feiern. Manchmal auch schien ihnen das Haus eines begüterten Convertiten hinreichenden Schutz zu bieten, und auf eine solche Annahme stützt sich die Legende, wenn sie vom heiligen Clemens erzählt, er sei vor seiner Taufe ein reicher und angesehener Patricier gewesen, der auf den Trümmern seines heidnischen Palastes die christliche Basilika erbaut habe, von welcher schon Hieronymus, wie wir im Eingange erwähnten, zu berichten weiß.

In der That haben fortgesetzte Ausgrabungen in der Unterkirche von San Clemente auf die Ueberreste von Bauten der römischen Kaiserzeit geführt, und diese selbst wieder sollen auf ungeheuern und sehr ungleichartigen Quadern ruhen, welche an Substructionen aus etrurischer Vorzeit mahnen. Die Tiefe der Urfundamente von San Clemente ist noch nicht ergründet.



Als ich die vielen Stufen wieder hinaufgestiegen war bis zur jetzigen Oberfläche des Bodens, und die Via di San Giovanni, nachdenklich ausschreitend, zum Colosseum kam, machte ich unwillkürlich Halt, und meine Blicke wanderten staunend die mächtigen Wölbungen hinauf bis zum luftigen Kranzgesimse, das ernst und düster vom gelben Abendhimmel sich abhob.

Die Ausartung der deutschen Sprache in überseeischen Ländern.

Nichts ist erklärlicher, als daß eine Sprache, welche in fremde, weit von ihrer Heimathgegend entfernte Länder verpflanzt wird, mancherlei Modificationen erleidet. Das liegt in der Beschaffenheit der Dinge selber. Die Leute, welche sie reden, finden sich in ungewohnte, ihnen völlig neue Umgebungen versetzt; die Lebensverhältnisse bieten ihnen viel Neues dar, sie hören auch aus dem Munde des Volkes, in dessen Lande sie sich niederlassen, viele Ausdrücke der fremden Sprache, welche bereits eine allgemeine Geltung gewonnen haben. Ist nun das anders redende Volk herrschend oder doch überwiegend und vorwaltend, so wird der Zukömmling, welcher einer andern Nationalität angehört, unter veränderten physischen und moralischen Verhältnissen, bald manche landläufige Ausdrücke gleichsam unwillkürlich sich aneignen; seine Muttersprache wird manche Zusätze und Abänderungen erleiden. Gehört er den weniger gebildeten Schichten an und befindet er sich in Gegenden, in welchen er sich von seinen übrigen Sprachgenossen getrennt sieht und wo die Umstände keinen anhaltenden, lebhaften Verkehr mit denselben gestatten, so wird er seine Provinzialmundart beibehalten und im gewöhnlichen Leben die Schriftsprache so ziemlich links liegen lassen; sie ist für ihn nur im Katechismus, Gebetbuch, Bibel und Kalender und etwa auch in den Zeitungen da.

Das gilt nicht bloß von den Deutschen, sondern auch von den Engländern und von den Franzosen, z. B. denen in Untercanada. Diese letzteren reden, so weit sie Bauern sind, und das sind sie in der weit überwiegenden Mehrzahl noch heute, so, wie das Landvolk in der Normandie im siebenzehnten Jahrhundert sprach. Die Engländer sprechen in fremden Erdtheilen gleichfalls mehr oder weniger Provinzialdialekte oder haben doch viele provinzielle Idiotismen, zu welchen dann noch neue dialektische Eigenthümlichkeiten kommen, welche bezeichnend sind für das Land, in welchem sie entstanden. Dafür liefern Australien und Nordamerika die Belege, und wir können Australianismen und Amerikanismen in Hülle und Fülle nachweisen.

In den Colonien liefert jedes Volk seinen Beitrag zu dem Wörterschatze, der dadurch allerdings ein sehr buntes Ansehen gewinnt. Nehmen wir einige Beispiele aus Nordamerika. Im heutigen Staate Neuyork wohnten anfangs Holländer. Sie sind längst in der englischen Bevölkerung aufgegangen und waren ohnehin nie zahlreich; doch soll es noch vereinzelte Dörfer geben, in denen holländisch gesprochen und gepredigt wird. Wir finden viele Oertlichkeiten mit holländischen Namen bezeichnet, dann aber auch Küchenausdrücke, z. B. olykoke, Oelkuchen; kohlslaa für Kohlsalat; skup für Schwinge, Schaukel; pile, pyl, für arrow, Pfeil; baas für master-workman und viele andere.

In Canada und im Mississippilande, wo die Franzosen, in Louisiana und Florida, wo auch Spanier Ansiedelungen hatten, giebt es viele Ausdrücke aus den Sprachen dieser beiden Völker, namentlich für geographische Namen, für Flüsse, Berge, Buchten, Thiere, Pflanzen; so z. B. cache, Versteck; bayou, levée, crevasse, habitan; cañon, Gebirgsschlucht (aber aus dem Cañonflusse haben die Yankees Canadian gemacht); rancho, Gehöft; der Zuruf vamos! vorwärts, und viele andere. Nicht minder hat man viele indianische Namen angenommen: Ohio, Mississippi, Connecticut, Merrimack, Penobscot, Kennebek, Susquehannah, Altamaha, Alabama, Chattahoochie und viele Hundert andere.

Die Mehrzahl der Einwanderer hat allezeit aus der weniger gebildeten Classe bestanden; sie drücken sich „niedrig" aus; politische Redner thun oft ein Gleiches, um sich recht verständlich zu machen, und die Zeitungen legen vielfach auch keinen Werth auf guten Stil. Man findet niedrige Ausdrücke nicht mehr anstößig, weil man sie so oft hört, das Ohr gewöhnt sich daran, und selbst die Prediger, welche zum großen Theil ungebildete Leute sind, gehören dort unter die Sprachverderber. Vielfach neu und ohne Analogie in England oder Deutschland sind politische Ausdrücke, Spitznamen und Parteibenennungen: Old Hunker, Barnburner, Buck tail, Locofoco, Carpetbagger, Scallawag, Caucus, bunkum, lobby, lobby member etc. Neugebildet und gut sind z. B. folgende Ausdrücke: backwoods, Hinterwälder; breadstuffs, Brotstoffe; barrens für hochgelegene, sandige Strecken, z. B. pine barrens, solche, die mit Fichten bestanden sind; bottom, Boden, für Marschland an den Flüssen; buffalo robe, Büffelhaut; cane brake, Rohrbruch &c.; diggings, ursprünglich Stellen, an welchen Erz überhaupt vorhanden ist; dug out, ein Einbaumnachen. Das mag genügen. Ich habe früher einmal den Gegenstand ausführlich erörtert. (Karl Andree, Geographische Wanderungen I. S. 150 bis 176.)

Das Deutsche, welches unsere Landsleute in Australien reden und schreiben, unterscheidet sich in Manchem von jenem in Nordamerika. Vor mir liegt eine Anzahl von Nummern der „Tanunda deutschen Zeitung"; sie ist ein sehr gut redigirtes Blatt und ihre Leitartikel lassen in stilistischer Hinsicht kaum etwas zu wünschen übrig. In den übrigen Spalten aber sind Australianismen sehr häufig; ebenso englische Bezeichnungen für Sachen, die man sehr wohl deutsch sagen könnte. Aber es geht mit solchen Fremdwörtern wie mit den Haaren am Barte des trözenischen Helden Lelex; bei ihm, sagt der Dichter, zeigten sich anfangs nur wenige graue Haare, die aber immer weiter und weiter schlichen, so daß der ganze Bart gesprenkelt war. In den Colonien werden zunächst nur wenige Fremdwörter angenommen, nach und nach dringen mehrere ein und auch der Satzbau bleibt nicht unberührt.

Hier eine Reihe von Beispielen. „Bei Bombaldry sind neue Diggings entdeckt worden." — „Mr. Martin, der Führer der Opposition hat es abgelehnt, für die Stadt zu stehen," d. h. als Candidat aufzutreten.

„In Angaston wurde ein Inquest abgehalten," also eine gerichtliche Untersuchung.

„Dem Detective (— Geheimpolizisten —) Doyle wurde eine Belohnung zuerkannt."

„Die Sitzungen des Supreme Court (— Obergerichts —) begannen am Dienstage."

„Zwischen Greens Plains und Port Wakefield sieht man Bullockstreiber (— Ochsentreiber —) Wasser holen. In Kadina ist Wasser aus dem Government-Tank (— Wasserbehälter, Cisterne —) für 1 Schilling per Oxhoft zu haben."

„Herr Charles Otto aus Blumberg theilte mit, daß er an der Parrots Hill Schule angestellt zu werden hoffe, und bat in diesem Fall um einen Licence für dort. Die Application soll in Erwägung gezogen werden."

„Die Regierung brachte die Estimates für die charitabelen Institute ein;" also die Voranschläge für die milden Stiftungen oder Wohlthätigkeitsanstalten.

„Mr. Harbison stellte den Antrag, für den besten Scorer (Anmerker) in dem demnächst stattfindenden Cricket Match der Geistlichen 200 Pfund zu bewilligen."

„Unter den Passagieren des Schiffes befindet sich Frank Drew, der Comedian."

„Der Bazar des Benevolents Asylum ist im neuen Exhibitionsgebäude eröffnet worden."

„Einliegend sende ich Ihnen meinen Scrib von 10 Schares in der Agricultur Insurance Compauy."

„Neben den Camping Place lag ein trockener Swamp unweit von den Table Lands nahe dem Howard River. An den Creeks und Rivers fanden wir eine außerordentliche Vegetationsfülle; unsere Surveyors waren sehr beschäftigt während der Survey am Adelaide River. Sonntag Morgens erhielt ich Ordre, mit unserer Dray nach der alten Camp zurückzugehen; nur Guy blieb als Camp Keeper dort. Auf dem Flaggstaff-Hill steht ein schönes Monument. Wir fanden Mineralien und es sind einige gute Specimente mitgebracht worden. Alle Lakes im südlichen Theile von Coopers Creek sind trocken." —

Blicken wir nach Nordamerika, so finden wir, daß in der neuern Zeit vielfach das Bestreben zu Tage tritt, unsere Schriftsprache möglichst rein zu erhalten und dem Verderben der weitern Ausartung entgegenzuwirken. In diesem Sinne wirken namentlich in Philadelphia und auch sonst in Pennsylvanien tüchtige Männer, und die Zeitungspresse versagt ihre Beihülfe nicht. In Newark im Staate Neujersey ist ein Vortrag über die deutsche Umgangssprache gehalten worden. Der Redner gab unter Anderm folgende Musterkarte von deutschen Amerikanismen.

„In das Deutsche in Deutschland sind nur wenige englische Wörter übergegangen, und nur solche, welche eine Sache bezeichnen, die ursprünglich aus England oder Amerika stammt. Sie sind Meeting, Sport, Strike, Humbug und wenige andere. Vergleichen wir aber damit, welcher Unfug hier von den Deutschen mit dem Gebrauche englischer Wörter getrieben wird, so muß es uns die Schamröthe in das Antlitz treiben, und wenn unsere so fern zur Schau getragene Begeisterung für deutsches Wesen keine jämmerliche Heuchelei sein soll, so müssen wir die ernstesten Anstrengungen machen, der Englisirung der deutschen Umgangs- und Schriftsprache in den Vereinigten Staaten Einhalt zu thun.

Zur Erläuterung und Abschreckung sowie der Curiosität halber seien hier einige der landläufigsten Verunglimpfungen zusammengestellt, welche sich die Bewunderer und Verehrer der deutschen Sprache in diesem Lande täglich zu Schulden kommen lassen:

„Triethen" (treat) ist in sachlicher wie sprachlicher Beziehung ein vollständiger „Nusenz" (nuisance, Gemeinschaden) geworden; ebenso „einen fuhlen" (fool), sein business „meinden" (mind), seinen Meind „aufmachen" (make up, sich entschließen), einen „Schapp (job, shop?) thun", mit Jemanden „settlen" (settle, abrechnen, ordnen, übereinkommen), einen „Bargen (bargain, Handel, Geschäft) machen" (abschließen), Jemanden oder Etwas „fixen" (bedeutet „Einiges", was man sich darunter denken mag), „Office" statt Bureau oder Amts-, Geschäftszimmer, „Salonhalter" (Wirth), der Dampfer „hatte Dampf auf" (had steam on, die Maschine war geheizt).

Er „segelte für Hamburg" (sailed for Hamburg, ging ab, fuhr ab nach Hamburg), „all über die Stadt" (all over the city, in der ganzen Stadt), Copien (was Abschriften bedeutet) statt Exemplare von Zeitungen, er „kliehrte" (cleared, verdiente, profitirte, rein) 100 Dollars, er ist „gemuhvt" (ausgezogen), ein Geschäft „starten" (anfangen, gründen), „männätschen" (manage, leiten, durchführen), ich kann es nicht „schtänden" (stand, aushalten, ermöglichen), kann es nicht „helfen" (help it, ändern), „affordern" (afford, die Mittel haben), „bieten" für übertreffen, besiegen, gewinnen, „förschrätes" (vortreffliches) Bier, „händeln" statt handhaben, „ausbäcken" (back out, nicht Stand halten), ein gutes „Bild" (bill, Banknote), „mitaus" (without, ohne), und so noch Tausende, ja unzählbar viele Ausdrücke, für welche alle wir gute, ehrliche deutsche Wörter und Wendungen haben.

Man hört z. B. in Familien, in welchen angeblich nur deutsch gesprochen wird, ausschließlich die englischen Wörter pail (Eimer), pitcher (Wasserkrug), poker (Schürhaken), box! box! box! (Kiste, Kasten, Schachtel &c.), gebrauchen, so daß die Kinder erst in der Schule durch das Uebersetzen das deutsche Wort für den englischen Ausdruck kennen lernen. Beinahe für alle Theile des Hauses werden die englischen Wörter angewendet, wie basement (Erdgeschoß), hall (Hausgang), floor (Stockwerk), bed room (Schlafkammer), kitchen (Küche), stairs (Treppe), yard (Hof), backhouse (Abtritt) u. s. w. Der gleiche Mißbrauch findet statt im Handel und Wandel mit check (Anweisung), note (Wechsel), mortgage (Hypothek), real estate (Grundeigenthum), deed (Besitztitel), bond (Obligation, Schuldschein), share (Actie), clerk (Gehülfe, Secretär, Schreiber), wages (Lohn), rent (Miethe), und den meisten im geschäftlichen Verkehr vorkommenden Wörtern.

Freilich giebt es auch eine Menge Begriffe, welche den amerikanischen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen eigenthümlich sind, und für welche wir, ohne uns dem Vorwurf der Geziertheit auszusetzen, die Anwendungen der englischen Wörter nicht vermeiden können, aber gerade weil es deren schon so viele sind, sollten wir uns vorsichtig auf sie beschränken. Die Maße und Gewichte kann man nicht übersetzen; viele Gerichtsausdrücke lassen sich im Deutschen nicht wiedergeben; was ein hunker, ein caucus, eine lobby ist, dürfte schwer halten, durch Umschreibung zu erklären, und es ist deshalb die Anwendung der englischen Wörter mit Maß und Ziel gerechtfertigt."

Wir werden in einer der nächsten Nummern auf diesen Gegenstand zurückkommen und einige Proben des sogenannten Pennsylvania-Deutsch mittheilen. **A.**

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Vierte Abtheilung.

Arami war spät Abends angekommen und machte mir am nächsten Morgen seinen Besuch. Er war ein schlankgewachsener Mann, schöner Mittelgröße, Ende der Vierziger, mit einem intelligenten Gesichtsausdruck und etwas „coulanterm" Wesen, als seine Landsleute besaßen, deren Bekanntschaft zu machen ich das zweifelhafte Vergnügen gehabt hatte. Er affectirte ein gebildeteres Benehmen, als in seinem Geschmacke liegen mochte, und suchte die Feinheit seiner Sitten durch schlaue Fragen zu beweisen, indem er sich z. B. nach dem Befinden des Sultans zu Konstantinopel, als ich ihn zum letzten Male gesprochen habe, dem meines Königs, des Muschirs zu Tripoli und des Mtaçerf zu Mursuk erkundigte. Mit Vorliebe sprach er von seinem Ansehen und seiner Macht unter seinen Landsleuten, der Armuth und Altersschwäche des Sultans Tasertemi; wie es nur ihm möglich sei, mir effectvollen Schutz angedeihen zu lassen und dergleichen mehr. Trotz dieser in die Augen springenden Eitelkeit trug sein Aeußeres doch wenig Spuren einer gewissen Wohlhabenheit oder einer größern Weltkenntniß, als deren sich seine Landsleute erfreuten. Seine weiße Tobe aus Bornu war von derselben zweifelhaften Färbung, welche in Tibesti vorzuherrschen schien, und seine Takia war zwar roth gewesen, hatte jedoch im Laufe der Jahre ein grauliches Aeußere adoptirt. Die Abundanz an den üblichen kleinen Ledersäckchen, welche religiöse Zauberformeln gegen Krankheit, Verwundung, böse Geister bergen, bezeichnete ihn als einen gläubigen Mann, und auch diese Eigenschaft diente seiner Koketterie. Er versäumte nicht, in die Unterhaltung einfließen zu lassen, daß die Relationen Tibestis mit Sidi Senussi oder seinen Nachfolgern, die sich bei den Tibbu Reschade des höchsten Ansehens erfreuen, alle durch seine Hände gingen.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß diese großen Sectirer (der Stifter Sidi-el-Senussi ist todt, doch die Söhne setzen von der Central-Zania zu Dzerhazib bei Liwa das Geschäft mit ungeschwächten Kräften und sehr viel bedeutenderen Mitteln fort) mit großer Rapidität den ganzen östlichen Theil der Wüste in ihren spirituellen Einfluß ziehen. Sie gründen religiöse Häuser (Zanien) überall, wo es Bewohner giebt, und bald werden die letzten Reste des Heidenthums, die bisher noch in Ennedi und im Norden von Darfur florirten, ihrer Glaubenskraft geopfert sein. Uadjanga ist von ihnen schon gänzlich mohammedanisirt und besitzt eine Zania; ja, Kuffara, diese Oase nördlich von Uadjanga, welche lange Jahre unbewohnt war, erfreut sich einer solchen und scheint von ihnen gewissermaßen neu bevölkert worden zu sein. Tibesti schwört auf die Worte der Scheikhs dieser religiösen Genossenschaft (denn von eigentlicher Secte kann nicht gut Rede sein) und Fesan ist voll seiner Anhänger. Fromme Gaben strömen ihnen in Fülle zu, keine Karawane des Nordostens versäumt, ihren ehrfurchtsvollen Tribut darzubringen, und selbst der fromme, junge Sultan von Wadai, dessen Todesnachricht zum Bedauern Aller, die von ihm gehört haben, vor einigen Tagen (ich schreibe dies am 8. December) hier einlief, unterstützte mit reichen Beisteuern die fromme Mission. Leider werden Reisenden durch sie und ihre Anhänger überall ernstliche Schwierigkeiten stillschweigend entgegengesetzt werden, und wo man hinkommt, ist man sicher, die treuesten Anhänger Sidi Senussi's nicht unter seinen Besuchern und Bekanntschaften zu zählen.

Ehe sich Arami entschloß, mir seinen Besuch zu machen, bemerkte ich einen geheimnißvollen Verkehr zwischen seinem Lagerplatze und dem Theile des unserigen, wo Byrsa und Kolokomi campirten. Die ganze Nacht, welche seiner Ankunft folgte, wurde augenscheinlich zwischen ihnen etwas verhandelt, das wir augenblicklich nicht zu ergründen im Stande waren. Endlich gegen Morgen schien man zu einem Abschluß gekommen zu sein, und Mohammed-el-Gatroni benutzte die erste Gelegenheit, darüber ins Klare zu kommen. Die Geschichte war die, daß Arami in feindseliger Stimmung gegen beide Edle, die mich begleiteten, war, und daß er von ihnen Genugthuung verlangte, bevor er unsern Lagerplatz betreten würde. Sein Neffe Byrsa schien ihm ein Kameel vorenthalten zu haben, auf das er Ansprüche geltend machte; und Kolokomi hatte zu Gatron eine Frau genommen, von welcher er noch nicht in aller Form Rechtens getrennt war. Der letztere beschwichtigte ihn durch das Opfer eines Thalers (!), und der erstere versprach ihm wahrscheinlich, ihm bei meiner Ausplünderung an die Hand zu gehen, was er denn auch treulich gehalten hat.

Nach seinem Besuche erschien Byrsa in officiöser Weise, sich über Vernachlässigung seines hohen Verwandten meinerseits zu beklagen, dem ich nicht einmal einen Teppich oder eine Decke als Bett angeboten, und dem ich als Diffa ein sehr unzureichendes Gericht Reis übersendet habe. Dieser Hohn bei dem nagenden Hunger vor der Thür war nur die Einleitung zu den unermüdlichsten Erpressungen dieses Häuptlings. Sein kundiges Auge hatte unter den Gegenständen, die meinem persönlichen Gebrauche dienten, bald das erspäht, dessen er sich bemächtigen wollte, da er wohl wußte, daß die von mir überbrachten Geschenke für Tibesti und Borgu theils in Zuar von seinen Collegen weggenommen worden waren, theils sich im Gewahrsam Bu Zid's befanden.

Diese habgierigen Tibbu haben eine höchst widerwärtige Methode, Geschenke zu erpressen oder fremdes Besitzthum an sich zu bringen. Wenn sie mit bewaffneter Hand die Sprache von Straßenräubern führten und deren gewaltsames Benehmen adoptirten, so wüßte man, wie ihnen begegnen. Doch sie jagen unermüdlich Tage, Wochen, ja Monate lang einem Gegenstande nach, der ihnen gefällt, bitten zuerst in einfacher Form, quälen dann höchst belästigend, flechten später vague Drohungen und traurige Perspectiven in ihre Bitten ein, illustriren dieselben durch den Umständen angepaßte allgemeine Wahrheiten, die nicht gerade erheiternder oder tröstender Natur sind, wie: „Der Kopf ist kostbarer als Geld und Gut", oder „viel Besitzthum tödtet unter räuberischen Stämmen seinen Herrn", und geben ihnen so Nachdruck und gehen endlich auf die mehr speciellen Drohungen unter Hinweis auf ihren reichen Waffenapparat über. Genug, in einem fremden Lande, wo man natürlich mehr oder weniger von den Einwohnern abhängt, ist man verloren, wenn diese Tibbu sind. Einer solchen unermüdlichen Zähigkeit, einer so rastlosen Consequenz, wie sie die Tibbu entfalten, hält man nicht Stich, man müßte denn eine hinlängliche Waffengewalt entfalten können, um ihnen zu imponiren, und weder in Be-

zug auf Kameele noch Nahrung von ihnen abhängen. In Bezug auf die übrigen Schmarotzer, die vorläufig nur dies waren, doch aber wohl nur eine günstige Gelegenheit abwarteten, um lucrativere Talente zu entfalten, war mir Arami ebenfalls nicht von dem gehofften Nutzen; im Gegentheile, seit seiner Ankunft wuchs die Bande unheimlicher Gesellen, die sich um unsern Lagerplatz krystallisirten, beträchtlich. Immerhin hatte aber seine Anwesenheit das Gute, diese Schurken von Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Wir waren trotzdem Tag und Nacht auf unserer Hut. Ich ließ meine Leute ihre Gewehre sich an den Körper binden, um ihre Entwendung zu verhindern und sie stets im Handbereich zu haben, und trug Tag und Nacht einen Revolver an mir. Trotzdem gelang es leider dem sogenannten „Herrn der Quelle" (Yerike), mir eine Doppelflinte zu entwenden. Als der Mohamsavorrath seinem sichtbaren Ende entgegenging, und ich ihm zum so und so vielten Male erklärt hatte, daß ich vorläufig Yerike nicht besuchen könnte (aber vorzüglich wohl aus ersterm Grunde), beschloß er, mich zu verlassen, und nahm in der angedeuteten, erkenntlichen und dankbaren Weise Abschied. Der leichtsinnige Fesaner Ali hatte am Abend, um es sich bequem zu machen, die ihm anvertraute Doppelflinte neben sich an die Felswand gelehnt, und der „Sahab-el-aïn" kam nach der Abendmahlzeit, mit ihm und Mohammed zu plaudern. Als Niemand sich dessen versah, sprang der leichtfüßige Schurke auf, ergriff das Gewehr mit der einen, seine Waffen mit der andern Hand und entwich. Da diese Scene neben meinem Zelte statthatte, stürzte ich, als ich das Laufen hörte, hervor, begriff den Streich sofort, eilte durch die Felslücke, die hinter unserm Lagerplatze befindlich war, ihm nach, empfing zwar keinen von den Schüssen, die er blindlings hinter sich abfeuerte, war aber eben so wenig im Stande, seiner habhaft zu werden. Ihr scharfes Auge, das an die Nacht gewöhnt ist, in der sie mit Vorliebe, ihrem heimlichen Wesen entsprechend, selbst ehrliche Geschäfte abmachen; ihre Terrainkenntniß, ihre unglaubliche Leichtfüßigkeit und Schnellfüßigkeit, die ja schon im Alterthum berühmt war; ihre callöse Haut, die ihnen erlaubt, baarfuß über Felsen und Steine zu laufen und zu springen: Alles dies macht es für Fremde unmöglich, sie zwischen ihren Felsen, noch dazu in der Dunkelheit, im Laufen zu erhaschen. Ueber ihre Schnellfüßigkeit erzählt man die wunderbarsten Geschichten unter den Fesanern und Arabern. Ich habe ihrer manche im Scherze laufen sehen, und konnte aus diesen harmlosen Uebungen, die Alles übertrafen, das ich je in dem Genre sah, einen Schluß ziehen auf die Functionsfähigkeit ihrer unteren Extremitäten, wenn es sich darum handeln würde, ihnen Leben und Sicherheit zu verdanken.

An all diesen feindlichen Freunden, die ungerufen sich täglich zu meinem Schutze einfanden, fiel mir noch eine Thatsache auf, die mich schon in Zuar frappirt hatte. Mit Ausnahme des kleinen Reisenden, der zu Afafi meinen Diener so erschreckt hatte, und unsers Führers von Afafi nach Afo, hatte ich noch keinen Einwohner dieses Landes gesehen, der nicht mehr oder weniger entstellende oder verstümmelnde Folgen von Waffengewalt zur Schau getragen hätte. Ich spreche nicht nur von den Narben der Kopfschwarte und denen, die sich auf Haut und Muskeln beschränkten, denn ich sah in der That Niemanden, der ihrer nicht reichlich gehabt hätte; sondern habe diejenigen im Sinne, die Gliedmaßen in ihren Functionen für immer behinderten. Gelenksteifigkeiten waren es besonders, welche, sei es im Fußgelenke, im Knie, der Hüfte, Schulter, Ellenbogen oder dem Handgelenke, meine Aufmerksamkeit fesselten; nur eine bedeutende Minderheit war ganz ohne Verstümmelungen. Es sind dies nicht immer oder vielmehr nur selten Verwundungen, die ehrenvoll einem äußern Feinde gegenüber davongetragen wurden, sondern traurige Folgen ihrer allzu häufigen Streitigkeiten unter sich. Ihr ganzes Leben verbringen sie in Streit und Hader und haben nur zu sehr Ursache, ihre Wohnsitze so vereinzelt und abgesondert als möglich von einander aufzuschlagen. Ihr Jähzorn und ihre Wuth im Gezänke kennt keine Grenze, mag der Gegenstand ihrer Veruneinigung ein noch so unbedeutender sein; Lanze und Wurfspeer sind nur zu schnell bei der Hand, um der Leidenschaft zu dienen. Dies gilt vorzüglich von Bardai, wo die verbreitete Gewohnheit des Palmweintrinkens die Gemüther noch häufiger und leichter erhitzt und verwirrt. Mord und blutige Zänkereien mit ernstlichen Verletzungen sind dort an der Tagesordnung.

Mittlerweile war die Zeit der erwarteten Rückkehr Bu Zid's herangekommen, ohne daß sich gleichwohl der Marabet gezeigt hätte. Mohamsa und Reis waren zu Ende oder konnten doch nur noch wenige Tage ausreichen, und ernste Besorgniß bemächtigte sich meiner. Wären meine Tibbuschmarotzer nicht gewesen, so hätte ich wahrscheinlich eins der heruntergekommenen Kameele geschlachtet und versucht, mit dem getrockneten Fleische desselben auf dem Wege von Abo, der dem Gatroner bekannt war, Fesan zu erreichen; doch in Gegenwart all dieser hungrigen und feindlichen Gestalten wäre es ein unnützes Opfer gewesen, das nur ihnen gefruchtet haben würde.

Vergebens suchte ich ein Glied der Affenfamilie zu erlegen, von deren Nachmittagspromenade ich täglicher Zeuge war; meine Jagdtalente waren nie bedeutend gewesen und der Chef jener ein sehr vorsichtiger Familienvater. Das Fleisch derselben würden wir wenigstens ganz für uns gehabt haben; ich glaube nicht, daß irgend einer der Anwesenden gewagt haben würde, ein so menschenähnliches Geschöpf zur Nahrung zu verwenden. Am zehnten Tage nach der Abreise Bu Zid's waren meine Vorräthe gänzlich erschöpft. Es gelang mir an diesem Tage, für einen Thaler getrocknetes Kameelfleisch zu kaufen, das, gleichmäßig an Alle vertheilt, uns wohl einige Tage das Leben fristen konnte.

Endlich am zwölften Tage erschien zwar nicht Bu Zid selber, doch ein Brief von ihm, der mich ziemlich lakonisch in Kenntniß setzte, daß die Datteln nicht reif seien und Getreide nicht existire, daß bei der Nachricht von meiner beabsichtigten Ankunft die Bewohner Bardais aufrührerisch geworden seien, sie (Bu Zid und Gordemi [Khonkhi]) zu tödten gedroht hätten, und erst nach heftigem Krawalle mit ihrem Sultan einig geworden seien, die Sache seinem Gutdünken anheimzugeben, und daß demzufolge einige Tage nach dem Briefe der Sultan Tafertemi mit einigen Begleitern zum Besuche in Taó erscheinen werde, um das Weitere zu verabreden.

Es waren dies wenig tröstliche Aussichten, und ich sehnte mich mehr und mehr nach einem Auswege, um sofort nach Fesan von hinnen zu weichen, doch ich stieß überall auf Hindernisse von Seiten Arami's und der lauernden Tibbu. Ich dachte nur zu oft in diesen Tagen an die Beschreibung des Scheikh Mohammed bu Omar el Tunsi, der vor circa 50 Jahren eben in Tibesti, auf dem Wege von Wadai nach Mursuk, die Bekanntschaft der Tibbu Reschade machte, und nach der zu urtheilen diese 50 Jahre spurlos über ihren Häuptern dahingeflossen waren, ohne auch nur eine Idee an ihnen zu ändern. Hunger und Habgier schienen schon damals ihre hervorstechendsten Eigenschaften zu sein, und waren es sicherlich heute. — Womit sollte ich den Sultan und sein Gefolge bewirthen, ich, in dessen Eingeweiden der Hunger nagte?

Arami und Genossen suchten mir indessen begreiflich zu machen, daß die Ankunft des Sultans sich eben so lange hin-

ausziehen würde, als zuvor die Nachricht von Bu Zid, und daß es bei meiner gänzlichen Entblößung von Lebensmitteln unmöglich sei, dieselbe in Tao abzuwarten. Sie schlugen mir daher vor, mit ihnen nach Zuar zu gehen, wo sie selbst im Nothfall ihre Herden und kleinen Vorräthe hätten. Es war hier die alte Kintaso (gleichbedeutend mit Mabruka), die Tante Galma's, welche meine Kameele unter ihrer Obhut gehabt hatte, die mich ernstlich abmahnte, diesem Ansinnen Gehör zu schenken. Heute folgst Du ihnen nach Zuar, sagte sie, morgen schicken sie Dich nach Dummor (Dirkemania), übermorgen befindest Du Dich in Borgu und „wardst nicht mehr gesehen". Bin ich nicht selbst eine Tibbufrau und weiß ich nicht, wie wortbrüchig und treulos und amonlos wir sind? Ich drückte der alten Hexe dankbar die Hand und faßte eine Art Zuneigung zu ihr, die sie aber durchaus nicht verhinderte, mich später auf das Nichtswürdigste zu berauben.

Nach zwei weiteren Tagen erschien anstatt des Sultans Gordoi oder Khonkhi, der andere Neffe Arami's, der Bu Zid nach Bardai begleitet hatte, auf dem Schauplatze unsers Hungers und unserer Langeweile, und brachte einen kleinen Vorrath halbreifer Datteln, einziges Nahrungsmittel, das aus der Kornkammer Tibestis, Bardai, erzielt werden konnte. Er lud mich, nachdem er ohne Scheu die Details des Aufruhrs der Bardaier gegen Bu Zid und ihn selbst, als meine Repräsentanten, erzählt hatte, im Namen des Sultans Taferteui ein, nach Bardai zu kommen, da die Einwohner ihm nicht gestatten wollten, zu mir nach Tao zu gehen.

Nach sorgfältiger Ueberlegung sah ich keinen andern Ausweg vor mir, als dieser Einladung zu folgen, obgleich dieselbe mir Verrath zu bergen schien. Das Benehmen meines Marabet war zu zweideutig, um nicht eine solche Voraussetzung zu rechtfertigen. Er hätte seinem Versprechen gemäß selbst zurückkommen, in jedem Falle aber eine weit größere Menge dieser halbreifen Datteln schicken sollen. — Arami's Reden waren durchaus nicht geeignet, meinen Verdacht und meine Besorgniß zu zerstreuen. Er war stets bestrebt, mich vor der Habsucht des Sultans zu warnen, und schilderte mit grellen Farben die Armuth des Staatsoberhauptes, welche mich der Gefahr aussetze, Hungers zu sterben. Doch accentuirte er stets die eigene Macht, und versicherte mich nach wie vor seines Schutzes den verrufenen Einwohnern Bardais gegenüber.

Da der Weg über die centrale Kette für arabische Kameele fast unpassirbar war und auf jener Seite der Berge keinerlei Aussicht auf Futter für dieselben existirte, so beschloß ich auf den Rath Aller, sie unter der Pflege und Obhut der alten Kintaso zu lassen, die sich ihrer schon so gut angenommen hatte, und mir durch ihr verständiges, entschlossenes Wesen einen sehr guten Eindruck gemacht hatte. Da auch der Tibbufeind Mohammed-el-Gatroni ihr ein Vertrauensvotum auszustellen geneigt schien, so ließ ich sogar mit den Thieren diejenigen Sachen zurück, deren ich nicht benöthigt zu sein glaubte, und bereitete mich so in dem Bewußtsein zur Abreise vor, äußerst schlau gehandelt zu haben. Ich nahm mit ihr Rendezvous im Enneri Arabu. Als der Beschluß der Abreise nach Bardai gefaßt und bekannt geworden war, zerstreuten sich die Schmarotzer, denen ja unterwegs nur halbreife Datteln in sehr unzureichender Quantität geblüht haben würden, und hatte ich mich nur des alten Bruders von Kolokomi und des Edlen Tangesi zu entledigen. Den Erstern nahm ich unter dem Versprechen einer Tobe mit nach Bardai, der Letztere verweigerte eine solche Reise, und ich mußte ihm durch eine Makta Ketan aus Bu Zid's Vorrath den habsüchtigen Mund stopfen und die böse Zunge lähmen.

Zum Transporte meines Gepäckes miethete ich das Kameel Gordemi's zu dem unerhörten Preise von 6 Thalern für die viertägige Reise; dazu bot mir Arami das seinige an, da sein eigenes Gepäck fast Null war, und half endlich Kolokomi mit seiner Naga aus. Arami war bestrebt, mich so viel Sachen mitnehmen zu lassen, als nur immer möglich; seine Absicht war nur zu leicht zu durchschauen, und war es am Ende sicherer, dieselben der Kintaso anzuvertrauen, als sie, wenn auch in Feindesland, stets unter den eigenen Augen zu haben.

Wenn ich auch kaum hoffen konnte, mit Muße die Partien des Landes zu durchforschen, deren Besuch mir bevorstand, da ich keinerlei eigene Transportmittel mehr zur Verfügung hatte, und aus Erfahrung die Habsucht und die Eifersucht der Einwohner auf die Jungfräulichkeit ihres Landes hinlänglich kannte, um danach die Schwierigkeiten, die meinem Zwecke entgegenstanden, zu ermessen: so reizte mich doch die Uebersteigung der centralen Kette und der Aufenthalt zu Bardai, das jetzt fast alle Tibbu Reschade Tibestis in seinem Thal vereinte.

Endlich am 5. August konnten wir aufbrechen. Unsere Karawane bestand außer mir und meinen Leuten aus Arami mit einem Diener nebst seinen beiden Neffen Gordoi und Byrsa, Kolokomi und seinem ältern Bruder, und dem jungen Galma, der den Marabet Bu Zid von Bachi her in sein Vaterland begleitet hatte, und dem Boten, den mir der Letztere mit seinem Briefe gesandt hatte.

In trockener Jahreszeit muß man sich mit Wasservorrath für den ganzen Weg versehen; doch jetzt hatten die stattgehabten, wenn auch unbedeutenden Regen zahlreiche Wasserbecken in den Sandsteinfelsen etablirt. Wir brachen erst gegen 8 Uhr auf, überschritten dann Enneri Dausada, folgten dieser Richtung und erreichten um 9 Uhr Enneri Dommado. Da wir hier zu einer kleinen Wassereinnahme ohnehin rasten mußten, so beschlossen meine Führer und Herren, hier sofort die übliche Mittagsrast zu machen. Um 2 Uhr setzten wir unsern Weg fort, und zwar führte uns unsere zuerst nordnordöstliche, dann nordöstliche Richtung in das Gebirge, das wir mehr oder weniger rapide erstiegen. Die Masse des Gebirges besteht hier aus jenem leichten, porösen Kalksteine (Dolomit?), der mir zuerst unmittelbar nördlich von der Gegend von Tao aufgefallen war, und der hier massenhafte Sandsteinfelsen trägt und hier und da mit Basaltblöcken bedeckt ist. Im Laufe des Nachmittags überschritten wir die zahlreichen Ursprünge des Dommado, welche tief in die Felsen einschneiden und alle eine mehr oder weniger südwestliche Richtung haben. Gegen Abend wird unsere Richtung eine mehr ostnordöstliche, ein scharfkantiger Berg, Emi Bomo, erscheint uns in südöstlicher Richtung und der ungefähren Entfernung einer halben Tagereise; um 7 Uhr lagern wir am Rande eines der Ursprünge des Dommado, der sich durch seine Größe vor den übrigen auszeichnet und den Namen Aß führt. Während an diesem Tage die Atmosphäre nicht transparent genug war, um den König der Berge Tibestis, den Tusidde, anders als eine undeutlich contourirte, vague Masse erscheinen zu lassen, lag er am nächsten Morgen um so klarer vor uns. Von unserm Lagerplatze aus lag er unter 26 bis 37 Grad, während der täglich von Tao aus neben ihm (östlich) gesehene, spitze, conische Boto in 80 Grad, und der Tags zuvor erblickte scharfkantige, unregelmäßige Emi Bomo in 160 Grad lag. Wir brachen um 6 Uhr auf in der Richtung zwischen Emi Tusidde und Emi Boto. Nach 7 Uhr passirten wir das Flußbett des Enneri Dardai Galma (Fürst Galma), der in südsüdwestlichem Laufe zum Dommado geht, und eine Viertelstunde darauf Enneri Wonnerdrusso, das dieselbe Bestimmung hat. Wir verließen sein Bett für kurze Zeit, machten nach 8 Uhr eine kurze Rast, da Arami und Genossen unsere Datteln schnell zu beendigen

wünschten, betraten das Flußbett von Neuem, folgten ihm bis gegen 9 Uhr und hielten dann mehr auf Emi Boto zu (circa 55 bis 60 Grad). Wie gestern bildete der leichte, poröse Fels die Masse des Gebirges und war zuweilen durch Sandstein verdeckt. Wir stiegen auf ihm rapide an, und im Verhältnisse, in dem wir uns erhoben, begann die Masse des Tusidde einzuschrumpfen. Seine Riesenbasis fiel mehr und mehr mit der Gesammtmasse des Gebirges zusammen, und der übrigbleibende Kegel nahm mit der zunehmenden Massenhaftigkeit der Umgebung ein bescheideneres Aussehen an. Um Mittag hatten wir den Tusidde in directem Norden, den Boto im Südosten, doch ungleich näher als jenen, der sicherlich noch circa vier Stunden entfernt war. Je höher wir anstiegen, desto ebener, ununterbrochener ward der breite Gebirgsrücken, desto mehr verschwanden Felsgruppen und kleine Höhenzüge. Unsere Durchschnittsrichtung war und blieb am Nachmittage eine ostnordöstliche. Um 2 Uhr passirten wir Enneri Inti, ein unbedeutendes Flußbett, das noch zum Systeme des Enneri Tao gehört, passirten um 3 Uhr einen eben so unbedeutenden Berg Emi Yezeddunga, und erreichten um $3^1/_2$ Uhr den südöstlichen Umkreis der berühmten Natrongrube, die sich hier zu den Füßen des Tusidde ausdehnt. Staunend und bewundernd stand ich am Rande des immensen Beckens, das die Form einer regelmäßigen Mulde mit fast kreisrunder Peripherie hat. Letztere betrug wohl drei Stunden und die Tiefe circa 150 Fuß. Das Centrum wurde occupirt von einem kohlschwarzen Hügel von regelmäßigster Kegelform mit kraterartiger Oeffnung oder Einsenkung in der Spitze, und auf diesen merkwürdigen Mittelpunkt flossen von allen Seiten die weißen Natronflüsse, die scharf und eigenthümlich mit dem schwarzen Grunde contrastirten, zu. Oh, wie gern hätte ich hier einen Ruhetag gemacht oder zwei, hätte den Tusidde erstiegen und die Tiefe der Natrongrube besucht, dieselbe umkreist, und hätte mich in höchster Höhe wie in tiefster Tiefe an den imposanten Werken der Natur, die mich umgaben, geweidet! Unwillkürlich hatte ich mich am Rande des Abgrundes niedergelassen und versank in träumerische Bewunderung, aus der mich meine schmerzenden Füße zur traurigen Wirklichkeit zurückriefen. Neun Stunden hatte ich bereits an diesem Tage zu Fuß auf felsigem und steinigem Terrain zurückgelegt, und noch war das Tagewerk nicht vollbracht. Traurig schlich ich den am nordöstlichen Horizonte verschwindenden Genossen nach, die mich ohnehin schon mit Ekel und Widerwillen erfüllten, ließ um 4 Uhr den spitzen, unregelmäßig geformten Emi Toade rechts, d. h. östlich in geringer Entfernung vom Wege liegen, und erreichte jene um 5 Uhr, wo sie sich an einem grabenartigen Flußbettchen, in dessen Nähe sich eine Wasseransammlung in Sandsteinfelsen fand, zu lagern anschickten.

Mein Aneroid-Barometer hatte leider Tags zuvor seine Dienste ganz unmotivirt eingestellt, und ich hatte nur den hypsometrischen Apparat zur Höhenmessung. Auf unserm vorhergehenden Lagerplatze hatte mir das Kochthermometer (96,71° C.) eine ungefähre Bruttoerhebung von 2900 Fuß gegeben (Lufttemperatur = 28,1° C.). An diesem Tage waren wir zwar ziemlich rapide angestiegen und hatten, rüstig voranschreitend, fast elf Stunden gemacht; dennoch war ich erstaunt, den Kochpunkt schon bei 92,42° C. zu finden, was einer ungefähren Bruttoerhebung von 6800 Fuß gleichkommen würde. Die Lufttemperatur war im Augenblicke der Untersuchung 19,1° C.*).

Die Nacht erschien uns, die wir zur Zeit des Sonnenaufganges durchschnittlich 25° C. zu haben gewohnt waren, und um 2 Uhr Nachmittags wenigstens 40° C. beanspruchten, bitter kalt, obgleich wir Morgens gegen Sonnenaufgang ($5^1/_2$ Uhr) uns noch immer einer Temperatur von 10,3° C. erfreuten. Freilich waren auch Dank den tibbuhaften Bestrebungen Arami's unsere Bettbestandtheile wesentlich zusammengeschrumpft, und mit verdoppeltem, stillem Harme gedachte ich mit meinem Giuseppe, der davon am meisten betroffen war, der wärmenden Decken, welche einst die tunesische Tuchfabrik von Teburba in den besseren Tagen jenes unglücklichen Landes erzeugt hatte, und die jetzt in die Hände des habgierigen Tibbuhäuptlings gewandert waren, der sich ihrer nicht einmal zu bedienen wußte. Er hatte sie sorgfältig verpackt (schon, um sie den Augen seiner Mittibbu zu entziehen) und hüllte sich wie diese in das große, schöne Schaffell, das Tibesti spärlich erzeugt, und das jeder anständige Tibbu auf Reisen mit sich führt. Dies Fell hat keine Wolle, sondern lange, schwarze, glänzende Haare. Das Schaf selbst ist hochbeinig, hat den Kopf einer Ziege, einen langen, dünnen, fast bis auf die Erde hinabreichenden Schwanz, ist fast stets schwarz, immer schlank und groß und außerordentlich geschätzt. Leider steht die Elevation dieses schönen Thieres bei den Tibbu Reschade auf einer sehr niedrigen Stufe, d. h. es findet sich nur in sehr wenigen Exemplaren, während ihre Ziegenherden außerordentlich zahlreich sind. Sein Werth übersteigt den der Ziege ungefähr um das Dreifache. Die Magatna, welche im Nordosten von Tibesti hausen, sollen davon große Herden haben. (Schluß folgt.)

*) Der Tusidde mochte sich noch etwa 1000 Fuß über seine Basis erheben.

Die Acclimatisation des Grunzochsen.

.r. d.— In ganz bedeutender Weise hat sich die Anzahl der eingewöhnten fremden Thiere und namentlich Pflanzen in unserer Umgebung vermehrt. Klima, Boden, Cultur, die Entwickelung oder Nichtentwickelung gewisser Organe auf künstlichem Wege haben dazu beigetragen, das thierische und pflanzliche Leben abzuändern. Den Weizen z. B. haben wir nicht von Anbeginn an, wir kennen ihn in seiner Vollkommenheit nicht wild, wohl aber ist er aus einer magern Grasart durch Pflege erzogen worden. Die Abänderungen, welche bei Thieren und Pflanzen durch den Einfluß des Menschen hervorgebracht werden können, finden aber nur innerhalb gewisser Grenzen statt, über die wir nicht hinauskönnen. Es wird uns z. B. nicht gelingen, den Eskimo, der dem arktischen Klima angehört, oder den Südseeinsulaner der Tropen bei uns zu acclimatisiren. Wo aber günstige Bedingungen vorhanden sind, da können die Versuche mit Glück durchgeführt werden. So auch in dem Falle, welchen wir hier besprechen wollen.

Seit dem Anbeginn der Geschichte sind unsere Tafeln immer mit demselben Fleisch besetzt gewesen. Sehen wir ab

von etwas Wild und Geflügel, die in der Ernährung des Volkes im Ganzen doch keine große Rolle spielen, so liefern Rind, Schaf und Schwein uns alles Fleisch; hier und da kommt noch die Ziege in Betracht. Auf diesem Gebiete sind wir seit ein paar tausend Jahren absolut conservativ geblieben, und erst jetzt beginnt man, sich nach Fleischthieren umzusehen, die einige Abwechselungen in das ewige Einerlei bringen können, die aber neben ihrer Verwendbarkeit als Schlachtthiere noch durch andere nützliche Eigenschaften ausgezeichnet sind.

Es ist das Verdienst Geoffroy St. Hilaire's in seinem Werke über „die Acclimatisation und Domestication nützlicher Thiere“ auf die Eingewöhnung des Grunzochsen oder Yak (Poëphagus oder Bos grunniens) hingewiesen zu haben. Dieser tibetanische Ochse heißt bei den Mongolen Sarlige, bei den Chinesen Tschang mao kieü. „Er ist für die Alpenländer und Plateaulandschaften Asiens das wichtigste Transportthier, viel dauerhafter als das für ganz andern Boden und andere Klimaverhältnisse geeignete Kameel, und für jene eisigen Regionen recht eigentlich geschaffen. Sein Gebrüll gleicht einigermaßen dem Grunzen des Schweines, ist aber viel stärker und länger gezogen. Dieser tangutische Büffel ist nicht so groß wie unser gewöhnlicher Stier, gedrungen von Bau, und sein feines, glänzendes Haar hängt vom Bauche bis beinahe zur Erde herab. Seine Beine sind dünn und eingebogen wie bei der Ziege, deshalb klettert er gern bergauf und steht auch über Abgründen sicher. Er erleichtert den Verkehr in den kalten Wüsteneien, nur durch ihn wird derselbe in manchen Gegenden überhaupt ermöglicht, er ist in ihnen das eigentliche Karawanenthier.“ (Karl Andree, Geographie des Welthandels I, 109.)

Der Yak ist als der „Ochse mit dem Pferdeschwanz“ bekannt geworden. Dieser Schaurischweif (Chowrie) bildet in Indien einen Handelsartikel; er dient dort als Fliegenwedel, auch schmückt man mit ihm Elephanten und Pferde. In Persien und der Türkei dient er als Auszeichnung für höhere Beamte, und die „Roßschweife“ der Paschas sind nichts Anderes als die Yakschweife. Die Farbe des Thieres ist vorherrschend schmutzigweiß, doch giebt es auch schwarze und scheckige.

Pallas hat zuerst die Aufmerksamkeit auf die Einführung dieses merkwürdigen Thieres nach Europa gelenkt. Ihm schloß sich Sonnini an, der in seinen Ergänzungen zu Büffon's Naturgeschichte 1800 den Wunsch des deutschen Zoologen wiederholt. Obgleich ein Exemplar des Yak in der berühmten Menagerie Lord Derby's in Knowsley die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, blieb dieser doch lange Zeit der einzige seiner Art in Europa, bis es 1854 dem französischen Consul in Schanghai, de Montigny, gelang, zwölf herrliche Thiere nach Paris zu schaffen. Er selbst, unterstützt von vier chinesischen Wärtern, brachte die Yaks nach Paris, wo die kleine Herde sich stark vermehrte. Von dieser stammen auch die meisten Exemplare der zoologischen Gärten ab, sowie die über verschiedene Stationen in den Cevennen, Vogesen, Alpen und Pyrenäen verbreiteten kleinen Yakherden. Die Erfahrungen, die man an letzteren über die Verwendung des Haares, der Milch, des Fleisches und der Transportfähigkeit der Grunzochsen machte, sind in dem oben erwähnten Buche Geoffroy St. Hilaire's zusammengestellt. Bei der Wichtigkeit, die der Gegenstand auch für Deutschland hat, wo der Harz, das Erz- und Riesengebirge, unsere Alpen dem Yak einen geeigneten Aufenthalt bieten dürften, ist es wohl gestattet, auf die bisher erzielten Ergebnisse näher einzugehen.

Zunächst kann das lange, ziegenartige Haar vortrefflich verwerthet werden. In Tibet fabricirt man daraus ein sehr dickes und starkes Tuch, welches, nach den von Montigny mitgebrachten Mustern zu urtheilen, sich vortrefflich für die Kleidung der niederen Stände eignet. Aber unter dem langen Haare besitzt der Yak, um der eisigen Kälte in seiner Heimath besser widerstehen zu können, einen feinen daunigen Pelz, der zu Yak-Kaschmir verwoben wird. Da aber bei den bisher in Frankreich gezüchteten Thieren dieser Wollschutz gegen das Klima nicht nöthig ist, so verschwindet auch dort sehr bald der Daun, welcher für Europa also kaum in Betracht kommt. Die Haut liefert ein vortreffliches Leder.

Der Yak ist ein ruhiges, gelehriges Thier, das sich willig ins Joch fügt und satteln läßt. Die Bullen sind, wie dieses ja auch bei unserm Rind der Fall ist, zuweilen bösartig, doch kann man sie bei richtiger Behandlung leicht bändigen. In Bezug auf die Fütterung sind die Thiere ganz wie unsere Ochsen zu halten. Mit gewöhnlichen Kühen gekreuzt, geben sie einen guten Mischlingsschlag.

Diese Mischlinge sind aber keineswegs zuerst in Europa bekannt geworden, wie Geoffroy St. Hilaire annimmt. Wir finden in Permikin's Reise im südlichen Sayangebirge (sibirisch-mongolische Grenze), welche in „Erman's Archiv“ mitgetheilt ist, daß dieser am Kosso Gol (See) außerordentlich große Yakherden beobachtete. Auf der sibirischen Seite des Sayangebirges wußte man aber nicht einmal, daß das Thier dort vorkam. Aber Bastarde von ihm und dem gemeinen Rind, sogenannte Chainuks, wurden nach Irkutsk zu Markte getrieben. Damals, 1857, ging man damit um, den Yak auch auf der nördlichen Seite des Sayangebirges einzuführen.

Der Bastard hat kürzeres Haar, einen Schweif gleich unserer Kuh, treffliches Fleisch und ist zu Ackerbauzwecken sehr geeignet. Nach einem bei der Acclimatisationsgesellschaft eingelaufenen Berichte sind die Mischlinge besonders als Zugthiere sehr gut zu verwerthen; sie sind stark und lenksam. Ein Wagen, der 20 Centner wog, wurde mit 40 Centnern belastet, und von zwei Yakmischlingen mit Leichtigkeit über einen aufgeweichten, unebenen Landweg gezogen. Gesattelt und mit einem Zaum versehen, geht das Thier wie ein Pferd.

„Unter unseren Hausthieren,“ so spricht sich ein bekannter französischer Landwirth, Richard, aus, „kenne ich keines, welches geeigneter als das Yak wäre für unzugängige, pfadlose, bergige Gegenden, deren Pflanzenwuchs entweder durch das strenge Klima der hohen Lage oder niedrig stehende Agricultur der Ernährung von Thieren ungünstig ist. Der Yak kann, meiner Meinung nach, noch da ernährt werden, wo kein anderes Lastthier sich mehr vortheilhaft vermehrt, und er ist dort gleichzeitig verwendbar als Reit-, Last- und Pflugthier.“

Jetzt kommt in Betracht, wie der Yak sich gegenüber der Milchwirthschaft verhält. Seine Milch ist reich an Eiweiß- und Käsestoff. Nach dem Bericht der Frau Decker, die in den Vogesen Versuche mit der Yakmilch anstellte, gaben Yakkühe, die zwölf Tage lang regelmäßig gemolken wurden, in den ersten zehn Tagen drei Liter. Aus verschiedenen Versuchen der genannten Frau ergab sich, daß neun Liter Milch 700 Grammen (500 = 1 Pfund) Butter und gegen drei Pfund Käse lieferten. Die Milch ist dick, der Rahm fest und leicht butternd. Butter und Käse sind von vortrefflichem Geschmack, und da die regelmäßige Milchlieferung der Yakkühe außer Frage steht, so kann man die Thiere also auch in dieser Beziehung empfehlen.

Eine in Frankreich geborene Yakfärse war durch Zufall blind geworden; man beschloß, das Thier zu mästen und für die Tafel zuzurichten. Ein festliches Mahl wurde gegeben, bei dem Yakfleisch in den verschiedensten Zubereitungen erschien. Quatrefages, der zur Geschmackscommission gehörte, urtheilt über das neue Fleisch folgendermaßen: „Das Fleisch

ist zäher als Kalbfleisch, die Faser gleichmäßig wohlschmeckend; es hat einen eigenthümlichen und sehr guten Geschmack, so etwas wie Alpenkalb, doch eigenthümlich; es liefert gute Sauce. Kurz, Steaks und Braten vom Yak waren besser als vom gewöhnlichen Rind. Ich glaube nicht, daß die Rarität dieser Mahlzeit mein Urtheil beeinflußte."

Als Last-, Reit-, Zug- und Milchthier dient der Yak gleichzeitig. Er ist Rind, Roß und Schaf in Einem. Kann das auch nicht als Regel für die Landwirthschaft gelten und züchtet man hier Specialitäten, so ist doch gerade diese Vereinigung der verschiedenen werthvollen Eigenschaften im Yak es, welche ihn für ärmere und bergige Gegenden sehr geeignet macht. — In der Mongolei bezeichnet man die Yak-Mischlinge als Dzos.

Aus allen Erdtheilen.

Samuel Adam's Erforschung des untern Colorado-Stromes.

Wir haben vor einiger Zeit die Berichte Powell's über die Erforschung des Green-River und des obern Colorado mitgetheilt. („Globus" XVI, 79, 171, 223 ff.) Wir finden nun einen Bericht, welchen Capitän Samuel Adams über seine Erforschung des untern Stromlaufes und seine Wanderungen in Arizona an das Kriegsministerium zu Washington abgestattet hat. Der unternehmende Mann hat auch die Nebenflüsse nicht außer Acht gelassen und seiner Aufgabe nicht weniger als fünf Jahre gewidmet.

„Auf den ersten 115 englischen Meilen von der Mündung des Colorado aus fanden wir zu beiden Seiten desselben reiche Thäler, von 5 bis 15 Meilen breit, reich mit Bäumen besetzt. Die Cacapah- und Yuma-Indianer, welche hier wohnen, bebauen das Land und ziehen Weizen, Gerste, Korn und Melonen, indem sie ihre Saaten ausstreuen, sobald im Frühling die überschwemmten Felder von Wasser frei werden. Der Boden des Landes ist reich und eben so gut, wenn nicht besser, wie der des Sacramentothales in Californien; ein bedeutender Unterschied zwischen beiden liegt jedoch darin, daß das Land des Sacramentothales, von den Bergen aus, gleichmäßig hinabsinkt, während die Landstrecken am Ufer des Colorado größtentheils höher gelegen sind. Der Hafen und Golf von California bietet die feinsten Fische, und es gelang uns, in wenigen Stunden 19 „Seobaß", im Durchschnitt von 149 Pfund, zu fangen. Oberhalb Fort Yuma, 140 Meilen von der Mündung des Flusses, bis noch einem Punkt 430 Meilen weit, laufen mehrere kleine, unzusammenhängende Thäler ab, welche von den Mahave-, Chamawawa- und Pahwalle-Indianern bewohnt werden, welche dort Getreide und Melonen ziehen und Holz für die Dampfer schlagen. Von Mohave Valley aus, 350 Meilen von der Mündung des Flusses, erstreckt sich ein anderes reiches Thal, von circa 30 Meilen Länge. Colonel Dent, welcher hier als Indianer-Agent stationirt war, ließ das Wasser auf die Ländereien der Reservation leiten, wodurch sich die Fruchtbarkeit des Bodens, dem nur die Bewässerung fehlt, glänzend bewährte.

Auf einer Strecke von mehr als 650 Meilen trifft man fast überall auf die Anzeichen von Erzadern; Gold und Silber, Kupfer und Blei liegt reichlich in jenen Felsenufern verborgen. Mehrere dieser Quarz- und Erzadern sind in Bearbeitung und liefern, selbst unter den Schwierigkeiten, welche dort jetzt noch für die Bearbeitung derselben vorherrschen, an vielen Stellen reichen Gewinn. Die Scenerie von Chimewawa, Mohave, Blod, Long und Pointed Cañans ist über alle Maßen großartig, selbst so, daß man kaum an ihre reine Natürlichkeit glaubt; man sollte denken, die Hand eines Künstlers habe die strengen Linien der verschiedenen abspringenden Farben gezogen. In Painted Cañan enthüllen sich dem Auge bei jeder Wendung desselben neue, großartige Schönheiten. Bald glaubt man alte Ruinen zu sehen, Festungswerke und Schlösser, von Felsen gebildet, welche hoch oben auf den Felsenwänden emporragen. An anderen Stellen scheint es, als wenn ungeheure Felsblöcke, welche weit über den Cañan hinausragen, bei der leisesten Berührung hinabstürzen müßten. Beim Ausgange von Painted Cañan fanden wir eine Schicht von weißem Felsen, welche sich meilenweit ins Land hineinzog; dieselbe war leicht und würde sich vorzüglich zum Poliren von Silber eignen. Wir setzten dieselbe einer bedeutenden Hitze aus, ohne den geringsten Eindruck auf sie hervorzubringen. Ich bin überzeugt, daß sie in Zukunft ein bedeutender Handelsartikel werden wird.

Oberhalb Calville erstreckt sich der Black oder Big Cañan auf einer Strecke von 13 Meilen, ohne weder rechts noch links einen Ausweg zu bieten. Hier ist auch nicht die Spur von Vegetation zu sehen; keine Quellen rieseln die Felsenwände herunter und mischen ihr Wasser mit dem Wasser in der Tiefe, wie dies doch zuweilen in den Grand und Blue Cañans der Fall ist. Zu beiden Seiten heben sich fast senkrechte Felsen zu einer Höhe von 800 bis 1500 Fuß empor, welche das Ansehen von polirtem Eisen haben. So weit das Auge reichen kann, sieht man nur den Strom, eingeengt zwischen diesen Felsenwällen; das Geräusch der Ruder, welches allein die unheimliche Stille störte, klang dumpf von den Felsenwänden wieder; es scheint, als wenn die Natur nicht gewünscht habe, daß diese Stille jemals unterbrochen werde; doch glaube ich, daß die ganze Länge des Cañans von kleinen Dampfern ohne Schwierigkeit befahren werden kann. —

In Central-Arizona sind die meisten Ruinen von Städten, Befestigungswerken, Canälen, Minen &c. aufzufinden, doch will ich mich hier nicht darauf einlassen, eine nähere Beschreibung aller derselben zu geben. Eine der bedeutendsten ist die der Casa Blanco. Dieselbe ist mehrere Stockwerke hoch und blickt weit in das umliegende Land hinaus. Die sechs Fuß dicken Wände derselben sind mit einer Art Kalk oder Cement bedeckt, welcher dem Zahn der Zeit und der Macht der Elemente zu trotzen scheint. Die Balken über den Thüren und Fenstern sind von Cedernholz und in vollkommenem Zustande, obgleich Jahrhunderte vergangen sein mögen, seitdem dieselben aus ihren Wäldern hierher gebracht wurden. Der Grund dieser seltsamen Preservation muß allein in trockner Luft liegen. Die Straßen der Stadt, welche dies Gebäude beherrschte, sind noch theilweise durch einzelne Ruinen, Erderhöhungen, Scherben von Erdenwaare &c. zu erkennen. Unmittelbar hinter derselben ist der Canal, durch welchen die Stadt mit Wasser versorgt wurde, und durch welchen die Felder, welche sich weiter unten am Flusse hingezogen haben mögen, bewässert wurden. Bei Tubac ist eine Ruine etwas neuerer Zeit zu finden; die Wände der Kathedrale sind noch ziemlich gut erhalten; der Altar ist mit Schlinggewächsen umwunden, welche sich gleichfalls an den Seitenwänden hinziehen und die Fenster umgeben, als wollten sie das Innere der Kirche gegen die eindringenden Sonnenstrahlen schützen. Diese jetzt verfallene Stadt ist noch vor circa zehn Jahren stark bevölkert gewesen; doch die Apaches überfielen die Einwohner, mordeten Männer, Weiber und Kinder, oder schleppten sie in eine gräßliche Gefangenschaft; ringsherum im ganzen Thale haben diese

Vandalen in gleicher Weise gehaust; die Beweise liefern die zerstörten und niedergebrannten Rancherien, und die menschlichen Gebeine, welche in der Sonne bleichen. Einer Compagnie ist es jetzt gelungen, das Wasser wieder in den alten Canal zu leiten, welcher sich meilenweit um die Hügel und durch die Thäler zieht; Tausende von Aeckern der reichsten Ländereien werden durch denselben fruchtbar gemacht. Auf den Spitzen von einigen der höchsten Hügel finden wir noch Festungswerke; das einsame Kreuz, der verlassene Altar, gebrochene Säulen und großartige Minenarbeiten sprechen uns von einer Bevölkerung, nach deren Geschichte wir umsonst forschen werden. Möglich ist es, daß diese Ruinen noch von den Spaniern herstammen, zur Zeit, als die Schiffe derselben die Meere beherrschten, und spanische Waffen bis in die neue Welt vordrangen. Obgleich die Agriculturländereien hier nicht von besonderer Ausdehnung sind, so ist es unbezweifelt, daß dieselben in späterer Zeit ihren Besitzern goldene Früchte tragen werden, denn es giebt in den Vereinigten Staaten keine reicheren Gold- und Silberminen wie hier, und Hunderttausende werden mit der Zeit hierher strömen, um dieselben zu bearbeiten. Die Verhältnisse, welche bisher die Entwickelung Arizonas verhindert haben, werden fallen, und der Reichthum, den dasselbe in sich schließt, ausgebeutet werden."

Die geologische Verbreitung des Goldes.

—r— Man hat lange geglaubt, die Vertheilung des Goldes in den Gesteinen folge einem bestimmten, einfachen Gesetze. Zuerst hat **Murchison** für das Auftreten dieses Metalles im Ural die Regel ausgesprochen, daß dasselbe auf Schichten beschränkt sei, die zu den ältesten der bekannten gehören und daß es in diese paläozoischen und azoischen Gesteine durch Gänge und Imprägnationen jüngeren Datums hineingekommen sei. Als nun diesem Geologen nach seiner Rückkehr von der russischen Reise Proben australischer Felsarten vorgelegt wurden und er eine große Aehnlichkeit zwischen ihnen und den goldführenden des Ural entdeckte, sprach er sich dahin aus, daß die Auffindung von Gold in den Schichten, denen die Gesteinsproben entnommen waren, wahrscheinlich sei. Man befolgte diesen Wink, stellte Untersuchungen an und entdeckte die großen australischen Goldfelder. Da nun die den Verhältnissen des Ural entnommene Regel sich hier so glänzend bewährt hatte und auch an den alten Goldbergwerken in Wales zu beweisen war, so wurde aus derselben bald eine Art von Gesetz gemacht, das man allenthalben, wo Gold sich findet, verwirklicht glaubte; mancher, den der Berggeist zugleich mit dem eben so zähen Golddurst gefaßt hatte, verlaborirte im Vertrauen auf dasselbe artige Sümmchen im Gneiß und Glimmerschiefer, ohne daß ihm doch jemals das liebe, glänzende Gelb entgegengeleuchtet hätte. Das vermeintliche Gesetz war nämlich nichts weiter als ein **Irrlicht**. Gold, dies ist neuerdings durch die verschiedensten Forscher bewiesen worden, zeigt sich so wenig wie irgend ein anderes Metall in seinem Vorkommen streng an bestimmte Schichten gebunden, sondern findet sich sowohl in den älteren als in den jüngeren Formationen, ohne daß man sagen könnte, es sei in einer derselben um sehr viel häufiger als in der andern. Die neuesten geologischen Untersuchungen des Freiherrn von **Richthofen** in Californien werfen auf diese, schon wegen der Wichtigkeit des in Frage stehenden Metalles allgemein interessanten Verhältnisse ein helles Licht, und wir theilen deshalb das Wichtigste aus den Ergebnissen derselben mit, beifügend, daß ausführlichere Bericht des hochverdienten Reisegeologen in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, Bd. XXI. S. 723 ff., zu finden sind.

Die goldführenden Quarzgänge Californiens befinden sich meistentheils im Granit, und sie sind am dichtesten da, wo dieses Gestein sich mit den von ihm metamorphosirten Schichten berührt; das Gold geht zwar in letztere über, wird aber um so spärlicher, je weiter es sich vom Granit entfernt. Die metamorphosirten Gesteine, in denen die goldbringenden Granitmassen aufsetzen, gehören weder zu den ältesten noch zu den älteren, sondern liegen zwischen der Steinkohlen- und Juraformation, ragen also in die Secundärzeit hinein, welcher in Deutschland die so weit verbreiteten Schichten des Buntsandsteins, Muschelkalks, Keupers, des Jura und der Kreide angehören. Daß diese Granitgänge selbst wenigstens in der Sierra Nevada, zur Jurazeit und theilweise vielleicht sogar in der der Kreideformation gebildet wurden, beweist die Untersuchung ihrer Lagerung aufs Deutlichste. Es giebt aber in Californien selbst Goldgänge von noch jüngerem, von tertiärem Alter (wie ja auch das Silber der Anden zum größten Theil mit dem zur Tertiärzeit aufgestiegenen Propylit aus den Eingeweiden der Erde in die Gebirgsspalten heraufgebracht wurde) und zwar gehören zu ihnen die von Esmeralda und Comstock, sowie einige der im californischen Küstengebirge auftretenden. Aus der Verwitterung der verschiedenalterigen goldführenden Gesteine entstehen dann die schichtenartigen Goldlager, welche meist jungen Datums sind und bekanntlich das Metall in Geröllen und Sand zerstreut in sich bergen.

Eine Uebersicht des Vorkommens des Goldes in den verschiedenen Gebirgen der Erde führt zu folgenden Schlüssen:

1. Goldführende Gänge setzen in fast allen Gebirgsgesteinen auf, sowie in allen Formationen von den azoischen bis zu den jungtertiären.

2. Ihre Entstehungszeit ist in verschiedenen Gegenden verschieden.

3. Diese Gänge durchsetzen theils das Eruptionsgestein (meistens Granit), theils dessen Nebengesteine.

Aus Rußland.

Zu **Tiflis** in Georgien hat am 11. Januar die Eröffnung des **englisch-indischen Telegraphen** stattgefunden.

In **St. Petersburg** hat der Naturforscher Dr. Schrenck von der geographischen Gesellschaft die Konstantin-Medaille erhalten für seine „**Uebersicht der physischen Geographie des nordjapanischen Meeres**".

Im April dieses Jahres soll im Auftrage der Petersburger geographischen Gesellschaft eine **Expedition zur Erforschung der Mandschurei und der östlichen Mongolei** in ethnographischer und archäologischer Hinsicht unternommen werden. Leiter derselben ist der Archimandrit **Palladi**, Vorstand der russischen Mission in Peking; der Czar giebt 5000 Rubel Unterstützung.

Eine Bekanntmachung des russischen Postdepartements meldet, daß das versuchsweise eröffnete **Postcomptoir des Gebietes Syr-Darja** (Jaxartes) in Turkestan auch Geldbriefe und Pakete befördert. Die Russen haben sich im inneren Centralasien ganz häuslich eingerichtet.

Ueber den Geschäftsverkehr der **Messe zu Nischni-Nowgorod** im Jahre 1869 ist ein amtlicher Bericht erschienen, dem wir entnehmen, daß zu dieser Messe das enorme Waarenquantum im Werthe von 144,191,000 Rubel (18,334,000 Rubel mehr als 1868) gebracht worden ist. Davon wurden Waaren im Werthe von 128,306,000 Rubel (18,125,000 Rubel mehr als 1868) verkauft. Das ganze Umsatzcapital des Handels auf der Messe belief sich mit Einschluß der Agios beim Geldwechseln und des in Gasthäusern und industriellen Etablissements gelösten Gewinnes auf 145,312,000 Rubel (18,279,000 Rubel mehr als 1868). Eine solche Zunahme des Handelsumsatzes wird wohl zunächst durch das stets sich erweiternde Eisenbahnnetz und den erleichterten Verkehr begründet. Im Jahre 1840 betrug der Werth der zur Messe erschienenen Waaren 47,260,000 Rubel und der der abgesetzten 38,829,000 Rubel. **In dreißig Jahren hat sich also das Geschäft mehr als verdreifacht.**

Ueber **russische Festungen und Ansiedelungen an der chinesischen Grenze** giebt der „Russische Invalide" einige interessante Notizen, aus denen man ersieht, in welcher Weise die Russen vordringen und festen Fuß gewinnen. „Der Aufstand der mohammedanischen Dunganen in Ostturkestan gegen

die chinesische Regierung, der 1862 ausbrach und sich allmälig unseren Grenzen näherte, erforderte verschiedene Maßnahmen zur Sicherung der Grenzen und zur Aufrechterhaltung der Ruhe unter den nomadisirenden Kirgisen. Auf einen Vorschlag des damaligen Befehlshabers der Truppen im Gebiete Ssemipalatinsk, Generalmajors Kolpakowski, wurden bereits 1865 mehrere Abtheilungen längs der westlichen Grenze Chinas aufgestellt, die jedoch nur für den Sommer in ihren Stellungen verblieben. Seit der Bildung des turkestanischen Militärbezirks fiel die Verpflichtung, die Grenze zu bewachen, an den Chef der Truppen im Gebiet Ssemiretschensk, zu welchem derselbe Generalmajor Kolpakowski ernannt worden war. Im Jahre 1868 standen folgende Abtheilungen im Grenzcordon: 1) Die Südtarbagataische (eine Compagnie Infanterie, eine Ssotnja Kosaken und ein Zug Artillerie); 2) die Kaptagaische (eine Ssotnja Kosaken); 3) die Boroxudsirsche (eine Komp. Infanterie, eine Ssotnja Kosaken und ein Zug Artillerie); 4) die Tianschan (in derselben Stärke). Diese Truppen bezogen im Winter noch Winterquartiere; es wurden aber auch zu gleicher Zeit befestigte Casernen für sie erbaut, so daß die Cadres allmälig beständige werden und sich durch eine Kette von Forts decken. Im Jahre 1869 ist das Fort Bachtinskoje fertig geworden und das Fort Borochudsirskoje wird binnen Kurzem beendigt werden. In diesem Jahre kommen das Fort Tian-schanskoje und der Posten Tschundschinski dazu. Alle diese Befestigungen schlossen anfangs nur Casernen in sich; allmälig haben sich daneben Colonisten angesiedelt, welche der fruchtbare Boden und das herrliche Klima reich für ihre Arbeiten belohnen. Es giebt auf dem Ssemiretschenskischen Territorium bereits Dörfer mit 3000 Einwohnern. Dieselben erstrecken sich längs des Weges, den die Russen bei ihrem Vorrücken gegen Centralasien verfolgt haben, von Ssergiopol über Kopal, Wjernoje, Kastek und Tokmak; sie werden mit der Zeit commercielle und industrielle Mittelpunkte bilden und die Leiter russischer Civilisation nach Mittelasien werden."

— Die Petersburger Abtheilung des Slaven-Unterstützungscomités. Die Zwecke dieses im Januar 1858 in Moskau gegründeten Comités sind in der Hauptsache folgende: 1) Beschaffung von Geldmitteln für die Südslaven zum Besten ihrer Kirchen, Schulen und anderer nützlichen Institutionen, wie z. B. der bulgarischen Gesellschaft für Schreibeunterricht in Konstantinopel, der Volks-Lesezimmer rc. 2) Beschaffung von Unterstützungen durch Bücher, Kirchengeräthe und Alles, was der Orthodoxie in Kirche und Schule förderlich werden kann. 3) Unterstützung der jungen Slaven, welche in den Moskauer Lehranstalten gebildet werden. —

Wir finden, sagt die „Petersburger Zeitung", daß diese Bestrebungen, an und für sich gut und edel, doch mit unendlich größerer Berechtigung von dem eigenen Volke in Anspruch genommen werden könnten, wo der Bildungsgrad in den unteren Schichten so gering ist, daß nach der Berechnung des „Golos" die Armee, mit Ausnahme der Garde und casernirten Truppen, als des Lesens und Schreibens unkundig betrachtet werden kann.

Norwegische Schiffe im karischen Meere.

M. Die uns vorliegenden Berichte norwegischer Seefahrer stimmen alle darin überein, daß die Eisverhältnisse in den arktischen Gewässern voriges Jahr für ein weiteres Vordringen nach Norden überaus günstig gewesen sind. Capitän Carlson aus Tromsö befand sich zu derselben Zeit im karischen Golf wie der Russe Sidoroff, welcher nachher bis an die Mündung des Ob vordrang, und ein zweiter Norweger erreichte die Weiße Insel. Ueber die Reise des letztern liegt folgender Bericht vor:

Capitän Johannesen vom Schoner „Nordland" verließ im Mai v. J. den Hafen von Tromsö und bekam am 31. desselben Monats die Südküste von Nowaja Semlja in Sicht. Er fand die Küste frei von Eis, steuerte erst ostwärts, dann westwärts und folgte danach der Westküste bis zum Cap Nassau. Die starke Strömung nach Osten bestimmte ihn umzukehren. Unbelästigt vom Eise und ohne größere Eismassen gesehen zu haben, erreichte er die Waigatschstraße und lief Ende Juli ins karische Meer ein. An der Ostküste desselben angekommen, schlug er nördlichen Cours ein und erreichte die vor dem Samojedenlande gelegene Weiße Insel. Die Tiefe des Meeres betrug, nach den 1 Meile von der Küste ausgeführten Messungen Johannesen's, auf der Fahrt durch den karischen Golf nur 8 bis 11 Faden. Von der Weißen Insel ging er erst nordwärts, nahm darauf westlichen Cours und erreichte am 20. August die Küste von Nowaja Semlja an einer Stelle, die bedeutend östlicher liegt als man irgend einen Theil der Insel auf der Karte bezeichnet findet. Auch auf dieser Strecke betrug die Meerestiefe nicht über 18 Faden; erst am 19. August ergaben die Messungen 116. In den letzten Augusttagen schiffte er, ohne vom Eise belästigt zu sein, die Ostküste hinunter, fuhr Anfang September wieder durch die Waigatschstraße und trat darauf die Heimreise an.

Der Rouchi-Dialekt. Es ist an den Herausgeber die Frage gestellt worden, wo der „Rouchi" genannte französische Dialekt gesprochen werde? So viel wir wissen, ist dieses im französischen wie belgischen Hennegau der Fall, namentlich zu Valenciennes, Landrecies, Le Quesnoy, Bavay, Saint Amand, Bouchain, bis in die Gegend von Avesnes und Maubeuge. Das Rouchi enthält eine große Anzahl altfranzösischer Wörter, die noch ganz mit der Betonung des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ausgesprochen werden; doch zeigt dieser Dialekt, obgleich nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum beschränkt, wieder verschiedene Unterabtheilungen. So heißt z. B. in Valenciennes, der Hauptstadt des Rouchi, das Imperfectum des Hülfszeitwortes être: j'étôs, t'étôs, il étôt, nous éteûmes, vous éteûtes, ils étoum'tent. — In Condé, nur eine Meile weiter entfernt, spricht man dagegen: nous étumes, vous étutes, ils étutent. In Bavay und den angrenzenden belgischen Districten: j'tois, t'tois, i'toit, nous toimes, vous toites, i'toim'tent. In Maubeuge wieder: nous étimes, vous étites, ils étim'tent. Alle diese Abänderungen kommen im Umkreise weniger Meilen vor. Will man in Nordfrankreich das Rouchi charakterisiren, so erwähnt man das Wort touc touc, ein Onomatopöon, welches den Herzschlag bezeichnet. S'cuer fét touc touc, das Herz macht tuk tuk ist eine Rouchi-Redensart.

Die Einwohnerzahl Prags stellt sich nach der soeben beendeten Volkszählung im Ganzen auf 157,123 Köpfe. Hiervon entfallen auf den Hradschin 5905, auf die Kleinseite 22,474, auf die Josefstadt 10,260, auf die Altstadt 46,158, auf die Neustadt 72,336 Personen mit Ausnahme des Militärs. Die Zunahme gegen das Jahr 1857, wo die letzte Zählung stattfand, beziffert sich mit 14,535 Köpfen, wovon auf die Altstadt 2847, auf die Neustadt 8026, auf die Kleinseite 1428 entfallen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Römische Bilder.

Von **Franz Koppel.**

VI.

Vom südöstlichen Abhange des Capitols bis zum Titusbogen hinüber, am nördlichen Fuße des Palatin, sind es nur ein paar hundert Schritte, aber sie führen über den denkwürdigsten Platz der Welt, der vor drittehalb tausend Jahren anfing sich zu beleben, um in allen kommenden Jahrtausenden, so lange es Gebildete giebt, nicht wieder vergessen zu werden. Es sind nur ein paar hundert Schritte, aber sie führen über das alte Forum Romanum, und wohin wir hier unsern Fuß auch setzen mögen, da stand einst eine Säule des Ruhmes, glänzte eine Siegestrophäe aus fernen Welttheilen, sah ein Götterbild hernieder, schallte ein geflügeltes Wort, ward eine berühmte That gethan, klang das Ja oder Nein der weltbeherrschenden Roma. An Umfang war er also wirklich nicht groß der sagengeheiligte Markt der Republik; die Stimme eines gediegenen Redners blieb vernehmlich an allen Punkten, aber es waren die Herztöne des gewaltigsten Staatskörpers der Welt, die hier gehört wurden, und da die großen Gedanken, wie das französische Sprüchwort sagt, aus dem Herzen kommen, so empfingen die energischen Staatsgedanken, welche die alte Welt regierten, hier ihr eigentliches zähes Leben, im Herzen von Rom, und wurden auf der Spitze des Schwertes hinausgetragen an die Ufer des Rheins, der Donau, des Euphrat und Tigris, des Jordan und des Nil.

Wenn wir heute den trostlos verödeten Campo vaccino überblicken, so fragen wir uns mit Recht verwundert, wie denn nur die Tempel und anderen Prachtbauten, deren im Verlaufe der Zeiten Erwähnung geschieht, hier auch alle Platz finden konnten? Doch überlassen wir diese Streitfrage gleich von vornherein den Archäologen, die schon geraume Zeit und zwar nicht bloß in Rom sich mit dieser Frage beschäftigen, und nehmen wir das Forum nicht, wie es ist, sondern wie es in verschiedenen hervorragenden Epochen war. Vergegenwärtigen wir uns im Geiste seine Anfänge, seine bürgerliche Einfachheit, seinen republikanischen Höhepunkt, seine kaiserliche Ueberladung und sein langsames Hinsterben in der Zeit der Plünderungen und allgemeinen Barbarei.

Die Entstehung des Forums gehört ohne Zweifel in die Königszeit, wenn auch schon in eine spätere Epoche, als die Anlage des Mauerrings durch Servius Tullius. Stadt und Weichbild waren damals schon zum Behufe der Aushebung des Fußvolkes in vier Theile oder „Tribus“ eingetheilt: Palatin sammt Velia (verknüpfender Hügelrücken zwischen Palatin und Esquilin); Subura, die Unterstadt, mit dem Cälius; Esquilin. Diese drei alten Stadttheile sammt dem Capitol hießen die „Berge“ schlechtweg im Gegensatze zu den „Hügeln“, Viminal und Quirinal, die nun als vierte Tribus hinzugefügt wurden. Dies Alles umschloß die älteste Mauer.

Bald empfand die wachsende Bevölkerung den Mangel



Am Fuße des Tabulariums.

Tempel des Saturn und des Vespasian.

an öffentlichen Plätzen, wie sie einer Großstadt nöthig sind und geziemen. Nun lag aber zwischen dem Capitol und dem Palatin ein dauerndes Wasser, so daß der ständige Verkehr zwischen dem ältesten Stadttheil und der Schirmburg regelmäßig durch eine Fähre vermittelt werden mußte. Diesen Raum gänzlich zu entwässern und die Thalmulde zwischen Capitol und Velia der Versumpfung zu entziehen, war eine der größten technischen Aufgaben der römischen Königszeit. Die heute noch stehenden, aus unverwüstlichen Quadern zusammengefügten unterirdischen Abzugsgräben gehören freilich der republikanischen Zeit an, doch sind es immerhin nur die weiteren Ausführungen der uralten, soliden und gut gelungenen Anlage. Durch sie nun wurde hauptsächlich die Fläche, welche von der Burg gegen die Stadt sich senkte, trocken gelegt und fortan zum Versammlungsplatze der Gemeinde — Comitium — erhoben, wozu bisher der capitolinische Platz auf dem Capitol selbst gedient hatte. Auf der, wie ein Balcon über der eigentlichen Dingstätte sich erhebenden, Burgmauer selbst waren die Plätze für die Rathsmitglieder und die Gäste der Stadt bei Festen und Volksversammlungen. Bald erhob sich an der linken Seite, vom Capitol aus gesehen, ein eigenes Rathhaus, nach dem Erbauer die hostilische Curie genannt; das Tribunal der Richter bekam seine Stelle daneben, und die älteste Rednerbühne ward aufgeschlagen. Die Bedingungen waren gegeben, in der Verlängerung dieser Dingstätte gegen die Velia hin entstand der neue Markt, das Forum Romanum. An seiner Westseite, an den Palatin gelehnt, lag das Gemeindehaus mit des Königs Amtswohnung (regia) und der Rotunde des Vestatempels, der mit seinem ewigen Feuer den gemeinsamen Herd von Rom vorstellte.

Nicht weit davon, jedoch auf der südlichen Grenze, lag ein anderes Rundgebäude, der Tempel der Penaten genannt, dessen Reste heute noch die Vorhalle zu San Cosma e Damiano bilden. Auf den Langseiten des Marktes entstanden Fleischerbuden, Kramläden und Schulgebäude, in der Niederung zwischen Aventin und Palatin ward der erste Rennplatz abgesteckt, der Embryo des Circus Maximus, und auf der Seite nach dem Flusse zu entwickelte sich der Rindermarkt. So sah der allgemeine und einheitliche Stadtherd und seine Nachbarschaft damals aus; es drängte sich natürlich das am dichtesten bevölkerte Quartier rings herum.

Auf diesem Forum spielte sich die Tragödie der Virginia ab. Denn hier stand der Richterstuhl des Appius Claudius, der seine lüsternen Blicke auf die reizende und sittsame Virginia, Tochter des aus patricischem Geschlechte stammenden L. Virginius, geworfen hatte. Um in ihren Besitz zu gelangen, ließ er durch einen bestochenen Kläger die Virginia in der Abwesenheit ihres Vaters als das untergeschobene Kind einer Sklavin zurückfordern. Er selbst wollte sie dem Kläger als Magd gerichtlich zusprechen, worauf sie dann ungestraft jeder Mißhandlung preisgegeben werden konnte. Doch Freunde traten dazwischen, die Schönheit der keuschen Jungfrau erregte Theilnahme, der Vater ward heimlich aus dem Lager geholt und der Spruch vertagt. Doch als der von Appius noch mehr angestachelte Kläger zum zweiten Mal vom Richter das Mädchen als sein Eigenthum begehrte, als der tyrannische und verhaßte Decemvir die Dirne ihm öffentlich zuerkannte und bei dem Murren der Menge in laute Drohungen ausbrach, die Lictoren vorschickte und eben mit Gewalt seinen Willen durchsetzen wollte, da erbat sich Virginius die einzige Gnade, von der Tochter Abschied nehmen zu dürfen, trat zu einer der Buden, welche das Forum wie einen Bazar umgaben, nahm ein Messer von der Fleischbank weg und stieß es der Jungfrau in die Brust.

Auf diesem Forum war es auch, wo Marcus Curtius sich durch seine Heldenthat verewigte. Im Jahre 362 vor Christus öffnete sich hier ganz plötzlich ein Schlund, der nach dem Ausspruche der Wahrsager nicht eher sich wieder schließen sollte, als bis Rom sein höchstes Gut hineingeworfen. Während noch Alle bestürzt und rathlos waren, erklärte der heldenmüthige Jüngling, „nichts Besseres habe Rom, als Waffen und Tapferkeit,“ legte seine volle Rüstung an, stieg zu Pferde und sprengte mit demselben in den Abgrund, der sich sofort über diesem freiwilligen Opfer wieder zuthat. — Die späteren Prachtbauten des Forums sahen wohl Gefangene aller Länder auf der Via sacra dahinschleppen, aber so einfache Großthaten rein menschlicher und bürgerlicher Tugend wurden nicht mehr in ihrem Umkreise vollbracht.

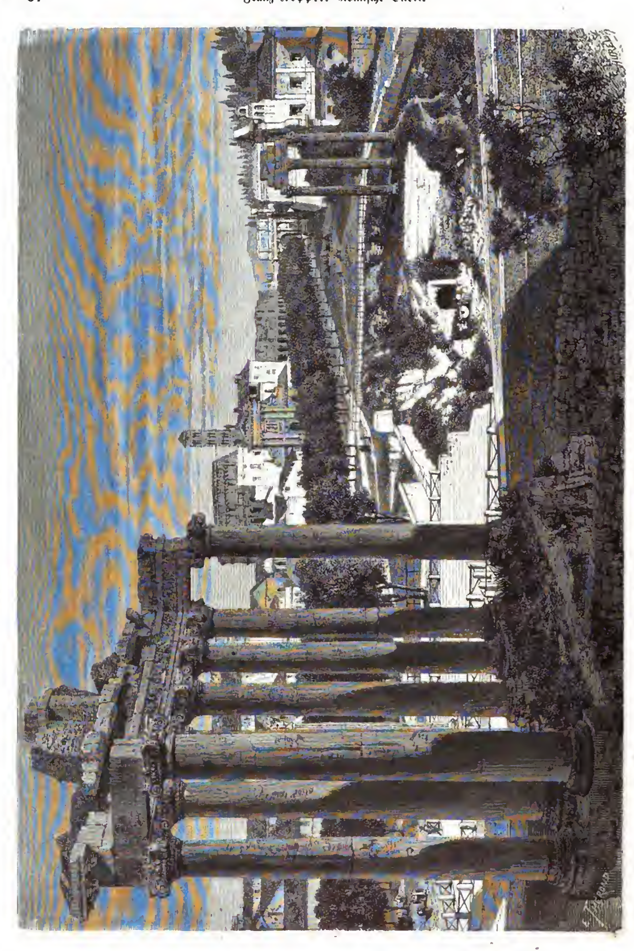
Eine eigentlich neue Epoche für die öffentlichen Bauten Roms und also auch für das Forum im weitesten Sinn machte sich erst gegen Ende der Republik geltend, in jener, alle Gegensätze mehr zur Schau tragenden Uebergangszeit der Triumvirn, am auffallendsten in den Tagen Cäsar's, der dazu berufen schien, Rom innerlich und äußerlich umzugestalten. Die Stadt war damals, wie später im tiefsten Mittelalter wieder, ein eigentliches Raub- und Banditennest. Kein Mensch wagte sich ohne bewaffnete Freundesschaar oder Sklavengefolge auf die Straßen und Plätze heraus. Nirgends war man seines Lebens so wenig sicher, als in dem auf- und abführenden Gewirr enger, winkeliger Gassen, die stets voll Schutt und Unrath lagen. In schwindelnd hohen, nachlässig gebauten Ziegelhäusern war eine unzufriedene Menge untergebracht, die, daran gewöhnt, im Anzug einer Theuerung oder mitten in der Hungersnoth zu schweben, sich schnell zu allen Arten öffentlicher Ruhestörung gebrauchen ließ.

Während die reichen Privatleute sich jetzt schon glänzende Paläste bauten, mit allem Luxus ausgestattet, im Anblick von Kunstgebilden aus Elfenbein und Marmor schwelgten, Gärten und Fischteiche besaßen, vernachlässigte man die öffentlichen Bauten gänzlich, und ließ in den immer mehr verfallenden Tempeln die alten holzgeschnitzten Götterbilder nur noch eine traurige Figur spielen. Da war es Cäsar, der in das hauptstädtische Bauwesen einen unglaublichen Aufschwung brachte.

Damals drängte sich noch Alles auf dem Forum zusammen, die Bürgerversammlungen, die Hauptgerichtsstellen, die Börse, das tägliche Geschäft und der tägliche Schlendrian. Das änderte Cäsar wesentlich, indem er für die Versammlungen die Saepta Julia auf dem Marsfelde, und für die Gerichtsverhandlungen das Forum Julium zwischen Capitol und Palatin anlegen ließ.

Auf diese Weise schaffte er auf dem Forum Romanum den Raum zu größeren Triumphzügen, für neue Tempel, Siegesbogen und Ehrensäulen. Auf seine Anregung entstanden die großartigsten Entwürfe zu einem neuen Rathhaus, prachtvollen Bazaren, einem neuen, das pompejische überstrahlenden Theater, einer lateinischen und griechischen Staatsbibliothek, wie die vor Kurzem zu Grunde gegangene, zu einem Riesentempel des Mars und dergleichen mehr; ja der unermüdliche Imperator wollte sogar den Tiberstrom ableiten, um im Herzen Roms Raum zu gewinnen für noch andere Prachtbauten.

So ward die allgemeine Aufmerksamkeit auf Aeußerlichkeiten gerichtet, die gierige Vergnügungssucht des Volkes täglich gesteigert und täglich befriedigt durch öffentliche Spiele, und unvermerkt blieben die Zügel der Regierung in den Händen der Triumvirn und Dictatoren, die bald anfingen, sich Imperatoren zu nennen und damit der Republik auch formell ein Ende zu machen. Jetzt nahm Rom zu an Bequemlichkeit und Herrlichkeit, sowie an Knechtschaft, und wenn zuletzt das Rom der Republik eine Räuberhöhle schien,

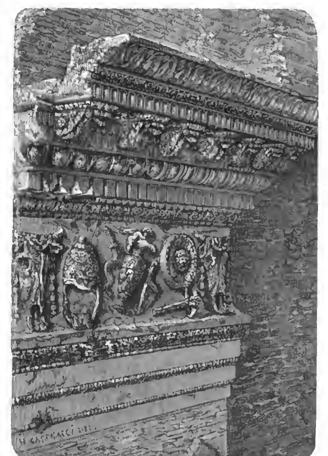


Ansicht des Campo Vaccino (Forum Romanum).

aber dabei doch eine, die sagen konnte, „der Staat, das bin ich," so war das Rom der Monarchie, obwohl mit vielen Kostbarkeiten aus drei Welttheilen geschmückt und in Gold und Marmor schimmernd, doch „nichts Anderes mehr im Staate, als das Königsschloß in Verbindung mit dem Armenhaus, das heißt ein nothwendiges Uebel."

Denn die Kaiser fügten zu dem Forum Romanum, frühern Residenz des freien Volkes, nun ihre eigene Residenz hinzu, die Cäsarenpfalz, die palatinische Burg. Schon Augustus suchte auf dem Capitol nur das Vorhandene zu erhalten oder zu verschönern, doch neue Werke ließ er dort nicht in Angriff nehmen. Dagegen gestalteten er und seine Nachfolger das Forum, welches nun seinen eigentlichen Begriff gänzlich zu verlieren anfing, vollständig um, indem sie so viel Monumente, als nur immer Platz hatten, dort aufzurichten sich bemühten. Und da es doch zuletzt an Raum gebrach, und die überhandnehmende Blasirtheit sich darin gefiel, den Platz mehr und mehr als Tradition zu betrachten, an der man nichts mehr zu ändern beliebte, so stellten die Cäsaren andere überschwänglich ausgestattete Plätze ihm an die Seite, als Gedächtnißstätten ihrer Herrschaft. So entstanden die Kaiserfora des Augustus, Nerva, Domitian, und das vor Allen berühmt gewordene des Trajan.

In ihm gipfelte die kaiserliche Pracht, wie die Cäsarenmonarchie überhaupt in Trajan ihren Zenith erreichte. Hadrian ermöglichte es noch, den größten Tempel der Stadt, das Doppelheiligthum der Venus und Roma mit seinem von Goldziegeln strahlenden Dach dicht an die Via sacra zu setzen, mitten ins Herz von Rom, an das äußerste Südende des alten Forums. Wer nun vom Riesenamphitheater der Flavier, die heilige Straße entlang, durch den Titusbogen, am Palatin vorbei, über das Forum Romanum, beim Capitol einbiegend die Kaiserfora hindurchwandelte, der übersah jene wunderbare Welt von statuengeschmückten Tempeln und Säulenhallen, wo, nach den Worten Claudian's, „der Blick stumpf wurde von den Flammen des Erzes und strömendem Gold."



Fries vom Tempel der Concordia.

Doch dies Alles sank in Schutt und Staub. „Haeret vox et singultus intercipiunt verba dictantis. Capitur urbs quae totum cepit orbem," so rief der alte Hieronymus, der selbst in Rom gelebt und geliebt hatte, aus, und diese mitleidige Klage um das alte Rom, sowie seine Wehmuth über die Nichtigkeit aller irdischen Größe drängt sich noch heute Jedem auf, der vom jetzigen Clivus Capitolinus aus die staubbedeckte Wiege der Weltherrschaft überblickt.

Aber die Stimmen des Fremdenhasses unter den Geschichtschreibern oder Archäologen wollen wir füglich überhören; wir wissen es besser jetzt; nicht die Gothen, nicht die Vandalen haben, wenngleich Rom mit Feuer und Schwert erobernd und behauptend, die Denkmäler dem Erdboden gleich gemacht und die Statuen zerschlagen, dies haben principes inter pares zumeist die Römer gethan, non barbari, sed Barberini.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß Theodorich, der Gothenkönig, die Denkmale und plastischen Kunstschätze Roms, für welche er eine wahrhaftige Pietät an den Tag legte, durch Edicte zu schützen suchte. Allein die Entartung und Barbarei der Römer war schon auf einen so bedenklichen Grad gestiegen, daß die schärfsten Strafandrohungen nicht hinreichten, sie von der gemeinsten Plünderung ihres öffentlichen Eigenthums abzuschrecken. Sie schlugen Statuen entzwei, um sie des Metallschmuckes zu berauben, sie rissen die Platten von Goldblech von den Wänden, sie stahlen die Dachziegel und brachen die Klammern aus den Fugen der Gebäude. Ein solches demoralisirtes Diebsgesindel befand sich aber bei keinem vom Norden hereinbrechenden Kernvolk, es wuchs und gedieh nur auf dem ureigenen Boden des mittelalterlichen Roms.

Im zehnten Jahrhundert, als Otto der Dritte sich Rom unterworfen hatte, gewährte das Forum schon einen unsäglich traurigen Anblick. Der Tempel der Venus und Roma tief verfallen, nur die riesigen Monolithe von blauem Granit standen noch unversehrt, ein hinreißender Anblick. Unübersteiglicher Schutt deckte die Stufen zu den Tempeln und Basiliken, zahllose Trümmer von Säulen, Architraven lagerten überall wie versteinerte Larven in wunderlichem Gemisch. Zwischen dem berühmten Tempel der Concordia, wo Cicero einst donnernde Reden hielt, und dem Severusbogen, der zugleich als Glockenthurm diente, war eine Kirche entstanden, die dem heiligen Sergius und zugleich dem heiligen Bacchus geweiht war. In solcher Bigamie von Heidenthum und Christenthum haben viele kirchliche Monumente Roms lange Zeit verharrt. Neben den Resten der Basilika Julia erhob sich der damals sogenannte Tempel des fürchterlichen Catilina und die Kirche S. Antonio, wo heute zur S. Maria Liberatrice, zur Befreierin von den Qualen der Hölle, gebetet wird. Denn die Stätte, worauf ihre Kirche sich erhebt, hieß der Infernus, auch Lacus Curtius; er befindet sich über dem Schlunde, in welchen der edle Römer sich zur Rettung des Vaterlandes hinabgestürzt haben soll. In einer von bronzenen Thüren verschlossenen Höhle lag daselbst der Drache, welchen der heilige Sylvester erschlug. Am mamertinischen Gefängnisse lag die Statue des Flußgottes Marforio. In welchem Zustande sich die Tempel des Saturn und des

Vespasian, zwischen denen der alte Clivus Capitolinus hinaufführte, damals befanden, blieb ungemeldet, das Capitol selbst, dessen Wände mit Glas und Gold bedeckt gewesen, lag in immer noch ehrfurchtgebietendem Verfall.

So am Ende des ersten Jahrtausends.

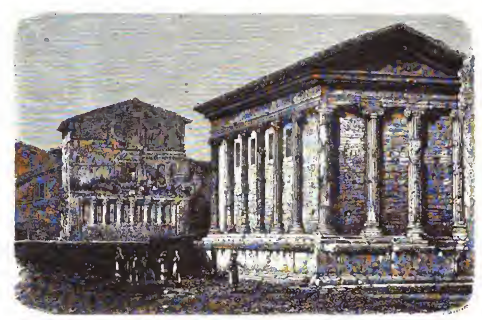
Die folgenden Jahrhunderte ließen es nicht an Zerstörungen fehlen; die Kirchengewalt drückte gern alles Heidnische nieder, sie plünderte die werthtragenden Denkmale, schmückte ihre Basiliken damit, anathematisirte den Ort, wo ein heidnischer Cultus geblüht hatte, und nahm dann mit Weihwedel und Weihrauch zum Zweck christlicher Religionsübung Besitz von dem Rest.

Die Prachtliebe der Päpste aus der Renaissancezeit verschmähte es trotz des gerühmten Verständnisses für die Antike keineswegs, gerade so und wo möglich noch schlimmer zu verfahren. Mußten doch selbst Raphael und Michel Angelo, gewiß mit Widerwillen, das Alte vielfach und als Material zu Neubauten benutzen.

So können wir uns in Gedanken die Uebergänge von der Blüthezeit der höchsten Pracht des Forums bis zum letzten Standpunkte seiner traurigen Verlassenheit leicht vermitteln. Es war die Zeit, da sich keine menschliche Seele mehr um die Ruinen Roms zu bekümmern schien, und auf dem Campo vaccino haushoch über dem alten Pflaster nur die Büffelkarren aus der Campagna schwerfällig hin- und herrollten.

Erst in neuester Zeit, seitdem der Sinn für classische Studien zum zweiten Mal nachhaltig erwacht ist, haben Ausgrabungen stattgefunden, und neben der Alles besiegenden Macht der Zerstörung macht sich freilich viel zu spät auch eine erhaltende Tendenz auf dem ehemaligen Forum Romanum geltend. Es gelingt ihr kaum, unsere Wehmuth zu mindern, wenn wir den heutigen Schauplatz überblicken.

Unsere Abbildungen zeigen uns noch auf hohem Unterbau acht Säulen mit ziemlich erhaltenem Architrav; es sind die Reste des Saturnustempels, in welchem der Staatsschatz der



Tempel der Fortuna virilis.

Republik aufbewahrt wurde. Die drei cannelirten Säulen daneben gehörten einst zum Tempel des Vespasian; zwischen beiden Ruinen führte der alte Clivus empor. Im Hintergrunde rechts sehen wir einige elende Trümmer vom Concordientempel. (Die kleine Abbildung zeigt ein ziemlich erhaltenes Stück vom Gesimse desselben, wie solche im Porticus des Tabulariums aufbewahrt werden.) Schauen wir vom Saturnustempel auf den Campo vaccino hinunter, so haben wir ein Feld neuester Ausgrabungen vor uns, welche den Fußboden der Basilica Julia bloßgelegt haben. Im Hintergrunde stehen drei Säulen vom Dioskurentempel; sie gehören zu den schönsten Zeugen verklungener Pracht, auf welche die Sterne herniederschauen.

Zwischen den Säulen des Saturnusheiligthums (vorn links), aber kaum zu erkennen, erhebt sich die dem Severusbogen gegenüberstehende Phocassäule. Diese „colonna infamo“ des griechischen Kaiserthums wurde im Jahre 608 von dem Exarchen Smaragdus aufgestellt. Der letzte öffentliche Schmuck des antiken Roms, der schon unter Ruinen und mitten in der Bedrängniß durch die Longobarden aufgerichtet wurde, mußte das Standbild eines liederlichen, mißgeformten, byzantinischen Tyrannen sein. Durch ein grausames Spiel des Zufalls blieb gerade diese Säule, die Zeugniß giebt von der Schande Roms, erhalten und steht noch heute auf dem geweihtesten Fleck römischer Erde, während ringsum so viele herrliche Werke, die von Roms Macht und Größe erzählen könnten, spurlos verschwunden, unter Schutt und Moder begraben sind.

Ein Besuch in der Alterthumssammlung zu Neustrelitz.

Parchim in Mecklenburg im December.

Als ich im vergangenen Sommer Neustrelitz besuchte, erfuhr ich, daß der Archivrath Masch sich dort befinde, um die „Alterthumssammlung" neu zu ordnen, und daß er soeben seine Aufgabe vollendet habe. Er war freundlich bereit, uns die Alterthümer zu zeigen und Erläuterungen zu geben.

Wir begaben uns nach dem Collegiengebäude, wo im untern Geschosse die Alterthümer aufgestellt sind. Bevor der Archivrath erschien, besahen wir vorläufig die ebenfalls dort untergebrachte Privatsammlung des Medicinalraths R., welcher gerade gegenwärtig war und uns gern die Schränke öffnete. Mir fielen sogleich einige römische Alterthümer, die in Mecklenburg gefunden worden sind, in die Augen. Außer einigen römischen Lampen von der gewöhnlichen Form bemerkte ich eine ziemlich große Agatgemme, welche vor längeren Jahren auf dem Mirower Felde in einem Lehmklumpen entdeckt worden war. Man sieht auf derselben vier römische Krieger auf scheuen und stürzenden Rossen. Vom Himmel regnet Feuer. Rechts oben steht eine dicke Wolke, links unten ein Baum, dessen Aeste herabstürzen, und auf der entgegengesetzten Seite befindet sich ein Gewässer, zu welchem eine weiße Ader im Stein benutzt worden ist. Der verstorbene Professor Schröter in Rostock glaubte hierin die Rettung des Kaisers Antonius im Quadenkriege zu erkennen. Ein Gewitter, das sich in Folge der Gebete eines ägyptischen Magiers entlud, erquickte, nach der Erzählung des Cassius Dio, die eingeschlossenen Römer und verbreitete Verderben unter den Feinden. Nach anderer Erzählung war es aber kein heidnischer Priester, sondern es waren die im Heere dienenden Christen, deren Gebet das Wunder bewirkte. Auf der Antoninssäule in Rom ist diese Begebenheit dargestellt, doch scheint der Künstler der Frage, ob der heidnische Merkur oder der Christengott das Heer gerettet, absichtlich aus dem Wege gegangen zu sein, denn er hat den Dämon des Südwindes abgebildet, von dessen Haupt und Armen die Fluthen herabströmen.

Mir war Schröters Erklärung von früher her bekannt, und deshalb betrachtete ich den Stein mit besonderem Interesse, muß indessen gestehen, daß ich keine rechte Uebereinstimmung weder mit der Darstellung an der Antoninssäule, noch mit den Erzählungen der Historiker fand. Mich erinnerte das Bild weit mehr an den Bericht, welchen Livius vom Ende des Romulus giebt: „Als Romulus eine Musterung des Heeres auf dem Marsfelde am Ziegenteiche hielt, brach plötzlich ein Ungewitter unter großem Krachen und Donnerschlägen aus, und eine Regenwolke verhüllte den König so dicht, daß sie ihn den Augen der Versammelten entzog. Und nicht mehr war von jetzt an Romulus auf Erden." — Doch ich überlasse die Entscheidung hierüber den gelehrten Archäologen. Jedenfalls ist die Gemme, abgesehen von dem Interesse, das ihre Auffindung auf mecklenburgischem Boden erweckt, auch an und für sich von Bedeutung, und verdiente wohl eine genauere Untersuchung.

Nicht minder merkwürdig erschien mir eine daneben liegende, aber bedeutend kleinere Agatgemme. Diese wurde neben angelsächsischen Münzen, arabischen Dirhems, silbernen Ringen, Ketten und dergleichen ebenfalls in Mecklenburg gefunden. Was von Metall war, ist von den Findern sogleich eingeschmolzen worden, wie dies leider nur allzu oft geschieht, und nur die Gemme blieb glücklicherweise erhalten. Auf derselben ist in Gold der siebenarmige Leuchter des Tempels zu Jerusalem abgebildet, wie man ihn im Relief am Triumphbogen des Titus zu Rom sieht. Um das Bild zieht sich eine hebräische Inschrift, welche verdeutscht lautet: „anzuzünden die Lichter des Sabbath".

Wir wollten uns eben zu den germanischen und wendischen Alterthümern wenden, den Urnen, Armringen, Schwertern, Spangen, Spindelsteinen u. s. w., als der Archivrath eintrat. Wir begaben uns deshalb nach dem vordern Zimmer zurück, wo die Steingeräthschaften aufgestellt sind, und hier begann er folgendermaßen.

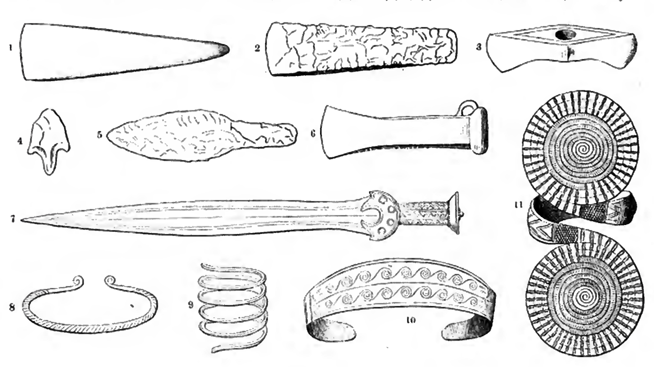
„Wenn wir uns über die Anfänge der Cultur in unserm Lande unterrichten wollen, so finden wir uns ausschließlich auf das Material angewiesen, welches die Gräber der Vorzeit darbieten. Man unterscheidet da erstens die Urgräber oder Hünengräber, welche die Form eines Oblongums haben, mit großen Granitpfeilern umstellt und im Osten mit riesigen Granitplatten bedeckt sind. Diese Gräber haben oft eine Länge von 120 bis 160 Fuß. Alle Geräthschaften und Waffen, welche sich in denselben vorfinden, sind aus Stein gearbeitet. Man schreibt die Hünengräber einem untergegangenen Fischer- und Jägervolke zu, das mit den heutigen Lappen am nächsten verwandt war. Die zweite Art sind die in Mecklenburg sehr zahlreich vorhandenen Kegelgräber, welche die Form kreisrunder Hügel haben, mitunter sehr niedrig sind, öfter auch bis zur Höhe von 25 und 30 Fuß sich erheben. In diesen Kegelgräbern, welche man für Denkmäler der alten Germanen hält, finden sich ausschließlich Gegenstände von Bronze und Gold. Die dritte Classe endlich sind die Wendengräber, langgestreckte, aber unscheinbare Erhebungen des Bodens, wo unter einer geringen Erdschicht die Graburnen massenhaft eine neben der andern stehen. In den Wendengräbern finden wir vorzugsweise Eisen und Silber. Diese Eintheilung ist zwar in neuerer Zeit angegriffen worden, namentlich hat sich mein Freund Lindenschmit in Mainz dagegen erklärt, trotzdem aber halte ich es für das Beste, bei der alten Weise zu bleiben."

„Nach diesen vorläufigen Bemerkungen," so fuhr der Archivrath fort, „wollen wir zum Einzelnen übergehen. Graburnen aus den Hünengräbern haben wir in unserer Sammlung leider gar nicht; sie sind überhaupt sehr selten. Was Sie dort, über den Steinsachen, von Urnen aufgestellt sehen, gehört der spätern Zeit an, und ich habe sie nur deshalb dorthin gebracht, weil Platz da war und weil sie hübsch aussehen. Desto größere Auswahl haben wir von Steingeräthschaften. Das einfachste Werkzeug ist der Keil, der bald von Grünstein oder Serpentin verfertigt wurde und dann glatt polirt ist (Figur 1), bald von Feuerstein mit rauher Oberfläche (Figur 2). Der Keil ist das vielseitigste Werkzeug, denn man kann ihn auch als Meißel, als Beil, Messer, Waffe, kurzum fast zu jedem Zwecke verwenden. Ein Fortschritt in der Cultur ist es bereits, wenn man das Steinwerkzeug durchbohrt, entweder an der einen Seite oder in der Mitte, um einen hölzernen Stiel hindurchstecken zu können. Dann entstehen die sogenannten Streitäxte und Hämmer (Figur 3), die oft recht zierlich gearbeitet sind. Namentlich erregt die schöne Politur und die Sorgfalt und Genauigkeit, mit der das kreisrunde Loch gebohrt ist, unser gerechtes Erstaunen."

Wir wurden auf einige noch unvollendete Geräthschaften

aufmerksam gemacht, an denen man die **Methode des Durchbohrens** deutlich zu erkennen vermag. Auf beiden Seiten war eine trichterförmige Vertiefung eingebohrt, aber die Mitte des Steines noch nicht durchbrochen. Ein anderer Stein, bei dem erst eine ringförmige Vertiefung zu sehen war, ließ auf ein noch mehr vervollkommnetes Verfahren schließen. Einige Exemplare wiederum legten Zeugniß ab von der Sparsamkeit ihrer ehemaligen Besitzer; **Streitäxte** nämlich, die an der Stelle des Loches abgebrochen waren und neben dieser Stelle noch ein zweites Loch erhalten hatten, so daß das verkleinerte Werkzeug wenigstens als Hammer hatte weiter benutzt werden können. Wir sahen auch verschiedene **Werkzeuge aus Feuerstein, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen** (Figur 4), **Messer** (Figur 5), **Sägen** und dergleichen; sämmtlich so geordnet, daß man von dem Fortschritt in der Technik sich bequem unterrichten konnte. Ich hatte früher einmal gehört, daß Feuersteine, welche tief aus der Erde hervorgeholt werden, noch weich sind und sich leicht bearbeiten lassen, und äußerte diese Ansicht. Der Archivrath meinte jedoch, er habe alle Feuersteine ohne Unterschied stets von gleicher Härte gefunden, und glaube, daß nur durch successives Abklopfen von Splittern der rohe Feuerstein in die gewünschte Form gebracht worden sei. Hierbei habe man sich runder, faustgroßer Feldsteine bedient, von denen er uns einige vorwies.

Wir kamen dann zum Inhalte der **Kegelgräber**. Zunächst zeigte uns unser Führer die zahlreichen **Grabgefäße**, welche völlig den altitalischen Graburnen gleichen. Die größeren dienten zur Aufnahme der Gebeine, in den kleineren findet sich fettige Asche neben vereinzelten Knochenstücken. Von den Bronzesachen war der größere Theil mit dem schönen grünen Rost überzogen, der an antiken Bronzen von jeher hoch geschätzt worden ist; einzelne Gegenstände aber sahen noch so frisch und neu aus, als wären sie vor Kurzem



erst angefertigt worden. Diese letzteren Gegenstände sind aber alle im Torfmoore gefunden worden, in dem sich die Bronze Jahrtausende lang völlig unversehrt erhält.

Was nun die Gestalt der in den Kegelgräbern gefundenen Gegenstände betrifft, so waren wir schon im Voraus aufmerksam gemacht worden auf die durchweg edelen, aber auch ganz eigenthümlichen Formen, durch welche die sogenannte Bronzeperiode genau charakterisirt ist, und ich empfing in der That den Eindruck, als wenn ich es mit griechischen Alterthümern der Homerischen Zeit zu thun hätte. Besonders fielen mir die metallenen Diademe auf (Figur 10), wie sie an griechischen Statuen von Göttinnen und Königinnen oft vorkommen, und die auch Homer unter verschiedenen Namen erwähnt. Sie waren von allen Arten vorhanden, theils in vollständiger Kreis- oder Kranzform und hinten mit einem Doppelhaken oder sauber gearbeiteten Scharnier geschlossen (stephanos), theils den Hinterkopf freilassend (stephane), theils auch als einfache Metallplatte, bloß zum Stirnschmucke dienend (ampyx). Die gewöhnlichen Verzierungen dieser Diademe und der meisten anderen Gegenstände waren Zickzacklinien und Spiralen, genau so wie man sie im Schatzhause des Atreus zu Mykene an einem Säulenfuße und an anderen Marmorfragmenten sieht. Ich erfuhr, daß diese Diademe von völlig antiker Form sich vorzugsweise in Mecklenburg finden, dagegen in Süddeutschland gar nicht vorkommen. Die spiralförmigen **Armringe** und **Fingerringe** ferner (Figur 9) erinnerten mich an Homer's Erzählung von Hephästos, der in der Grotte der Thetis unter anderen Schmucksachen für die Göttinnen auch elastische Spiralen schmiedet. In einem Paar schöner goldener Fingerringe dieser Art erkannten wir alte Bekannte wieder. Sie waren ehedem beim Ausbaggern der Havel gefunden worden; mein Schwiegervater hatte sie den Arbeitern das Stück für einen Louisd'or abgekauft und an die Alterthumssammlung abgeliefert. Zahlreicher noch als diese elastischen Spiralen waren die **Spiralplatten**, die theils als Handbergen den Unterarm beim Kampfe schützten (Figur 11), theils in kleinerm Maßstabe als Fingerringe benutzt wurden; andere, welche mit einem Bügel und einer Nadel versehen waren, dienten als Spangen, und diese waren zum Theil von sehr beträchtlicher Größe. So mögen wohl jene alterthümlichen Spangen zu denken sein, die Hephästos bei der Thetis schmie-

dete, und wenn Bötticher in seiner Tektonik der Hellenen die Ringe am dorischen Säulenhalse für eine Nachahmung jener vorher erwähnten elastischen Spiralringe erklärt, so wird es wohl auch erlaubt sein, bei den Schnecken des ionischen Capitäls an eine Nachbildung dieser Spiralplatten zu denken. Auch Anderes noch erinnerte mich an griechische Architektur. Bei den ionischen Säulenfüßen ist mitunter der sogenannte Torus, der sich wie ein dicker Ring um die Säule legt, nach der Aehnlichkeit seiner zu einer Rundschnur zusammengedreheter Stränge gebildet. Genau so sind die metallenen Halsbänder der Kegelgräber (Figur 8), und bei einzelnen zumal war mir die vollständige Uebereinstimmung mit jenem griechischen Ornamente höchst überraschend.

Von griechischer Form waren ferner auch die Waffen. Die Homerischen Helden trugen bekanntlich kurze, zweischneidige, am Griffe mit silbernen Nägeln oder Nieten verzierte Schwerter, und ganz dieselben finden sich auch in den Kegelgräbern (Figur 7), nur daß hier die Niete nicht von Silber sind, weil dieses Metall in der deutschen Bronzezeit überhaupt nicht vorkommt. Die kurzen, breiten Dolche zeigten gleichfalls antike Formen. Bei anderen Gegenständen, Pfeilen, Lanzenspitzen, Scheermessern, Pincetten und dergleichen war die Aehnlichkeit weniger auffallend, weil hier der Zweck des betreffenden Instrumentes keine wesentlichen Abweichungen in der Form gestattet; bei den früher erwähnten Gegenständen jedoch erregten die griechischen Formen, welche doch nicht dem bloßen Zufall zugeschrieben werden können, mein Erstaunen, und ich äußerte dies auch gegen den Archivrath. Dieser aber meinte, an eine Einführung auf dem Wege des Handels sei schwerlich zu denken, denn alle jene Gegenstände seien im Lande selbst verfertigt worden; man habe noch an mehreren Orten Gußstätten mit Schmelztiegeln und Klumpen von Gußerz gefunden und daneben vielerlei fertige Geräthschaften und Schmucksachen, aber alle von verschiedener Gestalt. Uebrigens sei die Verwandtschaft mit Griechenland nicht auf die Form allein beschränkt, sie erstrecke sich auch auf das Material. Die griechische und mecklenburgische Bronze bestehe nämlich nur aus Kupfer und Zinn, etwa im Verhältnisse von 9 zu 1, während die römische Bronze und die in den russischen Ostseeprovinzen gefundene auch noch Zink und Blei enthalte. Uebrigens, fügte er hinzu, haben wir auch in der Bronzezeit eine specifisch deutsche Waffe, die keine Aehnlichkeit mit den Waffen der südeuropäischen Völker hat, nämlich die von Tacitus geschilderte Framea. Dabei zeigte er uns einige schwere, meißelförmige Lanzenspitzen (Figur 6). Diese konnten sowohl zum Stoße wie zum Wurfe gebraucht werden, und in dem kleinen Henkel in der Nähe des Schaftloches war ein Riemen befestigt, an dem man den Speer nach einem Wurfe wieder zurückziehen konnte. In mehreren Gräbern hat man diese Framea neben der bestatteten Leiche noch vollständig gefunden, mit dem eichenen Schafte von 3 bis 4 Fuß Länge und dem ledernen Riemen.

Wir wandten uns dann zu den Eisengeräthschaften, der Ausbeute der Wendenkirchhöfe. „Hier," sagte unser Führer, „sieht Alles gleich viel moderner, aber auch weit roher und plumper aus. Von den edelen und eigenthümlichen Formen der Bronzezeit ist weder an den Urnen, noch an den Waffen und Geräthschaften etwas zu bemerken; es fehlen die Frameä, die Handbergen, die Spiralringe, die Spangen mit Spiralplatten, die kurzen zweischneidigen Schwerter und Dolche. Dafür treten gerade, einschneidige Schwerter aus Eisen auf; große hutförmige Schildbuckel, modern geformte Messer, Lanzen, Pfeile, Schilde, Streitäxte, Ringe, kleine Brustspangen mit dünnen Nadeln, Kämme aus Knochen, Schnallen u. s. w., kurz, lauter Gegenstände, welche der Erklärung nicht bedürfen, weil ihre Formen allgemein bekannt sind. Die Prillwitzer Götzen endlich mögen Sie sich allein ansehen und selbst entscheiden, ob dieselben echt oder unecht sind."

Wir gingen also zu dem Schranke, wo diese vielbesprochenen Götzenbilder aufgestellt sind, — eine zahlreiche, aber schauderhafte Gesellschaft, und noch dazu von dunkler Herkunft. Ein Kupferschmied will sie bei Prillwitz, auf der Stätte des alten Rhetra, des Hauptheiligthums der Wenden, gefunden haben. Als sie ihm gut bezahlt wurden, hat er alsbald noch eine zweite Lieferung nachgebracht, die aber jedenfalls unecht ist; hier scheinen ihm Bilder auf alten Ofenkacheln als Modelle gedient zu haben, und merkwürdigerweise sind diese auch sämmtlich platt auf der Rückseite, als wären es abgesägte Reliefs. Die erste Reihe ist jedoch von namhaften Forschern, wie Jakob Grimm, für echt erklärt worden, schon allein wegen gewisser Eigenthümlichkeiten der darauf befindlichen wendischen Runen, von denen ein einfacher Kupferschmied keine Kenntniß haben konnte. Man erzählt übrigens auch, der Entdecker habe nicht kupferne, sondern goldene und silberne Götzenbilder gefunden, diese aber eingeschmolzen, nachdem er sie in Kupfer nachgebildet. Ich gebe diese Sage, ohne irgend welche Bürgschaft dafür übernehmen zu können.

Je näher ich mich von dem Reichthum und dem Werthe der Sammlung überzeugte, um desto mehr mußte ich bedauern, daß bis jetzt auch noch nicht einmal die merkwürdigsten Stücke publicirt worden sind. Als ich einige Wochen früher das Centralmuseum in Mainz besuchte*), fand ich dort zahlreiche Abgüsse nicht nur von den Alterthümern der Schweriner Sammlung, sondern auch manches andere weit kleinere Museum war dort vertreten; nur von der Strelitzer Sammlung fand sich dort noch absolut gar nichts vor, ein Beweis, daß sie noch viel zu wenig gewürdigt wird. Ich äußerte mich in diesem Sinne gegen den Archivrath, und dieser erzählte mir, daß man früher einmal eine Publication begonnen habe; etliche lithographische Platten standen auch noch in einer Ecke, das Unternehmen sei aber nicht zu Ende geführt worden. Hoffen wir, daß es bald geschehe!

Dr. L. G.

*) Ein Denkmal des Ruhmes, welches Lindenschmit sich gestiftet hat. R.

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Vierte Abtheilung (Schluß).

Am nächsten Morgen, dem 7. August, erreichten wir die höchste Höhe des Gebirges. Wir brachen erst um 7 Uhr auf, hatten in mehrstündiger Entfernung südöstlich von uns einen kleinen Höhenzug mit zackigen, scharfkantigen Formen, Emi Su genannt; östlich von uns, circa eben so weit, lag Emi Tomortu, eine kurze Berg- oder Felskette, und in 360 Grad thronte der mächtige Kegel Emi Timi, vielleicht nach dem Tusidde der höchstgelegene und imponirendste Berg Ti-

bestis. Wenn auch unsere Richtung mannichfach variirte, war unsere Durchschnittsrichtung doch 50 Grad. Um 8 Uhr wurde die Gleichmäßigkeit des Terrains etwas unterbrochen durch eine Einsenkung mit zahlreichen, abgerundeten Kalk- und Thonhügeln. Wir verließen sie, um in das Bett des Enneri Nemagaiyasko hinabzusteigen, der sich hier von Südwest nach Nordost gegen den Enneri Isotui hin erstreckt, dessen Nebenfluß er ist. Der Isotui selbst führt sein Wasser dem Enneri Bardai zu. Aus dem genannten Flußbette aufsteigend, erblickten wir östlich vom Wege die Felskette Emi Sofo, und in 70 Grad vor uns Emi Dochanu, einen spitzen Bergkegel, der eine bis zwei Stunden entfernt schien. In weiterer Ferne war der östliche Horizont durch eine imposante Gebirgskette begrenzt. Nachdem wir uns über flache Lehmhügel hin dem Emi Dochanu genähert hatten, gewinnt allmälig wieder jener leichte, poröse Felsgrund die Oberhand (Dolomit), der jedoch oft von hoher Kalkschicht bedeckt bleibt. Allmälig näherten wir uns der soeben erwähnten, mächtigen Gebirgskette, die den östlichen Horizont begrenzte, und erreichten seine nördliche Extremität in nordöstlicher Richtung um $3^1/_2$ Uhr. Ein anderer, fernerer, bedeutender Gebirgszug schien von Nordwest nach Südost zu verlaufen und versperrte den nördlichen Horizont. Am nördlichen Ende der ersteren stiegen wir sehr rapide und jäh zwischen kolossalen Felsen und über furchterregende Abgründe in die Tiefe. In den tiefen Einschnitten, welche im Laufe der Jahrtausende die abfließenden Wässer in die starren Felsen gruben, sah man, wie häufig der von mir als Dolomit angesprochene poröse, leichte Stein auf rosenrothen Kalksteinfelsen ruhte. Er war übrigens hier voller Ligniten. Alle Wasserläufe übrigens, oder ihre tiefen, engen Betten, die uns im Laufe des Nachmittags aufstießen, stellten Nebenflüsse des Enneri Udeno dar, dessen Bett hier unter 40 Grad verläuft. Wir betraten dasselbe um $4^1/_2$ Uhr, folgten seinem Laufe bis 5 Uhr und lagerten unter einigen Talhabäumen, die ihn zierten, den ersten Vegetationsspuren seit Enneri Dommado. Enneri Udeno (Gazellenfluß) ist ein Nebenfluß des Bardai und bahnt sich in mühsamen Windungen quer durch die Felsen seinen engen Weg. Die senkrechten Uferwände, welche ihn einzwängen, messen wohl 150 Fuß und bestehen zur untern Hälfte aus Kalkstein und zur obern aus Sandstein. Oft ist der Weg versperrt durch gigantische Sandsteinblöcke, welche, wie durch urweltliche Kraft herabgeschleudert, den Boden bedecken. Auf ihren glatten Wänden sieht man zahlreiche Zeichnungen solcher Art, wie sie Barth in dem Thale Telisarhe unfern Ghat fand, und denen er eine so hohe Bedeutung für die Kenntniß antiken Culturlebens dieser Länder beilegte. Auch hier waren die Gegenstände des Künstlers meistens Rinder, und diese stets mit nach vorn gebogenen Hörnern. Die Linien waren mit fester Hand in den Stein gegraben; diese Sicherheit in der Ausführung hatte jedoch nicht immer eine entsprechende Naturgetreuheit und künstlerische Ausführung zur Seite gehabt. Für Leute, die derartige Thiere nur im Sudan oder in Bornu auf ihren Reisen gesehen hatten, war die Wiedergabe anerkennenswerth; doch, die Wahrheit zu sagen, viele waren sehr knabenhaft in der Conception und in der Ausführung. Wie bei den Barth'schen Zeichnungen waren auch hier die Beine das Mangelhafteste; sie schienen nur vier einfache Holzstäbe zu sein, und entbehrten der Füße gänzlich. Einige der Rinder trugen den Sudansattel zum Reiten; alle trugen aber einen Strick um die Hörner gewunden, an denen zum Theil von unsichtbarer Hand gezogen wurde, wie man aus der widerstrebenden Stellung des Rindes (die vier steifen Beine gegen den Boden gestemmt) leicht erkannte. Neben Rindern fand sich noch ein vereinzeltes Kameel, aber roher dargestellt als das Rindvieh, obgleich die Modelle doch dem Künstler täglich vor Augen waren, oder war es zu einer Zeit, als das Rind das gebräuchliche Lastthier dieser Gegenden und das Kameel kaum gekannt war; oder endlich, war das Kameel in neuerer Zeit in schlechter Nachahmung der Rinderzeichnungen von einem modernen Tibbu gravirt worden, wie ich anzunehmen geneigt bin? Eine einzige menschliche Figur haben die Künstler den Thierzeichnungen beigefügt. Es war ein Krieger, fast in Lebensgröße, en face gesehen, die noch jetzt gebräuchliche Tibbulanze aufrecht in der einen Hand haltend, in der andern den Schild. Wenn ich auch auf der einen der Zeichnungen neben den wohlgezeichneten Rindern ein phantastisches, thierisches Geschöpf, das ich vergeblich zu classificiren bemüht war, fand, so bin ich doch weit davon entfernt, allegorische Bilder und mythologische Darstellungen darin zu suchen. Gern hätte ich sorgfältig die Zeichnungen aller Felsblöcke gesammelt, doch meine Kräfte waren am Tage unserer Ankunft im Enneri Udeno nach zehnstündiger Fußwanderung, ohne alle Nahrung, über die schwierigen Felsen allzu erschöpft, und in meiner Abhängigkeit von Arami u. Co. konnte ich meine Begleiter am nächsten Morgen nicht dazu überreden, mir eine Frist von einigen Stunden zu gewähren. Dies um so weniger, als sie Alle nicht daran zweifelten, daß der Ursprung dieser Zeichnungen einem der Ihrigen in nicht gar zu lang verflossener Zeit zuzuschreiben sei, das Product eines müßigen Ziegenhirten. Ich erwähne zu gleicher Zeit, daß vor nicht gar langer Zeit das Rind bei den Dirkemaua, die zu Dumos zwischen Tibesti und Borgu leben, doch dem erstern Lande angehören, gefunden wird.

An der Stelle des Enneri Udeno, an welcher wir lagerten, hausen, wie männiglich bekannt ist, böse Geister (Mosi), und da diese dort zu Lande einen besondern Widerwillen gegen Pulvergeruch haben, so ließen sich meine Begleiter es nicht nehmen, so lange Flintenschüsse abzufeuern, bis sie die Luft gereinigt glaubten.

Wir waren an diesem Tage mehr als 1000 Fuß hinabgestiegen, wie mein hypsometrischer Apparat bewies, der den Kochpunkt bei einer Lufttemperatur von 29,7° C. auf 96,27° C. angab, was ungefähr einer Erhebung von 3300 Fuß entsprechen würde.

Am folgenden Tage, dem 8. August, mußten wir Bardai erreichen, und es war Zeit, denn schon seit $1^1/_2$ Tagen waren unsere Datteln zu Ende. Arami hatte am 7. früh seinen Diener vorausgeschickt, um den Sultan und Bu Zid heimlich von unserer nahe bevorstehenden Ankunft in Kenntniß zu setzen, und um die Uebersendung von Datteln bis zu einem bestimmten Punkte unseres Weges zu bitten.

Arami, unterstützt von seinem gehorsamen Neffen Byrsa, hatte während unserer Reise ein mißachtendes, ja fast drohendes Benehmen an den Tag gelegt, und den unglücklichen Gatrouer, als meinen Vermittler, auf das Fürchterlichste mit Bitten und Drohungen aller Art geplagt, um ihn zum Verrathe der Schätze zu bringen, die ich nach ihnen nothwendig verbergen müßte. Im guten Vertrauen auf meine Armuth brachte ich es dahin, daß sie eine Ocularinspection meiner Kisten vornahmen. Ueberzeugt, daß wenigstens keine Stoffe (Burnus, Toban, Cham), auf die ihre Habgier vorzüglich erpicht ist, vorhanden sein konnten, blieb ihnen nur der Verdacht verborgenen Geldes. An diesem letzten Tage entdeckte ihr scharfes Auge noch einen weißen Burnus, den ich zu meinem eigenen Gebrauche in meine Decke gewickelt und so ihrer Aufmerksamkeit entzogen hatte. Arami ruhte natürlich nicht eher, als bis er in seiner Gewalt war. Meine anfängliche Weigerung beantwortete er einfach durch die Drohung, mich meinen Weg nach und Einzug in Bardai allein machen zu lassen, was, wenn ausgeführt, für mich von den übelsten

Folgen gewesen sein würde. Im Besitze des Burnus, versicherte er mich dagegen seiner ganzen Dienstwilligkeit, und wiederholte sein Versprechen, mich nicht allein während meines Aufenthaltes in Bardai zu beschützen und zu ernähren, sondern auch mit Gottes Hülfe ungeschädigt an meinem Leibe mit meinen Leuten auf den Weg nach Fesan zurückzugeleiten.

Wir brachen um 6 Uhr aus dem Gazellenflusse auf, folgten zumeist seinem Laufe, der zuerst eine nördliche Richtung annimmt, ungefähr eine halbe Stunde, und verließen ihn, da er sogar einen westlichen Bogen macht, indem wir seine nordöstlichen Uferhöhen in 360 Grad überstiegen.

Auch heute dauerten die oft primitiven Zeichnungen riesenhafter Rinder auf den noch riesenhafteren Felsblöcken fort, und es war an diesem Morgen, daß ich das Bild des Kriegers fast in Lebensgröße entdeckte, der die Lanze in der linken und den durch ein großes Kreuz in vier Felder getheilten Schild in der rechten Hand hielt.

Sobald wir den Fluß verlassen hatten, schlugen wir die tägliche nordöstliche Richtung (40 bis 50 Grad) wieder ein und zogen über ein niedrig gehügeltes, steiniges Terrain, parallel einer südöstlich vor uns liegenden Gebirgskette, Kebrikota genannt, bis 8½ Uhr. Um diese Zeit stiegen wir etwas hinab auf ein Gebiet, das dicht gedrängt mit kleinen, spitzen, konischen Hügeln aus blätterigem Thongestein (?) besetzt war. Dasselbe wird vom Enneri Arabdei in nordöstlicher Richtung durchschnitten, und da dieser Fluß hier einen mehr nordnordöstlichen Verlauf hat, so passirten wir ihn und überstiegen seine etwa 50 Fuß hohen östlichen Uferhöhen in fast östlicher Direction, und setzten dann unsern Weg in 40 Grad fort. Bald darauf zogen wir neben dem Enneri Gonoa, der einer dem Arabdei analogen Richtung folgt, dahin und betraten sein Bett gegen 10 Uhr. In ihm wurde unser Auge durch eine lebendige Quelle erfrischt, die in der Mitte seines Bettes unter immensen Felsblöcken hervorquillt, und in ihrer Umgebung eine Vegetation hervorruft, welche unserm entwöhnten Auge ein Bild der Ueppigkeit schien.

Beide Flüsse sind Nebenflüsse des Enneri Bardai.

Es war hier, daß wir mit hungerigen Magen der Ankunft der erbetenen Datteln und Nachricht vom Sultan und dem Marabet erwarteten. — Wir lagerten also hier, und ich wenigstens mit schwerem Herzen und bangem Vorgefühle. Die Nähe bewohnter Gegenden verrieth sich hier durch die häufige Erscheinung von Leuten und Eseln, welche sie an der Quelle tränkten. Jene waren nur Frauen und Kinder, alle in das nationale Schaffell gekleidet; die Kinder baarhäuptig, und wenn klein, ganz nackt; die Frauen hatten oft noch ein viereckiges Stück blauen Kattuns über Kopf und Schultern gehängt. Das Schaffell, das vorzüglich die Frauen adoptirt haben, wird, ohne irgend einer vorgängigen Manufactur zu unterliegen, in einer Weise von der Seite her um den Körper geschlungen, daß es, indem man seine verschiedenen Zipfel und Enden auf der einen Schulter und über der einen Hüfte befestigt, den einen Busen und das eine Bein unbedeckt läßt. Es bleibt jedoch immerhin merkwürdig, wie ein so wenig sich anschmiegendes, ganz unverarbeitetes Kleidungsstück der weiblichen Schamhaftigkeit so effectvoll dient.

Doch ich hatte augenblicklich noch wenig Sinn für die genauere Analysirung von Physiognomie und Tracht dieser Repräsentantinnen der weiblichen Bevölkerung Bardais. Ich war zu sehr voller Erwartung der Aufnahme, die unser wartete.

Bald erschien auch ein Jüngling mit einem beladenen Esel in unserer Mitte und documentirte sich als Mohammed, Sohn Akremi Temidomi's, des Onkels von Bu Zid. Er mochte circa 18 Jahre alt sein, war unter Mittelgröße, trug eine neue, rothe Takia, die ich stark im Verdacht hatte, meinem Vorrathe entnommen worden zu sein, hatte eine lichte Bronzefarbe seiner Haut, intelligente Augen, Stumpfnase (doch nicht im Genre der Negerstumpfnasen, die zugleich plattgedrückt sind, sondern eine kaukasische Stumpfnase), wohlgebildetes Kinn und rundlich ovales Gesicht, dessen untere Partien keineswegs prominirten. Er brachte die Datteln, über welche alle Welt mit Heißhunger herfiel, und die Nachricht, daß der Sultan seit einigen Tagen im nahegelegenen Dorfe Zui sei, doch im Laufe des Tages zurückerwartet werde. — Da es bei der bekannten Feindseligkeit der eigentlichen Bardaier allgemein für klüger erachtet wurde, erst nach Einbruch der Dunkelheit an Ort und Stelle einzutreffen, so brachen wir erst nach 3 Uhr aus dem Enneri Gonoa auf. Unsere Richtung wurde eine ostnordöstliche, und unser Weg führte uns zwischen Kalkbergen, Thonhügeln und Sandsteinfelsen, die allmälig höher und höher wurden und zuletzt eine Höhe von 300 bis 400 Fuß erreichten, durch. Gegen 4 Uhr passirten wir das breite Bett des Enneri Iraira, das, ausgiebige Windungen machend, einen durchschnittlichen Verlauf von W.S.W. nach O.N.O. hat.

Nach 5 Uhr betraten wir das Bett des Enneri Oroen, eines Nebenflusses des Iraira, das eingeklemmt zwischen circa 100 Fuß hohen Felsen (unten Kalkstein, oben Sandstein), mehr oder weniger von Süd nach Nord an diesem Punkte verläuft. Doch blieb unsere Durchschnittsrichtung während seiner Passage eine südsüdöstliche. Durch die massenhaften Steine und Felsblöcke, welche den Grund in großen Haufen bedecken, wird die Passage dieses Flusses äußerst penibel, ja für Lastthiere fast unmöglich. Um 6 Uhr verließen wir ihn, bogen allmälig in eine östliche Richtung herum und hielten um 7 Uhr am Eingange des Flußthales Bardai. Der Sohn Akremi Temidomi's ging voraus, um Sultan und Marabet von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen, und wir warteten unter einigen Talhabäumen die Antwort und den vollständigen Hereinbruch der Dunkelheit ab. Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte der Jüngling allein zurück mit der perfiden und wenig tröstlichen Antwort, daß der Sultan noch nicht von Zui zurück und Bu Zid ebenfalls in einem benachbarten Dorfe sei; doch ließ die Gattin Tafertemi's die Aufforderung ergehen, uns an ihrer Wohnung abzuliefern.

Zögernd schritt Arami an der Spitze unseres kleinen Zuges vorwärts. Wir wanden uns zwischen Gruppen von Dattelpalmen und Dumbäumen durch, die in graziösester und pittoreskester Weise vereinzelte Hütten aus Dattelpalmzweigen halb verbergen. Wir durchschnitten das breite Thal in schräger (nordöstlicher) Richtung und hatten unglücklicherweise den ganzen von eigentlichen Bardaiern bewohnten Theil des Thales zu durchziehen. Die Häuser oder Hütten wurden häufiger; ein dumpfes Geräusch, beherrscht von zahlreich schreienden, ja brüllenden menschlichen Stimmen ließ sich hören. Es waren die Einwohner, welche beim Gerüchte unserer Ankunft sich zusammengerottet hatten und uns blutig zu begrüßen kamen.

Ein Zaudern bemächtigte sich meiner Begleiter und Beschützer. Alle erwarteten nur die Entscheidung Arami's, uns unserm Schicksale zu überlassen und davonzueilen. Der Häuptling überlegte zaudernd. Es schien in seinem Innern ein Kampf vorzugehen zwischen der Furcht vor seinen eigenen Landsleuten und seiner Sucht zu herrschen und zu imponiren. Ich will zu seiner Ehre annehmen, daß einige edlere Gefühle, wie Pflichtgefühl und Mitleid, bei der Debatte in seinem Innern mitsprachen, doch sicherlich hatte seine Eitelkeit, die Sucht, mir und durch mich Fesan und der frommen Welt seine Macht zu zeigen, eine wichtigere Stimme bei der Entscheidung. Zum geringsten Theile ferner mochte die natio-

nale Antipathie, welche zwischen den eigentlichen Tibbu Reschade, westlich von den Bergen, und den „Nät Bardai“ herrscht, mitsprechen. Außerdem endlich, daß jene sich diesen überlegen glauben und in der That die edlen Geschlechter fast alle aus den westlichen Thälern stammen, liefern sie die Tibbubevölkerung Fesans, und hatten also Veranlassung, ihre Brüder und Vettern nicht durch einen feigen öffentlichen Mord an einer Person den Repressalien der Regierung Fesans auszusetzen. Alles dies mochte im Gemüthe des zaudernden Arami in die Wagschale seiner Ueberlegung fallen. Während derselben fühlten wir uns durchaus unbehaglich, das muß ich gestehen. Das Stimmengetöse kam näher und näher; die Männer brüllten (wahrscheinlich unter dem Einflusse des Lagbi, wie jeder redliche Einwohner von Bardai) und klirrten und rasselten mit den Waffen; die Weiber kreischten, wie überall, und die Kinder schrien. Schon unterschied man die einzelnen Stimmen, ihre Verwünschungen der Christen und ihre blutdürstigen Vorsätze. Mit einer Art verzweifelnder, resignirter Ironie verdolmetschte mir der treue Mohammed die unerbaulichen Bedeutungen ihres Geschreies. In seiner Kenntniß von Land und Leuten zweifelte er nicht daran, daß unsere letzte Stunde gekommen sei, doch kein Wort des Vorwurfs gegen mich kam über seine Lippen; stumm hielt er sein Gewehr kampfbereit in der Hand, und auch in diesem Augenblicke mußte ich die feindseligen Gefühle constatiren, welche der brave Mensch gegen Alles, was Tibbu heißt, nährt. Der Piemontese Giuseppe betrug sich wie ein Mann; Saad erging sich in Vorwürfen gegen mich, sie in eine so entsetzliche Lage gebracht zu haben, und Ali hatte kaum die Kraft, die Worte auszustoßen: „Verflucht sei das Geld, um dessenwillen ich hierherkam!“ Ich richtete halb neugierig, halb entsetzt, doch ergeben in die eiserne Nothwendigkeit, meine Augen auf die dunkle Masse, welche sich heranwälzte, und auf die einzelnen Schatten, welche man schon unterscheiden konnte. Da erhob sich Arami; sein Entschluß war gefaßt. Stolz ging er sofort auf die Andringlinge zu, die offenbar nicht erwartet hatten, ihn bei uns zu finden. Es war die höchste Zeit, denn schon schleuderten die Wüthendsten ihre Wurfspeere, doch unsicher und zögernd, da wir ja nicht allein waren, wenn wir auch abgesondert standen. Zum Theil schlug sie Arami in der Hand der Angreifer nieder. Niemand wurde verletzt.

Als seine Neffen und Begleiter die Entschlossenheit Arami's sahen, unser Leben zu beschützen, halfen sie ihm, die Menge im Zaume zu halten und zurückzudrängen. Dazu kamen jetzt zahlreiche Anhänger des angesehenen Edlen, zum größten Theile, wie ich leider gestehen muß, im Zustande excessiver alkoholischer Anheiterung, die das Gerücht des Tumultes aus dem nördlichen Theile des Ortes, den die westlichen Tibbu Reschade meistens bewohnen, herbeilockte, und während ihrer einige mit Arami etwas zurückblieben, setzten wir unter dem Schutze anderer unsern Weg gegen die Wohnung Arami's hin fort. Unsere neuen Freunde und Beschützer suchten mich durch möglichst wüstes Geschrei und durch das Schwingen ihrer Waffen zu ermuthigen, bedrohten mit dem Tode Jeden, der mir ein Haar krümmen würde, und enthüllten mit der Freimüthigkeit, welche der Alkohol erzeugt, das traurige Niveau ihrer Moralität. Während Einige sich der Mordthaten rühmten, welche sie schon begangen hatten, gingen Andere so weit, zu behaupten, daß derjenige, welcher nicht schon einen Menschen umgebracht habe, überhaupt kein Mann sei. Eine wüste Bande, ein unerquicklicher Schutz.

Als wir die Wohnstätten der eigentlichen Bardaier hinter uns hatten, beruhigte man sich. Arami holte uns ein, selbst der Marabet Bu Zid zeigte sich, und wir zogen unbelästigt zwischen Gärten, Palmengruppen und Hütten, welche alle im Genre derer der Tibbudörfer Fesans aus Palmenzweigen construirt waren, der Wohnung Arami's, welche an der nordwestlichen Extremität des Ortes lag, zu.

Es war augenscheinlich, daß Bu Zid, in nur zu genauer Kenntniß der Stimmung der Einwohner, sich verleugnet hatte, und bald wurde es mir klar, daß der Sultan Tafertemi ebenfalls nicht gewünscht hatte, Zeuge meiner Ermordung zu sein, und sich in seiner Wohnung verborgen gehalten hatte.

Vor der Thür der Wohnung Arami's wurden wir deponirt, seine Schwester Fatmah bereitete eine Art steifen Mehlbreies, Arami und Byrsa hielten Wache bei uns, und so verbrachten wir die erste Nacht, voller Dankbarkeit, aus der unmittelbarsten Lebensgefahr errettet zu sein, doch nicht ohne Furcht vor der nächsten Zukunft.

Eine Nacht am Rio Takutu in Britisch Guyana*).

Landschaftsbild von **Karl Ferdinand Appun.**

Die Sonne war dem Untergange nahe.

Ich lag unter dem Palmendache meines Bootes und rief dem das Steuer führenden Macuschi-Indianer, der von mir zum Capitão über meine beiden Corials**) ernannt war, und im Gefühl seiner Würde in stolzer Haltung am Stern stand, zu, nach einem passenden Landungsplatze, wo ich die Nacht zubringen konnte, sich umzusehen.

Dies war bald geschehen; der Fluß war niedrig, da meine Reise in der trockenen Jahreszeit geschah, und so boten sich am Ufer vielfache gute Plätze zum Nachtlager dar, was in der Regenzeit selten der Fall ist, da der Fluß dann über die Ufer hinaustritt und den Uferwald wie die dahinter liegende Savanne weit hinein überschwemmt.

Ich befand mich im Rio Takutu und zwar an der Mündung des kleinen Flusses Sawara-auru*). — Die beiden Corials wurden an Baumstämme gebunden, und deren indianische Bemannung, unter dem Befehle des Capitão Ararara, sprang ans Land, um sofort das Reinigen des Unterbusches vermittelst des Cutlasses, langen Waldmessers (Cutlaß; Machete), und das Heranbringen von Feuerholz zu besorgen.

Während dies geschah, hielt ich mich noch im Boote auf, ebenso mein weißer Diener, der die nothwendigen Vorbereitungen zum Kochen des Abendessens traf. Die Hängematten

*) Rio Takutu, ein großer Fluß, der die Grenze zwischen Britisch-Guyana und Brasilien bildet; sein rechtes Ufer gehört zu Britisch-Guyana, das linke zu Brasilien; er mündet bei dem brasilianischen Grenzfort „Sao Joaquim“ in den Uraricoeira (Parimefluß), der von dieser Vereinigung an bis zu seiner Mündung in den Rio Negro den Namen Rio Branco führt.

**) Corials, lange Boote ohne Kiel.

*) Sawara ist der Name der Palme Astrocaryum Jauari bei den Wapischianna- und Atorahi-Indianer; auru bedeutet „Fluß“ in derselben Sprache.

wurden sodann von Baum zu Baum gehängt, und während mein Diener und die Indianer mit dem Kochen der heutigen Jagdbeute sich beschäftigten, ging ich in den Wald, um die kurze Zeit, die mir bei dem schnell verschwindenden Tageslicht noch gestattet wurde, in Bewunderung der herrlichen Natur zuzubringen.

Riesige Zamumeros (Bombax globosum), in der Mitte des Stammes tonnenartig aufgeschwollen, sendeten ihre wagerecht stehenden Aeste, weit ringsum ein ungeheures Laubdach bildend, weit hinaus über den Strom, und bestreuten den Boden umher mit dem seidenartigen Inhalte ihrer Samenkapseln; ungeheure Stämme des Zabucaya (Lecythis Zabucayo), mit Orchideen, Aroideen, Farn und Bromeliaceen beladen, überragten stolz den Wald und hingen voll noch unreifer Früchte, während die reifen, mit abgesprungenen Deckeln, in Menge am Boden lagen und den Agutis und Affen durch ihre Samen eine willkommene Speise boten.

Am Ufer standen dichte Gruppen der Sawaripalme (Astrocaryum Jauari) und Murumuru (Astrocaryum Murumuru) mit ihren mit langen Stacheln bewehrten grauen Stämmen undurchdringliche Gebüsche bildend; aus der Basis der graugrünen, eben auch mit Stacheln besetzten Wedel erhoben sich die mit orangegelben Früchten beladenen Fruchtrispen, und die danach lüsternen Affen (Pithecia leucocephala et Satanas) wie die blauen Araras (Macrocerius Ararauna) hatten große Vorsicht zu Erlangung derselben, wegen der stachligen Bewehrung der Palme, anzuwenden. Mit langen weißen Blüthenbüscheln, in Form der Weidenkätzchen, überladen, streckten zartgefiederte Mimosen (Mimosa Schomburgkii) ihre starren Aeste über das Wasser, und ließen durch ihre Blüthenmassen die Krone des Baumes einem vom blendendsten Schnee bedeckten Hügel gleich erscheinen. Von allen diesen Bäumen hingen in den mannichfaltigsten Formen, verwickelten Verschlingungen und verschiedener Stärke unzählige Lianen herab und verbanden, von Baum zu Baum sich schlingend, und erst in der Höhe dichte Festons in buntester Farbenpracht bildend, die heterogensten Pflanzenfamilien durch ein gemeinschaftliches Band. Das Unterholz bildeten strauch- und baumartige Farn in verschiedenster Form ihrer zierlichen Wedel; langblättrige, an den Blatträndern scharf gezahnte Bromelien (Bromelia longifolia, Pitcairnia bromeliaefolia) und großblättrige, weiß punktirte Aroideen mit giftigem Safte (Philodendron grandifolium). In dem dichten Gebüsch des Ufers saßen sich Herden brauner, mit fleischrothen Augenrändern und einem Federbusch gezierter Ciganas (Opisthocomus cristatus), theils von Ast zu Ast hüpfend, theils am Boden laufend, unter lautem, krächzendem Geschrei umher, von Zeit zu Zeit an ihrer Lieblingsnahrung, den Blättern und Früchten des Mucu-mucu (Arum arborescens), das am Ufer sich entlang zieht, pickend.

Niedliche, schwarze Seidenäffchen mit rostrothen Füßchen (Midas rufimanus) springen mit zwitschernder Stimme munter in dem dichten Laubgewölbe herum, und auf den über das Wasser ragenden Aesten der Mimosen liegen platt ausgestreckt, in grau und grün changirenden Farben sonderbar gestaltete Leguane (Iguena tuberculata) mit langem Rückenkamme, und lassen in ihrer Trägheit den langen, peitschenförmigen Schwanz von den Aesten herabhängen, ein sicheres Zeichen ihrer Gegenwart für den nach ihrem Fleische lüsternen Indianer, der sie durch einen selten sein Ziel verfehlenden Pfeilschuß herabbringt.

Ein Trupp langschwänziger Coatis (Nasua socialis) kommen unter kurzen, kreischenden Tönen dahergestürmt, ihre lange, spitz zulaufende Schnauze in drolliger Weise hin und her bewegend, und erklettern behende die Riesenstämme, um in deren Laubkronen nach Früchten und ihrem Leckerbissen, den Vogeleiern, zu suchen. An den horizontal ausgestreckten Aesten der Ambauva (Cecropia peltata et pahuata) hängt das langhaarige Faulthier (Bradypus torquatus) und klettert in bedächtiger Ruhe nach den beblätterten Enden der Zweige, in langen Zwischenräumen seine Stimme in schneidenden, langgedehnten Tönen hören lassend.

Der Takutu war hier an seinen Ufern vom Walde begrenzt; bald durchschnitt ich letztern und trat hinaus in die offene Savanne. Eine mehr oder minder hügelige Grasfläche zog von hier bis nach dem fernen Horizonte sich hin, hier und da von Curatellabäumen (Curatella americana) mit gekrümmten Aesten und chagrinartigen Blättern, oder von kleinen Wäldchen, gleich Oasen in der Wüste, unterbrochen. Hohe, candelaberförmige Cactus (Cereus monoclonus et Euphorbioides) streckten ihre dornbewehrten Blätter in starrer steifer Richtung, cannelirten Säulen gleich, an 40 Fuß empor; die großen rothen, saftreichen Früchte contrastirten lebhaft gegen die graugrüne Färbung der Pflanze, und aus den Ritzen der zu Tage gehenden schwarzen Granitplatten sproßten Gruppen ovaler, fußhoher Melocacen (Melocactus communis) mit flachen, weißwolligen Köpfen, aus denen die carminrothen Blüthen und Früchte hervorschauten.

Mit langsam wackelndem Tritte geht der große Ameisenbär (Myrmecophaga jubata) hier umher, und taucht seine lange, wurmförmige Zunge in die zuvor mit seinen langen Krallen der Vorderfüße gehauenen Oeffnungen der 12 Fuß hohen, Indianerhütten gleich sehenden, Lehmhäuser der Termiten (Termes decumanus et morio). So schwerfällig sein Gang ist, wenn er sich unbeachtet glaubt, so schnell werden seine Bewegungen, sobald er verfolgt wird; er nimmt dann einen Trab an, setzt, vom Verfolger eingeholt, sich sofort auf seine Hinterbeine, und erwartet mit den geöffneten Krallen der ungemein kräftigen Vorderbeine den Feind, der, wenn er unvorsichtig ihm naht, die gefährlichsten Wunden vermittelst dieser Krallen davonträgt.

In weiter Ferne ziehen dichte Reihen Tausender von Itapalmen (Mauritia flexuosa) meilenweit sich dahin und deuten durch ihre Anwesenheit auf das Vorhandensein einer „Creek“ oder auch eines Sumpfes, und Alles dies wird im Hintergrunde überragt von der westlichen Kette des hohen Canucugebirges, dem sonderbar geformten Ilamikipang, mit dem von hohen, oben abgeplatteten Granitfelsen gebildeten Gipfel, dem Standorte der zu den gefürchteten Urarigifte nöthigen Pflanzen und den Wohnungen der Giftbereiter; etwas mehr nach Süden ragen der schön geformte Curara-wuiburi, und der weniger hohe Cumucumu, welcher die Wasserscheide des Rupununi und Takutu, also auch die des Essequebo und Amazonas, bildet, empor.

Nachdem ich mir durch Einknicken einiger in die Augen fallenden Baumzweige den Ort meines Ausganges aus dem Walde gemerkt, um ihn beim Rückwege wieder zu finden, schlenderte ich durch das hohe Gras der Savanne nach einem nicht weit entfernten Wäldchen. Der Saum desselben war mit hohen, in der Mitte bauchig aufgetriebenen Stämmen des Astrocaryum Tucuma, um die sich bandförmig zollbreite Reihen langer schwarzer Stacheln zogen, besetzt, deren fein gefiederte Wedel gleich riesigen Straußfedern in der Abendbrise auf und nieder wogten; das Innere des Wäldchens war ziemlich frei von Unterholz, nur einige riesige Bromeliaceen und kleine zierliche Farnkräuter bedeckten den ausgetrockneten Boden.

Es dunkelte bereits in dem Wäldchen, und ich zog es vor, nach der lichteren Savanne und dem Ufer des Takutu zurückzugehen, als ich in meiner Nähe, hinter mir, ein dumpfes

Murren und Knurren vernahm. Bestürzt wandte ich mich um und erblickte zu meinem Entsetzen einen Jaguar (Felis onca) von bedeutender Größe in der Entfernung von 10 Schritt von mir, der mich starr ansah, als wolle er mich zur Abendmahlzeit verwenden. Mein vor Schrecken starrer Blick sowie mein weißes Gesicht und langer Bart schienen ihn verdutzt zu machen, so daß er für diesmal es vorzog, gleichen Schritt, jedoch stets in der angegebenen Entfernung mit mir zu halten. Ich hatte dabei das besondere Vergnügen, rückwärts zu gehen, da ich ihn, wie mich frühere Erfahrung bei dem Zusammentreffen mit seines Gleichen gelehrt, stets im Auge behalten, und ihm gegenüber die trotzigste Miene annehmen mußte. Es war ein Glück, daß ich meinen großen Hund, der sofort mit dem Jaguar in einen Kampf sich eingelassen und ihn wüthend gemacht hätte, bei den Corials zurückgelassen, und ein Unglück war es, daß ich, ohne die mindeste Vertheidigungswaffe mit mir zu führen, diesen Ausflug unternommen hatte. Dies versetzte mich in eine völlig hülflose Lage und war nicht geeignet, meinen Schrecken zu vermindern. Ich ging somit in langsamer Weise rückwärts, und der Jaguar folgte mir wie ein getreuer Hund nach; als letzterer wäre er mir freilich lieber gewesen! Als wir die Mitte der Savanne erreichten, verdoppelte er seine Schritte und lief in einiger Entfernung an mir, den Kopf hin und her werfend und dabei dumpf knurrend, vorüber, den auf den Boden niederhängenden langen Schwanz, nach Art der Katzen, bald hin und her schwenkend, bald heftig auf den Boden schlagend. Ich verlor ihn in dem hohen Grase bald aus dem Gesichte; er wandte sich nach dem am Ufer des Takutu befindlichen Walde zu.

In der Freude, dieses Feindes ledig zu sein, verdoppelte ich meine Schritte und kam bald am Waldrande, in der Nähe des Ortes, von dem ich ausgegangen und den ich an den vorher geknickten Zweigen sofort wiedererkannte, an.

Wer beschreibt aber mein Entsetzen, als ich den Jaguar, in gemüthlicher sitzender Stellung, als ob er meiner wartete, hier wieder vor mir sah. Das Manöver meiner Augen und Gesichtsmuskeln wurde, um ihn im Schach zu halten, sofort wiederholt, und weil ich es nicht gerathen fand, ihn in der Nähe zu passiren, umging ich ihn in einer großen Curve und war froh, als ich in den Wald eintrat und damit in der Nähe meiner Leute mich befand. Ein fortwährendes Knurren überzeugte mich von der Nähe meines Verfolgers, und bei dem bereits herrschenden Halbdunkel sah ich seine lange Gestalt von Baum zu Baum mir nachschleichend. Bald aber hörte ich die Stimmen meiner Indianer und sah den Rauch ihrer Feuer durch die Baumwipfel ziehen. Jetzt konnte ich mich nicht länger halten und stürzte vorwärts mit dem lauten Rufen „Aschika, Matti! Taikusi okaï!“ (Kommt her, Freunde, ein großer Jaguar!). Lautes Schreien war die Antwort; ein großer schwarzer Hund, mein treuer Negro, kam aus dem Dickicht und sprang vor lauter Freude an mir hinauf, sodann aber stürzte er unter furchtbarem Gebell nach der Gegend, wo er den Jaguar erblickt hatte, und verschwand im Walddunkel. Im Nu war ich eben auch von meinen Macuschis umringt, die auf meine kurze Mittheilung, mit Bogen und Pfeilen in der Hand, sofort dem verschwundenen Jaguar nacheilten. Ich rannte ebenfalls nach der Oeffnung des Waldes und konnte bei der eintretenden Dunkelheit nur noch die in weiten Sätzen dahin springende Gestalt des Jaguars, verfolgt von dem heftig bellenden Hunde und den gell schreienden Macuschis, erblicken. Froh, meines unangenehmen Begleiters entledigt zu sein, kam ich nach dem Landungsplatze zurück, wo mein Diener mit der Abendmahlzeit meiner wartete. Einige Indianer waren während meiner Abwesenheit auf den Fischfang ausgegangen, und hatten eine große Anzahl Fische mit Pfeilen geschossen, unter denen mein Diener die wohlschmeckendsten ausgewählt und sofort gekocht hatte. Es waren der herrliche Tigerfisch (Pimelodus Arekaima), der mit pfauenaugenfarbigen, runden Flecken gezierten Lucanani (Cichla ocellaris) und der silberglänzende, großschuppige Arowana (Osteoglossum bicirrhosum), die sämmtlich als größte Delicatesse von den Indianern betrachtet werden, und die ich eben auch in gleicher Eigenschaft zu würdigen wußte.

Die Dunkelheit war unterdessen eingetreten, und nach der Mahlzeit begab ich mich in die unter Bäumen aufgehängte Hängematte.

Die Indianer, sowie der Hund, kamen von der Verfolgung des Jaguars unverrichteter Sache zurück und setzten sich schweigend um das Feuer. Sie hatten ihr Mahl bereits vorher beendet und beschäftigten sich jetzt mit Anfertigen von Cigarren, um die sie als Deckblatt lange Streifen des feinen Bastes des Topfbaumes (Lecythis ollaria) wickelten.

Nach einiger Zeit wurde ich in meiner Ruhe aus der Hängematte aufgeschreckt durch ein seltsames Geräusch, dem heftigsten Knistern und Knattern, wie von entferntem Gewehrfeuer, zugleich gewahrte ich einen fernen Lichtschein durch den Wald. Das Getöse nahm immer mehr zu und kam so nahe, daß ich deutlich das wilde, betäubende Gewehrfeuer einer großen Schlacht zu hören meinte; dann nahm es ebenso schnell ab, und nur in der Ferne noch ließ sich ein dumpfes Brausen, wie das der hohl gehenden See, vernehmen. Ich eilte mit einem Holzbrande durch den Wald, um die Ursache dieses Geräusches zu ergründen, und erblickte, am Savannenrande angekommen, das herrlichste Schauspiel. Die Indianer hatten das hohe Gras der Savanne angezündet, und der Brand, der bis an den Waldrand sich erstreckte, hatte nunmehr, vom Winde getrieben, seinen Weg nach dem fernen Canucugebirge zu genommen. Die ungeheure Feuermasse wälzte sich gleich den Meereswogen vor dem Winde her, und ließ soeben grell beleuchtete Baumgruppen oder Hügel plötzlich in tiefem Dunkel wieder verschwinden. Da, wo Sümpfe oder Bäche dem Feuer keine Nahrung gaben, trennte sich die Feuermasse in einzelne Arme, um bald nachher in ihrer ganzen Furchtbarkeit sich wieder zu vereinigen, und ihren vernichtenden Lauf über Hügel und Thal fortzusetzen. An Stellen, wo hohe Gräser und 10 bis 12 Fuß hohe Rohrarten in dichten Massen bei einander standen, hielten sich die weit die gleichmäßige Höhe des ungeheuern Feuerdammes überragenden Flammen längere Zeit auf, und vollbrachten unter dem heftigsten Knalle der von der Hitze zerplatzenden, hohlen Stengel ihr Zerstörungswerk. Fern hin raste das Flammenmeer, bis demselben in dem meilenlang sich dahin ziehendem Walde von Itapalmen (Mauritia flexuosa) ein Damm entgegengestellt und Alles wieder in tiefste Dunkelheit gehüllt wurde, aus der nur hier und da einzelne rothglühende Flammen aufleuchteten, die den angebrannten dürren Aesten und umgestürzten, vertrockneten Stämmen der Curatella entströmten.

Noch längere Zeit starrte ich in die dunkle Savanne hinaus, über welche ein kühler Abendwind dahin rauschte. Still und öde lag Alles um mich her; Milliarden von Sternen glänzten im klarsten Lichte in unerreichbarer Höhe, und Massen leuchtender Sternschnuppen fielen, Goldregenschauern gleich, vom dunklen Himmelszelte. —

Endlich begab ich mich nach dem Lager zurück und fand sämmtliche Mannschaft bereits in ihren Hängematten.

Das Ganze hatte das Aussehen eines militärischen Bivouacs, da jeder Indianer ein Feuer unter seiner Hängematte zum Schutze seines nackten Körpers gegen die Kühle der Nacht, sowie als Abwehr gegen die Angriffe der Moskitos gemacht hatte, und außerdem noch zwei große Feuer

brannten, über denen die Indianer den Rest der Ausbeute an Fischen, auf einem Rost von zusammengelegten Stäben harten Holzes, räucherten, die ohne diese Maßregel unfehlbar am andern Morgen in Fäulniß übergegangen wären. Obgleich Alles der Nachtruhe sich hingegeben zu haben schien, bewies doch das unausgesetzte Klatschen der Hände an die nackten Körper, daß die Indianer keineswegs schliefen, vielmehr der hartnäckigen Verfolgung der nunmehr aufs Zudringlichste sie plagenden Moskitos sich widmeten. Trotz meiner Kleidung und der wollenen Decke, in die ich mich in der Hängematte eingehüllt hatte, empfand ich eben auch aufs Empfindlichste die peinigenden Stiche dieser Quälgeister, und so auch, wie es schien, mein Diener, der ein großes Feuer von verrottetem und grünem Holze dicht bei seiner Hängematte anmachte und in einen Rauch sich hüllen ließ, der dem Schlot des größten Dampfers Ehre gemacht hätte. Die anscheinende Ruhe wurde jedoch plötzlich unterbrochen.

Ein lang ausgezogener, pfeifenartiger Ton ertönte durch die Stille der Nacht. Sobald nur die Indianer denselben gehört, sprangen sie sämmtlich aus den Hängematten und griffen zu den in der Nähe stehenden Bogen und Pfeilen. Der Capitão Arara hielt sofort beide Hände vor den Mund und ließ einen Pfiff hören, der aufs Täuschendste dem gehörten Locktone ähnlich war. Vom Flusse her, jedoch in geringerer Entfernung als früher, wurde ihm schnell geantwortet, und von beiden Seiten wurden diese Töne wiederholt, und erklangen immer näher und näher, bis sie, von der andern Seite endlich in unmittelbarer Nähe der Corials, gehört wurden. Es waren die Locktöne des männlichen Maipuri (Tapirus americanus), der durch sie seine ferne Geliebte von seiner Anwesenheit in Kenntniß setzte und zu einem Stelldichein aufforderte. Die Indianer wählten nun aus ihren Bündeln Pfeilen nur die an der Spitze mit Urarigift versehenen und schlichen, mit diesen und den Bogen in den Händen, behutsam nach dem Orte, von wo der letzte Pfiff ertönt war. Längere Zeit war es still; dann ertönte der Pfiff wieder, dem unmittelbar darauf der plumpe Fall eines schweren Körpers ins Wasser folgte. Aus dem Dickicht kamen plötzlich die Indianer hervorgerannt, stürzten nach den Booten und fuhren in größter Eile den Fluß abwärts, dem durch Giftpfeile verwundeten Tapir nach.

Es dauerte wohl eine Stunde, bevor die tactmäßigen Ruderschläge, die immer näher und näher ertönten, mir ihre Rückkehr anzeigten. Endlich landeten sie und zogen unter lautem Freudengeschrei den Tapir, welchen sie im Schlepptau des Bootes geführt, ans Ufer. Die ins Fleisch eingedrungenen Giftpfeile hatten bald ihre Wirkung an dem starken Thiere gethan; es war ungefähr noch 10 Minuten nach der Verwundung mit dem Urarigifte eiligst abwärts geschwommen, dann aber in seinen schnellen Bewegungen dermaßen durch die Wirkung des Giftes gelähmt worden, daß die Indianer es bequem einholen und an das Corial binden konnten, worauf es in kurzer Zeit starb.

Es war ein altes Thier und wurde sofort von mehreren eifrigen Händen zerlegt, um das Fleisch theils zu kochen, theils zu räuchern. Große Feuer wurden zu diesem Zwecke angezündet und lange „Barbecues“ errichtet, welchen Beschäftigungen die Macuschis mit großem Vergnügen sich unterzogen. Diese Barbecues bestehen aus 4 bis 6 in die Erde geschlagenen, oben gabelförmigen Stäben in der Höhe von 3 bis 4 Fuß, über welche Querstangen von hartem Holze gelegt werden, so daß das Ganze einen Rost bildet, auf welchen sodann das zum Rösten und Räuchern bestimmte Fleisch gelegt, und unter demselben ein gelindes Feuer unterhalten wird. Innerhalb 6 bis 8 Stunden ist das Fleisch dermaßen geröstet, daß es sich Wochen lang in eßbarem Zustande erhält, besonders wenn es mitunter auf kurze Zeit wiederum dem Feuer ausgesetzt wird.

Das zum Kochen bestimmte Fleisch wurde von den Macuschis mit Haut und Haaren in den Topf geworfen und nur kurze Zeit dem Feuer ausgesetzt; die Indianer aßen es im halbrohen Zustande, und die daran sitzenden Haare mußten als Reinigungsmittel des Magens dienen. Mit dem Blute und Stücken der Eingeweide füllten sie die oberflächlich gereinigten Gedärme und fabrieirten in dieser Weise eine Art monströser Blutwürste, die ebenfalls geräuchert wurden.

Ich konnte mich nie mit der indianischen Kochkunst befreunden und brachte es nicht über mich, meinem Magen Proben derselben zu liefern; mein weißer Diener, der zwei Aemter zugleich, die eines Koches und einer Waschfrau, bekleidete, hatte bereits für die besten Stücken des Tapirs, die Backen, Rüssel, Beine und einige fette Rückenpartien, gesorgt und schickte sich an, dieselben als „Pepper-pot“ zuzubereiten. Zu diesem Zwecke wird das gut gereinigte Fleisch in Wasser abgekocht, und sodann in eine Brühe von Cassareep (dem aus der geriebenen Wurzel der Cassade (Manihot utilissima) ausgepreßten giftigen Safte, der durch langes Kochen und Verdampfen eingedickt wird, und dadurch seine giftigen Bestandtheile verliert) unter starkem Zusatz von Capsicumfrüchten gethan, in welcher es sich, täglich aufgekocht, Wochen lang in genießbarem Zustande erhält.

Die glückliche Jagdbeute und die verschiedenen culinarischen Processe, welchen dieselbe unterworfen wurde, machten die lange Nacht und mit ihr die Plage der Moskitos weniger fühlbar, und es war bereits 2 Uhr Morgens, als die ganze Gesellschaft zur Ruhe sich legte, und statt der ausgelassenen Fröhlichkeit der Indianer eine tiefe Stille eintrat. Noch ließ sich der klagende Ton des mit langsamem Flügelschlage sanft dahin schwebenden Caprimulgus, der seinen Ruf „ha, ha, ha, ha!“ mit hellem vollen Ton beginnt, und allmälig mit leisem Seufzer endet, hören; dann aber verstummte auch dieser, und bald hatte der Schlaf den Menschen ins Reich der Träume hinübergeführt! —

Es war heller Morgen, als ich durch den Lärm der Indianer, die bereits ihr Morgenbad im Flusse genommen, erwachte. Sie saßen schon wieder um den gefüllten Kochtopf herum und verzehrten Portionen Fleisch, die mich zu meinem größten Erstaunen belehrten, welch einer ungeheuern Expansion der menschliche Magen fähig ist. Einige der gigantischen Blutwürste, in Form antediluvianischen Coprolithen ungemein ähnlich, bildeten den Schluß des lucullischen Mahles. — Die Thierwelt war erwacht! Zahlreiche Paare blauer Araras und blaugrüner Maracanas (Conurus Macaruana) flogen krächzend über den Fluß, um den Itapalmenwald in der Savanne, seiner Früchte wegen, zu besuchen; aus dem Gebüsche der nahen Savanne tönte der laute, sonderbare Ruf des Hanaqua (Ortalida Motmot), und der tiefe, brummende Ton des Pauituima (Crax tomentosa) erscholl aus dem hohen Blätterdache des Urwaldes. Von der Ferne ertönte das laute Gebrüll der Guaribas (Mycetes seniculus), und Herden munterer Macacos (Cebus apella) eilten unter gellendem Gepfeife über mir, in den Aesten der Laubmassen, dahin. —

Mein Frühstück war bald eingenommen, und ich gab den Indianern das Zeichen zum Aufbruche. Alle Kochgeräthschaften, die mit geräuchertem Fleisch und antediluvianisch aussehenden Blutwürsten gefüllten Katauris*) und zuletzt die Hängematten wanderten nach den Booten, und nur die noch brennenden Feuer blieben am Ufer zurück. Alles war eingestiegen; das durch das tactmäßige Anschlagen der rudernden

*) Katauris — indianische Tragekörbe.

Indianer mit den Ruderstielen an den Rand der Corials verursachte klopfende Geräusch erklang immer ferner und ferner, und die Lagerstätte im Urwalde, in der noch kurz zuvor das lustige Lärmen und Treiben der Indianer gehört worden, war ihrer frühern tiefen Ruhe und Einsamkeit wieder überlassen.

Die nur auf meinen Abzug wartenden Urubus*) (Cathartes Urubu) mochten nun mit dem Caracara (Polyborus vulgaris) um die besten Bissen der weggeworfenen Abfälle des geschlachteten Tapirs sich streiten!

Nur allein die verkohlten Holzstücke zeugten davon, daß einst Menschen hier gewesen waren.

*) Urubu und Caracara — ersterer ein wirklicher Aasgeier, letzterer eine Geierfalkenart, der eben sowohl lebende Thiere als auch Aas frißt, und in den Savannen im Innern Südamerikas sehr häufig ist.

Aus allen Erdtheilen.

Aus einem Briefe von West-Lofodden, den 31. December 1869.

M. — — — Das Jahr nimmt einen milden, freundlichen Abschied von uns Nordländern. Das ist buchstäblich „Stille nach dem Sturme", denn in den letzten Tagen, namentlich vorgestern, tobte ein furchtbarer Orkan und zwar bei so niedrigem Thermometerstande, daß selbst alte Leute niemals so empfindlich von der Kälte gelitten zu haben meinen. Wir hatten überhaupt einen ungewöhnlich stürmischen Herbst, obschon weniger Schiffbrüche vorgekommen sind. Vielleicht sind die Leute seit dem großen Unglück im vorigen Jahre etwas vorsichtiger geworden. Viele Familien, die damals ihren Versorger verloren, sind jetzt auf die Mildthätigkeit ihrer Nebenmenschen angewiesen. Die Commune ist ohnehin durch ökonomische Sorgen gedrückt und der Credit gering. Getreidebau wird so gut wie gar nicht getrieben, alles Brotkorn muß gekauft werden und ist auch stets für Geld zu haben, aber das baare Geld ist knapp; Kartoffeln sind nicht gewachsen, die Heuernte war freilich gut, aber nicht ausreichend. Die einzige Hoffnung der Bewohner, ist auf die See gestellt; die Winterfischereien werden den Ausschlag geben. Vor Hunger sind gottlob Alle durch den reichlichen Häringsfang geschützt, und demnach können wir das Jahr 1869 mit einem Lob- und Dankliede zu Grabe tragen. — Unsere Auswanderer kommen zum Theil wieder heim. Sie sind zu der Einsicht gekommen, daß auch in Amerika keine goldenen Wälder wachsen, und thäte ein Jeder besser, erst mit sich selbst ins Gericht zu gehen, bevor er mit dem Vaterlande hadert und ihm den Rücken kehrt. Der Fleißige und Genügsame findet auch auf den Lofodden, wenn nicht sein täglich Brot, doch seinen täglichen Fisch. — Um 14 Tage erwarten wir unsern „Arendal". Das ist ein Schiff, welches sich vortrefflich zu regelmäßigen Fahrten auf hier eignen würde. Wann werden wir uns dieses Fortschrittes erfreuen? Unser District ist ansehnlich und ergiebig genug, um ein solches Unternehmen auch zu anderen Zeiten als während der Fangzeit rentabel zu machen, und wir wären durch eine regelmäßige Communication mit dem Festlande der civilisirten Welt um ein gut Stück näher gerückt.

Ein Teleskop für 14,000 Thaler. Das von Kirchhof und Bunsen erfundene Spektroskop wird von immer größerer Bedeutung für astronomische Beobachtungen. Es giebt eine Menge höchst wichtiger Fragen in der Astronomie, deren Lösung uns vollkommen unmöglich erschien, bis das Spektroskop erfunden war. Worin besteht die Veränderlichkeit der veränderlichen Sterne? Welcher Natur ist die Farbe der Sterne? Woraus bestehen die Sterne selbst? Sind sie aus ähnlichem Stoffe wie die Sonne gebildet? Sind sie gasförmiger Natur oder befinden sich einige unter ihnen in einem Zustande des Ueberganges? Ueber die Nebelwolken und deren Beschaffenheit sind wir noch völlig im Unklaren; vom Spektroskop aber hoffen wir, daß es auf manche dieser Fragen ein helles Licht werfen wird, schon deshalb, weil es uns in mancher Beziehung über die Natur der Sonne aufgeklärt hat. Aus diesem Grunde hat sich auch die Royal Society in London jetzt zu einem wissenschaftlichen Unternehmen entschlossen, von dem Großes zu erwarten ist. Sie hat ein großes Teleskop bauen lassen, welches als Reflector oder Refractor benutzt werden kann, und dieses herrliche Instrument, welches 14,000 Thaler kostete, soll denjenigen Beobachtern geliehen werden, welche es zu Untersuchungen, wie die oben angedeuteten, gebrauchen wollen. Die Linse für den Refractor hat funfzehn Zoll Durchmesser und funfzehn Fuß Focus; in Verbindung mit einem Spektroskop kann man von diesem Instrumente bedeutende Entdeckungen erwarten. Der Reflector hat einen Durchmesser von achtzehn Zoll und mit seiner Hülfe hofft man noch viele Geheimnisse der Sternenwelt zu entschleiern.

Zur Handelsstatistik Großbritanniens im Jahre 1869. Die Ausfuhren haben sich auf die ungeheure Summe von 190,045,230 Pfund Sterling gestellt, — 10,367,418 Pfund Sterling mehr als im Jahre vorher. Auf Baumwollengarn und Baumwollenwaaren entfallen 67,686,772, auf Eisen- und Stahlwaaren 19,519,201 Pfund Sterling auf Wollengarne und Wollenwaaren 28,483,095 Pfund Sterling. Der Import an Weizen hat sich auf 37,695,828 Centner gestellt, gegen 32,630,768 Centner im Jahre 1868. Die Einfuhr von Baumwolle betrug 10,903,813 Centner; jene von Mais 17,664,113 Centner. Von großem Belang ist die Einfuhr von Eiern; es wurden 442,165,080 Stück eingeführt, gegen 383,969,040 im Jahre 1868.

* * *

— Die Apatsches-Indianer in Neumexico und Sonora rauben und morden ärger als je, und in der jüngsten Zeit sind wieder viele weiße Leute ihr Opfer geworden. Es wird endlich einmal nachdrücklich gegen diese allerdings unverbesserlichen Räuber eingeschritten werden müssen. Uebrigens werden auch sie von demselben Schicksal ereilt, das allen Rothhäuten zu Theil wird. Ihre Zahl vermindert sich zusehends, und die Abtheilung der Apatsches, welche man als Mescaleros bezeichnet, ist auf etwa 1000 Krieger zusammengeschmolzen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XVII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Streifzüge im nordwestlichen Amerika.

Als das interessante Werk Frederick Whymper's erschienen war, gaben wir eine Reihefolge von Berichten über das Innere von Alaska und dessen größten Strom, den Yukon („Globus“ XVI, S. 43, 56, 75, 105 ff.). Wir wollen heute den Reisenden auf seinen Wanderungen auf der Vancouver-Insel und seinen Seefahrten nach Neu-Archangel und Kamtschatka begleiten.

Das große Eiland Vancouver ist durch einen langen, nur schmalen Meeresarm von Britisch-Columbia getrennt, und bildet einen Bestandtheil dieser Colonie. Die größte Stadt führt den unvermeidlichen Namen Victoria; sie liegt im südlichen Theile und etwa sechs deutsche Meilen nach Norden hin, gleichfalls an der Ostküste hat man die Niederlassung Cowitschan (Kauitschan) an der Mündung des gleichnamigen Flusses gegründet. Landeinwärts steht das Indianerdorf Somenos; der Häuptling (Taihi) derselben hieß Kakalatza; er war ein bejahrter Mann und verstand sich nur ungern dazu, Whymper und dessen Gefährten auf einer Wanderung ins Innere als Führer zu dienen. Außer ihm schloß sich der Partie ein Mischling, Namens Tomo, an, der mehrere Indianerdialekte sprach und ein guter Jäger war.

Die Insel ist zum großen Theile mit Wald bestanden. und das Reisen im Lande eben so monoton als beschwerlich. Straßen sind begreiflicherweise nicht vorhanden; der Wanderer muß Gepäck und Lebensmittel auf dem Rücken tragen durch das Gestrüpp und durch Bäche. Das Klima ist so feucht, daß die wollenen Decken am Abend so naß sind, als wären sie eben erst aus dem Wasser gezogen worden. Nicht minder beschwerlich sind die Fahrten auf den Flüssen, die vielfach Stromschnellen haben, so daß man die Nachen an Stricken aufwärts ziehen muß; das Bett des Cowitschan ist obendrein mit Felsen wie besäet.

Zu Whymper's Gefährten gehörte ein noch junger Mann, Mac Donald, der bereits sehr wechselvolle Lebensschicksale erfahren hatte. Er war der Sohn eines Beamten der Hudsonsbai-Compagnie und am Fraserstrome geboren; das Gewerbe seines Vaters, der Pelzhandel trieb, sagte ihm nicht zu, und er ging auf See. An den Küsten von Japan litt er Schiffbruch und wurde mehrere Jahre lang von den Japanern in Gefangenschaft gehalten. Als er frei geworden, schiffte er nach Australien, wo er binnen wenigen Monaten durch Goldgraben sehr reich wurde. Indeß, wie gewonnen, so zerronnen; als armer Mensch wurde er in Melbourne erst Kellner, dann Schänkwirth und nachher Hausirer. Es zog ihn endlich wieder in seine Heimath zurück; er wurde Goldgräber in Cariboo, doch ohne Erfolg, und jetzt abenteuerte er in den Wäldern von Vancouver herum.

Der Cowitschan hat eine Länge von nur etwa acht deutschen Meilen, fließt aber auf dieser Strecke durch eine Anzahl von Felsenschluchten, in welchen sich gefährliche Stromschnellen befinden; er hat seine Quelle in einem klaren See. Nach großen Beschwerden gelangten die Wanderer über die Wasserscheide und fuhren auf einem gebrechlichen Kahne oder Floße den nach Westen strömenden Nittinaht hinab. In der Mündungsgegend dieses Flusses liegt das Dorf Whyack, dessen Häuptling mit den tapfersten Kriegern in die Wälder gezogen war; ein Theil der Bewohner war zurückgeblieben. Die Indianer dieser Gegend gewähren so ziemlich allgemein den Anblick jenes Mannes, welchen unsere Illustration veranschaulicht. Whymper betont ausdrücklich, daß es sich hier

nicht etwa um ein Phantasiebild handle, sondern um eine ganz getreue Zeichnung, welche er nach der Natur entworfen habe. Das Haar hängt wirr und wild um den Kopf, der mit belaubten Zweigen bedeckt ist; diese können für eine Art von Schmuck gelten, sind aber vorzugsweise dazu bestimmt, die Stechmücken abzuhalten. Um Leib und Schultern wird eine wollene Decke geschlagen; im Nasenknorpel steckt eine lange Nadel, welche gelegentlich auch benutzt wird, um die Zipfel der Decke an einander zu befestigen. Manche Indianer tragen auch Ringe im Nasenknorpel.

Nach unseren Begriffen sind diese Aht-Indianer schon an und für sich häßlich genug; aber bei festlichen Gelegenheiten machen sie ihr Gesicht noch häßlicher, indem sie eine hölzerne Maske vornehmen, die manchmal eine Elle lang ist. Die Verfertigung oder vielmehr der Mechanismus ist sinnreich; die einzelnen Theile der Larve und die Augen können bewegt werden; man kann den Mund, oder richtiger gesagt, den Schnabel öffnen und viele Grimassen schneiden. Diese Indianer bauen mit dem einfachsten Werkzeuge sehr gute Kähne aus Cedernholz.



Aht-Indianer auf Vancouver-Eiland.



Maske der Indianer auf Vancouver-Eiland.

In Whyack traf einige Tage nach Whymper's Ankunft der Ingenieur Leech nebst seinen Begleitern in einem wahrhaft beklagenswerthen Zustande ein. Er hatte eine Wanderung quer durch die Insel unternommen, welche, der britischen Admiralitätskarte zufolge, für eine angeblich nur sechs deutsche Meilen lange Strecke allerhöchstens nur zwei Tage hätte in Anspruch nehmen müssen; die Partie hatte aber nicht weniger als zehn Tage gebraucht und die größten Beschwerden erlebt; alle waren dem Hungerstode nahe. Sie hatten überall, wo auf der Karte „offene Ebenen" verzeichnet stehen, dichten Wald, unebenes Gelände und reißende Gewässer gefunden; um eine Meile weit vorwärts zu kommen, mußten sie mehrere Meilen Umwege machen, und als sie an den San Juan kamen, der angeblich ein schiffbarer Strom sein sollte, fanden sie, daß er ein wildes, zwischen hohen Felsenschluchten dahinstürmendes Gebirgswasser sei.

Vom Indianerdorfe Whyack fuhr die Partie in zwei Nachen nach dem Hafen Suk, welcher von der Mündung des gleichnamigen Flusses gebildet wird; dieser ist genau so beschaffen, wie der Cowitschan, nur noch unbrauchbarer für die Schifffahrt als dieser.

Der eben erwähnte Hafen von San Juan heißt bei den Indianern Patschina (Pachena). Dort lebte ein Handelsmann, Namens Lawson, ganz vereinsamt, denn auf einem Umkreise von 40 oder 50 Miles war außer ihm kein weißer Mensch zu finden, und er verkehrte nur mit den Nittinaht-Indianern, die er als keineswegs liebenswürdig schilderte. Sie hatten vor einiger Zeit einen Kriegszug gegen die Indianer am Cap Flattery unternommen, also nach der Küste des gegenüberliegenden Festlandes (im Territorium Washington), und waren mit einer herrlichen Beute zurückgekommen. Diese bestand in sechsundzwanzig Menschenköpfen, welche unter wildem Jubelgeheul in der großen Hütte des Dorfes niedergelegt wurden. Lawson, mit den Sitten und



Fahrzeug der Tschuktschen.

Gebräuchen der Wilden völlig vertraut, wußte sehr wohl, daß die Indianer vom Cap Flattery ihrerseits einen Rachezug unternehmen und dabei keinen Unterschied zwischen Weißen und Braunen machen würden. Zufällig fand sich eben damals ein Europäer bei ihm ein, der sich erbot, bei ihm zu bleiben. Sie verrammelten ihr Haus, verwandelten dasselbe in eine Art von Schanze, luden alle Gewehre und hielten, einer um den andern, Tag und Nacht sorgfältige Wacht. Und daran thaten sie wohl; denn eines Nachts hörten sie Ruderschlag in der Bai, und überzeugten sich, daß die fremden Krieger vor dem Dorfe der Patschina-Nittinahts anhielten. Diese hatten wohl Kunde von dem, was ihre Feinde beabsichtigten, und waren in aller Stille in die Wälder gezogen. Nun stürmten jene gegen Lawson's Haus an, als jedoch ihre Kähne ans Ufer stießen, eröffneten die beiden Weißen ein so wirksames Schnellfeuer, daß die Indianer, welche sicherlich eine starke Besatzung vermutheten, mit wildem Geheul davonruderten, nachdem eine Anzahl ihrer Leute erschossen worden war.

In der Mitte des Juli 1864 fuhren Whymper und Leech den Suk aufwärts und machten gelegentlich eine Entdeckung, welche damals in Victoria große Aufregung verursachte. Sie fanden eine Goldgrube, welche bis gegen Anfang des Winters eine Ausbeute von mehr als 100,000 Dollars ergab. Sobald die Kunde von der Entdeckung in die genannte Stadt gelangte, machten sich sofort Hunderte von Abenteurern auf, um in der Wildniß Schätze zu heben, und ehe sechs Wochen verflossen, waren dort Kramläden, Grogbuden, „Hotels" in Menge; auch chinesische Arbeiter fanden sich bald ein, und die Entdecker erhielten eine Belohnung von Seiten der Colonialregierung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Vancouver viel Gold in seinem Schooße birgt; wir wissen ferner, daß das edle Metall auch auf der Königin-Charlotten-Insel vorkommt. Durch einen Beamten der Hudsonsbai-Compagnie wurde sogar die Behauptung aufgestellt, daß die dortigen Indianer ihre Gewehre nicht mit bleiernen, sondern mit goldenen Kugeln laden. Auf Vancouver fand man Klumpen (Nuggets) von $6^1/_2$ Unzen schwer. Aber viel werthvoller sind doch die Kohlen, von denen man schon mehrere des Abbaues werthe Lager kennt. Ein solches bei Nanaimo, das etwa 70 Miles nördlich von Victoria liegt, wurde damals schon von einer englischen Gesellschaft bearbeitet; sie machte Verschiffungen nach San Francisco, Victoria und nach dem Fraser; je tiefer man kam, um so mächtiger wurden die Flötze; im Jahre 1867 fand man einen von 5 Fuß, aus welchem man täglich 150 bis 300 Tons förderte, deren jede in San Francisco mit 12 Dollars Gold bezahlt wurde. Sehr ergiebig sind auch die Kohlenfelder bei der Niederlassung Comox am Puntledgeflusse, welche theilweise zu Tage stehen und bis zu 8 Fuß Mächtigkeit haben.

* * *

Der ehemals russische Theil von Nordwestamerika ist bekanntlich am 18. October 1867 in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen und bildet seitdem das Territorium Alaska. Die Yankees sprechen Aeleske, denn sie sind nicht minder arge Wort- und Tonverderber, wie John Bull; man sollte Aliaschka sagen. Es ist anfangs viel über diesen Ankauf gespöttelt worden; die Summe von 7,200,000 Dollars sei rein weggeworfen; der Besitz einer Region, in welcher man höchstens Seehunde und Walrosse finde, und das im Scherz als Wal-russia bezeichnet wurde, könne keinerlei Nutzen bringen. Und doch ist er werthvoll; eine betriebsame Bevölkerung, an welcher es nicht fehlen wird, kann auch diese kalte, weitabliegende Region productiv machen. Sie ist reich an Fischen und namentlich an Lachsen, die schon jetzt einen Handelsartikel von Belang bilden, an Robben und an Pelzthieren; sie hat Kohlen, Metalle, Holz und liefert Schiffsladungen von Eis für die Südsee und Californien. Da ohnehin die Vereinigten Staaten danach streben, sich allmälig den ganzen Continent nach Süden hin bis zur Landenge von Panama einzuverleiben, so erscheint es nur folgerichtig, daß sie für einige Millionen auch den Nordwesten für sich erwarben. Auf die Einverleibung von Britisch-Columbia, das jetzt noch als trennende Schranke zwischen Alaska und dem Territorium Washington liegt, haben sie es ohnehin längst abgesehen, und diese Einverleibung ist nur noch eine Frage der Zeit.

Die Angaben Whymper's über die Entdeckungsgeschichte jenes hohen Nordwestens (Travel and adventure etc., p. 64 sqq.) sind äußerst dürftig; werthvoll wird aber sein Buch, sobald er Schilderungen aus dem Innern bringt. Wir wollen jene Lücke ausfüllen.

„Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wußte man wenig von jener Gegend; 1741 aber lernten Behring und Tschirikoff vom 55. Grade der Breite an einen Theil der Küste kennen; sie erlegten Füchse und Seeottern, und seitdem fuhren dann und wann Abenteurer vom Peterpaulshafen in Kamtschatka hinüber nach Amerika, um Pelzthiere zu jagen. Seit 1760 wurden nach und nach die einzelnen Eilande der Kette von Inseln entdeckt, welche man als die Aleuten bezeichnet, und die das Kamtschatkische oder Behrings-Meer vom Großen Ocean trennen. Daß Aliaschka nicht eine Insel sei, wie man lange geglaubt, sondern mit dem Festlande zusammenhänge, wurde von Cook ermittelt.

Allmälig legten die Russen des Pelzhandels wegen Stationen an. Ihre Schiffe waren armselige Fahrzeuge; die Fahrt ging vom Cap Lopatka, der Südspitze Kamtschatkas, den einzelnen Inseln entlang, und was an Pelzwerk eingehandelt wurde, ging auf demselben Wege und in derselben Weise nach dem Peterpaulshafen oder auch nach Ochotsk, und weiter über Irkutsk nach Moskau oder auch nach China. Am werthvollsten erschienen die Felle der Seeotter. In St. Petersburg fing man allmälig an, jene amerikanische Küste zu beachten; Lieutenant Synd mußte die Halbinsel Aliaschka erforschen; Krenitzyn und Levascheff besuchten 1768 die Behringsinsel und die Fuchsinseln, aber von der Gestaltung dieser ganzen nordwestlichen Gegend hatte man immer noch keine klare Vorstellung. Auf der 1774 in St. Petersburg erschienenen Karte von Stählin steht die Küste des Festlandes durch eine Linie verzeichnet, welche von der Grenze Californiens bis zum 70. Grade in geradem Striche nach Nordwesten läuft; zwischen ihr und Asien ist eine breite See verzeichnet. Auf der Karte von Schmidt und Treschot, 1776, findet man auf einer 25 Längengrade umfassenden Strecke östlich von Kamtschatka noch gar kein Land verzeichnet; fast alle Breitengrade sind falsch, und erst Cook brachte Ordnung in dieses Chaos." (Karl Andree, Nordamerika, S. 216.)

Um 1781 bildeten sibirische Kaufleute eine Compagnie, um den Pelzhandel schwunghafter zu betreiben; 1783 gingen drei Schiffe von Ochotsk ab, welche volle drei Jahre lang unterwegs blieben; sie erforschten das Land zwischen dem Südwesten von Aliaschka und dem Prinz-Williams-Sunde; auf der von nun an verhältnißmäßig wichtigen Insel Kodiack wurde ein Handelsposten angelegt; auch am Cooks River entstanden um 1787 einige Niederlassungen; Ismailoff und Betschareff drangen nach Osten hin bis an die Admiralitätsbai. Als 1790 Billings seine berühmte Expedition nach dem nördlichen Stillen Ocean unternahm, besaßen die Russen schon acht Niederlassungen, sämmtlich im

Osten vom Prinz-Williams-Sund, zum Verdrusse Spaniens, welches auf die ganze Küste bis zum 60. Grade hinauf Ansprüche geltend machen wollte.

Vom Juli 1799 wurde die privilegirte russisch-amerikanische Compagnie thätig; der kaiserliche Freibrief machte sie thatsächlich zur Gebieterin über die russischen Besitzungen vom 55. Breitengrade bis zur Behringsstraße, über Küsten und Inseln mit Einschluß der Aleuten und Kurilen. Sie wurde ermächtigt, Entdeckungsreisen auszurüsten, und solche Gegenden, welche nicht zum Gebiete civilisirter Völker gehören, der kaiserlichen Krone zu unterwerfen. Es wurde ihr eingeschärft, die Eingeborenen mild zu behandeln, und das ist von Seiten vieler ihrer Beamten leider nicht der Fall gewesen. Es wurde ihr auch zur Pflicht gemacht, die Wilden zur griechisch-orthodoxen Kirche zu bekehren; sie hat jedoch, wie jeder verständige Mensch im Voraus wissen konnte, in dieser Beziehung so gut wie gar nichts ausgerichtet. Aber in Bezug auf den Handel hatte die Compagnie Erfolg; sie legte auf dem Archipel der Aleuten manche Niederlassungen an, und 1799 auch eine Station am Norfolksund, 56° N. Als dieselbe 1803 von den Eingeborenen zerstört wurde, gründeten 1805 die Russen Sitka oder Neu-Archangel, welches seitdem ihr Hauptposten blieb und das nun auch die „Hauptstadt“ des neuen Territoriums bildet.

Es gab eine Zeit, in welcher jene Compagnie nach hohen Dingen trachtete; die russische Flagge sollte im nördlichen Stillen Ocean herrschend werden. Krusenstern und Langsdorf unternahmen 1803 die für Kunde des Nordwestens so ersprießliche Expedition in dem Schiffe „Nadeschda“, und sie steuerten, nachdem Lisianski viele Posten besucht hatte, mit diesem nach Canton, um mit den Chinesen einen directen Pelzhandel auf dem Seewege statt des indirecten auf dem Landwege über Irkutsk und Kiachta zu eröffnen. Alle Stationen sollten nach 1806, als in Sitka Hungersnoth



Sitka oder Neu-Archangel.

gewesen, mit Nahrungsmitteln aus Californien versorgt werden. Die Spanier erlaubten 1812 den Russen zu diesem Zwecke die Anlage eines Dorfes an der Bodegabai, nördlich von San Francisco; sie baueten jedoch bald ein Fort; als der spanische Statthalter sie ausweisen wollte, widersetzten sie sich, und der Agent Kuskoff erklärte dreist: auf den Besitz Californiens habe Spanien gar kein Anrecht. Die Russen behaupteten das Fort bis 1841; sie verkauften es dann für 30,000 Dollars an den durch die Goldentdeckungen so berühmt gewordenen Capitän Sutter. Es führte den Namen Roß, russisch. Auch auf eine Besitznahme der Sandwichsinseln hatten sie es eine Zeitlang abgesehen, und ein Deutscher, Dr. Schäffer, hatte sich mit etwa 100 Mann Russen auf der Insel Atui festgesetzt, wo er länger als ein Jahr blieb.

Es ist uns aufgefallen, daß bei den vielen Erörterungen über Alaska selbst in Nordamerika — so viel wenigstens wir wissen — ein sehr wichtiges Moment unberührt geblieben ist; wir meinen den Zusammenhang zwischen den Ansprüchen Rußlands und der berühmten Monroedoctrin. Der Zusammenhang ist folgender. Als Lazareff 1814 eine Ladung Pelzwerk im Werthe von reichlich einer Million Rubel von Sitka nach St. Petersburg gebracht hatte, wurde eine regelmäßige Schiffsverbindung zwischen beiden Häfen eingerichtet und der Verwaltung der Niederlassungen mehr Sorgfalt zugewandt. Kaiser Alexander erließ am 4. September 1821 einen Ukas, vermittelst dessen er die ganze Westküste Amerikas vom Königin-Charlotten-Sunde, 45° N., an, sowie die ganze Ostküste Asiens nördlich von $51^1/_2$° N. sammt allen um- und nebenliegenden Inseln für ausschließliches Besitzthum der russischen Krone erklärte. Die monopolistischen Bestrebungen gehen aus der Verfügung hervor, daß bei schwerer Strafe kein Fremder diesen Küsten sich auf weniger als 50 Seemeilen nähern dürfe, außer in dringendem Nothfalle! Gegen diesen Ukas protestirte Nordamerika

energisch, nachdem der russische Gesandte in Washington obendrein die Dreistigkeit gehabt hatte, die volle Souveränetät Rußlands über den ganzen im Norden des 51° N. liegenden Theil des Oceans in Anspruch zu nehmen; dort sollte kein fremdes Schiff sich blicken lassen dürfen. Dagegen legte auch England Protest ein, und 1823 stellte Präsident Monroe als nordamerikanisches Staatsprincip den Satz auf: „daß fortan in beiden Hälften Amerikas europäische Mächte nicht ferner Colonien anlegen sollten; der neue Continent dürfe nicht von auswärtigen Staaten abhängen, sondern müsse sich selber bestimmen." —

Die Zahl der russischen Handelsposten belief sich





Aschensärge der Koluschen.

auf 26; dazu kamen dann noch sogenannte wandernde Stationen auf den Alëuten und Kurilen.

Sitka oder Neu-Archangel liegt 57°2′57″ N., 135°29′8″ W. auf der Westseite der Insel Baranoff oder Sitka; der Ort wurde gleich bei seiner Gründung durch Batterien und einige im Hafen liegende bewaffnete Fahrzeuge gegen etwaige Ueberfälle der Koluschen-Indianer geschützt. Simpson, Gouverneur der Hudsonsbai-Gesellschaft, der vor etwa dreißig Jahren den Ort besuchte, schreibt: „Von allen schmutzigen und elenden Ortschaften, die ich je gesehen habe,



Gerüst eines Hauses der Tschuktschen.

ist Sitka die elendeste und allerschmutzigste. Die Wohnhäuser sind lediglich elende Hütten, ohne Ordnung und Plan in häßlichen, kleinen Gassen zusammengehäuft, und verpestet in Folge großer Unreinlichkeit." In dieser Beziehung muß sich Vieles gebessert haben, denn Whymper schreibt (S. 74): „Die Stadt liegt auf einem schmalen Küstenstriche; das Haus des Gouverneurs steht auf einem etwa einhundert Fuß hohen Hügel. Der Hintergrund wird von dichtbewaldeten Hügeln gebildet, und unmittelbar der Stadt gegenüber erhebt sich auf der Crooze-Insel der Edgecumbe, ein etwa 8000 Fuß hoher

erloschener Vulcan; er bildet eine weithin sichtbare Landmarke. Die Stadt bietet einen heitern Anblick, und die Umgebung ist malerisch (August 1865). Die Häuser sind gelb angestrichen, die Dächer roth. Sitka gewährt einen eigenthümlichen, fremdartigen, man möchte sagen, fossilen Anblick mit der grünen Spitze und Kuppel der griechischen Kirche, den alten, abgetakelten Schiffen, die überdacht sind und als Magazine verwandt werden. Auf keinen Fall kann der Aufenthalt dort angenehm sein und behaglich auch nicht, denn in Sitka, so sagt man, regnet es mehr und öfter, als an irgend einem andern Punkte der Welt, und wenn es nicht regnet, dann fällt Schnee. Vor sonnigem, warmem Wetter hat man eine wahre Scheu, weil sofort Fieber und Lungenkrankheiten auftreten. Von rheumatischen Leiden wird ohnehin Niemand verschont. Die Winterkälte ist keineswegs streng, denn der Thermometer steht selten unter 20° Fahrenheit."

Die weiße und Mischlingsbevölkerung in Sitka wird sich gegenwärtig auf etwa drittehalbtausend Seelen belaufen; im Winter finden sich auch viele Indianer ein, insbesondere Koliuschen (Kaloschen), welche den ganzen Küstenstrich zwischen den Flüssen Tschilkat und Stikin innehaben, also bis zu 60° N., aber landeinwärts reichen die zu ihnen gehörenden Stämme noch weiter nach Norden. Jeder Stamm hat als Unterscheidungszeichen ein besonderes Sinnbild, eine Art von Totem. Schabelski, welcher von 1821 bis 1823 die verschiedenen Niederlassungen besuchte, fand bei ihnen Stämme des Wolfes, des Raben, Bären, Adlers &c. Dieses Stammsymbol ist bildlich auf der Hütte des Häuptlings angebracht. Die Würde dieses letztern geht nicht auf den Sohn, sondern auf den Neffen über. Alle Koliuschenstämme haben Geschick für Handarbeiten; sie sind z. B. gute Schmiede, verfertigen feine Korb- und Flechtsachen und liefern sorgfältig gearbeitetes Schnitzwerk. Davon zeugen zum Beispiel die Koffer, in welchen die Asche der Todten, die man nicht begräbt, sondern verbrennt, aufbewahrt wird. Wir geben zwei Abbildungen solcher Aschenkoffer nach Whymper's Zeichnung. Dieser sah an dem einen mehrere gemalte Menschengesichter; von jedem derselben hingen lange Flechten wirklichen Menschenhaars herab, und jeder Kopf bezeichnete ein Schlachtopfer, welches der Verstorbene erlegt und welchem er den Schädel genommen hatte. An jedem Aschenkoffer findet man Schnitzwerk und Malereien.



Die Vulkane Koriatski, Awatscha und Koselskai auf Kamtschatka.

* * *

Whymper begleitete die Expedition, welche den Telegraphen zwischen Nordwestamerika und Ostasien anlegen sollte, und die im Sommer 1865 ihre Arbeiten begonnen hatte. Als aber 1866 das zweite atlantische Kabel regelmäßig arbeitete, ließ man bis auf Weiteres jenen Plan fallen. Am 22. August 1865 verließ die Expedition Sitka, fuhr an der Südseite der Aleuten hin, steuerte zwischen Unimak und Ugamok in das nördliche Meer, und sah am 4. September ganz deutlich den Vulcan Tschitschaldinskoi, welcher sich auf der erstgenannten Insel erhebt, und dann noch einen zweiten, etwa 5000 Fuß hohen Feuerberg, der eben in Thätigkeit war und Flammen spie. Am 22. September war das Schiff auf der Höhe der Ploverbai, in welche es erst einlaufen konnte, nachdem es vier Tage lang von einem Sturm umhergeschleudert worden war.

Diese Bucht liegt an der asiatischen Küste, und dort fanden die Reisenden ein Dorf der Tschuktschen; die armseligen Hütten standen auf einer weit ins Meer vorspringenden Landzunge. In der Nähe wurden recht gut angelegte unterirdische Wohnungen aufgefunden; aber das Volk, von welchem sie herrühren, ist längst aus jener Gegend verschwunden (— möglicherweise handelt es sich hier um Gangbaue der Eskimos —). Das Gerüst der Tschuktschenhütten besteht zumeist aus Walfischknochen und Rippen, die sinnreich und künstlich zusammengefügt werden. Man bedeckt sie mit großen und kleinen Stücken von Fellen und Häuten des Wal-

rosses, Seehundes und Rennthieres, und wohl auch mit Segeltuch, welches von irgend einem Walfischfahrer eingetauscht worden ist. Diese Wohnstätten gewähren den mit Fellen warm bekleideten Tschuktschen hinlänglichen Schutz gegen Nässe und Kälte, obwohl der Winter an jener östlichen Küste sehr streng ist. Als Brennstoff dient Walfischthran, der in Lampen gebrannt wird. Holz und Kohlen sind nicht vorhanden.

Die Tschuktschen benutzen Walfischknochen auch zur Herstellung von Kähnen; um das Gleichgewicht zu erhalten und die Schwimmkraft zu verstärken, befestigen sie zu beiden Seiten eine mit Luft gefüllte Seehundshaut, welche vortreffliche Dienste verrichtet. — Die Männer sind stark und kräftig gebaut, nicht melancholisch, auch nicht habgieriger, als im Allgemeinen die Wilden zu sein pflegen; dem Tabacksrauchen sind sie leidenschaftlich ergeben, blasen aber den Rauch nicht aus dem Munde, sondern ziehen ihn ein, um sich solchergestalt zu berauschen.



Tabackspfeifen der Tschuktschen.

Die Expedition erfuhr, daß 1864 die Ploverbai schon am 4. October völlig mit Eis bedeckt war; schon am 26. October war sie leicht gefroren, und das Schiff ging deshalb unverweilt nach Kamtschatka unter Segel. Am 14. October war es vor der Awatschabai und warf am folgenden Tage beim Peter-Paulshafen Anker. Von dort aus hatte man einen prächtigen Blick auf die Vulcane Awatscha, Koseldskai und Koriatski; aus dem letztern stieg eine hohe Rauchwolke empor.

Volksaberglaube und sympathetische Curen im Herzogthum Altenburg.

Von **M. J. Meißner.**

Der im „Globus“ vor nicht langer Zeit veröffentlichte Aufsatz „Sympathien und verwandte abergläubische Gewohnheiten in Mecklenburg“ von C. W. Stuhlmann (Jahrgang 1869, S. 242 ff.) veranlaßte mich, auch im Altenburgschen Nachforschungen über das Vorhandensein jener uralten Zeugnisse menschlicher Schwäche anzustellen. Man muß weit weggehen von dem Wege, den die gegenwärtige Zeit geht, um zu finden, was die nachfolgenden Zeilen erzählen sollen. Zumeist sind alte Leute von rührendem Glauben die Hüter jenes recht eigentlichen Volkseigenthums, oder die zahlreiche Classe derer macht daraus Capital, welche von der Beschränktheit der Menschen leben.

Wie sich der Gebrauch der sympathetischen Heilmittel entwickelte, ist in dem oben erwähnten Aufsatze eingehend dargelegt worden; es mag daher hier nur Einiges darüber gesagt werden, wie der Glaube an die Wirksamkeit derselben heutzutage hier zu Lande wie anderwärts noch bestehen und Anwendung bis herauf in die gebildeten Stände noch vorkommen kann.

Die sympathetischen Curen verdanken, abgesehen von ihrer Wohlfeilheit, ihre Existenz zunächst dem Reize des Geheimnißvollen und Verborgenen, dem Glauben an noch nicht erforschte wunderbare Naturkräfte, an Dinge, die „zwischen Himmel und Erde“ liegen, und der noch ziemlich weitverbreiteten, verderblichen Scheu der Menschen, der gemäß sie ärztliche Hülfe nicht eher suchen, als nicht sämmtliche Haus- und sympathetische Mittel erschöpft sind.

Es kommt hinzu, daß diese letzteren Mittel an und für sich fast durchweg unschädlich sind, ja daß dieselben, insofern der Glaube an ihre Kraft die Phantasie der Kranken in beruhigender Weise beschäftigt, und die Hoffnung auf die ersehnte Genesung, damit aber die Naturheilkraft wohlthuend anregt, zuweilen, z. B. bei der Rose, selbst von den Aerzten nicht nur gestattet, sondern sogar empfohlen werden.

Endlich aber greift selbst der Mensch, welchem der sogenannte sympathetische Glaube fehlt, in seiner Noth und in seinem Schmerz, und verlassen von der medicinischen Heilmethode, zu seiner und seiner Angehörigen Beruhigung, zuweilen nach Mitteln, von denen er weiß, daß sie ihm nichts schaden, und von denen er noch in seiner letzten Stunde hofft, daß sie ihm doch vielleicht einigen Nutzen gewähren können.

Auch im Altenburgschen hat gewöhnlich das fließende Wasser die Aufgabe, eine Krankheit, um deren Beseitigung es sich handelt, mit sich fortzunehmen, während in die Erde das Todte, Abgestorbene versenkt oder vergraben wird.

Manchmal wird auch wohl die Krankheit in einem von der Erde frisch aufgenommenen Stein, der dann wieder an seinen Ort gelegt werden muß, verfestet, oder unter die Dachrinne, da wo diese von der Sonne nicht beschienen wird, vergraben, oder in eine Feueresse, welche zum Räuchern dient, verbohrt, endlich in Thüren unbewohnter Seitengebäude vernagelt.

Dagegen habe ich nicht gefunden, daß hier zu Lande, wie es anderwärts vielfach vorkommt, bei den sympathetischen Curen lebende Thiere (Kröten, Mäuse u. s. w.) verwendet werden; nur die Ameisen spielen bei uns hier und da eine Rolle, sofern gewisse bei den Curen verwendete Gegenstände, z. B. Eier, in Ameisenhaufen versenkt werden.

Ebensowenig kommen im Herzogthume Curen vor, bei denen mit gewissen geheimnißvollen Worten (Sator Arepo Tenet Opera Rotas, abracadabra u. dergl.) beschriebene Zettel aufzulegen oder zu verschlucken sind.

Indem ich nunmehr das über jene Dinge Aufgefundene folgen lasse, bemerke ich noch, daß das Nachstehende Anspruch auf Vollständigkeit nicht machen kann und soll, weil die „klugen Leute“ nicht leicht zur Mittheilung jener Geheimnisse, die übrigens nur von Männern den Frauen und umgekehrt verrathen werden dürfen, zu bewegen sind.

Die Ursache hiervon ist ein leicht erklärliches Mißtrauen und die Meinung, ihre sympathetische Kraft gehe durch Mittheilung der Mittel verloren.

I. Sympathetische Heilmittel und Curen.

A. Bei Menschen.

Gegen das kalte Fieber. — Es wird dreimal im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes am linken Arme des Kranken hinaufgestrichen, und dabei, ohne daß der Kranke es hört, gesprochen:

Geh weg, Fieber,
Gesundheit ist mir lieber.
† † †

Ein anderes Mittel ist folgendes: Der Kranke betet früh ein Gebet, kehrt alsdann das Hemde um, den linken Aermel zuerst und spricht:

Kehr Dich um, Hemde,
Und Du, Fieber, wende Dich.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Gegen Blutungen. — Man drückt die Wundränder zusammen, haucht darauf und spricht:

Heilig ist die Stunde,
Heilig ist die Wunde.

Oder:

Glückselige Wunde,
Glückselige Stunde,
Da die Wunde heilen mag.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Oder, sobald man sich geschnitten oder gehauen hat, hält man den Daumen über die Wunde drei Mal, schlägt drei Kreuze, im Namen Gottes u. s. w. Amen, als das Blut gerann, wie Christus am Kreuze hang. † † †

Oder:

Drei Blumen stehen im Himmel,
Die erste Wehmuth,
Die zweite Demuth,
Die dritte Gottes Wille,
Blut steh' stille.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Gegen Zahnschmerzen. — Am häufigsten werden die Zahnschmerzen vernagelt. Die Personen, welche sich mit dem Vernageln von Zahnschmerzen beschäftigen, haben „Sargnägel“ oder solche Nägel vorräthig, die in eine gewisse Flüssigkeit getaucht sind, deren Zusammensetzung sie geheim halten. Mit diesen Nägeln wird das Zahnfleisch unter dem kranken Zahne berührt, wohl auch blutig geritzt und der Nagel dann im Namen Gottes u. s. w. † † † in eine Thür des Seitengebäudes oder in eine Feueresse eingeschlagen. — Bei Zahnreißen wird bei zunehmendem Monde die Wange gestrichen und gesprochen:

Was ich sehe, nehme zu,
Was ich streiche, nehme ab.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Manche lassen dabei das Wort „Amen“ weg oder legen auch wohl ein Stück Löschpapier unter die Zunge.

Wenn bei Erwachsenen der erste Zahn ausfällt, so soll derselbe hinter sich geworfen und dabei gesprochen werden:

Maus, da hast Du en bennern (beinern),
Gieb mir dafür en stennern (steinern).

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Gegen Wassersucht. — Man kocht drei Eier einer schwarzen Henne im Urin des Kranken, und zwar in einem Töpfchen, das so gekauft worden ist, als es geboten wurde, und vergräbt dieselben beim Vollmond in einen Ameisenhaufen.

Die ganze Handlung muß stillschweigend geschehen, auch darf der Kranke nichts davon wissen.

Gegen Ueberbeine. — Das Ueberbein wird bei abnehmendem Monde mit einem „ungesuchten Tiegelbein“ drei Mal nach einander übers Kreuz gedrückt im Namen Gottes des Vaters u. s. w. † † †, und das Tiegelbein dann hinter sich geworfen.

Gegen Warzen. — Man streicht die Warzen mit Kreide drei Mal im Namen Gottes u. s. w. † † †, geht dann zu einer Esse, darin geräuchert wird, macht mit der Kreide drei Striche im Namen Gottes † † † und vergräbt sie oder wirft sie hinter sich. Wer die Kreide aufhebt, zieht sich ebenso, wie es im vorhergehenden Falle mit dem Tiegelbein geht, die Krankheit zu, um die es sich handelt. — Auch sollen Warzen in kurzer Zeit auf folgende Weise vergehen. Am letzten Freitage vor dem Neumond versuche man ein Stück Fleisch oder Speck, „so groß wie ein Heller,“ zu stehlen; mit diesem streiche man die Warzen und grabe es Mittags in der zwölften Stunde unter eine von der Sonne nicht beschienene Dachrinne, so daß Niemand etwas davon erfährt.

Gegen die Rose. — An drei Tagen hinter einander am Abend vor Schlafengehen wird die Rose von unten nach oben leise gestrichen, auch wohl angehaucht, und dabei, ohne daß der Kranke es hört, gesprochen:

Ich stand unter einer Liebesthür,
Da schossen drei Rosen herfür,
Die erste zerstoß,
Die zweite zerfloß,
Die dritte verschwand,
Unter der Mutter Gottes Liebeshand,
Das zähl' ich Dir (Name) zu gut.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Oder:

Die Mutter Gottes ging über Land,
Drei Rosen trägt sie in ihrer Hand,
Die erste verlor sie,
Die zweite erslor (beschwor?) sie,
Die dritte verschwand.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Oder:

Die Rose gebietet Dir Gott zur Buße,
Du sollst nicht schwitzen,
Du sollst nicht hitzen,
Du sollst nicht gähren,
Du sollst nicht schwären,
Du sollst nicht wüthen,
Du sollst nicht tödten,
Das zähl' ich Dir (Name) zu gut.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Gegen das Schiefwachsen der Kinder. — Wenn ein Kind anfängt, schief zu wachsen, so sucht man sich das gerade gewachsene Stämmchen einer jungen Eiche zu verschaffen. Dasselbe wird der Länge nach in der Mitte aufgeschnitten und das Kind hindurchgesteckt.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Das Stämmchen wird dann wieder zusammengedrückt und gebunden und in fließendes Wasser geworfen, auch wohl vergraben.

Gegen Brüche. — Am Montag Abend kauft man Jungbaumwachspflaster für 3 oder 5 Pfennige (die Zahl muß ungerade sein) und legt es auf den Bruch, stillschweigend.

Am Donnerstag Abend nimmt man das Pflaster stillschweigend weg, geht früh vor Sonnenaufgang an eine junge Eiche, die man Tags zuvor gesucht haben muß, und deren Zweige gegen Morgen zugerichtet sind, bohrt ein Loch in die Eiche, thut das Pflaster hinein und spricht:

Hier, Eiche,
Bring' ich Dir Blut und Kraft
In Deine Macht.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Gegen Flechten und Grind. — Der Kranke muß früh vor Sonnenaufgang bei abnehmendem Monde an ein fließendes Gewässer gehen, die kranke Stelle mit der Hand streichen und indem er sodann drei Kreuze über derselben schlägt, sprechen:

Guten Morgen, Wasserfluth,
Hier bring' ich Dir meinen Schmerz und meine Ruth (Roth),
Schwemm sie in ein Ungerland,
Schwemm sie in ein Körnchen Sand.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Auch wird von Manchem ein nasser Lappen auf die Flechten gelegt und solcher sodann einem Todten mit in das Grab gegeben.

Gegen Krämpfe (Fräßeln) der Kinder. — Man spricht:

Frau Fräßel ging über den Mist,
Da begegnet ihr der Herr Jesus Christ;
„Frau Fräßel, wo willst Du hin?"
„Ich will zu einem Kinde gehn,
Ich will es stoßen und drücken,
Ich will es kneipen und zwicken."
„Frau Fräßel, das sollst Du nicht thun,
Du sollst das Kind lassen ruhn."

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Wenn Kinder beschrien sind. — Man stellt sich mit dem Kinde gegen die Morgensonne und spricht:

„Es waren zwei böse Augen, die Dich übersahen, drei waren, die Dir das Gute widersprachen, sie haben Dir genommen Deinen Schweiß, sie müssen Dir wiedergeben Dein Gewächse, Deinen Schlaf und Deine Ruh', daß Du wieder nehmest zu."

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Ist ein Kind „auf den Tod beschrien", so kann nur eine kluge Frau helfen. Man geht am Abend zu ihr, sie stellt verschiedene Fragen, holt dann einen Asch mit Wasser, in welches sie verschiedene Stückchen Holzkohle wirft. Endlich, nachdem sie das Schwimmen der letztern und ihr Untertauchen beobachtet hat, sagt sie, das Kind ist von einem Manne oder von einer Frau beschrien, es ist an der und der Stelle, und auf die und die Weise beschrien, und bestimmt die Stunde, in welcher das Kind zu ihr gebracht werden soll, oder sie zum Kinde kommt.

Sie nimmt das Kind in den Arm oder streicht es und spricht:

„Zwei böse Augen haben Dich übersehen, drei böse Zungen haben Dich überſprochen, drei will ich Dir gewähren; die sollen Dir wiedergeben Dein Essen und Trinken, Deinen Schlaf und Deine Ruh', Deinen Saft und Deine Kraft und Deine ganze Eigenschaft. Hat es gethan ein Mann, so komm's ihm selber an; hat es gethan ein Weib, so fall's in ihren Leib; hat es gethan ein Knecht, so wird ihm geschehen recht; hat es beschrien eine Magd oder Dirn', so segne Dich Gott und das Himmelsgestirn. Bist Du beschrien hinterwärts oder vorwärts, so helfe Dir der liebe Herr Jesus Christus, hinterwärts oder vorwärts, das zähl' ich Dir zu gut."

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

B. Für Thiere.

Gegen das Blutgeben der Kühe. — Man holt drei weiße Kieselsteine aus einer Leichenpforte, macht sie heiß, thut sie in ein Gefäß und gießt die Milch darauf, dann für 1 Pfennig Schwefel, 1 Pf. schwarzen Kümmel, 3 Pf. Teufelsdreck und Eberwurzel, läßt dieses drei Tage stehen in dem Stalle, und thut dann die drei Steine wieder in derselben Stunde dahin, wo man sie geholt hat. Alles im Namen 2c. † † †

Oder:

Am Pfingsttage vor Sonnenaufgang nimmt man ein weißes Töpfchen, das man gekauft hat, wie es geboten wurde, schöpft aus dem Milchseiher Milch damit, und thut ein halbes Loth Pfeffer hinein, bindet es mit dem Seihetuch zu und hängt es in die Feueresse. Alles im Namen 2c. † † †

Gegen geschwollene Euter. — Man spricht:

Es gingen drei Frauen über den Berg Sinai, die erste sprach: „Meine Kuh hat's heisch," die andere: „Es kann sein." Die dritte: „Es kann sein oder es ist, so helf' Dir der Name Jesus Christ." † † †

Gegen Beinbrüche. — Beinbruch, ich segne Dich auf diesen heutigen Tag, daß Du wieder werdest gerad', bis auf den neunten Tag, wie nun der liebe Gott, der Vater, wie nun der liebe Gott, der Sohn, wie nun Gott, der liebe heilige Geist, es haben mag, heilsam ist diese broch'ne Wund', heilsam ist diese Stund', heilsam ist dieser Tag, da unser lieber Herr Jesus Christus geboren war; jetzo nehm' ich diese Stund', steh' über diese broch'ne Wund', daß diese broch'ne Wund' nicht geschwell', und nicht geschwär', bis die Mutter Gottes ein andern Sohn gebähr. † † †

Wenn das Vieh bezaubert ist. — Man spricht: „Abt und Aebtin, Drach' und Drachin, Zauberer und Zauberin, Du sollst stille stehn, Du sollst zu Gott, Deines Herrn Geboten gehn, Du sollst mir mein Vieh weiden im Stall, und auf dem Felde, auf der Heid' und Weid', bis der heilige Ritter St. Georg vorüberreit', das verbiete ich Dir bei dem lebendigen Gott, dazu helfe mir Gott!" † † †

II. Verwandte abergläubische Gebräuche.

Die den sympathetischen Heilmitteln verwandten abergläubischen Gebräuche kommen zur Anwendung, um einen Nachtheil an Gesundheit oder Vermögen im Voraus abzuwenden (prophylaktische Sympathien).

Hierher gehört die ganz allgemeine Gewohnheit, Freitags keine Reise, kein neues Geschäft zu unternehmen, nach einer Krankheit nicht an diesem Tage zuerst auszugehen.

Werden Kinder gelobt, so setzen die Eltern häufig hinzu „unberufen", damit die Kinder nicht beschrien werden. Damit letztere aber überhaupt nicht beschrien werden, wird ihnen manchmal, wenn gerade Gefahr vor dem Beschreien vorhanden ist, das Hemd auf die verkehrte Seite angezogen.

Vieh wird vor dem Beschreien durch drei eingeschnittene, oder mit Kreide an die Stallthür gezeichnete Kreuze gesichert, welche regelmäßig vor der Walpurgisnacht erneuert werden.

Wenn im Frühling das erste Mal das Vieh ausgetrieben wird, kommt der Spruch vor:

„Das liebe Vieh geht diesen Tag, und so manchen Tag, und das ganze Jahr über manchen Graben, ich hoff' und trau', da begegneten ihm drei Knaben. Der erste ist Gott der Vater, der andere ist Gott der Sohn, der dritte ist Gott der heilige Geist, die behüten mir mein Vieh, sein Fleisch und Blut, und macht ein Ring um sein Vieh, und den Ring hat gemacht Mariane, ihr liebes Kind, und der Ring ist beschlossen mit 77 Schlössern, daß behüt' mir Gott mein Vieh sein Blut, Milch und Fleisch, daß mir kein böser Mensch anschaue, keine böse Hand nicht angreif', kein böser Wind anweh', kein Thier beiß', wie auch kein wildes Thier zerreiß', kein Baum fällt, keine Wurzel stecke und kein Dieb nimmt, und wegführt im Anfange, das erste Mal sei geschlossen und das ganze Jahr mit † † † also fest beschlossen."

Bringt der Bauer ein neugekauftes Stück Vieh nach Haus, so wird zunächst der Leitestrick um ein Tischbein im Haus gewunden, ehe das Vieh in den Stall gebracht wird. Das soll ebenfalls vor dem Beschreien sichern.

Aengstlich und allgemein vermeidet man, daß ihrer Dreizehn zum Abendmahl gehen oder zu Tisch sitzen; man fürchtet, es sterbe einer im folgenden Jahre. In den Zimmern, in welchen Leichen liegen, werden die Fenster verhängt, damit der Todte nicht wiederkehre und im Hause spuke. Spielen Kinder „Begrabens“, so wird es ihnen verboten, weil sonst Jemand im Hause stirbt. Manche gehen bei Begräbnissen nicht zuerst aus dem Sterbehause, sie meinen, zuerst nach dem Todten zu sterben. Frauen scheuen sich, doppelte Früchte zu essen, in der Furcht, Zwillinge zu bekommen.

Um nicht Unglück in der Ehe zu haben, dürfen Bräute keine Perlen zur Trauung tragen, und dürfen überhaupt Brautleute bei der Trauung sich nicht umsehen, nicht zu weit von einander stehen und dergleichen, auch soll beim Verlassen der Kirche die Frau zur Linken des Mannes gehen.

Mädchen und Frauen holen auch hier zu Lande in der Nacht zum ersten Osterfeiertag Wasser aus einem nahen Bache, um sich mit ihm zu waschen und ihre Schönheit zu erhalten. Sie dürfen dabei nicht reden.

Früher kamen Bauerweiber in die Stadt und verkauften sogenannte „Glückspätschchen“, angeblich die breitgedrückte und getrocknete Frucht der Wassernuß oder die wie eine Hand geschnitzte sprossende Wurzel des gemeinen Farrnkrautes. Sie wurden Kindern in die Kleider genäht, damit sie Glück haben sollten.

Beim Gange zur Jagd vermeiden Manche, Abschied von den Ihrigen zu nehmen, damit ihnen kein Glück gewünscht werde, ebenso vermeiden sie Schweinen zu begegnen, da sie in beiden Fällen Unglück fürchten.

Unter den gemeinen Leuten herrscht hier und da der Glaube, die Wirkung des Eides dadurch ableiten zu können, daß sie beim Schwören die Schwurfinger der linken Hand hinter dem Rücken nach der Erde zu ausstrecken, deshalb fordern die Richter zuweilen die Schwörenden auf, die linke Hand an der Seite herabhängen zu lassen.

Um vor Gericht zu bestehen und ein günstiges Urtheil zu erlangen, sprechen die Strolche und Gauner vor dem Eintritt in das Gerichtshaus:

Ich trete vor das Gerichtshaus,
Drei große Herren seh'n heraus,
Der eine hat keinen Mund,
Der andere hat keine Zunge,
Der dritte muß vor seiner eigenen Rede verstummen.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Häufig kommen handschriftlich noch im Herzogthum sogenannte Segen vor, welche den Schutz des Leibes gegen feindliche Waffen (Schutzbriefe, Himmelsbriefe), oder nachtheilige Einwirkungen von außen (Segensbriefe, sympathetische Briefe), den Schutz des Hauses gegen Feuers- und andere Nöthen (Feuersegen, Haussegen und dergleichen) bezwecken, und bei sich zu tragen oder unter der Schwelle des Hauses zu vergraben sind. Meist beginnen diese Segen mit einer Erzählung oder einer Handlung, aus der sich die Kraft der Hülfe ableitet.

Da dieselben meist nur Copien aus bekannten Büchern, z. B. dem „Romanusbüchlein“ sind, in ähnlicher Weise auch schon öfter abgedruckt sind, so dürfte eine Wiederholung derselben an dieser Stelle überflüssig sein. Meines Wissens sind dergleichen Segen zuletzt veröffentlicht worden von Karl Auen in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde, zweites Heft (Jena, F. Frommann 1853), und eine Verweisung auf diese Mittheilung möge genügen.

Ich schließe diesen Aufsatz mit der Hoffnung, es möge bald eine Zeit kommen, die gediegene ärztliche Hülfe über finstern und thörichten Aberglauben stellt und für jene Dinge nur ein Lächeln der Erinnerung hat *).

*) Herr Ministerialsecretär Meißner war so freundlich, diesem Aufsatze für uns einige gedruckte Piècen beizulegen. Z. B. einen „heiligen Sympathiebrief“ und das Recept zu einer „Wundersalbe“; beide sind in der allerneuesten Zeit veröffentlicht, es fehlt aber der Druckort. Dazu kommen noch zwölf Blätter aus einem offenbar im vorigen Jahrhundert gedruckten Buche mit allerlei Recepten zu Wundercuren. Wir werden gelegentlich einige Proben daraus mittheilen. Red.

Zur Kennzeichnung der Mischlinge aus verschiedenen Menschenracen.

Von **Karl Andree.**

II *).

Vor nun beinahe vierzig Jahren begleitete der späterhin so berühmt gewordene Charles Darwin als Naturforscher den Capitän Fitz Roy, welcher mit dem Schiffe „Beagle“ zu Ende des Jahres 1831 eine Reise um die Welt machte. Unweit von Bahia Blanca, am Rio Colorado, in der Provinz Buenos Ayres, fand Darwin eine Abtheilung von Soldaten, mit welchen der Dictator Rosas Krieg gegen die Indianer führte. „Schwerlich ist je zuvor eine so nichtswürdig-abscheuliche, banditenhafte Armee beisammen gewesen. Der größte Theil der Leute waren Mischlinge von Negern, Indianern und Spaniern. Menschen von solchem Ursprung haben selten einen guten Gesichtsausdruck.“ (I should think, such a villanous, banditti like army was never before collected together. The greater number of men were of a mixed breed, between Negro, Indian and Spaniard. I know not the reason, but men of such origin seldom have a good expression of countenance. — Ch. Darwin, Journal of researches into the natural history and geology etc. Londoner Ausgabe von 1860, S. 71.)

In den argentinischen Landen finden wir einige Hunderttausend Mischlinge, zu welchen auch ein großer Theil der Gauchos gehört. In den Provinzen Cordova und San Luis herrscht auch auf dem platten Lande die spanische Race vor; in Santiago del Estero spricht die Mehrzahl der Bevölkerung das peruanische Quechua, in Corrientes redet man

*) Vergleiche S. 9 ff.

einen angenehmen spanischen Dialekt; in der Campaña von Buenos Ayres erinnert noch Manches an die alten andalusischen Soldaten, welche vor dreihundert Jahren als Eroberer an den La Plata kamen. Die Anzahl der Neger ist verschwindend klein; die Mischlinge, welche zwischen ihnen und Indianern gezeugt worden sind, die Zambos, dann auch die Mulatten, wohnen in den Städten und bilden eine Art von Verbindungsstufe zwischen den tieferstehenden und den civilisirten Menschen. „Diese Mischlinge haben einen Zug nach Aeußerlichkeiten der Civilisation, und dergleichen suchen sie sich gern anzueignen, auch fehlt es ihnen nicht an Talent. Aus den verschiedenen Bestandtheilen hat sich dann noch ein zahlreiches Mischlingsgeschlecht ergeben, das eine ziemlich gleichartige Masse bildet. Es taugt nicht viel, ist träg und ohne jegliche Betriebsamkeit, sobald nicht etwa einzelne Individuen durch äußern Drang aufgerüttelt werden. Die Einverleibung der Ureingeborenen hat den Ansiedelungen allerdings einigen Vorschub geleistet, im Uebrigen aber jenes unglückliche Resultat herbeigeführt, an welchem das ganze ehemals spanische Amerika krankt: Die Race hat sich verschlechtert. Die Eingeborenen leben in Müßiggang, und selbst scharfer Zwang reicht nicht aus, sie zu andauernder Arbeit zu vermögen. Deshalb führte man Neger ein, und auch diese Maßregel hat keinen Segen gebracht. Die Menschen von spanischer Abstammung wurden gleichfalls träg, als sie in den amerikanischen Einöden sich selber überlassen blieben".

Sarmiento, der heute Präsident der argentinischen Republik ist, und dessen Werk über die Laplataregion in Bezug auf völkerpsychologischen Inhalt geradezu als meisterhaft bezeichnet werden kann, äußert: „Es überkommt Einen tiefe Scham, wenn man in der argentinischen Republik sich die deutsche und die schottische Colonie betrachtet, welche im Süden der Stadt Buenos Ayres liegt. Dort ist ein hübscher Flecken entstanden; namentlich im deutschen Theile der Ortschaft sind die Häuser angemalt und liegen in lieblichen Gärten; sie sind einfach, aber ausreichend möblirt, Alles ist sauber; Zinn- und Kupfergeschirr blitzt und blänkert, das Bett hat Vorhänge, und die Bewohner sind ununterbrochen thätig. Sie melken ihre Kühe, liefern Butter und Käse, und viele Familien haben beträchtlichen Reichthum erworben. Aber der Theil der Ortschaft, in welcher Argentiner wohnen, bildet einen diametralen Gegensatz. Hier laufen die Kinder schmutzig und in Lumpen umher, leben mit und unter einer Meute von Hunden; die Männer liegen unthätig auf der Erde umher, und überall tritt uns Unordnung und Armuth entgegen. Der ganze Hausrath besteht aus einem kleinen Tische und einem Lederkoffer; die Wohnung ist eine armselige Hütte, — kurz, wohin der Blick auch falle, er sieht nur — Barbarei." (Vida de Facundo Quiroga i aspecto fisico, costumbres i hábitos de la republica argentina; por el Autor de Arjiropolis. Santiago de Chile 1851.)

Es ist ein Glück für die argentinischen Lande, daß die weiße Bevölkerung stark anwächst und die Zahl der Farbigen in beträchtlichem Verhältnisse sich vermindert. Mulatten sind in den Küstengegenden nicht selten, aber im Innern findet man sie kaum. Dort treten dagegen Mestizen verschiedener Abstufungen in größerer Menge auf, und das erklärt sich leicht. Lange Zeit hindurch sind nur wenige europäische Frauen ins Binnenland gekommen, und die weißen Männer nahmen deshalb indianische Frauen. Nach der Abschätzung von 1825 bildeten die „Farbigen", zu welchen auch die Indianer gerechnet wurden, noch etwa ein Viertel der Bevölkerung. Je mehr das weiße Element zunimmt, um so geregelter wird sich auch das Staatsleben gestalten. Was die argentinischen Gauchos betrifft, so möchte ich betonen, daß ein großer Theil der Spanier, welche im sechzehnten Jahrhundert an den La Plata kamen, aus Andalusiern bestand. Südspanien ist ein halbes Jahrtausend lang im Besitze der Mauren gewesen, und diese bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung. In den Bewohnern Andalusiens war viel arabisch-berberisches Blut, das durch die Auswanderer und Eroberer nach Amerika gekommen ist. Die Eigenthümlichkeiten dieses Blutes treten bei einem großen Theile der Argentiner des platten Landes noch heute so scharf hervor, daß mehr als ein Reisender schon bei oberflächlicher Beobachtung, und ohne auf eine ethnische Prüfung einzugehen, die Gauchos mit den Arabern verglichen hat; ihr Hirten- und Reiterleben erinnert an asiatische Zustände, und der Hang zu nomadischem Umherschweifen ist durch Beimischung indianischen Blutes noch vermehrt worden. In der Argentina steht der Campañero, der Mann des platten Landes, dem Bewohner der Städte wie ein Fremder gegenüber.

Sobald wir die Cordillere übersteigen und nach Chile hinabgehen, finden wir sofort ganz andere Verhältnisse. Der lange, schmale Küstenstreifen an der Südsee wurde vorzugsweise von Nordspaniern bevölkert: Gallegos, Asturiern, Basken, Cataloniern und auch Castilianern, also von Stämmen, welche in vieler Beziehung sich von den Valencianern und Andalusiern unterscheiden. Lage und Beschaffenheit des Landes gestatten kein Nomadenleben und ebensowenig eine Ackerwirthschaft vermittelst großer Plantagen, welche in den tropischen Gegenden durch Negersklaven bearbeitet werden mußten, weil die Natur selber dem Indianer des Niederlandes den Trieb und auch die Fähigkeit zu anhaltender Arbeit versagt hat. So blieb Chile von der Negerplage verschont; dort bildete sich eine zahlreiche Classe von Ackerbauern, die selber das Feld bestellten, und von Schiffern, Bergarbeitern und Grubenbesitzern. Dadurch hat das ganze Leben der Menschen einen andern Strich gewonnen als in den argentinischen Regionen. Allerdings fand eine keineswegs unbeträchtliche Vermischung mit Indianern statt, aber nicht in so überwiegendem Maße, daß sie in das Staatsleben hätte bestimmend eingreifen können. Das farbige Element wird, da es seit langer Zeit kaum noch einen Zufluß indianischen Blutes erhält, mehr und mehr aufgesogen, und Chile kann vor allen anderen südamerikanischen Staaten als „weißes Land" betrachtet werden. Aus diesem Vorwalten des weißen Elementes und der Leute nordspanischer Abstammung erklärt sich auch die Stetigkeit und Ordnung im Staatswesen. Chile hat seit Anbeginn seiner Unabhängigkeit kaum eine Revolution gehabt, und nur fünf oder sechs Präsidenten in einem halben Jahrhundert. Es steht bisher als rühmliche Ausnahme unter allen spanisch-amerikanischen Republiken da.

In den Censustabellen Chiles werden die Mischlinge nicht als solche aufgeführt, und sie selber wollen begreiflicherweise für weiß gelten. In dem Briefe eines Deutschen in Valdivia fand ich („Ausland" 1859, S. 453) eine Stelle, die ich hier einschalten will: „Die reinen Indianer hier haben die Callana, d. h. einen schwarzen Hautfleck oberhalb der letzten Rückenwirbel; bei den Mestizen tritt sie bei der hellern Hautfarbe sehr hervor, während sie im dritten Gliede bereits schwächer wird und im fünften verschwindet. Das entspricht den Beobachtungen über Quateronen und Quinteronen in Centralamerika, nur mit dem Unterschiede, daß man dort den Mischungsgrad an der Luna der Fingernägel erkennt. — Im Verkehr sind die reinen Indianer den Mestizen vorzuziehen, denn diese vereinigen die Laster beider Nationen. Hauptzüge des erbärmlichen Cha-

rakters der letzteren sind Rachsucht und Hinterlist, gepaart mit Faulheit und Indolenz."

Das Gleiche finden wir in Peru. Es ist ein großes Verdienst, welches Herr J. J. von Tschudi sich erwarb, als er die wilde Buntschäckigkeit, das chaotische Durcheinander der Blutmischung in jenem heillos zerrütteten Lande eingehend schilderte. Dort ist das Ideal verwirklicht, von welchem Herr Elisee Reclus fabelt; aber die Thatsachen widersprechen absolut seinen lustigen Phantasien. Ein so buntes Gemisch von Farben und Physiognomien, wie in der peruanischen Hauptstadt, trifft man anderwärts, selbst in Südamerika selten. Nicht weniger als zweiundzwanzig Hauptmischungen werden dort, und in Peru überhaupt, mit besonderen Namen bezeichnet; dazu kommen dann noch „unzählige" andere, welche sich in der Hautfarbe nur wenig von den mit speciellen Namen belegten unterscheiden.

„Alle sind auch geistig echte Mischlinge. Als Grundsatz kann für sie gelten, daß sie die Laster und Fehler ihrer Eltern, nicht aber deren Tugenden in sich vereinigen. Sie stehen als Menschen weit hinter der reinen Race zurück und sind auch im Staate die schlechtesten Bürger. Im Verlaufe von mehreren Generationen können sie ihrer äußern Bildung nach sich so sehr den typischen Racenformen nähern, daß es kaum möglich ist, sie von denselben zu unterscheiden, aber ihr Grundcharakter ändert sich nicht."

Herr v. Tschudi fügt die nachstehende Bemerkung hinzu, welche vollkommen richtig ist und Beachtung verdient: „Ich spreche hier ganz im Allgemeinen; manche ehrenvolle Ausnahme habe ich gefunden, die für den Augenblick ein günstiges Licht auf das Ganze geworfen hat, das aber leider nur zu bald wieder durch den großen Haufen verdunkelt wurde. Vereinzelte abweichende Beispiele soll man nie einer Regel gegenüberstellen oder durch sie dieselbe beschränken wollen, da fast jedes Individuum in dem einen oder andern Charakterzug eine Ausnahme bildet und wir zuletzt vor lauter Ausnahmen nie zu einer Regel kommen würden." (Peru, Reiseskizzen aus den Jahren 1838 bis 1842. Von J. J. von Tschudi. St. Gallen 1846. I, S. 130 f.)

Bei dem „bunten Heere der Mischlinge" steht als Regel fest, daß die Kinder mit dem männlichen Mischungsnamen bezeichnet werden, sei nun der Vater oder die Mutter von verschiedener Farbe. Wenn sich ein Mischling mit einer Frau verheirathet, die dunkler ist als er selber, und seine Kinder sich dadurch mehr und mehr von der weißen Farbe entfernen, so thun diese „einen Schritt rückwärts" (un paso atras *).

Zwischen allen diesen Mischungen kommen Kreuzungen vor, und so begreift es sich leicht, daß hier das Blut sozusagen durch und durch anarchisch geworden ist. Bei allen Mischungen ohne Ausnahme herrscht, abgesehen vom thierisch-geschlechtlichen Verkehr, gegenseitige Abneigung und Abstoßung. Keine mag die anderen; der Hellere wirft dem Dunklern Abstammung und Farbe vor; jeder möchte so weiß als möglich sein. „Der Indianer sieht mit Abscheu auf den Neger, dieser mit Verachtung auf den Indio. Der Mulate glaubt sich fast dem Europäer gleich und meint, das Bischen (!) Schwarz in seiner Haut bedeute nicht so viel, um ihn hinter den Mestizen zu stellen, der doch nur ein viehischer Indianer (Indio bruto) sei. Der unverschämte Zambo lacht über Alle und sagt: wenn er selber auch nicht viel werth sei, so sei er doch besser als seine Eltern. Jeder findet irgend einen Grund, sich besser und die übrigen schlechter zu machen."

Aus solchen einander abstoßenden Elementen kann nun und nimmer das sich bilden, was wir als Gesellschaft bezeichnen; es ist keine Art von Cohärenz vorhanden. Ohne Gesellschaft ist auch kein rechtschaffener, wirklicher Staat möglich, und nun gar eine Republik!

Das vergleichweise beste Product sind in Unterperu die Mestizen. Sie haben auch einige gute Eigenschaften des beiderseitigen elterlichen Blutes. In Peru sind sie im Ganzen genommen sanft, mitleidig, gute Freunde in der Noth, wenn es auf augenblickliche Hülfe ankommt; aber auch leicht erregbar, wankelmüthig und nicht tapfer. Sie schließen sich gern an die Weißen an, behandeln aber den Indianer mit Verachtung. Im Innern des Landes nennen sie sich die „Weißen" und stellen sich schroff den Indianern gegenüber.

Der Mulate, in Peru wenigstens, steht, nach Herrn von Tschudi, in geistiger Beziehung weit über allen Mischlingen, Negern und Indianern. Er hat großes Geschick für mechanische Arbeiten, besonders für Handwerke, eine außerordentliche Auffassungsgabe, und ein merkwürdiges Nachahmungstalent, das unter günstigen Verhältnissen auf das Glänzendste entwickelt werden könnte. Er ist für jeden Eindruck empfänglich und alle Gefühle steigern sich gleich zu Leidenschaften. Immer nach Sinnengenuß jagend, kennt er, unbesorgt um die Zukunft, nur den flüchtigen Augenblick der Gegenwart. Viele Mulaten treiben jetzt Theologie; die meisten Aerzte in Lima sind Mulaten, sie zeichnen sich aber durch rohe Unwissenheit aus.

Als die „miserabelste Classe" aller Mischlinge stehen die Zambos da. „Alle Laster erreichen bei ihnen den höchsten Grad der Entwickelung, und ich glaube, unter Tausenden ist kaum einer, der ein nützliches Mitglied des Staates oder der Gesellschaft wäre. Mit der größten Kaltblütigkeit begehen sie die gräßlichsten Verbrechen; mit stumpfer Ruhe ertragen sie die härtesten Strafen und setzen sich mit viehischer Gleichgültigkeit auf die Bank, um sich todtschießen zu lassen. Vier Fünftel der Verbrecher, welche die Gefängnisse von Lima füllen, sind Zambos. Sie kennen keine Gesetze als die, welche ihre thierische Natur ihnen vorschreibt, und kommen deshalb stets mit der bürgerlichen Ordnung in Collision. Sie stehen noch tiefer als die Neger, da ihnen die guten Eigenschaften, welche jene besitzen, völlig abgehen."

Nur wenig besser als die Zambos sind die Chinos. Sie haben eine häßliche Gesichtsbildung; Nase und Mund vom Neger, Stirn, Wangen und Augen vom Indianer. Von Körper sind sie klein und schmächtig; von Charakter heim-

*) Hier mag eine Tabelle der Mischungen in Peru Platz finden:

Weißer mit Negerin zeugt Mulato.
Weißer mit Indianerin zeugt Mestizo.
Indianer mit Negerin zeugt Chino.
Weißer mit Mulata zeugt Cuarteron.
Weißer mit Mestiza zeugt Creole.
Weißer mit China zeugt China blanca.
Weißer mit Cuarterona zeugt Quintero.
Weißer mit Quintero zeugt Weißer.
Neger mit Mulata zeugt Zambo negro.
Neger mit Mestizin zeugt Mulata oscura.
Neger mit China zeugt Zambo chino.
Neger mit Zamba zeugt Zamba negra.
Neger mit Cuarterona zeugt }
Neger mit Quintera zeugt } etwas dunkle Mulatten.
Indianer mit Mulata zeugt China oscura.
Indianer mit Mestiza zeugt Mestizo claro.
Indianer mit China zeugt Chino-Cholo.
Indianer mit Zamba zeugt Zambo claro.
Indianer mit China-Chola zeugt Indianer.
Indianer mit Cuarterona zeugt }
Indianer mit Quintera zeugt } etwas braune Mestizen.
Mulate mit Zamba zeugt Zamba.
Mulate mit Mestiza zeugt helle Chinos.
Mulate mit China zeugt etwas dunkle Chinos.

tückisch, grollend, falsch und blutdürstig. Eine Beleidigung vergessen sie nie; sie brüten so lange auf Rache, bis sich zur Befriedigung derselben eine Gelegenheit darbietet. Sie sind sehr gefährliche Feinde. —

So Herr von Tschudi. Um die Buntschäckigkeit der Menschen in Peru anschaulich zu machen, will ich eine Stelle aus Karl Scherzer's Mittheilungen aus dem Jahre 1860 beifügen. Er unternahm einen Ritt von Lima nach Cajamarquilla, um die Ruinen des Pachacamac-Tempels zu besuchen, und kehrte mit seinem Begleiter, einem deutschen Kaufmanne, unterwegs in einem Rancho (Gehöft) ein. Dort lagen 14 Arbeiter „im süßen Nichtsthun. Kein einziges dieser Individuen gehörte derselben Race an; es waren Menschen von allen Farben und Schattirungen: Weiße, Indianer, Neger, Chinesen, Mulatten, Zambos, Mestizen ꝛc. Für den genauern Beobachter ist diese Erscheinung von tiefer Bedeutung; sie gestattet uns einen Einblick in die Ursachen, welche den höhern geistigen und politischen Aufschwung Chiles im Vergleiche zu dem niedrigen Culturzustande Perus veranlassen. Man trifft in Peru überhaupt eher funfzig Farbige aller Schattirungen, bevor man einem Vollblutweißen begegnet. In Chile dagegen — und das ist der große Vorzug, welchen diese Republik vor Peru voraus hat — muß man tief ins Innere des Landes dringen, ehe man mit den Indianern in Berührung kommt, während eine Negerbevölkerung völlig fehlt. In den Küstenstädten leben fast ausschließlich Weiße; selbst die dienende Classe besteht aus Spaniern, Engländern, Nordamerikanern und Deutschen."

Indem ich eben von Peru auf das bolivianische Hochland übergehen will, lese ich, daß dort wieder einmal in mehreren Theilen der „Republik" die Indianer sich erhoben, um das Joch der Weißen und Mischlinge abzuschütteln. Solche Aufstände sind chronisch, und kein Jahr vergeht ohne mindestens drei bis vier Revolutionen. Ich habe schon früher einmal („Globus" 1863) die Bevölkerungsverhältnisse Bolivias erörtert. Die Zählung von 1846 hatte 1,373,896 Seelen ergeben; davon waren angeblich 659,398 Weiße, oder was dafür gelten wollte, also auch die Mestizen, welche man dort zu Lande als Cholos bezeichnet, und deren Gesammtzahl mehr als 400,000 Köpfe beträgt. Für die Weißen, bei denen man auch zumeist keine strenge Ahnenprobe anstellen darf, bleiben etwa 250,000 Köpfe übrig, und auf die unvermischten Indianer kommen weit über 700,000 Seelen. Man nimmt jetzt für Bolivia etwa 2 Millionen Seelen an, das gegenseitige Verhältniß der Volksbestandtheile ist jedoch dasselbe geblieben. Das platte Land ist so völlig indianisch, daß z. B. in der Provinz Beni 37 Indianer auf 1 „Weißen" kamen, in Oruro 10 auf 1, in La Paz 4 auf 1. Der französische Reisende Favre Clavaroz, der 1855 im Lande war, sagt: „Die Indianer stehen in offen ausgesprochenem Gegensatze zu den Weißen, und machen aus ihrer tief im Innern wurzelnden Feindschaft und aus ihrem Ingrimme kein Hehl. Die Weißen in den Provinzen Beni, Oruro und La Paz schweben in steter Furcht, von den Indianern ausgemordet zu werden. Nie hat ein Indianer sich als einen Spanier betrachtet. Die Bewohner von La Paz können einem sagen, von welch fieberhaftem Schrecken sie jedesmal ergriffen werden, wenn bei irgend einer Bewegung der erbliche Haß aufflammt, welchen die Kupferfarbigen gegen die Weißen hegen. Man besorgt in Bolivia einen socialen Krieg, ein zweites Sanct Domingo."

Die Mischlinge, Cholos, ließen sich früher von den wirklichen Weißen als Werkzeuge benutzen, eben weil sie für Weiße gelten und angesehen sein wollten. Aber seit etwa einem Jahrzehnt sind sie offenbar der passiven Rolle überdrüssig; die Cholada, denn so bezeichnet man die Gesammtheit dieser mehr oder weniger braunen Mischlinge, trachtet nun auch nach Ansehen, Stellung, Gewalt, ja nach Herrschaft im Staate.

Vor Kurzem haben wir über den Charakter der Cholos auch noch das vollgültige Urtheil eines andern, ganz ausgezeichneten Gewährsmannes erhalten (J. J. von Tschudi, Reisen durch Südamerika, Leipzig 1869, Band V, 262). In der Hauptstadt der „Republik", La Paz, bestehen fast neun Zehntel der etwa 60- bis 70,000 Köpfe starken Bevölkerung aus Indianern und Cholos; letztere bilden die Mehrzahl. „Die Cholada von La Paz ist durchschnittlich sehr roh, ungebildet, faul, leichtsinnig, leicht erregbar. Aufgezogen in der unbeschränktesten Freiheit, seit Jahrzehnten an blutige und unblutige Revolutionen gewöhnt, bildet sie ein gefährliches Element im Staatenleben, doppelt gefährlich für den gebildeten Theil der Bevölkerung, da sie sicherlich immer auf der Seite steht, von der sie am meisten Sympathie für ihr zügelloses Leben erwartet, also auf dem der Immoralität."

In Arequipa, der nach Lima bedeutendsten Stadt Perus, bilden die Cholos den überwiegenden Theil der Bevölkerung. „Sie sind zügellos, unternehmend und hartnäckig" (v. Tschudi, V, 348).

Die entschiedene Bösartigkeit der bolivianischen Cholada rührt gewiß zum großen Theil daher, daß in ihnen das Blut der Aymaráindianer so mächtig ist. Diese sind „ein besonders böses, grausames, heimtückisches, jeder bessern Regung unzugängliches Volk, das, einmal entfesselt und berauscht, ärger wie wilde Thiere haust. Wenn es durch Spirituosen oder selbst nur durch Ueberredung aufgeregt ist, dann richtet sich seine Wuth gegen seinen größten Feind, den weißen Mann, mag er nun eine Kutte oder einen Rock tragen" (v. Tschudi, S. 310).

Neuere Schätzungen nehmen für Bolivia 2,326,000 Einwohner an, unter diesen seien höchstens 200,000 solche Weiße, deren reines Blut keinem Zweifel unterliege.

Die „Republik" Ecuadór, welche gleichfalls so ziemlich in jedem Jahre ihre paar Revolutionen und fast mit jeder derselben einen neuen zeitweiligen Dictator hat, zählt zwischen 700,000 bis 1,000,000 Einwohner; von diesen soll, angeblich, je der vierte Mensch ein „Weißer" sein, doch ist kaum der sechste oder siebente von ungemischtem Blute. Die Indianer sind entschieden vorwiegend und haben in manchen Gegenden all und jede Blutmischung mit Weißen und Negern von sich fern gehalten; darin liegt, nach Berthold Seemann (Reise um die Welt ꝛc., Hannover 1853, I, S. 211), das große Geheimniß sie vor Vernichtung zu bewahren. In Ecuador ist die weiße und die gemischte Bevölkerung im Abnehmen, während die indianische anwächst.

Für Neugranada nimmt die Abschätzung von 1859 nur 2,243,837 Seelen an, während General Mosquera, der einige Mal Präsident dieser „Republik" gewesen ist und jedenfalls das Volk genau kennt, die Gesammtzahl von 2,363,054 Köpfe abschätzt. Diese Masse zerfällt in nicht weniger als acht verschiedene anthropologisch-ethnische Gruppen:

„Weiße" und solche, die dafür gelten wollen 450,000, „Civilisirte" Indianer, d. h. solche, die ansässig leben und als Bürger der Republik betrachtet werden, 301,000. — Wilde Indianer 120,000. — Neger 80,000. — Cuarterons 30,054. — Mestizen 998,997. — Mulatten 283,000. — Zambos etwa 100,000 Köpfe. Also beträgt die Zahl der Mischlinge zwischen 1 und $1\frac{1}{2}$ Millionen und, wenn wir den bolivianischen Ausdruck hier

anwenden dürfen, die Cholada überwiegt alle anderen Gruppen.

Von Interesse ist eine Charakteristik, welche Mosquera von den einzelnen Gruppen seiner Landsleute entwirft. Den „Weißen“ schreibt er „Intelligenz, Thätigkeit, Arbeitsliebe und Sittlichkeit“ zu, und macht damit den weißen Creolen, zu welchen er selber gehört, ein Compliment, von welchem man 75 Procent abziehen muß, wenn man der Wahrheit näher kommen will. Wir erinnern an das Urtheil Dr. Alfons Stübel's, der jüngst volle zwei Jahre lang in Neugranada oder, wie es amtlich heißt, in den Vereinigten Staaten von Columbia, verweilt hat, und ein durchaus unbefangener Beobachter ist. Die Leser des „Globus“ wissen aus seinen Reiseberichten, daß auch die neugranadinischen weißen Creolen ihm das Gegentheil von Achtung eingeflößt haben.

Den Indianer schildert Mosquera ganz richtig als „porezoso, sufrido, supicaz, frugal, also: arbeitsscheu, unterwürfig, argwöhnisch und mäßig. Der Mulatte und Zambo sei: fuerte, voluptuoso, inteligente, valiente; die beiden ersten Prädicate: kräftig gebaut und überaus sinnlich, treffen vollkommen zu; die Intelligenz und Tapferkeit fügt der General bei, um dieser Mischlingsgruppe zu schmeicheln; er hat mit deren Unterstützung dann auch einige Revolutionen in Scene gesetzt. (Memoria sobre de geografia fisica y politica de la Nueva Granada; Nueva York, 1852, p. 96.)

Zutreffend ist Berthold Seemann's Urtheil über die neugranadinischen Mischlinge. Ihr Charakter sei, wo möglich, noch schlechter als jener der Neger, die er als diebisch, hinterlistig und im höchsten Grade faul schildert. „Die Blendlinge haben alle Laster und nicht eine Tugend ihrer Erzeuger. Ihr Körper ist schwächlich und mehr zur Krankheit geneigt als bei den Weißen und anderen Racen. Es hat den Anschein, als ob die Mischlinge gedeihen, so lange reines Blut in ihre Adern kommt; allein wenn sie sich unter einander verheirathen, dann zeugen sie zwar viele Kinder, aber dieselben kommen nicht auf. Während Familien von ungemischtem Blute weniger fruchtbar sind, ist dagegen die Lebensdauer der Kinder desto bedeutender. Da nun die physischen Verhältnisse, unter welchen beide Arten leben, ganz dieselben sind, so muß wohl in der Race selber eine specifische Verschiedenheit sein und die Vermischung derselben muß als ein Ueberschreiten der Naturgesetze betrachtet werden.“

Für Venezuela kann man etwa 1,400,000 Seelen annehmen. Bollaert (Memoirs read before the Anthropoligical society of London 1865, I, p. 90) erhielt von einem Venezuelaner die Angabe, daß jene Republik 1,380,000 Einwohner zähle. Davon galten für Weiße etwa 400,000; die sehr zahlreichen Zambos, welche auch dort den allerschlechtesten Bestandtheil der Bevölkerung bilden, die Mestizen, Neger und Mulatten berechnete man zusammen auf 900,000; Indianer etwa 40,000, was entschieden zu gering veranschlagt ist, und auf die Eingewanderten von den canarischen Inseln, diese sogenannten Isleños, entfallen etwa 40,000. Spätere Berichte nehmen nur 298,000 „Weiße“ an, von welchen aber mindestens die Hälfte keine Ahnenprobe auszuhalten vermag. Nach Moritz Engel („Globus“ XIV, S. 115) ergab die Zählung von 1854 eine Volksmenge von 1,554,433 Köpfen; im Jahre 1839 nahm man an: 260,000 „Weiße“, Mischlinge 414,782, Neger 49,782; das Uebrige entfällt auf die Indianer. Engel entwirft folgende Charakteristik:

„Die drei Urracen, Weiße, Indianer und Neger, mit den drei Unterracen, Mestizen, Mulatten und Zambos, bilden ein Volksconglomerat, das, obwohl von einem Staatsverband umfaßt, doch in sich einen unheilbaren Widerstreit von Interessen, Kräften, Begabungen, Bedürfnissen und Charakteren einschließt. Die weitere Vermischung dieser primären Racenverschmelzung in secundäre, tertiäre und quaternäre Abstufungen verzerrt dieses psychologische Volksmonstrum zu einer sich selbst verschlingenden und widerwärtigen Grimasse. Weder das Volk noch das Individuum ist in sich individuell, sondern eine Anhäufung von abgesonderten Individualismen. Wenn aber das Einzelne eine Zusammenwürfelung von willkürlichen, gegen einander wirkenden und sich zersetzenden Kräften ist, so gelangt auch die Summe derselben zu keiner Einheit, Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit.“ Engel's specielle Kennzeichnung der Mischlinge in Venezuela trifft mit jener des Herrn von Tschudi über die Bastarde in Peru in allem Wesentlichen überein, und wir übergehen sie deshalb. Wir wollen aber noch einen Umstand hervorheben; gleich den Gauchos in den argentinischen Pampas und der allerdings weniger zahlreichen Viehzüchter in Chile, diesen Guassos, sind auch die Viehzüchter in dem Savannenlande und den Grasfluren im weiten Stromgebiete des Orinoco (den Llanos) zumeist Mestizen, aber in vielen ist auch Negerzuthat.

Dem Llanero ist das höchste ein gutes Pferd und eine gute Lanze, buen cavallo y buena lanza, wie der Dichter Arolas ihn sagen läßt. Sein Gaul steht ihm unendlich höher als seine Frau:

Mi muger y mi caballo
Se me murieron á un tiempo,
Que muger, ni que demomo,
Mi caballo es lo que siento.

Also „Frau und Roß starben mir an demselben Tage. Zum Teufel mit dem Weibe, aber das Pferd thut mir weh.“ Ich finde in den Wild Scenes in South America, or life in the Llanos of Venezuela, London 1863, eine Menge von interessanten Zügen über diese Stammbrüder der Gauchos. Der Verfasser, Don Ramon Paëz, Sohn des vormaligen Präsidenten, hat das Werk in englischer Sprache geschrieben. Er schildert (S. 43) diese Llaneros als „die Kosacken und Araber der neuen Welt, insbesondere haben sie große Aehnlichkeit mit den letzteren. Als ich in Versailles die Constantine-Gallerie besuchte, fiel mir sofort die Aehnlichkeit mit manchen Figuren von Leuten aus Algier auf, die Horace Vernet gemalt hat. So trat gleich mir die maurische Abkunft entgegen.“ Ich will hinzufügen, daß auch Venezuela den größten Theil seiner europäischen Bevölkerung aus Andalusien erhielt, und daraus erklärt sich der maurische Rückschlag, der Atavismus, wie bei den Gauchos so auch bei den Llaneros.

Aus allen Erdtheilen.

Murchison über die neueren geologischen Theorien.

— r — Welche Wissenschaft ist mit ihrem Forschungsobject schlimmer daran als die Geologie? In die allerfernste Vergangenheit soll sie blicken, und hat doch nur so unzuverlässige, tausendfach täuschende Sinne, die genug zu thun haben, um schon beim Blick aufs Nächste sich vor Irrthum zu wahren; das Werden der Erdrinde soll sie erforschen, und sieht dasselbe doch fast überall nur in seinen allgemeinsten Resultaten, die als feste, starre Gebirgs- und Gesteinsmassen fertig vor ihr liegen. Von den Veränderungen, welche in den unendlich langen geologischen Zeiträumen sich vollzogen, geben die, welche wir im engen Raume eines Menschenlebens sich entwickeln sehen, kaum eine Vorstellung, und nur mit der größten Behutsamkeit darf von diesen auf jene geschlossen werden, wenn man nicht weit über das Ziel, über die Wahrheit hinausgeführt werden will. Es sind diese unvermeidlichen Schwierigkeiten, welche die Entfaltung der Geologie so sehr verlangsamen und welche in ihr das schlimmste Zeichen der Unreife einer Wissenschaft, die Scheidung in Parteien, fortbestehen läßt. Der Streit, der im vorigen Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen das geologische Heerlager in die feindlichen Gruppen der Neptunisten und Plutonisten sonderte, dauert auch heute noch fort und er wird sobald nicht geschlichtet werden. Wenn auch einzelne Theile des umstrittenen Gebietes allmälig dem Hader entrückt werden, so treten dafür doch stets wieder neue Fragen in den Vordergrund und rufen neue Erklärungsversuche wach, welche sich diametral gegenüberzustehen pflegen. Die geographischen Wissenschaften, welche an dem Gedeihen der geologischen das allergrößte Interesse haben, thun unter diesen Umständen am besten, wenn sie die verschiedenen Ansichten mit gleicher Aufmerksamkeit entgegennehmen und von Zeit zu Zeit in unparteiischer Abschätzung den Stand der wichtigsten Fragen registriren.

R. J. Murchison, der Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft, hat in seinem Jahresbericht für 1869 seine Meinung über gewisse, gegenwärtig stark vertretene geologische Theorien abgegeben; er gehört zu dem kleinen Häuflein derer, die, gegenüber der vorzüglich von Lyell begründeten Ansicht, daß die geologischen Veränderungen durch allmälige Wirkung der kleinen, auch heute an allen Punkten thätigen Ursachen (Verwitterung, Abschwemmung, Anschwemmung, Auflösung &c.) fast ausschließlich zu erklären seien, an der ältern Lehre, die sich nicht scheute, für große Erscheinungen auch gewaltige Ursachen in Anspruch zu nehmen, festhalten. Hören wir seine wichtigsten Einwürfe:

Manche Geologen machen in der Erklärung der großen, charakteristischen Züge unseres Planeten sehr ausgedehnten Gebrauch von den stets gleich wirksamen Factoren der Verwitterung und Abschwemmung; die Aushöhlung tiefer Thäler, wie auch die Aufhäufung ganzer Hügel werden durch dieselben aufs Einfachste gedeutet. Indessen läßt eine unbefangene Betrachtung der Thatsachen doch Zweifel an der so weit ausgedehnten Geltung der „Erosionstheorie" erheben. Will man auch die steil abfallenden Klippen, welche an beiden Ufern mancher Meerenge sich gegenüberliegen, oder die tiefen Bergschluchten als Resultate allmäliger Auswaschung ansprechen? Eine solche vermag wohl Dünen, niemals aber berghohe Felswände zu bilden. Das Vorkommen von Muschelbänken in sehr bedeutenden Höhen erklären dieselben Geologen durch langsame Hebung des Bodens und Ufers der betreffenden Meere. Murchison ist dagegen anderer Ansicht, er ruft heftige Erschütterungen des Meeresbodens herbei, „welche, indem sie ungeheueren verticalen Erhebungen Ursprung gaben, gleichzeitig Massen von Sand, Kieseln und Muscheln zu wunderbarer Höhe warfen." Die Feuerkräfte des Erdinnern will er nicht zur Ruhe gesetzt wissen, sondern meint, daß die Expansionskraft der heißen Massen und besonders der Gase in den vergangenen geologischen Zeiten oft tief eingreifende Veränderungen in den Verhältnissen der Erdrinde bedingt hätten, „Veränderungen, welche zu Brüchen und Faltungen von bedeutender Ausdehnung Anlaß gaben." Eine solche höchst heftige Kraftäußerung habe in der spättertiären Zeit die Scheidung der britischen Inseln vom Continente herbeigeführt. Daß wir an so manchen Orten selbst die ältesten Formationsschichten (z. B. das Silurische in Rußland) ungestört, gleichwie wenn sie eben erst abgelagert worden wären, vorfinden, spricht nicht für die ungeheuere Wirksamkeit, welche man den langsam, aber stetig vor sich gehenden Abschwemmungen, Auflösungen und anderen kleinen Werkzeugen der Zerstörung zuzusprechen pflegt. Man braucht nur die Wirkung einer einzigen Erdbebenfluth zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß die großartigen Erscheinungen, welche die Erdrinde in ihrem ruhenden Zustande bietet, nicht weniger gewaltige Ursachen zu Grunde liegen haben. Und muß nicht eine Schicht Gesteines, um von den kleinen, langsamen Einflüssen Zerstörung zu leiden, erst zerrissen und zerklüftet werden, damit dieselben sich in genügender Ausdehnung bethätigen können? In diesem Falle bereiten die großen Kräfte, die von Innen heraus treiben und stoßen, diesen kleineren erst den Boden. —

Dies im Wesentlichen die Ansichten des berühmten Geologen, der in England großes Ansehen genießt, und dessen wissenschaftliche Arbeiten, wenn sie jetzt auch weit hinter unserer Zeit liegen, die Kunde vom Bau und der Geschichte der Erde in sehr bedeutendem Maße gefördert haben. Wir werden nächstens Gelegenheit haben, eine Stimme aus der entgegengesetzten Richtung zu hören, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Vergleichung lehren wird, wie auch hier auf jeder Seite nur ein Bruchstück der Wahrheit zu finden ist.

Die Petroleumausbeute in Nordamerika.

Die Ausbeute und der Verbrauch von Petroleum im Laufe der letzten elf Jahre grenzt an das Unglaubliche. In Pennsylvanien allein betrug 1859 die Production 82,000 Faß, die sich 1869, also nur zehn Jahre später, schon bis zu 4,215,100 Faß gesteigert hatte. Im Ganzen producirte Pennsylvanien während der letzten elf Jahre 27,853,100 Faß Petroleum. Kein Wunder, daß die pennsylvanische Gesetzgebung das neu geschaffene County mit Rücksicht auf den ergiebigen Fluß der Oelquellen mit dem Namen „Petrolia" beehrte. —

Die Oelproduction von 1869 blieb aber nicht ausschließlich auf Pennsylvanien beschränkt, wie aus folgender Zusammenstellung erhellt:

Pennsylvanien producirte 4,215,100 Faß; West-Virginien und Ohio 365,000 Faß; Kentucky 27,000 und Canada 210,000 Faß — zusammen 4,817,100 Faß gegen die in denselben Localitäten im Jahre 1868 gewonnene Ausbeute von 3,965,000 Faß.

Die Ausfuhr von Petroleum datirt erst von 1860, wo 37,500 Faß nach dem Auslande versandt wurden. Im Jahre 1869 betrug der Versand bereits 3,200,000 Faß. Im Jahre 1859 gingen bei den Oelquellen Pennsylvaniens nicht ganz 50,000 Dollars ein, während im Jahre 1869 der aus dem Oelverkauf erzielte Reingewinn 28,350,000 Dollars betrug, wovon 26,000,000 Dollars auf Philadelphia, 2,000,000 Dollars auf West-Virginien und Ohio und 350,000 Dollars auf Canada fallen. Die Ausfuhr von geläutertem Petroleum und dessen Fabrikaten erreichte im Jahre 1869 einen Werth von 40,000,000 Dollars. Im Ausfuhrhandel waren über 200 Schiffe ausschließ-

lich beschäftigt, die 850 Ladungen nach allen Theilen der Welt führten. Der am 1. Jan. 1870 in Amerika vorhandene Vorrath an Petroleum wurde auf 1,238,000 Faß abgeschätzt, wovon 878,000 Faß auf die Vereinigten Staaten und 360,000 auf Canada kommen. Diesem Vorrathe müssen noch 622,000 Faß beigezählt werden, die auf dem Wege nach dem Auslande begriffen sind, sodaß der Gesammtvorrath am 1. Jan. 1870 zu 1,860,000 Faß angenommen werden muß.

Immerfort werden in der Oelregion neue Quellen entdeckt. Wir fügen hier einen Bericht aus einem pennsylvanischen Blatte bei:

„Im Monate November hat man in der pennsylvanischen Oelregion viele neue Quellen geöffnet. Am 18. traf man auf der Westseite von Oil Creek nahe McClintockville eine Quelle, welche jetzt täglich ungefähr 30 Barrel liefert; die an der östlichen Seite von McClintock Farm gelegene und Andrews, Bronson und Harrington gehörige ist in neuerer Zeit immer ergiebiger geworden. Auch auf der Brown Farm, Cherry Tree Run, ist man auf eine Quelle gestoßen, welche täglich 12 bis 15 Barrel bringt. Diese Quelle ist auf einem vergleichsweise neuen Terrain gelegen, in einiger Entfernung von anderen, die von Bedeutung sind.

A. H. Bronson hat 13 Acker des Independent Tract, Upper Cherry Run, für die Summe von 50,000 Dollars angekauft. Auf diesem angekauften Grunde befindet sich die Welch- und Winsor-Quelle, welche in der Woche vor dem 18. November täglich 205 Barrel Oel producirt hat; ferner die Brown-Quelle, welche täglich 50 Barrel lieferte, die Carey-Quelle mit täglich 50 Barrel und die Gatway-Quelle mit einem täglichen Ertrag von 3 Barrel. Die beiden letztgenannten Quellen liefern schwarzes Oel und werden sofort bis zum Grünölgestein gebohrt werden.

Anfangs November traf man auf der Clark Farm, Upper Cherry Run, zwei Quellen, von welchen jede täglich 10 bis 15 Barrel liefert. Auch in dem Hügelterritorium bei Parker's Landing stieß man auf eine neue Quelle, welche Col. Harding gehört und einen Ertrag von täglich 50 Barrel bringt. Ebenso fand man eine bei Foxburg mit einem täglichen Gewinn von 40 Barrel. Am 18. traf man eine andere auf Toll's Farm, welche an die Shaw Farm grenzt und zwischen dem Lower Cherry Run und dem Allegheny River gelegen ist. Diese producirte am folgenden Tage 50 Barrel und ist im Besitz von R. und J. Painter, John Munhall, John Mawhinney, William Phillips und John Van Ansdale von Oil City. Eine andere Quelle, welche auf derselben Farm ungefähr zwei Wochen vorher entdeckt wurde, giebt jetzt täglich 30 Barrel, während anfangs nur 10 bis 12 Barrel ausgepumpt wurden. Eine kleine Quelle ist auch am Two Mile Run, nahe Franklin, gefunden worden."

Die südamerikanische Republik Uruguay. Dieses von Bürgerkriegen und Handelskrisen so hart mitgenommene Land kommt trotz alledem doch vorwärts, und eine Ursache dieses Fortschrittes liegt darin, daß so ziemlich die Hälfte der Bewohner aus Fremden besteht; unter diesen bilden Italiener, welche überhaupt am La Plata gut gedeihen, die Mehrzahl. Wir finden in einem Handelsbericht aus Montevideo folgende Angaben. Im Jahre 1829 hatte Uruguay (die sogenannte „Banda oriental") nur etwa 74,000 Einwohner; 1836 ergab eine Zählung 128,371 Seelen; heute nimmt man gegen eine halbe Million an. Die Staatseinnahme stellte sich 1868 auf 5,281,776 Dollars, wovon 2,060,651 für Zinsen der Staatsschuld verausgabt wurden, so daß 3,221,125 Dollars verfügbar blieben. In den Jahren 1866 bis 1868 sind mehr als 2000 Privathäuser in der Hauptstadt Montevideo gebaut worden. Im ganzen Lande, das, wie ein Blick auf die Karte zeigt, begrenzt wird vom Atlantischen Ocean, vom Rio de la Plata, vom Uruguay und der brasilianischen Provinz Rio Grande, befindet sich kein einziger Indianer mehr. — Die Einfuhren im Jahre 1868 betrugen 3,421,775, die Ausfuhren 2,579,273 Dollars. Es liefen von britischen Fahrzeugen 426 ein mit 228,986 Tonnen. Die Verbindung mit Europa findet vermittelst acht Dampferlinien statt. Von Montevideo fährt die Eisenbahn nach Bella vista, Yatay, Independencia und Piedras; sie wird im Jahre 1870 bis Canelones und Piedras weiter geführt werden.

— rd — **Schwefel im Mississippidelta.** Die Geologen sind im hohen Grade erstaunt über eine Entdeckung, welche im Mississippidelta unterhalb Neu-Orleans gemacht wurde. Während man, um Petroleum zu finden, einen artesischen Brunnen in einer kleinen Insel des Bayou Choupique trieb, entdeckten die Arbeiter ein über 100 Fuß dickes Lager von reinem Schwefel in einer Tiefe von 543 Fuß unter der Oberfläche. Die horizontale Ausdehnung des Lagers freilich ist noch nicht bekannt, doch muß sie, nach den geologischen Verhältnissen zu schließen, großartig sein; jedenfalls nimmt dieses Schwefellager unter den mineralischen Reichthümern Louisianas eine der ersten Stellen ein. Der Ort, wo dieses Schwefellager entdeckt wurde, liegt nur zehn englische Meilen von der See entfernt. Ueber dem Schwefel dehnen sich große Gypsschichten aus; aus den Bohrlöchern fließt Wasser, das mit Schwefelwasserstoffgas gesättigt ist und etwas Gyps und Kochsalz enthält. In geologischer Beziehung ist der Fund außerordentlich wichtig, da er in einer Gegend vorkommt, von der man bisher annahm, sie bestehe nur aus Schwemmland.

(Der Mississippi ist von Uferbänken eingefaßt. Die Höhe derselben reicht bei ungestörtem Abfluß vollständig hin, um den Strom zu fassen; tritt aber östlich eine Stauung ein, oder ergießt sich vielleicht ungewöhnlich viel Hochwasser, so kann es nicht ausbleiben, daß der Strom über seine Bänke abfließt, daß er eine Lücke hineinreißt und sich einen Seitenerguß verschafft. So lange das Hochwasser dauert, wird ein Theil des Stromes durch den Dammbruch seinen Weg finden, und bleibt ein solcher Arm eine längere Periode geöffnet, so nennt man ihn am Mississippi einen Bayou.)

* * *

— In der Druckerei des Schatzdepartements zu Washington sind viele Arbeiter weiblichen Geschlechts angestellt. Der Superintendent desselben, ein Herr Macartee, hat nun ein Reglement anschlagen lassen, welches den „Ladies" verbietet: das Pfeifen, das Tabackrauchen, das Fluchen und das müßige Umherlungern. Das Alles passe sich für Damen nicht und solle fortan nicht mehr geduldet werden.

— Die Legislatur der Mormonen in Utah hat den Frauen das Stimmrecht zuerkannt.

— Die Zahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist jüngst auf 3,354,806 Köpfe veranschlagt worden. Die Deutschen zählen 1,044,711 Katholiken mit 6 Bischöfen und 1160 Priestern.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Streifzüge unter den Indianern des nordwestlichen Amerika*).

I.

Sagoskin's Expedition nach dem Yukon. — Das Fest des Versenkens der Blasen ins Meer. — Die Malaimiuten. — Der Handelsposten Nulato. — Nordlichter. — Die Co Yukon-Indianer. — Ermordung eines Engländers. — Fischfang und Rennthierjagd.

In unserer vorigen Nummer berichteten wir über die Entdeckungsgeschichte und die westliche Küstenregion des ehemals russischen Amerikas. Diese letztere war seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach und nach bekannt geworden; jedoch über das innere Land im Osten des Nortonsundes, das Gebiet des Kwichpak oder Yukon erhielten wir erst nach 1842 durch Sagoskin nähere Kunde. Die Mündung des Kukokwim, der in die Bristolbai fällt, wurde 1819 entdeckt; 1829 ermittelte Wassiljew, daß dieser Strom mit dem Nuschagaksee in Verbindung stehe. Wrangel gründete 1833 am Nortonsunde die Redoute St. Michael. Dort erfuhr er von den Eingeborenen, daß in einiger Entfernung nach Südwesten hin ein großer Strom mit vielen Mündungen in den Ocean (das Behringsmeer) sich ergieße; sie bezeichneten denselben als Kwichpak. Lieutenant Rosenberg, welcher zur Erforschung desselben ausgesandt worden war, erreichte seinen Zweck nicht, aber sechs verschiedene Privatexpeditionen hatten bessern Erfolg, doch von geographischen Ortsbestimmungen und von einer nähern Bekanntschaft der Halbinsel zwischen dem Nortonsunde im Süden und dem Kotzebuesunde im Norden, wo Cap Wales weit in die Behringsstraße hinausragt, war noch keine Rede*). Dann aber erhielt Sagoskin den Auftrag, ins Innere einzudringen. Nicht mit Unrecht hat man seine an Entbehrungen und Beschwerlichkeiten überreiche Reise als eine Heldenthat bezeichnet.

Im December 1842 fuhr er mit Hundeschlitten von St. Michael aus am Nortonsunde hin gen Norden und gelangte an die Mündung des Unalaklik, wo er von den Eingeborenen freundlich aufgenommen wurde. Sie wiesen ihm eine Winterhütte, Kaschim, an. Solch ein Kaschim ist gleichsam eine Gaststube für Leute beiderlei Geschlechts, ein großes Zimmer zum Essen, Schlafen und Baden. Sagoskin fand Gelegenheit, ein eigenthümliches Fest zu beobachten: jenes des „Versenkens der Blasen ins Meer." Dasselbe wird, ihm zufolge, an der ganzen Küste dort am 1. Januar neuen Stils begangen. An der Vorderseite des Kaschim werden auf Riemen von Walroß- oder Seehundshaut bis zu einhundert Blasen aufgehängt, aber nur von

*) Auszug aus dem Tagebuche des Herrn Lieutenants Sagoskin über seine Expedition auf dem festen Lande des nordwestlichen Amerikas; verfaßt von T. J. Seleny; in den Denkschriften der russischen geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg, Weimar 1849. I, S. 307 ff. — Amtlicher Bericht des Generalmajors Halleck an die nordamerikanische Regierung über die indianische Bevölkerung von Alaska, 1869. — Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika, von H. J. Holmberg. Aus den Acten der finnländischen Societät der Wissenschaften besonders abgedruckt. Helsingfors, 1855. Nebst einer Karte, 4. 141 Seiten, — eine ganz vortreffliche Arbeit. — Whymper's travel and adventure etc.; davon ist, Braunschweig bei G. Westermann, eine sehr gute, von Dr. Fr. Steger besorgte deutsche Ausgabe erschienen.

*) Die Oertlichkeiten, deren wir erwähnen, sind auf der Karte verzeichnet, welche wir der Lieferung 7 (September 1869) Band XVI des „Globus" beigegeben haben.



Nordlicht, am 27. December 1868 zu Nulato beobachtet.

solchen Thieren, welche mit dem Pfeil erlegt wurden. Diese Blasen sind mit allerlei phantastischen Figuren bemalt; vor ihnen hängt auf der einen Seite eine Eule mit einem Menschenkopfe und eine aus Holz geschnitzte Möve; auf der andern hängen zwei Schneehühner. Die Eule schlägt vermittelst einiger Fäden, welche über dem Querbalken angebracht worden sind, mit den Flügeln und dreht den Kopf; die Möve stößt mit ihrem eisernen Schnabel auf den Fußboden, als wolle sie Fische fangen; die Hühner aber laufen gegen einander, um sich zu küssen. Auf der vordern Seite des Kaschims steht vor der Grube, welche den Ofen vertritt, ein zwei Ellen langer mit trockenem Gras umwundener Pfahl. Den ganzen Tag über wird getanzt. Die Männer tragen als Fußbekleidung eine Art leichter tschukotischer Torbassen, d. h. Staatsschuhe, dergleichen auch bei den Kamtschadalen im Gebrauch sind; die Frauen tragen Rennthierhosen und bemusterte malaimiutische Parken (d. h. lange Röcke oder Hemden aus Rennthierfell), die mit Glasperlen und Ringen verziert sind. Nach beendigtem Tanze zupft ein Mann etwas Gras von dem Pfahle ab, zündet dasselbe an, beräuchert damit die Blasen und die Vögel und stellt dann den Pfahl zur Seite. Die Malaimiuten veranstalten dieses „Versenken der Blasen" zu Ehren des Meergeistes, welchen sie Jug jak nennen. Ueber die Bedeutung der einzelnen Gebräuche wußten sie keine Auskunft zu geben, sie sagten nur: das sei nun einmal so hergebracht.

Sagoskin ging nach Osten hin unter Schneegestöber und großen Beschwerlichkeiten über die Berge nach dem Kwichpak. Etwa anderthalb Meilen oberhalb der Mündung des Unalaklik begann (unter 64° N.) der Wald; erst Erlen- und Weidengebüsch, dann schöner Tannenwald; doch reicht das Gehölz zu beiden Seiten des Flusses nur 250 bis 300 Klafter landeinwärts, nachher beginnt Morast.


Ein Malaimiut von Unalaklik.

Auch Whymper ist im October 1866 vom Unalaklik aus, wo sich ein russischer Handelsposten befand, nach dem Kwichpak, d. h. dem Yukon, gegangen; er fand, gleich dem Bahnbrecher Sagoskin, an der Mündung ein Dorf der Malaimiuten (Malemuten), die er auch als Kaviaks bezeichnet. Unsere Illustration, welche er an Ort und Stelle entworfen, zeigt deutlich, daß bei diesem Stamme eine Aehnlichkeit mit dem Typus der Eskimos vorhanden ist; nur sind die Leute hier kräftiger und von höherm Wuchs. Alle tragen Pelzkleider.

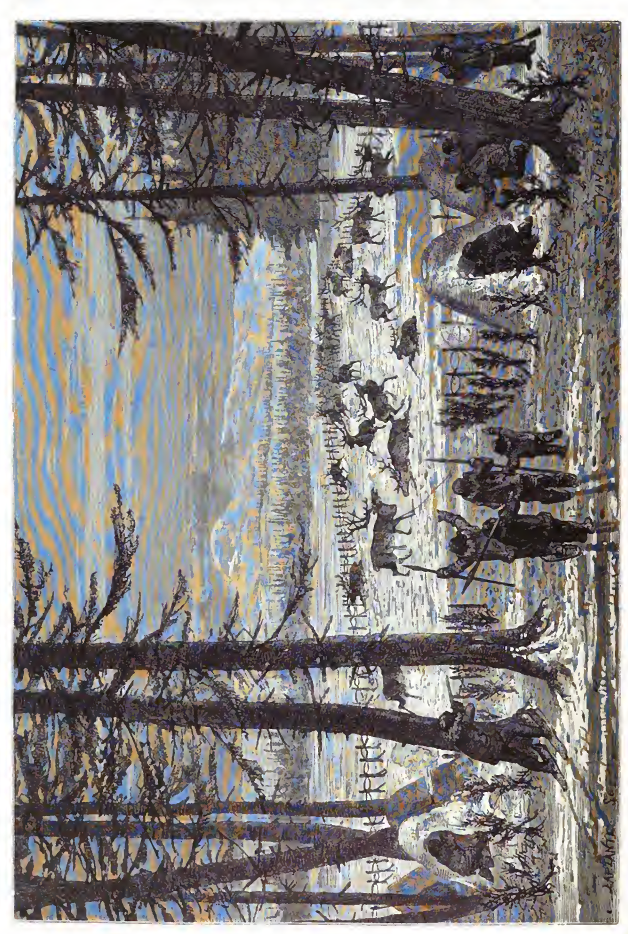
Bei Nulato, wo die russisch-amerikanische Compagnie eine wichtige Handelsniederlassung besaß (64° 42′ N., 155° 38′ W. v. Gr.), erreichten die Reisenden den Yukon. Die Factorei, welche zugleich als Fort betrachtet werden kann, liegt am Norduser; in der Nähe mündet der Fluß Nulato. Das Gebäude ist mit Pfahlwerk umgeben, hat im Innern einen großen Platz als Hofraum und zwei Wachtthürme. Die Thore wurden Abends gesperrt, und selbst am Tage durften keine Indianer, wenn eine größere Anzahl derselben versammelt war, ins Innere kommen. Statt der Fensterscheiben dienen Seehundsblasen, und die Zimmer waren im November, wo der Tag nur zwei Stunden dauerte, matt genug erhellt. Das Wetter war streng; trotzdem man stark heizte, war es doch auf der zwei Fuß über dem Fußboden erhabenen Bettstelle recht kalt; am Boden betrug die Kälte 15° C. unter Null, und nahe der Zimmerdecke 18° Wärme.

Die Indianer gehen auch im Winter täglich auf den Fischfang aus und gewinnen allemal eine reiche Ausbeute aus den Löchern, welche sie in das Eis hauen. Sobald Frost eintritt, befestigen sie in gewissen Abständen Pfähle im Flusse, welche bis auf den Grund reichen; an diesen bringen sie Körbe an, welche aus Weidenruthen geflochten sind, und die Gestalt eines Fasses haben. Bei jedem Pfahle erhält man das Wasser frei von Eis und zieht an jedem Tage einmal die Körbe auf, welche gewöhnlich mit Fischen, namentlich delicaten Weißfischen, gefüllt sind. Auch kommt im Yukon ein sehr großer schwarzer Fisch vor, welchen die Russen Nalima nennen; das Fleisch ist nicht besonders gut, aber als Futter für die Hunde werthvoll; übrigens schmeckt die Leber gut.

Im November und December stieg die Kälte mehrmals bis 34° C., am 5. December auf 49 Grad! Aber das Wetter war schön, die Luft ganz windstill und es fiel kein Schnee. In der Mitte des December fanden sich Indianer ein; zuerst kam ein alter Häuptling aus Nuklukayette, einem Dorfe, das etwa 80 Wegstunden oberhalb Nulato am Yukon liegt, mit seinen Leuten. Er brachte acht Pelzmäntel, deren jeder aus 24 zusammengenäheten Marderfellen bestand. Als man ihm einen Rock, ein Pulverhorn, einige Kugeln, ein Taschenmesser und noch andere Kleinigkeiten schenkte, war er hoch erfreut, und gab seine Zufriedenheit dadurch zu erkennen, daß er in laut schreiendem Tone, der bei den Indianern am obern Yukon allgemein ist, eine lange Rede an seine Leute hielt. Dabei gesticulirte er äußerst heftig und streckte oftmals die Arme gegen die Europäer aus. Sein Glück war groß, als man ihm dann noch Taback gab.

Am 21. December ging die Sonne um 10 Uhr 40 Minuten auf und um 12 Uhr 30 Minuten wieder unter. Am 27. Abends wurde ein Nordlicht am westlichen Himmel beobachtet. Es war ungemein glänzend, bildete aber nicht, wie das gewöhnlich der Fall ist, einen Bogen, sondern eine leuchtende Schlange, die auf- und abwallte, und an Farbe und Gestalt vielfach wechselte. Bald war es bleich wie der Schein des Mondes, dann zeigte es wieder lange Streifen, blau, rosa, violett, und diese spielten auf einem silbernen Grunde; nach unten und oben sprüheten Lichtfunken, hellglänzend wie Sterne, zwischen der leuchtenden Spirale, die von mattem, weißlichem Dunst eingefaßt erschien. Die Nacht war wunderschön und ganz ruhig, und die Kälte keineswegs streng. Am 13. Januar 1867 wurde abermals ein Nordlicht beobachtet; dieses hatte die gewöhnliche Bogenform, eben so ein drittes, das sich einige Tage später zeigte.

Nulato wurde nur sehr unregelmäßig mit Lebensmitteln versorgt. Bald war man auf Bohnen, Fisch und Mehl beschränkt, und bald nachher hatte man die Hülle und die Fülle an Fleisch, doch Rennthierbraten kam monatelang gar nicht vor. Manchmal brachten die Indianer Hasen, die stets will-



Rennthierjagd Co Yukons.

kommen waren, auch des weißen Felles wegen, mit welchem dann die Schlafdecken gefüttert wurden.

Gegen Ende des Winters traf man Vorkehrungen zur Reise nach dem obern Yukon. Dazu gehört, daß die Hunde eine Zeitlang kräftiges Futter erhalten; man kocht Thran, Fische, Ueberbleibsel vom Fleisch mit Kleie und Bohnen, und bereitet dergestalt ein Gericht, nach welchem jene Zugthiere sehr lecker sind.

Man bezeichnet die Indianer am mittlern Stromlauf als *Co-Yukons*, ihre Stämme reichen vom Flusse Co Yukuk bis zum Tanana, der bei Nuklukayette in den Hauptstrom mündet. Alle reden Mundarten derselben Sprache und bilden ein einziges Volk. Die Tracht, an welcher man sie sofort erkennt, besteht in einer Art von Jacke mit zwei Schwänzen; der eine hängt hinten, der andere vorn herab. Allerdings tragen manche Yukons auch solche Pelzkleidung, wie die Malaimiuten, aber doch nur ausnahmsweise; die Jacke mit Schwänzen ist die eigentliche Nationaltracht bei den Co Yukons auf einer Strecke von 300 bis 400 Wegstunden. Die Frauen „schmücken" ihr Gesicht mit *Haiaqua-Muscheln* (dentalium), welche sie von den Russen erhalten und die im Nasenknorpel bestigt werden.



Pelzröcke eines Malaimiuten.

Schneeschuh.

Diese Indianer am obern Yukon sind wilde, jähzornige Leute und haben den Russen manchmal viel zu schaffen gemacht. Selbst in der Nähe von Nulato sind manche Mordthaten vorgekommen; unter den dort begrabenen Schlachtopfern befindet sich auch ein Engländer. Als Capitän Collinson 1850 durch die Behringsstraße ins nördliche Eismeer steuerte, um in der Richtung von Westen nach Osten Franklin's Spuren aufzusuchen, ging einer seiner Gefährten, der Schiffslieutenant *Barnard*, am 12. October bei St. Michael ans Land und reiste mit dem russischen Commandanten des Forts Nulato dorthin. Er sandte dann einen Beamten nebst einem eingeborenen Diener zu den Co Yukons, um Erkundigungen einzuziehen. Als er mehrere Tagereisen weit in seinem Schlitten gefahren und bei dem ihm bezeichneten Stamme angekommen war, schlief er ein; während sein indianischer Diener sich entfernt hatte, um Wasser zu holen, warfen die Wilden sich über den Russen her. Der Diener fand ihn von Wunden zerfetzt und wollte entfliehen, aber daran verhinderten ihn die Yukons; sie schossen ihn mit Pfeilen todt.

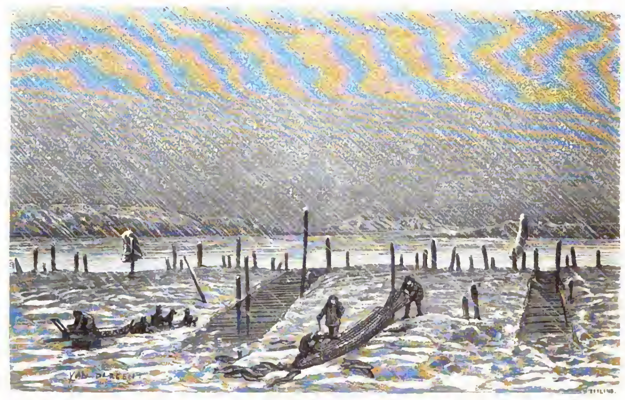
Nun zogen die wilden Krieger, weit über hundert an der Zahl, von Raublust und Blutgier angestachelt, nach der russischen Niederlassung. Unweit vom Zusammenflusse des Nulato mit dem Yukon wohnten einige vierzig Indianerfamilien in unterirdischen Wohnungen, die etwa eine halbe Stunde weit vom Fort lagen. Die Co Yukons überfielen das Dorf, nahmen die Kähne und Schneeschuhe und alles Holz, das sie in der Nähe fanden, versperrten damit die Eingänge zu den Wohnungen und legten Feuer an. So mußten viele Leute ersticken; die, welche sich an die Ausgänge wagten, wurden niedergemacht, und nur fünf sind damals mit dem Leben davongekommen. Am andern Tage stürmten die Wilden ins Fort hinein. Die Russen waren so sorglos und unvorsichtig gewesen, daß sie nicht einmal die Thore geschlossen hatten; sie wußten auch nichts von der Ausmordung des Dorfes. Der Commandant war an diesem Tage schon früh ausgegangen; die Wilden begegneten ihm, schlichen sich in der Dunkelheit an ihn hinan und versetzten ihm mehrere Dolchstöße. Es gelang ihm, sich bis Nulato zu schleppen, dort aber sank er auf der Schwelle seiner Zimmerthür todt nieder. Als die Co Yukons Nulato erstürmten, lag Barnard noch im Bett, ebenso ein anderer Engländer, der ihm als Dolmetscher diente. Beide sprangen auf, griffen nach ihren Flinten, schossen, verwundeten einige Indianer, waren aber dermaßen bedrängt, daß sie nicht wieder laden konnten. Sie wehrten sich tapfer mit den Kolben, erlagen aber der Uebermacht; sie wurden aufs Bett geworfen und Barnard sofort erdolcht, während der Dolmetscher eine Menge schwerer Wunden erhielt. Als späterhin von St. Michael Bewaffnete kamen, um die Yukons zu Paaren zu treiben, waren diese längst über alle Berge gezogen.

Bei diesen Wilden währt *die Trauer* um einen Verstorbenen ein volles Jahr. Während derselben versammeln sich die Frauen mehrmals, um zu jammern und die guten Eigenschaften des Verstorbenen zu preisen. Der Ablauf des Trauerjahres wird durch ein Fest bezeichnet. Ein solches fand während der Anwesenheit Whymper's in Nulato statt; der Gouverneur hatte dazu der betreffenden Familie die Caserne eingeräumt. Es handelte sich diesmal um das Ableben eines Kindes. Anfangs machten alle Anwesenden ein sehr betrübtes Gesicht, und die Frauen vergossen viele Thränen; nach und nach wurden jedoch Alle recht munter, und Aeußerungen der Trauer und der Lustigkeit wechselten mit einander ab. Nur die Mutter, welche von einigen älteren Frauen umgeben war, klagte immer fort und weinte, während alle Uebrigen im Chor sangen und um einen Pfahl herumtanzten, was das Zeug nur halten wollte. Dieser Pfahl war mit grellen Farben bemalt und mit Perlensträngen, Wolfsfellen

und Marderpelzen behängt. Der Tanz dauerte bis zum Morgen und wurde nur unterbrochen, wenn man aß und trank. Es war ein unbeschreiblicher Spektakel, namentlich schrien die Knaben so arg, daß sie am andern Tage auch nicht einen Laut aus der Kehle hervorbringen konnten.

Auch bei den Co Yukons werden die Todten nicht in der Erde begraben, sondern man stellt die Kästen, welche als Särge dienen, auf Pfähle; sie werden in manchen Fällen mit Pelzwerk überdeckt, allemal legt man jedoch oben auf, was der Verstorbene an Habe besaß, z. B. Kahn, Ruder und Schneeschuhe. Dergleichen luftige Begräbnisse kommen auch bei den Stämmen an der Küste vor. Die Knochen werden sorgfältig aufbewahrt; selbst vor Thierknochen haben die Eingeborenen eine Art von religiöser Scheu; sie sammeln dieselben, legen sie in ihren Wohnungen zusammen und leiden nicht, daß man sie ins Feuer oder vor die Hunde werfe. Ebenso werfen sie die Abschnitzel von ihren Nägeln oder ausgefallene Kopf- und Barthaare nicht weg, sondern schlagen sie in ein Läppchen und hängen sie an einem Baume auf.

Es wurde schon gesagt, daß diese Indianer sich sehr gut auf die Fischerei verstehen; sie betreiben aber auch den **Fang der Rennthiere** in einer sehr zweckmäßigen Weise. An Stellen, welche dieses Wild zu besuchen pflegt, namentlich am Saume von Wäldern, schlagen sie länglich runde Zäune auf, die an der einen Seite offen sind. An der andern Seite befindet sich ein starkes Pfahlwerk; an den übrigen Pfählen werden Schlingen angebracht. Sobald das Alles im Stande ist, beginnt ein Treibjagen, vermittelst dessen man die Rennthiere zwingt, durch die offene Stelle in den Zaun zu laufen. Sobald sie dort, um zu entfliehen, an die Pfähle kommen, und durchbrechen wollen, verwickeln sie sich mit ihrem Geweih in die Schlingen und können nicht weiter. Dort werden sie dann eine leichte Beute, während auch andere, die im Freien herumrennen, niedergeschossen werden. Die Jäger liegen im Hinterhalt hinter hohen Schneehaufen, in welchen sie Schießlöcher angebracht haben, und können mit aller Gemächlichkeit zielen.



Fischfang am Yukon.

Diese Co Yukons sind Fischer- und Jägernomaden, die einen großen Theil des Jahres weit und breit umherziehen. Daraus erklärt sich auch, daß in einem so spärlich bewohnten Lande die Nachrichten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreiten. Wenn ein Schiff bei St. Michael Anker geworfen hat, dann wissen das nach vierzehn Tagen sicherlich schon viele Stämme bis weit stromauf. Es kann natürlich nicht ausbleiben, daß auch seltsame Gerüchte in Umlauf kommen. Gegen Ende Decembers, so erzählt Whymper, wurde unseren Freunden, die sich in St. Michael befanden, die Kunde überbracht, daß wir in Nulato von den Indianern angegriffen worden seien. Capitän Ennis schickte sofort einige Eilboten aus, um sich nach dem Thatbestande zu erkundigen, und wenn nöthig, Hülfe zu schicken. Glücklicherweise war das Gerücht aus der Luft gegriffen, wir waren aber erfreut, jene Eilboten zu sprechen, denn wir unsererseits hatten gehört, St. Michael sei überfallen worden. Wahrscheinlich waren kleine Irrungen zwischen Russen und Eingeborenen vorgefallen, und daraus waren die beunruhigenden Nachrichten entstanden.

Eines Tages war unser Mittagessen spärlich ausgefallen. Im Scherze sagten wir einigen Indianerfrauen, wir würden aus ihren Kindern und Säuglingen ein Hasenpfeffer machen, wenn nicht bald eine reichlichere Zufuhr an Lebensmitteln stattfände. Schon nach wenigen Tagen lief es weit und breit von Mund zu Mund, daß wir Cannibalen seien; wir fräßen rohes Fleisch und hätten schon mehrere Kinder verzehrt. Die Indianer sahen es ganz gern, wenn wir Spaß mit ihnen machten; es war aber nöthig, daß wir unsere Worte gut abwogen und nichts behaupteten, dessen wir nicht ganz sicher waren. Hier ein Beispiel. Wir hatten vertraulich zu eini-

gen von ihnen gesagt, daß demnächst ein Dampfer erscheinen und den Yukon hinauffahren würde, und wir zweifelten nicht, daß das der Fall sein werde; der Dampfer sollte wirklich kommen. Nun verbreitete sich die Nachricht, und viele Eingeborene zogen nach Unalaschtlik, wo wir den Dampfer verlassen hatten, um das Wunderschiff zu sehen. Unglücklicherweise wurde in Betreff desselben eine andere Verfügung getroffen und der Dampfer kam nicht. Wir galten seitdem für unverschämte Lügner, denen man kein Wort glauben dürfe.

Diese Indianer trinken noch keinen Branntwein, rauchen aber leidenschaftlich gern Tabak. Die Frauen sind in der Jugend leidlich hübsch; die in und bei den Forts lebenden eignen sich gern europäische Manieren an und finden Wohlgefallen an den Dampfbädern. Sie sind oft heiter und lustig wie Kinder, werfen einander mit Schneebällen und gleiten auf ihren Schneeschuhen von steilen Anhöhen hinab. Sie sind sorgsame Mütter und behandeln ihre Kinder zärtlich.

Im Winter sammeln die Indianer viel Pelzwerk von Thieren, die in Fallen und Schlingen gefangen werden. Ein Theil derselben wird sogleich nach den Factoreien gebracht, ein anderer bis zum Frühjahr aufgespart und entweder für die Hudsonsbai-Gesellschaft stromauf geschafft oder von Händlern aufgekauft, welche sich in jedem Jahre zu Nuklukayette einfinden. Auch nach Nulato kommt viel Rauchwaare; die russischen Beamten der Handelscompagnie erhielten dort in einer Saison allein an Marderfellen 5000 Stück, sodann viele Biber und auch schwarze und silbergraue Füchse. Sie gaben aber keine Schießgewehre und kein Pulver ab, und thaten wohl daran. Glasperlen, welche man den Eingeborenen in Zahlung giebt, dürfen nicht zerbrechlich sein; dicke Porcellanperlen werden am liebsten genommen; wenn sie gegen ein Stück Holz geworfen werden und ganz bleiben, dann gelten sie für gut. Kämme, Spiegel und verschiedene Baumwollenzeuge sind bei den Frauen beliebt; nach Feuersteinen, Feuerstahl, Messern und Scheeren ist stets Nachfrage, ebenso nach Zündhölzchen und Seife.

Grabmal bei den Co Yukons.

Die Uebergriffe des Landes.

— r. d. — Land und Meer sind im beständigen Kampfe begriffen; was das eine gewinnt, verliert das andere; aber im Ganzen gleichen Gewinn und Verlust einander aus. Der Boden Hollands wurde durch die Anschwemmungen des Rheins, der Maas und Schelde gebildet. Der Hafen von Suez, der heute eine große Sandbank und eine seichte Lagune zeigt, hat im Jahre 1542 noch die Flotte Solimans des Zweiten aufgenommen. Auf jenem Isthmus belauschen wir, wie Oscar Peschel sagt*), das Ringen zweier ebenbürtigen Naturkräfte, einer schöpferischen und einer zerstörenden. Der Nil rückt beständig seine Uferleisten in das Meer hinaus, gleichzeitig aber senkt sich die Flur des frisch angeschwemmten Landes. Die beiden großen Häfen des alten Karthago, über welche uns Appian (VIII, Cap. 69) eine genaue Schilderung hinterlassen hat, von denen der eine für die Kriegs- der andere für die Handelsflotte bestimmt war, sie besitzen heute „eine große Aehnlichkeit mit Entenpfützen“**). In der Mitte des inneren Hafens lag eine Insel, die im Laufe der Jahrhunderte eine Halbinsel geworden ist, indem der eine Arm des Kothon durch angeschwemmtes Land ausgefüllt wurde; auch die Insel selbst ist durch Alluvium zu einer für den kleinen Hafen, in dessen Mitte sie lag, unverhältnißmäßig großen geworden. Ueberall haben die Uebergriffe des Landes gewirkt; die Häfen von Karthago sind verschüttet. Dasselbe ist der Fall mit dem Hafen des benachbarten Uthina, an dessen Stelle heute das armselige Dorf Odea liegt.

Das vergessene Städtchen Aigues-Mortes („Globus“ XV, S. 275) im Departement Gard, in welchem Ludwig der Heilige sich zweimal (1248 und 1270) zum Kreuzzuge nach Agypten und nach Tunis einschiffte, liegt heute beinahe eine Meile von der Küste des Mittelmeeres entfernt, rings umgeben von schlammigem, salzgeschwängertem Boden. Auf große Entfernungen von der heutigen Mittelmeerküste im Departement Bouches du Rhone findet man noch mehrere Linien von Thürmen und nautischen Zeichen, die sicherlich am Gestade des Meeres einst selbst errichtet wurden. Die Halbinsel Mège, welche Pomponius Mela beschreibt, ist

*) Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde, S. 97.

**) v. Maltzan, Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis I, 299.

heute rings von Land umgeben und fern vom Mittelmeer. Der 1737 an der Küste erbaute Thurm von Tignaux liegt heute schon 1600 Meter von derselben entfernt *).

Ravenna war einst, gleich Venedig, inmitten von Lagunen erbaut worden. Es ist vermuthlich von den Etruskern gegründet, aber schon in der spätern Römerzeit hatte die Versumpfung der Gegend begonnen. Seit Augustus stationirte in dem damaligen schönen und geräumigen Hafen (Classis) die römische Flotte des Adriatischen Meeres, und nur Brundusium (Brindisi) mit seinem schönen natürlichen Hafen vermochte mit jenem Ravennas zu wetteifern. Unter Kaiser Honorius, der 404 die Residenz hierher verlegte, hatte die Versumpfung schon bedeutende Fortschritte gemacht; gerade die Sümpfe sollten ihn dort vor dem Eindringen der nordischen Barbaren schützen. Der Hafen aber konnte nur durch fortwährende Canalisirungsarbeiten frei erhalten werden; ein Canal führte bis mitten in die Stadt. Das heutige Ravenna endlich liegt in Folge unablässiger Alluvionen eine Meile vom Meer entfernt. Uebrigens wiederholt sich hier das nämliche Schauspiel wie im Nildelta und am Isthmus von Suez: die italienische Küste am Nordende des Adriatischen Meeres sinkt, aber die Anschwemmungen gleichen vieles wieder aus. Dafür legt auch die Stadt Adria, nach welcher das ganze Meer den Namen trägt, Zeugniß ab. Diese selbst, auf den Trümmern des alten Adria erbaut, liegt heute drei Meilen vom Meere entfernt am Canale Bianco; das alte Hadria, von dem die Familie des Kaisers Hadrian den Namen angenommen, war zur Römerzeit ein vielbesuchter Seehafen und Flottenstation, überhaupt eine der bedeutendsten Städte Oberitaliens. Durch Anschwemmungen des Po und der Etsch, zwischen denen sie eingekeilt ist, von dem belebenden Elemente des Meeres abgeschnitten, ist sie jetzt zu einem Städtchen von 13,000 Einwohnern herabgesunken. Auf dem angeschwemmten Boden selbst, zwischen Adria und dem Meere, liegen zwei neue Städte: Lorea mit 3200 und Contarina mit 5200 Einwohnern.

Es hielte nicht schwer, diese Beispiele noch zu vermehren, allein sie sind bereits zahlreich genug, um den Beweis zu führen, wie in historischer Zeit bedeutende Strecken durch das Land dem Meere abgewonnen wurden. Wir haben uns jetzt nach den Ursachen dieser Anschwemmungen, nach den Strömen und den Materialien umzusehen, die sie mit sich führen. Da die Ströme, je näher sie ihrer Mündung kommen, um so weniger schnell fließen, lassen sie auch dort die meisten von ihnen mitgeführten Substanzen sich absetzen; Beweis dafür die Ebene Unterägyptens, das ein Geschenk des Nil ist, die Landschaften der Camargue an der Rhonemündung, die Sanderbands zwischen den Bramaputra und Gangesmündungen. Rhein, Etsch, Po, Niger, Mississippi, Wolga bilden an ihren Mündungen solche Deltas.

Man macht sich nicht leicht eine richtige Vorstellung von der Transportirungskraft der Ströme und der ungeheuern Menge von Stoffen, welche sie mit sich führen können. Ein Fluß, der dreiviertel Meter in der Secunde durchläuft, besitzt die Kraft, seinen Sand mit sich zu führen; erreicht er eine Geschwindigkeit von acht Zehntel Meter in der Secunde, so führt er schon Grant und Kies, bei einer Schnelligkeit von neun Zehntel Meter in der Minute aber wälzt er schon Steine von der Größe eines Hühnereies mit sich. Nach Sir Charles Lyell übersteigt die Gesammtmenge der vom Ganges mitgeführten Sedimente, sowohl dem Gewichte als Volumen nach, eine Masse, die gleich zweiundvierzig Mal der großen Pyramide von Gizeh ist. Zu dieser gewaltigen Schlamm- und Sandmenge liefern die vier Monate der Hochfluth des Flusses allein soviel wie vierzig Pyramiden. Nach den Untersuchungen des Ingenieurs Lombardini schleppt der Po alljährlich 42,700,000 Cubikmeter Schlamm seinem Delta zu. Vielleicht das großartigste Beispiel in dieser Beziehung liefert der Hoangho in China („Globus" XVI, 351), welcher nach Ney Elias den größern Theil der Alluvialebene Chinas bildete durch die von ihm mitgeführten Ablagerungen. Nach Untersuchungen, die Sir G. Staunton mit dem Wasser des Yang-tse-Kiang vorgenommen, führt dieser dreimal soviel Substanzen mit sich, wie der Ganges.

Seit Beginn unserer Zeitrechnung ist das Delta des Nil etwa um 2000 Meter vorgerückt, das der Rhone nach den Einen 20, nach den Andern jedoch nur 8 Meter. Wie schnell und wie weit das Gangesdelta vorgerückt ist, vermögen wir nicht anzugeben, denn es ist zu ungesund, um bewohnt zu sein, und aus diesem Grunde finden wir dort auch kein von Menschen herrührendes Monument, welches uns in dieser Beziehung zum Anhaltepunkte dienen könnte.

Aber einige Flüsse begnügen sich nicht damit, ihr Delta zu bilden und ins Meer hinauszuschieben: sie erhöhen auch ihr Bett, so der Nil, der Mississippi, aber nicht bloß ihr Bett: auch ihre Ufer, die sie gleichsam mit Dämmen einfassen. Um die künstliche Bewässerung des umliegenden Landes herbeizuführen, braucht man bloß diese Uferdämme zu durchstechen, wie dieses bekanntlich bei mehreren Flüssen geschieht, zur Zeit, wenn sie Hochwasser haben. Je näher der Fluß seiner Mündung kommt, desto niedriger werden die Ufereinfassungen, sie sinken beim Mississippi von 5 auf 2 bis $1^1/_2$ Fuß über dem Flußspiegel in der Nähe der Pässe, wie man bekanntlich die Ergüsse des Mississippi nennt. „Diese Art von Wasserbauten ist beim Mississippi deutlich sichtbar, da wo die Strommasse vor den Pässen in Kreuzform sich zertheilt. Man vergesse nicht, daß der Mississippi sein Delta in sehr große Tiefen hinaus gebaut hat, und daß, wenn wir plötzlich den mexikanischen Golf trocken legen könnten, die Strombauten des Mississippi hoch aufgeschütteten Canälen mit tiefen Rinnen und sanften Böschungen gleichen, zugleich aber auch als das Gerippe oder das Fach- und Riegelwerk des Deltas erscheinen würden. Die Mündungsarme des Mississippi wachsen 262 Fuß (feet) durchschnittlich alle Jahre in den Golf hinein, doch mit dem Unterschiede, daß der Südwestpaß, durch welchen allein 34 Procent der Wasser abfließen, ein stärkeres Wachsthum, nämlich um 338 Fuß zeigt, während die Nordost- und Südostpässe bloß um 130 Fuß jährlich sich verlängern. Nur zur Hochwasserzeit findet das Wachsthum statt, es ruht dagegen gänzlich in den vier Monaten des Niederwassers, wie in den zwei Monaten der Uebergänge. Sobald der geschwollene Mississippi an den Pässen anlangt, findet er dort eine wallartige Barre, die er ein Jahr früher am Schlusse der Hochwasserzeit selbst erbaut hat. Der hochgehende Strom besitzt jetzt Kraft genug, in diese Barre eine Rinne auszufurchen und sie in eine neue Canalstrecke zu verwandeln, die er am Schlusse des Hochwassers abermals durch eine jüngere Barre schließt, welche aber um etwa 262 Fuß weiter in den Golf hineinrückt und die er im nächsten Jahre abermals zu durchbrechen beabsichtigt". (Peschel a. a. O. S. 120.)

Die Deltabildung findet viel schneller an den Flußmündungen dort statt, wo das Meer, in welches die Ströme sich ergießen, sich weniger bewegt zeigt. So wachsen auch in Meeren, wo die Fluth wenig bemerkbar ist, wie im Mittelmeer, im Adriatischen, im Rothen Meere, die Sedimente viel schneller an. Man kann genau nachweisen, daß die Fluthströmungen sich in einem gewissen Maße der Bildung von Niederschlägen und von Neuland widersetzen. Auch die

*) Gaston Tissandier: L'eau, p. 171.

großen Meeresströmungen bleiben da, wo sie auf Küsten treffen, nicht ohne Einfluß. „Nirgends aber ist die Wirkung der Küstenströmungen im Aufbau des Landes sichtbarer als in Südamerika, wo die große Aequatorialströmung längs den Küsten nach dem Golf von Paria strebt, um sich mit Hast und Gewalt durch den Drachenschlund (Boca del Drago) in das Karaibische Meer zu ergießen. Zwischen Essequibo und Orinoco finden wir nicht weniger als drei Küstenflüsse, Pomeroon, Maini, Barima, die anfangs senkrecht gegen den Ocean fließen, und dann plötzlich wie auf Geheiß um ein Kreisviertel nach links schwenken. Hier lehrt uns der Anblick der Natur im Kartenbilde, daß die Küstenströmung mächtig genug war, die Flüsse mit sich fortzuziehen. Erst hat sie sie eingebogen und dann an ihren rechten Ufern neues Land angehäuft. Dem Pomeroon führte sie Schlammmassen des Essequibo, dem Maini die des Pomeroon, dem Barima die des Maini zu, nachdem zuvor der Barima schon auf ähnliche Art einen linken Nachbar in ein Seitengewässer des Orinoco verwandelt hatte. Wie die Bäume ihre Jahresringe absetzen, so sieht man dort das britische Guyana um einen neuen Alluvionssaum wachsen und zwar dauert dieser Vorgang noch immer fort. „Mancher Küstenbewohner des britischen Guyana, der vor wenigen Jahren aus seinen Fenstern noch das Meer erblickte (so bemerkt Richard Schomburgk), sieht sich jetzt durch einen Wald von Leuchterbäumen (Rhizophoren) davon getrennt. Herr Mac Klintock versicherte mich, daß das östliche Ufer des Pomeroon während seines sechsjährigen Aufenthalts sich um eine achtel Mile, das westliche um 40 Fuß verlängert habe.“ Wir könnten noch hinzufügen, daß zwischen Amazonas und Essequibo dieselben Erscheinungen wiederkehren.“ (Peschel a. a. O. 124.) Das sind einige Beispiele der Uebergriffe des Landes.

Reise von Basra durch Mesopotamien nach Mosul.

Von **Lothar Becker***).

Nach viertägiger Fahrt von Mohammera den Schat hinauf, und nach fast zweimonatlicher von Bombay erreichte die „Sultani“ ihren Bestimmungsort Bassora, oder wie es gewöhnlich gesprochen wird: Basra, welches in einiger Entfernung von dem hier fast eine halbe Stunde breiten Schat an der Grenze des früher erwähnten Dattelwaldes gelegen ist. Seitdem der Ueberlandhandel durch die Benutzung des Seeweges nach Ostindien Seitens der Europäer in Verfall gerathen, ist Basra gleich allen anderen an der Handelsstraße gelegenen Städten nur noch ein Schatten vormaliger Größe. Dazu kamen Kriege und wiederholte Verwüstungen durch Cholera und Pest, welche 1831 hier so sehr wüthete, daß die Bevölkerung von 50,000 Einwohnern, welche Niebuhr vor hundert Jahren vorfand, auf 15,000 herabgesunken ist. Die Stadt liegt eine Viertelstunde Fahrt vom Schat, und ist mit ihm durch einen Canal verbunden, welcher zur Ebbezeit fast trockengelegt wird und dann wegen des Unrathes einen übeln Geruch verbreitet. Sie ist sehr im Verfall, doch besitzt sie Moscheen mit schlanken Minarets. Außerhalb der Mauer befinden sich Trümmerhaufen und größere Ruinen, z. B. im Westen und am Flußufer in der Richtung nach Kut feringi (d. h. Frankenschloß, da es der englische Consul erbaute), wo dieselben ein kleines, mit glasirten Scherben 2c. bedecktes Hochland bilden, welches als Gebuhr (Todtenstätte) benutzt wird. Die Straßen sind schmutzig, da aller Unrath hineingeworfen wird, und der Aufenthalt vieler Hunde, welche, wie anderwärts am Persischen Busen sowie im mittlern Tigrisgebiete und Unterägypten, fast durchweg gelbliches Haar haben, wie der echte Worrigel (Dingo) Neuhollands, seltener dagegen schwarzes oder schwarz-weißes.

Um 8 oder 8½ Uhr öffnen sich die Läden des Bazars, in dessen Kaffeekneipen die Geschäfte abgemacht werden. Um 4 oder 5 Uhr wird er geschlossen, und tritt die Nacht ein, so vernimmt man nur den Ruf der mit Spießen bewaffneten Nachtwächter, Schakal- und Hundegeheul, Grillen- und Froschgeschrei. Die Bevölkerung besteht aus einer schwarzen Mischrace, Arabern, Persern, syrischen Katholiken, welche eine eigene Kirche haben, Juden und Armeniern, von denen die letzteren bei Wechselgeschäften ihren Vortheil wahrzunehmen verstehen. Für den Sovereign (Pfund Sterling) konnte ich hier nur 20½ Grahn (eine persische Münze, etwa ⅓ Thaler betragend) erlangen, während zu Mosul ein Italiener 22 und ein Syrer zu Halep 22 Grahn und 4½ Ascherien (Assarion der Alten) dafür gab. Fische werden mittelst Netzen oder Reusen von Dattelblättern 2c., welche durch starkes Garn verbunden sind, gefangen. Lasten befördert man in Booten, Gorab und Daunek genannt.

Ein anderes, nur für Passagiere bestimmtes und für den Didschele (Tigris) charakteristisches Boot ist die runde, kesselförmige Guffa, welche aus Dattelblattstielgeflecht 2c., verbunden durch Schnüre, besteht und mittelst Asphalt (Gier) wasserdicht gemacht ist. Es läßt sich schlecht regieren und ist gewöhnlich so klein, daß es nur 1 bis 2 Passagieren Raum gewährt; um Bagdad jedoch soll es ein Pferd oder 10 Menschen tragen.

Die Oberfläche bei Basra, über der man oft die Luftspiegelung oder Fatamorgana bemerkt, welche die Araber Sehrab nennen, besteht aus kalk- und salzhaltigem, fettem Thonboden, welcher nur Feuchtigkeit verlangt, um allen Ansprüchen des Landmannes zu genügen. Hier wie um Mohammera zieht man in den Gärten eine beträchtliche Zahl von Obstbäumen und Sträuchern, darunter viele Citrusarten, einige Quitten, Aepfel, Oliven, ja selbst Bananen, deren Frucht jedoch nicht viel werth ist; ferner Petersilie, Monatsrosen, Portulak, Radieschen, Salat, Gartenkresse, Runkelrüben, Möhren, Mohn, Zwiebeln, Knoblauch, Bagilla (Saubohnen) 2c. Die grünen Schoten der letzteren werden, gleichwie in England, genossen, aber hier in der Asche geröstet. Das Haupterzeugniß bilden die Datteln, welche Korma und Thamar*) genannt werden. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, der Dattelbaum (Nachal) bedürfe, da er in der Wüste wachse, keine Feuchtigkeit. Im Gegentheil hat er deren viel nöthig, wenn auch nicht in Gestalt von Regen, sondern als Ausstrahlung des Grundwassers aus größerer oder geringerer Tiefe. Daher finden

*) Vergleiche Band XVI. Nro. 12 und folgende: „Eine Fahrt durch den Persischen Meerbusen nach Basra.“

*) Aus diesem Worte entstand das arabische „Tamar hind“, d. h. indische Dattel, da die Farbe der Tamarinden derjenigen zerquetschter Datteln gleicht.

sich Datteln nur an Stellen, die solche Bedingungen gewähren, und deshalb sieht man sie im Phratgebiete fast nur an den feuchten Flußrändern. Es ist eine Eigenthümlichkeit der trocknen oder Winterregenzone, daß Baumreihen weithin den Lauf der Ströme durch die unbewaldeten Gegenden bezeichnen, und die Stelle, welche hier die Dattelbäume einnehmen, ist in Neuholland den Gum trees (Gummibäumen, Eucalyptus) der Colonisten angewiesen. Nirgends, selbst Biled ul Dscherid und Nordafrika nicht ausgenommen, ist wohl die Güte der Datteln sowie die Zahl der Dattelbäume und deren Sorten größer, als im Delta des Schat al arab, und die Pflanzungen in Aegypten treten im Vergleich mit den hiesigen vollkommen in den Hintergrund. Die nördlichste Grenze, wo genießbare Datteln vorkommen, befindet sich etwa eine Tagereise oberhalb Bagdad. Die Blüthe verbreitet einen angenehmen Duft und tritt hier im März und April ein, während die Reise zwischen das Ende des Juli und September fällt. In Betreff der Dattelreise herrscht hier eine ähnliche Ansicht, wie auf Djava, hinsichtlich der Blüthe des schwarzen Pfeffers; hier sagt man, daß in Folge der Dattelreife jenes Leiden auftrete, welches durch das Hervortreten der sogenannten „Herpes aleppica“ oder „Boutons d'Halep“ (Aleppopustel) charakterisirt wird; daher man die Narben jener Beulen „Date-marks“ (Dattelnarben) nennt. Auf Djava behauptet man, daß die Pfefferblüthe Fieber und andere Leiden erzeuge. Zur Zeit der Ernte, wo die Frucht in Dattelblätter gewickelt oder in Säcke verpackt wird, muß in dem Mündungslande des Schat ein geschäftiges Leben herrschen. Niebuhr hörte von 26 um Basra gebauten Sorten, welche drei Hauptgruppen bilden: solche, die man trocknet und als tägliche Nahrung braucht, solche, die bald nach der Reife genossen werden müssen, und solche, die nur zur Bereitung von Branntwein dienen und welche, roh gegessen, tödtliche Verdauungsleiden hervorrufen sollen, woran ich nicht zweifle, da ein Gläschen Dattelbranntwein, welches ich zu Bagdad trank, die unmittelbare Ursache zu dem Leiden war, welches im glücklichen Falle jene Aleppobeulen erzeugt und mich länger als ein Jahr quälte.

Von Feldfrüchten baut man Weizen, die gemeine und die sechszeilige Gerste mit grünen und dunkelrothen Grannen. Mancher Landmann macht es sich sehr leicht, denn er legt das Getreide in die Straßen der Stadt, so daß es von denen, die darüber gehen, ausgedroschen wird. Hafer und Grannenweizen wachsen um Basra auf Wiesen wie wild; sollte indeß dieser Strich ihre Heimath nicht sein, so würde ihr verwildertes Vorkommen wenigstens lehren, daß Klima und Wachsbedingungen um Basra sehr ähnliche sind, als in ihrer Heimath. Im verwilderten Zustande bemerkt man auch Spinat und Dill *).

Da nach meiner Ankunft keine Boote nach Bagdad abgingen, so war ich genöthigt, die Ankunft des englischen Dampfbootes (Dechan der Araber) abzuwarten, welches monatlich ein Mal von Bagdad herabkommt, um die Post in Empfang zu nehmen. Früher fuhr dasselbe den Phrat hinauf, allein nachdem der „Tigris“ in diesem Flusse Schiffbruch litt, wählt man das tiefere Wasser des Tigris. Lastboote machen die Reise nach Bagdad je nach der Höhe des Wassers und Stärke des Windes in 8 bis 15 Tagen, zu anderen Zeiten in 1 bis 2 Monaten, und nehmen von einheimischen Passagieren für diese Fahrt, mit Ausschluß der Beköstigung, 5 bis 10 Grahn. Der fast dreiwöchentliche Aufenthalt zu Basra war für mich ein höchst unangenehmer und langweiliger, da der schmutzige Khan (Serai) zahllose Flöhe beherbergte, und die kriegerischen Verhältnisse sowie die vielen Canäle, Gräben, Sümpfe und ummauerten Gärten Ausflüge gefährlich machten oder hinderten. Ich harrte daher mit Ungeduld des 27. April, wo der Dechan von Kut feringi oder Magilla abfahren sollte.

Von Gorna (Korna) an der Vereinigungsstelle des trüben Tigris mit dem klaren Phrat, begleiten Dattelbäume das Ufer des letztern bis Hillah hinauf; merkwürdigerweise aber fehlen sie am Tigris, mit Ausnahme von vier oder fünf Orten, wo kleine Gruppen sich erheben. Das weite Blachfeld ist bis Bagdad hin ein ebenes Weideland mit höchst wenigen Dörfern und überhaupt festen Ansiedelungen, wo der Badu seine elende, mit Matten, Dattelblättern oder Schilf gedeckte Holzhütte errichtet, wo zerfallene Häuser oder Thürme zerstreut liegen und Höhen die Lage ehemaliger Dörfer anzeigen. An Stellen bildet es eine überschwemmte, mit Typhawäldern (Typha angustifolia, Kolbenschilf) weithin bedeckte Niederung, an anderen wechseln Gräben, gepflügte Felder mit Brachen, Stoppeln und üppige Saaten von Gerste, Sesam rc. Die einzigen Bäume sind, außer Datteln, die Pappel (Populus euphratica) und eine Weide, welche beide aber nur am Flusse vorkommen, und von fern die Lage von Ortschaften oder einzelner Wohnungen anzeigen. Am obern Laufe begleitet den Tigris weithin ein dichtes, zuweilen 7 Fuß hohes Tarfa oder Tamariskengebüsch (Tamarix orientalis), gemischt mit der eben zu blühen beginnenden Kornuk-Acacie und Suhs (Süßholz, Glycyrrhiza glabra) als Unterholz. Diese Tamarisken, welche den sandigen Ufern aller Flüsse der trocknen Zone Asiens, Europas und Nordafrikas (dem Ganges, Nil, der Rhone rc.) eigenthümlich sind, prangten gegenwärtig im vollsten Blüthenschmuck und verbreiteten einen lieblichen Duft.

Am ersten Tage der Fahrt erblickte ich unter Anderm Esiere, welches noch im Bereiche der gewöhnlichen Fluth und Ebbe liegt, und die Grenze für die Wasserschlangen zu bilden scheint. Es ist ein berühmter Wallfahrtsort der Juden, welche glauben, daß hier der Prophet Esra ruhe. Es soll indeß erst 1790 erbaut worden sein, und in der Meinung Anderer ist es das Grab von Osir, eines Neffen von Moses. Das Grabmal, dessen Lage durch eine Gruppe von Dattelbäumen, Pappeln, Weiden, Aprikosen, Konahr rc. angedeutet wird, ist von einer Backsteinmauer umgeben und hat eine Kuppel aus blauen glasirten Ziegeln. Der innere Raum ist abwechselnd mit großen, weißen und grünen quadratischen Ziegeln gepflastert, und der Holzsarkophag hat eine Länge von 8, eine Höhe von 6 und eine Breite von 4 Fuß. Ganz ähnliche Erscheinungen sind das Grab eines jüdischen Propheten bei Bagdad und das des Hieronymus neben der Krypte (nicht „Krippe“) zu Bethlehem. Oberhalb beginnt der Tigris seichter, oft nur 4 Fuß tief zu werden, so daß ein Bootsmann fortwährend die Tiefe mit einer langen Bambusstange mißt. In den drei heißen Monaten (Juni bis August), wo die Tiefe eine noch geringere wird, bleibt das Dampfboot zu Bagdad liegen, und die Fahrt im

*) Einheimisch scheinen zu sein: Anis (über welchen der Dattelbranntwein abgezogen wird), Koriander, Petersilie, Gartensalat, Brassica Napus (Rübenkohl), Calendula arvensis, Carduus crispus var., Fleckendistel (Silybum marianum), die Plage des Landmannes in Neuholland, deren Ausrottungsversuche der Regierung viel Geld gekostet haben, Veronica agrestis. Wild wachsen ferner Anagallis coerulea, Veronica Anagallis var., Hendebe (Cichorinm), Erythraea pulchella var., Spergula vulgaris var., Beta vulgaris, Chenopodinm album, Polygonum aviculare var., Mäusegerste, Raigras (Lolium perenne), Alopecurus geniculatus, Poa annua, Luzula, Funcus bufonius, articulatus, Typha angustifolia, zwei Arten Riedgras (Carex), Lotus corniculatus var., Sellerie, Galium Aparine, Trifolium arvense, Verbena officinalis, Linaria Elatine, Ranunculus sceleratus, Sonchus oleraceus, asper, Anthemis Cotula var., Malva rotundifolia, Plantago lanceolata, media etc. Diese nordische Flora tritt in der Nähe des Stromes auf, während eine wesentlich verschiedene die Wüste kleidet.

Mai ist gewöhnlich seine letzte. Die geringe Tiefe ist übrigens in dieser Jahreszeit nicht die einzige Unannehmlichkeit, denn Staubwirbel oder Staubhosen sind dann sehr gewöhnliche Erscheinungen, und Staubwolken verdunkeln die Luft oft derartig, daß man vom Schiffe aus das nahe Ufer nicht sehen kann und geankert werden muß. Das Niveau des Flusses liegt dann so tief, daß die Aussicht auf das Flachland stellenweise durch das Tamariskengebüsch abgeschnitten wird, wo man jetzt ohne Schwierigkeit über dieses Gebüsch hinwegschauen kann. Unweit des „Neuen Khans“ begegneten wir Booten, welche die Schnittwaaren eines in Bagdad ansässigen Schotten geladen hatten. Diese waren, da der Eigenthümer sich weigerte, den üblichen Tribut an die Herren des Landes, die Beni Lam, zu zahlen, angegriffen und beraubt worden. Um den Verlust der ganzen Ladung zu verhüten, hatte der Pascha von Basra, welcher wegen seines ungeschickten Benehmens den Ausbruch des Krieges zwischen Türken und Arabern veranlaßt hatte, deshalb seine Entlassung erhielt und auf dem Dampfboote die Reise nach Bagdad machte, eine Unterredung mit dem Anführer der berittenen türkischen Truppen, welche ihr Lager in der Nähe aufgeschlagen hatten. Das Ergebniß derselben war, daß ein türkischer Kriegsschooner, welcher nicht fern von hier lag, den Auftrag erhielt, jene Boote in Schutz zu nehmen. An demselben Tage erhielt das Dampfboot auch den Besuch eines Scheikh, welcher großes Interesse an der Einrichtung desselben, an der Bewaffnung und Logirung der Mannschaft 2c. zeigte. Die letztere besteht aus Europäern, für welche, bei ihrer Abgeschlossenheit von Landsleuten, es ein freudiges Ereigniß ist, wenn einmal ein reisender Europäer erscheint. Sie bringen ihre Zeit hin, so gut es geht; die Einen legen sich Münzsammlungen, Andere Sammlungen von Hauern an, wozu sie gute Gelegenheit haben, indem die Kolbenschilfsümpfe der Aufenthalt zahlreicher Schweine sind. Bei der Jagd derselben, welche zu Pferde stattfindet, gilt es jedoch als unritterlich, Gebrauch von der Schußwaffe zu machen; man erlegt sie vielmehr mit Speeren, wobei zuweilen das Pferd seinen Tod findet, da die Eber stark, und ihre Hauer oft so lang wie die Hand sind. Die Niederung wird auch von vielen nordischen Zugvögeln (Störchen, Gänsen, Enten 2c.) besucht und von Löwen bewohnt. Zwei der letzteren lockte die Neugier, das schrillende und rauchende Ungeheuer zu sehen, ans Ufer; von den zwei Kanonenkugeln, womit sie begrüßt wurden, traf dieselben indeß keine.

Am sechsten Tage der Fahrt — welche bis Bagdad sechs Tage und eine Nacht dauerte, wobei des Nachts gewöhnlich geankert wurde —, am 2. Mai, erschienen die Ruinen von Ktesiphon und der Tak i Kesra oder Bustan i Kesra, d. h. Kosroë's Garten; von diesem Gebäude ist nur noch ein Bogen erhalten, welcher die Mitte zwischen einem halbkreisförmigen und einem Spitzbogen hält und der größte einzelne Bogen der Welt sein soll. Unter den Balken dieses Gebäudes hat man auch Tiekholz entdeckt, woraus hervorgeht, daß schon damals hier Mangel an Bauholz herrschte. Selman (Soliman) Pa heißt eine andere Ruine in der Nähe des einst berühmten Seleucia, auf dessen Trümmern, gleichwie auf denen zu Theben, Memphis 2c., Schafe, Ziegen, Esel und Rinder weiden. Einige Stunden oberhalb beginnen die Dattel- und Maulbeerpflanzungen von Bagdad, von wo ein Boot diese Stadt in 20 Minuten erreichen kann, während das Dampfboot eine Stunde dazu braucht.

Trotzdem Bagdad eine bedeutende Stadt ist, und zwischen 50,000 bis 90,000 Einwohner zählen mag, machte sie doch nicht den Eindruck auf mich, welchen ich von dem ehemaligen Khalifensitze erwartet hatte. Die Straßen sind eng, aber reinlicher als in anderen orientalischen Städten, die Gebäude oft mehrstöckig und gut gebaut, mit Kellergeschossen (Serdab), worin man die heißen Monate hinbringt. Thürme und Minarets mit ihren bläulich glänzenden Dächern sind zahlreich. Die rechte Seite des Tigris, über welchen eine Bootbrücke führt, war in früherer Zeit mit Gebäuden bedeckt; jetzt erhebt sich daselbst noch das thurmähnliche, fast konische Grabmal von Zobeïde, der Gemahlin Harun al Raschid's, d. h. Aron des Gerechten. Zieht man einen Vergleich zwischen diesem und dem Daïtsch oder Daïtsch mahal, d. h. dem Grabmal, welches Schah Dschehan seiner geliebten Nordschehan am rechten Ufer des Dschamna in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts aus Marmor errichtete, so findet man eine gewisse Uebereinstimmung in der Denkungsweise dieser Fürsten. Beide, gleich groß und unumschränkte Gebieter über weite Länderstrecken und Völker verschiedenen Glaubens, erhoben sich weit über den Standpunkt ihrer Glaubensgenossen; beide ließen den Frauen gleiche Berechtigung zukommen und ehrten sie, was unerhört in der Geschichte des Islam dasteht, durch Errichtung kostbarer Grabmäler. Allerdings steht Zobeïde's Grabmal an Großartigkeit hinter dem Daïtsch zurück; berücksichtigt man aber die geringere Fruchtbarkeit und Bevölkerung, sowie den geringern Reichthum des Khalifenreiches und den größern Mangel an Marmor und Edelsteinen, an welchen Hindustan Ueberfluß hat, so zeugt Zobeïdes Grabmal von nicht geringerer Liebe als der Daïtsch. Westlich von hier bemerkt man bei einigen Dattelbäumen ein dem früher erwähnten ähnliches Grabmal, welches von einer Mauer umgeben ist und für das eines jüdischen Propheten gehalten wird. Auf dem innern, mit blauen, glasirten, quadratischen Ziegelplatten gepflasterten Raume steht der geschnitzte Holzsarkophag.

Bagdads Bevölkerung ist ein Gemisch von Persern, Juden, Armeniern 2c. Die Frauen der letzteren sind in ganz Asien wegen ihrer Schönheit berühmt; allein man hat selten Gelegenheit, sie zu bewundern; denn in den Straßen erscheinen sie, gleich den anderen, vermummt wie Nonnen, mit ungewöhnlich weiten, gelben oder rothen Stiefeln, oder mit Larven, welche zwei Löcher für die Augen haben. Von Europäern haben sich nur wenige hier niedergelassen. Von Bombay aus hatte ich Empfehlungen an einen derselben, einen Prager, Namens Swoboda, welcher vor Ueberschwemmung des hiesigen Marktes mit englischem Fabrikat der erste Verkäufer von Schnittwaaren in Bagdad war. Seine Erlebnisse sind so interessant, daß es nicht überflüssig sein dürfte, etwas davon mitzutheilen. Nachdem er früher in Ungarn und Stambul gelebt und eine Armenierin zur Frau genommen hatte, etablirte er sich vor 35 Jahren in Bagdad, wo er derart vom Glücke begünstigt wurde, daß er bald seinen eigenen Khan besaß. Einige Jahre vor meiner Ankunft hatte er einen in Ruinen liegenden Bauplatz erstanden, bei dessen Aufräumung die Arbeiter einen Topf mit Goldstücken fanden. Swoboda legte darauf Beschlag und gab den Arbeitern einen Theil, womit sie sich zufrieden erklärten. Nach einiger Zeit erschienen sie jedoch wieder, um Geld von ihm zu erpressen, und da sie diesen Zweck nicht erreichten, verwirklichten sie ihre Drohung, dem Pascha Anzeige zu machen. Nach türkischem Gesetze gebührt nämlich der Behörde ein ähnlicher Antheil an einem solchen Funde wie bei uns. In dieser Verlegenheit wandte sich Swoboda an den französischen Consul, mit welchem er seit längerer Zeit bekannt war, und derselbe versprach ihm auch seinen Beistand; allein als es zur Entscheidung kam, ließ er ihn im Stiche. Der Pascha legte Beschlag auf den größten Theil seines Eigenthums, indeß als ich Bagdad verließ, lebte Swoboda noch der Hoffnung, durch Vermittelung des österreichischen Gesandten zu Stambul wieder in den Besitz seines Eigenthums zu gelan-

gen. Anders wäre die Angelegenheit ausgefallen, wenn Swoboda sich an den englischen Consul Taylor gewandt hätte. Als dieser von der Beschlagnahme hörte, bedauerte er es lebhaft, daß Swoboda nicht zu ihm gekommen sei, denn, so versicherte er ihm, der Pascha würde es nicht gewagt haben, die Schwelle seines (Swoboda's) Hauses zu betreten, wenn Swoboda sich an ihn (den Consul) gewandt hätte. Das muß man den Briten lassen, daß ihr gerechtes und energisches Auftreten in Angelegenheiten von Privatpersonen — wo andere Nationen aus Furcht vor großen Opfern ihre Angehörigen oft verlassen — Respect vor ihrem Charakter erzeugt hat.

Im westlichen Asien in europäischer Kleidung zu erscheinen, ist selbst heute noch ein so gewagtes Unternehmen, daß selbst der englische Consul auf seinen Reisen in türkische Tracht sich kleidet. Am schlimmsten benimmt sich das weibliche Geschlecht, wie ich selbst aus Erfahrung kennen lernte, als ich mich in eine Nebengasse verirrte. Noch schlimmer als mir erging es den französischen Soldaten, welche den General Petinion, der um Basra Hengste für die französische Cavallerie gekauft hatte, begleiteten; denn da sie in einer solchen Gasse, von Weibern und Männern angegriffen, sich lebhaft zur Wehr gesetzt hatten und als Sieger aus dem Kampfe hervorgingen, wurden sie bei dem Pascha, und von diesem bei ihrem Consul verklagt, und von letzterm zu zwei Tagen Arrest verurtheilt.

Trotzdem das Klima und die Lage von Bagdad anscheinend nichts darbieten, was die Stadt zu einem ungesunden Aufenthaltsorte machen könnte, so herrscht doch hier wie zu Diarbekr, Urfa, Bira und Halep ein endemisches Leiden, welches ohne Ausnahme fast alle Bewohner, beiden Geschlechts, Alt und Jung, sowie den Fremden nach kurzem Aufenthalte, und zwar nicht selten wiederholt, befällt. Es sind dies die erwähnten Beulen oder Blutschwären, welche an vielen Theilen des Leibes erscheinen und, zumal im Gesichte, große, entstellende, gewöhnlich dunkler gefärbte Narben zurücklassen. Ich bekam diese Beulen während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes nicht, litt aber an Uebelkeit, Neigung zum Erbrechen, Kopfweh, Schlaflosigkeit und Fieber, welches letztere sich gegen Mitternacht einzustellen pflegte. Diese Symptome schwanden nach einiger Zeit; allein im weitern Verlaufe meiner Reise erfreute ich mich nie vollkommenen Wohlbefindens; erst als auf der See jene Beulen ausbrachen, kehrte dasselbe zurück.

Der Boden der Dschesira (d. h. Insel, d. i. das vom Phrat und Tigris umschlossene Land) ist ein Gemisch von Kalk, Thon und salzigen Bestandtheilen, welche oft als weiße, krystallinische Efflorescenz erschienen. Er könnte mit geringer Mühe in fruchtbare Felder verwandelt werden, und würde die Canalisation gefördert und ein gerechtes Gesetz gehandhabt, so könnten eben so viele Millionen Menschen hier leben, als dies einst der Fall war, und wie in jenem Theile von China leben, dessen klimatische und andere Verhältnisse ähnlich sind. Geschähe dies, dann würde der Sirocco hier wenig Nahrung finden. Da das Thermometer bei Bagdad in den Winternächten bis 2 Grad unter den Gefrierpunkt sinkt, so gedeihen tropische Stauden und Bäume hier nicht. Die Zahl der Culturpflanzen ist bedeutend; man zieht unter anderen Badlschahn (Eierpflanze), Bamia (Hibiscus esculentus), deren unreife, schotenähnliche Früchte eine schleimige Zukost zu Fleischspeisen bilden, Wassermelonen bis 100 Pfund schwer, Gurken, die man wie am Ganges in das Flußbett setzt, Citrusarten, deren Hauptreife in den December fällt; und auf den Feldern die sechszeilige und Mumiengerste, welche hier, selbst bei mangelhafter Bewässerung, fast durchweg an 20 bis 30 Stengel mit vollkörnigen Aehren treibt und eins der vielen Beispiele ist, welche gegen die allmälige Veränderung und den Uebergang der Pflanzenarten sprechen. Die Kartoffel findet kein gedeihliches Wachsthum und wird, wie man mir versicherte, von einem Wurme zerstört. Von der Trauerweide, welche von den Botanikern mit Unrecht Salix babylonica genannt wird, sah ich weder zu Bagdad noch bei Hillah und überhaupt auf meinem Wege durch Westasien eine Spur; indeß erwähnt Kotschy ihres Vorkommens in Mesopotamien, Kurdistan und Syrien. Die „Weide", woran die Juden in der babylonischen Gefangenschaft ihre „Harfen" hingen, kann daher wohl nicht die Trauerweide gewesen sein.

In der einheimischen Flora kehren viele um Basra vorkommenden Pflanzen wieder. Ich erwähne indeß nur das gemeine Schilf, **Bidens tripartita, Solanum nigrum, Dulcamara, Butomus umbellatus, Alisma Plantago, Lemna gibba, Kapr** (Kapern), **Zannichellia, Chenopodium olidum, album, murale.**

Ich wollte Bagdad nicht verlassen, ohne die Ruinen von Babylon gesehen zu haben, welche südlich von Bagdad, bei dem heutigen Hillah, am Phrat liegen. Ich miethete daher für 5 Grahn einen Maulesel bei einer Karawane, welche am 8. Mai eine Stunde vor Sonnenaufgang Bagdad verließ und die Strecke bis Hillah in zwei Tagemärschen zurücklegte. Trotzdem die Jahreszeit noch günstig war, erhob sich doch nach Ueberschreitung des Mossohdi, bei dessen Bootbrücke Zoll erhoben wird, ein sirroccoähnlicher Sturm, welcher die Luft durch Staub verdunkelte und die lichten Stellen am Horizont gleich einem „brennenden Busch" oder Buschfeuer erscheinen ließ. Die Karawane schlug ihr Nachtlager in dem etwa vier Meilen von Bagdad gelegenen Khan Standerie auf, welcher sehr geräumig ist, und den indischen Serai̇en gleicht; denn er besteht, wie diese, aus einer hohen Mauer, welche die Hinterwand für die Zellen bildet, die die Reisenden erhalten; indessen ist hier vor letzteren noch eine Halle vorhanden. Der Khan besitzt einen Brunnen, und sein mächtiges Thor wird des Nachts zur größern Sicherheit geschlossen. Nicht fern von diesem quadratischen Gebäude erheben sich Trümmerhaufen, wo man viele Scherben mit chaldäischer oder hebräischer Schrift, Münzen, Gemmen von Türkis &c. findet. Ueberhaupt sieht man auf der öden Fläche bis nach Hillah viele Bodenerhöhungen, welche die Lage eines ehemaligen großen Gebäudes anzeigen, und zuweilen führt der Pfad über Ziegelgemäuer. Ehe man die Bootbrücke des von Dattelhainen umgebenen Hillah erreicht, überschreitet man unter Anderm einen schmalen Canal oder vielmehr Graben, dessen hohe Erdwälle mir auffielen. Hat man diesen hinter sich, so erscheinen die weiten und hohen Trümmerhaufen des alten Babel, der Kasr, den man für den Palast des Nebukadnezar hält, ein kolossaler, roh aus Granit gehauener Löwe &c.

Zu Hillah angekommen, miethete ich für $1^1/_4$ Grahn (etwa $^1/_2$ Thaler) einen Esel, und schickte mich am 10. Mai, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, an, die wohl eine Meile in Südsüdwestrichtung isolirt und fern von anderen Ruinen gelegenen Trümmerberge, die man Birs Nimrud nennt, zu besuchen. Sie liegen auf einer vegetationsarmen Fläche, wo ich von Pflanzen nur wenige Coloquinthen, Kornuk, Kapern, Agulsträucher und Salzpflanzen, aber keine Spur von ehemaligen Gebäuden bemerkte, so daß es scheint, als habe der Birs Nimrud nicht innerhalb, sondern ein gut Stück außerhalb Babylon gelegen, in welcher Hinsicht er an das ebenso isolirt und fern von Benares gelegene Saranaht erinnern würde. Es sind zwei dicht neben einander gelegene Trümmerberge, wovon der östliche ein langgestrecktes, hohes Plateau in Gestalt eines Rechtecks bildet, dessen Länge an

700, dessen Breite über 100 Schritt betragen dürfte. Auf seinem Rücken, welcher mit zahlreichen Scherben feinen, blauen, grünen, gelben, braunen Glases, Bruchstücken von vergoldeten Trinkgläsern, agatähnlichem Glase, Münzen rc. bedeckt ist, erhebt sich eine mohammedanische Capelle, in welcher ich der Aufforderung mehrerer Araber, an ihrem frugalen Frühstücke, bestehend in Kuchen und Gurken, Theil zu nehmen, Folge leistete. Ob dieses mächtige Gebäude ein Tempel war, lasse ich dahingestellt, möchte es aber glauben. Ob es gleichzeitig mit dem Einsturze des Thurmes verfiel, oder ob es noch später bestand: dies dürfte aus dem Alter der Münzen hervorgehen, welche man auf dem Schutt besonders nach Regentagen sammelt, wo sie an dem Roste besser kenntlich sind.

Der westliche, weit höhere Trümmerberg hat mehr die Gestalt eines steilen Kegels, dessen Oberfläche in mehreren Rücken in die Ebene hinabfällt, und dessen Größe jetzt noch wenigstens um das Zwanzigfache die des Schutthaufens des 1868 eingestürzten Michaelisthurmes bei Breslau übertrifft. Auf seiner Spitze erhebt sich ein Mauerpfeiler (aus in der Sonne getrockneten Backsteinen, die keine Spur des Feuers zeigen) von etwa 28 Fuß Breite und 35 Fuß Höhe, durch welchen, in der Richtung der Weltgegenden, wie bei dem Aker Kuf in Bagdads Nähe, vierseitige Zuglöcher horizontal verlaufen, welche jetzt von Tauben bewohnt sind. Nordwestlich von diesem Pfeiler liegen zu seinen Füßen mehrere, viele Centner wiegende Mauerstücke, welche zum Theil durch und durch in eine homogene Schlackenmasse verwandelt sind, hier und da aber noch die Bogenlinien und Grenzen der einzelnen Backsteine erkennen lassen. Der größte Theil des Kegels, welcher diesen Mauerpfeiler trägt, besteht aus Backsteinen, welche an der Sonne getrocknet sind, wozu sich der kalkhaltige Boden des Phratgebietes vorzugsweise eignet. Diese Ziegel, welche in Mexico und Mittelamerika gleichfalls gebraucht und dort Adobes genannt werden, sind weit weniger dauerhaft als die gebrannten, und daher erklärt sich der rasche Verfall der orientalischen Ruinen. Spuren von Asphalt habe ich nirgends bemerkt, und da auch die alten Backsteine Abdrücke von Typhablättern zeigen, welche heute noch als Unterlage bei der Fabrikation dieser Ziegeln dienen, so scheint es, daß Fabrikation und Bauart von der heutigen nicht verschieden waren. Außer diesen Adobes findet man gebrannte Ziegel von bedeutender Länge und Dicke; sie sind indeß nicht häufig, da sie zum Bau neuerer Gebäude benutzt werden, da Brennholz hier kostspielig ist. Mancher Ziegel von Babylon mag daher, der Reihe nach, die Reise nach Ktesiphon, Seleucia und Bagdad oder Hillah gemacht haben. Außer diesen zwei Arten findet sich eine dritte Art von Ziegeln, nämlich in der Sonne getrocknete Backsteine, 1 bis 1¼ Quadratfuß und 1 Zoll dick, deren Oberfläche einen Zoll vom Rande einen Eindruck mit Keilschrift enthält, welche jedoch im Laufe der Zeit meist unleserlich geworden ist. Diese Inschriften legen Zeugniß davon ab, daß die alten Babylonier, welche es in der Kunst, Gemmen rc. zu graviren, weit gebracht hatten, auch den Schriftdruck kannten. Auffallend erscheint es, daß man die Anwendung großer Steine vermißt, wenigstens habe ich deren nicht entdeckt; indeß dürfte dies seine Erklärung darin finden, daß es damals mit den Transportmitteln nicht besser bestellt war als heute. Auf dem südlichen Rücken dieses Trümmerberges bemerkte ich im Schutte dicht unter der Oberfläche einen in Kohle und Asche verwandelten Balken.

Da man bei diesen Ruinen Keilschrift findet, so ist ihr Alter unzweifelhaft ein hohes. Die Reisenden sind indeß nicht einig, ob hier der wirkliche Babelthurm zu suchen ist. Die Juden sollen den Birs Nimrud für das Gefängniß halten, worin Jojakim schmachtete; Andere erinnert der Name an die alte Stadt Borsippa. Auch in Betreff der Ursache, welche den Einsturz veranlaßte, ist man nicht im Klaren, denn während Einige die Katastrophe dem Blitze zuschreiben, halten Andere dies für nicht wahrscheinlich. Was mich betrifft, so halte ich den Blitz nicht für die Veranlassung, denn die Hitze muß eine ungeheure gewesen sein, um jene Mauerstücke so weit in Schlacke zu verwandeln; ich glaube daher, daß der Fanatismus den Thurm sowohl als das Nachbargebäude gleichzeitig durch Feuer zerstörte. Aehnliche Beispiele des Fanatismus liefert die Geschichte vieler Völker. Hoffen wir, daß das Studium der Inschriften uns Auskunft geben werde über den „Thurm zu Babel", wie über die sogenannten „hängenden Gärten" der Semiramis und das „Weltwunder", worin die Nachwelt eine Mauer erblickt. In Betreff der letztern habe ich Gründe genug zu der Annahme, daß es weder hängende Gärten noch eine Mauer war. Hätte man in der That Babylon mit einer so kolossalen Mauer umgeben, daß sie den Namen eines Weltwunders verdiente, so würden deren Trümmer gewiß jetzt noch eine deutlich zu verfolgende Bodenerhebung bilden, was aber nicht der Fall ist.

Um 12 Uhr kehrte ich nach Hillah zurück, wo ich die Bekanntschaft eines Deutschen und zweier Franzosen machte, welche im Auftrage der französischen Akademie seit einem Jahre Ausgrabungen veranstalteten, Antiken und Backsteine mit Inschriften aufkauften. Ich lernte hier auch einen Arzt, Italiener von Abkunft, kennen, dessen Schwester in Bagdad sich oft beklagte, daß er ihr keine Neuigkeiten mittheile. Dieser Umstand wurde die Ursache eines komischen Vorfalles; denn um sie zufriedenzustellen, erlaubte er sich, ohne zu ahnen, welche Folgen derselbe haben könnte, einen Scherz, indem er ihr schrieb, daß die französische Expedition das goldene Bild des Nebukadnezar gefunden habe. Wie vorauszusehen war, machte diese Nachricht bald die Runde in Bagdad, und kam auch zu Ohren des Pascha, welcher sofort Nachforschungen anstellte. Inwiefern er sich Gewißheit verschafft hat, daß der Schatz seinen Händen nicht entwischt sei, ist mir unbekannt geblieben; ich fand übrigens später, als ich Halep erreichte, daß der Telegraph noch eine gute Weile in diesen Gegenden entbehrt werden könne, da Frau Fama die Nachricht davon schon nach Halep und Stambul gebracht hatte; denn bei meiner Ankunft in Halep war die erste Frage, die von allen Seiten an mich gerichtet wurde: ob es Thatsache sei, daß die französische Expedition das goldene Bild des Nebukadnezar gefunden hätte?

Am 5. Juni verließ ich Bagdad mit einer Mauleselkarawane, bei welcher ich für die Strecke bis Mosul ein Thier für weniger als 3 Thaler gemiethet hatte. Der Weg, den sie einschlug, führte über die Orte Dschebäde, Delle Abbas, Karateppe, Guffri oder El Kiffir, Dus Karmat, Taauch und Kerkuk, wohin sie nach neun Märschen gelangte. In dieser Jahreszeit reisen die Maulesel-karawanen, wegen der großen Hitze am Tage, meist nur des Nachts, und eine solche Reise ist, da sie schnell und unaufhaltsam vor sich geht, anstrengend und beschwerlich. Den Anfang derselben macht stets eine Pferdestute, und die störrischen, aber ausdauernden Thiere sind an dieselbe so gewöhnt, daß sie ohne dieselbe nicht zu regieren wären; sie folgen dagegen geduldig und ohne Zügel im Gänsemarsche, wenn die Stute vorangeht. Eine solche Karawane macht in der That einen eigenthümlichen Eindruck, wenn sie in stiller Sommernacht im Gänsemarsch hinzieht, und die Ruhe nur dadurch unterbrochen wird, daß die Reisenden dann und wann Stahl und Stein in Bewegung setzen, um der unwiderstehlich einschläfernden Wirkung der durch Dünste verdunkelten, glühenden Atmosphäre (zu Bagdad steigt das Thermometer bis

40° R.) vermöge der Pfeife entgegenzutreten. Ohne dieselbe in der Wüste zu leben, ist kaum denkbar; und ein Brite hat seine Verwunderung darüber ausgesprochen, wie es möglich sei, daß Türken und andere Orientalen existirt haben könnten, ehe der Taback zu ihnen gelangt sei. Der Europäer, der im Genuß aller Bequemlichkeiten und in einem kalten Klima seine Tage hinbringt, kann sich keine Vorstellung machen von dem Werthe dieses „Wohlverleih" für den Reisenden in der Wüste und dessen Bewohner, welche weder geistige Getränke noch andere Erheiterungsmittel kennen, sowie überhaupt für alle Völker, welche ein Leben voll Beschwerden führen. In solcher Lage ist der Taback eine Planta beata, ein Munus Olympi, wie Thorius vor 260 Jahren sang; und mancher europäische Misokapnos ist in der Wüste zum Raucher geworden.

Was die Nahrungsmittel betrifft, welche der Reisende in den ärmlichen, zum Theil von Jesiden bewohnten Dörfern am Wege erlangt, so ist deren Auswahl sehr beschränkt; sie bestehen fast nur aus Milch, Buttermilch, Libben, Eiern (à 1 Pfennig; Rauchwolf kaufte am 23. December 1574 in einem Dorfe zwischen Kerkuk und Tauch über 100 Eier für 1 Kreuzer), Gerstenkuchen, welche an den Backofen geklebt werden, aus ungesalzener Butter, Fleisch, Rosinen, Aepfeln und anderen Früchten. In den Städten erhält man Reis, welcher, in Weinblättern gekocht, einen säuerlichen Geschmack annimmt, Carbonaden mit gehackten Zwiebeln, Pfannkuchen, Hefeklößen mit Zuckersauce, Schrub (d. h. Trank, Scherbet) aus Wasser und Traubensaft, dessen schöne Farbe indeß die Erwartung hinsichtlich des Geschmackes nicht rechtfertigt.

Was mir bei dem Orte Taauch am meisten auffiel, war ein mit Lumpen umbundener Oelbaum an einem Wasserbecken. Diese Sitte, Bäume oder Sträucher mit Lumpen, Zeugstreifen ꝛc. zu behängen, stammt aus alter Zeit und hat sich noch hier und da, von Bengalen bis zum Mittelmeere, sowie von Afrikas Nordküste bis zum Guorra oder Niger erhalten. Graf Krokow erwähnt sie bei dem eisernen Gitter an „Ewa's Grabe" zu Djidda in Arabien.

Kerkuk, die größte Stadt zwischen Bagdad und Mosul, liegt am Kisch Su und besitzt eine hochgelegene Citadelle, mehrere Moscheen mit Minarets, in deren einer die Gräber der Propheten Daniel, Micha, Anania und Asarja enthalten sein sollen. Sie ist die Nordgrenze des Dattelbaumes, dessen Früchte jedoch hier nicht genießbar sein dürften.

Für den Bewohner des Nordens, zumal den blauäugigen, ist eine Reise in diesen wüsten Gegenden während der Sommermonate nichts Angenehmes; denn die Sonnenstrahlen, welche von dem hellen, vegetationsarmen Boden zurückgeworfen werden, sind für die Augen ebenso lästig als jene, welche an heiteren Tagen von den Schneefeldern abprallen. Dazu kommt der Staub und die glühende Hitze des Siroccos. Die Eingeborenen schützen sich gegen die Uebel, indem sie sich dick verhüllen wie die Europäer im Winter. Ich hatte mich zwar mit einer blauen Brille versehen, allein mehr als diese schützt ein Tuch, welches man der Art unter den Augen befestigt, daß die von unten kommenden Strahlen die Augen nicht treffen können. Den vorletzten Tag, ehe Kerkuk erreicht ward, fand die Reise ausnahmsweise am Tage statt, während dessen ein heißer Wind sich erhob. Meine Reisegefährten riefen mir zu, das Gesicht mit Tüchern zu verhüllen; allein es war zu spät, denn der Sirocco hatte schon seine Wirkung gethan, und eine Entzündung des Oberkiefers und der Augen verursacht, welche in vierundzwanzig Stunden sich so steigerte, daß ich die Augen nicht öffnen konnte, und am vierten Tage ein bohrender, stechender Schmerz eintrat. Ich sah mich daher nebst drei anderen Reisegefährten — diese wegen Halsentzündung und anderer Zufälle — genöthigt, in Kerkuk zu bleiben, um auf Besserung zu warten; allein hier war keine europäische Arznei zu erlangen, und es blieb mir nichts übrig, als die landesüblichen, bitterlichen, schwach zusammenziehenden Augentropfen zu gebrauchen, die ihre gelbe Farbe der Curcuma (Gelbwurz) oder dem Safran verdanken. Da diese indeß nur Erleichterung, nicht Heilung bewirkten, so sandte ich nach einem eingeborenen Wundarzt, um zur Ader zu lassen und zu schröpfen. Das erstere geschah mittelst der Lanzette, und das Schröpfen durch einen gläsernen Schröpfkopf, welcher mit einer Glasröhre versehen war, so daß er einer chemischen Retorte glich. Nachdem die Haut zusammengeschnürt und mit einer Lanzette geritzt worden war, wurde die Luft aus dem Schröpfkopfe mittelst des Mundes ausgesogen, das Blut ausgelassen, und diese Handlung dreimal wiederholt. Obgleich dies große Erleichterung gewährte, so verbesserte sich doch mein Zustand wegen der übergroßen Hitze nicht; ich eilte daher, nach Mosul zu kommen, wo, wie ich hörte, eine Apotheke sein sollte.

Am 26. Juni verließ ich Kerkuk mit einer andern Mauleselkarawane; ich war jedoch nicht glücklich in der Wahl derselben; denn meine Begleiter erwiesen sich als eine Bande Raubgesindel, welches mir Alles stahl, was ich wegen des Zustandes meiner Augen nicht beaufsichtigen konnte. Mein Pfeifenrohr wurde als Peitsche gebraucht und an den Maulthieren zerhauen, die Wasserflasche, das Taschentuch ꝛc. geraubt. Die Strecke bis Mosul kann in drei Tagen zurückgelegt werden; allein wir gebrauchten aus bald anzuführendem Grunde fünf. Die erste Nachtreise führte über niedrige Berge der Kalk- und Gypsformation, in deren Schluchten ich einen starken Geruch von Schwefelwasserstoff verspürte, und bald darauf schwarze Flecken bemerkte, welche von Erdpech herrührten. Nächstdem gelangt man zur Stadt Güntara und zum Orte Arwier oder Erwiel, wo, wie in den meisten Dörfern, viele Störche auf den Dächern nisteten. Der Uebergang über den reißenden Klaffluß (Sahb) wurde vermittelst eines Floßes bewerkstelligt; jedoch unter großem Verzuge, da die Ziegenhäute erst aufgeblasen und zum Theil befestigt werden mußten. Dergleichen Flöße dienen auch zum Transport nach Bagdad, und hier verkaufen die Eigenthümer das Holz; nachher kehren sie mit den Häuten nach ihrer Heimath zurück.

Zwischen Mosul und dem Sahb, der hier die Größe des Tschambal im mittlern Laufe hat, erstreckt sich ein steiniges, unbewaldetes Hügelland voll Gerölle, dessen Bäche Oleander (Disli) schmücken. Es ist seit Rauchwolf's Zeit, 1574, ein Aufenthalt von Raubgesindel, welches die Karawanen beraubt und selbst im Angesichte der türkischen Truppen zu Mosul unbehelligt sein Handwerk treiben darf. Kaum hatten wir bei der dritten Station gesattelt, als unser Kundschafter mit der Nachricht zurückkehrte, daß Räuber am Wege lauerten. Sie erreichten indeß unangefochten am 24. Juni die Stelle, wo das Bergland dem Tigris sich nähert. Dort bestieg der Führer einen hochgelegenen Punkt, und als er nichts Verdächtiges bemerkte, zogen wir weiter. Wir überschritten das weite, mit großen Steinen erfüllte Kiesbett des Tigris und gelangten nach Mosul.

Ein neuer Fischplatz im nördlichen Norwegen.

Im „Norsk Folkeblad“ liest man folgenden Brief aus Nordland: Was Aasvaer (spr. Ohsvär) für ein Ort ist, danach würde man sich vor 3 bis 4 Jahren vergeblich erkundigt haben, und noch heutiges Tages giebt es Viele, welche diese Frage aufwerfen. Man findet den Namen nicht auf den älteren Karten von Norwegen, nicht in Platou's großer Geographie, und nicht einmal in dem größten geographischen Lexicon. Und dennoch ist der Ort um die Weihnachtszeit einer der lebhaftesten im Lande, denn nirgends versammelt sich zu gleicher Zeit eine solche Menschenmasse, wie dort auf einem vergleichsweise so kleinen Raume, selbst nicht während unsers traditionellen Wintersestes, Weihnachten.

Aasvaer ist in diesem Augenblicke eine der größten und wichtigsten Fischereien Norwegens, welche von einem großen Theile des Landes mit Interesse und mit Hoffnungen umfaßt wird, und wo sich gleichzeitig nicht weniger als 10,000 Menschen versammeln. Wenn nun dort in dem Laufe von 2 bis 3 Wochen etwa 200,000 Tonnen Häringe gefangen werden, und diese dem Auslande gegenüber ein Capital von ungefähr 1 Million Speciedaler ($1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler preuß. Crt.) repräsentiren, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der Wichtigkeit des Platzes für die Theilnehmer an der Fischerei machen. Aasvaer selbst liegt 2 bis 3 Meilen von der Küste von Helgeland entfernt, ungefähr unter dem nördlichen Polarkreise, und ist kaum eine Meile lang. Im Verein mit den beiden angrenzenden „Vaeren“ (Vaer ist ein Ort, wo Fische gefangen und zubereitet, nämlich getrocknet oder eingesalzen werden) ist es der Hauptort der sogenannten nordlandschen Großhäringsfischerei, auch bloß Aasvaerfischerei genannt. Das „Vaer“ besteht aus einer Menge von niedrigen Inseln und Holmen draußen in dem wilden Meere, welche kaum jemals von einem Touristen besucht worden sind. Ein Reisender würde auch schwerlich dorthin gelockt werden können, am allerwenigsten zur Weihnachtszeit, da der Platz seine große Wichtigkeit hat, und doch würde derjenige, welcher große und gewaltsame Naturscenen liebt, gerade dort seine Sehnsucht stillen können. Mit seinen offenen Seiten dem Atlantischen Ocean und dem Polarmeere zugewendet, liegt das Vaer in einer Gegend, worin die heftigsten Winterstürme ihre volle Stärke und Kraft entwickeln können. So läßt sich bezeichnend genug anführen, daß in dem Laufe von 20 bis 30 Jahren in den Monaten December und Januar in den angrenzenden Gegenden nicht weniger als sechs an einander grenzende Kirchen, alle vom Blitze angezündet, abgebrannt sind; denn in diesen Gegenden kommen Gewitter nur im Winter vor.

Aasvaer gehört einem Herrn Coldevin in Dönnaes oder Dönnes (einem bedeutenden Gute und Kiez bei der Kirche auf der Insel gleichen Namens, 1865 mit 31 Häusern, 46 Haushaltungen und 216 Einwohnern) und war früher ein unbemerkter, werthloser Platz, der an zwei Männer verpachtet war, welche sich um der Fischerei willen so weit wie möglich in das offene Meer hinausbegeben hatten. Aber welches Beispiel in dem Wechsel des Glückes auch nach unseren Verhältnissen sind nicht diese beiden Männer! Aus blutarmen Fischern in diesen wilden Gegenden sind sie plötzlich Leute mit sehr ansehnlichen Einkünften geworden. Sie haben das Recht, von den Einsalzern für jede Tonne Häring eine Abgabe von einem Schilling zu erheben, und diese kleine Abgabe gewährt Jedem von 100,000 Tonnen ein Einkommen von 800 bis 900 Speciedalern (1 Speciedaler wird in 120 Schillinge getheilt), und außerdem haben sie noch andere Vortheile und Einkünfte. Willst Du aber diese plötzlich reich gewordenen Leute besuchen, und trifft Dich nicht auf der Reise zu ihnen einer dieser gefährlichen und heftigen Winterstürme, denen man in diesem Jahre glücklich entgangen ist, so findest Du sicherlich um die Weihnachtszeit ein bewegliches Leben unter diesen vielen Tausenden von Menschen von der hurtigsten und muthigsten Bevölkerung Norwegens, nämlich von den nordlandschen Fischern. Während des äußerst kurzen Tages wird in der größten Eile die Fischerei mit dem Auslegen und Aufholen der Garne und Netze betrieben, indem Andere beschäftigt sind, so schnell wie möglich die Häringe zu behandeln; in der Nacht ist Musik und Tanz, Spiel und Munterkeit, ungefähr wie auf einem norwegischen Jahrmarkte. Dort ist Leben und Bewegung Tag und Nacht, Wechsel von Glück und Unglück, Trauer und Freude, Sünde und Reue, Alles innerhalb einer kurzen Zeit.

Die Ursache aller dieser Bewegung ist der Häring. Während der Platz noch vor wenigen Jahren beinahe ganz öde war, zeigte sich plötzlich und zu bestimmter Zeit eine regelmäßige Zuströmung einer ausgezeichnet fetten und großen Häringsart. Niemand kannte diese Art, und noch jetzt ist man nicht aufs Reine damit gekommen, zu welcher Art man sie zählen soll; noch geht sie unter ihrem besondern Namen „Nordlandscher Großhäring“ (Nordlansk Storsild). Dieser Häring ist bestimmter in seiner Wanderung und in seinem Erscheinen, als irgend eine andere Art. Er erscheint bei Aasvaer alljährlich am 10. December und bleibt dort bis in den ersten Tagen des Januar. Während dieser kurzen Zeit versammeln sich dort Hunderte von Fahrzeugen, Netz- und Garnbooten. Große Gebäude sind zum Einsalzen aufgeführt und andere zu Verkaufshäusern und Schenken, Tanzlocale nicht zu vergessen; denn Tanz ist stets das Lieblingsvergnügen des Nordländers. Dampfer kommen täglich an und gehen ab, um Leute und Waaren abzuliefern und entgegenzunehmen. Man ist vor der Ankunft des Härings in Spannung und unruhiger Erwartung, ja in Angst und Zweifel darüber, ob er vielleicht ausbleiben werde.

Während man auf den Häring wartet, hat man Zeit, diese Bevölkerung zu betrachten, welche in echten Typen nordlandscher Fischer besteht. Hier darf man sich die Fischerei nicht vorstellen als eine gemächliche und stille Beschäftigung, welche durch die Schönheit und idyllische Ruhe eines Fjordbildes reizen kann. Nein, hier ist Arbeit, in jedem Augenblicke Kampf mit den Elementen und Gefahr. Dies ist das tägliche Loos des nordlandschen Fischers, und so geht es das ganze Jahr hindurch. Er fährt in stillem und ruhigem Wetter hinaus, kommt aber unerwartet in Sturm und Unwetter nach Hause, denn das Wetter wechselt unaufhörlich an diesen Küsten. Sein Arbeitsjahr beginnt am heiligen Dreikönigstage damit, daß er das Boot in die See schiebt und sich zu der Reise nach den Lofoten rüstet. Dort bleibt er bis Mitte April, begiebt sich dann hinauf nach Finmarken oder nach Hause zur Sommerfischerei, darauf zur Herbstfischerei und zu allerletzt nach Aasvaer, wo er das Jahr beschließt, um von Neuem wieder auf dieselbe Weise anzufangen. Es sind düstere, barsche Gestalten, diese Fischer mit ruhigen, fast unbeweglichen Zügen und Mienen, so wie sie sich hier bewegen in ihren ledernen Beinkleidern, Seestiefeln, ledernen Jacken &c., um sich Nässe und Wind vom Leibe zu halten. So ausgerüstet klimmen sie vor dem 10. December auf die Bergspitzen von Aasvaer hinauf, um nach dem Häring zu spähen, und so klettern sie getäuscht wieder herunter, um dem Schiffer

zu melden, daß noch nichts zu sehen ist. Plötzlich glaubt ein Anderer eine Bewegung in weiter Ferne im Meere zu bemerken. Nun wird der Gucker hervorgeholt: man sieht, wie Walfische das Wasser in die Höhe spritzen, und wie das Meer von anderen Fischen, die den Häringen in Masse folgen, in eine schäumende Bewegung gesetzt wird; an anderen Orten sieht man gleichsam eine Wolke von Vögeln; die Bewegung nähert sich dem „Vaer"; der Häring ist angekommen, und man lärmt und schreit überall in seiner Freude darüber.

Hier fehlt nur die Anlage einer Stadt, sowie auch größeres Capital, um diese Industrie zum Nutzen der Nordländer zu entwickeln und dieselbe zu einer der reichsten Erwerbsquellen in Norwegen zu machen. **Dr. Fr.**

Aus allen Erdtheilen.

Fortschritt der australischen Colonie Queensland.

Diese Colonie bildete früher den nördlichen Theil von Neusüdwales, von welchem sie im Jahre 1860 abgetrennt wurde. Am 10. December 1870 feierte sie ihren „zehnten Geburtstag" und sie hat alle Ursache, mit Genugthuung auf ihren Fortschritt zu blicken. Der zu Brisbane, der Hauptstadt, erscheinende „Courier" zeigt, was binnen 120 Monaten erreicht worden ist.

Im Jahre 1860, sagt er, hatten wir 28,000 Einwohner, jetzt 110,000; die Zahl der Schulen ist von 41 mit 2000 Schülern auf mehr als 200 mit 13,000 angewachsen. Mehr als 2 Millionen Acres Land sind in Privatbesitz gekommen; mehr als 13,000 Acres werden mit Baumwolle und mehr als 5000 mit Zuckerrohr bepflanzt. Die Zahl der Schafe ist von 3 Millionen auf 9 Millionen, jene des Rindviehs von einer halben Million weit über eine Million gestiegen. Das Mineralreich giebt eine ungemeine Ausbeute an Gold, Silber, Kupfer, Kohlen ꝛc. Von Cloncurry an, das im fernen Nordwesten liegt, bis zur Südgrenze der Colonie ist rasch eine Entdeckung der andern gefolgt. Mehr als 200 Miles Eisenbahnen und über 2000 Miles Telegraphen sind im Betrieb; die Einfuhren sind von $\frac{1}{2}$ Million bis nahezu $2\frac{1}{4}$ Millionen Pfund Sterling gestiegen, die Einnahme von 178,000 auf 750,000 Pfund Sterling, und die Ausgaben belaufen sich ziemlich eben so hoch. Allerdings beträgt die öffentliche Schuld etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen, aber Queensland hat in Betreff seiner Finanzen auf den Geldmärkten einen guten Namen. Im Jahre 1868 wurden 1,800,000 Pfund Baumwolle ausgeführt, und 1869 hat sich der Export nahezu eben so hoch belaufen. Gympie ist noch immer die bedeutendste „Goldfelderstadt" im Lande. Die Goldwäschereien ergeben keine erhebliche Ausbeute, wohl aber die Quarzriffe. Einem amtlichen Berichte zufolge haben die Quarzstampfereien der Gympiefelder von 11,996 Tons Gestein 76,890 Unzen Gold gegeben. — Man wünscht Einwanderer, welche Capital mitbringen, weibliche Dienstboten, Feld- und Handarbeiter; alle anderen seien überflüssig. —

Wir wollen hier beifügen, daß die neueste Karte von Australien (Stieler's Handatlas Nro. 50 b), welche Dr. A. Petermann mit gewohnter kartographischer Meisterschaft bearbeitet hat, auch die Colonie Queensland ganz vortrefflich darstellt.

—rd— **Das tiefste Kohlenwerk in England.** Man wird sich erinnern, daß in den letzten Jahren, durch Armstrong angeregt, viel darüber gestritten wurde, wie bald die britischen Kohlenwerke erschöpft sein würden. Die Geologen bemerkten in Folge dessen, daß unter dem rothen Sandstein sich nach Kohlenlager ausdehnten, welche weit bedeutender seien, als jene, welche wir gegenwärtig bearbeiteten. Aber was sollte man mit den Kohlen in solcher Tiefe anfangen? Die Schwierigkeit, bis zu 900 oder 1400 Meter Tiefe zu gelangen, erschien unüberwindlich. Konnten Menschen dort unten noch leben? Welche Temperatur herrschte dort? Wird es sich lohnen, aus solchen Tiefen noch die Kohle zu Tage zu fördern? Annähernd wenigstens sind diese Fragen im Rose Bridge Kohlenwerk bei Wigan in Lancashire gelöst worden. Vor 14 Jahren teufte man dies Werk bis zum „Cannel-Flötz" in 548 Meter (1684 Pariser Fuß) ab. Dort unten herrschte eine Temperatur von 72 Grad Fahrenheit = 22° C. = 18° R. Im Jahre 1868 entschloß sich der Eigenthümer der Grube, diese noch weiter abzuteufen bis zum „Arley-Flötz", welches 200 Yards (183 Meter) tiefer lag. In der außerordentlich kurzen Zeit von 14 Monaten wurde das schwierige Werk vollendet, und das Rose Bridge Kohlenwerk zeigt nun die größte Tiefe (808 Yards = 739 Meter = 2274 Pariser Fuß) unter allen Bergwerken in England. Die Engländer schreiben: „sie sei die tiefste Mine der Welt". Dies ist jedoch nicht der Fall; wir kennen tiefere. So ist das tiefste aller Harzbergwerke, die Grube Samson bei Andreasberg, 2700 Fuß (hannov.) unter der Erdoberfläche. Die Kohle des Arley-Flötzes soll von vorzüglicher Qualität sein; die Temperatur, welche dort unten herrscht, beträgt $93\frac{1}{2}$ Grad Fahrenheit = 27° R. Die Einwirkungen dieser hohen Temperatur machen sich beim Abbau der Kohle sehr fühlbar.

—rd— **Neue Beiträge zur Zoologie von Tibet.** Das Thierreich Tibets ist noch sehr ungenügend bekannt; jetzt hat ein französischer Missionär, David, mehrere Bälge von Thieren und werthvolle zoologische Notizen an Alphons Milne Edwards in Paris übersandt, der darüber in der Akademiesitzung vom 14. Februar Bericht erstattete. Zwei bisher unbekannte Affen, die Milne Edwards Macacus thibetanus und M. Roxellana nennt, bewohnen die schon hoch gelegenen und ziemlich kalten Wälder im östlichen Tibet. Es sind vielleicht diejenigen unter allen Affen, die in der verticalen Verbreitung am höchsten gehen und mit dem abessinischen Gelada (Cercopithecus Gelada), der bekanntlich bis 10,000 Fuß Höhe vorkommt, hierin wetteifern. David hat auch einige neue Insectenfresser entdeckt, die zwei neuen Geschlechtern angehören. Sie stehen den Spitzmäusen am nächsten und sind Nectogale und Anourosorex benannt worden. Ein Maulwurf, Talpa longirostris, bildet eine neue Art; er ist der japanischen T. Moogura am nächsten verwandt. Das interessanteste aufgefundene Thier ist von David als Ursus melanoleucus bezeichnet worden. In der That gleicht dieses Thier der äußern Form nach sehr einem Bären, aber die osteologischen Kennzeichen und die Zähne verweisen es mehr zu den Waschbären. Es bildet gleichfalls ein neues Geschlecht, das Milne Edwards Ailuropoda nennt. Schließlich gesellt sich noch ein sehr schönes fliegendes Eichhörnchen zu diesen zoologischen Novitäten aus Tibet, das als Pteromys alborufus bezeichnet wird.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Streifzüge unter den Indianern des nordwestlichen Amerika.

II.

Fischerdörfer am Yukon. — Station Newikargut. — Teufelaustreiben. — Die Tanana-Indianer bei Nuklukayette. — Die große Stammgruppe der Thlinkith oder Koliuschen. — Die Stämme des Wolfes und des Raben. Totems. — Sitten, Gebräuche, Aberglauben, Industrie. — Der Mythus von Jeschl, dem Schöpfer aller Dinge. — Fluthsage.

Der Yukon ist in der That ein großartiger und gewaltiger Strom. Er ist bei Nulato, das mehr als einhundert deutsche Meilen landeinwärts liegt, eine Viertelmeile breit, und weiter aufwärts dehnt er sich an mehr als einer Stelle zu Seen aus, die mit unzähligen Inseln bedeckt sind. Im obern Laufe macht er viele Biegungen; der Eisgang findet gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Maimonates statt.

Auf der Stromfahrt nach Fort Yukon kam Whymper an mehreren Lagerplätzen der Indianer vorüber, und seinem Fahrzeuge schloß sich eine förmliche Flotte von Kähnen an, welche nach den Dörfern Nuklukayette und Newikargut ruderten. Diese Fahrzeuge bestehen aus einem festen Gezimmer von Weidenholz, sind mit Birkenrinde bedeckt und 8 bis 16 Fuß lang, je nachdem sie für eine Person oder für drei Männer dienen sollen. Die einzelnen Streifen der Birkenrinde sind vermittelst feiner Tannenwurzeln an einander befestigt; zum Kalfatern nimmt man Baumharz. Sobald die Indianer einen Leck bemerken, rudern sie ans Ufer, machen ein Feuer an, über welchem sie den Kahn hin und her wenden und ihn dann mit Harz bestreichen; von dem letztern haben sie stets Vorrath bei sich. Insgemein bedienen sie sich nur eines Schaufelruders. Ruder mit doppelten Schaufeln, welche bei den Grönländern im allgemeinen Gebrauche sind, kommen nur selten vor. Ausdauer im Rudern haben sie nicht; die Reisenden fanden, daß diese Indianer überhaupt nicht im Stande sind, längere Zeit eine Anstrengung auszuhalten.

Am 31. Mai erreichte Whymper das Fischerdorf Sacherteluten; bis zu diesem Punkte war Sagoskin gekommen. Oberhalb desselben bildet der Strom eine lange und breite Lagune; die Ufer sind steil, die Landschaft bietet einen wilden und großartigen Anblick dar. In dieser Gegend ist nur spärlich Wild vorhanden; die Reisenden erlegten in drei Tagen nur zwei Enten, einen Reiher und einen Biber. Die Indianer genießen in knappen Zeiten auch Marder, Falken, Eulen und Raben. Mit dem Fleische von diesen Thieren müssen sich die alten Leute begnügen; diese werden nicht schlecht behandelt, aber man überläßt sie sich selbst, und sie gehen dann in ihrer Hülflosigkeit bald zu Grunde.

Am 2. Juni trieb eine große Menge von Baumstämmen stromab, zumeist von der Schwarztanne, welche in dieser Gegend in großer Menge und bis zu einer beträchtlichen Höhe wächst. Schon in den ersten Tagen des Juni wurde die Hitze so drückend, daß man es vorzog, bei Nacht zu reisen. Bei dem Indianerdorfe an der Mündung des Newikargut hatten die Russen eine Station, auf welcher sie Handel trieben. Vor wenigen Tagen waren wohl anderthalb hundert Indianer angekommen, Alle in ihrem besten Putz und mit bemalten Gesichtern; der lederne Rock war mit Glas- und Porcellanperlen besetzt; ihre Pulverhörner, Messerscheiden



Sommerdorf der Indianer am Yukon.

und Gürtel waren sehr zierlich gearbeitet. Unsere Abbildung zeigt, wie solch ein zeitweiliges Sommerdorf der Indianer sich ausnimmt. Im Zelte oder dicht vor demselben wird ein Feuer unterhalten, denn die Mücken sind eine arge Plage.

Whymper sah, wie einem Brustkranken der Krankheitsteufel ausgetrieben wurde. Als der Docter oder Zauberer erschien, fing die versammelte Menge zu singen an, nur halblaut und in klagendem Tone. Nachdem der Doctor allerlei Hokuspokus gemacht, gelang es ihm, den bösen Geist zu vertreiben; dieser wollte indeß seine Beute nicht so leicht fahren lassen, kam wieder und nun balgte sich der Zauberer mit dem Unsichtbaren herum; er stellte sich, als wolle er ihn ins Feuer werfen. Aber der Geist bleibt Sieger, er fährt in den Doctor, welcher nun von ihm besessen ist und verzweifelt um sich schlägt und heult; der Schaum tritt ihm auf die Lippen, aber das Alles hindert ihn nicht, eine Art Recitativ zu singen, während gleichzeitig der Chor eine klagende Melodie hören läßt. Diese hört plötzlich auf, das Volk jubelt, denn der Kranke ist geheilt, der Teufel besiegt, der Doctor hat zu toben aufgehört. — Die Indianer jener Gegend sind in den Sommermonaten schlaff und sehen elend aus. Die Sache erklärt sich leicht. Sie wollen die gute Zeit gründlich ausnutzen und sich in ihrer Weise eine Güte thun. So wird immerfort geschmaust, getrunken, gegessen bis zum Uebermaß, und eine Festlichkeit jagt die andere. Das greift an, und in Folge ihrer Orgien kommen sie körperlich herunter.

In jenem Dorfe sah man in den Hütten allerlei Erzeugnisse der Industrie, z. B. hölzerne Brillen, die sehr nöthig sind, um das Auge vor dem Glitzern des Schnees und des großen Wasserspiegels zu schützen. Die Mütter verfertigen Puppen für ihre Kleinen und Kinderstühle aus Birkenrinde. Solch eine Nische ist hinten und an den Seiten nachgiebig; vorn ist ein Stück Holz angebracht, das zwischen den Beinen des Kindes steht, damit diese nicht krumm werden; der Sitz besteht aus Moos, und das Ganze ist so leicht, daß die Mutter den Stuhl sammt dem Kinde bequem auf dem Rücken tragen kann.



Tanana-Indianer am Yukon.

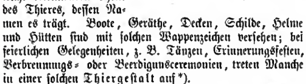
Oberhalb Newikargut beginnt das Gebiet der Tanana-Indianer; sie werden so nach dem gleichnamigen Flusse benannt, welcher sich bei dem Handelsposten Nuklukayette (dessen wir schon S. 114 erwähnten) in den Hauptstrom ergießt. Dieses Dorf ist etwa 80 starke Wegstunden von Nulato entfernt, und weiter aufwärts sind die russischen Handelsleute niemals gekommen. Sie waren nicht wenig erstaunt, als sie vor nun etwa sechs Jahren plötzlich einen Besuch vom Agenten der Hudsonsbai-Gesellschaft erhielten, die vom obern Strome, vom Fort Yukon her, eine Untersuchungs- und Speculationsfahrt unternommen hatten. In dem Dorfe sind während der Handelssaison alle Stämme der Co Yukons vertreten, insbesondere die Newikarguts; die Kotsch a Kutschins, welche in der Nähe des Fort Yukon wohnen, und die Tananas. Diese letzteren zeigen so recht voll und ganz den Typus des nordamerikanischen Indianers, der Rothhaut; unsere Abbildung giebt denselben ganz getreu wieder. Sie bemalen das Gesicht mit verschiedenen Farben; das lang herabhängende Haar wird mit Federn geschmückt; am Hinterkopfe sind Zitternadeln vermittelst eines Klumpens rothen Thones befestigt. Sie tragen einen kurzen Rock von Leder, Beinkleider von Rennthierfell; beide sind mit Franzen und Glasperlen verziert, und die Pulverbüchsen und die Gürtel sehr zierlich gearbeitet. Im Allgemeinen haben sie eine stolze Haltung.

Als die Reisenden ins Dorf einziehen wollten, mußten sie eine Art von Probe bestehen; die Indianer wollten wissen, ob die Fremdlinge auch ein starkes Herz hätten. Sie stürmten ihnen mit wildem Geschrei entgegen und schwangen ihre Waffen, als ob sie ein ernsthaftes Gefecht beginnen wollten; sie schossen auch ihre Gewehre ab. Die Sache war übrigens ganz harmlos und nichts weiter, als eine festliche Begrüßung. Die Salve wurde von den Reisenden erwiedert, und dann kam ein alter Häuptling, den sie schon in Nulato kennen gelernt hatten, um sie festlich zu begrüßen.

Die Umgegend von Nuklukayette ist ungemein reich an Wild, und nirgends kommen die Elennthiere (Musethiere) in so großer Menge vor als dort. Bis nach Nulato abwärts gehen sie nicht, auch weiter aufwärts am Strome sind sie selten; manche Exemplare werden bis zu sieben Centner schwer. Im Sommer haben sie in den Wäldern viel von den Mücken zu leiden, und es kommt häufig vor, daß sie in Folge der unerträglichen Stiche sich ins Wasser stürzen und nach den Inseln im Strome schwimmen.

Wir verlassen den Yukon und dessen Bewohner, um einen Blick auf jene Indianerfamilie zu werfen, welche den ganzen Küstenstrich vom St. Eliasberge bis gegen den Columbiastrom inne hat, also vom 60. bis 45. Grad nördlicher Breite. Die zu derselben gehörenden Stämme bezeichnen sich selber als Thlinkith, das heißt Mensch, und sie sind es, welche von den Russen als Koljuschen oder Koloschen bezeichnet werden. Das ehemals russische, nun amerikanische Gebiet reicht bis zum 55. Grade, bis an die Mündung des Flusses Naas, und es sind die auf dieser Strecke wohnenden, welche Holmberg beobachtet hat. Seit etwa einem Jahre sind die Amerikaner mit ihnen schon mehr als einmal in feindliche Berührung gekommen. Die Zahl aller Thlinkithen wurde 1840 von Weniaminow auf höchstens 25,000 geschätzt; davon entfielen etwa 6000 auf das russische Gebiet. Die Zahl wird sich seitdem wohl vermindert haben. Sie geben sich Benennungen nach den Orten, an welchen sie ihre Winterquartiere haben, und diese Namen sind schwer genug auszusprechen, z. B. Schitkhakhoan, Tschischlkhathkhoan, d. h. Bewohner von Sitka, und Tschisklhat. Russen und Europäer überhaupt werden von ihnen als Kusskhekhoan bezeichnet, die Nordamerikaner als Whaschtankoan.

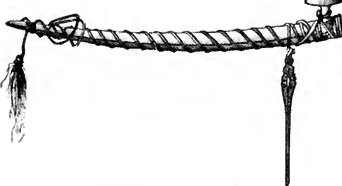
Die große Familie zerfällt in zwei Hauptstämme: in den Raben- und in den Wolfsstamm. Sie haben eine Sage von zwei Göttern, welche im Beginn der Zeiten durch übernatürliche Macht dem Menschengeschlechte das Gute verschafften, dessen es sich jetzt erfreut, und von diesen Göttern leiten sie sich ab. Jeschl war Urvater des Stammes der Raben, Khannkh jener der Wölfe. Beide theilen sich in verschiedene Geschlechter, Sippen, welche nach allerlei Thieren benannt werden. So haben die Verzweigungen des Rabenstammes ihre Benennungen von dem Frosche, der Gans, dem Seelöwen, der Eule und einer Lachsart; — jene des Wolfstammes vom Wolfe, Bären, Adler, dem Butzkopf-Delphine, dem Haifisch und der Lumme. Jede einzelne Sippe zerfällt wieder in Unterfamilien, von denen jede wieder einen besondern Namen führt. Jedes Geschlecht hat ein Schildwappen, d. h. es schmückt sich wenigstens mit einem leicht erkennbaren Theile des Thieres, dessen Namen es trägt. Boote, Geräthe, Decken, Schilde, Helme und Hütten sind mit solchen Wappenzeichen versehen; bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Tänzen, Erinnerungsfesten, Verbrennungs- oder Beerdigunsceremonien, treten Manche in einer solchen Thiergestalt auf*).



Schlitten der Indianer am Yukon.

Die Thlinkithen haben zwei Rangclassen. Die Adelswürde ist erblich in gewissen Familien, die vom gemeinen Volke getrennt sind, deren Ansehen aber nur vom Reichthum abhängt, d. h. von der Anzahl ihrer Sklaven. Diese sind ursprünglich Kriegsgefangene und stammen oftmals aus fernen Gegenden, selbst aus Oregon.

Holmberg sagt, daß man die Thlinkithen der uramerikanischen Race anzureihen habe; auch sind sie, ihren eigenen Ueberlieferungen zufolge, aus dem Innern des Festlandes bis an die Küste und auf die Inseln gewandert. Aber Wrangel's Hypothese, daß sie „vielleicht Abkömmlinge der Ureinwohner Mexicos" (— als welche Wrangel die Azteken hinstellt!! —) seien, erscheint mir geradezu luftig. Wrangel weiß für eine solche Annahme weiter nichts geltend zu machen, als „eine gewisse Aehnlichkeit in den Lauten zwischen einigen Thlinkithwörtern und — mexicanischen Ortsnamen"! Es ist wirklich Zeit, daß der Unfug, welchen man so lange mit den „Azteken" getrieben, endlich einmal aufhöre.



Tabackspfeife der Indianer am Yukon.

Der Koliusche — wir wollen diese Bezeichnung gebrauchen — hat struppiges, schwarzes Haar, kleine, dunkle Augenbrauen, mehr als gewöhnlich große, sehr lebhafte schwarze Augen, hervorstehende Backenknochen und dicke und volle Lippen; bei den Frauen werden diese mit Knochen oder mit Holztrögen geschmückt; die Männer durchbohren den Nasenknorpel; die Ohren werden oft rund herum durchlöchert. Die Hautfarbe ist etwas dunkel, der Wuchs von Mittelgröße; die Männer haben einen stolzen, geraden Gang.

Bevor die Russen ins Land kamen, bestand die Bekleidung dieser Indianer aus zusammengenäheten Fellen, und bei Festlichkeiten aus Decken, welche sie aus dem Haare der wilden Ziegen verfertigten. Dieses wollartige Haar bildet noch jetzt einen Handelsartikel unter den Indianern bis weit nach Süden hin. Die Koliuschen verstanden es seit langer Zeit, dieselbe schwarz und gelb zu färben. Sie bedienen sich dazu der Kohlen und einer Moosart, welche sie Sfechoni nennen. „Diese Decken, mit denen sie sich noch jetzt bei Festlichkeiten schmücken, legen mit den darauf angebrachten Figuren und Familiengemälden einen wahrhaft erstaunlichen Beweis ihrer Kunstfertigkeit und ihres Fleißes ab. Allmälig hat der Luxus in Kleidungsstücken bedeutende Fortschritte gemacht, und um sich Waaren zu verschaffen, die er jetzt nicht mehr entbehren mag, hat der Koliusche sich auf den Handel gelegt. Mit Waaren, welche er gegen Fische, Holz und Felle von den Weißen eintauscht, unternimmt er weite Reisen, um Pelzwaaren aus dem Innern zu holen; diese bringt er dann an die Küste. Beinkleider werden selten getragen, und Männer wie Frauen gehen, trotz des rauhen und feuchten Klimas, barfuß. Die Mokassins, welche von ihnen in Sitka feilgeboten werden, sind von den Völkern im Innern verfertigt worden und gehen im Handel von Hand zu Hand.

Beide Geschlechter bemalen das Gesicht, welches dadurch ein abscheuliches Ansehen erhält; schwarz und zinnoberroth sind die beliebtesten Farben, die man mit Seehundsthran einreibt, so daß das ganze Gesicht damit bedeckt ist. Dann wird an einigen Stellen die Farbe vermittelst eines Stäbchens abgekratzt, damit Figuren entstehen. Zum Abwaschen der Farbe bedienen sie sich ihres Urins.

*) Wir finden also eine Analogie zwischen diesen nordwestlichen Amerikanern und jenen im Nordosten. Auch bei diesen letzteren sind die Familien- und Stammverhältnisse von hervorragender Bedeutung. Jeder Stamm theilt sich in eine Anzahl von Sippen, deren jede ihren besondern Namen und ihr besonderes Sinnbild hat. Dieses Symbol wird einem Thier entlehnt; bei den Algonkinern bezeichnet man dasselbe als Totem und auch bei den Irokesen kommt es vor. Bei den ersteren bezeichnet es nur Blutsverwandtschaft und Familienbande, bei den letzteren dagegen wurde die Sippe zur eigentlichen Unterlage der politischen und Stammesverbrüderung, und noch heute dauert dieses Verhältniß in ungeschwächter Kraft fort. Die Senekas z. B., welche um 1850 noch etwa 2400 Köpfe stark waren, theilen sich in acht Sippen oder Clans, welche je den Wolf, den Bär, die Schildkröte, den Hirsch, Biber, Falken, Kranich und Regenpfeifer als Totem haben. Diese Sippen betrachten sich als untereinander verbrüdert. Ehen unter Angehörigen desselben Totems sind verboten; jeder muß in einen Clan heirathen, der einen andern Totem hat. — Dieses Sippen- oder Totemverhältniß ist echt uramerikanisch; in Asien kommt es nicht vor; es liegt auch in ihm ein Beweis für die unbedingte Ureigenthümlichkeit des braunen Mannes und gegen die Einwanderungsphantasien. (Karl Andree, Nordamerika. S. 265.)

Die Mode ist auch bei den Koliuschen allgewaltig und verlangt, daß der Mann, um bei den Weibern in Gunst zu stehen, sich den Nasenknorpel durchbohre. Man nimmt die Operation schon mit den Kindern vor; ein in der Nase bis über den Mund herabhängender Silberring gilt für eine ganz besondere Zierde. In den Ohrläppchen trägt man Muscheln, Haifischzähne und dergleichen; außerdem findet man bei Manchen den ganzen äußern Rand des Ohres mit kleinen Löchern besetzt, und durch diese werden kleine Federn und rothe Wollfäden gezogen. Die Anzahl solcher Löcher im Ohre bestimmt das Ansehen eines Mannes; jedes Loch deutet auf eine von ihm ausgeführte Großthat. Beim Mädchen wird, sobald die ersten Spuren der Mannbarkeit sich zeigen, die Unterlippe durchstochen und in die Oeffnung eine Knochenspitze oder ein Silberstift gethan. Dieser wird bis zur Verheirathung getragen; dann preßt man einen größern Schmuck von Holz oder Knochen hinein, welcher nach der Zahnseite hin etwas ausgehöhlt ist, und der mit den Jahren vergrößert wird, so daß er bei alten Frauen oft zwei Zoll breit ist. Alle Koliuschen ziehen weißes Metall dem gelben, Silber dem Golde vor.


Dolchmesser der Indianer am Yukon.

Diese Küstennomaden haben nur im Winter einen festen Wohnplatz; im Sommer streifen sie umher und sammeln Vorräthe für die rauhe Jahreszeit ein. Wurzeln und Beeren gehören nur zu den Leckerbissen des Sommers; die Hauptnahrung wird von dem Meere geliefert, das ungemein reich an Fischen und Muscheln ist. Der Rogen, welchen die Häringe in großer Menge an den Fucusarten absetzen, wird mit diesem Seegewächse und oft auch mit Zuthat verschiedener Muscheln, theils gleich roh, theils getrocknet verzehrt; in letzterm Falle bewahrt man diese Speise in hölzernen Kästen auf und läßt sie in Fäulniß übergehen, weil sie dann erst eine rechte Delicatesse bilde. Aus dem Rogen preßt man auch ein Oel, das nebst dem Seehundsthrane sehr beliebt ist. Die Fische werden jetzt in eisernen Kesseln gekocht; früher bediente man sich dazu der aus Wurzeln geflochtenen Körbe, welche so dicht sind, daß sie keine Feuchtigkeit durchlassen. Man füllt ihn mit kaltem Wasser an und wirft glühende Steine hinein. Der Fisch wird nicht in der Sonne getrocknet, sondern geräuchert. Seehund, Fluß- und Meerotter liefern Felle und Fleisch, und der Thran gilt als eine unentbehrliche Zuthat jeder Speise. Aber das Fleisch des Walfisches bleibt unberührt; es wird, man weiß nicht aus welchem Grunde, geradzu verabscheut.


Schneebrille der Indianer.

Die Winterhütte in den 16 Winteransiedelungen der Koliuschen ist oft mit großer Sorgfalt gebaut und dient im Nothfall als Festung. Der Eingang zum Hausviereck ist ziemlich hoch über der Erde, und die Thür besteht aus einem kleinen runden Loche, welches mit der großen viereckigen Oeffnung im Dache als Fenster dient. Auf dem Herde wird Tag und Nacht Feuer unterhalten; bei Tage sitzt, bei Nacht liegt die Familie um dasselbe herum. — In der Zeit, da die Koliuschen den Gebrauch des Eisens gar nicht kannten und jede Holzarbeit mit steinernen Werkzeugen ausführen mußten, zimmerten sie Fahrzeuge, „die unsere Bewunderung auf das Höchste steigern". Ihre Form ist lieblich, die Arbeit fein und das Ganze wird aus einem Stamme der Douglassichte hergestellt, welchen man zuerst in der Form eines Troges aushöhlt, dann mit Wasser füllt und dieses vermittelst heißer Steine zum Kochen bringt. So wird das Holz allmälig aufgeweicht und biegsam gemacht, und man kann dem Stamme jede beliebige Gestalt geben. Alle Kähne sind lang, schmal und an beiden Enden hoch zugespitzt; Kriegsfahrzeuge können bis zu 40 und 50 Mann fassen; alle Kähne werden mit bunten Figuren bemalt, mit welchen auch die Ruderstangen verziert sind.

Während die Koliuschen das Eisen nicht kannten, schmiedeten sie doch Kupfer, welches sie auf dem Wege des Handels vom Kupferflusse, dem Athna, erhielten. Diese Schmiedekunst soll von einer Frau in Tschischlkath erfunden worden sein, und es wurde ihr deshalb eine fast göttliche Verehrung zu Theil. Die Kunst wird noch heute als Geheimniß einiger Familien betrachtet. Jetzt verfertigt man Dolche und Wurfspieße aus Eisen. Das Dolchmesser hat, wie es scheint, Aehnlichkeit mit jenem der Indianer am Yukon, von welchem wir eine Abbildung geben. Es ist breit, hat zwei geschliffene Blätter auf jeder Seite des Griffes, das obere jedoch nur ein Viertel von der Länge des untern. Der Griff ist mit Leder umgürtet, welches oft in einen langen Riemen ausläuft, der beim Zweikampf um die Hand gebunden wird. Der Dolch ist der treueste Begleiter des Thlinkithen; er hat ihn stets unter seiner Kleiderdecke versteckt.

Die Koliuschen verfertigen Tabackspfeifen, welche auch verschiedene Figuren darstellen, Schalen und allerlei Schmucksachen aus dunkelm Thonschiefer. In Bezug auf die künstliche Arbeit an den Pfeifen stehen sie weit über anderen wilden Völkern Nordamerikas. Pfeil und Bogen sind jetzt sogar aus dem Gedächtnisse verschwunden, und man trifft nicht einmal mehr Ueberbleibsel dieser einstigen Jagdgeräthschaften; man hat nur das Feuergewehr im Gebrauch, und in Folge davon sind die Seeottern fast verschwunden. In Bezug auf die jagdbaren Thiere herrscht allerlei Aberglaube. Es kommt schlechtes Wetter, wenn ein Albatroß geschossen wird; der Bär wird nur im äußersten Nothfalle geschossen, weil man ihn für einen Menschen hält, welcher Thiergestalt angenommen habe. Die Sage erzählt, daß eine Häuptlingstochter in den Wald ging, um Beeren zu pflücken. Sie fand dort Spuren von einem Bären und machte sich darüber lustig. Das aber bekam ihr schlecht; sie verirrte sich und gerieth in ein Bärenloch, wo sie gezwungen wurde, sich mit dem Herrn des Waldes zu vermählen und selbst die Gestalt einer Bärin anzunehmen. Aber der Herr Bär und seine Bärenjungen wurden von den

Koliuschen getödtet; die Frau indeß nahm wieder Menschengestalt an und erzählte, was vorgefallen sei. Deshalb loben und preisen noch jetzt die Frauen den Bären, wenn sie die Spuren seiner Tatzen irgendwo erblicken; sie sind dann sicher, daß er sie nicht in den Wald entführe.

Es ist weiter oben in der Anmerkung gesagt worden, daß bei den Algonkinern und Irokesen Niemand in seine eigene Sippe hineinheirathen darf. Dasselbe ist bei den Thlinkithen der Fall. Einer vom Rabenstamme muß eine Frau aus dem Wolfsstamme nehmen und umgekehrt. Vielweiberei ist bei den Wohlhabenderen ganz allgemein, und Weniaminow kannte einen Häuptling am Naas, der nicht weniger als 40 Frauen hatte. Die Vermittelung der Ehe wird durch Freiwerber besorgt; bei der Hochzeit findet Tanz und Gesang statt, aber die Neuvermählten müssen erst zwei Tage lang fasten, an den zwei folgenden Tagen erhalten sie nur so viel zu essen, daß sie nicht verhungern; das gilt für nöthig, damit sie glücklich leben. Sie dürfen nun allerdings in derselben Hütte wohnen, die Ehe jedoch erst nach Ablauf eines Monates vollziehen. Ein Mann, der mit der Frau nicht zufrieden ist, schickt sie einfach in ihre Heimath zurück und giebt ihr die Aussteuer wieder, während sie die Geschenke behält, welche er ihr als Bräutigam gemacht hat; er bekommt aber diese wieder, wenn sie eine Untreue begangen hat. Die Kinder bleiben allemal bei der Mutter. Uebrigens werden, ähnlich wie bei den Konjagen auf der Insel Kadjak, Nebenmänner, gewissermaßen gesetzliche Liebhaber, Cicisbei, von den Weibern gehalten. Eine Wittwe muß vom Bruder oder Schwestersohn des Verstorbenen geheirathet werden. Wer eine Frau verführt hat, muß dem Manne, wie bei den Engländern, Buße zahlen; ist er aber ein Familienverwandter, so ist er gezwungen, in das Amt eines Nebenmannes zu treten und muß die Hälfte zum Unterhalte der Frau beitragen.

Die Frauen haben ein schlimmes Loos; in Folge von Aberglauben und alter Sitte werden sie ganz unbarmherzig behandelt. Beim Herannahen der Niederkunft überläßt man sie hülflos ihrem Schicksal; sobald sie geboren hat, sperrt man sie, weil sie für ein unreines Wesen gilt, zehn Tage lang in eine Jurte ein. Als Holmberg zu Ende des December 1850 von Sitka nach Californien segeln wollte, und des schlechten Wetters wegen einige Tage vor dem Thlinkithendorfe vor Anker lag, hörte er vom Waldhügel her lautes Wehgeschrei. Es rührte von Frauen her, die im Walde ihre Niederkunft abwarten mußten, und denen Niemand nahe kommen durfte, weil sie unrein seien. „Also von den Ihrigen aufgegeben, lagen sie da im strengen Winter bei Regen, Sturm und Kälte, ohne daß sie durch ihr Jammergeschrei irgend ein Herz zum Mitleid erweichen konnten.“

Das Kind wird in Felle gewickelt und auf ein Brett gebunden, welches die Mutter stets mit sich führt. Bis zum dreißigsten Monate bekommt es die Brust, aber nach Ablauf von zwölf Monaten auch schon Speck vom Seehunde. Sobald es gehen kann, wird es tagtäglich, auch im Winter, im Meerwasser gebadet. Eine Jungfrau wird bei Eintritt der Mannbarkeit in eine dunkle Hütte gesperrt, und man setzt ihr noch einen Hut mit sehr breiten Krämpen auf, damit ihre unreinen Blicke sich nicht nach oben wenden können; Speise und Trank werden ihr von der Mutter oder einer Sklavin zugetragen. Auf andere Bedürfnisse wird gar keine Rücksicht genommen, und diese Haft soll eigentlich ein volles Jahr dauern! Erst in neuerer Zeit und in der Nähe von Sitka ist sie auf sechs oder auch nur drei Monate abgekürzt worden. Sobald diese schwere Zeit ein Ende hat, bekommt die Jungfrau neue Kleider, und die Sklavin, welche ihr die Speisen gebracht, erhält die Freiheit.

Dem getödteten Feinde zieht man die Schädelhaut ab, und der Skalp ist Trophäe, die bei Festlichkeiten als Beinschmuck dient. Streitigkeiten zwischen verschiedenen Familien werden durch einen Zweikampf mit dem Dolche ausgemacht; dabei singen die Anwesenden. Beim Friedensschlusse tauscht man Geiseln aus, welche einige Tage nur mit der linken Hand essen dürfen, denn mit der rechten haben sie ihre Waffen getragen. Die Leichen werden verbrannt, mit Ausnahme jener der Zauberer, welche man in Särge legt; diese stehen auf Pfählen; die Leiche eines Sklaven wird ohne Weiteres ins Meer geworfen. Ein solcher genießt keinerlei Rechte, er darf nichts besitzen oder erwerben, und selten wird ihm erlaubt, zu heirathen. Aber nach seiner Freilassung erhält er die Rechte eines Mannes aus dem Volke.

Nicht ohne Interesse sind die Mythen dieser Barbaren. Wir haben schon oben angedeutet, daß Jeschl für den Schöpfer aller Wesen und Dinge gilt; Erde, Menschen und Gewächse sind sein Werk; er hat auch Sonne, Mond und Sterne an ihren Platz gestellt. Die Menschen liebt er wohl, aber er schickt ihnen doch Unglück und Krankheiten. Er war schon da, bevor er noch geboren wurde; er wird nicht älter, stirbt auch niemals. Die Koliuschen erhalten Kunde von ihm durch den Ostwind, denn an der Stelle, von woher dieser kommt, wohnt er. Er hat einen Sohn, dessen Mutter und Geburt Niemand kennt; dieser aber liebt die Menschen sehr und wendet von ihnen nicht selten durch seine Fürbitten den Zorn des Vaters ab; er verschafft ihnen auch ihre Speisen.

Das Volk sagt: „So wie Jeschl lebte und handelte, so leben und handeln auch wir.“ Es gab eine Zeit, da war die Welt noch nicht, aber die Menschen waren doch da, wohnten jedoch im Dunkeln. Ein Mann hatte eine Frau und eine Schwester; die erstere liebte er sehr; sie durfte gar nicht arbeiten. Wenn sie vor der Hütte saß, hatte sie zum Zeitvertreib acht rothe kleine Vögel (Kun; sie kommen zumeist in Californien vor) um sich. Sobald nun die Frau auch nur ein Wort mit einem andern Manne wechselte, dann flogen die Vögel fort und erzählten es dem Gemahl, der sehr eifersüchtig war. Wenn er in den Wald ging, um Kähne zu bauen, sperrte er die Frau in einen Kasten. Seine Schwester hatte mehrere Söhne, welche alle von dem eifersüchtigen Oheim getödtet wurden. Er nahm sie mit auf den Fischfang und warf dann das Boot um. Die Mutter ging an den Strand und weinte. Da schwammen viele Delphine oder Walfische vorüber; einer derselben hielt an und ließ sich in ein Gespräch mit der Mutter ein. Er gab ihr den Rath, ins Wasser zu gehen, dort einen kleinen Stein zu nehmen, ihn zu verschlucken und nachher Meerwasser zu trinken. Nachdem sie das gethan, gebar sie, als acht Monate verflossen waren, einen Sohn, und der war Jeschl.

Schon als Knabe war er ein so gewandter Bogenschütz, daß seine Mutter sich aus den Kolibribälgen, welche er erbeutet hatte, einen Mantel nähen konnte, der schön aussah. Einst tödtete er einen Kranich; diesem zog er die Haut ab und zog dieselbe an, denn es wandelte ihm die Lust zum Fliegen an. Er stieg so hoch in die Lüfte, daß er mit dem Schnabel in die Wolken gerieth und dort hängen blieb. Nur mit Mühe machte er sich los, flog in seine Hütte zurück und versteckte dort die Haut des Kranichs.

Als er erwachsen war, beschloß er, Rache an seinem grausamen Oheim zu nehmen. Während dieser, im Walde beschäftigt, ihn nicht sehen konnte, öffnete er den Kasten, in welchem derselbe seine Frau verschlossen hatte, und nun flogen die rothen Vögel fort, um zu erzählen, was geschehen sei. Der Oheim kommt, setzt sich mit Jeschl in ein Boot, rudert ihn an eine Stelle hin, wo sich viele Seeungeheuer aufhalten, und wirft ihn ins Wasser. Aber Jeschel konnte auf den Wellen gehen und stellte sich ganz ruhig wieder am Lande

ein. Da rief der Oheim, welcher wohl sah, daß er sich mit gewöhnlichen Mitteln seines Neffens nicht werde entledigen können: „Es werde eine Fluth!“ Da trat das Meer über die Ufer und wurde immer höher und höher. Was that nun Jeschl? Er kleidete sich wieder in die Haut des Kranichs, stieg bis zu den Wolken empor und blieb dort mit dem Schnabel so lange hängen, bis die Fluth, welche so hoch gestiegen war, daß sie alle Berge bedeckte und selbst seine Flügel berührte, wieder zurückwich. Als er sich herabließ, fiel er auf eine mit Seekräutern bewachsene Stelle, von wo ihn dann ein Seeotter ans Land brachte. Eine andere Ueberlieferung läßt ihn auf die Charlotteninsel herabfallen, wo er ein Stück von der Douglasfichte in den Schnabel nahm, und wo er unterwegs etwas von dem Holze zur Erde fallen ließ. Dort wächst der Baum, aus welchem, wie schon früher erwähnt wurde, der Koliusche seine Kähne verfertigt.

Seitdem zog Jeschl in der Welt umher und erlebte sehr viele seltsame Abenteuer, so viele, „daß ein Mensch sie gar nicht alle wissen kann.“ Er konnte Menschen vom Tode erwecken, indem er mit einem Haar ihre Nasen kitzelte. Sehr verdient um die Menschen machte er sich aber insbesondere dadurch, daß er das Licht an seinen Platz stellte. Zu jener Zeit leuchteten Sonne, Mond und Sterne noch nicht, sondern lagen bei einem reichen und mächtigen Häuptling in drei Kisten verwahrt, zu welchen Niemand gelangen konnte. Dieser Häuptling hatte eine Tochter, welche er sehr liebte; sie durfte nichts essen oder trinken, was nicht zuvor der Vater besehen hatte. Nun faßte Jeschl den Entschluß, sich von dieser Tochter aufs Neue gebähren zu lassen. Er konnte jede beliebige Gestalt annehmen und verwandelte sich in einen kleinen Grashalm. Als solcher warf er sich in das Geschirr, aus welchem das Mädchen zu trinken pflegte, und als sie trank, hüpfte Jeschl in ihren Schlund; sie verschluckte ihn, und als die Zeit gekommen war, wurde sie von einer alten Frau im Walde auf das Moos gelegt und gebar einen Knaben. Niemand ahnte, daß Jeschl dieser Sohn sei. Der Großvater freute sich sehr, daß er nun einen Enkel hatte. Das Kind aber weinte sehr und ließ sich gar nicht beruhigen; es zeigte immer nur nach der Stelle, wo die Kisten mit den Himmelslichtern hingen. Endlich gab der Alte ihm einen Kasten und nun weinte der Knabe nicht mehr, er spielte mit demselben, zog ihn aus der Hütte, öffnete den Deckel und — sofort waren helle Sterne am Himmel. Zur Erlangung des zweiten Kastens, aus welchem er den Mond befreite, bediente er sich einer ähnlichen List; den dritten bekam er jedoch erst, als er lange liebe Zeit geschrien und sich sterbenskrank gestellt hatte, und nur unter der Bedingung, daß er den Deckel nicht öffne. Als er ihn aber außerhalb der Hütte vor sich hatte, verwandelte er sich in einen Raben und flog mit seinem Schatze davon. Bald schien nun auch die Sonne am Himmel. Die Menschen aber, die jetzt helles Tageslicht hatten, liefen theils auf die Berge, theils in den Wald oder auch ins Wasser und verwandelten sich, je nach ihrem Aufenthaltsorte, in verschiedene Thiere.

Jeschl ist aber nicht nur Noah und Proteus, sondern auch Prometheus. Die Menschen hatten noch kein Feuer; dieses befand sich auf einer weit entfernt liegenden Insel im Meere. Jeschl flog in der Kranichhaut dorthin und nahm ein unausgebranntes Stück Holz in seinen Schnabel. So schnell er auch zurückeilte, war doch der Weg so lang, daß ihm sogar ein Theil des Schnabels abbrannte. Am Ufer warf er die glühenden Kohlen zur Erde, und die zerstreuten Funken fielen in Steine und Holz. Deshalb tragen noch jetzt diese beiden Feuer in sich; denn aus den Steinen schlägt man Funken mit dem Stahl, und wenn man Holz aneinander reibt, erzielt man Feuer.

Auch süßes Wasser gab er den Menschen. Dasselbe war nur allein auf einer kleinen Insel östlich von Sitka in einem Brunnen. Auf diesem lag stets ein ewiger Wächter, Namens Khanukh, der Stammvater der Wolfssippe. Jeschl aber verstand es, ihn zu überlisten. Er nahm seinen Mund voll Wasser und ließ im Fluge da und dort einen Tropfen fallen. Wo das geschah, da sind heute Quellen und Bäche; wohin ein großer Tropfen fiel, entstand ein großer Strom oder ein See.

Jener Khanukh ist eine geheimnißvolle Person ohne Anfang und Ende, der in Allem, was sich auf das Wasser bezieht, eine große Rolle spielt. Jeschl hatte mit ihm viel zu schaffen. Beide begegneten einander einst auf dem Meere, und jener fragt: „Wie lange lebst Du schon in der Welt?“ Jeschl antwortet, er sei schon dagewesen, als die Erde noch nicht an ihrem Platze war. Auf Jeschl's Frage, welche gleichartig lautete, entgegnete Khanukh: „Ich bin seit der Zeit auf der Welt, als von unten die Leber herauskam.“ — „Ja, dann bist Du älter als ich,“ sprach Jeschl. Da zog Khanukh seinen Hut vom Kopfe, und sofort entstand ein dichter Nebel, in welchem jener nichts ausrichten konnte. Er fing, was er überhaupt oft und gern gethan zu haben scheint, entsetzlich zu heulen und zu weinen an; da setzte sich Khanukh den Hut wieder auf, der Nebel verging, und nun rief Jeschl aus: „Du bist mächtiger als ich!“

Ein Blick auf Centralasien.

Rivalität zwischen Russen und Engländern*).

Von **Hermann Vambery.**

I.

Man sollte kaum meinen, daß es in der europäischen gebildeten Welt noch Leser gebe, denen die interessanten Vorfälle in Mittelasien, welche zwei Machtkolosse aus dem europäischen Staatenleben in Rivalität einander gegenüber gestellt haben, gleichgültig scheinen würden. Daß es zwischen zwei Kämpfern, die auf einem und demselben Felde das Spiel des Ehrgeizes betreiben, zu einem Zusammenstoß kommen wird und kommen muß, das hätte man wahrlich auch schon von vornherein beurtheilen können, namentlich von dem Augenblicke an, wo der Plan Peters des Großen, in Europa

*) Nur ein würdiger Tribut der Gerechtigkeit ist es, wenn wir bei Besprechung dieser Frage des Umstandes erwähnen, daß es eben der gelehrte Redacteur dieser Zeitschrift war, der zuerst die Aufmerksamkeit der deutschen Leserwelt auf die Rivalität zwischen Rußland und England in Centralasien hinlenkte. Herr Dr. Karl Andree hat in seinen „Geographischen Wanderungen“ Theil II. in einem Aufsatze: „Die Russen und die Engländer in Innerasien“ schon 1856 mit politischer Scharfsicht die erst in der Neuzeit stattgefundenen Begebenheiten vorausgesagt, und da er dies zu einer Zeit gethan, als selbst M'Neil, die damalige einzige Autorität auf diesem Felde, nur noch sehr vage Aeußerungen kund gab, so muß die Palme der Priorität von den späteren Besprechern ihm unbedingt zuerkannt werden.
Vambery.

nur deshalb fußen zu wollen, um sich in Asien desto kräftiger ausbreiten zu können, einerseits, und das immer zunehmende Vordringen der britischen Flagge von Centralindien aus gegen den Norden zu andererseits ersichtlich geworden ist.

Wohl ist Asien groß, aber ein orientalisches Sprüchwort sagt: Zehn Derwische haben Raum auf einem Teppiche, aber nicht zwei Könige in einem Lande. Und trotzdem daß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts Sind, das Pendschab, ganz Afghanistan und Bedachschan, die drei turkestanischen Chanate und die große kirgisische Steppe zwischen den Gebieten des britischen Leoparden und des nordischen Bären lagen, hat es dennoch schon damals auch Leute gegeben, die ein genug feines Ohr hatten, um zu vernehmen, wie das „moskowitische Unthier" gegen seinen britischen Gefährten zu brummen begann. Ja diese Entdeckung bestätigte sich vollends, als der korsische Welterschütterer, um seinem Erzfeind jenseits des Canales eine gewaltige Schlappe beizubringen, auf die Idee kam, mit Hülfe und Mitwirkung seines nordischen Alliirten dem britischen Leoparden am Ganges die schöne und kostbare Beute zu entreißen. Napoleon, noch als Consul, wollte mit 35,000 Franzosen von Ulm aus die Donau entlang auf dem Schwarzen Meere im Hafen von Taganrog landen, um sich daselbst mit ebenso vielen Russen und noch 50,000 Kosacken zu vereinigen und nachdem diese Armee zu Lande nach Astrachan expedirt worden wäre, von da aus auf dem Kaspischen Meere nach Astrabad und über Herat, Ferrah, Kandahar durch den Bolan-Paß in Indien einzufallen. Wie leicht erdenklich ist, war dieser Plan, wie auch der spätere, als Napoleon schon Kaiser war und soweit ging, daß Paul der Erste bewogen wurde, dem Kosacken-Hetmann, Graf Orloff Denisoff, zum Marsche nach Indien den Befehl zu ertheilen, nichts als eitel Wind und leeres Vorhaben. Jene Gegenden Asiens waren damals viel zu wenig gekannt, um dem Kaiser der Franzosen zu beweisen, daß er auf dem Gaule der Phantasie herumreite, und es ist nur zu bewundern, wie Rußland, wo der Untergang des Fürsten Bekewitsch auf den Steppen Chahrezms zum Sprüchworte geworden ist, im Vorhinein auf das Abenteuerliche des Vorhabens eingehen, ja sogar dasselbe noch unterstützen konnte. Die Vollstrecker des Testamentes Peters des Großen dachten hierdurch einen Vorsprung zu gewinnen; anstatt dem großen Kaiser als Affenpfote zu dienen, wollten die russischen Politiker eben das Entgegengesetzte bewerkstelligen. Wie bekannt, hat der Plan scheitern müssen; doch fühlte sich Rußland nicht im Mindesten eingeschüchtert, sondern fuhr vielmehr in seiner Politik ununterbrochen fort, einer Politik, welche sich nicht durch französische Luftsprünge, sondern durch Ausdauer und den eisernen Charakter des Nordbewohners kennzeichnet.

Um in Mittelasien prosperiren zu können, mußte die russische Diplomatie sich entweder der Freundschaft Persiens versichern, oder mit der Kraft ihrer Waffen jenseits des Kaukasus, am Araxes und am Kaspischen Meer eine solche Stellung verschaffen, die ihr das erfolgreiche Vordringen in Centralasien ermöglichen würde. Der Plan war gut ausgedacht, der Kampf war ein nicht unbedeutender, denn obwohl sich Europa in Ermangelung von Telegraphenlinien und Dampfschiffen in die persisch-russischen Differenzen nur wenig einmischen konnte, und vielleicht auch nicht wollte, so war es doch nur erst im Jahre 1826, daß im Friedensvertrage von Gulistan jenes Piedestal errichtet wurde, auf welchem die Macht des russischen Doppelaars mit unumschränkten Blicken nach dem Südosten Asiens umherzuschweifen begann. Der Schehinschah Iran's tauschte mit seinem „Bruder" an der Newa die innigsten Freundschaftsversicherungen aus, ja er ersuchte ihn auch, data occasione auf sein Conto dem Chan von Chiva, in dessen Staate Tausende von Persern als Sklaven verkauft werden, eine kleine Lection beizubringen. Und da Allah-Kuli Chan, der damalige Herrscher in Chahrezm, auf einem glücklichen Raubzuge sich auch mehrerer russischer Unterthanen bemächtigte, die dann cursu currente auf dem Sklavenmarkte abgesetzt wurden, so fand sich Nikolaus durch Herrscherpflicht und Gefälligkeitsgefühle gezwungen, zur Befreiung dieser in den Fesseln schmachtenden Russen und Perser unter der Leitung des Generals Peroffski eine Armee nach Chiva zu senden. Die Expedition hatte, wie bekannt, einen unglücklichen Ausgang; anstatt Russen von den Banden zu befreien, wurden noch einige Hundert aufs Neue in die Chivaer Fesseln geschlagen, und nur Wenige, die von Hunger, Frost und Turkomanensäbeln verschont blieben, konnten nach Rußland zurückkehren.

Von diesem militärischen Putsch angefangen datirt eigentlich das Erwachen der Rivalität zwischen Rußland und England in Asien. Während die britischen Staatsmänner, von ihren moskowitischen Collegen zu allen Zeiten überlistet und in Nachtheil gesetzt, unklug genug waren, früher, ich meine während der persisch-russischen Kriege, immer den Plänen von St. Petersburg unter die Arme zu greifen, ja sie auch wesentlich zu befördern, hatte sie die Expedition Peroffski's auf einmal in panischen Schrecken versetzt, ja sie erblickten in Rußland schon jenen Feind, der vom Kaspischen Meere aus mit gestreckten Zügeln auf Indien loseilen wolle. Hierzu kamen natürlich die Umtriebe und die großsprechenden Pläne Mehemmed Schah's, oder besser gesagt, seines verrückten Vezirs auf Herat, eine Stadt, welche man, als zu Chorasan gehörig, in den Verband der Länder des „iranischen Reiches" (?) einverleiben wollte.

Diese Pläne lasteten gleich einem Alpdrücken auf dem Busen der englischen Diplomaten; sie sahen, und das nicht ganz mit Unrecht, wie Rußland den Schah und seine Eroberungslust unterstützte, ja wie der Repräsentant des Czaren sich an die Belagerung des festen Ortes am Heri persönlich betheiligte. Die Combination, daß die Herren in Petersburg die Flagge mit der Sonne und dem Löwen auch schon deshalb auf den Zinnen Herats aufgepflanzt haben wollen, um bei einem beabsichtigten Einfalle in Indien hier unter dem Schutze iranischer Freundschaft eine Hauptstation und einen Centralpunkt bilden zu können, mußte de facto immer mehr und mehr Boden gewinnen, und es fehlte wenig, daß diese russische Intervention zu Gunsten des Schah's englischerseits nicht als Kriegserklärung hingenommen wurde. Zuerst wollte man sich auf diplomatischem Wege nach dem wahren Sachverhalt der russischen Politik erkundigen. Lord Palmerston ließ beim Grafen Nesselrode anfragen, und als Letzterer nicht nur das Geschehene desavouirte, sondern den russischen Gesandten in Teheran als Einen, der auf eigene Faust handle, zu bestrafen erklärte, da wollten die Herren an der Themse von der russischen Duplicität und ihrem gefährlichen Vorhaben genügend überzeugt sein. Man sann auf Präventivmittel, um einen sichern Contrecoup auszuführen, und wie glücklich pries sich nicht Lord Auckland, als die damaligen Constellationen in Afghanistan ihm die Gelegenheit darboten, mit einigen Schritten und noch dazu wesentlichen Schritten den Russen entgegenzukommen.

Im Gebirgslande jenseits des Indus nämlich waren es zwei Familien, welche über die Herrschaft des afghanischen Volkes stritten: die Barekzis unter der Leitung Dost Mohammed's, die Duranis unter der Anführung Schah Schedschah's. Der Kampf war nichts anderes, als eine Fortsetzung der seit Jahrhunderten an den Ufern des Hil-

mends existirenden Bürgerkriege; doch da die Engländer aus der Angelegenheit Nutzen ziehen wollten, so gab es nichts Leichteres in der Welt, als den zufälligerweise besiegten und auf englischen Boden geflüchteten Duranihäuptling als Puppenkönig hinzustellen, ihn durch eine scheinbare Humanität zur Wiedereroberung seines Thrones, in der Wirklichkeit aber zur Ausdehnung des englischen Einflusses über den Cheiberpaß zu bewegen. Unglücklicherweise mißlang der Plan, da die englischen Staatsmänner über die wahren Sachverhältnisse in Afghanistan falsch unterrichtet waren. War schon die Idee, Schah Schedschah, der sich unter seinen Landsleuten gar keiner Sympathie erfreute, zu unterstützen, im Vorhinein eine unglückliche, so mußten deren Folgen später, als Dost Mohammed Kräfte sammelte, um so unheilvoller werden. Das afghanische Volk, den aufgedrungenen König sammt seinen Protectoren in die Hölle verfluchend, sann schon längst auf Rache, und da von Seiten der englischen Armee oder Militärs noch größere Fehler begangen wurden, als von Seiten der englischen Diplomatie, so konnte es dem wachsamen und energischen Dost Mohammed leicht gelingen, das ganze Auftreten der Briten zu vereiteln, ja ihnen eine solche Niederlage beizubringen, die in den Annalen der englischen Geschichte ewig denkwürdig sein wird. Eine ganze Armee ging zu Grunde, und dabei waren noch ungefähr 20 Millionen Pfund Sterling, die Kosten der langen Umtriebe in Afghanistan, in den Wind gestreut.

Ist es daher zu verwundern, wenn England nach derartigen bitteren Erfahrungen an die Ausdehnung seiner Politik jenseits des Cheiberpasses nicht einmal denken wollte? Nein, das nicht; doch auffallend ist es, daß die schreckliche Erinnerung an die Katastrophe mit dem Umschlagen der politischen Ansichten hier auch das gewaltsame Verdrehen der Thatsachen zur Folge hatte. Man wollte sich einreden und auch Andere glauben machen, daß die Furcht vor der russischen Invasion, diesem Moloch, dem man früher so viele theure Pfunde opferte, nur eine eitle Chimäre gewesen sei, daß erstens Rußlands Absichten auf Indien in der That noch nicht bewiesen seien, und daß zweitens, wenn dies auch der Fall wäre, der britische Leopard an der Grenze Pendschabs unter dem Schutze der von der Natur gebildeten Veste der Ausläufer des Himalayagebirges genug stark dastehen würde, um seinem nordischen Rivalen jeden Anfall entschieden zu verwehren.

Dies war die Politik, der man von Seiten der englischen Regierung sowohl zu Hause, als auch im Auslande Credit verschaffen wollte, obwohl politische Denker auf dem Continente, wie dies aus der im Anfange unseres Aufsatzes citirten Schrift Dr. Karl Andree's ersichtlich ist, sich nicht so leicht täuschen ließen. Natürlich schien man, indem Anderen Muth eingeflößt wurde, sich selber doch nicht ganz behaglich zu fühlen, denn sobald man an der Nordostgrenze Afghanistans um Herat herum selbst die kleinste Bewegung witterte, wodurch man mit Recht russischen Umtrieben auf die Spur kam, fing man sogleich an, sich selber zu widersprechen, indem Herat sammt seiner Umgebung für unbestreitbares Eigenthum der Afghanen vindicirt wurde, und Persien mit einem Kriege, der aufs Neue einige Millionen verschlang, zur strengen Einhaltung der Neutralität an seinen östlichen Grenzen bewog.

Warum den Engländern an Herat so viel gelegen ist, das wird der Leser durch einen Blick auf die Karte leicht begreifen. Diese Stadt, an dem südlichen Abhange des Paropamisusgebirges gelegen, ist von jeher als die Pforte zu Mittelasien angesehen worden, und ist wirklich auch heute noch jener Punkt, welchen man, um mit einer Armee am leichtesten von Indien nach Turkestan, oder umgekehrt zu gelangen, passiren muß. So lange daher dieser Ort nicht in den Händen einer alliirten oder streng neutralen Macht sich befindet, muß England stets befürchten, daß die Russen durch denselben freie Passage erhalten mögen, und von Seiten Persiens her waren diese Befürchtungen um so mehr begründet, da der Schah durch seine übertriebenen moskowitischen Sympathien heute beinahe zum Vasallen des Hofes von St. Petersburg herabgesunken ist.

Das ängstliche Hin- und Herbewegen um Herat herum darf man also den Engländern nicht zum Vorwurf machen, doch um desto mehr ist ihre Politik zu rügen, ja als eine lächerliche halbe Maßregel zu brandmarken, da sie mit Aufopferung von Millionen das feste Herat weder für Afghanistan consolidiren, noch zu einem Bollwerke für ihre eigenen Interessen machen konnten. Anstatt einerseits das In-Nachtheil-Setzen russischer Pläne in Centralasien anzustreben, andererseits aber von der Themse aus die wärmsten Freundschaftsblicke nach der Newa zu werfen, hätten die englischen Staatsmänner nur mit der Politik der Entschiedenheit siegen können; anstatt des Hin- und Herschwankens zwischen „Soll ich?“ und „Soll ich nicht?“ hätte Großbritannien Herat um allen Preis und hätte es was immer gekostet, in eigener Macht halten müssen. Dieser Schachzug, zu seiner Zeit leicht möglich, hätte Rußland ein mächtiges Halt entgegenrufen können. Doch ist dies nicht geschehen, und der Fehler, welcher aus dieser Nachlässigkeit oder aus diesem Unverständniß entsprungen, ist wirklich ein solcher, den Großbritannien vielleicht nie wird verschmerzen können.

Rußland nämlich, das schlaue, wachsame, von Allem genau unterrichtete Rußland, hat während der ganzen Periode, wo die Engländer das erzwungene Sicherheitsbewußtsein einstudirten, es nie unterlassen, mit seinen Absichten auf Centralasien im Stillen vorwärts zu kommen. Während man in England die Idee der russischen Rivalität mit aller Gewalt lächerlich machte, hatten die russischen Vorposten am rechten Ufer des Jaxartes oder Sirderja (Sirfluß, wie ihn die Mittelasiaten nennen) ganz mäuschenstill eine Festung nach der andern aufgebaut. Man hat Dampfschiffe, in Stücke zerlegt, von Petersburg aus nach dem Aralsee befördert, sie dort wieder zusammengestellt und begonnen, den Fluß zu befahren. Natürlich war es keine Kleinigkeit, auf den gelblichen Fluthen des Sirs ins Innere des Landes zu gelangen. In Ermangelung der Steinkohle mußte ein Dampfer oft drei kleinere Fahrzeuge, gefüllt mit einer Art knorriger, trockener Wurzeln, Saksaul genannt, zur Heizung nach sich schleppen. Landen konnte man nur in größerer Anzahl und mit tüchtigen Waffen versehen, und da die Russen, um die etwaige Auffälligkeit zu hintertreiben, nur mit kleineren Kräften von 2000 bis 3000 Mann operirten, bisweilen noch Monate lang durch unwirthbare Steppen und feindliche Nomadenhaufen von der Haupttruppe abgeschnitten waren, so kann man die Schwierigkeit, die Kämpfe gegen dieselben und die Ausdauer, mit welcher die Regierung vorging, nicht genug bewundern. Schließlich mußte die eiserne Ausdauer belohnt werden; das rechte Ufer des Jaxartes sah ein russisches Fort nach dem andern entstehen; diese wurden aus kleinen, den Chokandern abgerungenen Festungen umgestaltet. Das Werk der Eroberung wurde in solcher Stille und Heimlichkeit fortgesetzt, der diplomatische Verkehr zwischen dem Gouvernement von Orenburg und St. Petersburg wurde so geschickt in Verborgenheit gehalten, daß man im großen russischen Reiche sowohl als in ganz Europa von den Operationen der russischen Waffen in diesem tiefen Innern Asiens gar nichts wußte, und die englische Diplomatie, in Indien sowohl als zu Hause, von den Vorgängen nur vage Berichte und dunkle Muthmaßungen besaß.

Endlich jedoch hatte Rußland nach Durchschreitung des

großen Steppengebietes, welches zwischen ihm und den drei Chanaten gelegen ist, die nordwestliche Spitze des Chanates Chokand erreicht; sein Erscheinen glich den britischen Diplomaten wie ein aus der finstern Ungewißheit plötzlich hervortauchender Feind; die Staatsmänner in Calcutta sowohl als auch an der Themse zeigten Unruhe und fingen zu stutzen an; doch die Russen ließen sich nicht stören. Nach der Einnahme von Hazreti Turkestan, dem ersten Orte von Bedeutung im Norden Chokands, wurde auch bald Tschemkend genommen, und es stellte sich heraus, daß die eigentliche Operation sowohl im Westen Sibiriens von Orenburg aus, den Aralsee und den Jaxartes entlang, als auch im Osten vom Gubernium von Semiretschinsk, dem Narin zu, geleitet wurde, und nachdem diese beiden verschiedenen Corps sich im Norden Chokands vereinigt und um Tschemkend herum festen Fuß gefaßt hatten, da erachtete es die russische Diplomatie für rathsam, um etwaigen Verdächtigungen zu entgehen, der europäischen Diplomatie von den Ursachen und Zwecken ihres Auftretens in den drei Chanaten in einem an die russischen Diplomaten gerichteten Rundschreiben Aufschluß zu geben. „Die Stellung Rußlands in Centralasien," sagt Fürst Gortschakoff, „ist die aller civilisirten Staaten, welche sich im Contact mit halbwilden, umherstreifenden Völkerschaften ohne feste sociale Organisation befinden.

„In dergleichen Fällen verlangt das Interesse der Sicherheit der Grenzen und der Handelsbeziehungen stets, daß der civilisirtere Staat ein gewisses Uebergewicht über Nachbarn übe, deren unruhige Nomadensitten sie äußerst unbequem machen.

„Zunächst hat man Einfälle und Plünderungen zurückzuweisen. Um denselben ein Ende zu machen, ist man genöthigt, die Grenzbevölkerung zu einer mehr oder minder directen Unterwürfigkeit zu zwingen.

„Sobald dieses Resultat erreicht ist, nehmen die Grenzbewohner ruhigere Gewohnheiten an. Nun sind sie aber ihrerseits den Angriffen der entfernteren Stämme ausgesetzt. Der Staat ist verpflichtet, sie vor Plünderungen zu schützen, und diejenigen, die sie verübt, zu züchtigen. Daher entspringt die Nothwendigkeit entfernter, kostspieliger, wiederkehrender Expeditionen gegen einen Feind, den seine Organisation unangreifbar macht. Wenn man sich darauf beschränkt, die Plünderer zu züchtigen, und sich zurückzieht, wird die Lection bald vergessen und der Rückzug der Schwäche zugeschrieben; die asiatischen Völker besonders achten nur auf die sicht- und fühlbare Gewalt; die moralische Gewalt des Rechtes und der Interessen der Civilisation hat bei ihnen noch kein Gewicht. Es ist daher immer wieder von vorn zu beginnen.

„Um diesen andauernden Unordnungen ein Ende zu machen, errichtet man einige befestigte Punkte unter den feindlichen Volksstämmen; man übt über sie ein Uebergewicht, welches sie zu einer mehr oder weniger erzwungenen Unterwürfigkeit führt. Aber gleich rufen andere entferntere Volksstämme jenseits dieser zweiten Linie dieselben Gefahren und dieselben Sorgen zur Beseitigung derselben hervor" *).

Daß dieses nur Ausflüchte waren, konnte vorausgesehen werden und wurde auch von Vielen vorausgesehen. England, seinem Principe des unbedingten Vertrauens in russische Worte und Handlungen getreu, wollte oder mußte aus Politik den Inhalt der Gortschakoff'schen Note auch keinen Augenblick in Zweifel setzen, und es war auch nur die Einnahme Taschkends im Jahre 1865, wie auch die schnell darauf folgende Annexion anderer Städte des Chanates von Chokand, welche die Lage der Engländer etwas unbequem zu machen begannen.

Von dieser Zeit an trat die Parteiverschiedenheit in dieser Frage in zwei sich ziemlich schroff gegenüberstehenden Farben in den Vordergrund. Die eine Partei, die quietistische genannt, die Rußlands Vorschreiten als einen von den Umständen aufgedrungenen Schritt, ebenso wie das allmälige Vordringen der englischen Macht im Norden Indiens als gerechtfertigt ansah, weit entfernt, über die Annäherung des russischen Doppelaars an den Hindukusch erschrocken zu sein, gab sich dem Aeußern nach das Aussehen, als ob ihr diese Nachbarschaft vielmehr willkommen und daß sie jedenfalls den wilden, untraitablen, verrätherischen Asiaten vorzuziehen sei. Die andere Partei, die der Alarmisten genannt, meinte hingegen, daß Rußland, soweit dies die Geschichte lehrt, immer von einem gewaltigen Länderhunger geplagt war, daß seine durch die größten Steppenländer mit Eifer und riesigem Kostenaufwande verfolgten Pläne sich mit dem Besitze Turkestans nicht zufrieden gestellt sehen werden, und daß es schließlich die erwähnte Nothwendigkeit eines unfreiwilligen Vordringens um so leichter nach dem Indus bringen werde, da Großbritannien, sein mächtigster und unerbittlichster Rival in Asien, auf dem ganzen Gebiete seiner Besitzungen keinen so leicht verwundbaren Punkt besitzt, wie eben in dem Norden seiner ostindischen Colonie, wo mohammedanischer Fanatismus die zündbarsten Stoffe zu einer Revolte liefert, wo die Bevölkerung am kriegerischsten gestimmt ist, und wo englische Herrschaft am meisten gehaßt wird.

So war der Stand der Parteien in dieser Frage, als die Russen, mit den Erfolgen in Chokand unzufrieden, ihre Macht nach Bochara zu ausdehnend auch Samarkand im Mai 1868 einnahmen, und nach Einschüchterung des Emirs von Bochara eine solche Stellung gewannen, daß sie heute am rechten Ufergebiete des Oxus, folglich im Norden Afghanistans, sich ebenso heimisch fühlen, wie an irgend einer schon längst in ihren factischen Besitz übergegangenen Gegend.

*) Im „Globus" ist seiner Zeit Gortschakoff's Schreiben mitgetheilt worden. Siehe auch v. Hellwald: Die Russen in Centralasien S. 57.

Volk und Volksleben in Neurußland.

Von J. M.

I. Der Gegensatz von Groß- und Kleinrussen.

Wer lange in Großrußland gelebt, die Sprache erlernt, Land und Leute aufmerksam beobachtet hat, sich demnach zu einem Urtheil berechtigt glauben darf, findet sich beim Betreten neurussischen Bodens gleichsam einem neuen Räthsel gegenüber und kann sich nicht verbergen, daß das Erworbene, wenn auch als Erleichterung, so doch kaum als Grundlage für das Verständniß vorliegender Verhältnisse Verwendung findet.

Nur mit Mühe wird ihm die Sprache verständlich, Menschen und Natur, Wohnungen und Gewohnheiten, Alles con-

trastirt so sehr mit dem, was in kurzer Entfernung hinter ihm liegt, daß er sich in eine neue Welt versetzt glaubt.

Vor Allem springt diese Verschiedenheit uns im Volke selbst entgegen. Hinter uns die Vollbärte eines thätigen, zur Corpulenz neigenden Menschenschlages, der durch langen Umgang unsern Antheil zu gewinnen wußte, vor uns glattrasirte markirtere Gesichter, die neurussischen Schnurrbärte, die kurzgeschnittenen Haare, von denen häufig über dem Ohr ein langer Schopf stehen bleibt, um zwei- bis dreimal um dasselbe gewickelt zu werden. Der Sarafan des weiblichen Geschlechts, ebenso das kleidende seidene Kopftuch verschwinden; statt ihrer erscheinen die um die Hüften geschlagenen blauen oder rothcarrirten Sapascas, die an Schultern und Brust bunt ausgenähten Hemden, und auf dem Kopfe die hohe wattirte rothe Haube oder Mütze (Otschipok), um welche an Feiertagen noch ein dunkles wollenes Tuch geschlungen wird; — während der Hitze eine Kopfmarter, da die verheiratheten Weiber sie nie ablegen. Ein freierer Verkehrston innerhalb der Hütten wird sehr bemerkbar, die Leute werden umgänglicher, offener, zum Scherz geneigter; statt der zu Straßen geordneten hölzernen Blockhäuser dehnen sich vor uns endlose Reihen weißgetünchter Lehmhütten aus, und betritt man eine derselben mit der Frage: ob hier Russen wohnen? so erhält man zu Antwort: Nein! die Russen wohnen jenseits, wir sind Kachli (von Kachól, Zopf).

Daß der großrussische Menschenschlag diesem letztern in vieler Hinsicht überlegen ist, wird man bald gewahr. Wer die prächtigen Männergestalten der Gouvernements Jaroslaw, Moskau, Tula und Orel gesehen, wird es leicht begreiflich finden, wie dieses kraftvolle und thätige Volk unter tüchtiger Anführung nicht nur sein Vaterland mehrmals von fremdem Joche befreien, sondern auch ringsumher Erfolge erzielen konnte, die mit ausschließlich kleinrussischen Kräften schwerlich erzielt worden wären. Aber nicht nur die robuste Kraft, auch der gemüthliche Werth überwiegt im Norden. Der Russe ist schlau, vorsichtig und mißtrauisch; er liebt nicht die breite, große Straße menschlicher Entwickelung, er läßt sich auch durch Mißerfolge weder entmuthigen, noch von den gewundenen Seitenwegen verdrängen, die seiner Natur mehr zusagen; hat man aber einmal sein Herz gewonnen, seine Phantasie ansprechend erregt, so ist er ein eben so treuer, ausdauernder Gefährte, wie irgend ein anderer Europäer. Und er ist im Ganzen leicht zu gewinnen, zu begeistern, eben so wie die Kinder, mit denen sich in seiner ganzen Existenz noch unzählige Vergleichungspunkte darbieten.

Bei weitem weniger kindlich, bedeutend reservirter ist der Kleinrusse. Man hatte mir oft das angeborene Advocatentalent derselben gerühmt; ich habe es nicht finden können, wenn man nicht gewissenloses Lügen, Schwören und Verdrehen dafür nehmen will; selbst in seinem Aeußern hat er im Gegensatz zu den breit und rund angelegten Zügen des Großrussen etwas Gekniffenes, Concentrirtes, das auch in seiner Handlungsweise zu Tage tritt. Er weiß sich meist auf Schleichwegen, sein Gewissen ist selten ganz rein, selbst eine scheinbar gemüthliche, offene Hingabe dient nur dem unverrückbar im Auge behaltenen egoistischen Interesse als Mittel.

Ich werde diese und ähnliche Behauptungen weiterhin beweisen, muß aber die Hauptursache dieser Mängel immer wieder in der Leibeigenschaft suchen, die selbst dasjenige, was dem Menschen in jeder Lage als natürliches Recht erscheint, in mannichfach wechselnder Form hier erlaubt, dort verboten darstellte, je nachdem der Vortheil der herrschenden Classe in Frage stand und den Zwiespalt zwischen Wunsch, Bestreben und Pflichten nie zur Ruhe kommen ließ.

Man hat die Kleinrussen wegen ihrer Reinlichkeit oft dem nördlichen Stamme vorgezogen und gerühmt. Dieser Ruhm ist indeß nur relativ verdient, denn abgesehen vom mildern Klima, welches ihnen vier Monate länger gestattet, im Freien zu leben, müssen die Lehmhütten sowohl von außen als innen häufig gründlich überschmiert werden, um den Einsturz der Wände, besonders nach Regenwetter, zu verhüten. Schon dadurch wird der Ausbreitung von Schmutz und Ungeziefer entgegengearbeitet, während die hölzernen Häuser der Großrussen fast acht Monate hindurch durch den Rauch der an Stelle der Lichter brennenden Holzspähne geschwärzt werden, und die Vertilgung des Ungeziefers aus festgefügtem Balkenwerk nicht nur mehr Zeit erfordert, als den Leuten zu Gebote steht, sondern auch einen Geist, der sich erst aus gereifteren Zuständen zu entwickeln pflegt. Hüben wie drüben giebt es reinliche und in der großen Mehrzahl unreinliche Leute. Immer aber wird der Reisende wohlthun, bei dargebotenem Trunk hinsichtlich des Gefäßes, an das er seine Lippen setzt, die nöthige Vorsicht nicht aus den Augen zu lassen.

Wie sehr Groß- und Kleinrusse sich gegenseitig abstoßen, zeigen die unter Potemkin aus Rußland nach dem untern Dniepr in die Gegend um Nikopol übergesiedelten Dörfer Kamänka und Snamenka,[1] wo etwa 2500 Bauern bis heute, von der Umgegend unbeeinflußt, ihre Sprache, Sitten, Gebräuche und Bärte bewahrt haben, sogar ihre hölzernen Häuser, Magazine und die vaterländischen hohen Thore nebst Brunnen, und mit souveräner Geringschätzung auf den Kachol herabsehen. Sie bauen Getreide, Wein und Obst, treiben Handel mit Vieh, Fischen und dergleichen; ihre Thätigkeit ist bemerkenswerth und ihr Wohlstand in steigendem Wachsen. Es sind die verschlagensten und kühnsten Spitzbuben der ganzen Gegend, routinirte Pferde- und Holzdiebe, und stets bereit zu Messer und Beil. Nicht einmal stehlen wollen sie mit dem Kachol; ihre Raubzüge sind stets unvermischt, reines großrussisches Vollblut! Ich habe manchen Strauß mit ihnen bestanden in meinen Waldrevieren; im Laufe der Jahre lernten wir uns kennen, und ich konnte schließlich stets in Gutem mit ihnen aus einander kommen. — Manchen Korb Aprikosen, Kirschen und Weintrauben trugen sie mir mit herzlichen Worten zu als nachbarliche Gostinniza (Bewirthung), auch ihren selbstgekelterten Wein, den furchtbarsten Krätzer, der jemals die Löcher eines alten Pelzes zusammenzog, tausendmal schlimmer als jener Grüneberger, von welchem der große Friedrich mit aufgehobenem Finger sagte: „Wehe dem, der den trinken muß!"

Auf allen Holzplätzen der Umgegend sind sie die ausschließlichen Säger; bei der größten Hitze sieht man diese unermüdlichen Leute schon vor Sonnenaufgang auf den Gerüsten stehen, einer oben, der andere mit kreppverhüllten Augen unten, dieser mühseligsten aller Arbeiten bis zum späten Abend obliegen. Freiwillig erwählten sie einen Beruf, zu welchem dem Kleinrussen so Kräfte wie Energie mangeln, der an anderen Orten nur als Strafe auferlegt wird, wie denn namentlich ein General seinen verwöhnten Kammerdiener aus St. Petersburg aufs Gut schickte mit einem Briefe an den Verwalter: „Dieser Mensch ist gegen meine Mutter grob gewesen, lassen Sie ihn den ganzen Sommer Bretter sägen." Ueberhaupt sind alle Zimmerleute im Süden Großrussen. Schon im April kommen sie truppweise auf den Gütern an, besorgen alle größeren Holzbauten in solider und genauer Weise, und im October sieht man sie wieder heimwandern, diese athletischen Gestalten aus den orloffschen und tulaschen Dörfern.

Daß das patriarchalische Familienleben der Großrussen von unendlichem Einfluß auf die Sittigung des Volkes gewesen und noch ist, wird nur der bestreiten, der diese Seite

russischen Lebens entweder nicht kennt oder nicht begreift. Solch ein alter Graubart hält seine Kinder und Enkel in strenger Zucht; ehrfurchtsvoll opfert ihm Jedes Leidenschaften und Liebhabereien, die in den Augen des Greises längst jeden Werth verloren. Dieser bis zur Religiösität gesteigerte Cultus des Familienhauptes hat tausend Ausschreitungen verhindert, zu denen der nicht zu leugnende Zwang sicher in keinem Verhältnisse stand; er allein konnte dasjenige annähernd ersetzen, was sich bei gebildeten Völkern aus freier Liebe und Verehrung zur schönsten Blüthe der Häuslichkeit verklärt.

Als ich im moskowischen Gouvernement einst eine Bauernhütte betrat, fand ich den vierzigjährigen Sohn, selbst bereits Vater erwachsener Söhne, vor seinem alten Vater auf den Knien liegend und geduldig eine Anzahl Ohrfeigen ertragend, als gerechte Strafe begangener Feiertagsexcesse. Auf meine Frage: wie sich ein Mann dergleichen könne gefallen lassen? erwiederte er mir mit offenstem Staunen: „Mein Gott, er ist ja der Vater!"

Dazu kommt, daß diese alten Familienhäupter in der Regel keinen Branntwein trinken. Die Altgläubigen verwerfen ihn durchaus; überhaupt sind die Großrussen in dieser Hinsicht besser als ihr Ruf. Doch mag die strenge Hauszucht, namentlich bei wohlhabenderen Kaufleuten allerdings die üble Folge haben, daß nach der Alten Tode die aufathmenden Söhne ihre ungewohnte Freiheit nur um so verderblicher ausbeuten, wie die Erfahrung häufig zeigt. Aber das sind am Ende doch nur Ausnahmen, nach denen das Leben nicht beurtheilt werden darf. Die patriarchalische Lebensform ist der natürliche Durchgang zur Civilisation; sie ist eins der wesentlichsten Sittigungsmittel für die wilden Völkerströme des Ostens, welche auf dem breiten Wege nach Westen ins Grab wandern. Nur mit Gewalt können sie herangezogen werden, diese störrischen Kinder der Wüsten! Darin liegt die Mission Rußlands! Darum wirkt es als Masse, darum hat es seinen linken Arm bis ans östlichste Meer gebreitet! Was Rußland daher gegen die höhere Cultur von Ort und Zeit unternimmt, wird ihm mißlingen, gelingen dagegen Alles, was es in richtiger Erkenntniß seiner Aufgabe für die höchsten Ziele erobert.

Kein Zweifel, Rußland bedarf noch auf Jahrhunderte hinaus der mächtigen Hand eines unabhängigen Selbstherrschers; eine andere Regierungsform auch nur zu wünschen, wäre barer Wahnsinn, wenn man das Conglomerat von Völkern einigermaßen genau kennt, welches sich im Czaren nur, wie in einem Brennpunkte, selbst findet und begreift. Selbst die constitutionelle Form wäre noch auf viele Jahre hinaus verfrüht, das sagt sich jeder Einsichtsvolle hier im Lande. Eine Initiative der Massen zum Guten ist allenthalben undenkbar; wohl uns, wenn sie hier nur dem Gebote einer sittlichen Größe folgen können! Jeder Freiheit folgt hier der Mißbrauch auf dem Fuße zum allgemeinen Schaden. Wir sahen es deutlich bei der versuchten Lockerung der Zügel der Presse. Die moskowischen Schreier, Leute ohne jeden politischen Fernblick, ohne sittlichen Ernst, ohne Verständniß und wissenschaftliche Vorbedingungen, haben nur die Gegenwart und sich in ihrer Eitelkeit im Auge. Was kümmert sie die Zukunft? Was verstehen sie (— diese Herren Katkoff ꝛc. —) von ihr? In unbegreiflicher Verblendung thun sie, durch die Selbstüberschätzung, mit welcher sie dem entfesselten Instinct jedes Wunder zutrauen, ihrem Vaterlande unermeßlichen Schaden, sie rauben ihm die Achtung und Sympathien der Welt! — Glücklicherweise ist die Masse des Volks noch lange vor ihren Einflüssen gesichert, das monarchische Princip steht fest und unerschüttert, und das Beifallsgeschrei Weniger verhallt ihm auf den unermeßlichen Ebenen, im rauhen Tagewerk der Heimath!

Nach der großen Maßregel der Befreiung von der Leibeigenschaft ist die neue Gerichtsordnung in logischer Folge ganz besonders geeignet, die rohen Massen über den Werth und die Heiligkeit der Gesetze zu verständigen. Erst wenn das Recht des Nächsten aus dem seitherigen Dämmerlichte klar hervortritt, wenn der Begriff von „Mein und Dein" sich läutert, wenn materielle Prüfungen den Werth höherer Culturen bloßgelegt, wenn das Ehrgefühl vom Schatten zum Wesen geworden, dann erst wird die patriarchalische Form ihre Mission beenden. Sind wir stellenweise doch noch nicht einmal bis zu ihr vorgedrungen; einen sprechenden Beweis hierfür liefert der Süden.

Dem kleinrussischen Bauer ist sie unbekannt! Gerade die Alten sind die unverbesserlichsten Säufer; nur so weit ihre physischen Kräfte ausreichen, bändigen sie ihren Kinderkreis; die Sittlichkeit steht auf sehr niedriger Stufe, während Bigotterie und religiöses Formenwesen zum Theil ausgebildeter sind als im Norden. — Die Fasten werden mit größter Strenge eingehalten, hindern aber Niemand an Laster und Verbrechen. Die Mutter war in der Regel liederlich, ist es meist auch noch später; der Vater, mehr oder weniger Säufer, mißhandelt sein Weib, je nach Lust und Laune, oft bis zur Grausamkeit. Mit diesem Beispiele vor Augen wächst die Jugend heran, um es natürlich eben so zu machen. Daß Eltern ihre Kinder zur Hütte hinaustreiben, erlebte ich oft, aber auch der umgekehrte Fall war nicht ganz selten. Wo aber das Familienleben jeder Pietät entbehrt, der Sittlichkeit von früher Jugend an das Gewand entfiel, stände eine trostlose Zukunft bevor, wenn nicht trotz tausendjährigen Culturvorsprungs die Geschichte aller civilisirten Völker den Beweis führte, daß auch aus tiefstem sittlichem Schlamme, aus Leibeigenschaft, Verwilderung und Gewaltthat, aus Folter, Hexenprocessen, Scheiterhaufen ꝛc. noch Rettung und sittliche Erhebung möglich wäre.

Auch von der eminenten Begabung für den Handel, welche seinen nördlichen Landsmann auszeichnet, ist dem Kleinrussen nur wenig zu Theil geworden. Es giebt thatsächlich noch heute im ganzen südlichen Rußland nicht ein einziges kleinrussisches Handlungshaus, welches sich über den Kleinhandel in sogenannten Lafken (Victualienbuden) erhöbe. Die aus Polen und Galizien hereingeströmten Juden haben ihnen Alles aus den Händen gewunden, was bei großrussischer Begabung unmöglich gewesen wäre. Durch ganz Neurußland, welches bekanntlich die sehr ausgedehnten Gouvernements Ekaterinoslaw und Cherson begreift, ist der Jude Schänkwirth auf dem Lande und in den Städten, ebenso Krämer und Aufkäufer; der Parasit, welcher vom Safte des Volkes zehrt, das sich dieser polnischen Erbschaft seither noch nicht erwehren konnte. In Moskau und weit herum im Lande finden sich unzählige reiche Kaufleute, die gar nicht oder doch nur nothdürftig lesen und schreiben können, die zum Theil gar keine Bücher führen oder ihre Buchführung fremden Leuten anvertrauen müssen, die ihren weitverzweigten Verkehr einzig im Kopfe haben und dennoch die Uebersicht über Daten und Millionen nicht nur nie verlieren, sondern ihr zahlreiches Personal von In- und Ausländern in ehrfurchtsvoller Abhängigkeit zu erhalten wissen, obwohl ihre ganze Sicherheit auf Papierschnitzeln mit Bleistifthieroglyphen basirt, die ihnen häufig erst vom Commis gedeutet werden müssen. Trotzdem besitzen sie die bestechende noble Großthuerei der Engländer in hohem Grade und wissen durch Geschmeidigkeit, Liberalität und Feinheit auch dem geübten Auge die Mängel ihres Wesens zu entziehen. Der Kleinrusse dagegen giebt sich im gewöhnlichen Umgange for-

menfreier, ungenirter; sobald aber sein Interesse ins Spiel kommt, knöpft er sich bis an den Hals zu und ist überaus schwer zu behandeln.

Dem Beobachter nationaler Eigenthümlichkeiten drängt sich unwillkürlich die Aehnlichkeit zwischen dem französischen und russischen Volkscharakter auf; dieselbe leichte Empfänglichkeit, dieselbe Unbeständigkeit; derselbe Sinn für das Aeußerliche, Glänzende und Täuschende; dieselbe Energie und Bestechlichkeit, sei es im Privat- oder Staatsdienste; dieselbe prahlerische Selbstüberhebung und Geringschätzung fremder Verdienste bei aller Unmöglichkeit ihrer zu entrathen; derselbe stürmische Patriotismus und schließlich dieselbe Gewandtheit und Eleganz der gesellschaftlichen Formen. Kein Volk der Erde imponirt dem Russen so sehr, wie das französische, und so viele blutige Katastrophen auch eines über das andere verhängte, ist doch von einem Hasse so hüben wie drüben nichts zu bemerken.

Bei dieser Parallele drängt sich ein weiteres sehr bemerkenswerthes Culturkriterium in die Betrachtung; man wird nämlich die Wahrnehmung geschichtlich bestätigt finden, daß im Leben der Völker der größere oder geringere Werth der Verkehrsmünze gleichsam zum Ausdruck der nationalen Weltanschauung wird. Die kleine Normalmünze, wie z. B. der französische Franc, die italienische Lira, der türkische Piaster weisen auf kleinliche Detailzersplitterung, auf eine moralische Engbrüstigkeit, welche diese Völker zur Colonisation außerheimathlicher Gebiete unfähig macht. Das Schicksal der transatlantischen Besitzungen der Franzosen ist bekannt; in Algier stützen sie sich auf die Bayonnete, und doch sind sie eins der mächtigsten seefahrenden Völker! Die Italiener konnten sich nirgends halten, und von den Türken ist überhaupt kaum die Rede. Die länger ausdauernden Erfolge der Spanier stehen sicher im Verhältniß zur reichern Beimischung germanischen Blutes, mit welchem ihre Elemente sich einst versetzen konnten. Nach Maßgabe der Auffaugung bereitet sich auch der Zerfall vor. Die Perle der Antillen erhebt bereits die Hand zum Abschiedsgruße. Daß der Vordrang der charaktervollen Dollars über den Isthmus und weiter nur eine Frage der Zeit ist, scheint kaum zu bezweifeln. Der deutsche Gulden, mehr noch der Thaler, steht wie 3 und 4 zum Franc, die dänische und schwedische Münze noch besser, während die englische sich gar zur imaginären Höhe des Pfund Sterling, also 25 Mal über die französische erhebt. Im selben Verhältniß wächst die Colonisationsbefähigung der Völker und gipfelt vorerst in der meerbeherrschenden Britannia!

Daß der Kachol trotz eines und desselben Glaubens, trotz der verwandten Sprache während eines Zeitraumes von über 200 Jahren immer noch sich des Unterschiedes in solchem Grade bewußt geblieben, dürfte zur Vervollständigung der vorhergehenden Betrachtung geeignet sein und neben anderen Umständen seinen Grund in der Vergangenheit des kleinrussischen Steppenbewohners haben, auf welche einen Blick zu werfen wir nicht versäumen dürfen.

Aus allen Erdtheilen.

Die verschiedenen Meridiane.

—r. d.— Während auf dem Gebiete des Münz- und Maßwesens internationale Einheitsbestrebungen zum allgemeinen Nutzen und Frommen mehr und mehr um sich greifen, ist dieses in Bezug auf die verschiedenen Meridiane noch nicht geschehen, ja in dem vereinsamten und von dem europäischen Culturleben vielfach abgeschlossenen Spanien hat am 1. Mai 1869 die amtliche Zeitung einen Erlaß veröffentlicht, welcher eine Commission ins Leben ruft, deren Aufgabe die Auswahl eines „ersten Meridians von Spanien" ist, nach welchem die geographischen Längen berechnet werden sollen; die Auswahl soll jedoch beschränkt sein auf die beiden Längengrade von Madrid und San Fernando bei Cadiz! In der Sitzung der russischen geographischen Gesellschaft vom 4. Februar sprach sich auch der bekannte Astronom O. W. Struve über die ersten Meridiane aus, und machte dabei (nach der russischen St. Petersburger Zeitung) folgende beachtenswerthe Schlußbemerkungen

„Die Annahme des einen oder des andern Meridians in den verschiedenen Ländern Europas basirt bekanntlich zum größten Theil auf nationalem Ehrgeiz. In dieser Beziehung kann man nur dem frühern Gebrauch, den ersten Meridian durch den Ocean gehen zu lassen, zustimmen, so daß er auf kein Festland stößt, um die nationalen Empfindlichkeiten nicht zu reizen. Wo es sich um die Zustimmung aller Völker handelt, einen allgemeinen ersten Meridian anzunehmen, muß derselbe nur so bestimmt werden, daß er die wissenschaftlichen Bedingungen am besten befriedigt. Wenn man in dieser Hinsicht das Observatorium von Greenwich als den besten Punkt zur geographischen Längenbestimmung anerkennt, so kann man den ersten Meridian, statt durch Greenwich selbst, lieber durch den Ocean gehen lassen, so daß dieser Meridian von Greenwich nach runder Stundenzahl entfernt gedacht wird. Nimmt man sonach den ersten Meridian 15 Grad westlich von Greenwich an, so ist er genau um eine Stunde westlich; je einfacher diese Beziehung ist, desto bequemer für die Praxis: für die astronomische Länge bestimmt die Stunde und nicht der Grad die Einheit. Solcher Meridiane, die den Hauptbedingungen entsprechen, kann es also auf der Welt nur zwei geben: einer wäre der genannte, 15 Grad westlich von Greenwich, der durch den Atlantischen Ocean geht. Der zweite, noch bessere, aber wäre der in der Entfernung von zwölf Stunden oder 180 Grad westlich oder östlich von Greenwich; er durchschneidet den Stillen Ocean und ist besonders bequem, indem er nur sehr wenig Land, nämlich die Grenze des Tschuktschenlandes, durchschneidet; er trennt im Stillen Ocean die Alte Welt von der Neuen, annähernd der Linie, welche in Folge des historischen Ganges der Entdeckungen auf dem Meere und aus anderen Gründen die nothwendige Uebergangsstelle zur Zählung der Tage bietet. Auf diese Weise hätten die Tages- und Längenbestimmungen einen gemeinsamen Ausgangspunkt auf der Erde. Westlich von dieser Linie würde man z. B den 25. und östlich den 26. Februar zu rechnen haben, selbst bei einer Werst Entfernung. Außerdem würde dieser Meridian noch den großen Vorzug bieten, daß der englische Nautical Almanac, der nach dem Greenwichschen Meridian berechnet und für die Seefahrer aller Nationen bestimmt ist, ohne jede Interpolation diesem Meridian anpassend sein würde; man müßte nur überall statt Mittag, Mitternacht lesen."

Rudolf Falb's Theorie der Erdbeben.

Falb's „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulcanausbrüche" erschienen im Februar 1869. Er bemerkte in dem Buche, daß seiner Theorie zufolge am 30. September oder am 1. October jenes Jahres eine Katastrophe stattfinden werde, und

daß er auf die drohende Gefahr die Bewohner jener Gegenden aufmerksam mache, welche den Erdbeben vorzüglich ausgesetzt sind, d. h. der Aequatorialländer und darunter namentlich Perus, Ostindiens u. s. w." Bekanntlich wurde durch diese Warte an der Westküste Südamerikas, namentlich in dem erst vor Kurzem schwer heimgesuchten Peru, eine große Angst und Aufregung hervorgerufen; viele Tausende von Menschen flüchteten aus den Städten auf die Berge oder doch ins Freie. Als dort die Katastrophe ausblieb, wurde Falb als „Lügenprophet" gebrandmarkt und mit vielen Flüchen belastet. Aber wenn seine Prophezeiung für Peru nicht zutraf, so muß darauf hingewiesen werden, daß er die Zeit des Erdbebens und nicht speciell eine Oertlichkeit betont hatte; er sagte: Erdbeben würden namentlich in den Aequatorialländern vorkommen, und damit hatte er das Richtige getroffen. Abgesehen von den Erschütterungen am Rhein zu Anfang Octobers hatte, wie wir im „Globus" seiner Zeit geschildert haben, der von Alfons Stübel erstiegene Vulcan Puracé in Neu-Granada, nach langer Ruhe, eine Eruption am 4. October. Und weiter: Manila auf Luzon, der größten Philippineninsel, hatte ein starkes Erdbeben am 1. October 1869, gegen 11 Uhr 30 Minuten Morgens. Jetzt schreibt Herr Falb, der in Prag wohnt: „Es wird sich nun jedem ruhigen Denker die Frage aufdrängen: liegt in diesem so genauen Zusammentreffen der Vorausbestimmung mit der Beobachtung nur ein Spiel des Zufalls, oder der thatsächliche Ausdruck eines Naturgesetzes vor? War der Eintritt der Katastrophe, drittehalb Stunden nach der Culmination des Mondes, welche an jenem Tag in Manila stattfand, nur eine launige Neckerei der unterirdischen Kobolde, oder hing er mit jener Theorie zusammen, welche für Orte, unter denen sich der Fluthwellengipfel befindet, bei günstigen Umständen ein Erdbeben fordert? Wer ohne Selbstforschung die Antwort giebt, schlägt allerdings den bequemern Weg ein; aber solches ist nicht das Gebahren eines deutschen Gelehrten."

Die Sturmwarnungen.

Aus den gegenwärtig vorliegenden Berichten über die Thätigkeit des meteorologischen Centralbureaus für England geht die höchst erfreuliche Gewißheit hervor, daß die Sturmwarnungen wieder festen Boden gefaßt haben und mit größerm Erfolge denn früher fortgesetzt werden. Am Ende des Jahres 1868 zählte man in Großbritannien schon 278 mit Sturmsignalen versehene Stationen, und erhielt außer den Berichten der inländischen Observatorien durch Vermittelung des französischen Marineministeriums solche von sechs französischen Küstenplätzen und durch die Pariser Sternwarte von sechs Orten Nord-, Mittel- und Südeuropas, außerdem einen täglichen Witterungsbericht aus Neufundland. Man theilte bei auf herannahenden Sturm deutenden Barometerständen die bedrohlichen Anzeichen auch nach Holland und nach Hamburg mit, und hatte wenigstens in Bezug auf letztern Ort die Genugthuung, daß diese Vorherverkündigungen in vielen Fällen durch die Thatsachen Bestätigung erhielten. Von siebenunddreißig Sturmanzeigen, welche im Jahre 1868 von London nach Hamburg abgingen, wurden neunzehn von starken Stürmen und neun von heftigen Winden gefolgt, während nur in sechs Fällen die Witterung sich nicht änderte und in dreien der Sturm gar vor der Ankunft der warnenden Depesche nach der Elbmündung gelangte. Da die hamburgischen Behörden nach erhaltener Warnung sofort die Sturmsignale in Hamburg und Cuxhafen aufhissen, so darf man annehmen, daß die Verkündigungen hier der Schifffahrt von beträchtlichem Nutzen geworden sind. Eine weitere Ausdehnung des ganzen Systems der Sturmwarnungen wird den Vortheil desselben jetzt auch den in See befindlichen Schiffen, soweit sie der Küste nicht zu fern sind, zugänglich machen, indem nämlich leuchtthurmartige, weithin sichtbare Signale an verschiedenen Küstenorten errichtet werden. Der Anfang mit diesen Signalen wurde einstweilen an drei Orten gemacht (London, Liverpool und North-Shields) und werden dieselben besonders der in Großbritannien stark entwickelten Küstenschifffahrt zu Gute kommen.

Es ist erfreulich zu sehen, daß man den Sturmwarnungen wieder Vertrauen schenkt, nachdem es eine Zeitlang geschienen hatte, als ob die einst mit so vielen Hoffnungen begrüßte Einrichtung enttäuscht zu Grabe getragen werden sollte. Admiral Fitz-Roy hatte dieselbe im Jahre 1861 ins Leben gerufen und dirigirte sie bis zu seinem Tode, benahm ihnen aber leider durch zu große Ansprüche an ihre Leistungsfähigkeit und durch Vermengung mit den wenigstens heute noch nicht zuverlässigen Wetterprophezeiungen einen großen Theil ihres Werthes. (— In Karl Andree's Geographie des Welthandels I, S. 310 ff. ist der Gegenstand erörtert worden. —) Es war das die alte Geschichte von den Lehrjahren, ohne welche nun einmal nichts Neues zu seinem wahren Werthe sich zu entwickeln vermag. In Frankreich ging es ganz ähnlich, bis das meteorologische Bureau sich die deutliche Mahnung zu Herzen nahm, welche Marschall Vaillant im Februar 1864 an Le Verrier richtete: „Lassen Sie die Wetterprophezeiungen bei Seite, unterhalten Sie aber im Observatorium eine ununterbrochene meteorologische Beobachtungsthätigkeit, und sobald ein wahrer Sturm, aber nur ein wahrer! signalisirt wird, benachrichtigen Sie davon die mit Ihnen correspondirenden Stationen." In Norddeutschland beschränkte man sich von Anfang an auf die Warnung vor den wirklich gefährlichen Störungen in der Atmosphäre, ebenso in den Niederlanden und in allen Ländern, an deren Küsten neuerdings Sturmwarnungen eingeführt wurden. Es ist das sicherlich das einzig Richtige, denn so lange die Wissenschaft nicht mehr zu geben vermag als es heute der Fall, muß sie sich wenigstens bestreben, das Vertrauen in dies Wenige aufrechtzuerhalten; schwindet dies, so sind alle Vorhersagungen unnütz.

Ertrag und Hebung der Bodenseefischerei.

— r. — Der herrliche Bodensee ist wohl eines der an Fischen ertragreichsten Gewässer, welche Deutschland besitzt, und es wird noch mehr werden, wenn die im December v. J. zwischen Baden und der Schweiz für den Rheinlauf oberhalb Basel und für den Untersee geschlossene Fischereiübereinkunft, wie in derselben vorausgesehen ist, auch für die übrigen Bodenseestaaten Geltung erhalten wird, und wenn die besonders in Baden schon seit Jahren mit größtem Eifer betriebene „Besamung" der Flüsse und Bäche mit edleren Fischarten, welche schon schöne Resultate ergeben hat, mit gleicher Ausdauer fortgesetzt wird. Welche Erträgnisse der Bodensee liefert, entnehmen wir einigen Privatmittheilungen, welche der in Fischzuchtangelegenheiten erfahrene Herr Domänenverwalter A. Walter in Constanz uns freundlichst zur Verfügung stellte. Auf dem Theile des Sees, der zwischen Gottlieben, Mammern und Radolfzell sich erstreckt, etwa dem achten bis neunten Theile des ganzen Bodan, werden jährlich durchschnittlich gefangen und theils an Ort und Stelle, theils durch Schweizer und Reichenauer Fischhändler verschlissen:

1700 Centner gemeine Fische wie Braxen, Schleien, Karpfen, Barsen, Aale und dergl., à Ctr. zu 12 fl.
300 Centner Hechte, à Ctr. zu 33 fl.
120 Centner Forellen, à Ctr. zu 80 fl.

Der jährliche Gesammtertrag ist also hier nahezu 40,000 Gulden, und wenn man auch annehmen muß, daß die tieferen Theile des Sees weniger ertragreich sind als der genannte District, so rechnet sich doch immerhin ein ganz hübsches Sümmchen als Gesammtertrag der Bodenseefischerei heraus. Freilich wird auch mehr als an anderen Orten dafür gesorgt, das lebendige Capital, aus dem man diese Zinsen zieht, zu erhalten und womöglich zu bereichern und zu veredeln. Herr Walter theilt uns mit, daß die Regierung die gesammte Bodenseefischerei verpachtet, sich jedoch an geeigneten Stellen Brutplätze und Laichplätze vorbehalten habe, wo künstlich befruchtete Eier der edleren Fischarten millionenweise durch sachverständige Hand abgelegt werden; diese Plätze dürfen dann von den Fischpächtern nicht befahren werden, damit die Entwickelung der Eier

nicht gestört wird. Durch dieses Verfahren wird die „Raubfischerei", die in unseren großen Flüssen so verderblich gewirkt hat und erst neuerdings durch den Mannheimer Vertrag der Rheinuferstaaten beschränkt werden mußte, unschädlich gemacht. Auch auf andere Weise wird die Fischbevölkerung des Bodensees „angereichert", indem z. B. beim Ausfischen der der Domäne gehörigen Karpfenweiher Millionen von jungen Karpfen in den Bodensee gelassen werden. Wüßte man überall in solcher Weise den eigenen Vortheil zugleich mit dem der Gesammtheit zu fördern, so brauchten wir nicht Schotten und Norweger um die Reichthümer zu beneiden, die sie aus ihren Seen, Flüssen und Bächen ziehen*)!

Centralamerikanische Canäle von Ocean zu Ocean.

Wir haben erwähnt, daß im Februar die nordamerikanische Expedition zur Erforschung der Landenge von Darien von Neuyork abgegangen sei. Sie landete am 11. März in Aspinwall, und der Commandeur ging sofort nach Panama, um dort mit dem Präsidenten des Staates Istmo die nöthigen Verabredungen zu treffen. Diese fielen zu beiderseitiger Zufriedenheit aus, und Präsident Correoso ernannte Herrn Arosemena zum Commissär der columbischen, d. h. neugranadinischen Regierung; er wird die Expedition begleiten. Diese macht sich auf erbitterte Feindseligkeiten von Seiten der Indianer gefaßt, die bis auf den heutigen Tag unabhängig geblieben sind, keinen Weißen in ihrem Gebiete dulden und im Schießen mit vergifteten Pfeilen eine große Gewandtheit haben. Wenn die Nordamerikaner meinen, daß Capitän Selfridge mit seiner Compagnie Soldaten „mit den Söhnen der Wälder kurzen Proceß machen werde", so könnten sie sich wohl irren, denn es wird ungemein schwierig sein, ihnen in die ohnehin ungesunden Wälder zu folgen. Auf die gewöhnliche Weise ist diesen Darienindianern nicht beizukommen; sie nehmen von den Weißen gar keine Geschenke an.

Vor nun etwa zwanzig Jahren wurde von Seiten der Nordamerikaner der Plan entworfen, über die zu Mexico gehörende Landenge von Tehuantepec eine Eisenbahn zu legen. Sie sollte auf der atlantischen Seite bei Minatitlan beginnen, bis wohin der Goatzacoalcos von Seeschiffen befahren werden kann; den Endpunkt an der pacifischen Küste sollte der Hafenplatz Ventosa bilden. Die Ausführung unterblieb, weil über die Concession und zwischen verschiedenen Compagnien allerlei Streit sich erhob. Gegenwärtig will nun die nordamerikanische Regierung den Isthmus von Tehuantepec in Rücksicht auf die Anlage eines interoceanischen Canals untersuchen lassen.

Round Island bei Mauritius.

— r. d. — Im Norden der Maskareneninsel Mauritius (Isle de France) liegen einige kleine unbewohnte Eilande, darunter Ronde oder Round Island, welches kürzlich von dem Gouverneur Sir Henry Barkly besucht wurde. Nur wenige Acker groß besteht es aus einem vulcanischen Kegel, der sich 990 englische Fuß über der Meeresfläche erhebt und bei den Naturforschern als eine der wenigen Brutstationen des rothschwänzigen Tropikvogels (Phaëton phoenicurus) bekannt war. Sir H. Barkly und sein Begleiter, der Naturforscher Vandermeersch, machten auf der Insel wichtige botanische und zoologische Entdeckungen, so z. B. fanden sie die Gargoutettepalme, seltene Muscheln, Spinnen, einen großen Skorpion mit schwarzen und gelben Binden, und zwei 17 Zoll lange Eidechsen. Das interessanteste Resultat des Besuches aber war die Auffindung von sechs verschiedenen Schlangenarten, von denen die längste über vier Fuß maß, keine aber giftig erschien. Obgleich ein anderes benachbartes Inselchen Ile des Serpents heißt, so sollen doch dort keine Schlangen vorkommen; auch fehlen diese Thiere auf Mauritius und Reunion zugleich. Wie sind sie nun nach der runden Insel gelangt? Der Berichterstatter im „Athenäum" sagt, sie könnten schwerlich als eingeboren auf dem kleinen Inselchen betrachtet werden. Er führt an, daß auf Mauritius nur einmal, Februar 1813, eine große Boa Constrictor getödtet worden sei; diese aber wurde mit dem Wrack eines indischen Schiffes eingeführt. Unähnlich den Galapagos-Inseln, welche eine so eigenthümliche Fauna zeigen und außerhalb der großen Wind- und Meeresströmungen liegen, sind die Maskarenen der Mittelpunkt der Südostpassate, die den größern Theil des Jahres im südlichen indischen Ocean vorherrschen.

*) In Berlin hat sich anfangs dieses Jahres ein „Deutscher Fischereiverein" gebildet, der sowohl der Süßwasser- als der Seefischerei seine Aufmerksamkeit zuwendet und hoffentlich zu ersprießlicher Wirksamkeit gelangen wird; seit der Verfall der früher so ausgiebigen rheinischen Lachsfischerei den Interessenten die Augen geöffnet, ist man für Belehrung zugänglich geworden. —

Verkehr der russischen Ostseehäfen.

Allen russischen Ostseehäfen steht an Bedeutung voran St. Petersburg. Die Schifffahrt hat im Jahre 1869 vom 18. April bis zum 12. December gedauert. Die Zahl der angekommenen Schiffe belief sich auf 2912, die der ausgelaufenen auf 2815. Unter diesen Fahrzeugen stehen die deutschen in zweiter Linie da, die russischen erst in sechster. Der Flagge nach liefen ein 1206 englische, 539 norddeutsche, 379 holländische, 186 norwegische, 183 dänische, 181 russische, 141 schwedische, 69 französische, 10 belgische, 9 italienische, 8 amerikanische und 1 österreichisches Schiff. — Dampfer kamen 872 mal an, und zwar aus England 339 mal.

Die Handelsbewegung des St. Petersburger Hafens betrug im Jahre 1869 nach dem „Regierungs-Anzeiger" Werth der eingeführten Waaren: 116,444,587 Rubel (21,615,371 R. mehr als 1868). Hauptartikel: Rohbaumwolle (20,540,144 R.), Eisen (14,423,288 R.), Färbestoffe außer Indigo (4,316,834 R.), Olivenöl (3,708,405 R.), Indigo (3,215,827 R.), Kaffee (2,737,042 R.), Wein in Fässern (2,202,202 R.), Wolle (2,162,539 R.), Thee (1,963,137 R.), Gußeisen (1,908,512 R.), Taback (1,859,512 R.), Wollenfabrikate (1,534,657 R.), Kerosin (1,182,883 R.) ꝛc. Werth der Exportwaaren: 47,327,711 R. (1,668,357 R. weniger als 1868). Hauptartikel: Getreide (9,486,338 R.), Hanf (5,090,934 R.), Talg (4,803,560 R.), Flachs (3,775,520 R.), Borsten (1,873,279 R.), Pottasche (1,026,39 R.) u. s. w. — Bilanz: 69,116,876 R. zu Gunsten der eingeführten Waaren. — Gold und Silber wurden eingeführt für 554,026 R. (1,572,182 R. weniger als 1868) und ausgeführt für 8,436,517 R. (7,065,720 R. mehr als 1868).

Die zweite Stelle nimmt Riga ein. Im Jahre 1869 betrug der Werth der Ausfuhr 30,577,011 Rubel, also 3,188,429 Rubel mehr als im vorigen Jahre. Der Einfuhrwerth belief sich auf 18,393,839 R., demnach 8,032,662 R. mehr als im Jahre 1868. Es kamen außer den Kabotagefahrzeugen 2314 Schiffe an und 2325 gingen ab. Barken waren nur 144.

Was die Handelsbewegung Pernaus 1869 betrifft, so entnehmen wir folgende Zahlen der „Pernauschen Zeitung". Der Export betrug mit 92 Schiffen ins Ausland: Flachs 356,913 Pud 35 Pfd., Flachsheede 23,494 Pud, Leinsaat 22,493⅓ Tschetw., Gerste 12,207 Tschetw., Viehknochen 1783 Pud 20 Pfd., Holzwaaren für den Werth von 3708 Rubel und verschiedene andere Waaren für den Werth von 3708 Rubel, zusammen im angegebenen Werthe von 2,610,289 Rubel 40 Kopeken. Der vom Zoll bereinigte Import betrug mit 82 Schiffen aus dem Auslande: Salz 204,849 Pud 38 Pfd., Heringe 8410½ Tonnen, Steinkohlen 105,530 Pud 20 Pfd. ꝛc., zusammen für 149,234 Rubel 62 Kopeken. Aus inländischen Häfen langten an: 18 Schiffe und 116 Küstenfahrer, zusammen 134. Dahin gingen ab 42 Schiffe und 47 Küstenfahrer, zusammen 119. Die Schifffahrt wurde am 1. April eröffnet und dauerte bis zum 16. December.

Sehr zurückgegangen ist Libau. Trotz seines guten Hafens hat es im Jahre 1869 für nicht mehr als 325,078 Rubel Waa-

ren seewärts einführen und für 624,170 Rubel ausführen können, ein erstaunlich geringer Umsatz für einen der wichtigsten baltischen Häfen. Libau, das zur herzoglichen Zeit, namentlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts, einen sehr bedeutenden Handel trieb, ist später immer mehr von seinen mächtigeren Rivalen Riga, Königsberg und Memel eingeklemmt worden. Nicht einmal eine Chaussee führt ins fruchtbare Kownosche Gouvernement oder ins Innere Kurlands. Jetzt erwarten die Libauer das Heil von der im Bau begriffenen Eisenbahn.

Verfolgung der Protestanten in Mexico. Vor länger als zehn Jahren sagte ein reinblütiger Mexicaner aus Durango dem Schreiber dieser Zeilen buchstäblich Folgendes: „Unser Land wird niemals aus der Barbarei und Anarchie herauskommen; wir haben zu viele Elemente der Rohheit und Barbarei, die alle ganz entfesselt sind. Von Ordnung wird niemals die Rede sein können, ohne den strengsten Zwang; es ist albern, bei uns von Freiheit und Republik zu sprechen. Von Bildung ist keine Spur in den Massen, die in mehr als zwanzig verschiedenen Sprachen reden, einander nicht kennen, sich völlig fremd sind, und von denen fünfzehn braune oder gelbe Leute auf einen Weißen kommen. Das ist ein Unglück und nicht abzuändern. Wir haben aber noch einen andern Fluch im Lande, und das ist die Hierarchie der Pfaffen; diese sind das scheußlichste Gift." Dann folgten spanische Kernflüche, die ich hier nicht wiederholen will. Der Mexicaner hatte ganz recht; aber derselbe Fluch lastet auch auf dem ganzen ehemals spanischen Amerika mehr oder weniger verhängnißvoll. Erheben sich doch da und dort sogar Stimmen, welche die Inquisition wieder eingeführt wissen wollen. Die Pfaffen fanatisiren insbesondere das weibliche Geschlecht. Ueberall schleichen sich die Jesuiten wieder ein; in Ecuador spielen sie eben jetzt die größte Rolle und haben die Religionsfreiheit aus der Verfassung gestrichen; in Brasilien haben sie den Kaiser völlig umgarnt und ihn bereits in hohem Grad unpopulär gemacht. In Mexico hat die heillose Geistlichkeit im Namen des wahren Christenthums Protestantenhetzen in Scene gesetzt. Es liegt darüber ein Schreiben aus Puebla de los Angeles vom 10. December 1869 vor, das einen Einblick in die Umtriebe gestattet. Dort hatten etwa vierzig eingeborene Mexicaner eine evangelische Gemeinde gebildet und Wochenversammlungen gehalten. Sie vertheilten keine Heiligenlegenden und dergleichen, sondern Bibeln und Erbauungsschriften in spanischer Sprache, die sie, wie es scheint, von irgend einer nordamerikanischen Propaganda erhielten. Nun ließen die Geistlichen Plakate an die Kirchenthüren schlagen und bedrohten Jeden, der ein protestantisches Buch lesen würde, mit dem Bannfluche; sie ließen auch katholische Missionäre aus der Hauptstadt Mexico kommen, und es wurden an jedem Tage Abendpredigten nicht bloß gegen die Ketzer gehalten, sondern auch gegen die liberale Regierung, welche die Ungläubigen dulde. Die Protestanten in Puebla hatten eine verfallene Kapelle zum Geschenk erhalten und ein kleines Haus neben derselben gekauft. Als am 28. November dort ihrer neun zur Andacht versammelt waren, erfolgte ein Angriff von Seiten eines aufgehetzten Pöbelhaufens, der, mit Messern, Pistolen und Steinen bewaffnet, einen Angriff auf sie machte, die Thür einschlug und eine im Saale befindliche Bibel in Stücke riß; im Nebenzimmer wurden sechzig Dollars und Kleidungsstücke geraubt und alle Bibeln, welche man dort vorfand, auf die Straße geschleppt. Dort wurden sie verbrannt, während man die Protestanten steinigte, nachdem man sie die Treppe hinuntergeworfen hatte. Erst spät kam Polizei herbei. Die fanatisirte Masse durchzog die Straßen unter dem Rufe: „Tod den Protestanten und der liberalen Regierung." Mexico hat den ganzen Katechismus der Anarchie erschöpft, da nun auch religiöse Verfolgungen nicht ausbleiben. Im Anfange des Februarmonates waren an verschiedenen Theilen des Landes gleichzeitig nicht weniger als neun Revolutionen im Gange.

* * *

— Nach den Berufsclassen war im preußischen Staate (laut der Zählung vom 3. December 1867) die 23,971,462 Seelen betragende Bevölkerung in folgender Weise vertheilt. Von der Landwirthschaft lebten 11,809,675 Personen, also 50 Procent; vom Berg- und Hüttenbau 628,284; von Industrie und Bauwesen 2,964,749; vom Handel 830,494 und vom Verkehr 1,264,319; von persönlichen Diensten 2,017,192; von Erziehung und Unterricht 226,471; Armee und Marine 291,716; ohne Beruf 802,668. — In den Städten leben, Lauenburg eingeschlossen, 7,452,722 Personen oder 31,2 Procent; auf dem Lande 16,568,593, also 60,8 Procent.

— Der Kaiser von Rußland hat in seiner Privatkanzlei, in der Controlexpedition, statt der bisherigen männlichen Beamten neun Controleurgehülfinnen angestellt.

— Von der St. Petersburg-Helsingfors-Bahn ist die Strecke zwischen der russischen Hauptstadt und Wiborg dem Betriebe übergeben worden.

— Der unterseeische Telegraph von Bombay über Aden nach Suez ist am 23. März auf seiner ganzen Strecke glücklich gelegt worden. Europa ist nun nicht mehr von der indisch-mesopotamisch-persischen Linie abhängig, über deren Unregelmäßigkeit viele Klagen erhoben worden sind. Im Hinblick auf die Concurrenz scheint man überhaupt auch den Telegraphen gen Osten den Dienst in gute Ordnung gebracht zu haben. Der Secretär der „Indo-europäischen Telegraphen-Compagnie" in London (es ist die Siemenslinie durch Preußen, Rußland und Persien) machte am 21. März bekannt, daß diese Linie nichts zu wünschen übrig lasse. An diesem Tage traf Schlag 2 Uhr Mittags in London ein Telegramm ein, das in Indien um 12 Uhr 26 Minuten desselben Morgens aufgegeben worden ist.

— Die Gesetzgebung des nordamerikanischen Territoriums Wyoming hat jüngst ein Gesetz angenommen, welches den Frauen das Stimmrecht verleiht. Die Territorialbehörden haben in Folge dessen verfügt, daß die Frauen nun auch Aemter bekleiden und als Geschworene fungiren können und sollen. Für den Märztermin standen die Namen von 12 Frauen auf der Jurylifte.

— Bei Asuncion in Paraguay ist eine Schwefelgrube entdeckt worden.

— Australien hat bekanntlich ein sogenanntes excessives Klima, und nicht selten erreicht im dortigen Hochsommer die Hitze eine fast unerträgliche Höhe. So zeigte am 20. December 1869 der Thermometer auf der Sternwarte zu Melbourne 108,4 Grad Fahrenheit im Schatten, und an einigen anderen Plätzen in der Colonie Victoria war die Hitze noch beträchtlicher. Einige Tage vorher hatte ein glühend heißer Wind volle 72 Stunden lang angehalten und den Getreidefeldern großen Schaden zugefügt.

— Zu Sydney, der Hauptstadt von Neusüdwales, warf am 28. Februar das Clipperschiff „Patriarch" Anker; es hatte die Fahrt aus England nach diesem australischen Hafen in 67 Tagen gemacht; es ist die kürzeste, von der man Kunde hat.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XVII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien.

I.

Die Menschenopfer der Chonds. — Ein indischer Radscha auf der Reise. — Frühe Verheirathungen. — Diamantgruben. — Zigeuner. — Buntes Treiben in Haiderabad. — Ein Ritt durch die Stadt der Mohammedaner. — Ausflug nach Golkonda. — Ein Heiligenfest in Mutati. — Tanz der Bayaderen.

Unsere Leser sind mit den Wanderungen bekannt, welche Grandidier auf der Insel Ceylon gemacht hat („Globus" XVI, S. 305 ff.); sie kennen auch seine Schilderungen der Stadt Calcutta und des heiligen Tempels von Puri Dschagganatha. Heute wollen wir ihn auf der Reise begleiten, welche er von Kattack in Orissa, also vom Deltagebiete des Mahanaddy am Bengalischen Meerbusen nach Haiderabad, Golkonda, und von dort an die Küste zurück nach Madras unternahm.

Wer in Indien Gegenden durchwandert, welche noch nicht von Eisenbahnen oder den großen Straßen durchzogen werden, hat gewöhnlich Klage über die Hamals zu führen, das heißt, über die Palankinträger, auf deren Pünktlichkeit meist nicht zu rechnen ist. Als Grandidier gegen Abend aufbrechen wollte, hatten sie ihn im Stiche gelassen und mußten von Polizeileuten zusammengeholt werden. In den heißen Monaten zieht man das Reisen bei Nacht vor. Von Kattack aus führte der Weg durch Dschengeln (Hoch- und Gestrüppwald), in welchen einige Tage vorher ein Bauersmann von einem Tiger zerrissen worden war. Deshalb hatten die Hamals Furcht und waren erst gegen drei Uhr Morgens durch Strafandrohungen zu bewegen, ihre Pflicht zu thun. Sie liefen in kurzem Trabe, sangen aber nicht, was sie sonst zu thun pflegen, sondern schrien aus Leibeskräften, um den Tiger zu verscheuchen.

Der Weg führt durch das Gebiet der Kondhs oder besser Chonds, jenes merkwürdigen Volksstammes im westlichen Orissa, der bis auf die jüngste Zeit das Menschenopfern ganz systematisch als eine Art von religiöser Verpflichtung trieb. Nicht ohne große Mühe ist es den Engländern gelungen, diesem Brauche zu steuern; sie trafen dabei auf um so größere Schwierigkeiten, weil es sich eben um eine religiöse Anschauung handelte. Denn, so meinten die Chonds, ohne Menschenopfer sei die Gottheit, welche Regen aus den Wolken strömen läßt, nicht zu versöhnen, und es werde Dürre und Hungersnoth eintreten. Aber der Segen auf den Feldern bleibe nicht aus, wenn man das an einen Pfahl befestigte Opfer zerstückele, so daß die Sonnenstrahlen auf das Blut fallen. Jeder Anwesende nahm ein Stück Fleisch und lief so rasch als möglich nach seinem Acker, der mit einigen Blutstropfen besprengt wurde*).

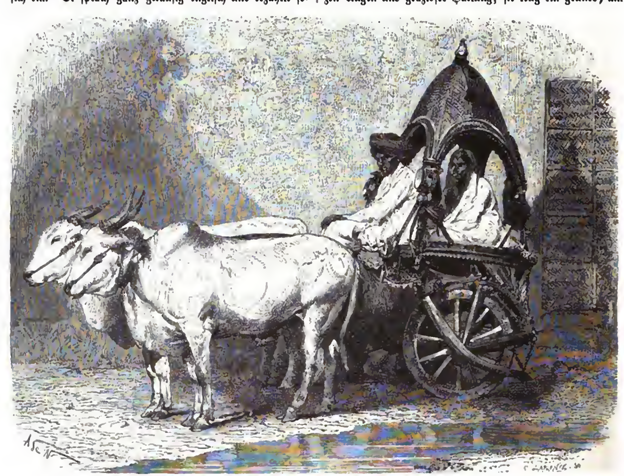
Am folgenden Tage begegnete der Reisende einem indianischen Fürsten, dem Radscha von Wisianagram, der sich auf Anrathen seines Astrologen nach Benares begab, um dort an einem glücklichen Tage die Hochzeit seiner Tochter

*) Vergleiche „Globus" Band XIII, S. 129. 171 ff., wo diese Meriahs, nach den Mittheilungen des Obersten Campbell, ausführlich geschildert worden sind. Sodann in Band X, S. 13 ff. „das Volk der Chonds im ostindischen Orissa, eine ethnographische Skizze," mit Illustrationen.

zu feiern. Der Europäer ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und vernahm zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß der Radscha nur in aller Eile und sehr einfach reise. Allerdings hatte er nur 400 bis 500, theils von Zebus, theils von Büffeln gezogene zweiräderige Wagen bei sich, nur 3000 Packträger, ein halbes Tausend Reiter, etliche Hundert Lanzenträger zu Fuß und 10 Elephanten. Natürlich fehlte eine zahlreiche Musikbande nicht; sie eröffnete den Zug, der wirklich nur etwa sechs Stunden bedurfte, um in höchst malerischer Unordnung an dem Reisenden vorüberzupassiren!

Der Radscha, welcher sich nebst seiner Familie unter einigen großen Zelten gelagert hatte, lud den Europäer zu sich ein. Er sprach ganz geläufig englisch und erzählte sogleich einige Jagdgeschichten. Vor einigen Tagen hatte er einen Tiger erlegt, war aber dabei nicht in die allergeringste Gefahr gekommen, denn er hatte in einem eisernen Käfig Posto gefaßt und dort das wilde Thier erwartet, welches unter Trompeten und Pauken die Treiber ihm in die Schußweite jagten. Sehr lieb waren ihm seine Guepards, diese kleine Pantherart, die sich zähmen und sehr gut zur Antilopenjagd verwenden läßt.

Das Zelt der Rani (d. h. der Fürstin) und ihrer Tochter war mit einem rothen Tuchverschlag umgeben, so daß die Damen sich, ohne von der Menge gesehen zu werden, im Freien aufhalten konnten. Grandidier schildert die Rani als eine hübsche junge Frau mit hellem Teint, funkelnden schwarzen Augen und graziöser Haltung; sie trug ein grünes, mit

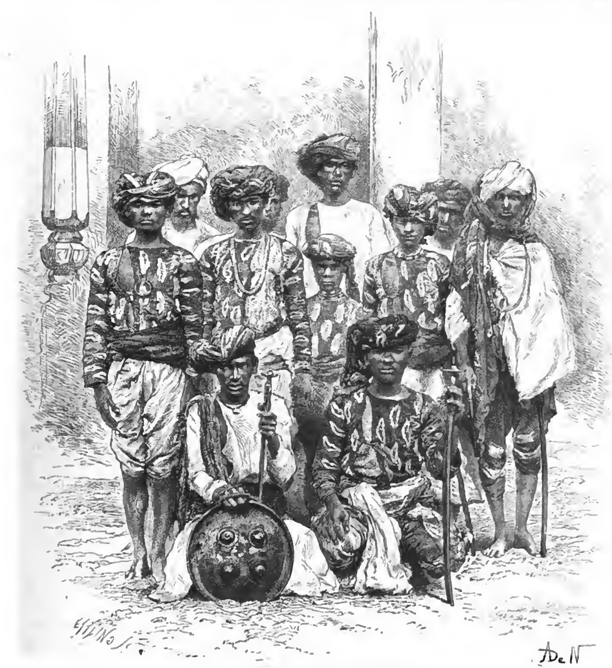


Reisewagen einer reichen Hindufrau.

Gold gesticktes Sammetjäckchen. Die Braut, welche bereits fünf Jahre alt war, blieb unsichtbar. Ein Mädchen von Kaste wird in Indien so früh als möglich verheirathet, bleibt dann aber bis zur Mannbarkeit bei ihren Eltern. Ein Mädchen, das nicht in frühen Kinderjahren verheirathet ist, gilt als ein Schimpf und eine Schmach für die Familie, und früher ist es gar nicht selten vorgekommen, daß solch ein unglückliches Geschöpf der blutdürstigen Göttin Kali geopfert wurde. Das englische Gesetz ist gegen solche Barbareien sehr streng, kann aber nicht verhindern, daß sie dann und wann insgeheim verübt werden. „Ich sah in Calcutta einen Vater, der vor Gericht stand, weil er Vorkehrungen getroffen hatte, um seine Tochter zu opfern; das Mädchen war schon zwölf Jahre alt und hatte noch keinen Mann. Um diese Schande abzuwenden, hatte der Vater die Tochter in einen Kahn gesetzt und diesen an einer unbewohnten Gangesinsel befestigt. Am vierten Tage sollte das Opfer stattfinden, auf welches viele fromme Orthodoxe schon warteten. Da erfuhr die Polizei von dem Vorfalle und schritt ein. Aber was ist aus dem von der Kaste und der eigenen Familie verstoßenen Mädchen geworden?"

Der Weg führte über Tschikakole (18° 18′ N.), das etwa 50,000 Einwohner zählt, über Wisagapatam, das hübsche Arbeiten aus Hirschhorn in den Handel liefert, nach Radschamandry, das an der Spitze des Godaverydeltas liegt. Von dort führt ein seit 1859 vollendeter Canal nach Ellora. Es ist ein Verdienst der Engländer, daß sie in diesen Gegenden mehrere Canäle hergestellt haben; dieselben dienen theils zur Bewässerung, theils erleichtern sie den Waarentransport.

Von Bedschuarra aus schlug Grandidier die Richtung nach Westen ein, um nach Haiderabad zu gehen, der Hauptstadt des Gebietes, welches der Nizam, einer der mächtigsten unter den eingeborenen Fürsten, beherrscht. Auf dem Wege, welcher dorthin führt, liegen mehrere Diamantgruben, z. B. bei Ganiatkar, Kodawetty-Kalln und Ghane Pattiala; die letzteren sind am berühmtesten; sie liegen am linken Ufer des Krischna, in dem vormaligen Strombette. Dort sieht man viele kreisrunde Löcher, die nur ein paar Fuß Tiefe haben, und neben welchen Massen von Kies, Quarz, Pudding und anderm Gestein aufgehäuft sind. Gegenwärtig ist die Zahl der Diamantgräber nur gering, und jeder arbeitet auf eigene Hand. Der Landesherr erhebt von ihnen eine starke Abgabe selbst auf dem Territorium, welches



Typen von Mohammedanern in Haiderabad.

er den Engländern abgetreten hat. In diesen einst so berühmten Gruben hatte man in den letztverflossenen fünf Jahren keinen einzigen Diamanten gefunden, dessen Werth 12 Thaler überstiegen hätte.

Grandidier fand auf dem Wege nach Haiderabad weite Einöden, eine geringe Anzahl von Dörfern, spärlichen Ackerbau und hin und wieder ein kleines, von viereckigen Thürmen flankirtes Fort, und diesen Anblick gewährte das Land auf einer Strecke von etwa dreißig deutschen Meilen. Eines Tages begegnete ihm im Walde eine Truppe von Zigeunern; man bezeichnet sie als Brindscharis oder Lombardys; sie brachten Salz aus dem Innern und hatten eine Anzahl Zebus damit beladen. Die Frauen trugen einen bis auf die Fußknöchel herabfallenden Rock aus dickem Wollenstoffe; er war roth und oben wie unten mit grellfarbigen Streifen besetzt. Auf der Brust wird ein Jäckchen von ge-

würfeltem Muster getragen, während der Rücken nackt bleibt. An den Füßen hatten sie schwere Ringe, deren äußere Seite ausgezackt war; in den Ohren hingen Metallkugeln an einer kleinen Kette, an der Nase waren Ringe befestigt, die Arme waren mit gläsernen und silbernen Ringen verziert. Unter den jungen Mädchen waren einige wirklich schön. Diese indischen Zigeuner werden geboren, leben und sterben in den Wäldern, und schlafen niemals in einem Gebäude. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Transportiren des Salzes, daneben treiben sie aber auch den Kinderdiebstahl als Handwerk.

Etwa sechs deutsche Meilen von Haiderabad hört die Einöde auf, der Boden wird uneben, ist aber auch jetzt noch nicht fruchtbar, doch sieht man hin und wieder einige Palmengruppen. Zwei Wegstunden von der Stadt liegt Sikanderabad, das Cantonnement der britischen Truppen; gewöhnlich stehen 5000 Mann dort, wovon 2000 Europäer sind. Die Engländer haben sich ganz behaglich eingerichtet; alle Bangalos, in welchen Offiziere wohnen, sind von Gärten umgeben; sie haben ein Arsenal, zwei protestantische Kirchen, ein Liebhabertheater, einen Ballsaal und sehr hübsche Casernen. Diese sind auf Kosten des Nizam gebaut worden; dieser zahlt auch jenen 5000 Mann, welche zu seinem „Schutze" dort sind, d. h. ihn zu überwachen haben, regelmäßig den Sold aus. Die englische Regierung unterhält am Hofe des Nizam einen Residenten, dessen Wohnung neben dem mohammedanischen Stadttheile liegt; es ist ein hübsches Gebäude in einer Art griechischen Stils und von schönen Bäumen umgeben.

Grandidier erhielt vom Residenten ein Einführungsschreiben an den Nawab Salar Dscheng, der Dewan, d. h. Premierminister, des Nizam ist. Dieser letztere kümmerte sich so gut wie gar nicht um die Regierung; es verdroß ihn, daß die Engländer strenge Aufsicht übten, auch ließ er sich nur selten, höchstens bei mohammedanischen Festlichkeiten, blicken, und verbrachte seine Zeit im Harem, „wo er eine sehr vollständige Sammlung von Frauen aller Farben und Nationen zusammengebracht hat."

Der Palast Salar Dscheng's hat kein imponirendes Aeußere, aber große Hofräume, in welchen Soldaten Wacht hielten, die sich ziemlich armselig ausnahmen. Das Innere war aber recht hübsch. Der Dewan empfing den Europäer in einer großen Halle, deren hölzerne Säulen mit allen möglichen Farben bemalt und mit Spiegeln behängt waren; auch bestand der ganze Plafond aus Spiegelscheiben; die Mobilien waren europäisch. Neben der Halle befanden sich zwei Säle, vor deren Thüren Matten hingen. In diesen Gemächern werden öffentliche Angelegenheiten verhandelt, dann und wann wird dort auch Recht gesprochen; wer diese Zimmer betritt, muß vorher die Fußbekleidung ablegen.

Der Dewan, damals im Alter von etwa 33 Jahren, war ein stattlicher, schlank gewachsener Mann, seine Gesichtsfarbe war sehr hell, sein Benehmen hatte etwas Nobles und Gewinnendes, sein Blick war intelligent. Er spricht und schreibt auch das Englische recht gut; er drückt sich aber nicht gern in der europäischen Sprache aus, weil er dadurch bei den fanatischen Mohammedanern Anstoß erregen würde. Er empfängt die Fremden im Namen des Nizam und läßt ihnen den prachtvollen Garten Barra Durraeh zeigen, welcher der Obhut eines Europäers anvertraut ist. Dort machen die Gruppen von Kokospalmen einen angenehmen Eindruck. Das Gartenhaus enthält einen Speisesaal, in welchem 300 Personen Platz finden; er ist mit arabischen Säulen verziert und hat auf der Vorderseite ein großes Wasserbecken mit einer großen Menge von Fontänen; auf einer Terrasse werden Feuerwerke abgebrannt, die bei allen orientalischen Festlichkeiten unentbehrlich sind. Der Dewan hält im Garten zwei zahme Tiger, einen Gueparb, ein fliegendes Eichhörnchen aus Java, Damwild und noch allerlei andere Thiere; er hat eine förmliche Menagerie. — Bemerkenswerth im Palaste des Premierministers war ein Museum, das eine Sammlung aller Fabrikate des Dekhan enthielt, welche von Eingeborenen verfertigt werden; sodann findet man alle Pflanzenproducte Indiens und die beim Volke gebräuchlichen Arzneimittel. Sehr hübsch sind die lackirten Holzwaaren, welche Kornul liefert, die mit Silber eingelegten Metallgefäße aus Bidar, Marmorstatuetten aus dem Pendschab, durchsichtige aus Seide und Silber gewebte Stoffe aus Aurangabad; dann das Kinkab, ein mit Goldmustern verziertes Seidenzeug, das in Haiderabad selbst verfertigt wird, und die Filigranarbeiten aus Kattack.



Ein. Fakir.

Ein Europäer darf ohne besondere Erlaubniß des Premierministers die mohammedanische Stadt nicht betreten. So befehlen die englischen Behörden, und sie haben guten Grund dazu, weil die Giaurs, die ungläubigen Christen, inmitten der fanatischen Muselmänner der größten Gefahr ausgesetzt sind, Leib und Leben zu verlieren. Grandidier erhielt vom

Dewan jene Erlaubniß und konnte sich obendrein zweier der schönsten Elephanten des Nizam bedienen.

Haiderabad ist arm an großartigen Bauwerken; Erwähnung verdienen nur der Tschahar Minar und die Dschama Mesdschid. Der erstere ist ein viereckiges, von vier hohen Minarets flankirtes Gebäude; auf jeder Seite ist ein breites und hohes Thor, in der Mitte befindet sich eine Fontäne. Vor der großen Moschee liegt ein Teich, in welchem die Gläubigen ihre Abwaschungen vornehmen; am Ufer sieht man mehrere mit einem Gitter umgebene Gräber.

Eine Wanderung in der Stadt selber bietet für den europäischen Reisenden ein hohes Interesse. Haiderabad hat ein ganz und gar asiatisches Gepräge. Die Zahl der Einwohner beträgt zwischen 200,000 und 300,000, und das Gewirr auf den Straßen, in welchen die Menschenmenge sich drängt, ist ungemein bunt. Da gehen Männer mit verschiedenen, manchmal mit Goldstickereien verzierten Turbanen, in weißen Baumwollengewändern oder in seidenen Röcken. An ihnen vorbei drängt sich der gewöhnliche Arbeiter, der nur mit einem Lendenschurze bekleidet ist. Man sieht Frauen, welche lange, eng anliegende Beinkleider und ein Gewand tragen, das kaum die Brust verhüllt und den Rücken bloßläßt; aber vor dem Gesichte tragen sie eine Drahtmaske, welche nicht einmal die Augen sehen läßt. Den Hindu erkennt man sofort an dem Zeichen der Kaste oder Secte, welches er vor der Stirn angebracht hat; der Kaufmann sitzt vor seiner mit Waaren des Orientes wie des Abendlandes angefüllten Bude und wartet auf Kunden. Die meisten Männer führen Säbel und Dolche, auch wohl ein Luntengewehr. Da kommen Elephanten durch die Menge; da sind Wagen mit reichen Draperien behängt. Hinter dem Wagen zieht ein Gefolge, oft 30 bis 50 Mann, Bewaffneter einher; ihren Zug eröffnet ein Krieger, der einen grünen Kranz trägt, und mit demselben andeutet, daß ein vornehmer Mann im Wagen sitze. Man sieht auch vergoldete, dicht verschlossene Palankine, neben welchen Männer mit gezogenem Säbel



Frommer Bettler.

gehen; sie würden einen Neugierigen, der sich zu nahe heranwagte, auf der Stelle empfindlich züchtigen. Haiderabad hat sich von allen indischen Städten am meisten das Gepräge des echt Orientalisch-Indischen bewahrt. Häuser der Edelleute und des gewöhnlichen Volkes stehen bunt neben einander, und wer die Verhältnisse nicht näher kennt, würde kaum ahnen, daß hinter mancher unansehnlichen Mauer sich eine mit aller Pracht des Orientes geschmückte Wohnung befindet.

Während ich, schreibt der Reisende, mich in diesem höchst malerischen Gewühl umhertrieb und wohl bemerkte, daß man den europäisch gekleideten Mann nicht mit günstigen Blicken betrachtete, fiel mir insbesondere ein muselmännischer Heiliger auf. Er trug einen buntfarbigen Mantel, einen spitzen Hut und hatte in der Hand eine kupferne Trompete. „Heilige" dieser Art üben in allen mohammedanischen Ländern einen großen Einfluß auf das Volk, und diese oft geradezu wilden und grimmigen Fanatiker haben auf dasselbe einen eben so bedeutenden als schädlichen Einfluß. Als er mich sah, stieß er sofort in seine Trompete, alarmirte die Vorübergehenden und begann, mich mit Worten und Gebärden zu beschimpfen. Glücklicherweise konnte er nicht handgreiflich werden, weil ich hoch oben auf dem Elephanten saß, aber in der Volksmenge zeigte sich doch eine bedenkliche Stimmung. Jetzt begriff ich sehr wohl, weshalb es den Engländern von ihrer eigenen Obrigkeit verboten worden ist, Haiderabad zu besuchen. Neben solchen mit allerlei bunten Lappen bedeckten muselmännischen Heiligen begegneten mir auch indische Fakire; sie gingen fast nackt und hatten sich mit weißen Streifen beschmiert. Auch sie sind fanatisch gegen die Europäer eingenommen und würden den ersten besten der verhaßten Fremdlinge ohne Bedenken bei Seite schaffen, wenn sich günstige Gelegenheit dazu fände.

Die Straßen in Haiderabad sind so eng, daß ich mehr als einmal Gefahr lief, an die Balcons zu streifen. Sehr oft begegneten mir Elephanten, die theils mit Holz und Lebensmitteln beladen waren, theils sogenannte Haudas trugen, Matratzen und Sitze verschiedener Art, auf welchen vornehme, in Seide gekleidete Herren gemächlich Platz genommen hatten. Jeder Elephant trägt ein Glöckchen am Halse, damit Reiter und Kameele auf der richtigen Seite ausweichen.

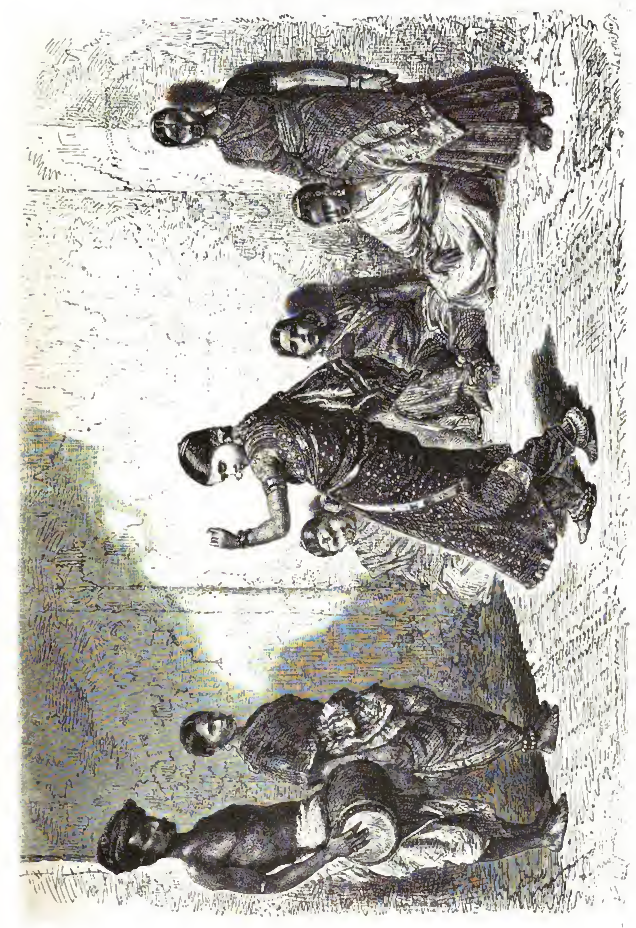
Am andern Tage standen vor meiner Thür schon in aller Frühe zwei Elephanten, die mir zu einem Ritt nach Golkonda zur Verfügung gestellt worden waren. Diese Stadt liegt nur 3 bis 4 Stunden von Haiderabad entfernt; in dem dortigen Fort befindet sich die Schatzkammer des Nizam, der, als echter Orientale, eine große Vorliebe für Diamanten und Perlen hat. Außerhalb der Ringmauer bemerkt man eine Gruppe von Grabmälern, unter welchen Fürsten aus der Dynastie des Kutub Schah ruhen. Von der alten, einst hochberühmten Stadt Golkonda sind zumeist nur noch Trümmer übrig; man sieht mehr Grabmäler als Häuser, und auch von jenen sind viele im Verfall. Manche waren früher mit einer steinernen Mauer umzogen; alle gleichen einander; auf einem Unterbau von Granit steht ein viereckiges Gebäude, zu welchem sechs Stufen hinaufführen. Jede Seite des Grabgebäudes hat sieben Bogen von je zwölf Fuß Breite; oben in der Mitte ist eine Rosette angebracht. Die beiden letzten Arkaden werden von massiven Pfeilern getragen und sind zugemauert worden. Auf der ersten Unterlage erhebt sich, etwas zurücktretend, ein anderes, gleichfalls viereckiges Gebäude, halb aus Stein, halb aus Ziegeln und mit Kalk beworfen. Die Winkel werden von achteckigen Backsteinpfeilern gebildet; diese sind Träger kleiner Minarets, welche nach oben in fünf kleine Kugeln auslaufen, von denen die größte sich im Centrum befindet; alle sind durch eine kleeblattartige Verzierung mit einander verbunden. Diese zweite Etage hat eine sphäroidale Kuppel von der Art, welche wir bei so vielen Denkmälern der arabischen Kunst finden. In einem großen, durchaus schmucklosen Gemache befindet sich das Mausoleum; es ist aus schwarzem Stein verfertigt, hat Inschriften aus dem Koran und macht in dem großen, weiß angetünchten Saal eine große Wirkung. Verschiedene Theile des Monumentes, z. B. die Basis der Kuppel, sind mit emaillirten Ziegelsteinen bekleidet. Die meisten derselben sind von englischen Touristen mitgenommen worden; diese biederen Briten haben auch dort ihren vandalischen Gelüsten nicht widerstehen können.

Der Reisende besuchte auch den großen Teich von Mir Allan, der etwa eine deutsche Meile von Haiderabad entfernt liegt. Ein großer und schöner Damm durchschneidet in der Quere ein breites Thal; er ist halbkreisrund, concav und besteht aus 23 Halbmonden; die mittlere Höhe dieses aus Granit aufgeführten Werkes beträgt 30, die Breite 160 Fuß, und das Ganze erschien als ein vortreffliches Muster jener Tangs oder Wasserbehälter, die für Indien von so großer Bedeutung sind. Von diesem Damm herab hat man eine Aussicht auf ausgedehnte, sehr fruchtbare Felder, welche mit dem aus dem Tang abgeleiteten Wasser berieselt werden; fern im Hintergrunde erglänzen die Kuppeln der vier Minarete des Tschahar Minar; zur Linken sind die hellen Linien der weiß angetünchten Casernen von Sikanderabad sichtbar; sie heben sich von dem Grün der Bäume ab, welche dem Ufer des Mussaflusses entlang in üppiger Fülle wachsen. Im Hintergrunde des Teiches endlich sind die Hügel mit Granitblöcken gleichsam übersäet, und diese wilde Scenerie bildet einen scharfen Contrast gegenüber der anmuthigen Culturlandschaft. —

Mutali ist ein etwa zwei deutsche Meilen von Haiderabad entferntes Dorf. Die Gläubigen hatten dort eben ein großes Fest zu Ehren eines mohammedanischen Heiligen veranstaltet, der einst gen Himmel gefahren und so freundlich gewesen war, auf einem Hügel seine Fußspur zurückzulassen. Die Frommen haben dort eine Moschee gebaut und manche vornehmen Leute besitzen in der Nähe kleine Landhäuser, in welchen sie während der beiden Festtage ihr Unterkommen haben.

Es ging während derselben hoch her. Grandidier sah Hunderte von Elephanten, die mit rothen, goldgestickten Decken belegt waren; ihre Stirn war mit einem grünen Halbmonde und anderen Emblemen des Islam bemalt; die Reiter trugen prachtvolle Seidengewänder und das Ganze bildete für einen Europäer ein höchst interessantes Schauspiel. Vor jedem Thiere lief eine Anzahl mit Flinten bewaffneter Soldaten einher; sie trugen brennende Lunten in der Hand und riefen Titel und Würden ihrer Gebieter aus. Weiterhin sah man Fuhrwerke, zum Theil von sonderbarer Gestalt, die mit hübschen Draperien behängt waren; in denselben saßen Bayaderen; alle waren reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt und sangen muntere Weisen zum Tone der Cymbeln und Trommeln. Ueberall ein Gedränge von Palankinen, Kameelen und Fußgängern. Alle Häuser waren mit Papierlaternen illuminirt, und durch diese bunten Verzierungen wurde das echt Orientalische dieser Scene wo möglich noch erhöht. Merkwürdig war das, man kann wohl sagen, verständige Benehmen der Elephanten, welche in diesem dichten Gewühl umhergingen, ohne einen Menschen zu verletzen. Wenn Jemand nicht gehörig auswich, gab ihm das kluge Thier mit dem Rüssel einen leisen Schlag auf die Schulter und ging dann erst weiter.

Am Abend fehlte es nicht an Nätsches, das heißt Tänzen der Bayaderen. Bekanntlich ist der Tanz der



Bayaderen in Haiderabad.

Orientalen von dem unsern ganz verschieden, eine einfache Mimik, die oft von einem schleppenden, monotonen Gesange begleitet wird. Einige Männer schlagen auf Trommeln und Cymbeln und begleiten solchergestalt die Bewegungen der Tänzerinnen, während einige andere Bayaderen, die ruhig dastehen oder sitzen, den Tact mit den Händen schlagen und im Chor singen. Insgemein ist, wie unsere Illustration zeigt, nur eine Tänzerin in Thätigkeit; sie stampft den Boden mit den Füßen, die mit allerlei Schellen und Klappern behängt sind. Sie dreht sich um sich selbst und giebt sowohl ihren Armen wie dem ganzen übrigen Körper eine schwingende Bewegung. Einem Engländer kommt das nur seltsam und befremdend vor; Gefallen kann er an einem solchen „Tanz“, in welchem keine Harmonie ist, nicht haben.

Der Gesang besteht gewöhnlich in einem einfachen Recitativ; während desselben stößt die Bayadere dann und wann schrillende Töne aus, welche sie, gleich einer Lerche, in die Luft schmettert. In Europa hat man so viel von der Grazie und vom Tanze der Bayaderen gelesen und gehört, und diese Mädchen sind so oftmals als bezaubernde Schönheiten hingestellt worden, daß man gründlich enttäuscht ist, wenn man nun ihren Tanz selber sieht und diese Gesänge hört, denen all und jeder Wohlklang fehlt. Reich gekleidet sind diese Bayaderen allerdings und auch sehr anständig, viel anständiger als die Frauen, welche man auf den Straßen sieht.

Wenn man übrigens den Tanz der Orientalen richtig würdigen will, so muß man wohl erwägen, daß in heißen Ländern, wo Leib und Geist vor Allem Ruhe haben wollen, Tanz und Ballet nach europäischer Weise und unsere Trompeten-, Trommel- und Paukenmusik übel angebracht wäre. Bei uns ist das Tanzvergnügen eine Art von Arbeit, die Bayadere hingegen hat keine Anstrengung und fühlt sich nicht ermüdet. Wenn man ihre Tänze öfter mit angesehen hat und sich in der Atmosphäre des Orientes einigermaßen heimisch fühlt, sieht man ihnen gern zu. Man sitzt da, raucht seine Hukah (Tabackspfeife), bläst träumerisch den Rauch in die Luft und fühlt sich wohl.

An jenem Festabend in Mutali gingen im Tanzsaale unablässig Diener umher, welche den Anwesenden aus silbernen, mit Gold damascirten Kannen Rosenwasser ins Gesicht sprengten; auch wurden Betel und allerlei Süßigkeiten herumgereicht. Erst gegen Mitternacht wurde Alles ruhig.

Ueber die ersten Spuren des Pferdes und Esels in ihrer Eigenschaft als Hausthiere*).

R. A. Sind Pferd und Esel schon von den ältesten historischen Zeiten an in Aegypten als Hausthiere vorhanden gewesen oder sind sie als solche erst später dort aufgetreten? Diese interessante Frage wurde kürzlich bei der Pariser Akademie der Wissenschaften durch einen Reisebericht Richard Owen's über Aegypten wieder angeregt. Owen nimmt ein ungefähr gleichzeitiges Erscheinen beider Hausthiere an und setzt dies in eine offenbar viel zu späte Epoche, in die Zeit kurz vor der Einwanderung der Hirtenkönige (Hyksos), also etwa 1900 bis 1800 vor unserer Zeitrechnung.

Diese Ansicht ist nur in Bezug auf das Pferd richtig. Denn in den zahlreichen wohlerhaltenen monumentalen Darstellungen aus der ältesten geschichtlichen Zeit (etwa 4000 v. Chr.), welche uns eine Menge von Scenen des täglichen Lebens und Abbildungen von Hausthieren bringen, begegnen wir nirgends dem Pferde. Ebenso fehlt das Pferd auf allen Darstellungen aus der folgenden Periode, welche man das „mittlere Reich“ nennt und welche sich von der 11. Dynastie des Manetho bis zu der Invasion der Hyksos erstreckt. Aus der nächstfolgenden Periode sind leider keine monumentalen Darstellungen auf uns gelangt, sobald dieselben aber, nach einer ziemlich langen Unterbrechung, mit der etwa 1800 Jahre vor Christus zur Herrschaft gelangenden 18. Dynastie wieder vorkommen, erscheint auf denselben das Pferd auch bereits als ein in Aegypten ganz allgemein benutztes Hausthier.

Der Esel dagegen kommt bereits ein Jahrtausend früher auf den allerältesten ägyptischen Monumenten vor; er ist in den Gräberstätten des „alten Reiches“ zu Gizeh, zu Sakkarah und Abusir sehr häufig abgebildet. Wer die ägyptische Abtheilung der Pariser Ausstellung von 1867 besucht hat, erinnert sich gewiß des von Mariette ausgestellten Abgusses von dem köstlichen Basrelief aus dem Grabmale des Ti (5. Dynastie), welcher eine Herde von Eseln darstellt. Von der 4. Dynastie an erscheint der Esel in Aegypten als ein ganz ebenso wie heute verwendetes Thier. In dem Grabmal des Schafra-Ankh zu Gizeh wird von einer Herde von 760 Eseln berichtet, welche auf den Gütern des Verstorbenen gezüchtet waren, eines hohen Beamten am Hofe des Erbauers der zweiten Pyramide von Gizeh, unter der 4. Dynastie; und in verschiedenen von Mariette aufgefundenen, noch nicht beschriebenen Grabkammern rühmen sich Grundbesitzer noch bedeutenderer Eselherden, die nach Tausenden zählen.

Gleiche Verhältnisse herrschten aber auch in dem benachbarten peträischen Arabien und dem südlichen Palästina, mit welchen das altägyptische Reich in zu engen politischen und Handelsverbindungen stand, um nicht von denselben das Pferd überkommen zu haben, wenn es in diesen Ländern überhaupt bekannt gewesen wäre.

Und so erblickt man denn auch unter den Wandmalereien des berühmten Grabes des Numhotep zu Beni-Hassan-el-Kadim die Ankunft einer Ammoniterfamilie abgebildet, nomadisirende Hirten von semitischem Stamme, welche die Absicht zeigen, sich mit ihren Herden in Aegypten unter einem der ersten Herrscher der 12. Dynastie, also ungefähr 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, niederzulassen. Als alleinige Lastthiere führen sie Esel mit sich, welche ihre Habseligkeiten und die Kinder tragen.

Das stimmt auch völlig mit dem Zeugniß des Buches der Genesis überein, dieses treuen und unschätzbaren Spiegels des Lebens der Patriarchen. Wo die Reichthümer der ersten Patriarchen aufgezählt werden, ist immer nur die Rede von ihren Kameelen und Eseln, von ihren Herden von Rindern und Schafen, aber niemals von Pferden, während dies Thier im Exodus bereits als im ganz allgemeinen Gebrauch stehend erscheint. Nur an einer Stelle geschieht im

*) Nach den Vorträgen von F. Lenormant, Milne Edward's und Faye in den Sitzungen der Pariser Académie des sciences vom 13. und 20. December 1869, 7. Februar 1870.

Buche der Genesis des Pferdes Erwähnung, da, wo berichtet wird, wie Jacob's Familie sich in Aegypten bei Joseph niederläßt *). Aber das bezieht sich auf die Zeit der letzten in jenem Buche erwähnten Ereignisse, auf die Epoche der letzten Hirtenkönige, und es stimmt dies Zeugniß auch bis auf einen ganz geringen Zeitunterschied mit der ältesten bekannt gewordenen Erwähnung des Pferdes auf einem ägyptischen Bauwerke vollständig überein. Diese Erwähnung geschieht in einem Satze der Inschrift des Ahmes, Sohnes von Abana, in welchem von dem Kriegswagen des Königs Ahmes, des ersten Königs der 18. Dynastie, die Rede ist.

Die einzige Andeutung, daß das Pferd bereits zu einer frühern Zeit in diesen Ländern Eingang gefunden, ist im 36. Capitel Vers 24 der Genesis. Dort wird erzählt, wie Ana, der Sohn des Zibeon und Vater der Ahalibama, welche als eine von Esau's Frauen aufgeführt wird, in der Wüste seines Vaters Esel hütet und bei dieser Gelegenheit „Maulpferde" findet, wie Luther übersetzt. Danach müßte das Pferd als längst hier einheimisch angenommen werden. Thatsächlich geschieht aber desselben bei den häufigen und detaillirten Angaben über die Herden der Erzväter nirgends Erwähnung, so daß festzustehen scheint, daß diese wenigstens das Pferd noch nicht hatten. Möglicherweise wäre auch eine bei den Schriftstellern des Alterthums nicht selten vorkommende falsche Benennung eines ihnen nicht genau bekannten Thieres mit einem ihnen geläufigern Namen anzunehmen.

Uebrigens ist auch noch in dem doch einer weit spätern Zeit angehörenden Buche Hiob bei den mehrfach vorkommenden genauen Aufzählungen der Herden nirgends von dem Pferde die Rede, während doch die unübertrefflich schöne poetische Schilderung desselben im 39. Capitel Vers 18 bis 25 eine genaue Bekanntschaft mit demselben voraussetzt.

Es geht aus diesen Zeugnissen also hervor, einmal, daß in Aegypten und Syrien der Esel als Lastthier ganz allgemein seit den ältesten historischen Zeiten verwendet wurde, dann aber, daß das Pferd erst in verhältnißmäßig sehr später Zeit, ungefähr gleichzeitig mit dem Auftreten der Hyksos in Aegypten, also etwa im neunzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, in den Ländern südwestlich des Euphrats bekannt wurde.

Monumente aus nur wenig späterer Zeit zeigen uns bereits den Gebrauch, von mit zwei Pferden bespannten Streitwagen herabzukämpfen, als einen bei der kanaanäischen Völkerschaft der Hethiter ganz volksthümlichen, welche auch bei dem Einbruch der Hyksos als herrschender Stamm erscheinen. Möglicherweise also haben sie das Pferd nach Aegypten und Syrien eingeführt.

Diese geschichtlichen Zeugnisse sind auch, wie Milne Edwards nachweist, ganz in Uebereinstimmung mit den Aufstellungen der Zoologie über den geographischen Verbreitungsbezirk des Geschlechtes Equus. Es ist danach als erwiesen anzunehmen, daß der Esel eine eigenthümlich afrikanische Gattung ist, die sich nur als Hausthier in Asien verbreitet hat, denn Alles, was alte wie moderne Reisende von wilden Eseln oder Onagern aus Syrien und Persien berichten, ist nur anwendbar auf den Hemippus, den Gour, Ghor Khur, den Kiang oder den Dschigetai, d. h. auf verschiedene Varietäten des Equus hemionus und nicht des Equus asinus.

Das Heimathland des Pferdes scheint nach Allem in Mittelasien und einem Theile Europas zu suchen, und es dürfte auch die Zähmung beider Geschlechter, des Pferdes und des Esels, in ihrer beiderseitigen Heimath stattgefunden haben, da, wo sie schon früher im wilden Zustande lebten, also die des Esels etwa in Oberägypten, die des Pferdes in Mittelasien im Bereich der indo-germanischen Völkerschaften. Wie die Hirtenvölker, unter deren Herrschaft das Pferd nach Aegypten eingeführt zu sein scheint, sich zu jenen indo-germanischen Stämmen verhielten, ist eine für den Alterthumsforscher sehr interessante, noch offene Frage.

Merkwürdig erscheint es übrigens, daß erst in verhältnißmäßig so später Zeit, unter den Hyksos, das Pferd über die offene Brücke des Isthmus von Suez nach Aegypten gelangte, dessen Klima, wie überhaupt das von ganz Nordafrika, ihm so günstig ist.

Ueber die Verwendung des Pferdes als Hausthier in seiner Heimath durch die arischen Völkerstämme kommen uns nicht, wie über die des Esels in Aegypten, die Zeugnisse von Bildwerken, Inschriften oder handschriftliche Nachweise erläuternd zu Hülfe, sondern lediglich die Untersuchungen der vergleichenden Sprachkunde. Aus diesen linguistischen Forschungen erhellt aber deutlich, daß die arischen Völkerschaften sich des gezähmten Pferdes in den allerältesten uns bekannten Epochen ihrer Geschichte bereits als Hausthieres bedienten, und zwar noch vor der Trennung ihrer östlichen und westlichen Stämme, also zu einer Zeit, wo dasselbe noch nicht nach Aegypten gelangt war. Die Wanderungen der arischen Stämme waren dann das wirksamste Verbreitungsmittel des Pferdes; erst spät, höchstens 2500 Jahre vor unserer Zeitrechnung, erhielten es die semitischen Völkerschaften.

Umgekehrt war zu eben jener Zeit bei den arischen Völkerschaften der Esel völlig unbekannt. Die verschiedenen arischen Nationen in Asien und Europa haben ihn, jede für sich, in einer viel spätern Zeit und in den Ländern überkommen, wohin ihre große Wanderung sie führte.

Durch die Semiten Mesopotamiens kam der Esel zu den Iraniern Persiens, und so gelangte er allmälig nach Indien, immer seinen semitischen Namen, das sichere Zeichen seiner Herkunft, beibehaltend. Von den Griechen aus verbreitete sich dann der Esel zu den Lateinern und den weiter nördlich wohnenden Völkerschaften; aber noch zu Aristoteles' Zeiten waren sie weder in Skythien noch selbst in Gallien zu finden (Arist. de gen. anim. II, 8).

Die Forschungen der Linguisten kommen also, übereinstimmend mit den Zeugnissen der monumentalen ägyptischen Darstellungen, zu dem Schlusse, daß für die beiden verwandten Geschlechter weit von einander entfernte Stammländer anzunehmen sind. Das aus den Hochebenen Innerasiens stammende Pferd beginnt mit den Wanderungen der Arier seinen Weg über die Welt und kommt erst spät zu den Semiten; umgekehrt aber erscheint der Esel als eine rein afrikanische, am Nil heimische Race; von dort aus gelangt er zunächst zu den benachbarten semitischen Völkerschaften und verbreitet sich von da im Laufe der Jahrhunderte über die ganze bewohnte Erde, um sich schließlich überall neben dem Pferde in häuslicher Dienstbarkeit zu finden.

*) 1 Mos. 47, 17. „Da brachten sie Joseph ihr Vieh, und er gab ihnen Brot um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Esel."

Ein Blick auf Centralasien.

Rivalität zwischen Russen und Engländern.

Von **Hermann Vambery.**

II.

Da man sich nach einer jahrelang verfolgten Politik der Friedfertigkeit und warmen Freundschaft gegenüber Rußland nicht plötzlich und auf einmal auf die Bahn des Argwohns begeben wollte, um vielleicht zu Hause nicht als Einer zu erscheinen, der aus dem einen Extrem in das andere verfällt, hatten es die englischen Staatsmänner für gut befunden, ganz mäuschenstill den Rückmarsch auf jene Straße anzutreten, welche 1838 in voller Belebtheit war. England fing nämlich an, ein heimliches Mißtrauen zu nähren, und ohne die zur Schau getragenen früheren Sympathien für Rußland ganz zu verleugnen, begann es im Stillen gegen Rußland zu intriguiren, um, was lächerlich genug ist, der Gefahr, die öffentlich geleugnet wird, im Stillen vorzubeugen. Wie sich meine Leser durch einen Blick auf die Karte überzeugen können, liegt zwischen den englischen Besitzungen im Süden und den russischen im Norden das gebirgige Afghanistan oder das Land der Afghanen, eine ziemlich rauhe Gegend, die von Bewohnern mit rohen und wilden Sitten bevölkert ist, von Leuten, bei denen Ackerbau und Handel noch ebenso verachtet sind, wie das Kriegshandwerk beliebt ist, und bei denen, wie sich leicht denken läßt, Streit und Zwistigkeit nie fehlen können und dürfen. Seit den letzten sieben Jahren, seitdem Dost Mohammed Chan, der letzte Fürst der Afghanen, ein energischer und listiger Mann, gestorben ist, geht es unter diesem Volke besonders kriegerisch und wild zu. Die Söhne und anderen zahlreichen Nachkommen dieses letzterwähnten Mannes kämpften mit erbitterter Wuth um das Successionsrecht unter einander. Bald nahm Einer den Thron ein, bald wieder bestieg ihn der Andere. Raub und Verheerung hatten das ganze Land verwüstet, woran der Welt natürlich nicht viel gelegen war, und auch England nicht, das ganz ruhig mit ansah, wie Schir Ali Chan, der rechtmäßige Erbe Dost Mohammed's, seines frühern Alliirten und besoldeten Freundes, hin- und hergestoßen wird, wie er, vom Schicksale verfolgt, schon das letzte Stück Land unter seinen Füßen verlor, trotzdem der unglückliche Monarch, auf das Verhältniß der Engländer zu seinem Vater, auf die Verdienste des letzteren während der Sipahi-Revolution hinweisend, dringend um Hülfe bat. Wie es die Gerechtigkeit und der gesunde Menschenverstand mit sich bringt, hätten die Engländer dem angefeindeten, rechtmäßigen Nachfolger Dost Mohammed's schon im Anfange helfen sollen; doch waren damals die Russen noch nicht nahe am Oxus; die kleinlich denkenden britischen Staatsmänner sahen ihre heimathlichen Interessen noch nicht gefährdet; Sir John Lawrence, der damalige Vicekönig von Indien, ein Mann von großen Verdiensten um die innere Verwaltung des Landes, aber mit sehr beschränkten politischen Ansichten, pries noch immer die Politik der „meisterhaften Unthätigkeit“, und rieth strenge Neutralität in Betreff der Vorgänge am Cheiberpasse an. Ist es daher nicht lächerlich, wenn wir sehen, wie eben dieser Sir John Lawrence in solchem Maße zum Verkehre mit den Afghanen sich anschickte, in welchem die Russen, die Chanate Turkestans überrumpelnd, den Gestaden des Oxus sich näherten? Als General Tschernajef Taschkend einnahm, gab man den Briefen und Gesandten aus Kabul kein Gehör; als Romanofsky in den Besitz Chodschends gelangte, ließ man sich herab, dem damaligen Herrscher in Kabul eine Note zu erwiedern, und als schließlich General Kaufmann die russische Flagge auf den Wällen Samarkands aufpflanzte, wurde man so wachsweich, daß dem mittlerweile durch Schicksalsfügung wieder auf den Thron gelangten Schir Ali Chan Hülfe versprochen, ja auch bedeutende Geldsubsidien, nämlich 120,000 Pfund jährliche Unterstützung, eine beträchtliche Quantität an Waffen und Munition zugeschickt wurden. Um der Sache einen passenden Anstrich zu verleihen, vielleicht auch, um dem britischen Stolze einen Tribut zu bringen, wurde ein Schauspiel in Scene gesetzt, nach welchem Schir Ali Chan, der Herrscher Afghanistans, nach Indien kommen sollte, um von dem Statthalter der Königin Victoria die Gunst des bedeutenden Scherfleins sich persönlich zu erbitten. Der afghanische Herrscher, der sich nur mit Widerwillen dieser Anordnung fügte, wollte im Anfange nur Peschawer als Ort für das bestimmte Rendezvous gewählt haben; doch nein, der Earl of Mayo, der Nachfolger Sir John Lawrence's, ein Gentleman von irischer Abkunft, konnte es seiner nationalen Vorliebe für Prunk und Auszeichnung nicht versagen, dem Asiaten aufzuerlegen, eine weitere Strecke in das Innere des Reiches der Königin zurückzulegen. Er bestand darauf, daß die Zusammenkunft in Ambalah stattfinde, in einem Orte im Nordosten Indiens, wohin eben in neuer Zeit die Eisenbahn von Calcutta aus führt. Money will make devil dance. „Geld macht den Teufel tanzen,“ sagt das englische Sprüchwort. Der asiatische Potentat mußte es sich gefallen lassen, auf einer beinahe vierzehn Tage lang dauernden Reise zum Derbar (öffentlichen Empfang) in Ambalah sich einzufinden. Feste folgten auf Feste. Man beschenkte sich gegenseitig, und als der Earl of Mayo den Afghanenkönig mit einem ausgezeichneten Schwerte beschenkte und ihm dasselbe persönlich um die Lenden schlang, da glaubten unsere guten Engländer schon heilig daran, in dem neuen Alliirten ein mächtiges Bollwerk gegen Rußland gefunden zu haben.

In Indien hatte sich das Angstgeschrei der Russophobie bedeutend geschwächt; Schir Ali kehrte mit Geschenken, Waffen und Kanonen reichlich beladen nach Kabul zurück und als Haupterfolg der neuinaugurirten Politik wollte man auf jenen Umstand hindeuten, daß die Feinde und Rivalen des englischen Schützlings in Kabul vom Schauplatze des Kampfes allmälig beseitigt, und daß sich Afghanistan, vom Bürgerkriege befreit, nun in der That zu einer Macht consolidiren werde. Diese Anschauung ist eine ziemlich richtige, denn mit englischen Subsidien wird es Schir Ali Chan wohl gelingen, seine Autorität über die unruhigen, aber habsüchtigen Afghanenhäuptlinge zu bekräftigen, sein Reich, wenngleich nicht so groß, wie das seines Vaters, wird ein compactes Ganzes werden. Hierin haben sich die englischen Politiker nicht geirrt; um desto verfänglicher aber ist ihr Vertrauen in die unbedingte Treue und Ergebenheit ihres Schützlings, ja sie stehen auf einem sehr schlüpfrigen Boden der

Argumentation, wenn sie glauben, daß ein mächtiges Afghanenreich auch ein mächtiges englisches Bollwerk sei. Für Geld verkaufte Sympathien sind überall, besonders aber in Asien, an den Meistbietenden wieder verkäuflich, und es wäre schwer vorauszusagen, ob nicht die russischen Rubel, wenn es die Umstände erheischen sollten, auch einen gleichen Weg nach Afghanistan finden werden?

Auffallend, ja vielleicht gar komisch ist jenes Verhältniß, in welchem die englische Regierung an der Themse zu der englischen Regierung am Hugly steht. Während nämlich der Vicekönig den Afghanenfürsten frank und frei Gelder und Waffen schickte, und mit ihm unter großen Feierlichkeiten ein Schutz- und Trutzbündniß schloß, behauptet bis jetzt der derzeitige Chef des liberalen Ministeriums, daß es Großbritannien gar nicht in den Sinn gekommen sei, sich mit dem barbarischen Afghanistan in Verträge einzulassen, geschweige Verpflichtungen auf sich zu nehmen; ja er geht sogar noch weiter und erzählt uns, daß die Regierung der Königin in Betreff Afghanistans mit der Regierung des Czaren sich in Unterhandlungen eingelassen habe, von welchen die besten Erfolge zu erwarten seien. Daß man von St. Petersburg aus, wo man von den Vorfällen in Ambalah genau unterrichtet war, den britischen Insinuationen ein ernstes Ohr verliehen habe, wird wohl Niemand glauben. Das an kindische Naivetät grenzende Spiel der englischen Diplomaten mag ihren schlauen Collegen an der Newa gewiß ein Lächeln entlockt haben, denn nur aus Gefälligkeit stellte sich Rußland, als ob es die Pläne Großbritaniens auf das Land jenseit des Cheiberpasses ignoriren würde, in der Wirklichkeit wurden jedoch die kräftigsten Maßregeln getroffen, um jeden unter britischem Einflusse in Afghanistan gegen Rußland aufkeimenden Plan schon im Beginn zu vereiteln.

Erstens wurde russischerseits beschlossen, den Gang der Eroberungen einstweilen einzustellen, die neuen Besitzungen zu befestigen und mit der russischen Herrschaft vertraut zu machen. Trotzdem es nach der Einnahme Samarkands den Russen ein Leichtes gewesen wäre, der Unabhängigkeit Bocharas und Chokands ein- für allemal den Garaus zu machen, so hat es sich die Regierung des Czaren gefallen lassen müssen, die Schattenherrscher Chudajar Chan von Chokand und Muzafar ed Din von Bochara noch durch einige Zeit an dem dünnen Faden der Unabhängigkeit zappeln zu lassen. Man hat sich dadurch erstens die Mühe der Herstellung eines neuen Verwaltungssystemes, die Kosten zur Beschaffung eines größern Armeecontingentes und schließlich die Anstrengungen einer größern Wachsamkeit von innen aus erspart.

Zweitens hatte man genügende Gelegenheit, um auf dem jenseitigen Ufer des Oxus sowohl als auch in dem westlich gelegenen Chiva das Terrain der neuen Feindseligkeiten zu recognosciren. Wer Händel sucht, der findet auch leicht dergleichen. Ich zweifle nicht, daß Rußland binnen kurzer Zeit mit solchen Motiven zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten dastehen wird, die selbst seine größten Feinde werden anerkennen müssen. Wir wollen nur auf zwei Eventualitäten aufmerksam machen. Erstens ist das linke Oxusufer, die zukünftige Grenze der Besitzungen in Turkestan, von solchen Völkern bewohnt, die, wenngleich sie unter nomineller Herrschaft der Afghanen stehen, doch von staatlicher Ordnung, von den Nomina possessiva mein, dein, sein, sehr verworrene Begriffe haben. Es sind dies Teke- und Sariktturkomanen, Ersariturkomanen, Oezbegen der Chanate Aktsche und Serepul und schließlich die unbändigen Bewohner von Bedachschan. Durch diese Gegenden ziehen alle die Haupthandelsstraßen, mit denen Bochara südlich in Verbindung steht, und fürwahr, ich möchte gern jene Macht kennen, die es zu verhindern im Stande wäre, den bocharischen, folglich unter russischem Schutze stehenden Karavanen in diese Gegenden für immer ein sicheres Geleit zu verschaffen.

Was Chiva anbelangt, so ist ihm Rußland deshalb bis heute noch gar nicht zu Leibe gegangen, weil vorerst das schwierigere und wichtigere Werk des Vordringens am Jaxartes und Zerefschan der Vollendung nahe gebracht werden mußte. Doch ist man eben jetzt in der Ausführung eines solchen Planes begriffen, dessen Endresultate das Loos Sr. Oezbegischen Majestät in der Hauptstadt Chahrezms mit dem Loose seiner tatarischen Herrscherbrüder im Osten auf gleichen Fuß stellen wird. Rußland geht nämlich mit der Idee um, eine neue Handelsstraße nach Centralasien anzulegen, und zwar vom Innern Rußlands der Wolga entlang, nicht über Orenburg durch die kirgisische Steppe, sondern über Astrachan auf dem Kaspischen Meere und von dessen Ostküste aus durch die hyrcanische Steppe bis zum Oxus. Es sollte nämlich von der Bucht von Krasnovodsk eine Eisenbahnlinie nach Einigen bis zur Stadt Kiptschak im Chanate von Chiva, nach Anderen bis zu dem südlichst gelegenen Hezaresp gebaut werden. Was die Vor- und Nachtheile dieses Projectes sind, davon haben wir schon anderwärts gesprochen, und hoffen seinerzeit auch den geehrten Lesern des „Globus“ darüber Bericht zu erstatten; für jetzt will ich nur auf jenen Umstand aufmerksam machen, daß Rußland durch dieses Vorhaben dem Chan von Chiva deswegen den Garaus machen will, weil erstens die Einwohner dieses Chanates von solcher Natur sind, daß sie durch eine ernste Gefährdung russischer Handelsinteressen den Chan von Chiva sogleich mit der Petersburger Regierung in Händel verwickeln werden. Zweitens ist es dem Chan von Chiva trotz seines aufrichtigen Wunsches nach Frieden und Ordnung unmöglich, die unbändigen Steppenbewohner, welche sein Land umgeben, an Ordnung zu gewöhnen. Die polizeiliche Ordnung herzustellen, wäre eben eine Arbeit, die nicht nur dem Chane von Chiva, einem asiatischen kraftlosen Fürsten, sondern selbst dem Czar von Rußland viel zu schaffen geben würde. Die 1500 Straßeningenieure, welche in der Neuzeit in die Bucht von Krasnovodsk geschickt wurden, sind daher als Avantgarde jener Macht zu betrachten, die den russischen Doppeladler auch bald im alten Chahrezm aufpflanzen wird. Daß man nach Chiva nicht auf dem natürlichen Wege vom Aralsee aus, wo Rußland schon längst eine Flottille unterhält, auf dem Oxus vordrang und die Eroberungslinien statt vom Norden lieber vom Westen aus begonnen hat, das ist jener von uns aufgestellten Behauptung zuzuschreiben, nach der die zahlreichen Sandbänke im letztgenannten Flusse den Verkehr noch lange erschweren, ja vielleicht ganz unmöglich machen werden, eine Behauptung, welche durch das gegenwärtige Verfahren Rußlands vollauf bestätigt wird.

Doch das bleibt sich gleich; ob Rußland vom Norden oder vom Osten aus vordringt, immer hat die russische Politik in den turkestanischen Steppenländern den glänzendsten Erfolg geerntet, ein Erfolg, der auch schon deswegen vorauszusehen war, weil tatarische Rauheit und Kriegslust, wenn auch noch so sehr berühmt, den europäischen Waffen und europäisch geschulten, russischen Linientruppen nothgedrungen weichen mußten. Ich habe von asiatischer Tapferkeit immer nur sehr dürftige Begriffe gehabt, und meinte, ein Europäer könne es auch mit 10, ja sogar 20 Asiaten aufnehmen; in Turkestan sind auf einen Russen oft 50 Tataren gekommen, und dennoch haben erstere gesiegt. Die frommen, vom Religionseifer begeisterten Bucharioten haben sich umsonst auf die in der Erde ihrer heiligen Stadt ruhenden Heiligen verlassen;

ob Sarten, Nomaden oder gut berittene Oezbegen, immer sind sie von den Russen schaarenweise in die Flucht gejagt worden, und der Emir, der zur Zeit meines Besuches mit der Idee umging, die ganze Welt unter sich und den Sultan in Rum theilen zu wollen, ist heute dem weißen Czaren tributpflichtig und zittert, wenn ein Diener des Dieners dieses Czaren sich behufs Mahnung wegen der versäumten Einzahlung der Kriegscontribution einfindet. Sic transit gloria mundi.

Genug an dem. Die Russen können heute mit ziemlicher Sicherheit als die südliche Grenze ihrer Besitzungen das linke Ufer des Oxus annehmen, und stehen ungefähr 440 englische Meilen, welche eine selbst sehr schwer beladene Karavane in 18 Tagen zurücklegen kann, von der nördlichsten Spitze der englischen Besitzungen in Indien entfernt. Wie lange die russischen Waffen noch diesen Standpunkt behaupten werden, ohne sich in die Angelegenheiten Afghanistans zu mengen, ist eine Frage, deren Lösung schon der nächsten Zukunft anheim fällt. Momentan wird es unsere Leser wohl am meisten interessiren, zu wissen, erstens ob Rußland die Beeinträchtigung britischer Interessen in Indien wirklich im Schilde führt, zweitens, welche Mittel ihm zur Verwirklichung derartiger Pläne zu Gebote stehen, drittens, was England noch thun kann, um der Gefahr einer Niederlage am Indus, mit welcher seine Stellung als Großmacht zu Grunde gehen würde, vorzubeugen?

Erstens. Führt Rußland wirklich die Beeinträchtigung britischer Interessen in Indien im Schilde?

In Petersburg sowohl als in Calcutta antwortet man auf diese Frage bis jetzt mit einem entschiedenen Nein; am ersten Orte, um mit bekannten diplomatischen Kunstgriffen das Vorhaben zu vermänteln; am zweiten Orte, um durch Beseitigung eines jeden Argwohnes den Feind im Vorhinein zu entwaffnen. Daß sich jedoch die britischen Staatsmänner in einem Irrthume befinden, das haben wir schon vorhin dargelegt, denn Rußland hat wirklich ernste Pläne auf Indien, Pläne, welche in engem Zusammenhange mit seiner bis jetzt befolgten Politik in Centralasien stehen, schließlich Pläne, zu deren Ausführung es von den Umständen gezwungen werden wird. Daß Rußland die unmittelbare Eroberung Indiens im Schilde führe, oder daß es mit derartigen, von Peter dem Großen testamentarisch übernommenen Plänen über die Kirgisensteppe gegen den Oxus zu vorgedrungen sei, das wäre zu kühn zu behaupten. Wenigstens ist die Ausführung solch' einer traditionellen Politik heutzutage fast unmöglich; doch die Sache ist ganz anders und dennoch einfach. Rußland, als eine europäisch angestrichene asiatische Macht, hat schon längst den Ausdehnungsproceß begonnen. Durch Ehrgeiz und günstige Umstände wurde es von einem Schritte zum andern getrieben; seine Eroberungslust und seinen Landhunger zu stillen, war unter dem Schutze einer despotischen Regierungsform die beste Möglichkeit vorhanden, und da es von der einen Eroberung zur andern, wenn auch nicht gezwungen, so doch geladen wurde, so wäre es doch schwer, heute behaupten zu wollen, daß die russischen Waffen nun am Oxus unbeweglich stehen bleiben werden, oder daß die russische Diplomatie an den Grenzen des nördlichen Afghanistans auf einmal jenes gebieterische Nonplusultra entdeckt haben würde, das sie von ihrem künftigen Vordringen zurückschrecken könnte. So wie die britische Macht, von den südöstlichen Punkten Ostindiens, namentlich von den festen Orten Trichinopoly, Dewi Cottah und Madras über das gigantische Festland Hindostans sich allmälig ausbreitend, heute in den Besitz eines von mehr als 140 Millionen Menschen innehabenden Reiches gelangt ist, ja bei mehr diplomatischer und militärischer Geschicklichkeit vielleicht schon jetzt am linken Oxusufer stände; ebenso ist Rußland vordringend über die Ruinen alter Tatarenreiche, unabhängiger Nomadenstämme u. s. w. bis zum Oxus angelangt.

Keine der rivalisirenden Mächte wird, von Mäßigkeitsgefühlen beseelt, innehalten, und das weitere Vordringen ist auch nur jener Macht möglich, die in Folge einer größern Wucht ihren Gegner zurückzudrängen vermag. Daß daher Rußland mit Beeinträchtigung britischer Interessen seinen Weg südwärts fortsetzen wird, ist kaum in Zweifel zu ziehen, und es wird dies um so eher thun, da von dem Erfolge an diesem Punkte auch das Gelingen des Vorhabens an einem andern Orte abhängt. Mit dem besten Willen geht es schwer zu verheimlichen, daß die Politik des Hofes von St. Petersburg auch in Peking sehr oft den Stein des Anstoßes im englischen Einflusse entdeckt; sie ist in ihrem Vorhaben in Persien durch den britischen Gesandten gestört, und zur Erlangung des heiß ersehnten Konstantinopels verrammelt ihr doch unstreitig John Bull am meisten den Weg. Wo sich der Kampf der Rivalität auf einer solch ausgedehnten Linie entwickelt, da darf es nicht befremden, wenn an einem Punkte, wie in Mittelasien, wo die beiden Gegner bald handgemein werden, die Wichtigkeit des Ausganges von einer der beiden Parteien übersehen werden wird. Ist es daher nicht die unmittelbare Besitznahme des alten Hindostans, die das Cabinet von St. Petersburg anstrebt, so ist es jedenfalls die unmittelbare Nachbarschaft mit den Gestaden des Indus und Ganges, wohin der nordische Coloß abzieht. Er weiß es, daß er hiermit der Achillesferse der britischen Macht nahe gekommen ist, und daß das Vortheilhafte dieser Stellung ihm an anderen Punkten bedeutend zu Gute kommen kann.

Welche Mittel stehen nun aber Rußland zur Verwirklichung seiner Pläne gegenüber England zu Gebote?

Ohne auf die moralischen Vortheile hinzudeuten, mit welchen Rußland, das den Asiaten zu jeder Zeit mehr gewachsen war als Großbritanien, den Engländern gegenüber manövriren kann, will ich in erster Linie nur das allmälige Schwinden der Entfernung, dieses größten Feindes Rußlands, wie sich Kaiser Nikolaus auszudrücken pflegte, anführen. Der vor zwanzig Jahren und gewissermaßen auch noch heute phantastisch scheinende Plan auf eine russische Machtausdehnung bis zum Indus wird bald in den Bereich der factischen Thatsachen gehören. Das erst in der Neuzeit projectirte und doch schon mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegen nahende Eisenbahnnetz Rußlands scheint eben im südöstlichen Punkte des europäischen Czarenreiches die größte Lebenskraft zu entwickeln, dort, wo die Hauptcommunicationsstraßen mit Mittelasien anzutreffen sind. Nicht zufrieden mit der natürlichen Wasserstraße auf der Wolga bis zum Kaspischen Meere, scheint die Bahn von Moskau nach Woronesch über Riasan und Koslov und von Woronesch bis Kamischni, welcher letztere Ort nur noch 450 Werst vom Kaspischen Meere entfernt ist, selbst die langwierigen Krümmungen dieses Flusses umgehen zu wollen, um desto leichter an die Ostküste des kaspischen Meeres zu gelangen, von wo aus in nächster Zeit, wie schon bemerkt worden, entweder eine Eisenbahn, oder, wenn dies nicht thunlich sein sollte, eine durch Vedetten und Forts geschützte Straße bis ins Herz Mittelasiens hinein geführt werden soll. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Durchschneidung des Plateaus Uestjort auf einer höchstens vierzig deutsche geographische Meilen langen Strecke für sich. Vom Aralsee aus wird wahrscheinlich der Jaxartes die Hauptwasserstraße bilden, und es wird gar nicht lange dauern, daß die russische Armee, die bis jetzt zu einem Marsche von Moskau nach Turkestan eine Zeit von 3 bis 4 Monaten nöthig hat, die-

sen ganz bequem in 4 Wochen wird zurücklegen können. Wenn sich daher der nächste Punkt der Machtconcentration nicht im Innern Rußlands, sondern im eigentlichen Turkestan, oder im Kaukasus, welcher ebenfalls eine nicht unbedeutende Rolle in dieser Frage spielt, befinden wird und befinden kann, so ist es mir unmöglich, einzusehen, warum sich Rußland abgeschreckt fühlen sollte, im Falle der Nothwendigkeit gewisse Pläne auf die britischen Interessen in Ostindien auszuführen.

Was die unübersteigbaren Barrieren des Hindukuschs, des Cheiber- und Bolanpasses, ja vielleicht auch des hohen Karakurumpasses anbelangt, über die sich der bekannte russische Reisende in Kleinasien, Herr von Tschihatschef, in England äußerte, daß ihre Uebersteigung durch eine europäische Armee zu den Geschichtchen von Tausend und Eine Nacht gehöre, so will ich nur fragen, ob die hundert und dreißigtausend Mann, mit welchen Mahmud der Gaznevide in Indien einbrach, die zwölftausend Soldaten, mit welchen Sultan Baber einfiel, ja schließlich die Armee Timur's und die gewiß schon von Artillerietruppen begleiteten Soldaten Nadir's denn auch zu dem märchenhaften Hirngespinnst der schönen Scheherezade gehören? Wo das schwer beladene Kameel einer Karavane hinziehen kann, dort kann auch sicherlich eine Armee marschiren, besonders aber dann, wenn sie noch obendrein von den Sympathien der Eingeborenen geleitet wird, wie dies bei dem etwaigen Versuche Rußlands im Cheiber- oder Bolanpasse gewiß stattfinden würde. Daß Rußland Sympathien auf dem von revolutionären Elementen stark durchwühlten Boden Hindostans sich leicht verschaffen kann, das ist aus den Umtrieben, welche die fanatische Secte der Wahabiten gegen die britische Herrschaft verfolgt, und wobei man sich des Namens „Ruß“ als Hauptpopanz bedient, am meisten ersichtlich. Höchst drollig ist der Inhalt einer von den Revolutionären Indiens in der Neuzeit verbreiteten Proclamation, welche angeblich von „Sr. siegreichen Majestät, Kaiser Alexander von St. Petersburg in Rußland an die armen unterdrückten Bewohner Hindostans“ gerichtet worden sein soll. Die ganze Proclamation ist ein plumpes Plagiat, aber es ist dennoch bezeichnend, wie die hindostanischen Agitatoren den Chef des Hauses Romanow reden lassen. Er sagt: „Nachdem unter Gottes Schutz die Eroberung Turkestans gelungen ist, werde er sich bald zur Herstellung der Wirren in Afghanistan und zur Befreiung der Hindostaner aus dem Joche der Engländer, deren Gehirn zerstreut werden möge, anschicken.“ Der Czar entwirft ein gigantisches Bild von der Macht seiner Größe, ein noch gigantischeres von der Stärke seines Zornes und Grimmes, verspricht demgemäß Rache den Widerspenstigen und Belohnung Denjenigen, die ihm zum Umsturze der englischen Macht behülflich sein werden u. s. w. u. s. w. Die Proclamation, von einem bekannten Schwindler, Namens Firuz Schah contrasignirt, führt das Datum vom 11. September 1867; sie ist eines von den vielen cursirenden Schriftstücken, welche den Engländern in die Hände gefallen sind, und wir haben sie nur deshalb angeführt, um zu beweisen, daß der Name Ruß in Indien keinesfalls unbekannt ist, und daß russische Intriguen dort ebenfalls auf einen nicht ganz unfruchtbaren Boden fallen würden.

Wenn dem daher so ist, so verfolgen die Engländer einen sehr gefährlichen Plan, wenn sie den Norden Indiens und geradezu das stark unterminirte Pendschab als Wahlstätte für den befürchteten Kampf der Rivalität sich auserlesen wollen. Das Eisenbahnnetz, welches heute von Calcutta sowohl als von Bombay nach der nordwestlichen Grenze Hindostans sich auszudehnen begonnen hat und sich auch bald ausgedehnt haben wird, ist ein unstreitig bedeutender strategischer Vortheil gegenüber Rußland, welches seinen Truppenzuwachs nur auf mühsamen Wegen weiter befördern kann, doch dürfen die Briten nicht vergessen, daß sie sich selbst bei den glücklichsten Chancen immer doch auf dem meist unsichern und gefährlichsten Boden ihres Gebietes befinden, und daß es demzufolge für sie viel ersprießlicher wäre, wenn sie Afghanistan, das heutige Zwischenland zwischen ihnen und der Macht des Czaren, ernstlich neutralisiren würden.

Diese Neutralisirung, meine ich, wäre die beste Beantwortung für die dritte Frage, die wir aufgestellt, und die da lautet:

Was kann noch England thun, um der Gefahr einer Niederlage am Indus, durch welche seine Stellung als Großmacht zu Grunde gerichtet wäre, vorzubeugen?

Daß ich das Resultat, wenigstens das heutige Resultat der bei der Zusammenkunft in Ambalah gepflogenen Unterredungen noch nicht als genügendes Mittel zur Bezweckung einer strengen Neutralität in Afghanistan ansehe, wird von sich selber begreiflich sein. England liefert nach dem heutigen Arrangement jährlich eine bedeutende Summe Waffen und Geldes an Afghanistan, bekömmt aber dafür gar nichts Reelles, ja hat bis heute zur Erlangung einer handgreiflichen Gegenleistung noch keine fordernde Miene gezeigt. Ich gestehe zu, daß Schir Ali Chan für gewisse Eventualitäten Versprechungen gegeben habe; doch sind die Worte eines Asiaten, und noch dazu eines mit seinen Sympathien schachernden Asiaten, nichts weniger als zuverläßlich. England wird Afghanistan nur dann als einen ganz neutralen Boden betrachten können, wenn es an mehreren Punkten des genannten Landes eine solche Stellung eingenommen hat, in welcher persönliche Erfahrungen über die Vorfälle in Afghanistan, über das Treiben seiner Fürsten ihm die vollste Sicherheit gewähren. So lange Großbritanien es nicht so weit gebracht hat, daß es in Belch, Kerki, Herat und Kandahar englische Consule sitzen hat und in Kabul mit britischem Gelde und britischen Rathschlägen sich Einfluß verschaffen kann, so lange wird es der afghanischen Neutralität nicht sicher sein.

Abgesehen davon, daß es sich strenge hüten muß, den Schauplatz des Kampfes von seinen eigenen Grenzen so weit wie möglich fern zu halten, müßte auf der nordwestlichen Grenze, unter den sogenannten Hilltribes (Hügelstämme), diesen herrenlosen Wegelagerern zwischen Afghanistan und Indien, die im Verlaufe von 20 Jahren beinahe 23 kleine Kriege gekostet haben, einmal die Ordnung hergestellt werden! Diese Stämme, unter dem Sammelnamen Cheiberi bekannt, eine im Krieg und Raub großgezogene Menschenclasse, welche in friedlichen Zeiten Afghanistan sowohl als England gefährlich sind, könnten und müßten dies im Falle eines Krieges noch doppelt werden, und da ihre Unterjochung wohl schwierig, aber doch nicht ganz unmöglich ist, so sollte die englische Regierung gar nichts vernachlässigen, um diesen unheilvollen Grenzstreitigkeiten ein- für allemal ein Ende zu machen. Ist dieses geschehen, so hat Großbritanien seine Interessen in Asien wenigstens in so weit gesichert, daß ihm Rußland keinen unverhofften, überraschenden Streich appliciren kann. Die Zeit, wo es mit Erfolg den moskowitischen Einflüssen begegnen kann, ist vorüber; die Politiker in St. Petersburg haben ihren britischen Rivalen eine tiefe, schmerzliche Wunde beigebracht, indem sie den britischen Waarenballen, diesen unausbleiblichen Schatten John Bull's, über dem Indus den Weg erschwerten und über dem Oxus beinahe ganz unmöglich machten.

Ja, der russische Handel in Centralasien, der im Verlaufe von fünf Jahren sich um das Zweifache, ja Dreifache gehoben hat, ist ein gewaltiger Strich durch die Rechnung

angloindischer Handlungshäuser. Der centralasiatische Markt, der heute von allen Seiten den russischen Importen offen steht, der schon früher einen gewissen Grad von Monopol erreicht hat, zielte von jeher darauf hin, alle fremde Concurrenz auszuschließen; wenn sich die Briten nicht gehörig sputen, so werden die Russen ihr Ziel erreicht haben. Mercur pflegt immer dem Gotte Mars vorauszugehen; die englischen Staatsmänner müssen daher um so eher auf ihrer Huth sein.

Ich hätte nur noch von dem östlichsten Punkte der Angriffslinie zu sprechen, nämlich von Ostturkestan, welches der Umarmung des russischen Doppelaars ganz nahe gerückt ist, und über welches hinweg der englischen Macht in Indien von einem zweiten, precären Punkte aus Gefahr droht. Es verdient eben diese Seite der Frage eine eingehendere Besprechung, die wir uns auf einen passendern Moment erlassen.

Die deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Nachdem schon im Jahre 1865 in Frankfurt a. M von den zur Gründung des Archivs für Anthropologie dort versammelten Anthropologen die Frage der Gründung einer deutschen anthropologischen Gesellschaft erwogen, dann aber aus Gründen der Opportunität zunächst aus den Tractanden wieder weggelassen worden war, wurde bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung zu Innsbruck im Herbst vorigen Jahres dieser Gegenstand von Neuem aufgenommen und ein Aufruf zur Bildung einer solchen Gesellschaft erlassen, der eine ganz unerwartete Theilnahme fand. Als Zweck derselben wurde die Pflege der anthropologischen Wissenschaft in Deutschland, und als Mittel hierzu insbesondere die Gründung von Localvereinen und die zweckmäßige Verbindung dieser unter einander bezeichnet. Auf die Einladung des am genannten Orte gewählten Comites, dessen Geschäfte Herr Professor Semper in Würzburg mit großer Umsicht und Thätigkeit leitete, versammelten sich nun am 1. April in Mainz eine Anzahl von Anthropologen von Fach und von Freunden dieser Wissenschaft, von denen mehrere zugleich als Mandatare von Localvereinen (oder Gruppen*) solche zu vertreten hatten, zu einer constituirenden Versammlung. Auf die genannte Weise waren von Städten vertreten: Berlin, Wien, München, Hamburg, Würzburg, Leipzig, Freiburg, Mainz, und unter den Anwesenden befanden sich unter Anderen Virchow (Berlin), Ecker (Freiburg), Schaaffhausen (Bonn), Semper (Würzburg), Lucae und Dieffenbach (Frankfurt), Wibel (Hamburg), His (Basel), v. Hellwald (Wien), Kollmann (München), v. Franzius (Heidelberg), Lindenschmit (Mainz). In mehreren Sitzungen wurden die Statuten berathen und festgestellt und die Gesellschaft endgiltig constituirt. Dieselbe führt den Namen: „Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, in kürzerer Bezeichnung auch: „Deutsche anthropologische Gesellschaft“. — Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus einem Vorsitzenden, einem ersten und zweiten Stellvertreter desselben, und einem Generalsecretär, welcher letztere das eigentliche Centralorgan der Gesellschaft darstellt. Die Amtsdauer des letztern ist eine dreijährige, die der drei erstgenannten Beamten eine einjährige. Die Wahl des Vorstandes findet jeweils auf der jedes Jahr zu berufenden Generalversammlung statt, die entweder selbständig oder im Anschluß an eine andere Versammlung (naturforschende Gesellschaft ꝛc.) tagen kann. Als wissenschaftliches Organ der Gesellschaft ist das künftig in vierteljährlichen Heften erscheinende Archiv für Anthropologie bestimmt worden, in dessen Redaction der Generalsecretär mit eintreten wird. Ein vom Generalsecretär redigirtes Correspondenzblatt, das monatlich erscheinen wird, hat die Aufgabe, die Verbindung unter den einzelnen Vereinen zu vermitteln, und enthält die amtlichen Mittheilungen sowie die Berichte über die Versammlungen der Localvereine und der Generalversammlung. Jedes Mitglied erhält dasselbe, vielleicht geringe Zusendungskosten abgerechnet, für seinen Jahresbeitrag gratis. In Vierteljahrsheften wird dasselbe auch dem Archiv beigegeben werden. Als Mitglieder des Vorstandes für die nächste Periode wurden erwählt: Virchow zum Vorsitzenden, Ecker zum ersten, Schaaffhausen zum zweiten Stellvertreter, Semper zum Generalsecretär. Die Zahl der bisher beigetretenen Mitglieder beträgt circa 600; der gesetzliche Jahresbeitrag, der aber nach oben hin beliebig überschritten werden kann, ist ein Thaler.

Hoffen wir, daß die Gesellschaft zum Vortheil der Wissenschaft und zum Ruhme Deutschlands blühe und gedeihe!

*) Unter Gruppen sind locale Verbindungen einer Anzahl von Mitgliedern der deutschen anthropologischen Gesellschaft verstanden, die keinen eigentlichen Verein mit Statuten ꝛc. bilden.

Aus allen Erdtheilen.

Die periodischen Sandregen in Italien.

—r.d— Ueber den Sandregen in Italien am 13. und 14. Februar 1870 giebt der italienische Meteorolog P. Denza eine Auskunft, welche die weite Verbreitung dieser Erscheinung feststellt. An den genannten Tagen wehte ein heftiger Südost im Adriatischen Meer und über ganz Italien; er war gefolgt im Süden von heftigen Regenschauern, im Norden von einem starken Schneefalle. Aber an einigen Orten wurde der Schnee wie der Regen von einem außerordentlich feinen Sande begleitet, welcher in Süditalien in Subiaco und Rom, im Norden in Genua, Moncalieri und Mondovi gesammelt wurde. In den drei zuerst genannten Städten war der Sandfall sehr ergiebig; er begann am Nachmittage des 13. Februar, und dauerte, von Regen begleitet, die ganze Nacht hindurch, während er in Moncalieri und Mondovi mit Schnee vermischt und im Ganzen nur eine halbe Stunde, gegen 3 Uhr Nachmittags, fiel. Die Atmosphäre zeigte währenddem eine

gelbliche Farbe, die sich selbst auf den Gebäuden wiederspiegelte, und der unterdessen fallende Schnee wurde gleichfalls gelb gefärbt, während aller vor oder nach dieser Periode fallende Schnee wie gewöhnlich weiß war. Der am 13. und 14. Februar zu Moncalieri gefallene Schnee hatte eine Dicke von 9 Centimetern, zu Mondovi von 10; aber die gelbgefärbte, sandhaltige Lage war nur äußerst dünn, und bildete, so zu sagen, zwischen dem meisten Hangenden und Liegenden ein deutlich durch seine Farbe abstechendes „Flötz".

Es ist von Wichtigkeit, zu bemerken, daß am 13. Februar in Moncalieri die Magnetnadel abgelenkt wurde und daß das Elektrometer auf eine ungewöhnlich große Menge Elektricität in der Luft hinwies. In Mondovi beobachtete man gleichzeitig einen von Donner begleiteten Blitz, ein um diese Jahreszeit dort sehr ungewöhnliches Ereigniß. Der gelbe, in Moncalieri und Mondovi gesammelte Schnee wurde in ein Gefäß gebracht und hinterließ in demselben nach dem Schmelzen einen röthlichen Bodensatz, der vollständig identisch mit dem bei Genua gesammelten Sande war. Von Dr. Castelucci, Professor an der polytechnischen Schule in Genua, der chemischen Analyse unterworfen, wurde er als aus „Erde" und organischen (animalischen) Substanzen bestehend gefunden. Welcher Art die letzteren waren, ob darunter etwa Infusorien zu verstehen sind, sagt der Bericht P. Denza's nicht.

Diese Sandregen und der rothe Schnee sind bekanntlich keine Neuigkeit. Sie haben, wie Denza angiebt, allein in Italien seit 1862 sich alljährlich, mit Ausnahme von 1868, wiederholt. Am 21. Februar 1864 z. B. fiel nach einem heftigen Südwinde zu Rom ein starker Regen, welcher auf den Dächern einen röthlich-gelben Ueberzug von feinem Sande zurückließ. Dasselbe wiederholte sich am 1. März 1866. Besonders reich war das Jahr 1867 daran. In der Nacht des 15. Januar fiel, nach einem starken Südwinde, am ganzen Nordabhang der Seealpen zwischen Cuneo und Albenga rothgefärbter Schnee, der am gleichen Tage auch zu Tscappina in Graubündten bemerkt wurde. Mehrere andere Fälle übergehen wir, und erwähnen nur noch jene des Jahres 1869. Am 10. März fiel, gleichfalls nach einem Südwinde zu Palermo, Neapel, Rom und Subiaco, ein von Sand begleiteter Regen. Der bedeutendste Fall fand am 23. und 24. desselben Monats zu Rom, Subiaco, Neapel, Sora, in ganz Calabrien und an den Südküsten von Sicilien statt. Der 23. März war der Tag, auf welchen furchtbare Stürme vorhergesagt waren, und in der That befand sich auch das Meer in außerordentlicher Erregung unter einem sehr heftigen Süd-Ostwinde. Der Barometer war auf 744,5 Millimeter gesunken (in einer Höhe von 31,23 Meter über dem Meere). Der Himmel war mit schweren, dichten Wolken bedeckt, und in der Luft schwebte ein gelblicher Nebel, von Zeit zu Zeit von geräuschlosen Blitzen durchzuckt. Als hierauf Regen eintrat, bemerkte man, daß er gelbliche Flecken hervorbrachte, und als man größere Mengen desselben sammelte, zeigte er sich milchig, mit der Zeit ein gelbes Sediment absetzend, und erst nach mehreren Filtrationen wurde das Wasser klar. Die niedergeschlagene Masse fühlte sich thonig an, das Wasser reagirte etwas sauer und hatte ein specifisches Gewicht von 1,0012 (das specif. Gewicht des Wassers = 1). Beim Verdampfen bleibt ein Rückstand, welcher beim Glühen theils organische Masse, theils einen weißen Rückstand von 0,021 Seesalz giebt. Die niedergeschlagene gelbe Masse beträgt 0,23. Die chemische Analyse wies im Liter 0,910 Gr. Thon nach, 0,289 kohlensauren Kalk, 0,121 Kieselerde, 0,252 Eisenoxydhydrat, 0,216 Natriumchlorür, 0,540 stickstoffhaltige organische Masse. Die mikroskopische Untersuchung der organischen Masse ergab Algen und Infusorien des Genus Monas.

Aus allem Angeführten geht hervor, daß die Sandregen in Italien periodische Erscheinungen geworden sind. Denza hat den am 14. Februar d. J. gefallenen Sand mit jenem verglichen, der 1867 zu Mondovi gesammelt wurde; ferner mit dem im verflossenen Jahre in Süditalien gefallenen, und er hat nur äußerst unbedeutende Verschiedenheiten zwischen den verschiedenen Proben entdecken können. Andererseits hat die vorhin mitgetheilte, von Prof. Silvestri in Catanea herstammende Analyse des Sandregens vom 23. März 1869 die absolute Uebereinstimmung mit dem zu verschiedenen Malen von dem berühmten Meteorologen Pater Secchi in Rom gesammelten Sand ergeben, und aus dieser Analyse geht außerdem hervor, daß auch der am 7. Februar auf den Canarischen Inseln gefallene und von Daubrée analysirte Sand, der den Pik von Teneriffa, Palma und Ferro überdeckte, mit jenem italienischen Sand nahezu identisch ist.

Bei der Gleichartigkeit des Sandes zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten darf wohl auf eine gemeinschaftliche Urquelle desselben geschlossen werden. Die zahlreichen Untersuchungen Ehrenberg's, Daubrée's und Secchi's bestätigen denn auch, daß in den großen Sandwüsten Afrikas der Urspung des Sandes zu suchen sei, daß er von dort mit den herrschenden Südwinden nach Norden geführt werde. Gleichviel welcher Art aber auch der Ursprung dieses Phänomens sein möge, die Umstände, welche es begleiten, sind auch höchst eigenthümlicher Natur. Fast stets finden diese Sandregen um die Zeit der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche statt, in welcher bedeutende Stürme wüthen. Die Länder, wo der Sand fällt, sind Afrika benachbart; dem Falle selbst gehen regelmäßig Süd- und Südostwinde voran. Der Gehalt an Infusorien ist noch nicht aufgeklärt, der Gehalt an Seesalz kann wohl den Wogen des aufgeregten Meeres zugeschrieben werden, mit welchem die Winde in Berührung kamen, bevor sie Italien erreichten.

Alfons Stübel's Erforschung der Vulcane in Neugranada.

Der letzte Brief, welcher von Seite Dr. Stübel's nach Dresden gelangte, war vom 17. September 1869. Der Reisende hielt sich damals noch in Pasto auf. Wir schilderten („Globus" XVI, S. 360) seine Reise von Popayan nach Pasto; seine Besteigung des Vulcans Munchique und jenes von Pasto. Jetzt haben wir ein Schreiben aus Tuquerres vom 17. Januar 1870 vor uns liegen. Dr. Stübel hatte Pasto am 13. Januar verlassen, nachdem er vorher noch zwei andere zeitraubende Excursionen gemacht. Er hatte gemeinschaftlich mit Dr. Reiß eine topographische Karte des Vulcans von Pasto vollendet; er wählte als Grenzen derselben auf der einen Seite das Quellengebiet des Putumayo, auf der andern Seite jenes des Rio Patia, der sich in die Südsee ergießt. „Diese Arbeit war um so peinlicher, weil die Revolution in Pasto täglich größere Dimensionen annahm, und mich in hohem Grade belästigte, ohne daß ich den Fatalitäten ausweichen konnte. Es waren, ich möchte sagen, rein mexicanische Zustände; doch das Nähere darüber ein andermal. Im Quellengebiete des Putumayo hatte ich Gelegenheit, einem sehr interessanten Indianerstamm, dem der Sebondayes, einen Besuch abzustatten, und einen neuen, etwa 3600 Meter hohen Vulcan, den Juanoy, kennen zu lernen, dann auch den Cerro Patacoy; dieser letztere ist aber nicht vulcanisch. Vorher hatte ich 3 Tage auf dem Vulcan Bordoncillo in 3360 Meter Höhe verweilt."

„Tuquerres ist ein ganz elendes Nest, obschon es den Namen Stadt führt; die Häuser sind aus Erde aufgeführt, wie fast überall in dieser columbianischen Musterrepublik, nicht angestrichen und mit Ausnahme von drei oder vier, die Ziegel haben, mit Stroh gedeckt. Die mittlere Jahrestemperatur erreicht kaum 10,5° C.; sie entspricht einer Höhe von über 3000 Meter. (— Nach Mosquera, Memoria sobro la geografia fisica y politica da la Nueva Granada. p. 90. Cuadro. B liegt Tuquerres in 1°3′ N., 77°32′ W.; Mitteltemperatur 55,4° F. = 13° C.; Höhe über dem Meer 2713 Meter = 8901 engl. Fuß. A. —) Der Mais gebraucht fast ein Jahr, um zu reifen, und die meisten Felder sind mit Hafer oder Korn bestellt. Man kann den Weg, welcher Pasto mit Tuquerres ver-

bindet, in zwei Tagen zurücklegen, er ist jedoch in der jetzigen Jahreszeit, welche etwa zehn Monate andauert, sehr schlecht; man weiß oft nicht, auch wenn man die besten Maulthiere zum Reiten hat, wie man es anfangen soll, um durch die tiefen Schlammlöcher hindurch zu kommen. Hinter der Stadt erhebt sich, um etwa 1000 Meter höher, der Vulcan von Tuquerres, der auch Azufral genannt wird, und den ich vielleicht schon Morgen besteige, um einige Tage auf seinem Rücken zuzubringen, und hoffentlich einige wolkenfreie Augenblicke zu erhaschen. Eigentlich soll hier im Januar ein kurzer Sommer, ein Veranillo, eintreten, doch scheint er in diesem Jahr auszubleiben, denn es regnet Tag für Tag ruhig weiter. Das Klima ist hier kein angenehmes; man weiß in der That nicht, wie man es anfangen soll, um sich Hände und Füße zu erwärmen; in den Häusern ist es noch kälter als auf der Straße; mit 10° C. muß man sich begnügen."

„Nach der Rückkehr von Azufral setze ich unverweilt meine Reise nach Quito fort. Unterwegs habe ich zwei Vulcane zu besuchen, den Cumbal und den Chiles; von diesen wird der letztere wohl ein paar Wochen Zeit in Anspruch nehmen."

Dr. Stübel entwirft von der Bevölkerung und der „Verlumpung des ganzen Landes" eine Charakteristik. Weit lieber, sagt er, wolle er in solchen Ländern reisen, wo man wohl ab und zu dem Angriffe der Räuber auf der Landstraße ausgesetzt sei, aber doch auch von Zeit zu Zeit einem anständigen Manne begegne, als in einem Lande, wo so ziemlich Jedermann Straßenräubercharakter habe, und wo man keinen Augenblick wissen könne, ob derselbe nicht sofort zum Durchbruche komme. Seit zehn Jahren, das geben die colombianischen ... (— folgt eine sehr starke Bezeichnung —) selber zu, habe das Land Rückschritte gemacht, so sehr, daß man es kaum wieder erkenne. Das schärfste Urtheil über diese sogenannte Republik liegt wohl in der Thatsache, daß fast nie ein Ausländer es versucht, sich im Innern des Landes niederzulassen, obgleich die Gegend prachtvoll ist und die Lebensmittel beispiellos billig sind.

Dr. Stübel stellt uns eine Schilderung der öffentlichen Zustände, wie er dieselben insbesondere auch bei der Revolution in Pasto beobachtete, in Aussicht, dann auch eingehende Bemerkungen der Stellung des Indianers zum weißen Manne, um die wir unsern geehrten Freund speciell ersucht haben. Vor der Hand hat er allerdings nicht die ruhige Muße zu einer solchen Arbeit, da ihn die Erforschung der Vulcane völlig in Anspruch nimmt.

Die Goldfelder in Russisch-Lappland. Im nördlichsten Theile des europäischen Rußlands, hart an der norwegischen Grenze, liegt der große Enare- oder Inarasee, dessen Umgebung sehr goldreich befunden worden ist. Das edle Metall kommt namentlich im Flußsande des Iwalojoki vor, der von Süden in den Enare-See mündet, dann auch an den Ufern des Luttojoki, der das archangelsche Gouvernement durchströmt und in die Bai von Kola mündet. Den Anstoß zur Ausbeute der Goldfelder hat der bekannte, um die Geographie vielfach verdiente sibirische Krösus Sidorow gegeben, und gegen 1300 Goldsucher waren im Februar in Uleåborg bereit, nach Norden, nach dem „russischen Californien", aufzubrechen. Vorräthe an Mehl, Salz, gesalzenen Fischen u. s. w. wurden auf Schlitten in das Land jenseits des Polarkreises geschafft. Die russische Regierung will das Goldgraben am Iwalojoki Jedermann freistellen, unter der Bedingung, daß die bestimmten Kronabgaben von dem gewonnenen Golde bezahlt werden müssen.

Der Stintfang im Pleskauer See. Der Mittelpunkt des Handels ist der Alexandrowsche Flecken auf den Talaiski-Inseln, 25 Werst von Pleskau. Dieser Ort liegt auf einer der Inseln, und zählt gegen 600 Höfe und 300 kolossale Zugnetze; solche Fischereigeräthe kommen sehr theuer, bis zu 1000 und mehr Rubeln zu stehen. Zu ihrer Anschaffung haben die Fischer Artele gebildet; ein Fischer, der solch ein Netz allein besitzt, zählt sich natürlich zu den Reichen. Auf zwei anderen Inseln giebt es etwa 200 Höfe. Wenn der Fischfang beginnt, kommen Käufer aus Moskau und aus anderen Gegenden nach dem Alexandrowschen Flecken; Jaroslawer Gärtner, welche aus den lettisch-estnischen Gouvernements nach Hause reisen, fahren dort an, kaufen Stinte und führen sie nach den inneren Gouvernements. Es werden dorthin jährlich mehr als 200,000 Pud Stinte verführt; im Sommer hat Alexandrow eine Dampfschifffahrtsverbindung mit Pleskau. Voriges Jahr bezahlte man für ein Pud Stinte an Ort und Stelle von 2 Rbl. bis 4 Rbl. 50 Kop.

Die Bevölkerung Warschaus. Nach der im December v. J. vorgenommenen Volkszählung hat die Stadt Warschau eine Gesammtbevölkerung von 254,561 Seelen, von denen 189,107 Seelen auf die in der Stadt ansässigen und 65,454 Seelen auf die sich dort vorübergehend aufhaltende Bevölkerung kommen. Dem religiösen Bekenntnisse nach gehören von den 189,107 in Warschau ansässigen Einwohnern 1449 dem orthodoxen, 12 dem altgläubigen, 132 dem griechisch-unirten, 109,118 dem katholischen, 9223 dem augsburgisch-evangelischen, 1318 dem reformirten Bekenntniß an und 67,584 sind Bekenner der mosaischen Religion.

* * *

— **Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger** hat ihren Jahresbericht für 1869 im Druck (von Dubbers in Bremen) erscheinen lassen. Derselbe enthält manche traurige, aber auch manche erfreuliche Thatsache. Es verunglückten im Laufe des Jahres an deutschen Küsten im Ganzen 114 Schiffe (1868: 115, 1867: 128, 1866: 81); davon gehörten 56 Deutschland, 25 England &c. an. Dabei kamen 689 Personen ums Leben, und 635 wurden gerettet, und zwar 56 durch Küstenrettungsboote, 3 durch Raketengeschütze, 153 durch Landhülfe, 165 durch Seehülfe und 258 durch Selbsthülfe. Die meisten Schiffbrüche kamen in der Nordsee vor, nämlich 38 zwischen Ems und Weser, 19 zwischen Weser und Elbe, und 14 an der schleswig-holsteinischen Küste. In den drei vorangegangenen Jahren verunglückten resp. 547, 706 und 526 Personen, und resp. 547, 615 und 495 wurden gerettet, und zwar durch die Küstenrettungsstationen resp. 68, 128 und 141, mit den 59 für 1869, also zusammen 396 Personen.

— **Eine neue Reh-Art** ist von R. Swinhoe in China entdeckt worden; charakteristische Kennzeichen sind außerordentlich stark entwickelte Eckzähne und der Mangel der Hörner bei beiden Geschlechtern. Dieses Reh ist häufig auf den Inseln und am untern Theile des Jang-tse-kiang, und wird oft auf die Märkte der Stadt Tsching-kiang zum Verkaufe gebracht, ist aber trotzdem unseren Naturforschern bisher entgangen. Swinhoe schlägt für diese gleichzeitig ein neues Genus bildende Art den Namen Hydropotes inermis vor. (Verhandlungen der „Zoological Society" vom 10. Februar 1870.)

— Zwischen San Francisco und Australien wird in den nächsten Monaten eine Dampferlinie ins Leben treten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien.

II.

Ein bestrafter Götze. — Madras und dessen Rhede. — Gaukler und Schlangenbeschwörer. — Zur Kennzeichnung der Bewohner des Dekhan. — Kleidertrachten. — Allerlei Sitten und Gebräuche. — Indische Sprachen. — Kaste und Kastengeist. — Eine Fahrt nach Kondscheweram. — Bayaderen als Sclavinnen der Gottheit. — Höfliche Brahminen.

Von Haiderabad und überhaupt aus dem Staate des Nizam führen verschiedene Straßen nach Madras an der Koromandelküste. Grandidier nahm den Weg über Karnul und Kaddapah, um die einst mit Recht hochberühmten Diamantengruben am Flusse Pennar oder Pennair zu besuchen.

Bei **Karnul** sah der Reisende einen Tempel, der noch neu zu sein schien, aber das Standbild des Gottes, welchem er geweihet war, hatte man hinausgeworfen, und es lag nun unter freiem Himmel. Wie kamen die gewöhnlich so andächtigen Inder dazu, den armen Götzen auf eine so schnöde Weise zu behandeln? Das Dorf, welches sich unter seinen Schutz gestellt hatte, war nach einem kurzen Zwischenraume zweimal abgebrannt, und daraus folgerte man, daß der Gott seine Schuldigkeit nicht gethan habe. Die Bauern verachteten ihn deshalb und hatten ein Exempel statuirt, zu Nutz und Frommen anderer Götter. Aehnlich verfahren die Christen in Neapel, die ja auch ihren Fetisch, welchen sie den heiligen Januarius nennen, dann und wann recht übel tractiren.

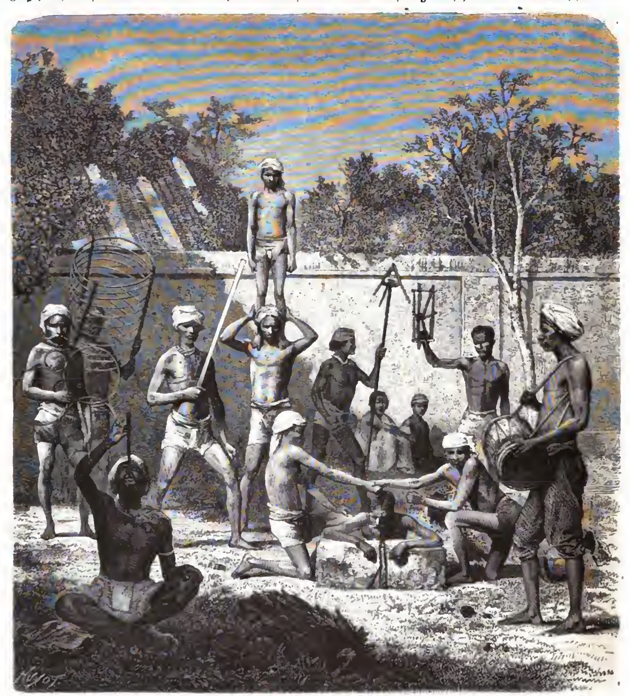
Bei Gatti und Kaddapah findet man einen Schlamm, welcher mit jenem, den der Kistnastrom während der Ueberschwemmungen absetzt, große Aehnlichkeit hat. Diese Ablagerungen sind aus einem etwas lehmhaltigen Sande gebildet; in diesem findet man kleine Quarzstücke und edle Steine, nach denen aber jetzt Niemand mehr sucht. Die sogenannten **Golkonda-Diamanten** kommen aus verschiedenen anderen Gruben, deren nächste von Golkonda 25 deutsche Meilen entfernt liegt.

In der Umgegend von **Kaddapah** feierten die Bauern eine religiöse Ceremonie, um den Rost zu entfernen, welcher ihre Aecker befallen hatte. Dieselbe bestand darin, daß sie eine Ziege opferten; sie rissen aus dem Thiere die Eingeweide heraus, zerstückelten dieselben, thaten Asche und Blätter hinzu und warfen dieses blutige Gemisch auf die Felder; dabei riefen sie in einem fort: **Poli! Poli!**

Auf schlechtem Wege gelangte Grandidier nach **Tripetti** und fuhr auf der Eisenbahn nach **Madras**. Diese große und wichtige Stadt ist an und für sich nicht besonders bemerkenswerth und hat keinen ausgeprägten eigenthümlichen Charakter. Sie hat keinen Hafen und die höchst gefährliche Rhede ist nie ohne gewaltige Brandung. Die Schiffe müssen weit vom Lande entfernt ankern, und man unterhält die Verbindung mit der Stadt vermittelst der sogenannten **Tschelingen**, einer eigenthümlichen Art von Booten, deren Planken nicht zusammengenagelt, sondern man kann sagen zusammengenäht sind, damit sie vermöge ihrer Elasticität bessere Dienste thun, und wenn sie ans Ufer geschleudert werden, nicht aus einander brechen. Solch eine Barke wird von zehn oder zwölf Mann gerudert, die durch lautes Schreien oder vielmehr Heulen einander aufmuntern; der Mann am Steuer

dagegen verhält sich ruhig und lenkt das Schiff so, daß die Wogen es nicht an der Seite packen können. Wenn die Brandungswellen so heftig sind, daß die Tschelingen nichts ausrichten können, müssen die sogenannten Katamarans den Dienst versehen, kleine, aus drei Stücken Holz verfertigte Flöße, auf welchen ein nackter Mann kniet, der das leichte Fahrzeug vermittelst eines Schlagruders lenkt. Auf dem Kopfe hat er einen wasserdichten Turban, und dieser enthält die Briefe, welche er an Bord eines draußen auf der Rhede liegenden Schiffes besorgen soll.

Madras ist in ganz Indien berühmt wegen seiner Gaukler und Schlangenbeschwörer. Die Kraftstücke der



Indische Gaukler in Madras.

ersteren sind von der Art, wie sie überall vorkommen; dagegen leisten die Taschenspieler oder sagen wir Prestidigitateure Außerordentliches. Sie treten, wie unsere Illustration zeigt, nackt auf und haben um die Hüften ein Stück baumwollenen Zeuges geschlungen. Grandidier war Zeuge, daß solch ein Gaukler das Samenkorn eines Baumes in einen mit Erde angefüllten Topf steckte, und sah, wie nach etwa einer Viertelstunde erst ein Pflänzchen hervorkeimte, das bald nachher Zweige und Blätter trieb und nach und nach eine Höhe von mehr als einen Fuß erreichte.

Manche Gaukler führen einige Brillenschlangen (Cobra capella, Coluber naja) bei sich; diese sind bekanntlich äußerst giftig und ihr Biß hat gewöhnlich den Tod zur Folge. Man hat behauptet, daß der Gaukler ihnen die Giftzähne aus-

breche, das ist aber entschieden nicht der Fall. Er rechnet darauf, daß diese Schlange langsam und furchtsam ist, und sich ihrer mörderischen Waffe nicht bedient, wenn sie sich recht satt gefressen hat und dann verdauet. Er gewöhnt sie nach und nach so, daß sie sich angreifen läßt und seine Grimassen beobachtet. Wer lebendige Schlangen berührt hat, weiß aus Erfahrung, daß schon die bloße Berührung und leichte Handstriche den Körper entlang einen wesentlichen Einfluß auf die Zähmung der Schlange haben. Das Thier ist dann so, als ob es magnetisirt worden sei, und versucht weder zu beißen noch zu entschlüpfen. Bei Giftschlangen sind nur die paar ersten Striche gefährlich. Grandidier sagt, er selber habe mehrmals mit Brillenschlangen gespielt, und keine habe auch nur den Versuch gemacht, ihn zu beißen. In Indien giebt es auch Leute, welche dergleichen Najas zähmen und frei in ihren Gärten umherlaufen lassen, damit diese von den Dieben nicht heimgesucht werden. Der Besitzer selbst wird von solchen Schlangen niemals gebissen. Uebrigens bedienen sich die Schlangengaukler, um, wie sie meinen, unverwundbar zu werden, der Wurzel einer Aristolochia; sie beschreiben mit derselben Kreise um den Kopf des Kriechthieres, das ihnen dann keinen Schaden zufügen könne. Das ist freilich ein Wahnglaube. Andere haben als vermeintliches Heilmittel gegen den Biß einen schwärzlichen, sehr porösen „Stein", der auf die Wunde gelegt wird, an welcher er fest haftet und das Blut aufsaugt; der angebliche Stein ist aber lediglich ein verkalkter Knochen. — Uebrigens sind die Schlangen in Indien nicht eben häufiger als in anderen tropischen Ländern, und es ist statistisch erwiesen, daß durch ihren Biß verhältnißmäßig wenige Menschen ums Leben kommen, obendrein zumeist nur solche, die Nachts mit nackten Füßen in die Wälder und die Gebüsche gehen.



Ein Schlangenbezauberer in Madras.

Die Bevölkerung des Dekhan, dieser südlichen Abtheilung der indischen Halbinsel, ist sehr gemischt aus tamulischem und dravidischem Blute und aus arischem, doch so, daß das erstere bei weitem überwiegt. Das Gesicht hat zumeist eine ovale Form, auch scheinen die Dekhanis vermöge der Gestalt ihres Schädels und durch ihren Gesichtswinkel sich an den arischen Zweig anzuschließen, aber ihre Hautfarbe ist viel dunkler. Der Körper ist nicht kräftig gebaut; die niederen Kasten insbesondere sind mager und dürr. Aber der Dekhani ersetzt das, was ihm an Kraft abgeht, durch Beweglichkeit und Gewandtheit. Seine Hautfarbe ist kupferbraun bis zum Dunkelbraun, das Haar schlicht und tiefschwarz, der Bart ziemlich voll.

Der Inder ist schüchtern und furchtsam, ohne Ausdauer und Festigkeit, unfähig zu andauernder Arbeit, aber er begreift leicht und schnell. Zweierlei Arten von Druck haben seit undenklichen Zeiten auf ihm gelastet: die Kasten und die Fremdherrschaft. Dadurch ist er eine biegsame Creatur geworden; ein gerades, kräftiges Auftreten ist ihm fremd; er ist raffinirt und verschlagen. Dieses Urtheil paßt freilich zumeist nur auf die Leute im Dekhan und theilweise in Bengalen und im eigentlichen Hindustan; bekanntlich leben in Indien, namentlich im nördlichen Theile, auch kräftige, kriegerische Stämme.

Von Unterricht und Erziehung in unserm Sinne ist, so weit nicht europäischer Einfluß in dieser Hinsicht wirksam wird, bei den Indern keine Rede. Die lebendige Einbildungskraft wird weder geregelt noch gezügelt, und deshalb kann der dickste Aberglaube in wildester Weise wuchern. Der Inder ist nicht brutal-fanatisch, wie der Mohammedaner, aber er ist in seiner Weise sehr religiös, sein Glaube ist auch aufrichtig, und den Dekhanis, welche zumeist dem Siwacultus anhängen, ist derselbe so lieb und theuer, wie das Leben selber. Die Religion mit ihren phantastischen Träumen und den vielfachen, zum Theil pomphaften Feierlichkeiten befriedigt die Bedürfnisse ihrer ungeregelten Einbildungskraft und schmeichelt zugleich ihren Leidenschaften.

Der Dekhani hat nur geringe Bedürfnisse, und deshalb ist er nicht fürsorglich. Er liebt ein träges Leben und giebt sich gern brütender Beschaulichkeit hin. Die Lehre von der Seelenwanderung steigert noch diese Tendenz seines Geistes, und so entwickelt sich in ihm jene fast unglaubliche Kraft der Trägheit, an welcher Alles scheitert. Nur dann, wenn Glaubensangelegenheiten ins Spiel kommen, sind die Massen in Bewegung zu bringen.

Der Mann im Dekhan trägt den Dhoti, ein langes Stück Baumwollenzeuges, das er um die Hüften schlingt, zwischen den Beinen hindurchzieht und auf dem Rücken befestigt, so daß Oberkörper, Lenden und Beine nackt bleiben. Die Wohlhabenderen legen auch ein kurzes Hemde, Angarkah, an und einen langen, weißen Rock. Der Turban hat, je nach der verschiedenen Kaste oder Secte, auch eine verschiedene Farbe und Gestalt. In ganz allgemeinem Gebrauche sind die Sandalen, Schuhe bemerkt man selten. Die Frauen tragen die Tscholi, ein Jäckchen mit kurzen Aermeln, das die Brust hält und nicht über dieselbe hinabgeht; dazu kommt der Sary, ein großes Stück Zeug, das um den Leib gewunden und dann über die Schulter, manchmal auch über den Kopf geworfen wird.

Im Allgemeinen hat die Tracht etwas Zierliches, auch paßt sie recht gut zum Klima und für die ganze Lebensweise der Menschen. Uebrigens hat jede Kaste und Secte eine besondere Art, die Kleider anzulegen.

Beide Geschlechter haben einen geradezu leidenschaftlichen Hang, sich mit Schmuck, Juwelen und Edelsteinen zu behän-



Typen verschiedener Kasten.

gen, und selbst bei Frauen der niedrigsten Classe sieht man gar nicht selten goldene, mit Perlen besetzte Nasenringe. An den Armen werden Ringe von Silber, Kupfer oder Glas getragen, kleine Ringe auch an den Fußzehen, und an den Fußknöcheln schwere Metallringe. Die Ohren sind mit goldenen Ringen förmlich überladen; die Ohrzipfel mit möglichst großen Löchern versehen, in welchen man bei festlichen Gelegenheiten allerlei Goldsachen befestigt; für gewöhnlich werden diese Löcher mit einem zusammengerollten Blatt ausgefüllt. Für das ersparte Geld kauft der Inder Juwelen ein, nicht bloß der Putzliebe wegen, sondern auch, weil er glaubt, daß ein Schmuck die Macht habe, böses Geschick von ihm abzuwenden. Dazu kommt, daß solche Sachen sich leicht verbergen lassen, und das war wichtig in den Zeiten, als die mohammedanischen Herrscher sich kein Gewissen daraus machten, ihre Unterthanen auszuplündern; außerdem darf ein Muselmann sich nicht an Sachen vergreifen, welche Frauen gehören; das verbietet ihm seine Religion.

Jede Kaste hält mit Eifersucht auf ihre Vorrechte, und nicht selten ist blutiger Streit entstanden, wenn eine Kaste sich gegen einen hergebrachten Brauch auflehnte. Als einmal eine niedrige Kaste sich zu der frevelhaften Anmaßung verstieg, Pantoffeln von einer Form zu tragen, welche sich nicht für sie gebührte, entstand eine blutige Fehde, und ein Gleiches geschah, als die Priester einer solchen Kaste bei ihren gottesdienstlichen Feierlichkeiten musikalische Instrumente anwenden wollten, mit denen bislang nur für Götter höhern Ranges Musik gemacht worden war! — In der Unterhaltung muß man sehr vorsichtig sein; auch den Hindu, geschweige denn den Mohammedaner, darf man nicht nach dem Befinden seiner Frau oder auch seiner Tochter fragen. Kommt die Rede etwa auf das oder jenes Mißgeschick, oder auf irgend ein glückliches Ereigniß, dann muß man sich wohl in Acht nehmen vor Ausdrücken, an welche er irgend einen Aberglauben knüpfen könnte, z. B. über irgend einen Zauber, von welchem er sich bedroht glaubt. Es wäre unhöflich und beleidigend, mit der linken Hand zu grüßen, Speisen und Getränke zum Munde zu führen, denn sie ist unrein und darf nur bei Abwaschungen verwandt werden.

Der Europäer grüßt und bezeigt Respect, wenn er seinen Hut abnimmt; beim Orientalen dagegen wäre ein Abnehmen des Turbans etwas Unehrerbietiges. Wenn er in ein Haus tritt, behält er den Turban auf dem Kopfe, legt aber die Fußbekleidung ab, und das ist auch ganz verständig. Auf dem Fußboden liegt eine Matte und oft auch ein Stück weißen Zeuges; auf diesem nimmt der Mann mit untergeschlagenen Beinen Platz und lehnt sich mit dem Rücken an einige Kissen oder Polster. In den Gemächern sind Schuhe ganz überflüssig. — Wer einen Besuch macht, darf sich erst entfernen, wenn man ihn verabschiedet. Der Inder nimmt an, daß der Freund, welcher zu ihm kam, nicht gedrängt sei mit der Zeit; der Wirth dagegen hat möglicherweise Geschäfte, die sich nicht aufschieben lassen; wenn das der Fall ist, sagt er: „Besuche mich doch recht oft;“ oder: „Vergiß nicht, daß Du mir allezeit willkommen bist.“ Beim Abschiede reicht dann der Wirth eine Blume oder eine Frucht; Betel wird bei jedem Besuch angeboten.


Eine junge Hindu.

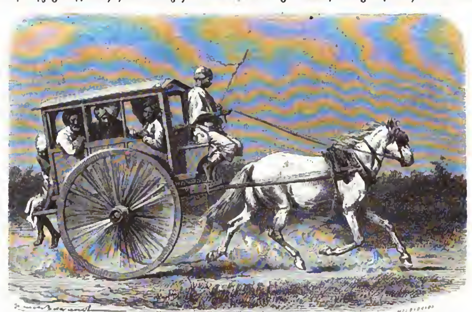
Der Inder ist im Essen sehr mäßig und seine Mahlzeit von kurzer Dauer. Das Hauptnahrungsmittel ist Reis in Wasser gekocht und mit einer Zuthat von Karry (Curry), der auf verschiedene Weise bereitet wird, z. B. aus einem Gemisch von Gemüsen, Ghi, d. h. flüssiger Butter, Safran und verschiedenen Gewürzen. Eier oder Milch werden auch manchmal genossen, Fische nicht häufig; dazu kommen Mehlkuchen, Bananen, Brotfrucht und andere Früchte. Daraus besteht Morgens wie Abends die Nahrung der Reichen und Armen. Statt der Teller und Schüsseln hat man Bananenblätter, statt des Löffels oder der Gabel bedient man sich der rechten Hand, und das Fleisch wird nicht mit einem Messer zerlegt, sondern mit den Zähnen zerrissen. Es ist übrigens sehr unappetitlich, die Leute essen zu sehen, denn die Brühe läuft ihnen über das Kinn und von den Fingern hinab. Der Inder trinkt fast nur Wasser und nur dann und wann Palmenbranntwein, Arrak. — Den religiösen Vorschriften gemäß soll der Inder keine Fleischnahrung genießen, und er befolgt das Gebot, weil eine Verletzung desselben eine Ausstoßung aus Kaste und Familie im Gefolge haben kann. Leute ohne Kaste genießen Fleisch und trinken viel Arrak. Keine Abtheilung der Brahminenkaste im Dekhan genießt Fleisch, in Bengalen jedoch giebt es Brahminen, welche Fisch essen, und im eigentlichen Hindustan, namentlich in den nördlichen Provinzen, erlauben sich sogar viele, das Fleisch von Wild und von Ziegen zu essen. In Kaschmir gehen die Brahminen so weit, Schöpsenfleisch zu genießen.

Je mehr man also nach Norden hinkommt, um so mehr findet man bei dieser Kaste auch das Fleischessen.

Jedermann kauet Betel. In heißen Ländern, wo die Menschen sich nicht viel körperliche Bewegung machen, ist der Magen träg, und man kann nicht die Speisen genießen, welche für kältere Klimate passen, auch isset man weniger. Die Pflanzenkost, auf welche der Inder sich fast ausschließlich angewiesen sieht, ist nicht reich an Stickstoff, und sie würde im Magen unbequeme Gase erzeugen, wenn man dagegen nicht ein alkalisches Reizmittel anwendete. Das ist eben die Arekanuß, welche man mit etwas Kalk und Betelblatt genießt. Dieser „Siri" färbt Lippen und Zunge roth, ist nachtheilig für die Zähne, befördert aber ganz entschieden die Verdauung. Uebrigens wird auch Taback geraucht; man umwickelt ihn mit einem grünen Blatt und raucht ihn als Cigarre. Uebrigens sind auch Hukahs, lange Pfeifen, im Gebrauch, und Nargilehs, Wasserpfeifen nach persischer Art.

Bekanntlich redet man in Indien eine große Anzahl verschiedener Sprachen; die Linguisten zählen deren nicht weniger als achtundfunfzig auf, doch haben nur zehn ein besonderes Alphabet und eine Literatur. Die fünf derselben, welche im Norden vorkommen, bezeichnet man als die fünf Gaurs, und jene im Dekhan als die fünf Dravirs. Das Sanskrit, die heilige Sprache, wird nicht mehr geredet, und dasselbe gilt von den aus ihm abgeleiteten Sprachen, dem Pali und dem Prakrit. Aber etwas mehr oder weniger von ihm ist in alle anderen Idiome übergegangen. Während es im Norden die Unterlage der Sprachen bildet, welche dort geredet werden, ist es im Süden anderen Sprachen so zu sagen aufgepfropft worden und kommt oft nur in sehr schwachen Spuren vor. Die verschiedenen Alphabete sind offenbar unabhängig von einander erfunden, aber durch die Annahme der regelmäßigen Reihenfolge, welche das Dewanagari, d. h. das Sanskritalphabet, hat, verbessert worden. Uebrigens haben alle lebenden Sprachen Indiens einen sehr einfachen, grammatikalischen Bau.

Das Sanskrit kann als Typus der vollendetsten Flexionssprache betrachtet werden; der Name bedeutet das Wohlgeordnete, Zusammengemachte, Geschmückte, Vollendete, in sich Beendigte. Es ist klangvoll, reich an Lauten und wird auch



Landkutsche bei Madras.

als Göttersprache (Surabani oder Devabani) bezeichnet. Prakrit bedeutet „abgeleitet, untergeordnet, unvollkommen"; der Name wird auch allen secundären Sprachen Indiens beigelegt, welche vom Sanskrit abstammen.

In Hindustan hat jede Provinz ihre besondere Sprache. Das Hindi allein hat nicht weniger als sieben Dialekte, und diese Hindi-Idiome werden in der ganzen Gegend gesprochen, welche zwischen dem Pendschab und dem Himalaya bis zum Vindhyagebirge reicht, Bengalen jedoch ausgenommen; am reinsten in Kamaon und Gherwal. Das Hindustani oder Urdu, d. h. die Lagersprache, ist bei den höheren Classen Centralindiens im Gebrauche, von Calcutta bis Bombay, hat eine große Menge von persischen und arabischen Ausdrücken und wird auch im Handelsverkehr vorzugsweise angewandt.

Im Dekhan herrschen drawidische Sprachen vor, und unter diesen ist das Tamulische am reichsten und am besten entwickelt; man redet es an der Ostküste vom Cap Komorin, also der Südspitze der Halbinsel, hinauf bis Palikate, nördlich von Madras. Dann das Telinga, welches in einem breiten Landstriche an der Küste von Palikate bis Gandschain herrscht und sich am untern Godavery und Kistna weit landeinwärts erstreckt. Das Kanara grenzt an das Tamulische und ist über die Hochebene zwischen den östlichen und den westlichen Ghats verbreitet und auch im obern Becken des Kistna. Auch das Malayalam und das Karnataka gehören dem Dekhan an. —

Beim Inder tritt der Geist der Kaste in alle Lebensverhältnisse bestimmend ein; er ist viel mächtiger als das Band der Familie, welches ihm gegenüber fast ganz verschwindet. Der Mann hat Frau und Kinder recht gern, aber seine Neigungen werden durch das Gebot der Kaste bestimmt. Es kann Jemand aus vielerlei Ursachen aus der Familie verstoßen werden, namentlich wenn er gewisse Vorschriften der Religion verletzt. Ausgestoßen wird auch ein weibliches Wesen höherer Kaste, das mit einem Manne aus einer tiefer stehenden Kaste vertrauten Umgang gehabt hat. Die Brahminen wie die Sudras, ja selbst die Pariahs sind in eine Menge von Unterkasten geschieden, und kein Mitglied einer solchen darf mit Jemand aus einer andern Unterkaste gemeinschaftlich essen oder sich verheirathen. So ist Alles zerrissen und zerklüftet. Einer, der seine Kaste verloren hat, d. h. aus derselben verstoßen worden ist, verliert jede

Gemeinschaft mit seinen Verwandten; seine Frau wird als Wittwe betrachtet, die Kinder gelten für Waisen; Niemand kümmert sich mehr um ihn, er ist hülflos und verlassen, ist für seine früheren Angehörigen gar nicht mehr da.

Der Europäer wird dem Pariah gleichgestellt, weil er Rindfleisch ißt. Die Brahminen geben ihm wohl eine Hand, nehmen aber, sobald sie zu Hause kommen, sofort eine Abwaschung vor, um sich von der Besudelung, welche sie erfahren haben, zu reinigen. Genügt doch schon der bloße Blick, welchen ein Pariah auf irgend einen Gegenstand wirft, diesen zu verunreinigen!

Im Dekhan bestehen die Dörfer aus zwei Abtheilungen, welche durch einen Zwischenraum von einander abgesondert sind. Die eine ist für Leute bestimmt, welche Kaste haben, die andere, von einem Dornenzaun umgeben, für solche, die ohne Kaste sind. Die letzteren dürfen nicht in die Straßen der ersten Abtheilung kommen, wenn sie keine ausdrückliche Erlaubniß dazu erhalten haben, und dürfen Wasser nur aus solchen Brunnen schöpfen, welche man ihnen angewiesen hat. Es giebt aber auch Ortschaften, wo die Pariahs gar keinen Brunnen haben, und dort stellen sie ihre Krüge neben den Brunnen der Kastenleute und warten ruhig, bis man ihnen dieselben gefüllt hat. Das Wasserholen wird stets von Frauen besorgt.

Leute aus höheren Kasten geben den Pariahs manchmal Geschenke, die jedoch nicht überreicht, sondern auf die Erde niedergelegt werden. So vermeidet man die Verunreinigung. Nie wird ein Mann von Kaste etwas aus der Hand eines Pariah annehmen. Das Vorurtheil, welches in Indien, man kann wohl sagen, das ganze Leben durchdringt und beherrscht, ist Schuld, daß sich kein homogenes Volk bilden konnte, und daß überall Gegensätze zu Tage treten, für welche sich keine Ausgleichung finden läßt; Alles ist getheilt und zerspalten, und deshalb wurde es den Ausländern so leicht, ein Land zu beherrschen, dessen Volksmenge sich auf zweihundert Millionen Köpfe beläuft.



Milchverkäufer in Madras.

Für die Straßen im südlichen Indien ist in der neuern Zeit viel geschehen, und auf den großen Routen braucht man sich nicht mehr der Palankine zu bedienen, sondern kann zweiräderige Landkutschen benutzen. Manche derselben sind derart eingerichtet, daß sie sich leicht in ein leidlich bequemes Bett verwandeln lassen, wenn man die Lücken zwischen den beiden Seitenbänken mit einem Brett ausfüllt und auf dieses eine Matratze legt.

In solch einem Wagen fuhr Grandidier nach Kondscheweram. Auf dem Wege dorthin fand er, daß der Ackerbau nicht mehr so blühend ist, als er in früheren Zeiten gewesen. Allerdings geben sich die Engländer in preiswürdiger Weise alle mögliche Mühe, die Bewässerungsanstalten zu vermehren, und die, welche verfallen sind, wieder in brauchbaren Zustand zu versetzen, aber sie können nicht in allen Theilen des großen Landes die erforderlichen, überdies sehr kostspieligen Arbeiten gleichzeitig in Angriff nehmen. So bleibt namentlich im Dekhan Vieles zu thun übrig, und man sieht weite Strecken, welche vormals ergiebige Reisernten lieferten, nun brach liegen und mit Unkraut überwuchert. Der Straße entlang sind manche Tangs, d. h. Sammelbecken für das Wasser, nun trocken und im Verfall, und doch ist in Indien die Bewässerung durchaus nothwendig, wenn das Feld einen Ertrag geben soll.

Für den Inder bedeutet der Reis dasselbe, was für uns Europäer der Weizen und der Roggen; er ist sein tägliches Brot, und ein Fehlschlagen der Ernte hat allemal entsetzliche Hungersnoth im Gefolge. Der Ertrag hängt, wie schon angedeutet, von reichlicher Bewässerung ab, und manche Aecker geben das Hundertfache der Aussaat, während andere nur einen dürftigen Ertrag liefern.

Kondscheweram liegt etwa 45 Miles von Madras und ist wegen seiner der Gottheit Siwa gewidmeten Tempel hochberühmt (12°20′ N.). Als Grandidier dort anlangte, hielten die Inder eben eine Versammlung, in welcher ein englischer Arzt den Vorsitz führte. Es handelte sich darum,

ein Krankenhaus sammt Apotheke einzurichten, und sowohl der Radscha wie die angesehensten Einwohner sprachen sich sehr lebhaft für den Plan aus. Doch hielt es schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß derselbe nur vermittelst einer Gesellschaft und mit Hülfe von regelmäßigen Geldbeiträgen auszuführen sei. Der Inder begreift das freie Genossenschaftswesen nicht, und über das Wesen und die Bedeutung des Geldumlaufes findet er sich erst in der allerneuesten Zeit einigermaßen zurecht. Der reiche Mann ist daran gewöhnt, sein Geld bis zu 24 Procent anzulegen; 12 Procent gilt ihm für einen geringen Zinsfuß, und an industriellen Unternehmungen betheiligt er sich deshalb nicht. Es fehlt ihm keineswegs an Intelligenz, er entschließt sich aber doch entweder gar nicht oder nur sehr schwer zur Benutzung von Maschinen und zweckmäßigen Werkzeugen, ohne welche doch nichts Ordentliches ausgerichtet werden kann. Ein Inder trägt einen halben Centner Erde auf dem Kopfe, während er mit Leichtigkeit auf einem Karren 3 Centner fortbewegen könnte, und 30 bis 40 Centner auf einem Eisenbahnwagen; er zieht aus einem Brunnen einen Eimer von 10 Maß Wasser, und könnte mit demselben geringen Kraftaufwande 100 Maß bekommen, wenn er sich zum Anlegen einer Pumpe verstehen wollte. Er macht 100 Backsteine mit der Hand, und könnte vermittelst einer Maschine in eben so viel Zeit mindestens 1000 solcher Steine verfertigen. Er ist in allen solchen Dingen nicht progressiv.

Graul (Reise nach Ostindien &c. Leipzig 1856. V, S. 186) giebt die Volksmenge von Kondscheweram auf 20,000 Köpfe an und macht bei der Ziffer ein Fragezeichen; Grandidier schätzt sie auf 60,000. Die Stadt nimmt einen sehr großen Flächenraum ein, sie ist „breitstraßig und tempelreich“, und die beiden Haupttempel liegen etwa drei englische Meilen von einander entfernt. In den Straßen sieht man viele kleine Pagoden; über dem allemal viereckigen Allerheiligsten und der Eingangscolonnade ist immer ein flaches Dach angebracht. Die Säulen sind Monolithe mit viereckiger Basis und Capitäl, während der Schaft sechs- oder achteckig und das Piedestal mit Basreliefs verziert ist; diese stellen oftmals Gruppen dar, welche nach unseren Begriffen unzüchtig erscheinen.

Die Brahminen sind höfliche Leute. Als Grandidier den großen Tempel besuchte, wurde er von ihnen mit Auszeichnung empfangen; schon auf halbem Wege kam ein Zug ihm entgegen, welcher ihn mit Trommelschlag begrüßte; weiterhin ließen Pfeifer schrillende Töne hören; sechs Bayaderen tanzten, schlugen die Cymbeln zum Tanze und klapperten mit Castagnetten. Sie trugen ein kurzes Sammetjäckchen, enge Beinkleider, welche an den Fußknöcheln schlossen und dort mit allerlei Schmuck und Schellen umgeben waren; über den ganzen Körper wallte ein farbiger Gazeschleier herab, dessen eines Ende schärpenartig über der Brust befestigt war*). Vor dem Zuge ging ein Elephant einher, welcher zu einer Pagode gehörte; aber eigentlich wurde die Procession durch einen Reiter eröffnet, welcher den Tamtam schlug. Hinter dem Fremden ging ein ganzer Schwarm Brahminen, welche ihm einen Kranz gelber Blumen um den Hals gehängt hatten und sich überhaupt freundlich und zuvorkommend erwiesen. —

Manche christliche Missionäre könnten von den Brahminen, auf welche sie mit alberner Vornehmthuerei herabsehen, weil diese ja nur „Heiden“ seien, Anstand, Höflichkeit und gute Sitte lernen. Sie sind aber nicht selten in einem so bornirten Dünkel befangen, von einer geradezu frechen Unverschämtheit förmlich besessen, daß sie auf jeden billig denkenden und verständigen Menschen einen ungemein widerwärtigen Eindruck machen. In dieser Unverschämtheit hat insbesondere K. Graul („Doctor der Theologie und Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig“, dann Professor in Erlangen und vor einigen Jahren gestorben) das Mögliche geleistet. Er war von 1849 bis 1853 im südlichen Indien und auf Ceylon, um Einsehen zu nehmen, wie es mit den Missionen in jener Gegend stehe, und besuchte auch Kondscheweram (Reise nach Ostindien, Leipzig 1856. V, S. 183 ff). Es ist charakteristisch für ihn und seinesgleichen, wie roh und ungeschliffen er sich benahm und ausdrückte. Die einheimischen Behörden machten ihm ihre Aufwartung, auch kam ein Siwabrahmine mit der heiligen Asche auf der Stirn; dann stellten sich auch zwei Lingadharis, d. h. Lingaträger, vor, die mit den Brahminen nichts zu schaffen haben wollen, sondern eine eigene Secte bilden. Sie glauben, daß in ihrem Glaubensstifter Basava der Stier des Siwa menschliche Gestalt gewonnen habe und legen die Brahminenschnur nicht an. „Sie rühmen sich auch, daß weit und breit in hiesigen Landen ihrer Keiner noch Christ geworden sei,“ und hier macht Graul eine sehr richtige Bemerkung: „Wieder ein Beweis dafür, daß die Lockerung der Kastenfessel und des Brahminenjoches nicht nothwendigerweise für das Christenthum empfänglich macht.“ Der eine dieser Lingadharis sagte dem Altlutheraner, daß die letzte Tendenz aller Religionen die gleiche sei, was dem Leipziger Orthodoxen natürlich nicht gefiel; wenn ein Inder „selig“ werden will, muß er sich zur Augsburgischen Confession bekennen!

Der Christ Graul verschmähete es nicht, die berühmte Pagode Ekambari Swami zu besuchen, und wurde vom Tempelelephanten „pflichtmäßigst“ begrüßt. Auf den neun Treppenfluchten der 200 Fuß hohen Pagode und auf den Mauern umher schäkerten Affen in ganzen Familien. Ein anderer Besuch galt der Pagode der Kamakschi, d. h. der Lustäugigen, oder Parvati. „Die Brahminen beeiferten sich, uns ihre sämmtlichen Herrlichkeiten zu zeigen; sie waren übergütig und ließen uns auch die Tempeljuwelen sehen. Die Krone des Gottes stammt aus alter Zeit. Unter den frommen Wohlthätern der Pagode wurden uns auch Clive und Glaß genannt. Die Augen der Brahminen leuchteten hoch auf, als sie die Farben des kostbaren Götzengeschmeides aus der Hand christlicher Beamten vor uns spielen ließen!

*) Diese Tänzerinnen sind die „Sclavinnen der Gottheit“, Dewadaschi; von den Portugiesen wurden sie als Balladeiros, Tanzmädchen, bezeichnet, und allmälig ist der Ausdruck Bayaderen allgemein geworden. Sie sind theils dem Wischnu, theils dem Siwa geweiht, und diese wohnen im Bereiche des Tempels zu dessen Diensten sie von früher Jugend an geweiht und von einer Lehrerin, einer Daja, in Tanz und Musik unterrichtet werden. Auch erhalten sie im Lesen und Schreiben von Seiten der Brahminen Unterricht, und diese legen ihnen die heiligen Bücher aus, mit alleiniger Ausnahme der Wedas. Aus dem Bereiche des Tempels dürfen sie sich nicht entfernen; wenn sie besondern Beruf dazu fühlen, legen sie das Gelübde der Ehelosigkeit ab; außerdem können sie sich einen Gatten wählen, der aber nicht zur Tempelgemeinschaft gehören darf. Sie sind allemal Töchter der höheren Kasten. Die anderen, zum Dienste der übrigen Götter bestimmten „Gottheitssclavinnen“, gehören der Sudrakaste an, wohnen in Städten und Dörfern und verherrlichen durch ihre Kunst auch die häuslichen Festlichkeiten der Inder. Sie genießen volle Freiheit und verrichten den Tempeldienst der Reihe nach. Manche fahren in Gruppen von 8 bis 10 und von Musikanten begleitet von Ort zu Ort; andere stehen unter Aufsicht einer Daja oder sind auch wohl Sclavinnen einer solchen. Diese freien Dewadschi führen ein nicht eben züchtiges Leben; ihr Absehen geht vor Allem auf Gelderwerb, damit sie, wenn sie älter werden, von dem Ersparten gemächlich leben können. Gewisse Ortschaften liefern regelmäßig Nachwuchs solcher Dewadschi, z. B. Ankota, an der Westküste zwischen Goa und Mangalore; sobald die älteren heimkehren, um sich zur Ruhe zu setzen, zieht eine Schaar junger wieder aus. (Asien, von J. Hartwig Brauer und J. H. Plath. Leipzig 1864. S. 511.)

Clive sowohl als Glaß thaten viel für Indien; schade, daß sie ihren wirklichen Verdiensten einen solchen Schandfleck anhängten. Der Letztgenannte schenkte außer dem Geschmeide für den Götzen ein beträchtliches Gartengrundstück. Man ersparte uns die Scham nicht, auch von diesem Tempelgute Notiz zu nehmen. — Unsere Brahminen klagten bitter, daß der englische Collector, der sonst dem Götzen im Namen der ehrenfesten Compagnie alljährlich ein ansehnliches Geschenk einhändigte, etwa einen hübschen Anzug, amtlich nichts mehr mit dem Feste zu thun habe. Man stellte uns die sogenannten Dharmatakkel, die eigentlichen Verwalter des Tempelvermögens, vor, und diese wollten uns zum Abend durchaus wieder in die Pagode haben, üm den Gott in Gala vor uns paradiren zu lassen. Wir verbaten uns die Ehre, indem ich bemerkte: Das Wichtigste an Eurem Gott, Ihr lieben Freunde, die schönen Juwelen, haben wir gesehen; das Andere ist ja doch nur gewöhnliches Holz, Zeug und so weiter. Sie nahmen die kühle Bemerkung mit gutmüthigem Lächeln auf."

Man sieht, diese Brahminen wenigstens waren anständige Leute.

Im Mai und Juni findet ein großes Fest in Kondscheweram statt; es geht dabei dann und wann so blutig zu, daß die Regierung einschreiten muß. Im Jahre 1852 z. B. entstand unter den Frommen Streit über die Frage: Wer hat das Recht, eine gerade Linie über die Nase von Wischnu's Götterbild zu machen, die Wischnu- oder die Siwapriester? Die streitenden Parteien aber waren so verständig, den Redacteur der zu Madras erscheinenden englischen Zeitung „Athenäum" zum Schiedsrichter aufzurufen, und sie thaten wohl daran.

Volk und Volksleben in Neurußland.

Von J. M.

II. Sitten und Gebräuche in Neurußland.

Bei der Bevölkerung des unermeßlichen scythischen Kirchhofs, der Steppenzone, waren drei Elemente von gleich zweifelhaftem Werthe thätig, die unter dem geisttödtenden Einerlei des Steppenhimmels, eines extremen Klimas und der hinzutretenden Leibeigenschaft der Entwickelung gleichmäßig nur ungünstig sein konnten. Von Osten her der Absatz kosakischen Volksüberflusses, von Süden die Ueberbleibsel der verwilderten, an Blutvergießen und freies Umherschwärmen gewöhnten Saporoger, von Westen die durch Juden, Polen und deren Nachbarn mannichfach bedrückten und verderbten kleinrussischen Einwanderer. Gemeinsame Knechtschaft war das Band ihrer Vereinigung, Verwahrlosung ihr Erbtheil, Verwilderung ihr Loos!

Wo sie sich setzten, saßen sie wie hinter einer chinesischen Mauer; keine Städte, keine Vereinigungspunkte, nichts was anregen oder entwickeln konnte, und noch heute ist die Unselbstständigkeit, gewissermaßen Hülflosigkeit des Steppenbauers, dem großrussischen Stamme gegenüber, eben so auffallend als bemerkenswerth. —

Die längs beider Dnieprufer bis hinauf nach Ekaterinoslaw wohnenden Stämme, welche ihren Ursprung mit Stolz von den Saporogern herleiten, zeigen in der That in Gestalt und Gebräuchen etwas von der Freiheit ihrer tapferen Vorfahren und unterscheiden sich sehr vortheilhaft von ihren westlicheren Nachbarn, die, je mehr nach Podolien und Bessarabien, alle Kennzeichen der Verkommenheit in erhöhetem Grade an sich tragen.

Wie demoralisirend Eintönigkeit und Einsamkeit des Steppenlebens auf die menschliche Natur wirkt, sahen wir so recht überzeugend beim Baue der ersten südrussischen Eisenbahn von Odessa nach Balta. Je weiter der eiserne Arm der Civilisation ins Land griff, desto mehr förderte er Zustände zu Tage, von denen wir keine Ahnung hatten, ja die wir als unwahrscheinlich zurückgewiesen hätten, wenn sie durch andere Vermittelung als des persönlichen Augenscheins zu uns gelangt wären. Kaum hundert Werst hinter der drittgrößten Stadt des Reichs entdeckten wir deutsche Colonisten, die sich vom eingebornen Bauer fast durch nichts mehr unterschieden. Dieselben kleinen Lehmhütten, ungedielt und unumzäunt; derselbe primitive Zustand, dieselbe Lebensweise. An einsamen Steppenschenken beobachteten wir Prügel- und Säuferscenen, die sich etwa nur durch erhöhete Rohheit, durch größere Verbissenheit von denen der kleinrussischen Bauern unterschieden. Ich mußte in einem dieser deutschen Dörfer übernachten; von den Männern schien Niemand daheim zu sein, sie gingen mit ihren Fuhren dem neueröffneten Verdienste an der Eisenbahn nach. Mein Diener hatte den Samowar rasch unter einem der wenigen Bäume aufgestellt, eine beträchtliche Anzahl Frauen sammelte sich neugierig um den verführerischen Comfort meines Theetisches; während ich bereitwillig zum Genusse einlud, konnte ich nicht umhin, meinem Erstaunen über das, was ich rings sehen mußte, lebhaften Ausdruck zu geben. Diese braven Weiber, obwohl in Tracht, Gebahren und selbst Gesichtszügen kaum von den russischen unterscheidbar, faßten Muth; ein allgemeines Bedürfniß schien zur Mittheilung zu drängen, es begannen erst schüchtern, bald freier bittere Klagen über die Verwilderung, Arbeitsscheu und Völlerei der Männer, und wie es wohl noch schlimmer stände, wenn die Frauen nicht häufig, selbst gemeinschaftlich an den deutschen Ursprung mahnten, der den Kindern doch nicht verloren gehen dürfe! Tief ergriffen mußte ich mir sagen, daß hier so recht eigentlich aus der Kinderstube das Band hinausführte, welches die abtrünnigen Väter dem Stamme und somit der Cultur erhielt. Auch das ist ein Trost! —

Ueberhaupt hat man die Bemerkung gemacht, daß deutsche Arbeiter, auf Gütern vereinzelt, wo sie der Schule und Kirche in der Nähe entbehren, sehr bald sich der Umgebung im ungünstigsten Sinne assimiliren. Die allgemeine Gedankenleere treibt sie in die Arme des branntweinbegeisterten Nachbars, und dann geht's rasch bergab. — Wo dagegen die Bedingungen sich beisammen finden, die der deutschen Natur unentbehrlich sind, entfaltet sich ein Gemeinwesen, wie wir es an der Molotschna finden: lebend, strebend und nach allen Seiten erhebend; dennoch ist der Colonist im Allgemeinen in einer Weise wortkarg, die sich

eben nur aus der durchaus mangelnden Einwirkung auf die Phantasie, aus dem Schweigen der Steppe erklären läßt. —

Wie bereits bemerkt, zeichnet sich der Abkömmling der Saporoger am Dniepr sehr vortheilhaft vor seinen Nachbarn aus, freilich weniger in Charakter und Gebräuchen, die so ziemlich auf der ganzen Steppe dieselben sind, als in seiner äußern Erscheinung. Sie sind ein schöner, hoher, geschmeidiger Menschenschlag; kühne, unermüdliche Reiter, in der Nähe des Stromes gewandte Fischer und Bootsführer. Im Hintertheile des aus einem Weidenstamme gehöhlten, vielbesprochenen Kajuks, auch Seelenverderber (Duschegubka *) genannt, stehend, sticht er mit dem bis acht Fuß langen Ruder langsam ins Wasser, zugleich rudernd und steuernd. Still dem Ufer entlang gleitend, mit der kurzen Pfeife im Munde, weiß er das Ruder unhörbar niederzulegen, mit rasch ergriffenem Spieße den sich unbefangen reibenden Karpfen sicher zu treffen, ins Boot zu schleudern, das Ruder aufzunehmen und lautlos weiterzugleiten. Bei diesem Manöver ist nur der Oberkörper thätig, die Beine scheinen im Boote zu wurzeln. Wie sehr diese Bewegung den Körper im Balanciren übt, leuchtet ein! Daher droht in diesen Booten nur dem Ungeübten Gefahr. Ich bin in vierzehn Jahren bei täglichen Fahrten weder jemals umgeworfen noch überhaupt in Gefahr gerathen, obwohl ich mich ganz frei bewegte, aufstand, niederließ, schoß und dergleichen. Fest vertrauend dem hinter mir stehenden Steuermann, ward ich nie getäuscht. Meine Leute gehörten freilich zu den Geübtesten; ihr besonderer Ruhm bestand darin, einander durch plötzliches Anfahren ins Wasser zu stürzen, aber sogleich wieder an die Oberfläche zu kommen, ohne die Pfeife aus dem Munde und das Ruder aus den Händen verloren zu haben.

Nicht viel weniger gewandt sind die Weiber, die sich überhaupt in jüngeren Jahren in der Mehrzahl durch Schönheit und natürliche Grazie auszeichnen. Schönheit ist im Ganzen in Rußland häufiger eine Eigenschaft des männlichen als weiblichen Geschlechts, wer aber hier im Süden, etwa an einem Jahrmarktstage, die Trupps schöner, schlanker und doch voller Mädchen betrachtet, mit den dunkeln, ausdrucksvollen Augen, den schwarzen Haaren, kokett durch das fingerbreite goldene Stirnband gehoben, mit den durch vielfarbige Bänder geschmückten, langherabhängenden Zöpfen, kann nicht anders als sehr überrascht sein. Um den Hals laufen fünf-, auch zehnfache Reihen bunter Perlen, auf dem Rücken schaukeln geflochtene Schnüre mit Troddeln; das hübsch mit rothen Figuren an den Schultern ausgenähete weiße Hemd, der bis auf die Knöchel reichende blaue oder carrirte Rock verhüllen Formen von so aristokratischer Feinheit und Zierlichkeit, daß man unwillkürlich an das polnische Blut erinnert wird, dem diese Reize ursprünglich doch wohl entstammen.

Da die Leibeigenschaft es gestattete, jedes beliebige Mädchen dem Elternhause ohne Weiteres zu entziehen, so hatten die Beamten größerer Güter stets einen wahren Blumenflor schöner Dienstmägde im Hause, die von der Hausfrau, je nachdem sie es verstanden, sich nützlich und beliebt zu machen, gehätschelt und verwöhnt wurden. Sie lernten dabei nähen, waschen, plätten und spinnen und waren Seitens der heirathsfähigen Bursche stets Gegenstand sehnsüchtigsten Begehrens, obwohl die meisten der erlernten Künste, als dem neuen Leben unnütz, sofort für immer bei Seite geworfen wurden. Solch ein 14- bis 15jähriges Mädchen trat auf Befehl wie ein junges Füllen in den Dienst, ausgerüstet mit nur einem Hemde und Röckchen, aber dem merkwürdigsten Appetit und einem kanonenfesten Schlaf, der im Vorzimmer auf platter Diele ohne Kopfkissen oder irgend welches Bettzeug in beneidenswerthester Weise seine Flügel ausbreitete. Aber ehe man sich dessen versah, waren sie so klug, so emancipirt, daß man nicht Schlösser noch Riegel genug finden konnte, theils sie von Leckereien abzuhalten, theils sie selbst Nachts ans Zimmer zu gewöhnen, wenn der lockende Gesang junger Bursche von der Steppe zu ihren Ohren drang. Bis zum 16. oder 18. Jahre ließ es sich allenfalls noch zwingen, dann aber war kein Haltens mehr, jeder Strafe boten sie trotz, und die Hausfrau mußte am Ende noch froh sein, plötzlich in einer Nacht den abgesandten Freiwerber durch verschlossene Thüren vor ihr Bett treten zu sehen mit der Bitte: Priska oder Habka oder Jewdocha zu beurlauben, weil dieser Saška oder jener Gritzko sie heirathen wolle. Diese nächtliche Freierei war eigentlich gesetzlich untersagt, aber sie war Volksgebrauch, und es halfen weder Ermahnungen noch Drohungen. Während der 14 Jahre meines Aufenthalts am untern Dniepr heiratheten wohl 30 meiner Mägde, aber keine einzige ward anders geholt, als in finsterer Nacht zwischen 10 und 12 Uhr.

Die Gutsverwaltung pflegte im Interesse der Population nur denjenigen Bauern etwa bei der Heirath eine Schwierigkeit in den Weg zu legen, welche mit den Abgaben sehr im Rückstande waren; konnte der gute Wille dargethan werden, so war auch die nöthige Erlaubniß leicht zu erlangen. Man konnte seine Dienstmagd daher nicht verhindern, sich mit dem ihr diese Partie im verführerischsten Lichte darstellenden Freiwerber zum künftigen Bräutigam und in Gesellschaft beider zu ihren Eltern zu begeben, deren Einwilligung unerläßliche kirchliche Bedingung ist. Von persönlicher Liebe war da überall keine Rede. War das Mädchen geneigt, und sie war es fast immer, und hatten die Eltern eingewilligt, so ging das Paar sofort in der Morgenfrühe, um 6 Uhr etwa, zum Priester und ward in Gegenwart zweier Zeugen getraut. Das Alles geschah somit zwischen Mitternacht und Morgengrauen; man heftete ihr dann eine rothe Bandcocarde an jede Schläfe, und mit diesem Zeichen trat sie außerhalb des Bereiches der Macht oder Wünsche irgend einer Person oder Herrschaft. Einen Brautstand kennt der Kleinrusse ebensowenig wie einen Kuß, beides ist nicht sawedenje (Gebrauch). Nie sah ich einen Bauer, außer in der Trunkenheit, Jemanden küssen. Die Trauung ist indeß noch keine Hochzeit; zwar soll die Angetraute nun im Hause der Schwiegereltern unberührt bis zur Hochzeitsfeier wohnen und arbeiten, die Uebertretung dieses Sittengesetzes ist jedoch häufiger als das Gegentheil. — Kurz vor und nach der Ernte finden in der Regel die meisten Trauungen statt. Etwa sechs Wochen nach der kirchlichen Vereinigung wird die Hochzeit gefeiert. Da die bei solcher Gelegenheit strenge eingehaltenen sehr charakteristischen Gebräuche noch wenig, in Deutschland gar nicht bekannt sind, will ich es mir nicht versagen, nach hundertfältiger eigener Anschauung den Vorgang gewissenhaft zu schildern. — Gerade die Sitten und Gebräuche der Völker liefern den Maßstab für ihre Stellung in der großen Scala bildungsfähiger Wesen, an deren Spitze die Tugend um ihrer selbst willen geübt wird. Bei den neurussischen Hochzeiten aber kommen Dinge vor, welche hier nicht gedruckt werden können.

Schon in der Woche, welche der stets auf einen Sonn- oder Festtag verlegten Feier vorausgeht, wird im Hause der Eltern des jungen Mannes ein reges Leben, Putzen, Wa-

*) So und nicht anders wird dieser ausgehöhlte Baumstamm genannt; Duschekupka würde Seelenkäufer bedeuten, von kupit = kaufen, denn verkaufen heißt prodat. Das Wort ist sicherlich ein importirtes, eben so wie das corrumpirte mandrowat = wandern, genauer: den Soldaten nachziehen, daher nur auf Frauenzimmer angewendet. Bekanntlich gab es unter den Saporogern auch deutsche Strolche, die dergleichen vermitteln konnten.

schen und Backen bemerkbar. Die weibliche Bekanntschaft hilft beim Verfertigen der unvermeidlichen Schischki, einer Art handgroßer Weizenbrötchen, an der obern Seite vielfach mit Aufknetungen verziert, und nicht ohne symbolische Bedeutung, insofern sich auf ihnen zuerst die sündige oder tugendhafte Vergangenheit der Braut. in rother oder schwarzer Bandumwickelung darstellt. Mit einem Sack voll solcher noch durch keine Farbe bezeichneter Schischki macht sich am Sonnabend die Braut im besten Staat in Begleitung zweier Freundinnen auf, um möglichst viele und wohlhabende Gäste für den andern Tag einzuladen. Im Schweiße ihres Angesichts rennen die Armen oft in entlegene bekannte Dörfer, treten in jedes Haus, und indem die Braut drei tiefe, möglichst rechtwinklige Verbeugungen macht, spricht sie: „Vater, Mutter und ich bitten ergebenst zur neuen Wirthschaft," überreicht ein Brötchen und rennt weiter.

Bei den knapp zugemessenen Zerstreuungen des Steppenlebens hat eine Hochzeit, trotz derselben stets wiederkehrenden Ceremonien, trotz ziemlich kostspieliger Theilnahme, doch stets große Anziehungskraft für die Bauern. Alles, was Beine hat, strömt am Sonntag Vormittag um 11 Uhr vor das reinliche, geschmückte Haus, theils um zu gaffen, mehr aber noch, um einen Tropfen des herrlichen Getränkes zu erhaschen, das hier zu Lande, mehr als Geld, die Zauberruthe ist, die selbst Unmögliches möglich macht und bei dieser Gelegenheit mit größter Liberalität vertheilt wird.

Zur genannten Zeit versammeln sich die jungen Burschen um den Bräutigam; der Druschka oder Schaffer tritt voran mit einem durch buntes, goldenes und Silberpapier reich verzierten Bäumchen auf dem Arme (zu welchem Zwecke sie öfters in der Nacht aus einem Garten die jungen Aprikosenbäumchen stehlen), und hinaus auf die Steppe geht der Zug, angeblich um die entflohene Braut zu suchen.

Diese sitzt mittlerweile in der Hütte unter dem Gottesbilde, hinter einem mit Brot, Schweinefleisch, Schnaps und dergleichen reich besetzten Tische, meist weinend und sehr gerührt, und rings umsungen von den melancholischen Scheibeliedern ihrer seitherigen Freundinnen. —

Nach einer Stunde etwa erscheint der von der Steppe zurückkehrende Zug wieder vor der inzwischen sorgsam verschlossenen Hofthür, welcher nun auch innerhalb alles zudrängt.

„Habt ihr nicht die und die gesehen? sie muß hier sein, wir verfolgten ihre Spur bis hierher?" wird draußen gefragt. —

„Nein!" antwortet es von innen, „wir wissen nichts von ihr!"

„Gebt sie heraus, wir wissen, daß sie hier ist, gern wollen wir Euch dafür bezahlen!"

Nach längerm Hin- und Herparlamentiren gesteht man endlich die Möglichkeit zu, daß sie hier sein könne, zeigt sich aber mit der empfangenen Summe unzufrieden, es entsteht eine Hin- und Herschlägerei über den Zaun mit Stöcken und Fäusten; Schüsse knallen rechts und links, tumultarisch wird der Zaun überstiegen, kämpfend drängt die Rotte ins Haus, kämpfend ins Zimmer bis zur Braut vor, wo der Bräutigam sich endlich als stolzer Sieger an die Seite seiner Beute setzt.

Von diesem Augenblicke an gewinnt die Scene ein friedliches Ansehen. Die Eltern mit dem Heiligenbilde, mit Salz und Brot sitzen innerhalb der Thür auf einer Bank, ihren Segen empfängt das junge Weib kniend, es gelobt, fortan keine andere Heimath zu haben, verspricht vollständigen Gehorsam, Treue und Unterwerfung. Dies ist der einzige wirklich ergreifende Act der ganzen Feier. Der feierliche Bruch mit der glücklichsten Lebensperiode verfehlt nie seinen wehmüthigen Eindruck auf das Herz auch des Unbetheiligten zu machen. Das anwesende weibliche Personal zerfließt denn auch meist in Thränen. Nun treten die Freundinnen herzu, nehmen eine der Cocarden vom Haupte der jungen Frau und nähen sie dem neuen Ehemanne an die hohe graue Pelzmütze. —

Während somit die Stimmung im Innern der Hütte eine immer idyllischere Färbung annimmt, werden vom Druschka oder Marschall auf dem Hofe die Namen derjenigen Gäste mit Begleitung eines Geschenks, eines Tüchelchens, Otschipoks und dergleichen aufgerufen, von denen man einen Beitrag zur neuen Wirthschaft erwartet. Eine Art von directer Bettelei. Oft fallen diese Beiträge in Gestalt von Schafen, Kälbern, Schweinen, Geflügel, Korn oder Geld in der That so reichlich aus, daß das Paar eine ganz hübsche Wirthschaft gegründet sieht; wer aber viele Hochzeiten mitmacht, kann dabei seine eigene Wirthschaft gründlich schädigen.

Fortschritt in der argentinischen Republik.

In den La-Plata-Staaten zeigt sich ein höchst erfreulicher Fortschritt. Der Krieg mit Paraguay ist zu Ende, im Innern herrscht Ruhe, der Bau von Eisenbahnen und Brücken wird mit Eifer betrieben, die Einwanderung, welche für jene ausgedehnte, gesunde und fruchtbare Region so nöthig ist, nimmt beträchtlich zu, und wir können nur bedauern, daß nicht auch aus Deutschland ein starker Zufluß dorthin stattfindet, während aus England Tausende nach dem Silberstrome ziehen und rasch zu gedeihlichem Wohlstande gelangen.

Jüngst hat Präsident Sarmiento von Buenos Ayres aus eine Rundreise in den Provinzen Santa Fé und Cordova gemacht, auf welcher er von den Vertretern der auswärtigen Mächte, auch dem Ministerresidenten des Norddeutschen Bundes, Herrn Lemaitre, begleitet wurde. Sarmiento ist nicht vom Schlage der gewöhnlichen Präsidenten in Südamerika; er ist kein säbelrasselnder General, sondern ein Gelehrter von guter Durchbildung. Als Rosas ihm nach dem Leben trachtete, entfloh er über die Cordillere nach Chile, wo er jahrelang in Santiago sich als Lehrer ernährte; er machte dann Reisen in Nordamerika, wurde nach seiner Rückkehr Gouverneur der Provinz San Juan, seiner Heimath, späterhin argentinischer Gesandter in Washington und ist nun Präsident der Argentina. Er gehört zu den besten Schriftstellern, welche Südamerika aufzuweisen hat.

Auf seiner Rundreise besuchte Sarmiento die einzelnen „Colonien", d. h. die Ansiedelungen, welche an verschiedenen Punkten von Europäern gegründet worden sind, von Engländern, Schweizern, Deutschen und Italienern. Er ist ein eifriger Beförderer der Einwanderung und wollte sich selber überzeugen, wie es mit diesen Colonien stehe. Er

schrieb an einen englischen Freund nach Buenos Ayres Folgendes: „In den 19 Colonien, von denen einige einen Grundbesitz von 72 Quadratmiles haben, fand ich den größten Wohlstand. In jener der Schweizer von Esperanza bei Santa Fé hörte ich vom Ortsvorsteher die Worte: Hier, Señor, sind wir Alle reich! — In allen anderen fand ich Gedeihen und Wohlstand. In Frayle Muerto haben mehrere junge Engländer mit dem besten Erfolge den Anbau der Pampas unternommen; sie bedienen sich des Dampfpfluges und der besten Ackerbaumaschinen. Manche sind schon wohlhabend, und sie bringen immer mehr Land unter den Pflug. In Cañada de Gomez fand ich auf den Ländereien, welche der centralargentinischen Bahn gehören, ganz dasselbe. Ich hörte, daß eine Fläche von einer Quadratmile bisher unbebauten Landes binnen zehn Monaten gepflügt, bestellt und abgeerntet worden ist. In der Provinz Santa Fé ist mir amtlich berichtet worden, daß die Ansiedler binnen drei Jahren alle Auslagen, welche die Regierung für sie gehabt, zurückerstattet haben; jede Familie hatte 80 Acker Land, ein Haus, einen Pflug, ein Joch Ochsen und Lebensmittel auf ein Jahr bekommen, und nun sind sie Alle unabhängige, schuldenfreie Leute. Ein Mann dort zeigte mir die Dampfmühle, welche er hatte bauen lassen; sie hatte ihm 10,000 Piaster gekostet; er sei, sagte er, mit 5 Piastern in der Tasche ins Land gekommen.“ Sarmiento schreibt weiter: Alle fleißigen Arbeiter seien willkommen, er wünsche aber vorzugsweise solche aus dem nördlichen Europa, insbesondere Engländer; kleine Ackerbauer seien am wünschenswerthesten. „Das System, welches die Engländer in Frayle Muerto und Cañada de Gomez befolgen, erscheint mir als das zweckmäßigste; es beweist, wie leicht junge, fleißige Männer zu Wohlstand gelangen können. Ich habe mir viel mit den Colonisten zu schaffen gemacht und kann versichern, daß meine ganze Tour eine wahre Vergnügungs- und Triumphreise war; ich habe von Leuten der verschiedenen Nationalitäten wie von unseren Argentinern herzliche Versicherungen empfangen.“ Der Engländer, welcher den Brief an die „Times-Mail“ (22. März) geschickt hat, fügt hinzu, daß die Einfuhr englischer Fabrikate fortwährend im Anwachsen sei, und namentlich die Eisenwaaren in Folge der vielen öffentlichen Arbeiten in der Argentina einen vortrefflichen Markt fänden. In unseren deutschen Seehäfen bedenkt man leider nicht genug, daß die volle Bedeutung der La-Plata-Staaten ein vortreffliches Gebiet für massenhafte Einwanderung und Absatz von deutschen Fabrikaten sein könnten.

In der „Deutschen Zeitung“ am Rio de la Plata vom 15. Februar finden wir einen Bericht des norddeutschen Consulates zu Montevideo über die Schifffahrtsbewegung dieses Hafenplatzes im Jahre 1869.

Deutsche Fahrzeuge liefen ein 198 von 38,146 Tonnen Gehalt mit 1728 Mann Schiffsvolk; es liefen aus 204 von 40,222 Tonnen und 1827 Mann. Die deutsche Flagge wird an Tonnengehalt übertroffen von der englischen, französischen und brasilianischen, weil unter diesen viele Dampfer fahren, welche natürlich viel mehr Reisen machen als ein Segelschiff.

Von den 1869 in Montevideo eingelaufenen Schiffen waren

1) Germanischen Ursprungs.

Flagge.	Anzahl	Tons.	Besatzung.
Englische	469	270,966	13,978
Deutsche	198	38,146	1,728
Nordamerikanische	64	28,440	956
Dänische	26	5,048	219

Holländische und schwedische fehlen in der Liste.

Total 757 Schiffe mit 342,600 Tons.

2) Romanischen Ursprungs.

Italienische	252	84,920	3,368
Spanische	215	49,347	2,700
Französische	214	119,310	6,508
Brasilianische	130	41,274	2,287

Total 801 Schiffe mit 294,851 Tons.

Man sieht, daß erstere an Tonnengehalt vorangehen, was auch mit der Anzahl der Fahrzeuge der Fall sein würde, wenn die Angaben der holländischen und schwedischen Schiffe (erstere in großer Anzahl in Küstenfahrten beschäftigt) nicht fehlten.

Von obengenannten Flaggen haben die englische, französische, brasilianische und italienische regelmäßige Dampfschifflinien, daher wir behufs folgender Vergleiche nur vier Nationalitäten aus obiger Liste anwenden können.

Der Durchschnitts-Tonnengehalt der Segelschiffe stellt sich auf:

194 Tons	für die	dänische	Flagge
198 „	„	deutsche	„
229 „	„	spanische	„
444 „	„	amerikanische	„

wobei zu bemerken ist, daß die deutsche Rhederei während der letzten Jahre viele große nordamerikanische Schiffe von über 1000 Tons gekauft hat, von denen verschiedene mit Kohlenladungen nach Montevideo zu kommen pflegen, um von dort in Ballast nach der Westküste, namentlich den Chinchas-Inseln, zu versegeln, ein Umstand, der bei Feststellung obigen Durchschnittes stark ins Gewicht fällt.

Die kleinen deutschen Fahrzeuge (gemeinschaftlich mit den holländischen, bezüglich welcher wir ohne Daten sind) haben in den Gewässern des La Plata die Fluß- und Küstenschifffahrt, zu der größere Schiffe nicht immer passen, stark ausgebeutet, namentlich seitdem im benachbarten Brasilien der Küstenhandel, z. B. von Rio Grande do Sul nach den nördlichen Häfen u. s. w., allen Flaggen gestattet ist, was früher nicht der Fall war. Wir glauben, daß mit der Zeit diese Frachten eine Art von Monopol der nordischen Schiffe sein werden, weil sie kleiner sind, namentlich aber billiger fahren, als die anderer Nationen. Absehend von den nordamerikanischen Fahrzeugen, welche ihres größern Tonnengehaltes wegen im Verhältniß weniger Mannschaft erfordern, finden wir, daß auf 100 Tons folgende Mannschaft kommt:

bei den dänischen	Schiffen	4,4
„ deutschen	„	4,5
„ spanischen	„	5,5

und wenn man dazu rechnet, daß die nordischen Schiffe billigere Heuer bezahlen, so stellt sich heraus, wie sehr sie in der angeregten Beziehung vortheilhafter gestellt sind, als die spanischen, welche, wie wir Grund haben anzunehmen, mehr oder weniger unter gleichen Verhältnissen fahren mit den französischen, italienischen und portugiesischen.

Man hat vielfach den Satz aufgestellt, daß nur große Segelschiffe sich bezahlt machen können und mit der Zeit die kleineren würden eingehen müssen; am La Plata sehen wir in der Praxis das Gegentheil, weil noch ein anderer Grund dazu kommt. Seit Aufhebung der Differenzialzölle in Frankreich sind die großen französischen Segelschiffe, welche früher die bezüglichen Frachten monopolisirten, sehr beeinträchtigt, weil die Wolle meistens mit Dampfbooten verladen wird, für Talg und Salzhäute aber selbst die französischen Verschiffungshäuser die kleineren nordischen Schiffe, welche schneller zu expediren sind, vorziehen. —

In der Argentina wird die Centralbahn, d. h. von Rosario nach Cordova, bestimmt am 1. Mai dem Verkehr übergeben. Sehr wichtig für das Land ist es, daß die

Bahn von Villa Maria nach Rio Cuarto gebaut wird; der Vertrag darüber mit dem Londoner Hause Simmons ist von der Regierung unterzeichnet worden. Villa Maria ist eine Station an der Centralbahn und, gleich Rio Cuarto, ein jetzt ganz unbedeutender Ort; beide liegen in der Provinz Cordova; die Strecke, welche sie trennt, ist fast unbewohnt, denn Ausgangs- und Endpunkt inbegriffen wird sie kaum 5000 Bewohner zählen. Für die Herstellung des ganzen 87 englische Meilen langen Schienenweges, die in spätestens 37 Monaten vom Tage der Vertragsgenehmigung Seitens des Congresses zu bewerkstelligen ist, hat die Regierung dem Unternehmer die Summe von circa $11\frac{1}{2}$ Millionen Francs zu zahlen. Bei einer eingehenden Erwägung wird man bald finden, daß die projectirte Bahn zu den wichtigsten gehört. Die „Deutsche Zeitung" sagt:

„Es fängt an, so sonderbar dies auch klingen mag, bei uns etwas eng zu werden; die Ländereien sind schon so hoch im Preise gestiegen, daß die Viehzucht sich kaum noch rentirt, und darf man nicht vergessen, daß Viehzucht die Hauptlandesindustrie ist und für lange Zeit bleiben muß, die aber großer und vor allen Dingen billiger Ländereien bedarf. Andererseits dehnt sich bei uns in überraschender Weise der Ackerbau aus, der weit eher die jetzigen Landpreise tragen kann und besonders auf die Nähe der Städte angewiesen ist. Wir haben hier keines jener großen Ackerbaugüter, die so massenhaft produciren, daß sie hohe Fracht eben durch die Quantität ihrer Producte vertragen können, sondern nur kleine Farmer, die ihre Feldfrüchte selbst auf den Markt bringen, d. h. keine Frachtspesen zu zahlen vermögen. Diese Leute werden daher immer den Ländereien in der Nähe der Städte den Vorzug geben, sie bewirken aber durch ihre starke Nachfragen nach solchen Terrains ein fortwährendes Steigen derselben und schädigen damit die Viehzüchter sehr bedeutend. Jetzt kommen jährlich 50,000 Einwanderer nach hier, in zehn Jahren wird sich deren Zahl per Jahr schon auf eine Viertelmillion belaufen, es ist also Zeit, daß man für alle diese Ankömmlinge, welche die Nachfrage nach Land noch beträchtlich steigern werden, Raum schafft, und gleichzeitig der Viehzucht neue Ländereien zugängig macht, und diese Aufgabe zunächst soll die Bahn nach Rio Cuarto erfüllen. Der Schienenweg geht direct in die Pampas; er erobert uns mit die besten und fruchtbarsten Ländereien, welche es zwischen der Mündung des La Plata und den Andes giebt! In unmittelbarer Nähe der Bahn wird der Ackerbau sich festsetzen, im Umkreise derselben, bis zu 30 und 40 Leguas, aber die Viehzucht ein ergiebiges Feld finden. Zugleich erfüllt die Bahn eine wichtige strategische Aufgabe, sie schützt einen großen Theil von jetzt den Indianereinfällen ausgesetzten Gegenden wirksamer als viele Regimenter Grenztruppen, und endlich ist die Bahn von Villa Maria nach Rio Cuarto die erste Etappe eines Schienenweges nach Mendoza. Wir rücken so auf drei verschiedenen Wegen der Westküste Amerikas näher, nämlich von Rosario-Villa-Maria-Rio-Cuarto nach Mendoza, von Rosario-Cordova nach Tucuman und weiter, und endlich von Santa-Fé-Esperanza nach Santiago und weiter.

Nicht übergehen dürfen wir die Zahlungsbedingungen, welche in dem Vertrage über den Bau der Bahn nach Rio Cuarto festgesetzt worden; die ganze Summe ist nämlich in sechsprocentigen Schatzbonds mit 1 Procent Amortisation zum Course von 80 zu zahlen. Es spricht diese Bedingung sehr für den Credit Argentiniens, denn es dürfte kaum ein anderes Land diesseits des Oceans geben, das Eisenbahnen auf solche Bedingungen erbaut erhielte. Und dabei ist der Baupreis keineswegs hoch; 130,000 Francs per englische Meile mag zwar auf den ersten Blick viel erscheinen, weiß man aber, daß unter Andern sechs große eiserne Brücken zu errichten sind und daß der ganze Bau mitten in der Wildniß herzustellen ist, also enorme Nebenspesen damit verbunden sind, so wird man obigen Preis eher billig finden."

Die Stadt Buenos Ayres wird von nicht weniger als zehn verschiedenen Pferdebahnen durchkreuzt.

Auch die Provinz Corrientes trachtet jetzt mit Ernst danach, Einwanderer an sich zu ziehen. Am Ufer des Parana, 5 Meilen oberhalb der Stadt Goya, die einen vortrefflichen Stromhafen hat, ist der Plan einer neuen Ortschaft, Lavalle, wo den Ansiedlern Baustellen umsonst, Ländereien von je 500 Quadratvaras für 25 Dollars, zahlbar nach Verlauf zweier Jahre, überlassen werden. Am Ufer des obern Parana, wo die Stadt Ituzaingo, 40 Meilen oberhalb Corrientes, gegründet wird, erhalten Ansiedler dieselben Bedingungen. Bis dorthin, wo ein Handelsweg aus den Missiones bis an den Strom reicht, fahren Dampfer. Am Ufer des Uruguay sind die Colonien Alvear und San Martin gegründet worden, letztere zumeist von Franzosen. Die Provinzialregierung macht die günstigen Bedingungen, welche sie den Einwanderern gewährt, in einem amtlichen Documente bekannt; in demselben heißt es:

„Die Regierung wünscht auch, daß die ausländische Bevölkerung, welche hierher kommt, um das Land durch ihre Arbeit zu bereichern, der einheimischen Bevölkerung Lust zur Arbeit einimpfe, und bei ihr bisher unbekannte Bedürfnisse erwecke, welche sie nach und nach nöthigen werden, ihre Zeit nicht ferner in Müßiggang zu vergeuden."

Aus allen Erdtheilen.

Neue Forschungen über die Geologie Asiens, Afrikas und Australiens.

—r.— Mit der rasch wachsenden Ausdehnung der geologischen und paläontologischen Untersuchungen auf die ebenso großartigen als mannichfaltigen Verhältnisse der Erdrinde in den außereuropäischen Ländern ist die Möglichkeit einer befriedigenden Einsicht in die ältere und neuere Erdgeschichte viel näher gerückt, als man vor wenigen Jahren hoffen konnte. Europa, bei allem auf Erden wohl kaum zum zweiten Mal vorhandenen Reichthum seiner geologischen Gliederung, ist viel zu enge, um zu zuverlässigen Schlüssen auf die Verhältnisse der übrigen Erdtheile zu berechtigen; das erkannte man sehr bald, nachdem man die hier gewonnenen Resultate mit den thatsächlichen Zuständen der Erdrinde fernerer Regionen verglichen hatte. Seine Gesteine und Schichten bieten zwar ein vortreffliches Schulbild und sind als solches der geologischen Wissenschaft in dem ersten Halbjahrhundert ihrer Entwickelung in hohem Grade nützlich geworden, aber sie sind doch immer nicht mehr als nur kleine Bruchstücke, deren nothwendige Ergänzung anderwärts zu suchen ist. Gegenwärtig sind in allen Theilen Asiens, Amerikas, Afrikas und Australiens die geologischen Untersuchungen lebhaft im

Gang, und nachdem die Forscher einmal der schädlichen Ansicht entsagt haben, als ob Vertheilung und Lagerung der Schichten überall dem nach europäischen Verhältnissen zugeschnittenen Muster entsprechen müßten, gewinnen die Ergebnisse an innerm Zusammenhang, und erlauben die Begründung von Hypothesen, die etwas Besseres sind als gelehrte Phantasien.

Freiherr v. Richthofen hat die Kohlenformation im östlichen China untersucht. Für die von ihm bisher erforschten Gegenden bestätigte sich die Meinung Pumpelly's, derzufolge jüngere Ablagerungen als die der genannten Formation hier nicht oder doch bloß in ganz geringem Maße vorhanden sind, vollkommen. Die Steinkohlenformation, bei uns in der Regel von den sehr mächtigen Schichten der Trias (Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper), des Jura oder Oolith, der Kreide und der Tertiärbildungen überlagert, steht in Ostchina allenthalben zu Tage, so daß es scheint, als ob seit Bildung dieser Formation der ganze Strich niemals mehr unter Wasser gesetzt worden sei, während die verschiedenen Theile Europas in der gleichen Zeit mehrfach Meeresboden gewesen sind. Praktisch ist dieser Befund nach zwei entgegengesetzten Seiten hin wichtig. Indem die Kohlenformation zu Tage liegt, ist die Auffindung des in ihr fast überall so massenhaft vertretenen fossilen Brennstoffes in hohem Grade erleichtert und gleicherweise auch seine Förderung; aber der gleiche Umstand hat eine sehr ausgedehnte Ab- und Ausspülung der Schichten bewirkt, so daß der kostbare Schatz, auf weite Strecken hin zerstört, ins Meer geführt ist, und meist nur in Gebirgswinkeln, wo er auf irgend eine Weise geschützt war, sich erhielt. Die Zukunft muß nun lehren, wieviel von den schwarzen Diamanten das Reich der Mitte sich erhielt, und dürfte gerade diese für das praktische Chinesenvolk sicherlich bedeutsame Frage die Einrichtung einer geologischen Landesaufnahme, welche Richthofen zu beschleunigen hofft, endlich zu Stande bringen.

Auf Madagaskar hat, wie das „Archive des miss. scientifiques" meldet, der französische Paläontolog Grandidier, der von seiner Regierung ausgesandt ist, eine nicht unwichtige Entdeckung gemacht. Er fand Reste vom Nilpferd (Hippopotamus), welches, soweit bisher bestimmt werden konnte, einer in Westafrika lebenden Art am nächsten steht, gemeinsam mit Knochen des ausgestorbenen Vogels Epiornis. Angesichts der neuerdings mit soviel Vorliebe und auf Grund zahlreicher Thatsachen aufgestellten Hypothese einer in spättertiärer Zeit bestandenen Festlandverbindung Asiens und Afrikas, welche Madagaskar und die umliegenden Inseln in sich aufgenommen hätte, ist diese Auffindung eines heute rein afrikanischen, in der Tertiärzeit auch asiatischen Dickhäuters von besonderm Interesse. Es wird festzustellen sein, ob dieser frühere Bewohner Madagaskars identisch ist mit dem heutigen Nilpferd des afrikanischen Festlandes; ist das der Fall, so kann an dem frühern Zusammenhang beider Gebiete nicht gezweifelt werden. Einstweilen bleiben die Hauptstützen des asiatisch-afrikanischen Urcontinentes die merkwürdigen Halbaffen (Lemuren), welche Ostafrika, Madagaskar und Südasien gemeinsam sind; ihnen zu Liebe hat der Thiergeograph Sclater das hypothetische, versunkene Land Lemuria benannt.

Ueber fossile Korallen aus tertiären Schichten Australiens sprach in der jüngsten Februarsitzung der Londoner geologischen Gesellschaft Professor Duncan. Er zog aus der Vergleichung mit den jetzt lebenden und tertiären Verwandten derselben folgende Schlüsse: Zur Zeit, als die Schichten, aus denen diese Korallen entnommen sind, sich bildeten, war Centralaustralien ein Meerestheil (wurde bekanntlich schon längst aus geographisch-topographischen Gründen vermuthet), welcher gegen Norden hin offen war und im Zusammenhange stand mit dem Meere, welches quer durch Afrika hindurch an Stelle der Sahara bis in das Bett des heutigen Mittelmeeres sich erstreckte. Nach Osten hin war der größte Theil Amerikas noch unter Wasser, und die Schließung der Panama-Landenge geschah etwa gleichzeitig mit dem Auftauchen Australiens und Neuseelands. — Man sieht, daß hier nicht ängstlich gerechnet wird, und wird gut thun, in solchen Ergebnissen nichts anderes als provisorische Gerüste zu sehen, mit deren Hülfe der eigentliche Bau erst zu Stande kommt. Die Möglichkeit, aus scheinbar geringfügigen Thatsachen der Thiergeographie, besonders der geographischen Verbreitung vorweltlicher Wesen, weitausgreifende Schlüsse auf geologische Veränderungen zu ziehen, ist nicht zu leugnen, sobald man zugiebt, daß die Arten nur je an einem Orte entstanden sind, und von da aus nach den verschiedensten Richtungen hin wanderten. Wir haben, um ein vielbesprochenes Beispiel anzuführen, im Mittelmeere einige charakteristische Krabbenarten, die nur noch an den japanischen Küsten gefunden werden. Will man nicht annehmen, daß sie an beiden Orten erschaffen worden seien, so bleibt nichts übrig, als zu erklären, wie sie von einem Orte zum andern gekommen sind, und dieses führt dann auf die Hypothese, die übrigens auch durch andere Thatsachen gestützt wird, daß einst vom Mittelmeer zu den ostasiatischen Gewässern eine ziemlich directe Verbindung, ein Meer sich erstreckt habe, von welchem Schwarzes Meer, Kaspi- und Aralsee Reste seien.

Merkwürdige Naturerscheinungen im fernen Westen Nordamerikas.

„Die große Wüste" — das war die Bezeichnung, welche man früher für das dürre Salzplateau gebrauchte, welches sich zwischen den Felsgebirgen und der Sierra Nevada befindet und dessen tiefste Stelle von dem Salzsee gefüllt ist. „Die baum- und wasserlosen Ebenen" war der charakteristische Name für alles vom Missouri allmählich nach den östlichen Abhängen der Felsgebirge aufsteigende Land.

Und gewiß waren diese Bezeichnungen wohl begründet. Das große Becken von Utah ist offenbar trockengelegter Meeresboden. Der salzhaltige Boden, das salzhaltige kurze Gras, das er erzeugt, der Salzsee selbst legen dafür Zeugniß ab. Die ganze Region trug den Charakter der Wüste. Ebenso war auf den unendlichen Ebenen östlich vom Felsgebirge wirklich weder Strauch noch Baum zu finden. Trockene Flußbetten füllten sich nur zeitweis im Jahr und nur dürftig mit Wasser und nährten an ihren Ufern nur verkrüppeltes Zwergholz. Die Reise durch diese Ebenen war voll Schrecken und Elend, und weißgebleichtes Gebein von Menschen und Thieren, welches den nachrückenden Karawanen-Zügen den Weg zeigte nach den Felsgebirgen und nach dem Dorado am Pacific gab Kunde davon und Warnung.

Wunderbarer Weise scheint es plötzlich, als ob sich der Charakter jener dürren Ebenen und jener Wüste vollständig ändern solle. Die trockenen Flußbetten füllen sich mit Wasser, und zwar nicht bloß nach dem Schneeschmelzen in den Gebirgen, sondern das ganze Jahr hindurch; die Vegetation wird frischer und weniger vereinzelt, und im großen Bassin steigt das Salzseewasser, das keinen sichtbaren Abfluß hat, von Jahr zu Jahr. Diesseits und jenseits der Felsgebirge nimmt offenbar der Boden an Feuchtigkeit zu, und damit auch die sonst so trockene Atmosphäre. Was ist der Grund davon? Oder ist man erst in letzter Zeit nach Vollendung der Pacificbahn auf dieses Phänomen aufmerksam geworden, das vielleicht schon seit Jahren vorhanden ist?

Allerdings wird diese Aenderung nicht urplötzlich gekommen sein, und wahrscheinlich wird sie nur in der letzten Zeit genauer beobachtet worden sein. Woher aber kommt sie? Es läßt sich nur annehmen, daß die vordringende Cultur, der Bodenbau, der immer weiter vom Missouri aus in die Prairien westwärts hineinreicht, und daß die Anpflanzung von Gräsern, Gesträuchen und Bäumen eine größere Feuchtigkeit von Land und Luft zur Folge hat.

Aufmerksame Beobachter berichten, daß Flußbetten, die vor zwanzig Jahren nur sehr wenig Wasser hatten, jetzt mehr gefüllt sind, und daß andere, die sonst die Hälfte des Jahres trocken standen, jetzt fortwährend Wasser haben.

Die Laramie-Ebene, die sonst ganz ohne Wasser war und über welche Emigranten ihren Wasservorrath mitzunehmen hatten, ist nicht mehr ganz wasserarm. Welche Wirkung wird das Alles auf Emigration und Ansiedelung im Herzen der Union ausüben! Das Arkansas-Flußbett war noch in 1862 eine weite Strecke trocken, ebenso der Pecos. Jetzt haben sie Wasser.

Im Moro-Thal gab es keine Vegetation, jetzt bringt es vorzüglichen Weizen hervor. Denver wurde an einem ausgetrockneten Flußbett gebaut; einige Zeit nach der Gründung der Stadt stellte sich Wasser ein, und jetzt kann man nur vermittelst Brücken über das Wasser gelangen. An der ganzen Linie der Pacific-Eisenbahn entlang ist offenbar jetzt mehr Feuchtigkeit im Boden, als drei Jahre früher.

Was den Salzsee betrifft, so ist sein Wasser jetzt 7 Fuß höher, als vor zehn Jahren. Dies beweist eine bedeutende Zunahme an Feuchtigkeit in jener ganzen Gegend. Oder sollen sich unterirdische Abflüsse des Sees verstopft, oder sollte sich sein Boden in Verbindung mit den letzten Erdbeben am Pacific gehoben haben? Gleichviel, welche combinirten Ursachen das bewirkt haben mögen, so steht so viel fest, daß der See in wenigen Jahren aus seinen Ufern treten wird, wenn sein Wasser in demselben Verhältniß weiter steigt. Die Mormonen fürchten bereits, daß er alsdann ihre Ansiedelungen, ja ihre heilige Stadt selbst überfluthen werde. Damit hätte die Natur ohne Weiteres den ganzen Mormonen-Wirrwarr beendet. Aber es läßt sich annehmen, daß die Gewässer des großen Bassins den Ausfluß suchen würden, den sie offenbar früher hatten, nach der Shell-Creek und von dort nach dem Colorado des Westens und nach dem Golf von Californien.

Dieser zunehmende Wasserreichthum des großen Innern des Continents wird machen, daß mit riesiger Schnelligkeit sich dort alles Land besiedelt. Und da sich außerdem in den Felsengebirgen Kohlen in Menge vorgefunden haben und Eisen in Hülle und Fülle vorhanden ist, so wird sich dort sehr bald zum immensen Aufschwung des Ackerbaues auch eine gewaltige Industrie gesellen.

Die Bibel in den öffentlichen Schulen zu Cincinnati. Wir erwähnten vor einiger Zeit, daß der dortige Schulrath das Lesen der Bibel abgeschafft habe. Er ging von dem Satz aus, daß die öffentliche Schule für alle Glaubensbekenntnisse bestimmt sei, und in derselben keine bestimmte Religion gelehrt oder gefördert werden dürfe. Andererseits wurde geltend gemacht, daß die Bibel nur die christliche Religion im Allgemeinen lehre, und die Religion bei der Erziehung nicht vernachlässigt werden dürfe. Im Anfange des März hat nun das Obergericht zu Cincinnati jenen Beschluß des Schulrathes für ungültig erklärt, weil in der Verfassung des Staates Ohio der Satz stehe: daß Religion für eine gute Regierung nothwendig sei. Mit dieser Entscheidung, welche unlogisch sei, ist der Schulrath nicht zufrieden, und er hat die Sache an das höchste Gericht zur endgültigen Entscheidung gebracht. In der Staatsverfassung, sagt er, steht kein Wort von der Bibel; eine protestantische Uebersetzung derselben sage den Katholiken nicht zu, eine katholische nicht den Protestanten. Die Schule sei auch für nichtchristliche Kinder bestimmt; die Mehrheit habe kein Recht, in religiösen Angelegenheiten die Minderheit zu ihren Ansichten zu zwingen, falls überhaupt von Religionsfreiheit noch die Rede sein solle. — Wir finden in einem Berichte, daß bisher das Vorlesen aus der Bibel in einer handwerksmäßigen, unpädagogischen Weise betrieben worden ist. An jedem Tage liest der Lehrer ein Capitel aus dem Neuen Testament vor, am andern Tage das folgende Capitel, auch wenn darin bloß ein Geschlechtsregister von Namen vorkommt. Von irgend welcher Erklärung darf keine Rede sein, weil sie im Sinn irgend einer Confession gegen eine andere ausfallen könnte. Die Kinder hören also etwas, wovon sie häufig nichts verstehen und wovon sie vieles falsch verstehen. Viele sagen: „Religion soll überhaupt in keiner Schule gelehrt werden, weil sie platterdings nicht dahin gehört. Sie ist Sache der einzelnen Confessionen, welche ihre Geistlichen haben; zu diesen mögen die Eltern ihre Kinder schicken und sie dogmatisch abrichten lassen; dann hört aller Zank und Streit auf, und jeder Confession bleibt ihr Recht ungekränkt. Wir haben in manchen Städten 40 und mehr verschiedene Secten, Denominationen, Kirchen &c., die Juden und die sehr zahlreichen Antichristen gar nicht mitgerechnet. Möge also jede Secte ihre Kinder zu ihren betreffenden Geistlichen schicken, von denen jedoch keiner die Schule zu betreten hat, denn diese muß unbedingt confessionslos sein."

M. **Der Horg-Tanz.** Am südlichen Ufer der Ljusne-Elf (in Schweden, Gefleborglän) steigt über dem dunklen Föhrenwalde der berüchtigte Horgaberg empor, der sich schon durch seinen Namen als vorchristliche Opferstätte kundgiebt, denn das Wort horg, harg, altnordisch hörgr, bezeichnete theils einen Opferplatz (Altar) unter freiem Himmel, theils den geweihten Hain, in dem sich ein Hof (Tempel) befand. Die Priesterinnen, welche den Opfern vorstanden, hießen Horgbräute, und daß bei den Ceremonien auch Opfertänze aufgeführt wurden, dürfen wir daraus schließen, daß sich unter den Volkstänzen der Nordschweden wenigstens ein Horgtanz (horgadans) erhalten hat, der jetzt freilich häufiger unter dem Namen Hanebopolska vorkommt, so benannt nach der am Fuße des Horgaberges gelegenen Dorfschaft Hanebo.

Im Wirthshause zu Hanebo pflegte sich der Sage zufolge in uralter Zeit die Dorfjugend jeden Sonnabendnachmittag mit Spiel und Tanz zu vergnügen. Sobald aber die Kirchenglocken den Sabbath einläuteten, ging ein Jeder heim, um sich fein christlich auf den sonntäglichen Gottesdienst zu bereiten. Da geschah es, daß sich einstmals ein fremder Spielmann in der Tanzstube einfand, der so lustige Weisen spielte, daß die Tänzer das Abendgeläute überhörten und, ohne die geringste Ermüdung zu spüren, die ganze Nacht hindurch tanzten. Der Tag brach an, die Glocken riefen zur Andacht, — keiner hörte sie. Die vorübergehenden Kirchleute nahmen ein Aergerniß an dem Lärm und traten ins Haus, um den Wirth ob des unchristlichen Gelages zu tadeln. Als der Spielmann bemerkte, daß ein Tänzer nach dem andern beschämt aus dem Reigen trat und sich zum Fortgehen anschickte, verstummte plötzlich seine Geige. Aber noch war keiner recht zur Besinnung gekommen, als er aufs Neue leise wundersüße Klänge aus den Saiten lockte, so leise und lieblich, daß selbst die frommen Kirchgänger lauschend an der Schwelle stehen blieben. Und als die Töne, allmälig anschwellend, in eine rauschende, trotz der burlesken Variationen bekannte Singweise übergingen, da fühlten alle ein seltsames Jucken in den Füßen und Armen und, wie vom Zauber umstrickt, bewältigt von der Macht der wundersamen Melodie, flogen die Kirchleute mit den Nachtschwärmern in den tollsten Wirbeln durch den Saal. Da zog sich der Spielmann langsam nach der Thür und schritt geigend aus dem Saale, gefolgt von der tanzenden Schaar, über den Hof, über die Wiesen den Horgaberg hinauf. Vergeblich mahnten die Kirchenglocken, dem Sabbathfrevel ein Ende zu machen: sie klangen tauben Ohren. Hoch oben auf dem Berge stand mitten auf dem Horgstein der Geiger, und um ihn herum drehten sich die Paare und tanzten bis die Sonne unterging und bis sie wieder aufging, tanzten bis die Glieder zusammenbrachen, ja als das Fleisch sich von den Knochen löste, rollten noch die Gebeine und Schädel durcheinander, und noch heutigen Tages sehen die Haneboer Donnerstagskinder*) in gewissen Nächten die gebleichten Schädel auf dem Horgaberge hüpfen, und vernehmen die Musik in dem Rauschen der Büsche und Bäume. — Der fremde Spielmann aber war kein anderer als der Teufel in höchsteigener Person gewesen und die behexende Tanzweise, welche die Haneboer Jugend ins Verderben stürzte, der Horglanz.

Wir finden in dieser Sage Anklänge an jene Zeit, wo das Christenthum im Norden noch keine feste Wurzel gefaßt hatte,

*) Nach dem schwedischen Volksglauben sind die Donnerstagskinder geisterfichtig.

wo die heidnischen Lieder und Melodien noch so große Gewalt übten auf die Neubekehrten, daß sie nicht selten dadurch verlockt wurden, an den verbotenen Tänzen theilzunehmen, an jenen verrufenen Plätzen, wo nach christlicher Anschauung böse Geister ihr Spiel trieben und danach trachteten, dem Christengotte ergebene Seelen vom rechten Wege abzuleiten, weshalb es ja drastischer Erzählungen bedurfte, um die jungen Christen in Furcht zu halten und sie vor dem Garn des Bösen zu warnen. Nichtsdestoweniger hat sich der Hargtanz oder die Hanebopolska bis auf den heutigen Tag erhalten und wird noch jetzt von den Helsingländern, Upländern und Westmanländern gern getanzt — ob auch in den südlicheren Provinzen, ist mir nicht bekannt. In langsamer Bewegung, äußerst graziös, nimmt er im accelerirten und Prestissimo-Tempo den Charakter bacchantischer Ekstase an, und erinnert an die italienische Tarantella, obgleich, merkwürdig genug, die jetzige Musik zur Hanebopolska durchaus nichts Elektrisirendes, Sinnberauschendes hat.

Das Jubiläum Krusenstern's. Eine Denkschrift zu Ehren des Admirals Krusenstern wird in der „Dorpat'schen Zeitung" veröffentlicht und von dieser mit folgenden Worten begleitet: „Dem Ehrendoctor der Dorpater Universität, dem Weltumsegler Johann Adam von Krusenstern, soll ein Denkmal errichtet werden; die Feier der Grundsteinlegung wird am Hundertjahrtage seiner Geburt, dem 8. November 1870, stattfinden. Der Kaiser hat gestattet, im ganzen Reiche eine Subscription für diesen Zweck zu eröffnen. Die Ritterschaft Estlands hat, um ihren berühmten Landsmann zu ehren, Vertrauensmänner aus ihrer Mitte beauftragt, Beiträge zu sammeln. Der Admiral Krusenstern hat den Namen eines Estländers weit über den Ocean hinaus auf der ganzen Erde und bei allen Seefahrern ruhmvoll bekannt gemacht. Er war für das Seewesen, für die Wissenschaft unermüdlich thätig. Seine Schicksale erwecken aber auch in allgemein menschlichen Beziehungen lebhaftes Interesse; er gehörte zu den begabten Männern aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche bei mangelhafter Vorbildung, „ohne Protection und Verbindungen", nur durch eigene Kraft und Thätigkeit das Emporsteigen zu den höchsten Ehren ermöglichten. Nachdem Krusenstern zweiundvierzig Dienstjahre dem Ruhme und den Erfolgen seines Vaterlandes, dem Glück und der Wohlfahrt seiner Mitmenschen gewidmet hatte, nutzte er die Muße seines Alters rastlos dazu aus, der Erzieher der russischen Marinejugend zu werden."

Das Königreich Dänemark hatte am 1. Februar 1870, laut angestellter Volkszählung, 1,780,000 Einwohner gegen 1,600,551 vor zehn Jahren. Island, Grönland, die Faröer und Colonien sind dabei nicht mitgerechnet. Die Stadt Kopenhagen hatte 180,472 Einwohner, 25,329 mehr als vor zehn Jahren. Das zur Hauptstadt gehörige Frederiksborg hatte außerdem noch 19,000 Einwohner.

Kameele als Transportmittel in der Türkei. Die Handels- und Consulatsberichte aus der Türkei enthalten eine stehende Klage über die auffallende Vernachlässigung in den türkischen Provinzen. Auf Midhad Pascha's Anregung ist wohl etwas in dieser Richtung in den letzten fünf Jahren geschehen; das Meiste ist aber noch zu thun. Wie F. Kanitz, der gründliche Kenner des illyrischen Dreiecks, berichtet, hat man nun zu einem neuen Transportmittel gegriffen. Der schlechte Zustand der Straßen erlaubte bisher nur die Verwendung von Pferdekarawanen und der altgewohnten, schwerfälligen, von Büffeln oder Ochsen gezogenen Holzwagen, an welchen oft nicht ein Stückchen Eisen zu entdecken ist. Auf der großen Jahresmesse in dem bulgarischen Flecken Perlepe (6 Stunden von Monastir entfernt) erschienen in diesem Jahre zum ersten Male Kameelkarawanen, welche nicht geringes Aufsehen erregten.

* * *

— Ueber die Signale der verschiedenen, zwischen Nordamerika und Europa fahrenden Dampferlinien finden wir folgende Angaben.

Cunard-Linie. — Zwei Raketen und ein blaues Licht.

Inman-Linie. — Ein blaues Licht vorn, ein rothes Licht in der Mitte, ein blaues Licht hinten und zwei Raketen. Die Lichter brennen alle zu gleicher Zeit.

Gujon-Linie. — Ein blaues Licht vorn, in der Mitte und ein solches hinten; alle gleichzeitig brennend.

National-Linie. — Ein blaues Licht, eine Rakete und dann ein rothes Licht.

Anchor-Linie. — Abwechselnd rothe und weiße Lichter.

Montreal-Ocean-S.-S.-Compagnie (Portland-Linie). — Aufeinander folgende weiße und rothe Raketen.

Französische Linie. — Ein blaues Licht vorn, ein weißes in der Mitte und ein rothes Licht hinten; alle gleichzeitig brennend.

Norddeutscher Lloyd (Bremen). — Ein blaues Licht vorn, ein solches hinten und zwei gleichzeitige Raketen.

Hamburg-Amerikanische Packetlinie. — Ein römisches Licht, eine Rakete und wieder ein römisches Licht, in etwa drei Minuten aufeinander folgend.

Neuyork- und London-Linie. — Eine Rakete, ein blaues Licht und wieder eine Rakete.

Rugers-Linie. — Ein blaues und ein rothes Licht in der Mitte, gleichzeitig brennend.

Bei Tage können diese Dampfer an dem Anstrich ihrer Schlote erkannt werden.

Die Schlote derselben sind mit genauer Bezugnahme auf die oben beobachtete Reihenfolge der Linien angestrichen: roth mit schwarzer Spitze; schwarz mit einem weißen Streifen und schwarzer Spitze; schwarz mit einem rothen Streifen und mit schmaler schwarzer Spitze; weiß mit schwarzer Spitze; ganz schwarz; schwarz mit abwechselnd weißen, rothen und wieder weißen Streifen und mit einer schwarzen Spitze; roth mit schwarzer Spitze; schwarz; schwarz; weiß; und schließlich diejenigen der Rüngerschen Dampfer gleichfalls schwarz, wobei zu bemerken, daß diese sämmtlich Raddampfer mit weißen Radkasten sind.

— Das Fahrwasser in der Mündung des Mississippi ist von Seiten der nordamerikanischen Bundesregierung arg vernachlässigt worden. In der ersten Hälfte des Februars war der Wasserstand so niedrig, daß das von Neuorleans nach Liverpool bestimmte Fahrzeug „Loretta Fish" volle vier Wochen innerhalb der Barre liegen mußte, weil diese nicht Tiefe genug hatte. Am 30. Januar lagen nicht weniger als 35 Schiffe oberhalb und unterhalb der Barre, gelegentliches Hochwasser abzuwarten.

— Der Durchstich der Landenge von Korinth ist nun eine festbeschlossene Sache, seitdem zwei Franzosen, Chollet und Piat, die Genehmigung von der griechischen Regierung erhalten haben. In Griechenland soll ferner der Kopaïs-See trockengelegt werden, damit man eine große Strecke Bodens für den Anbau der Baumwolle gewinne, welche dort vortrefflich gedeiht. Es sind natürlich Ausländer, welche auch diese Sache in die Hand nehmen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XVII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien.

III.

Die große Pagode in Kondscheweram. — Die Sanskritschule. — Die Aradhyas. — Wallahdschabad. — Tschinglepat. — Sadras. Die Pagode von Trikalikuru.

Die große Pagode in Kondscheweram ist mit einer Mauer umgeben, welche zwei Eingänge hat, Gopurams oder Gombruns, und acht Geschosse, die verjüngt emporsteigen, jedoch ohne Sculpturen; nur auf jeder Seite der mittleren Eingangsthüren sieht man eine Statue. Den ersten Hofraum darf auch ein Profaner betreten, der zweite dagegen ist den Leuten vorbehalten, welche Kaste haben. Vor dem sehr geräumigen Allerheiligsten befindet sich ein Säulengang; im Innern sind die Perlen, Edelsteine, Juwelen und kostbaren Stoffe ausgestellt, mit denen man bei festlichen Gelegenheiten das Bild des Gottes schmückt und deren Geldwerth auf etwa eine halbe Million deutscher Thaler angegeben wird. Mehr als eine Mitra besteht aus zusammengesetzten Diamanten, Smaragden und Rubinen; auch Hals- und Armbänder, Fußbekleidung und Diademe für Gott und Göttin bestehen aus Edelsteinen, die alle polirt, aber nicht eigentlich geschliffen sind; auch hat man sie in ganz geschmackloser Weise, ohne Rücksicht auf Farbe, Werth und Form, zusammengestellt.

Die Brahminen waren so gefällig, dem Europäer Grandidier auch die Bilder von Gottheiten zweiten Ranges zu zeigen, z. B. den berühmten Affengott Hanuman, und Garuda, diesen Sperbergott, auf welchem Wischnu reitet. Sie ließen ihn auch das Pferd und die Gestalten verschiedener Ungeheuer sehen, die eine Kolossalgröße haben, über und über vergoldet sind, und auf welche man die Götzenbilder stellt. Alle diese Gegenstände sind ohne jeglichen Kunstwerth, aber der Hindu hält sie für hochheilig.

Vor der Eingangsthür zum Allerheiligsten steht ein kleiner Madapam, d. h. eine Art von Thronhimmel mit pyramidalem Dache, der von vier Säulen getragen wird. Unter demselben stellt man einmal in jedem Monate den Gott aus, und die Andächtigen erscheinen in Menge, um ihn zu verehren; sie nehmen dann auch Abwaschungen in dem Pagodenteiche vor. Außerdem trägt man an jedem Freitage den Gott in feierlichem Aufzuge nach einem Garten, aber das Hauptfest findet im Maimonate statt. Ganze Schwärme von Affen, welche dem Siwa geweiht sind, treiben sich, gleichsam als lebendige Fetische, innerhalb der heiligen Mauern umher und verüben allerlei Unarten; aber Niemand würde es wagen, sich an ihnen zu vergreifen. Die große Pagode von Kondscheweram genießt weit und breit hohen Ruf, ist aber nicht, wie man wohl behauptet hat, die schönste in Indien. Nicht bloß sind jene von Madura und Tandschore viel großartiger, sondern man findet auch in anderen Städten des südlichen Dekhans manche, hinter denen sie zurückstehen muß.

Hier mag eine Bemerkung Graul's angeführt werden, die ein Schlaglicht auf die Bemühungen der Missionäre wirft.

„Das allerdings konnte ich bei unserm Weggange von Kondschewaram auch mir nicht verhehlen, daß der Uebertritt zum Christenthume mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft sein müsse für denjenigen, dessen erste Erinnerungen mit den prachtvollen Pagoden, den thurmartigen Götzenwagen und den lärmenden Umzügen und Festlichkeiten von Kondschewaram verwachsen sind. Selbst unsern stillen Fuhrmann, der schon zum Christenthum neigte, hatte die Stadt mit ihrem Götterglanz elektrisirt.“

Grandidier wurde von den freundlichen und gefälligen Brahminen auch in die Sanskritschule geführt, welche sich innerhalb der heiligen Ringmauern befindet. Man legt in Indien großen Werth auf eine Kenntniß der Sanskritgrammatik, welche bekanntlich auch von indischen Gelehrten in sinnreicher Weise behandelt worden ist. Die Schüler verwenden manches Jahr darauf, um die Elemente der alten heiligen Sprache zu erlernen, aber trotzdem verlassen Viele das Gymnasium ohne eine tüchtige Durchbildung; gewöhnlich wissen sie nur Bruchstücke aus den Puranas auswendig, haben auch wohl die vortreffliche, mit Recht hochberühmte Grammatik Panini's inne, aber nur sehr wenige bringen es so weit, daß sie ein beliebiges Sanskritwerk vom Blatte weg übersetzen können. Vieler Brahminen ganzes Wissen besteht nur darin, daß sie an jedem Tage Sanskritgebete hersagen, deren Wortsinn weder sie selber noch die Gläubigen verstehen.

Ein indischer Gelehrter, in dem Sinne, wie man das Wort im Lande versteht, bringt sein Leben mit dem Studium der Metaphysik und der Grammatik hin; in anderen Wissenschaften kommt er schwerlich über die ersten Elemente hinaus. Geometrie wird getrieben, damit man die zur Bewässerung bestimmten Felder vermessen kann; in der Astronomie versteht man sich seit sehr alten Zeiten darauf, die Finsternisse zu berechnen. Man theilt das Jahr in zwölf Monate ein, zu 365 Tagen mit einem Bruchtheil, und die sieben Tage der Woche werden nach den Planeten benannt. Jedes der zwölf Zeichen des Thierkreises ist in dreißig Grade eingetheilt. Das Alles setzt für die Entdecker ausgedehnte Kenntnisse voraus, aber trotzdem ist die Astronomie der Inder heute noch rein empirisch; sie beruht auf keinem allgemeinen Gesetze, geht nicht über die Zeitberechnung hinaus, schafft weiter keinen praktischen Nutzen und gilt für eine Art von Unterlage der Sterndeuterei.

Mancherlei Künste und Fertigkeiten sind von Alters her bekannt. Sie verstehen den Kampfer auszuziehen und aromatische Oele zu bereiten, zu destilliren und dauerhafte Farben herzustellen, ebenso auch Mennig. Sie kannten die Bereitung des Stahls und die Verfertigung der Bronze; sie benutzten den Quarzsand, welcher in vielen Gegenden angetroffen wird, zur Glasfabrikation; sie kannten in ihrer Pharmacie vielerlei Oele, Pulver und Metallsalze, aber von einem eigentlichen Erforschen der Natur wußten sie nichts; der auf das Subtile angelegte Geist der Inder vertiefte sich viel zu sehr in die Einzelnheiten, als daß er dazu gekommen wäre, die Ursachen zu ergründen oder zu generalisiren.

Alles, was geschaffen worden ist, zerfällt ihnen in zwei Abtheilungen: das Reich dessen, was lebt, und dessen, was nicht lebt. Das lebendige Reich hat als Abstufungen die Wesen, welche lebendig gebären; die, welche aus Eierlegen entstehen; solche, welche ihr Dasein der Hitze und Feuchtigkeit verdanken, z. B. Würmer und Fliegen; endlich solche, die aus Samen kommen, also die Pflanzen.

Die lebendig gebärenden Wesen umfassen erstens: die vierfüßigen Thiere, welche leben 1) in den Gebirgen; 2) in den bewaldeten Ebenen; 3) auf den bebaueten Feldern; 4) in den Sandwüsten; 5) auf den Bäumen. Zweitens: die Vögel, welche leben 1) in den Gebirgen; 2) im Flachlande; 3) auf bestellten Aeckern; 4) in den Wüsten; 5) auf dem Meere. Fluß- und Seefische bilden zwei verschiedene Classen.

Bei den Pflanzen unterscheidet man: 1) solche, die keine Frucht geben; 2) welche einmal Frucht geben und dann absterben; 3) welche Frucht geben, aber keine Blumen tragen; 4) die Früchte und Blumen geben; 5) Gräser, Gemüse, Schlingpflanzen, Pflanzen mit eßbaren Wurzeln und die Moose. Endlich die männlichen, die weiblichen und die Zwitterbäume. Das Geschlecht erkennt man nicht an der Blume, sondern am Stamme; beim männlichen ist das Herz härter als der Splint, beim weiblichen findet das Gegentheil statt; als Zwitter gilt jeder Baum mit schwammigem Holze. So naiv sind ihre Naturanschauungen.

* * *

Bemerkenswerth ist ein kleiner Tempel, welcher den Aradhyas gehört, einer nicht brahminischen Secte der Dschangams oder Linghadaris. Diese tragen am Halse oder am Arme ein Idol in Gestalt einer kleinen hohlen Kugel, in welcher sich in Miniatur ein Symbol Siwa's befindet. Sie sind im südlichen Indien weit verbreitet; in der Präsidentschaft Madras trifft man ihrer auf Tritt und Schritt an. Basawa, ein siwaitischer Brahmine, welchen sie als ihren Glaubensstifter betrachten, gilt ihnen für ein Awatar, das heißt eine Incarnation dieses Gottes. Die Ueberlieferung weiß Mancherlei von ihm zu erzählen. Schon als Knabe weigerte er sich, die Brahminenschnur zu tragen, weil die Einweihungsgebräuche beim Anlegen derselben auf die Verehrung der Sonne Bezug nehmen. Er gewann die Ueberzeugung, daß sowohl die Lehren der Brahminen wie die der Dschaïnas durch götzendienerische Zuthaten verunreinigt seien; deshalb verkündete er einen alleinigen Gott, und dieser sei Siwa; Symbol desselben ist der Lingam, der überhaupt als das älteste Idol Indiens betrachtet werden muß. Die Brahminen haben diesem Culte des Phallus eine Menge obscöner Abscheulichkeiten hinzugefügt, von welchen die Dschangams nichts wissen wollen; für sie ist der Lingam nur eine Reliquie.

Die Bezeichnung Dschangam führen die Bekenner der Lehre Basawa's, weil sie eben stets ein Dschangama oder Amulet, jenes Symbol Siwa's, an sich tragen. Sie nehmen, wie eben gesagt, nur eine einzige Gottheit an, während die heutigen Brahminen eine unzählige Menge von Göttern und Göttinnen verehren, und von Thieren, z. B. Kühe, Falken, Affen, Ratten, Schlangen. Sie haben Fasten, Bußen, Wallfahrten, Feste, Rosenkränze und Weihwasser. Von alle dem wollte Basawa nichts wissen. Er verwarf auch die Lehren der Schastras, durch welche die Kaste der Brahminen hoch über alle andere Menschen gestellt wird, während sie den Frauen einen niedrigen Platz anweisen und eine große Anzahl von Menschen in dieser wie in jener Welt für Pariahs erklären. Basawa sagt: jeder Mensch ist durch seine Geburt gleich allen anderen; er spricht von den Frauen mit Achtung und in einer zarten Weise, welche zu den plumpen Ausdrücken der brahminischen Bücher über das andere Geschlecht einen erfreulichen Gegensatz bilden. Durch die Art und Weise, wie die Dschangams ihre Frauen behandeln, unterscheiden sie sich von allen übrigen Indern. Ihre Ehen schließen sie übrigens so, wie es bei anderen Secten Brauch ist; man liest bei der Trauung Gebete und hängt der Braut das Tali, herkömmliche Goldstück, um. Uebrigens haben sie manche Unterkasten, die nicht verpflichtet sind, ihre Kinder schon in frühester Jugend zu verloben. Der Mann kann eine zweite Frau nehmen, wenn die erste kinderlos bleibt, diese muß aber ihre ausdrückliche Einwilligung geben. Der Brahmine muß heirathen, während dem Dschangam in die-

ser Hinsicht kein Zwang geboten ist. Die Wittwen werden mit Achtung behandelt; man scheert ihnen das Kopfhaar ab, und sie dürfen sich wieder verheirathen, während sie bei so vielen anderen Hindus von der Gesellschaft ausgeschlossen sind. Aber die Wittwe darf allerdings bei ihnen kein Jäckchen tragen, sich nicht parfümiren, keine Armringe von Glas oder Metall anlegen, keine Silberringe an den Fußzehen haben, und ebensowenig Schmuck im Gesicht, denn das Alles gebührt sich nur für Frauen, die noch einen Mann haben. Aber eine fromme Frau darf Unterricht ertheilen. Der Dschangam erwiedert den Gruß der Frauen. Kaste findet man unter ihnen nur bei der Secte der Aradhyas; die übrigen haben keine Kastenvorurtheile und speisen mit Jedermann, der mit ihnen auf die Speise Basawa's Segen herabruft. Sie essen, wenn nicht etwa ein besonderes Gelübde es hindert, Fleisch, mit Ausnahme des Rindfleisches, und dürfen auch Wein trinken. Ihre Mahlzeit wird Siwapudscha genannt, d. h. die Verehrung Siwa's; Essen und Trinken, damit man gesund bleibe, gilt bei ihnen als ein wesentlicher Bestandtheil der Verehrung, welche jeder Mensch der Gottheit zu zollen hat. In den drei heiligen Worten: Guru, Lingam, Dschangam sind die Glaubensmeinungen der Secten zusammengefaßt. Der Priester wird geehrt; Alle behandeln einander als Brüder; nur die Aradhyas machen davon eine Ausnahme; sie werden von den Uebrigen verabscheut, weil sie einige brahminische Bräuche beibehalten haben.

Ein Dschangam, welcher zufällig seine Reliquie verliert, büßt dadurch für den Augenblick seine Gemeinschaft mit den Uebrigen ein. Aber er wird ganz anders behandelt, als es bei den Brahminen Brauch ist; diese verfluchen und verfolgen den, welcher irgend ein Gebot übertreten hat, welches den Verlust der Kaste nach sich zieht; die Dschangams dagegen behandeln einen solchen mit Wohlwollen, und beten mit ihm, bis das verlorene Kleinod sich wiederfindet, „wie eine Biene vom Himmel kommt." Solch ein Wunder, sagen sie, geschehe nicht selten bei solchen, die eine lebhafte Einbildung und aufrichtigen Glauben haben.

Etwa zwei deutsche Meilen von Kondscheweram liegt Wallahdschabad. Dem Weg entlang sieht man eine hübsche Allee von Kokospalmen, deren Stämme mit concentrischen weißen und rothen Streifen bemalt waren. Als Grandidier auf dieser Straße wanderte, erfuhr er, daß vor Kurzem das Pangulfest gefeiert worden sei. Dann werden nicht bloß die Baumstämme mit den beiden Farben angestrichen, welche den Indern für heilig gelten, sondern auch die Häuser, die Wagenräder und die Hörner des Rindviehs. Das Pangulfest, Mitte Januars, entspricht unserm Neujahrsfeste; an demselben trägt Jedermann neue Kleider, schmückt Kopf und Hals mit gelben Blumen und verziert die Stirn mit einem rothen Striche; man ist froher Dinge, und alle Speisen werden in neuen Töpfen gekocht.

Etwa vierzehn englische Meilen entfernt liegt Tschinglepat, und dort wachsen vortreffliche Bananen, deren Frucht bekanntlich so gesund ist, wie das beste Brot, und so saftig, wie Milchsahne. Kein Wunder, daß man in der Banane den Lebensbaum des irdischen Paradieses hat finden wollen. Als Grandidier in Tschinglepat verweilte, wurde eben eine Hochzeit gefeiert. Schon früher ist gesagt worden, daß in Indien die Mädchen verheirathet werden sollen, bevor sie mannbar geworden; Männer von Kaste können in jedem beliebigen Alter heirathen, nachdem sie, gewöhnlich im achten Lebensjahre, die heilige Schnur angelegt haben.

Man hat verschiedene Arten der Verheirathung, doch kommt in der Brahminenkaste nur eine einzige vor. Allemal wird der Astrolog zu Rathe gezogen; er schreibt die Namen der Brautleute auf und beraumt eine glückliche Stunde an. Durch die Saptapadi, die Ceremonie der Vermählung, soll die Ehe unauflöslich gemacht werden. Man geht dreimal um das Feuer, welches auf einem kleinen Altare brennt, und zählt dabei jedesmal sieben Schritte (im Sanskrit Sapta padi; septem passus); dann werden die Kleider der Brautleute an einander genäht und einige Opfergaben dargebracht.

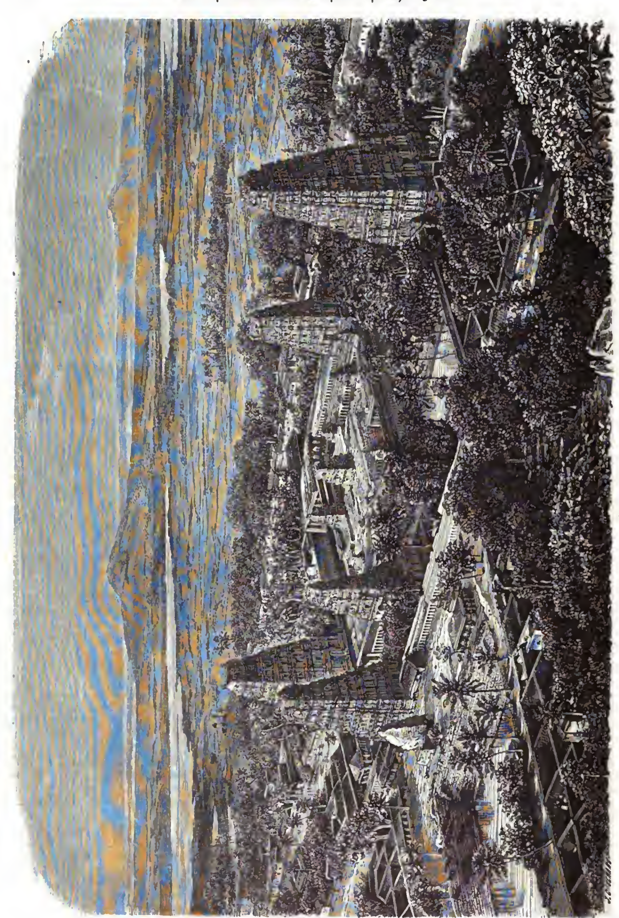
Jede Kaste hat besondere Monate und Planetenconjunctionen, welche für die Verheirathungen innerhalb derselben günstig sind.

In Tschinglepat war das Haus, in welchem die Hochzeit gefeiert wurde, ganz rein gewaschen und ihm ein neuer Farbenanstrich gegeben; vor der Thür war ein aus Bambus verfertigter Bogen mit grünen Blättern, Palmzweigen und Blumen errichtet worden. Alle bei der Feier Anwesenden trugen Baumwollenkleider von brauner Farbe. Auf die Frage des Reisenden, weshalb man nicht die üblichen weißen Gewänder trage, die so sauber und kleidsam seien, wurde entgegnet, daß die braunen Kleider neu und zu Ehren der Neuvermählten angelegt worden seien. Wie könne man wissen, ob der Anzug neu sei, wenn man ihn einmal gewaschen habe? Bejahrte Frauen riefen: „Möge das Paar vereinigt sein wie Rama und Sita!" Rama ist ein im Dekhan sehr beliebter Gott, und viele Männer nennen sich nach ihm; man hat ihm fast in jedem Dorfe einen Tempel geweiht, der allemal mit drei Basreliefs geschmückt ist; das eine stellt Rama dar, das andere seine zärtliche und keusche Gattin Sita, das dritte seinen Bruder Lakschmani. Die Kämpfe, welche Rama bestanden, werden noch heute von den umherziehenden Barden besungen und sind so populär, wie bei den alten Hellenen der trojanische Krieg.

Der neuere Brahmanismus hat aus Rama eine Incarnation Wischnu's gemacht. Wenn man ihn geschichtlich auffassen darf, so erscheint er als der siegreiche Held in dem Kampfe, welchen die Arier, nachdem sie im Stromgebiete des Ganges Herren und Gebieter geworden waren, gemeinschaftlich mit den Indern, die das heutige Konkan und Orissa inne hatten, gegen die Eingeborenen des südlichen Indiens führten. Sie waren schwarze Anthropophagen, räuberisch und blutdürstig. Die alten Volksgesänge der indischen Barden sind in das schönste Epos der Inder, in das Ramayana, verwebt worden.

Grandidier erhielt über Rama's Abenteuer die nachfolgende Mittheilung, welche aus einem tamulischen Manuscript übersetzt worden ist.

Rama war Sohn Dasaratha's, Königs von Ayodhia (— dessen Ruinen beim heutigen Audh liegen, an der Gogra, etwa 30 Stunden von Lakhno entfernt —). Er war Thronerbe, hatte aber viel von den Ränken einer der vier Gemahlinnen seines Vaters zu leiden und mußte sein Anrecht einem seiner Brüder abtreten. Da zog er mit seiner jungen und schönen Gemahlin Sita und seinem Bruder Lackschmana in eine Wüstenei. Dieser war ein kühner Jäger und tapferer Krieger. Als er mit einer Schaar von Menschenfressern kämpfte, verwundete er die Schwester Rawana's, der König der Rakschasas war und ein sehr gewaltiger Riese. Er hatte zehn Köpfe, zwanzig Arme und konnte sich in jede beliebige Gestalt verwandeln. Aus Rache raubte er heimlich die Sita und brachte sie nach Lanka, seiner Hauptstadt, die in der Mitte von Ceylon lag. Rama war in Verzweiflung und suchte nach der verschwundenen Gattin im Gebirge und in den Wäldern. Auf diesen Irrzügen traf er zusammen mit Sugriva, dem Könige der Affen (— Wanara im Sanskrit; diese Bezeichnung soll gleich den Benennungen: Mletkas und Warwaras, d. h. Barbaren, die Völker bezeichnen, welche nicht arischer Abkunft waren, und der Racenstolz hat



Die Pagode von Tritallituru (Eagles Hill) aus der Vogelperspective.

sie eingegeben —). Da Sugriva seinerseits auch ein Feind der Rakschasas war, schloß er ein Bündniß mit Rama.

Hanuman, Oberfeldherr des Affenheeres, der ungemein beweglich war, denn er hatte den Gott des Nordwindes zum Vater, wollte in das Land des Feindes eindringen und dort Sita aufsuchen. Das war sehr schwierig, weil zwischen dem Festlande und Ceylon das Meer strömt; aber Hanuman schritt über die See, kam nach Lanka und entdeckte dort die Prinzessin. Sie war sehr betrübt, weinte immer, jammerte unaufhörlich nach ihrem geliebten Gemahl, und wenn Rawana sich vor ihr blicken ließ, verwünschte sie ihn. Hanuman gab dem Prinzen Rama Kunde von dem allen, und erhielt dann von ihm Befehl, eine Brücke über den Meeresarm zu bauen, damit sein Heer nach Ceylon hinübergehen könne. Er entwurzelte mächtige Bäume, riß gewaltige Felsen los und trug jedesmal so viel Steine, als er Haare am Körper hatte, also, da er ein Affe war, eine unzählige Menge. So brachte er den Damm in kurzer Zeit fertig, und die durch eine große Anzahl von Bären verstärkte Affenarmee konnte hinübermarschiren. Rawana wurde in einer blutigen Schlacht getödtet, und Rama führte seine junge und schöne Gattin nach Ayodhia zurück.

Mit diesem Triumphzuge schließt das Epos Ramayana, dessen Verfasser bekanntlich Valmiki ist, in der Form, wie wir es besitzen. Was nun weiter folgt, der Gesang Uttara (Uttarakanda) ist erst in späterer Zeit hinzugefügt worden; das geht schon aus Sprache und Styl hervor, dann auch daraus, daß neuere Begriffe und Lehren vorkommen.

Dieses Uttarakanda erzählt nun folgende tragische Geschichte. Rama lustwandelte eines Abends fern von seinem Palast und kam an die Hütte eines Arbeiters, der seine Frau auszankte und sie fortjagen wollte, weil er sie für untreu hielt. „Ich mag nicht, wie Rama, ein Weib behalten, das mit einem Andern zu schaffen gehabt hat." Darüber wurde Rama sehr bös und eifersüchtig. Er befahl seinem Bruder, Sita in einen Wald zu führen und dort zu tödten. Sie trug damals ein Kind unter ihrem Herzen, und deswegen wollte Lackschmana sie nicht tödten. Er ließ sie allein und tauchte dann die Spitze eines Pfeils in den rothen Saft eines Baumes, so daß es aussah, als klebe Blut an ihr.

Sita gebar zwei Knaben. Nach langer Zeit wollte Rama einmal das Opfer des Pferdes darbringen (— das Aswamedha; dieses Opfer reicht in das hohe vedische Alterthum hinauf und wurde eingesetzt von den Priestern Indra's, welcher damals der höchste Gott im indischen Olymp war. Das Pferdeopfer trat an die Stelle des Menschenopfers —). Das dazu bestimmte Thier ließ man, wie es der Brauch vorschrieb, ins Freie laufen. Da kam es dorthin, wo Sita's Knaben waren, und diese fingen es ein. Die Affenarmee wurde ausgeschickt, um es wiederzuholen; Rama zog mit ihr, aber er wurde gleich den Affen besiegt und in Stücke gehauen. Als ein heiliger Eremit von allen diesen Vorgängen Kunde erhielt, sprach er ein Gebet, und in Folge dessen wurden alle jene Todten wieder zum Leben erweckt. Nun ließ Rama seine Frau wieder zu sich kommen, sie mußte jedoch zuvor die Feuerprobe bestehen. Aber immerfort quälte ihn die Eifersucht, und Sita wurde darüber so verzweifelt, daß sie, zum Beweis ihrer Unschuld, die Götter anflehte, die Erde möge sich öffnen. Das geschah, und die tugendhafte Sita verschwand. Rama aber war nun eine Beute des Kummers, ging in die Einöde und wurde ein Büßer.

Das Land südlich von Tschinglepat ist dürr und nur spärlich angebaut, weil auch in dieser Gegend die Tanks und die Bewässerungscanäle verfallen sind. Im südlichen Indien findet man in solchen wenig cultivirten Gegenden überall Wälder der Palmyrapalme, welche Palmwein (Toddy), Palmzucker (Dschagery) und Arrak liefert, und für die ganze Oekonomie der Dekhanis von großer Wichtigkeit ist.

* * *

Die Strecke von Tschinglepat nach Sadras beträgt nur etwa fünf deutsche Meilen. Unterwegs kommt man an einem Dorfe vorüber, welches bei den Eingeborenen Trikallikuru heißt; die Engländer bezeichnen dasselbe als Adlerhügel, Eagles Hill; dort steht ein Tempel am Fuß eines Hügels. Das Dorf ist klein, die Einwohner sind arm und der Tempel selbst gehört nicht zu den hervorragenden. Unsere Illustration giebt eine deutliche Darstellung von der Art und Weise, wie die Tempel in Indien im Allgemeinen vertheilt sind. Der Leser wird begreifen, in welche Bewunderung der Reisende geräth, wenn er zum ersten Male solch eine Gruppe von Pagoden überblickt. Hier hat die äußere Mauerumfassung vier große Eingangspforten; man sieht auch Säulengänge und Vorhallen. Der zweite oder innere Raum enthält das Allerheiligste und einige Tempel niederer Gottheiten. Der Teich, in welchem die Gläubigen ihre Abwaschungen vornehmen, liegt außerhalb der Tempelmauern im Dorfe selbst.

Der Bezirk Sadras ist sehr gut angebaut und bietet einen sehr freundlichen Anblick dar. Grandidier sagt über denselben nichts, aber Graul, welcher desselben Weges zog, entwirft eine Schilderung, aus welcher wir Einzelnes hervorheben wollen. Er kam von Kondscheweram zunächst nach Rayäpettah, wo die wesleyanischen Missionäre ein prächtiges Gehöft besitzen und ein „Missionskirchlein". In Maclapur fand er Gärten von Bananen, Kokos, Mangos und Zuckerrohr; weiterhin nahm der Anbau etwas ab; hin und wieder tritt ein spärlicher Palmyrawald auf, welcher dann nebst niedrigem Gestrüppe dem sonst kahlen Boden eine Art von Decke bietet. Wo da und dort einige Hütten ein Dorf oder einen Weiler bilden, entfaltet wohl auch eine Kokospalme ihre Sternenkrone voll saftigen Grüns. Aber auch diese Wildniß hat ihre Heiligthümer. „Feiste Brahminenbäuche (— der altlutherische Missionär der Religion der Liebe hängt den Götzenpriestern allemal etwas an —) kündeten uns schon eine Weile vorher das heilige Tripalur an, und noch ehe wir in den Sitz aller Heiligkeit einzogen, sahen wir zur Rechten von einem weit ins Land hineinschauenden Hügel her ein stattliches Heiligthum des Siwa blinken. Nach dem heiligen Ramesseram ziehende Pilger von Benares in schmutzig gelbem Gewande und mit struppigem Haar und Barte hielten den Wüstenort für nicht zu gering, um ihn mit ihrer heiligen Gegenwart zu beehren, und die Fülle von Säulenhallen, welche dem Orte in dem unwirthlichen Sande in der That ein gastliches Ansehen geben, zeigte, daß das jährliche Fest eine ziemlich beträchtliche Menschenmenge herbeilocken mag."

Sadras liegt 42 englische Meilen südlich von Madras dicht am Meere. Ein Regierungsgebäude aus der frühern holländischen Zeit ist in ein geräumiges Ruhehaus umgestaltet worden; zur Rechten liegen die Trümmer eines alten holländischen Forts; zur Linken sieht man ein Kuppam, d. h. ein von Sudrafischern bewohntes Dorf, und darüber hinweg Mahallapuram (— Mahabalipuram —) mit den Sieben Pagoden.

Graul gesteht offen ein, daß die Missionäre in Sadras herzlich wenig ausgerichtet haben; dem ist ja mehr oder weniger überall so; die, welche das Geld für zumeist erfolglose Bemühungen hergeben, werden dann mit Hoffnungen auf die Zukunft vertröstet. Von der kleinen Gemeinde in Sadras weiß er nicht viel zu sagen. Etwa zwei Drittel, in Summa 16 „Seelen", waren, „von heidnischer List gelockt

und geschreckt vor einigen Wochen so tief ins Heidenthum zurückgefallen, daß sie selbst das Opfergefäß für die Göttin, eine Art Teufel (— an den Graul glaubte —) auf den Kopf genommen, in Procession herumgetragen und sich so thatsächlich von Christo losgesagt hatten. Unter den Treugebliebenen ist nur ein einziger Hausvater und dieser, wie die übrigen, seinem Gewerbe nach ein Fischer, Pariahs. Vielleicht, daß auch die Uebrigen mit der Zeit reuig wiederkehren. Der Herr selbst wolle sich der kleinen, schwachen, verstörten und geängstigten Herde annehmen.“

Am 30. Mai stellten die heidnischen Tamulen „dem lieben Pfingstfest ein wahres Zerrbild dämonischer Begeisterung zur Seite“ in ihrem Pakke Sedil, d. h. Hüften-Sedil. Sie trugen ihre furchtbare Göttin „oder vielmehr Teufelin“, die Kali-Ammen, in glänzender Procession umher. Vornweg ging eine Schaar Trommler und Pfeifer, deren eintönige Musik mehr zum Trübsinn als zum Frohsinn stimmt. Ihr folgte auf dem Fuß ein phantastisch angeputzter Tänzer mit einem heiligen Gefäß auf dem Haupte, vor welchem drei andere wildfanatisch umhertanzten. Weiter kamen drei junge, über und über mit Blumen umwundene Leute, die sich beide Hüften mit einem Drahte hatten durchbohren lassen und stumpfsinnig weiter bewegten. Dicht hinter den Dreien erschien eine andere Gruppe, in deren Mitte ebenfalls Einer ein mit Wasser gefülltes heiliges Gefäß auf dem Kopfe trug; den Zug beschloß die auf einem Gerüste getragene Göttin in Form einer angeputzten Puppe. Eine freudetrunkene Menschenmenge umgab den grausen Zug. Graul bemerkt: es sei für ihn ein schmerzliches Gefühl gewesen, im Tamulenlande die von so wenigen und auch meist so stumpf gefeierten christlichen Feste in dem tobenden Pompe heidnischer Feier fast verschwinden zu sehen. Am andern Tage schritten Manche derselben Kali-Ammen zulieb über glühende Kohlen. Graul verkehrte mit einem indischen Katecheten, dem er weiter nichts wünschte, „als daß er unsere deutschen Erbauungsbücher und Postillen mit Leichtigkeit lesen lernt, um sich selbst und seine Herde damit zu weiden“. Die „Postillen“ also gelten hier für eine Hauptarznei, für das beste geistliche Futter, mit welchem die Tamulen für das Christenthum gewonnen oder in demselben bestärkt werden sollen!

Eine Reise auf der „Vallejo-Route“ von San Francisco nach Sacramento in Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

Das Eisenbahnnetz von San Francisco. — Verschiedene Pacificbahnen. — Auf dem Dampfer „New-World“ nach Vallejo. — Alcatraz und Goat Island. — Das goldene Thor. — Umgebungen der Bai von San Francisco. — Die San-Pablo-Bai. — Contra Costa und Mount Diablo. — Die Mare Island Navy Yard. — Vallejo und der Elevator. — Benicia. — Die California-Pacificbahn. — Napa County und Calliftoga. — Klimatisches. — Die Suisun-Bai. — Die California- und Oregon-Eisenbahn. — Die Niederungen des Sacramentoflusses. — Ueberschwemmungen. — Sacramento City. — Ein Eisenbahnkrieg.

Die Stadt San Francisco bildet den Knotenpunkt eines weit verzweigten Eisenbahnnetzes, welches durch die Vollendung der großen nordamerikanischen Ueberlandbahn eines der wichtigsten auf diesem Continente geworden ist. Die Lage der Stadt auf einer westlich vom Meere und im Osten von der großen Bai begrenzten Halbinsel, die ihre Verbindung mit dem Festlande fünfzig englische Meilen südöstlich vom goldenen Thore hat, so daß die Bai zwischen San Francisco und dem Inlande liegt, stellt aber einer directen Eisenbahnverbindung mit dem Osten große Schwierigkeiten entgegen, und man hat allerlei Umwege machen müssen, um dieselbe herzustellen. Außer dem vielfach verzweigten Gewässer der großen Bai sind es namentlich die weiten Niederungen des Sacramento- und des San-Joaquin-(Oaquihn-)Flusses, welche dem Bau einer Eisenbahn vom Osten hindernd entgegentreten.

Die Centralpacificbahn hat durch die sich ihr bei Sacramento anschließende Westernpacific auf einem großen Umwege nach Süden diese Niederungen umgangen und bei der San Francisco gerade gegenüberliegenden Stadt Oakland das östliche Ufer der großen Bai erreicht. Auf einem weitern Umwege südlich über San Jose (Ho-se) gelangen die Passagiere bis an die Thore San Franciscos. Eine mehr directe nördliche Linie hat die Californiapacific von Sacramento nach dem neuen Hafenorte Vallejo (Valleo) genommen, welcher Platz 23 englische Meilen nördlich von San Francisco an der obern Bai liegt, von wo Dampfer die Verbindung mit San Francisco herstellen. Auch eine tägliche Dampferlinie auf dem Sacramentoflusse besteht zwischen San Francisco und Sacramento. Auf dem Flusse beträgt die Entfernung zwischen beiden genannten Städten 125 Miles, auf der Westernpacific über Oakland und Stokton 138, auf derselben Linie über San Jose 175, über die Vallejo-Route 83 Miles; 23 Miles von letzter Linie müssen aber zu Wasser zurückgelegt werden.

Der Name Pacificbahn ist in Amerika sehr beliebt. Man findet Eisenbahnen unter diesem Namen, außer der großen Ueberlandbahn, der Union- und der Centralpacific, fast in jedem Staate und Territorium westlich vom Mississippi, und Californien hat eine ganz erkleckliche Anzahl solcher Bahnen aufzuweisen. Es giebt daselbst, nebst der Centralpacific, eine Californiapacific, eine Westernpacific, eine Nordpacific, zwei südliche Pacificbahnen, vom 35. und vom 32. Breitengrade, beide in Embryo, und andere von geringerer Bedeutung. Zum Erstaunen ist der Eifer und die Energie, womit man in Californien Eisenbahnen baut. Vor einem halben Decennium war das eiserne Roß eine äußerst seltene Erscheinung in diesem Lande, und heute begegnet man demselben so zu sagen auf jedem Schritt und Tritt. —

Es war gegen Ende Januar 1870 und das Wetter wie daheim im Junimond, als der stattliche Dampfer „New World“, mit dem ich Passage nach Vallejo genommen, um von dort auf der Californiapacific weiter nach Sacramento

zu reisen, um die achte Morgenstunde seinen Quai am unteren Stadttheile von San Francisco verließ und hinausbrauste in die große Bai. Zwischen der romantischen befestigten Insel Alcatraz und Goat Island fuhren wir hin, direct gen Norden.

Goat Island ist der natürliche Terminus der Central- und Westernpacificbahn. Eine Pfeilerbrücke könnte leicht in dem dort nicht sehr tiefen Gewässer nach der Insel, die halbwegs zwischen Oakland und San Francisco liegt, gebaut werden, um dort den Hauptbahnhof anzulegen. Seeschiffe könnten bei der Insel hart am Bahnhofe ankern und Waarengüter ein- und ausladen, und die Verbindung mit San Francisco wäre doppelt so leicht als jetzt nach dem sieben englische Meilen entfernten Oakland. Der Vereinigte-Staaten-Congreß hat der genannten Eisenbahngesellschaft bis jetzt aber den Besitz der Insel aus strategischen Gründen verweigert, weil sich dieselbe besonders zur Anlage von Befestigungen zur Hafenvertheidigung eignet. Man wird nun die bereits weit in die Bai hinausreichende Pfeilerbrücke so weit verlängern, daß Seeschiffe am Ende derselben anlegen können, um Waarengüter und namentlich Weizen direct an den Bahnzügen zu verladen, was nahe am Lande, wo das Wasser sehr seicht ist, nicht angeht.

Goat Island führt seinen Namen nach der Menge von wilden Ziegen, welche ehedem die Insel bevölkerten. Dieselben wurden von den Spaniern dorthin gebracht und verwilderten schnell. Als die Amerikaner aber das Land in Besitz nahmen, wurden die Ziegen bald ausgerottet, und heute giebt es dort keine mehr.

Alcatraz, die befestigte Felseninsel uns nahe zur Linken, beherrscht mit seinen schweren Batterien den Eingang in das goldene Thor. Wie wir bei dem romantischen Inselchen vorbeidampften, schweift der Blick durch das offene Bergportal der Golden Gate hinaus, in die Weite des großen Oceans. Nahe an der See liegt links das casemattirte „Fort Point“ mit seinen hohen rothen Steinmauern, rechts der weiße Leuchtthurm von „Point Bonita“. Mehrere Dampfer und Segelschiffe zeigen sich beim goldenen Thore und beleben das Panorama. Die Berge zu beiden Seiten sind kahl und unromantisch; nur weiter rückwärts, bei den Städten Oakland und Alameda, liegen Eichenwaldungen. San Francisco gewährt, von der Bai aus betrachtet, keinen schönen Anblick. Die Sandberge, auf denen die Stadt erbaut ist, und die unansehnlichen Häuser an der Wasserfronte sehen nichts weniger als großstädtisch aus. Die Bai ist aber trotz aller jener Mängel ihrer Umgebungen ein prächtiger Busen und auch einer der besten Häfen in der Welt. Die Flotten aller seefahrenden Nationen könnten sich hier versammeln und sicher ankern, und es bliebe Platz da für etliche zehntausend Schiffe mehr.

Das goldene Thor entzieht sich unseren Blicken, sobald wir den nördlichen Arm der Bai hinaufdampfen, vorbei am Städtchen San Quintin. Hinter uns liegt es wie ein breiter Strom, eine meilenlange Vista, deren Ende San Francisco abschließt. Goat Island ragt schwarz hinter uns auf aus der bläulichen Fluth und zeichnet sich schwarz darauf ab. Ich möchte die seltsam gestaltete Insel mit einem auf dem Wasser ruhenden Meeresungethüm vergleichen. Der Wellenpfad des Dampfers reicht scheinbar bis nach San Francisco zurück. Zahlreiche Möven flattern hinterdrein und bekunden die Nähe des Meeres. Schade, daß die Berge auf beiden Ufern kahl sind! Wären sie nur theilweise bewaldet, das Panorama gewänne einen ungleich höhern Reiz.

Vor uns öffnet sich die weite San-Pablo-Bai. Nicht fern vom Ufer des Countys von Contra Costa liegt der Pfad des Dampfers, welches sich, eine breite Landzunge, zwischen die Gewässer der San-Francisco-Bai und deren nördliche Verzweigungen, die San-Pablo- und die sich lang ostwärts erstreckende Suisun-(Suisuhn-)Bai hineinschiebt. Der 3816 Fuß hohe Mount Diablo, die bedeutendste Höhe in der Umgebung von San Francisco, erhebt dort seine Doppelkuppe. Ergiebige Kohlenbergwerke werden an jenem Berge bearbeitet. Die Mount-Diablo-Steinkohlen sind aber weich und von schlechter Qualität und stehen den in San Francisco beliebten Sydney-Kohlen an Güte bedeutend nach. Das reiche County von Sonoma, welches in vorderster Linie unter den Weinbaudistricten Californiens steht, begrenzt das nördliche Ufer der San-Pablo-Bai.

Mare Island liegt vor uns, wo die Vereinigten Staaten einen ihrer bedeutendsten Kriegshäfen angelegt haben; bald darauf zeigt sich die Stadt Vallejo an einer flußähnlichen Verengung der Bai, welche sich nach Osten der Suisun-Bai zugewendet hat. Die Navy Yard von Mare Island, welche Vallejo gerade gegenüber liegt, gewährt mit ihren ansehnlichen Gebäulichkeiten, Docks und Befestigungswerken, dem prächtigen Marinehospital und der Menge der dort ankernden Schiffe, vom Wasser aus gesehen, einen imposanten Anblick.

Der Hafenort Vallejo, eine schnell emporkommende Stadt von jetzt ungefähr 4000 Einwohnern, ist der westliche Terminus der California-Pacific-Eisenbahn. Die Lage der Stadt in der Nähe der Mare Island Navy Yard und am natürlichen Ausgange der Suisun-Bai, und durch diese von den productenreichen Thälern des Sacramento- und des San Joaquin-Flusses, ist eine sehr günstige, und die California-Pacific-Eisenbahn hat ihr als Transitplatz einen bedeutenden Handelsverkehr zugetragen. Die Bewohner dieses Ortes hegen die Hoffnung, daß ihre Stadt dereinst mit San Francisco als Handelsstadt rivalisiren, wo nicht gar dieses überflügeln werde. Damit scheint es jedoch gute Weile zu haben.

Besonders ins Auge fällt der Vallejo-Elevator, eine hohe Structur, wie man viele in Chicago und den Städten im Mississippithale findet. Durch einen solchen „Elevator“ wird namentlich Weizen in bulk, d. h. in Masse aus kleineren Schiffen &c. in Seeschiffe verladen, wobei sowohl Zeit als die Verpackung in Säcken erspart wird. Von Chicago fahren so beladene Schiffe durch die großen Binnenseen und den Eriecanal nach Liverpool, und von St. Louis und anderen Städten im Mississippithale über Neu-Orleans ebenfalls dorthin. Von Californien geschieht eine solche Verladung wegen der Länge der Seereise aber noch nicht. Die Versicherungsgesellschaften haben sich geweigert, in hölzernen Schiffen Ladungen von Weizen &c. in bulk um das Cap Horn zu verassecuriren, da man befürchtet, der so verladene Weizen werde sich während der langen Seereise und dem doppelten Kreuzen der Linie erhitzen. Eiserne Schiffe sind von dieser Regel ausgenommen, wurden aber hier noch nicht benutzt. Der mit bedeutenden Kosten in Vallejo erbaute Elevator findet als solcher keinen Gebrauch und dient jetzt als Kornspeicher. Vor demselben lag ein dreimastiges Seeschiff, in welches Weizen in Säcken verladen wurde. Sieben englische Meilen oberhalb Vallejo liegt an der Suisunbai die Stadt Benicia, ehedem die Hauptstadt von Californien. Seit das californische Capitol nach Sacramento verlegt wurde, ist Benicia sehr heruntergekommen, und Vallejo blickt mitleidig hinüber auf seine Nachbarstadt, welche früher auch einmal San Francisco den Rang abzulaufen gedachte.

Auf der Vallejo-Landungsbrücke hielt der soeben von Sacramento angelangte Expreßzug der California-Pacific-Eisenbahn, welcher schnell mit unserm Dampfer seine lebendige Fracht austauschte; schon nach Verlauf weniger Minu-

ten jagte das eiserne Roß mit uns fort nach Osten, während der Dampfer „New-World“ mit den von Sacramento gekommenen Passagieren nach San Francisco zurückfuhr. Die Verbindung zwischen dem Dampfer und Bahnzuge bei Vallejo war auf die Minute abgepaßt, wie sich überhaupt die Vallejo-Route, um der Central- und Western-Pacific-Eisenbahn erfolgreich Concurrenz zu machen, durch eine in Amerika ungewöhnliche musterhafte Genauigkeit auszeichnet.

Bald lag die Stadt Vallejo uns im Rücken; noch einen Blick auf das Arsenal, die Docks rc. von Mare Island, und wir hatten die Bai verlassen und eilten hinaus in die freie Landschaft. Nirgends war die Eisenbahn eingefriedigt, was überhaupt in Amerika des Kostenpunktes halber selten geschieht; querfeldein fuhren wir durch das offene Land, und Pferde und Rinder spazierten ungehindert über den Eisenbahndamm herüber und hinüber und mußten oft mit schrillem Dampfpfeifen vom Geleise verjagt werden, ermangelten auch nicht, uns schnell Platz zu machen. Das auf dem Bahnbett spazierengehende oder dort Siesta haltende Vieh verursacht häufig die in Amerika so berüchtigten „Zufälle“ (Accidents).

Sieben englische Meilen von Vallejo zweigt sich linker Hand die „Napa-Valley-Eisenbahn“ ab, die nach dem zweiundvierzig Meilen entfernten Badeorte Callistoga führt, welcher durch seine romantische Lage sowohl als durch die Heilkraft seiner Thermen in Californien hohe Berühmtheit erlangt hat. Das County Napa ist eines der fruchtbarsten in Californien, und hat ein herrliches Klima. Dort werden viele der schmackhaften und riesengroßen Früchte gezogen, welche in San Francisco jeden Fremden in Erstaunen setzen.

Die Gegend, welche von der California-Pacific-Eisenbahn durchschnitten wird, ist meistens flach und zeigt geringen Baumwuchs. Nur selten stehen auf den Feldern vereinzelt immergrüne Eichen, die nicht sehr hoch und breitgeästet sind. In einer Entfernung von drei bis vier Miles ziehen sich linker Hand und parallel mit der Bahn unbewaldete Höhen hin. Die im Sommer bräunliche californische Landschaft hatte in Folge der Winterregengüsse bereits ein grünliches Gewand angelegt, und die Berge gewannen ein recht schmuckes Aussehen. Auf den Feldern waren Farmer fleißig beim Pflügen beschäftigt und junge Halme entsproßten überall dem Boden. Welch ein Gegensatz zwischen der atlantischen und der pacifischen Seite dieses Continentes! Während dort unter demselben Breitengrade zu dieser Jahreszeit das Land weit und breit mit einem Mantel von Schnee und Eis bedeckt ist, und Boreas das unbestrittene Regiment hat, erfreut sich Californien eines wahren Frühlingsklimas *). Das Wetter konnte an diesem Tage (Mitte Januar) nicht schöner sein, und der tiefblaue Himmel erinnerte mich an südliche Breiten.

Unter den Landstädten, welche die California-Pacificbahn passirt, sind die schmucken Ortschaften Fairfield und Suisun zu nennen, zwischen welchen dieselbe hinläuft. Bei letzterm ragten zahlreiche Masten empor, von Schiffen auf der Suisunbai. Jenseits Suisun erhob Mount Diablo seine dunkle Doppelkuppel als die höchste Landmarke dieser Gegend. Mehrere Male passirten wir Zeltlager von Chinesenarbeitern. Dieselben sind in Californien etwas so Gewöhnliches, daß nur noch Fremde von ihnen Notiz nehmen.

*) Der ausnahmsweise milde Winter von 1869 auf 1870 in den atlantischen Staaten Nordamerikas kann nicht als Norm gelten.
Der Verfasser.

Bei Vaca, dreißig englische Meilen von Vallejo, entfernten sich die Berge links zum Horizonte, und wir traten ein in eine weite und außerordentlich fruchtbare Ebene. Sechzehn Miles weiter verzweigt sich die Bahn. Die nördliche Linie führt, das Thal des Featherflusses hinauf, über die ansehnliche Stadt Marysville nach Oroville, 116 Miles von Vallejo, in alter Zeit einer der berühmtesten Minenplätze Californiens, und soll von dort über die Stadt Chico nach Oregon weitergebaut werden; der rechte Hauptzweig der Eisenbahn läuft quer durch die Niederungen des Sacramentoflusses nach der nur elf Miles entfernten Hauptstadt Californiens.

Diese Niederungen sind einförmig und erst wenig angebaut. Der Boden ist allerdings außerordentlich fruchtbar, aber die häufigen Ueberschwemmungen verhindern eine umfassende landwirthschaftliche Cultur. Auch die Stadt Sacramento ward in früheren Jahren oft und schwer von Ueberschwemmungen betroffen das letzte Mal im Jahre 1862. Seitdem wurde der Grund und Boden, worauf die Stadt steht, durch Aufschütten gegen zehn Fuß gehoben, so daß diese jetzt vor dem tückischen Flusse ziemlich sichergestellt ist. Sacramento, welches in Folge jener Ueberschwemmungen sehr heruntergekommen war, blüht jetzt schnell empor. Namentlich auch der rasche Fortbau und die Vollendung der Central-Pacific-Eisenbahn, welche von dort aus begonnen wurde, und ihre Hauptmaschinenwerkstätten in Sacramento hat, und der Umstand, daß der Ort die Hauptstadt von Californien wurde, trugen zum raschen Emporblühen bei. Nach dem Census vom 1. Januar 1870 zählt Sacramento City 24,640 Seelen. Das steuerbare Eigenthum der Stadt beträgt 8 Millionen und 221,628 Dollars Gold, für Straßenverbesserungen wurden im letzten Jahre 86,213 Dollars und 9 Cents verausgabt. Das prachtvoll gebaute californische Staatscapitol hat bereits gegen zwei Millionen Dollars gekostet, und ist noch nicht vollendet.

Nach einer angenehmen und raschen Fahrt hielt der Bahnzug gegen Mittag hart an dem hier ungefähr vierhundert Yards breiten Sacramentoflusse und der Stadt gerade gegenüber, die auf dem linken Ufer erbaut ist. Eine hölzerne Brücke stellt die Verbindung mit der Stadt her. Von den Zügen der California-Pacific-Eisenbahn wurde die Brücke aber noch nicht benutzt, obgleich ein Schienenweg über dieselbe bis in die Stadt führt. Am jenseitigen Ufer lagen die Hauptbahngebäude der Central-Pacific-Eisenbahngesellschaft, welche die Züge der California-Pacific nicht über ihr Geleise querhinüber passiren lassen wollte. Es stand dort zur Zeit meines Besuchs ein recht interessanter Eisenbahnkrieg in naher Aussicht; beide Compagnien hielten ihre Arbeiter bewaffnet und kampfbereit. Die Stadtbehörden legten sich aber ins Mittel, und werden für die California-Pacific den Uebergang erzwingen. Weshalb diese gerade hier quer über die zahlreichen Schienenstränge der Central-Pacificbahn und zwischen den Hauptbahnhofsgebäuden, Schuppen und vielen Maschinenbauwerkstätten hindurch ihren Weg nehmen will, scheint sonderbar. Eine gefährlichere Stelle zum Kreuzen der beiden Bahnlinien wäre nicht zu finden, da an jedem Tage mehrere hundert Male Züge und Locomotiven dort vorüberpassiren. Mancher Locomotivenführer der beiden rivalisirenden Eisenbahngesellschaften würde mit Vergnügen ein Auge halb zudrücken, wenn er einmal aus Versehen einen feindlichen Zug überrennen könnte.

Die Mißregierung in Kaschmir*).

Besteuerungssystem. — Frohndienste. — Getreidehandel der Regierung. — Münzkniffe derselben. — Besteuerung der Shawlweber. — Sclaverei der letzteren. — Die Shawlweber von Amritsir. — Mangel an Justiz. — Spionirsystem der Beamten. — Verbot des Kuhschlachtens.

r. d. Der Engländer Robert Thorp hat lange Jahre in Kaschmir, in der Hauptstadt Srinagar, gelebt, und ist mit den Verhältnissen des Landes und Volks näher vertraut geworden, als die meisten Reisenden, die nur kurz durch das schöne Land hindurchzogen. In der vorliegenden Schrift hebt er nur einen Gegenstand hervor; er zeigt nämlich, wie grauenhaft die Mißregierung der herrschenden Hindudynastie auf dem unglücklichen Volke lastet; er schließt daran den Wunsch, es möge der britischen Regierung gefallen, Kaschmir, das bis jetzt nur Schutzstaat sei, gänzlich seinen ostindischen Besitzungen einzuverleiben und damit den vorhandenen Uebelständen ein Ende zu bereiten. Um den Rechtsstandpunkt zu wahren, giebt Thorp an, Kaschmir habe den Vertrag von 1846 verletzt, in welchem das Land dem zum Maharadscha erhobenen Fürsten von Dschamu, Gholab Singh, als unabhängiges, erbliches Besitzthum übergeben wurde**).

Der größere Theil der Bevölkerung des Kaschmirthales besteht bekanntlich aus Mohammedanern; doch sind diese nicht, wie sonst mehrfach in Indien, die herrschende Partei. Im Gegentheil, sie werden von Hindufürsten und einem Hinduadel ausgesaugt und mißhandelt. Nach orientalischem Maßstabe, bemerkt Thorp, ist allerdings die heutige Regierung nicht grausam, aber sie ist im allerhöchsten Grade hart, habgierig und räuberisch. Das Besteuerungssystem in Kaschmir kann am besten charakterisirt werden als eine Verbindung der feudalen Lasten, welche vor der französischen Revolution ganze continentale Bevölkerungen zur Verzweiflung trieben mit solchen furchtbaren Pachtzinserpressungen, dergleichen den schlimmsten irischen Gutsbesitzern in den schlimmsten Zeiten zugeschrieben worden sind. Wenn der kaschmirsche Bauer schon von Allem und Jedem, vom Boden, von den Fruchtbäumen, den Bienenstöcken, den Producten der Milchwirthschaft und den kleinen Erzeugnissen der Haus-Industrie die höchsten erschwingbaren Abgaben bezahlt hat, dann muß er noch eine Reihe von **Frohndiensten** leisten, die ihn oft viele Meilen weit über die schlimmsten Bergpässe führen.

Wie überall in Indien ist auch in Kaschmir die Bodenrente die Haupteinnahmequelle der Regierung. Aus den von Thorp vorgelegten Aufstellungen scheint nun hervorzugehen, daß, wenn man den Bruttoertrag des Landes in zweiunddreißig Theile zerlegt, die Regierung davon fast volle **dreiundzwanzig** Theile für sich in Anspruch nimmt. Dieser Theil der Steuer wird immer in Producten entrichtet, der Reinertrag derselben ist aber ein bei weitem beträchtlicherer, als der, welcher sich einfach aus dem Antheil der Regierung an der Ernte berechnet. Kaschmir hat neben der den höchst fruchtbaren Boden bebauenden, zahlreichen Landbevölkerung auch eine sehr beträchtliche Stadtbevölkerung, welche sich fast ausschließlich mit der Verfertigung der hochberühmten Shawls beschäftigt. Die in den Händen der bäuerlichen Bevölkerung schließlich verbleibende Quantität von Getreide ist eben nur zu ihrer knappen Ernährung hinreichend; der Bauer behält davon nichts übrig und kann nichts verkaufen.

An die Stadtbevölkerung verkauft nun einzig die Regierung Getreide; sie besitzt also thatsächlich das **Monopol** für die den Städtern nöthigen **Lebensmittel**, welche von ihr zu willkürlichen Preisen verkauft werden. Die Regierung scheint factisch um jeden, allemal hohen, Preis zu verkaufen, den sie bekommen kann, ohne geradezu einen Aufruhr hervorzurufen. Man sollte glauben, diese in der unbeschränkten Verfügung über alle Lebensmittel liegende Macht wäre eine so ungeheure, daß die Regierung es gar nicht der Mühe werth hielte, ihre Zuflucht zu gewissen anderen, von Thorp angegebenen schlechten Mitteln zu nehmen, um Geld zu machen. Eines derselben indeß frappirt durch seine naive Unverschämtheit. Gholab Singh, der Gründer der Dynastie, steigerte den Werth der einheimischen Rupie von 12 auf 15 Pence. Seitdem hat die Regierung die Abgaben allezeit nach neuen Rupien erhoben, aber nach der alten Währung; wenn aber sie ihrerseits Zahlungen zu leisten hat, leistet sie diese nach der alten herkömmlichen Währung in alten Rupien! Ein Verfahren, was noch über die Münzfälschungen gewisser europäischer Regenten hinausgeht.

Die Stadtbevölkerung, welche jene fast zur Würde einer Kunst erhobene **Shwalfabrikation** betreibt, lebt nach Thorp's Schilderungen thatsächlich in einem Zustande der Sclaverei. Kein Shawlweber darf seine Beschäftigung aufgeben oder den gewöhnlichen Sitz derselben verlassen, ohne für einen Stellvertreter gesorgt zu haben; wenn man aber die auf diese Weberei zu verwendende Geduld, Ausdauer und Geschicklichkeit berücksichtigt, so erscheint die Erfüllung jener Bedingung ganz unmöglich. Die Erlaubniß, die Weberei aufgeben zu dürfen, sobald ein Stellvertreter gefunden werden kann, hat also kaum ein anderes Resultat als dasjenige, die Weber zu veranlassen, ihre Kinder für den gleichen Beruf zu erziehen, und somit die Sclaverei erblich zu machen. Das Elend derselben ist aber so groß, daß immer eine beträchtliche Anzahl der Weber in das unterhalb Kaschmirs liegende britische Gebiet flüchtet, trotz der furchtbar schwierigen dahin führenden Wege und der großen Zahl der dieselben überwachenden kaschmirischen Truppen.

Solche geflüchtete Weber haben auch bereits in den britischen Grenzstädten **Amritsir** und **Ludhiana** eine schon bedeutend herangewachsene Shawlfabrikation begründet, und dem vollständigen Gelingen des Versuches steht kein anderes Hinderniß entgegen, als die große Schwierigkeit des Bezugs der nöthigen feinen Shawlwolle aus Tibet, deren freie Einfuhr auf britisches Gebiet die Intriguen der kaschmirischen Beamten, wie Thorp nachweist, bislang noch zu verhindern gewußt haben. In Kaschmir arbeiten die Weber gruppenweise unter Vormännern, und die von Thorp beschriebene Art und Weise, diese letzteren zu besteuern, giebt einen Fingerzeig über das unendlich Mühsame der **Shawlfabrikation**. Sobald nämlich ein kleines Stück des Shawls fertig ist, wird dasselbe der betreffenden Regierungsabtheilung vorgelegt, und der dazu bestellte Beamte kann nun aus dem Muster den einstigen Werth des Shawls berechnen, dessen Vollendung vielleicht noch Jahre in Anspruch nimmt. Der

*) Cashmere Misgovernment. By Robert Thorp. London. Longmans and Comp. 1870.

) Der gegenwärtige Herrscher heißt **Rambir Singh, und ist nicht besser, als Gholab Singh war, den Wilhelm Lejean als einen „**Erzhalunken**“ bezeichnet. „Globus“ XV, S. 64. A.

Vormann muß nun sofort etwa 19 Procent des so ermittelten Verkaufspreises baar erlegen, und dann wird der Regierungsstempel in das vorgelegte Muster eingewoben, welches bei der Regierung deponirt bleibt. Sobald der Shwal sich der Vollendung nähert, hat der Vormann sich dies gestempelte Stück ausliefern zu lassen, welches er nunmehr dem Gewebe einverleibt. Der Verkauf ungestempelter Shawls unterliegt einer sehr schweren Strafe.

Eine wirkliche Gerechtigkeitspflege scheint in Kaschmir nicht vorhanden zu sein. Ein ganzer Schwarm von Beamten wird dazu verwendet, um den Regierungsantheil an der Ernte zu überwachen, und bei dieser Gelegenheit schlichten sie nebenbei Streitigkeiten oder bestrafen Verbrechen. Einige dieser Beamten überwachen bei heranreisender Ernte die Felder, andere beaufsichtigen die Regierungsmagazine, in denen das Getreide aufgespeichert ist, andere wieder haben Acht auf die Bauernhäuser und berichten, wenn etwa eine verdächtig groß erscheinende Quantität Getreide eingebracht wurde. Die wesentlichste Function der höheren Beamten besteht aber darin, die niederen Beamten und sich untereinander selber zu überwachen.

In der That kann kaum ein Zweifel obwalten, daß die Erpressungen der Regierung von einer Reihe der verschiedensten Erpressungen ihrer Unterbeamten begleitet werden. Soweit indeß deren richterliche Thätigkeit in Frage kommt, verhalten sie sich wahrscheinlich mehr unthätig als unterdrückend. Nur in einer Beziehung sind diese faulen Richter thätig. Das Tödten einer Kuh wird, nach der Hinduanschauung als das schändlichste Verbrechen betrachtet und bestraft. Es ist zu bedenken, daß die große Masse der Bevölkerung aus Mohammedanern besteht, welche sehr gern Rindfleisch essen würden, wenn es zu haben wäre. Ihre Hinduobrigkeit dagegen bestrafte bis noch ganz vor Kurzem das Tödten einer Kuh mit dem Tode, ein Vergehen, welches ihren mohammedanischen Untergebenen als ein ebenso künstlich gemachtes erscheint, wie umgekehrt den Hindus der Bruch der Sabbathheiligung. Die Vorstellungen der britischen Regierung bewirkten nun allerdings, daß die Todesstrafe nicht weiter vollzogen wurde, aber immer noch wird das Tödten einer Kuh mit der Strafe lebenslänglicher Sclaverei geahndet. Und nicht nur der Sünder selbst verfällt dieser Strafe, sondern seine ganze Familie und alle Mitwisser seines Verbrechens leiden mit ihm! Thorp erhärtet, daß in Kaschmir lebenslängliche Gefangenschaft der Todesstrafe gleichgeachtet wird, und er erwähnt als einer Eigenthümlichkeit bei Untersuchungen über Kuhtödtung, daß am Schlusse der Verhöre jeden Tages die Angeklagten eine tüchtige Tracht Hiebe erhalten. Dieser Grausamkeit mag die Absicht zu Grunde liegen, ein Geständniß zu erlangen, aber man findet nicht selten, daß halb civilisirte Racen die Gehässigkeit eines angeschuldigten Verbrechens gleichsam als Nebenbeweis dafür gelten lassen, daß es in der That begangen worden sei.

Die Fowler'sche Dampffähre und die Ueberbrückung des Canals.

r. d. Die Frage, wie die Verbindung zwischen England und dem Continent erleichtert, die Fahrt durch den Canal abgekürzt werden könne, ist in den letzten Jahren oft geprüft und eingehend erörtert worden. Man hat den ausführlichen Plan zu einem Riesentunnel vorgelegt, der aber schwerlich zur Ausführung kommen dürfte, und der französische Ingenieur Burel hat allen Ernstes gerathen, den Canal von Dover zuzuschütten und in der Mitte nur einen 1000 Meter breiten Canal übrig zu lassen, welcher groß genug ist, den Schiffen aller Nationen den Durchgang zu verstatten, oder mit anderen Worten, er will zwei kolossale Steindämme vom englischen und französischen Ufer einander entgegenführen, auf denen die Eisenbahn hinläuft. Die Lücke von 1000 Meter Breite zwischen beiden soll eine kolossale Dampffähre ausfüllen, welche die ganzen Eisenbahnzüge auf ihren Nacken nimmt. Unterstützt wird dieser immerhin etwas abenteuerliche Plan dadurch, daß der Canal zwischen beiden Ländern im Durchschnitt nicht tiefer als 28 Meter ist.

Weit mehr Aussicht auf Erfolg und Zustandekommen hat indessen der Plan des bekannten englischen Ingenieurs John Fowler, der allerdings die jetzt am meisten befahrene Route zwischen Dover und Calais aufgiebt und dafür die kürzere, Dover-Grisnez, wählt. Cap Grisnez ist der am weitesten in den Canal vorspringende Punkt Frankreichs zwischen Calais und Boulogne und nur 22 englische Meilen von Dover entfernt, während der Zwischenraum zwischen Dover und Calais 26 englische Meilen beträgt. Fowler will nun an beiden Punkten, in Dover und Andrecelles, südlich vom Cap Grisnez, vorzügliche, von Molen (Piers) eingefaßte Häfen errichten, zwischen denen riesige Dampffähren gehen, welche die Bahnzüge tragen und von Wind und Wetter nur im geringen Maße abhängig sein sollen.

Der neue Doverhafen soll westlich von dem jetzt bestehenden Pier angelegt und mit einem überdeckten Ankerplatz für die Dampffähre versehen sein, der auch als Bahnhof dient, oder vielmehr in dem der Endpunkt der Bahn und der Endpunkt der Dampferlinie auf einander treffen, und in dem großartige hydraulische Apparate die Eisenbahnwagen auf die Fähre oder umgekehrt von dieser auf die Schienen heben. Die beiden in Dover mündenden englischen Hauptbahnen, die London-Chatham-Dover-Bahn und die südöstliche Bahn, sollen mit dem neuen Hafen in Verbindung gesetzt werden.

Schwieriger gestaltet sich die Sache an der französischen Küste. Hier handelte es sich zunächst um die Wahl des Hafens, und weder Calais noch Boulogne erwiesen sich als geeignet. Calais ist den Winden außerordentlich ausgesetzt, und die Versandung greift dort in einer Weise um sich, daß man schon dieserhalb auf seine Wahl verzichten müßte, denn die Dampffähren, auf deren Bauart wir zurückkommen, beanspruchen eine bedeutende Tiefe. Dieselben Uebelstände kommen bei Boulogne in Betracht; hierzu gesellt sich aber noch die weitere Seefahrt (30 englische Meilen gegen 26 bis Calais, gegen 22 bis Grisnez), und dann, daß der ganze so wichtige Verkehr zwischen Deutschland und England über Boulogne einen gewaltigen Umweg nehmen müßte. Boulogne und Calais werden freilich mit dem neuen Project nicht einverstanden sein, allein was bedeutet der Vortheil zweier Mittelstädte gegenüber der Verbesserung und Abkürzung einer der wichtigsten Verkehrslinien? Fowler schlägt also vor, auf französischer Seite Andrecelles im Süden von Cap Grisnez zu wählen, welches durch eben dieses Cap gegen Nord- und Ostwinde geschützt ist, wo keine Versandung stattfindet und das Wasser nahe der Küste hinlänglich tief ist. Der neue Hafen daselbst soll ähnlich wie der neue Doverhafen

gebaut werden. Von ihm sind Eisenbahnen nach Süden, nach Boulogne hinzu, zu führen und nach Osten, zum Anschluß an die belgisch-deutschen Bahnen.

Neben den Häfen ist es erst zweite Aufgabe, ein Dampffahrzeug herzustellen, welches die Fahrt in einer Stunde zwischen beiden Küsten vollbringt und möglichst gut dem Einflusse des Windes und Wetters widersteht. Die Fähre soll 450 englische Fuß lang und über den Radkästen 85, hinten und vorn 57 Fuß breit sein; sie muß mit Restaurationen, Lesezimmern, Damencajüten versehen sein und vom Eisenbahnzuge wenigstens diejenigen Wagen aufnehmen, welche die Passagiere, die Post, das Reisegepäck und die werthvollsten Eilgüter tragen; für Frachtgüter ist sie natürlich nicht bestimmt. Wer nicht will, braucht gar nicht aus seinem Eisenbahnwagen auszusteigen, und kann in demselben von Köln oder Paris bis London sitzen bleiben, ohne auszusteigen.

Die Vortheile, welche diese Dampffähre für den großen Verkehr haben würde, sind mannichfacher Natur. Einmal würden auf der Linie London-Paris zwei englische Meilen Wasser- und vierzehn englische Meilen Eisenbahnfahrt gespart werden, was, auf Zeit berechnet, etwa zwei Stunden ausmachen würde. Diese werden gewonnen theils durch die Abkürzung der Linie, theils durch größere Fahrgeschwindigkeit der Fähre gegenüber den Dampfern, die jetzt den Dienst versehen, theils durch das Wegfallen des Zeitverlustes, der durch das Ueberladen des Gepäcks vom Zuge auf den Dampfer bisher verursacht wurde.

Die Gesammtkosten für dieses große Unternehmen berechnet Fowler auf zwei Millionen Pfund Sterling; die Ausführung wird zwei, höchstens drei Jahre in Anspruch nehmen. Wenn man den gegenwärtigen Post-, Passagier- und Güterverkehr zwischen England, Frankreich und Westdeutschland bedenkt, der über Dover und Calais jetzt stattfindet und der sich, durch die neue Dampffähre begünstigt, noch sehr heben wird, und nimmt man dazu noch eine Unterstützung von Seiten der Eisenbahnlinien hüben und drüben, welche durch den gesteigerten Verkehr nur gewinnen, so wird es nicht schwer sein, das ganze Unternehmen auf dem Privatwege durchzuführen. In England und Frankreich ist man außerdem mit Staatsunterstützungen leicht bei der Hand, und auch diese dürften schwerlich ausbleiben. Um aber das Ganze nicht in ein Monopol ausarten zu lassen, ist vorgeschlagen worden, zwei Linien neben einander zu errichten; eine englische, die von Dover, und eine französische, die von Audrecelles ausgeht.

Aus allen Erdtheilen.

Das meteorologische Element in der Landschaft.

.r. In der jüngsten Jahresversammlung der österreichischen meteorologischen Gesellschaft sprach Professor Simony, der kühne Alpenfahrer, über die Bedeutung des meteorologischen Elementes für den landschaftlichen Eindruck. Da seine Bemerkungen über diesen interessanten Gegenstand auf langjähriger Naturbeachtung und zwar Beobachtung der schönsten und erhabensten Natur, der Alpen, beruhen, so verdienen sie mehr Beachtung als man sonst wohl derartigen Versuchen, den Totaleindruck eines großartigen Bildes zu zergliedern, schenken mag. Wir geben daher einige der wichtigeren Punkte seiner Darlegungen kurz wieder, in der Hoffnung, den Wanderlustigen unter unseren Lesern damit Anregung zu eigenen Beobachtungen zu bieten.

Es sind die Unterschiede im Dampfgehalte der Atmosphäre, welche am wesentlichsten zur „Stimmung" des Landschaftsbildes beitragen. Dem höhern Dampfgehalte verdanken wir nicht allein diejenigen Lufttöne, welche die Maler mit richtigem Gefühl als warme bezeichnen und welche die Abendlandschaft über jeden andern Anblick erheben, sondern auch die herrliche Erscheinung des Alpglühens, das stets nur eintritt, wenn die Atmosphäre eine gehörige Menge von Wasserdampf aufgespeichert hat. Die bekannte Thatsache, daß das Alpglühen oft vom Thale aus prächtig zu sehen, auf den Bergen aber zur selben Zeit nicht zu bemerken ist, beruht eben darauf, daß der Höherstehende die Dampfschicht, welche für den im Thal befindlichen das Glühen bewirkt, unter sich hat. Wenn ein tüchtiger Regen oder ein Gewitter die Luft von ihrer überschüssigen Feuchtigkeit befreit haben, oder im Winter, in welchem die Kälte die Luft absolut trockner macht als im Sommer, oder endlich an einem frischen Morgen, liegt die Landschaft am klarsten da, und man genießt die naturwahrste Ansicht der Dinge, insofern jegliches in seiner eigenen Localfarbe gesehen wird. Aber so wie die Temperatur steigt (man bemerkt dieses vorzüglich auf Wanderungen, die von Sonnenaufgang bis gegen die Mittagszeit sich erstrecken) hüllen sich Berge und Thäler in einen bläulich-grünen Duftschleier und verlieren mehr und mehr die scharfe Gliederung, welche am frühen Morgen ihnen zukam; der Gesichtskreis verschleiert sich zusehends und an die Bergkämme hängen sich mehr oder weniger dichte Wolkenmassen. Gegen Abend hellt sich die ganze Atmosphäre allmälig wieder auf, die Wolken erhalten keinen neuen Feuchtigkeitszufluß von unten, sie verdunsten daher in die höheren Luftschichten, und bei Sonnenuntergang liegt endlich das Bild wieder so klar wie am Morgen vor Augen, nur daß jetzt die warmen Farbentöne ihm einen Reiz geben, der eben die Abendlandschaft auszeichnet. Viel bekannt, auch in der Ebene häufig, ist die Erscheinung, daß kurz vor Regen, zu einer Zeit also, in der die Luft stark mit Feuchtigkeit gesättigt ist, die Aussicht ungemein klar wird; es ist diese Aufhellung ein sehr sicherer Wetterprophet, und sieht man z. B. vom Heidelberger Schlosse aus niemals die den Horizont umgürtenden Berge der Pfalz so deutlich, als vor drohendem Regenwetter. Ueber diese Thatsache wissen uns die Gelehrten einstweilen noch keine ganz zufriedenstellenden Erklärungen mitzutheilen; Simony meint, daß sie wohl auf „einen gesteigerten Elasticitätszustand der in der Atmosphäre aufgehäuften Dampfmenge" zurückzuführen sei.

Sehr eigenthümliche Anblicke bietet die häufig oder sogar ziemlich regelmäßig eintretende scharfe Scheidung der trocknen von den feuchten Luftschichten. Schon von weitem kann man oft sehen, wie die Haufwolken, die in tieferen Luftschichten sich gebildet haben, scharf getrennt sind von denen, die an die Bergkämme sich angelagert haben, und daß die letzteren jene in ziemlich gleichen Höhen schneiden. Steigt man nun empor, so findet man die an den Kämmen hängenden Wolken nach unten hin so regelmäßig abgeflacht, wie wenn sie auf der unter ihnen befindlichen Luftschicht schwämmen. Es ist eine ähnliche scharfe Sonderung der untern trocknen von der aufgestiegenen feuchtern Schicht, wenn man einen Regenschleier sich bis zu einer gewissen Tiefe herabsenken sieht, wo er dann plötzlich wie abgeschnitten erscheint; offenbar traf hier der Niederschlag auf eine trockne Luftschicht, die ihn absorbirte, zu Dampf auflöste. Fehlt diese Sonderung der Luft- und Wolkenschichten, so ist auf Regen zu hoffen.

Ein merkwürdiges, von den Aelplern mit allerlei Sagen

ausgeschmücktes Phantom verdankt einer solchen Sonderung seinen Ursprung. Simony erzählt, wie er dasselbe an einem feuchten Septembertage des Jahres 1843 auf der hohen Dachsteinspitze gesehen hat. Es bildete sich gegen Sonnenuntergang eine Dunstzone, welche bis etwa 20° über den Horizont reichte und nach oben scharf abschnitt. Mit sinkender Sonne begann der Schatten der Dachsteinspitze sich in dem Dunstmeere abzubilden, und wurde immer länger, bis endlich, als die Sonne ihre letzten Strahlen herübersandte, ein kolossaler Schattenkegel mit drei riesigen Figuren (den Schatten Simonys und seiner Begleiter) auf seiner Spitze sich bildete; derselbe war dunkelviolett, ringsum mit Regenbogenfarben umsäumt, und über ihm wölbte sich ein ungeheurer Lichtbogen. — Die Sache erinnert an das Brockengespenst, bei welchem die Schatten der Beobachter auf eine Nebelwand geworfen werden.

Endlich sei noch eine der wunderbarsten Schönheiten der Alpenlandschaft erwähnt. Wenn nach einem Gewitter die Luft feucht bleibt und im Thale das Nebelmeer wallt, röthen sich allmälig die aus ihm hervorragenden Zacken und Kämme unter den Strahlen der Sonne und werden endlich so intensiv leuchtend, daß es scheint, als ob sie aus glühendem Erze geformt wären. So schnell, als es entstand, verschwindet das unvergeßliche Phänomen, welches zu schauen nicht Vielen vergönnt ist.

Die Bedeutung der Stadt Taschkend in Turkestan für die Russen.

Die Russen begreifen vollkommen, von wie großer Bedeutung für ihre Politik und ihren Handel der Besitz von Turkestan ist. Unter den Städten dieses Landes ist Taschkend bei weitem die wichtigste, und es ist ganz verständig, daß gerade dort die Russen sich ein Centrum bilden. Sie haben sich ganz wohnlich eingerichtet, wie wir aus einem Schreiben aus jener Stadt ersehen, welches die russische St. Petersburger Zeitung mittheilt.

„In der Zeit von drei Jahren ist in Taschkend neben den muselmännischen Städten eine russische Stadt mit 500 Gebäuden aus ungebrannten Ziegeln erbaut worden. Sie besitzt eine Kirche, gegen 30 russische Magazine, einen asiatischen Bazar mit 50 Buden und chaussirte, mit Bäumen bepflanzte Straßen. Im Ganzen bietet sie einen sehr schönen Anblick dar. Die russische Bevölkerung vermehrt sich schnell; der Handel wächst, ohne einen bessern Verbindungsweg mit Rußland abzuwarten. Am 1. November ist dort eine Post für tägliche Correspondenzen eingerichtet. Leider aber ist die dortige Postverbindung in einem sehr kläglichen Zustande: wenn man mit der Post ausfährt, so kommt es vor, daß man zu Fuß den Weg fortsetzen muß. Man fühlt stark das Bedürfniß nach einer Bank und einer Telegraphenverbindung. Das Consulat von Kuldschinsk ist nach der Stadt Kobdo verlegt worden, wohin auch der Consul Herr Pawlinow abgereist ist. Die Stadt Kobdo wird in kürzester Zeit das uns nun nicht mehr nöthige Kjachta ersetzen. Die Theeplantagen sind von Kobdo und Kjachta fast ganz gleich weit entfernt, aber der Weg über Kobdo ist bequemer und bietet den großen Vortheil, daß man bis nach Tomsk einen Umweg von 2000 Werst erspart. Dieser Umstand ist sehr wichtig, da der Theetransport auf dem Wege über Kjachta pro Pud 3 bis 5 Rubel zu stehen kommt und zwei Monate später als auf dem neuen Wege über Kobdo eintrifft. Die Ankunft des chinesischen Thees auf unserm neu eröffneten chinesischen Markte bewirkt unverzüglich eine Anfuhr russischer Waaren. Nach eingesammelten Berichten erwies es sich, daß im Jahre 1869 vom Mai bis zum December von Taschkend nach Petropawlowsk und Troizk von den Permschen Kaufleuten, den Brüdern Kamenski, bis zu 60,000 Pud Watte und Seide und durch andere Lieferanten 100,000 Pud asiatischer Waaren nach denselben Orten geschickt wurden. Es läßt sich erwarten, daß in kürzester Zeit die Handelsverbindungen über die Grenze des westlichen Sibiriens immer größere Ausdehnungen gewinnen. Im Mai gingen 10,000 Kameele (mit 160,000 Pud) aus Taschkend ab. Aus Buchara gehen jährlich auf dem geraden Wege nach Kasan bis zu 30,000 Kameele, die hauptsächlich mit Baumwolle beladen sind, mit Waaren ab. Die Kaufleute geben ihre Waaren auf Lieferung ohne den Preis oder den Termin zu bestimmen, die Zahlung wird mit Lieferung von Waaren gemacht: die Kosten werden dem Lieferanten zurückerstattet und außerdem 30 Kopeken pro Pud Baumwolle; ebenso auch die Procente des verausgabten Capitals, welches immer durch Waaren sichergestellt wird. „Ein Bevollmächtigter der Wolga-Dampfschifffahrt-Compagnie „Lebed" war hier eingetroffen, und die gewöhnlichen Lieferungsbedingungen benutzend, schloß er einen sehr vortheilhaften Vergleich mit den hiesigen Kaufleuten und nahm eine ansehnliche Menge Waaren zur Lieferung nach Nishni-Nowgorod und Moskau mit."

Die kleinen Städte in Russisch-Polen.

Die Tagesblätter meldeten vor einiger Zeit, daß durch die russische Regierung nicht weniger als etwa 300 Ortschaften, welche bisher für „Städte" galten, degradirt und theilweise sogar ihres bisherigen Namens verlustig erklärt worden sind. Der betreffende Ukas sagt, sie alle seien im Grunde doch bloß Dörfer gewesen und durch die städtischen Rechte mehr gedrückt als gefördert worden; auch könnten sie ja fortan Handel und Gewerbe nach Belieben weiter treiben. Freilich müssen sie nach wie vor die städtischen Steuern bezahlen; nicht weniger als 180 Postexpeditionen sind ihnen genommen worden.

Der Gegenstand ist neulich in der „Schlesischen Zeitung" erörtert worden. Auf Wunsch und mit Genehmigung des sachkundigen Herrn Verfassers theilen wir Einiges aus dem betreffenden Aufsatze mit. Man gewinnt einen Einblick in die bekannte „polnische Wirthschaft".

„Daß fünfthalbhundert Städte für ein Land von fünf Millionen Einwohnern viel zu viel sind — doppelt zu viel für ein Volk, das gar keinen wahrhaft nationalen Bürgerstand und wenig Neigung für Anderes als Ackerbau und Landwirthschaft besitzt, und daß viele polnische „Städte" diesen Namen nicht verdienen, wird kein Kenner polnischen Bodens bestreiten. Man kann oft mitten in einer solchen „Stadt" sein, ohne etwas wirklich Städtisches zu bemerken. Ein Fremder, der zum ersten Mal nach Polen kam und auf einem Gute in der Nähe von Lowicz, mitten im Warschauer Gouvernement, einen Besuch zu machen hatte, genoß auf dieser Tour die in Polen nicht seltene Ueberraschung, mit seiner Britschka umgeworfen zu werden. Als er dem Gutsbesitzer seinen Unfall erzählte, stellte sich heraus, daß das Malheur nicht, wie der noch Landesunkundige meinte, auf freiem Felde in der Nähe eines Dorfes, sondern auf dem Hauptplatze des am Wege liegenden Städtchens passirt war. Solche Städtchen, die nur aus einer mäßigen Reihe kleiner Hütten bestehen, an denen der Fahrweg oft nicht ganz nahe vorbeiführt, sind in Polen keine Seltenheiten. Während in Schlesien das Bergstädtchen Wilhelmsthal mit seinen 700 Seelen schon als ein Nonplusultra von Stadtminiatur gilt, hatte Polen bisher eine Menge von „Städten" aufzuweisen, die noch viel weniger als jene Seelenzahl die ihrige nennen konnten. Das Städtchen Jarezow im Lubliner Gouvernement hatte nach den neuesten amtlichen Ausweisen 190 Einwohner in 30 und einigen Gebäuden, unter denen ein einziges gemauert war. Die Gesammteinnahme der Stadtcasse von Jarezow betrug 120 russische Rubel. Dagegen ist offenbar Wilhelmsthal, welches allein seinem Bürgermeister 87 preußische Thaler Gehalt zahlen kann, ein sehr opulentes Gemeinwesen.

In solchen polnischen „Städten" sieht es oft recht sonderbar aus, wenigstens vom Standpunkte des Westeuropäers. Grasplätze auf den Sammelpunkten des Verkehrs sind mehr Regel als Ausnahme. In Pacanow, einer Art polnischem Schöppenstedt, im Gouvernement Kielce, wo, wie ein polnisches Witzwort sagt, die Ziegen beschlagen werden, und in dem als alte Residenz der masovischen Herzöge bekannten Czersk an der

Weichsel habe ich selbst Herden mitten in der Stadt weiden sehen. In der gleich den vorgenannten jetzt degradirten Stadt Mrzyglod, fast hart an der preußischen Grenze, wie in anderen ähnlichen „Städten", lassen die „Bürger" ihre jüngere Generation zur Sommerszeit ohne alle Bekleidung in paradiesischer Einfachheit umherlaufen. In der weit größern, jetzt auch degradirten Stadt Zarki mußten wir in der Hauptstraße bei feuchtem Wetter erst große Steine in den Morast werfen lassen, wenn wir in ein gegenüberliegendes Haus gelangen wollten. In einer andern, größern, in jüngster Zeit abgebrannten Stadt — Szydlowiec im Radomer Regierungsbezirk — fiel mir bei der Durchreise der gänzliche Mangel gerader Linien an Häusern und Baulichkeiten aller Art auf. Ich durchwanderte die Stadt, um vielleicht ein Haus zu finden, das gerade stände oder doch eine rechteckige Thür, ein dergleichen Fenster oder sonst etwas Geradliniges aufwiese: mein Suchen blieb ohne Erfolg! Die ganze „Stadt" hielt sich in der Façon, wie sie dem „grad' aus dem Wirthshaus" kommenden Mühler'schen Gesellen erscheint. Dies Aussehen haben alte „Städle", die 3000 bis 4000 Einwohner zählen und deren Bürgermeister sich wohl auch „Präsidenten" tituliren lassen.

Solche der Thatsächlichkeit abgewonnene Carricaturbilder sind aber nicht zum Lachen, sie haben leider eine sehr ernste Bedeutung. Man erkennt dies sofort, wenn wir ein paar jetzt degradirte Städte nennen, die vor Jahrhunderten volkreich und wohlhabend waren und einen großartigen Handelsverkehr betrieben, und die heute zu Dörfern geworden sind oder werden müssen, wiewohl die natürlichen Bedingungen ihrer frühern Prosperität noch heute vorhanden sind und nur der Befruchtung durch eine andere Wirthschaft von oben her (— und durch Thatkraft der Leute —) bedürften.

Beispielsweise erwähnen wir die ehrwürdige Stadt an der obern Weichsel, welche den Namen des Bauernkönigs Kasimir des Großen trägt. Den romantischen Städtchen des Mittelrheins vergleichbar, die in uns Deutschen Erinnerungen an die alte Kaiserzeit erwecken, wie Rense, Caub, St. Goar und anderen, liegt das vereinsamte Kazimierz in der Ausmündung eines anmuthigen Seitenthals in das majestätisch breite Weichselbecken zwischen belaubten Höhen, gekrönt von Ruinen mit herrlichem Ausblick in die schöne Landschaft. Mehr als dreißig massive Getreidespeicher, die meisten freilich verfallen und zerbröckelt vom Zahne der Zeit, ziehen sich in langer Reihe am Ufer des gewaltigen Stromes hin. Unmittelbar aus diesen Speichern wurde in früheren Jahrhunderten der herrliche Sandomirer Weizen in die „Berlinken" und „Traten" — die Kähne und Flöße — geladen, welche damals bis an die Gebäude heranschwimmen konnten, wie es heute noch weiter unten in Pulawy geschieht, dem freundlichen Gartenstädtchen, das die russische Regierung dem Fürsten Czartoryski abgenommen und in „Neu-Alexandria" umgetauft hat. Der Handel von Kazimierz ist jetzt auf Null herabgesunken; kein wohlwollender Bauernkönig thut etwas zu seiner Wiederherstellung, und man läßt es ruhig geschehen, daß selbst der veränderungssüchtige Strom im Laufe der Zeit sein Fahrwasser von der Stadt weitab nach dem gegenüberliegenden Ufer lenkte und kaum mehr den Fuß der alten Speicher bespült.

Noch weiter aufwärts, am Einflusse der schiffbaren Nida in die Weichsel, recht an einem natürlichen Stapelplatz des Handels, liegt Nowy-Korczyn, im 16. Jahrhundert eine blühende Stadt von mehr als 30,000 Einwohnern, heute auf den zehnten Theil reducirt und nun ebenfalls zur Landgemeinde umgewandelt. Niemand wird behaupten können, daß es mit richtigen Dingen zugehe, wenn ein Platz in solcher Lage nicht aufblühen, ja nicht einmal sich aufrecht erhalten kann.

Die russische Regierung ist eben keine Freundin polnischen Städtewesens und Bürgerthums. In einem Städtchen des Kreises Opoczno, Namens Przysucha, einem betriebsamen, meist von Juden bevölkerten und schon darum zur Bauerngemeinde ungeeigneten Orte, trat eine der unlauteren Tendenzen der Degradationsmaßregel sehr unzweideutig hervor. Sofort nach der Umwandlung wurde unter Aufhebung der Bürgermeisterei die Wahl des neuen Gemeindevorstandes angeordnet. Die Wähler gaben einem geachteten Bürger ihre Stimmen und legten ihm die Amtskette an. Darüber verlor der russische Officier, welcher der Wahl präsidirte — heutzutage werden in Polen alle communalen Functionen unter militärischer Leitung vollzogen — seine ganze Fassung; er riß dem Gewählten das Ehrenzeichen wieder ab, decorirte damit einen Bauernkerl und rief den Wählern zu: „Dies ist Euer neuer Vorsteher, so will ich es!" Der leidenschaftliche Mann verrieth, was er verdecken sollte: die gebildeteren Classen sollen unter die Zuchtruthe der ehemaligen Hörigen gestellt werden, die man für das Russenthum gewonnen hält; freilich wird man sich in dieser Hoffnung täuschen.

Von den Grenzstädten an der schlesischen und posener Grenze sind unter anderen Praszka, Wieruszow und Pyzdry der Degradation verfallen. Die letztgenannte Stadt, die 1815 mit Posen an Preußen gekommen war und erst zwei Jahre später wieder an Rußland abgetreten wurde, wird wohl manchmal mit Wehmuth an die Zeit zurückdenken, wo sie als „Peisern" zu Preußen gehörte.

Manchen degradirten Städten ist nicht einmal ihr Name erhalten worden. Man verband sie mit der nächsten Dorfgemeinde; anstatt aber dieser das Opfer des Namens zuzumuthen, zog man es vor, den Namen der Stadt in der neuen Union auszulöschen — besonders wenn man damit eine polnische historische Erinnerung von Werth zu tilgen hoffen konnte. So muß Siewierz, die alte Hauptstadt des Herzogthums Severien, das einmal kurze Zeit auch mit „Neuschlesien" bei Preußen war, seinen Namen vor dem eines Dorfes zurücktreten sehen; ebenso Horodlo am Bug, welches in der Geschichte der Union Polens mit Litthauen eine den Polen theure Rolle spielte. Sogar das altberühmte Wislica, von dem das erste Gesetzbuch Polens (von 1347) den Namen trägt, dessen Aeußeres aber freilich heute nur noch durch seinen alterthümlichen Dom an die einstige Größe gemahnt, mußte seinen denkwürdigen Namen zu Gunsten eines dunkeln Dorfes opfern.

Rußland verbietet den Polen barbarischer Weise selbst den Gebrauch mancher polnischer Namen in ihrer eigenen Sprache und will mit gesetzlicher Strafe sogar die Alleinherrschaft sprachwidriger Umtaufungen wie „Zamostje" (statt „Zamosc"), „Petrokow" (statt „Piotrkow"), „Andrejew" (statt „Jedrzejow"), „Bendin" (statt „Bedzin") erzwingen."

Kämpfe zwischen Russen und Tataren in Kasan. In der etwa 65,000 Einwohner zählenden Stadt Kasan wohnen etwa 12,000 kasanische Tataren, ein aus Mongolen und Bolgaren entstandenes Mischvolk, das sich von den Russen noch immer entfernt hält, und in eigenen Sloboden (Vorstädten) wohnt, wo es seine Moscheen besitzt. Wie die Stimmung dieser Unterthanen des Czaren gegenüber den herrschenden Russen ist, und wie auch in jenen fernen Gegenden des heiligen Rußlands der Nationalitätenhader besteht, erkennt man aus folgendem Vorfall. Am 21. Februar dieses Jahres, Abends gegen 6 Uhr, versammelten sich, nach einem alten in Kasan herrschenden Brauche, zu einem Faustkampfe eine Anzahl von mehr als 100 Tataren und Russen; früher trieb die Polizei sie bei solchen Gelegenheiten immer auseinander; in diesem Jahre hatte sie es aber versäumt, und die Prügelei begann und ward groß; der Haufe theilte sich in zwei Theile, und es fing ein Kampf auf Leben und Tod an. Die Russen wichen zuerst und liefen in einen Hof, dessen Thür sie verschlossen; aber die Tataren schlugen alle Fenster ein, drangen in den Hof und hier begann eine fürchterliche Prügelei. Das Haus wurde verwüstet und geplündert. Die ganze Umgebung durchstreifend, fielen die Tataren über die am Kampfe Betheiligten und Unbetheiligten her. In mehreren Häusern wurden die Fenster ausgeschlagen. Ein um die Zeit vorüberfahrender Prikaschtschik wurde getödtet. Dann stürzten die Tataren auf eine in der Nähe befindliche Brücke und warfen Alle, die ihnen begegneten, von einer Höhe von 4 Saschen (9 Meter) herunter, wobei viele getödtet wurden.

Endlich erschien eine Abtheilung Kosacken, aber es war schon zu spät. Der wilde Haufen war so aufgeregt, daß er auch das Militär anfiel; einen Kosacken rissen sie vom Pferde und stürzten ihn von der Brücke hinab; man fand ihn nachher todt. Endlich gelang es mit energischen Maßregeln die Menge auseinanderzujagen und das Volk zu beruhigen. Am folgenden Tage, dem ersten der großen Fasten, wurde eine Untersuchung angestellt. Man führte vom Platze, wo die Prügelei stattgefunden hatte, drei Fuhren mit Stöcken und verschiedenen Waffen fort, und fand dort neun verstümmelte Leichen.

Der serbische Vampyr Plogojowitz.

r. d. Der Vampyrglaube, auf den im „Globus" (Band XV, S. 218. 295) zu verschiedenen Malen hingewiesen wurde, ist in Europa ein wesentlich slavischer. Er hat sich in Deutschland auch bei den germanisirten Slaven erhalten und kann bei diesen sogar als Kriterium ihrer Abstammung betrachtet werden. So ist er noch, wie E. Ziehen in seinen „Wendischen Weiden" nachweist, im hannoverschen Wendlande, um Wustrow, Dannenberg und Lüchow, verbreitet, wo das slavische Idiom erst im verflossenen Jahrhundert ausstarb. Dort sind Leichenschändungen, wo es sich um Vampyre handelte, nichts Seltenes gewesen. Heute verschwindet dieser Wahnglaube bei den germanisirten Slaven mehr und mehr; er war im vorigen Jahrhundert im deutschen Osten und namentlich in kursächsischen Landen sehr verbreitet, so daß Magister Michael Ranft, Diaconus zu Nebra in der goldenen Aue, sich gemüßigt fand, ein eigenes Werk gegen diesen Aberglauben zu verfassen, das den Titel führt: Tractat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit derer Hungarischen Vampyrs und Blutsauger gezeigt wird u. s. w. (Leipzig, bei Teubner 1734.) Der gute Magister zieht mit aller theologischen und naturwissenschaftlichen Weisheit damaliger Zeit gegen die Gespenster zu Felde und theilt auch den ausführlichen Bericht über den serbischen Vampyr Plogojowitz mit, dessen schon im „Globus" Band XV, S. 218 kurz erwähnt wurde. Er befindet sich abgedruckt in der „Leipziger Zeitung" 1725, S. 503 in einer Correspondenz Wien, vom 31. Juli 1725, und lautet wörtlich folgendermaßen.

„Man siehet in den hiesigen Zeitungen oder sogenannten Diario einen Bericht, welchen der Kaiserl. Administration zu Belgrad wegen einer besondern Begebenheit ergehen lassen, welcher unverändert und ohne darüber zu urtheilen, wie er sich gedruckt befindet, folgendes Inhalts ist: Nachdem bereits vor 10 Wochen in dem Dorffe Kisolova, Rahmer-Districts, gesessener Unterthan, Nahmens Peter Plogojowitz, mit Tode abgegangen, und nach Rätzischer Manier zur Erden bestattet worden, hat sich's in ermeldetem Dorfe Kisolova geäußert, daß innerhalb acht Tagen neun Personen, sowohl Alte als Junge, nach überstandener vierundzwanzigstündiger Krankheit also dahin gestorben, daß, als sie annoch auf dem Tod-bette lebendig gelegen, sie öffentlich ausgesagt, daß obbemeldeter, vor 10 Wochen verstorbener Plogojowitz zu ihnen im Schlaff gekommen, sich auf sie gelegt und gewürget, daß sie nunmehro den Geist aufgeben müssen; gleichwie denn hierüber die übrigen Unterthanen sehr bestürzet, in solchem noch mehr bestärket wurden, da des verstorbenen Peter Plogojowitz Weib, nachdem sie zuvor ausgesagt, daß ihr Mann zu ihr gekommen und seine Opanki oder Schuhe begehret, von dem Dorfe Kisolova weg und sich in ein anders begeben; sintemahl aber bei dergleichen Personen, so sie Vampyri nennen, verschiedene Zeichen als dessen Körper unverweset, Haut, Haar, Bart und Nägel an ihm wachsend zu sehen sein müssen, als haben sich die Unterthanen einhellig resolvirt, das Grab des Peter Plogojowitz zu eröffnen und zu sehen, ob sich würklich obbemeldete Zeichen an ihm befinden; zu welchem Ende sie sich denn zu mir hieher verfüget und nebst Andeutung vorerwähnten casus mich sammt dem hiesigen Popen oder Geistlichen ersuchet, der Besichtigung beyzuwohnen; und ob ihnen schon erstlich solches Factum reprobirt, mit Meldung, daß ein solches vorhero an eine löbliche Administration unterthänig-gehorsamst berichten und derselben hohe Verfassung hierüber vernehmen müsse, haben sie sich doch keinesweges hierzu bequemen wollen, sondern vielmehr diese kurtze Antwort von sich gegeben: ich möchte thun, was ich wolte, alleine woferne ich ihnen nicht verstatten würde, auff vorherige Besichtigung und rechtl. Erkäntniß mit dem Cörper nach ihrem Gebrauch zu verfahren, müssen sie Hauß und Guth verlassen, weil biß zu Erhaltung einer gnädigsten Resolution von Belgrad wohl das gantze Dorff (wie schon unter Türkischen Zeiten geschehen seyn solte) durch solchen üblen Geist zu Grunde gehen könte, welches sie nicht erwarten wolten. Da denn solche Leute weder mit guten Worten noch Bedrohungen von ihrer gefaßten Resolution abhalten konte, habe ich mich mit Zuziehung des Gradisker-Popen in gemeldetes Dorff Kisolova begeben, den bereits ausgegrabenen Cörper des Peter Plogojowitz besichtiget und gründlicher Wahrheit gemäß folgendes befunden: daß erstlich von solchem Cörper und dessen Grabe nicht der mindeste, sonsten der Todten gemeiner Geruch verspüret, der Cörper, außer der Nasen, welche etwas abgefallen, gantz frisch, Haar und Bart, ja auch die Nägel, wovon die alten hinweg gefallen, an ihm gewachsen, die alte Haut, welche etwas weißlicht war, hat sich hinweg gescheelet, und eine neue frische darunter hervorgethan, das Gesichte, Hände und Füsse, und der gantze Leib waren so beschaffen, daß sie in seinen Lebzeiten nicht hätten vollkommener sein können; in seinem Munde habe nicht ohne Erstaunen einiges frisches Blut erblickt, welches der gemeinen Aussage nach, er von denen durch ihn umgebrachten gesogen; in Summa, es waren alle Indicia vorhanden, welche dergleichen Leute (wie schon oben bemerket) an sich haben solten. Nachdem nun sowohl der Pope als ich dieses Spectacul gesehen, der Pöbel aber mehr und mehr ergrimmter als bestürtzter wurde, haben sie gesammte Unterthanen in schneller Eil einen Pfeil gespitzet, mit solchem den todten Cörper zu durchstechen, an das Hertz gesetzet, da denn bey solcher Durchstechung nicht nur allein häuffiges Blut, so gantz frisch, auch durch Ohren und Mund geflossen, sondern noch andere wilde Zeichen (welche wegen hohen Respects umgehe) vorgegangen; sie haben endlich offt ermeldeten Cörper in hoc casu gewöhnlichem Gebrauch nach zu Aschen verbrannt, welches denn einer hochlöblichen Administration hinterbringen und anbey gehorsamst-unterthänigst bitten wollen, daß wenn hierinne einen Fehler begangen haben solte, solchen nicht mir, sondern dem vor Furcht außer sich selbst gesetzten Pöbel beyzumessen. — Kaiserl. Provisor im Gradisker District."

Ein Fischknochen als Ordensdecoration auf den Palaos-Inseln.

In den europäischen Monarchien haben wir für die „Ordensauszeichnungen", mit welchen unsere Civil- und Militärmandarinen namentlich in unseren Tagen so reichlich behängt zu werden pflegen, manche Thiere als Symbol, z. B. den Elephanten, den rothen und schwarzen Adler rc., aber bis zum Fischknochenorden sind wir noch nicht gelangt. Wir treffen ihn nur im fernen großen Ocean an, auf den carolinischen Inseln. Dort findet man im Meere eine interessante Cetacee, den Dugong (Halicore Dugong); das Thier ist schwer zu jagen und kommt nicht in großer Menge vor. Als im Anfang unseres Jahrhunderts einige Spanier von Manila nach den Pelew- (Pelju-, Palaos-)Inseln, den westlichsten der Carolinen, segelten, um Tauschhandel zu treiben, erkannten ssie in einem Armbande, mit welchem das Handgelenk eines Häuptlings geziert war, den ersten Halswirbel des ihnen wohlbekannten Dugong. Sie fanden, daß dieser Knochen einen großen Handelswerth habe, und säumten nicht, sich bald nachher auf den Philippinen mit diesem Artikel zu versorgen, welcher dann auch raschen Absatz fand und theuer bezahlt wurde.

Semper bemerkt in seiner vortrefflichen Schrift über die „Philippinen und ihre Bewohner" (Würzburg, Stuber's

Buchhandlung, 1869, S. 28), man sehe hier wieder ein Beispiel, wie leicht der Mensch geneigt sei, seiner Eitelkeit schmerzliche Opfer zu bringen. Der Knochen hat im Verkehr der Bewohner unter einander Geldwerth, aber auch daneben den Werth eines wirklichen Ordens. Er wird ausgezeichneten Männern vom Könige oder dem Fürstenecongresse verliehen und kann von denselben auch wieder entzogen werden. Die Zuerkennung des Ordens findet unter Feierlichkeiten statt, aber die Anlage des Knochens ist schmerzhaft. Allerdings wird das Loch, durch welches das Rückenmark hindurchtritt, durch Abfeilen der Kanten und Vorsprünge etwas erweitert, ist aber auch dann noch immer so eng, daß selbst die zarten und in ihren Gelenken so ausnehmend biegsamen Hände der Eingeborenen nicht ohne Mühe hindurchkommen. Die Finger des Beglückten werden fest zusammengebunden, so daß sich die Breite des gebogenen Handrückens möglichst vermindert; alsdann wird die Hand durch den Wirbel hindurchgezwängt, indem einige Männer an dem Stricke, welcher die Finger hält, aus Leibeskräften ziehen, während andere von entgegengesetzter Seite her den Wirbel und den Decorirten festhalten. Oft sieht man die Vornehmen des Landes mit Stolz die Hand zeigen, von welcher sie bei solchen Standeserhöhungen einen Finger, meistens den Daumen, in Folge der Operation des Durchziehens verloren haben. „Bei uns Europäern möchte wohl ein solcher Orden, der nie ohne große Schmerzen angelegt werden kann, als Mittel gegen die zu große Zahl der Ehrendiener angewandt werden können."

Ueber die Pelew-Inseln haben wir bekanntlich das ungemein anziehend geschriebene Buch des Capitäns Wilson. Dasselbe erschien 1788; es wurde auch ins Deutsche übersetzt und fand großen Beifall, namentlich bei der Jugend, für welche es auch durch Joachim Heinrich Campe zugänglich gemacht war. Manche Stimmen sprachen ihm den wissenschaftlichen Werth ab; der Inhalt sei dafür zu interessant und zu romantisch. Aber ein so scharfer Beobachter, wie Semper, bemerkt, daß er Wilson's Angaben durchweg bestätigt gefunden habe; er finde in den Schilderungen Wahrheitsliebe, gute Beobachtung und Kritik. Wilson erlebte an sich selber die oben beschriebene Operation. Nach derselben ermahnte ihn der König: er möge den Knochen täglich blank reiben und müsse ihn als Zeichen des Ranges behalten, welcher ihm nun zu Theil geworden sei; er müsse das Zeichen seiner Würde tapfer vertheidigen und eher den Tod erdulden, als daß er denselben sich abnehmen lasse.

Die angebliche Gewissensfreiheit in Nordamerika.

Zu Pittsburg im westlichen Pennsylvanien hat man eine Convention gehalten, „um unsern Herrgott zu Ehren bringen, — als ob der das erst noch nöthig hätte!" Es soll ein Zusatz zur Bundesverfassung beantragt werden, welcher „Gott und das Christenthum zur Anerkennung bringt, als ob beide erst noch einer solchen bedürften!" Es ist namentlich in den letzten Jahren mit dem Auftreten der Yankeepuritaner sehr arg geworden; sie benehmen sich höchst aufdringlich, und daraus erklärt sich, daß sie in der Presse heftige Angriffe erfahren. Da leider kirchliche Umtriebe und Streitigkeiten jetzt wieder einmal in sehr unliebsamer Weise grassiren, so wird es unsere Leser wohl interessiren, zu sehen, wie die Dinge in Nordamerika sich verhalten. Das deutsche „Newyorker Journal" erklärt jene Yankeepuritaner für die „ewigen Feinde der Freiheit, der Humanität und wahrer Religiosität", und sagt dann:

„Was hätten übrigens die Puritaner durch Anerkennung unseres Herrgotts in der Bundesconstitution erreicht, außer dem guten Willen Gottes, den sie als ein eitles, mit allen Schwächen bornirter Menschen ausgestattetes Wesen sich vorstellen? Was könnten sie mit dieser, ihrem Götzen — denn weiter ist der Gott nichts, den sie verehren — dargebrachten Huldigung erzielen, was sie nicht unter den jetzigen Verhältnissen erzielen können? Der amerikanische Bund ist in Staaten eingetheilt, und jeder Staat kann in seiner Separat-Constitution das thun — und die meisten haben es gethan — was die Puritaner von Bundeswegen durchsetzen wollen. Es ist ein fast allgemein herrschender Irrthum, daß die Bundes-Constitution Religions-, Gewissens- oder Glaubensfreiheit garantire. Sie untersagt nur dem Congresse, durch Bundesgesetze die freie Ausübung einer Religion zu verhindern, verbietet aber nicht einmal, den Unglauben zu bestrafen oder zu beseitigen, wenn solches möglich wäre. Auch verbietet der Congreß nicht, daß die einzelnen Staaten Religionsunterschiede machen oder gar Staatsreligionen einführen. Mehrere Staaten haben denn auch von diesem ihrem Rechte ausgedehnten Gebrauch gemacht. Die „Illinois Staatszeitung" hebt folgende Bestimmungen von Staaten hervor: „Die neue (von Carpetbaggern entworfene) Staatsverfassung von Tennessee enthält folgende Bestimmung:

„Niemand, welcher das Dasein eines Gottes oder ein Leben nach dem Tode, in welchem die Menschen Lohn oder Strafe empfangen, leugnet, darf in der Civilverwaltung des Staates irgend ein Amt bekleiden."

Im Staat Pennsylvanien besteht ein Gesetz, wonach Derjenige, der despectirlich von Gott Vater, oder Gott Sohn, oder vom heiligen Geiste, oder von der Bibel spricht, mit 500 Dollar Geldbuße und drei Monaten Gefängniß bestraft werden kann.

Im Staate New-Hampshire darf Niemand, der nicht „zur protestantischen Religion" gehört, ein Amt bekleiden.

In den meisten Staaten werden Diejenigen, die nicht an Gott und ein ewiges Leben (mit Lohn und Strafe, resp. Himmel oder Hölle) glauben, vor Gericht nicht als Zeugen zugelassen."

Auf Grund der Nennung des Namens Gottes in der Constitution des Staates Ohio hat unlängst die Superior Court in Cincinnati entschieden: „Dieweil Gott durch die Constitution anerkannt ist und sintemalen es keinen andern Gott gebe als den christlichen Gott; anderowegen der Staat Ohio ein christlicher Staat, wonach sich zu richten, und derohalben die Bibel in den öffentlichen Schulen zu lesen sei." Hören wir es nicht alle Tage in den Hallen des Congresses, in den Sälen unserer Staatsgesetzgebungen und von den Kanzeln herab, daß dies ein christliches Volk sei? Und unter diesem „christlich" versteht man nicht etwa die allgemeine humane Moral- und Sittenlehre, welche Christus lehrte, nicht die Religion der Liebe, die er verkündete, nicht die Friedenssendung Christi auf Erden, sondern die Religion des Hasses und der Verfolgung, das Christenthum in der fanatischen Auffassung, wie sie nur in einem verschrobenen Yankeeschädel Platz hat.

Das Hinwegschwinden der Indianer in Wisconsin und Minnesota. Ueber das „Elend unter den Rothen Leuten in den nordwestlichen Staaten Nordamerikas" äußert der „Cincinnati Volksfreund" Folgendes:

Blätter in Wisconsin berichten von entsetzlicher Noth unter den Indianern jenes Staates und von Minnesota. Der hohe Schnee machte es den armen Rothhäuten unmöglich, zu jagen, und bittere Kälte und Hunger reiben sie auf. Die Organisation der Stämme hat sich lösen müssen, und seit sie in kleinen Banden und familienweise herumstreichen, gehen sie rasch ihrem Ende entgegen. Von den Indianern, welche vor 20 Jahren noch in Wisconsin waren, ist wohl nicht mehr der zwanzigste Theil übrig. Es waren mit Ausnahme der wilden und unbändigen Winnebagos meist gutmüthige und friedliche Leute: aber durch den ungeheuern Reichthum ihres Wohnplatzes an Wild und Fischen waren sie verwöhnt und so sorglos, daß sie, selbst durch die ärgste Noth, nicht zu irgend welcher regelmäßigen Lebensweise und Thätigkeit zu bringen waren. Mit der Cultur des Landes nahm zuerst das große Wild rasch ab, dann auch das kleine, zuletzt wurden auch die Fische spärlicher.

Der letzte Nothbehelf der Indianer waren die Moschusratten, welche in den sumpfigen Ufern der Seen und Flüsse in unglaublicher Menge lebten. Diese waren selbst mitten im

Winter leicht zu fangen. Die Indianer holten sie aus ihren weithin sichtbaren, von Schilf gebauten Häusern mittelst Gabeln heraus, lösten manchen Dollar aus ihren Fellen, und räucherten ihr Fleisch für den Wintervorrath. Jetzt sind durch ein allgemeines Drainirungssystem die meisten Sümpfe trockengelegt, und die Moschusratten, deren Pelz schon lange so theuer ist, daß es auch dem Weißen lohnt, ihnen nachzustellen, sind selten geworden. In Stämmen bei einander zu leben, ist den Indianern nicht mehr möglich. Vor zwanzig Jahren waren die Menamonis noch ein ziemlich zahlreicher Stamm. Seit der letztere sich auflösen mußte, riß Trunksucht und Zügellosigkeit in den einzelnen Familien ein. Sie verkauften ihre Pferde, sanken immer tiefer in Armuth und Elend hinab, und sind bereits bis auf den letzten Mann ausgestorben. Der „Watertown Weltbürger" meldet, daß am dritten See gegenüber von Madison, der Hauptstadt von Wisconsin, 700 Indianer ihr Camp aufgeschlagen haben, welche der Hunger und das Elend dorthin getrieben hat. Es ist nicht gesagt, welchem Stamme sie angehören. Wenn es nicht Chippawas aus dem nördlichen Theile des Staates sind, können es nur Bruchtheile versprengter Horden sein, welche sich zufällig zusammen gefunden haben, um ihr Elend gemeinschaftlich zu ertragen. Je mehr ihrer beisammen sind, und je schwerer es ihnen deshalb wird, von dem spärlichen Ergebnisse der Jagd und des Bettelns zu leben, desto fürchterlicher wird der Hungertyphus unter ihnen wüthen und aufräumen. In früheren Zeiten war es gar nichts Seltenes, daß sich Indianer in einer großen Zahl in der Nähe einer Stadt im Nordwesten lagerten; aber dies wird wohl das letzte Mal sein, daß die Bewohner der Capitale von Wisconsin eine solche Menge Indianer in der Nähe ihrer Stadt sehen. Es müßte sonderbar zugehen, wenn in noch weiteren 20 Jahren in Wisconsin noch einmal ihrer 700 zusammengebracht werden könnten. Sie sind einem schnellen Untergange geweiht. Alle Mildthätigkeit der Weißen würde sie nicht retten. Sie sind ein nur für das Leben im Walde geschaffenes Jägervolk. Haben sie Ueberfluß, so verwüsten sie das Vorhandene, gerathen sie aber in Noth, so ergeben sie sich mit stiller Resignation, ohne alle Energie und Anstrengung, sich zu helfen, in ihr Schicksal. Die Wälder sind hin, das Wild ist weg; die Cultur kommt, und der Indianer geht.

---

r. **Bewässerung des Landes im südlichen Spanien.** Man hört oft die Ansicht aussprechen, daß mit der Vertreibung der Mauren aus Spanien die von diesen eifrigen Bebauern und Bewässerern des Landes angelegten Wasserleitungen gänzlich in Verfall gerathen seien. Ein genauer Kenner der spanischen Agriculturverhältnisse widerspricht dem in der Norddeutschen landwirthschaftlichen Zeitung und giebt einige interessante Daten zur Unterstützung seines Urtheiles. Ihm zufolge waren schon vor mehr als einem Jahrzehnt in der Ebene von Valencia 114,600 Magdeburger Morgen künstlich bewässert; die Jucarbewässerung südlich von Valencia versorgt 67,000 Morgen so reichlich mit dem köstlichen Naß, daß sogar Reisbau möglich ist. Bei Alicante stehen circa 70,000 Dattelpalmen längs der Bewässerungsgräben, was eine Vorstellung von deren Ausdehnung geben mag. In Valencia tagt jeden Donnerstag unter freiem Himmel ein Gerichtshof, der sich mit Prüfung der Bewässerungsstreitigkeiten befaßt; das Wasser, wie unsere Müller nur zu gut wissen, hat bekanntlich eine eigenthümliche Tendenz, Prozesse langwierigster Art hervorzurufen. Wie zur Zeit der „Moros", so tönt auch noch heute von der Alhambra herab die Campana de la vela durch die Huerta von Granada; es ist dies das Glöckchen, das einem Jeglichen die Zeit angiebt, wenn die Reihe, seine Gräben zu öffnen, an ihn gekommen ist.

* * *

— Die Zahl der bedeutenderen Pianofortefabriken in Nordamerika beträgt 25; davon sind nicht weniger als 10 deutsche Firmen. Im Ganzen sind 1869 für 5,248,577 Dollars Instrumente verkauft worden. Davon entfallen auf Steinweg u. Söhne in Neuyork 1,205,463; diese Firma steht in erster Reihe; dann folgen Chickring und Söhne in Boston mit 822,000 und Knabe und Compagnie in Baltimore mit 383,000 Dollars. Alle anderen hatten einen Absatz von weniger als 300,000 Dollars.

— Zu Portland in Oregon ist eine „unabhängige deutsche Schule" gegründet worden, in deren Angelegenheiten kein Yankee hineinzureden hat.

— Der amtliche Bericht des Washingtoner Ackerbaudepartements hebt hervor, daß z. B. in Südcarolina die Negerfrauen gar nicht mehr arbeiten wollen, weil sie das für unverträglich mit den „Frauenrechten" halten.

— Die Frauen, welche im Territorium Wyoming als Geschworene dienen müssen, haben einen süßen Vorgeschmack von den praktischen Annehmlichkeiten der politischen Gleichheit beider Geschlechter bekommen. In Laramie City war der erste Prozeß, in dem sie als Geschworene sitzen mußten, ein Mordprozeß. Vier Tage lang beriethen sie sich über einen Wahrspruch und vier Nächte wurden sie mit ihren männlichen Mitgeschworenen eingeschlossen. Die Depesche, welche diese interessante Nachricht bringt, setzt spöttischer Weise hinzu, daß sie bleich und angegriffen aussehen! „Und wie werden erst ihre Männer aussehen, falls sie welche haben!"

S. In der am 1. April d. J. zu Mainz abgehaltenen constituirenden Versammlung der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" wurden die Statuten festgestellt und der Vorstand für das Jahr 1870 erwählt. Es wurden Virchow zum Präsidenten, Ecker zum ersten und Schaaffhausen zum zweiten Vicepräsidenten, Semper zum Generalsecretär ernannt. Vertreten waren bei der Versammlung außer einer Anzahl Städte durch einzelne Mitglieder folgende Orte durch von den Mitgliedern dortiger Localvereine ernannte Delegirte: Berlin: Professor Virchow; Wien: Herr v. Hellwald; Freiburg: Hofrath Ecker; Hamburg: Dr. Wibel; Würzburg: Dr. Eimer und Professor Semper; Leipzig: Professor Semper (Präsident des Localvereins mit Professor Leuckart); München: Professor Boltmann; Bonn: Professor Schaaffhausen; Mainz: Professor Lindenschmit und Dr. Wenzel.

Sämmtliche genannte Herren sind bereit, Anmeldungen und Einzahlung des Jahresbeitrages pro 1870 (1 Thaler) oder 25 Thaler für lebenslängliche Mitgliedschaft entgegenzunehmen; doch können solche auch direct bei dem Generalsecretär Prof. Semper in Würzburg angebracht werden. Das erste Correspondenzblatt, enthaltend den Bericht über die Sitzung vom 1. April, die Statuten und das erste Mitgliederverzeichniß, wird binnen fünf Wochen an die Mitglieder versandt werden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien.

IV.

Die Sieben Pagoden von Mahabalipuram. — Der Monolith-Tempel und die Grottentempel. — Umwandelungen in der Architektur Indiens. — Veränderungen an der Coromandelküste. — Pondichery. — Erfolglose Missionsbestrebungen. — Eurasier. — Die Mohammedaner in Madras.

Etwa zwei deutsche Meilen nördlich von Sadras liegt **Mahabalipuram**, die „Stadt des großen Bali“ (12° 37′ N.), das auch **Mamallapuram** genannt wird; man bezeichnet sie auch wohl als die **Sieben Pagoden**.

Dort stehen an einem öden, sandigen Gestade, über welches oftmals die Meereswellen hinrauschen, eine Anzahl von Tempeln und Grotten, welche zumeist dem Cultus Wischnu's gewidmet sind. Dieser Gott wurde vor Zeiten an der Küste Coromandel allgemein verehrt.

Von Sadras her kommt man zunächst durch einen Wald von Palmyrapalmen und dann an eine Graniterhebung, welche inselartig aus der Ebene emporsteigt. Am westlichen Abhange gewahrt man eine Grotte, deren Porticus aus einer Doppelreihe von je vier Säulen gebildet wird. Die vier vorderen haben einen achteckigen Schaft, während Unterlage und Obertheil würfelförmig sind; jene der hintern Reihe sind polygon und haben Capitäle von der Gestalt eines Pilzes. Im Innern befanden sich einst fünf Sanctuarien, in welchen Lingams aufgestellt waren; diese sind nicht mehr vorhanden, aber man sieht noch die steinernen Untergestelle, auf denen sie gestanden haben. An jeder Seite der Eingangspforten befindet sich eine vier Fuß hohe Statue, die weiter nichts Bemerkenswerthes darbietet. Das Ganze ist aus dem Gestein herausgehauen worden, und der äußere Fries mit glockenartigen Figuren verziert. Sie sind für die dortigen Tempel kennzeichnend, und deuten, wie Fergusson ganz richtig hervorgehoben hat, die Zellen der buddhistischen Mönche an.

Links von diesem Tempel befindet sich ein anderer, dessen Sculpturen unvollendet geblieben sind; man kann an demselben noch Spuren von Meißelschlägen der Arbeiter erkennen. Die Vorderseite einer andern kleinen Grotte hat zwei Säulen, deren Basis und Capitäl würfelförmig, die Schafte aber achteckig sind; am Eingange zum Allerheiligsten stehen zwei sehr roh gearbeitete Statuen. Ganz nahe dabei sind in den Felsen drei Nischen gehauen, in deren jeder ein unförmliches Standbild Platz gefunden hat; im Hintergrunde dieser Nischen steht ein vierarmiger Gott, dessen Attribute sich nicht mehr deutlich erkennen lassen; über demselben fliegen Zwerge, die mit ihrem dicken Leibe, krummen Beinen und häßlichen Gesichtern sich widerwärtig ausnehmen. Sie gemahnen an ähnliche Figuren, die wir an allen buddhistischen Denkmälern auf Ceylon finden, und stellen Yaksas oder Dämonen vor. Unter denselben knien zwei betende Gestalten. Uebrigens fehlt es allen diesen Figuren an Grazie und Ausdruck.

An dem Hügel auf der Nordseite bemerkt man zwei Affen, die eine wunderliche Gruppe bilden; der eine kratzt dem andern auf dem Kopfe. Weiterhin gelangt man wieder an



Felsenbasreliefs bei Mahabalipur.

einen aus dem Felsen gehauenen Tempel, der ganz den drei schon erwähnten gleicht; im innern Gemache befindet sich ein Standbild Ganesa's. In der Nähe sind die Trümmer einer aus Backstein errichteten Pagode; vor der großen Umfassungsmauer steht ein von vier Monolithsäulen getragener Madapam; der Gopuram, d. h. die Eingangspforte, scheint unvollendet geblieben zu sein. Hinter der Mauer sind zwei etwa fünf Fuß hohe Felsen mit Basreliefs bedeckt; die auf denselben dargestellten Elephanten sind sehr natürlich und lebenswahr, auch in den Menschenköpfen ist Ausdruck, und das Ganze erscheint nicht so steif wie gewöhnlich. Zwischen beiden Felsen sieht man die Statue einer Frau mit einem Schlangenschwanze, und aus dem Kopfe wächst eine Cobra capella hervor. —

Unsere Illustrationen geben eine genaue Darstellung der verschiedenen Grotten und Tempel. Einer dieser Höhlentempel ruhet auf drei Reihen von je vier Säulen, deren Piedestal von Löwen gebildet wird. Im Hintergrunde stellt ein Basrelief einen Zug aus dem Leben Krischna's dar. Die Kolossalstatue des Gottes stützt mit der linken Hand das Tempelgewölbe, auf allen Wänden sind Zebus angebracht; einer derselben hat eine sehr natürliche Stellung, ein anderer leckt eine Kuh, die eben von einem Manne gemolken wird; es sind sehr hübsche Basreliefs. Auf der linken Wand zeichnet sich unter den Bildern ein sehr hübsch gearbeiteter Löwe mit einem Menschenkopf aus. Weiter nach Süden hin ist eine große Felswand mit Basreliefs bedeckt, die etwa vier Fuß hoch, aber in der Ausarbeitung nicht vollendet worden sind. Zur Linken steht ein Weib in unanständiger Haltung; ein vierarmiger Gott überragt seine Genossen an Größe; nur ein einziger, welcher seine Arme oberhalb des Kopfes kreuzweis hält, ist ziemlich eben so groß. Beim Hinansteigen zu dem kleinen Tempel, welcher auf dem höchsten Punkte des Hügels steht, kommt man wieder an einer Grotte vorbei, welche interessante Basreliefs enthält. An der linken Wand tragen drei kniende Männer ein Bett, auf welchem Wischnu liegt; er läßt die rechte Hand herabhängen; über seinem Haupte blähet sich eine große Schlange (Naja) mächtig auf, und oberhalb des Gottes schweben zwei himmlische Geister; der eine stellt einen dicken, aufgedunsenen Zwerg dar, der andere hat schlanke und zierliche Frauenformen; zu den Füßen des Gottes greifen zwei Männer nach einer Art von Keule. Auf der Wand zur Rechten reitet eine achtarmige Göttin auf einem Löwen; sie wird durch einen Sonnenschirm vor den Strahlen des Himmelsgestirnes geschützt, und zielt mit einem Pfeile auf einen stierköpfigen Koloß, der sich gleichfalls einen Sonnenschirm hält. Mit der andern Hand schwingt dieser Riese seinen Säbel und will ein menschliches Wesen befreien, welches den Kopf nach unten hängen läßt, den Rücken zeigt und zwischen den beiden Hauptfiguren liegt. Neben der Göttin kämpfen pausbäckige, plump gebauete Engel, die jedoch ohne Flügel sind; sie haben längliche Schilde, Bogen und indische Säbel mit gekrümmter Klinge, die nach dem untern Ende zu viel breiter ist als am Griffe. Die Begleiter des stierköpfigen Riesen tragen runde Schilde und römische Schwerter. Aus dem Gesichte dieses Minotaurus spricht eine wilde Energie; man erkennt aus den zusammengezogenen Lippen heraus, daß er vom Zorn bewegt wird; auch die Stellung der Figur ist zu loben. — Im Centrum der Grotte, in einem kleinen Sanctuarium, ist Siwa dargestellt; er hat den Fuß auf einem Stier; zur Linken steht seine Frau, welche ein kleines Kind in den Armen trägt.



Religiöser Bettler in Madras.

Nördlich von dort, hart am Meere, stehen zwei pyramidenförmige Tempel, und die Säule, welche durchgängig vor siwaitischen Tempeln sich erhebt, wird hier jetzt vom Meere bespült. Es ist ganz offenbar, daß die Coromandelküste von den Wellen stark angegriffen und das Land durch das Andringen des Meeres vermindert wird. Auf Ceylon dagegen findet ein gerade entgegengesetzter Proceß statt. Diese In-

sel hat niemals mit dem indischen Festlande unmittelbar zusammengehangen, und es liegt gar kein Grund zu der Annahme vor, daß sie durch irgend eine große Katastrophe von denselben abgerissen worden sei. Gegenwärtig läßt sich gar nicht mehr in Abrede stellen, daß die Entfernung in jedem Jahre geringer wird, und daß die Zeit kommen wird, da Insel und Festland sich mit einander vereinigen werden. Die Nordprovinzen Ceylons, welche der Centralmasse der Granitgebirge vorliegen, bestehen aus einem Boden, von welchem nach und nach der Ocean zurückgewichen ist; sie sind nun längst dem Meere vollständig aberobert worden. Sie entstanden theils durch Anhäufung einer ungeheuern Masse von Korallenthieren, theils durch Ablagerungen von Sand und Kies, welche durch die heftigen Strömungen von der Coromandelküste abgerissen und nach Ceylon hingetrieben werden. Ganz denselben Ursachen verdanken die Banken und Inseln der sogenannten Adamsbrücke im Golfe von Manaar ihr Dasein.

Die Tempel von Mahabalipuram nun sind einst weit entfernt vom Meere erbaut worden, und jetzt werden sie von den Meereswellen berührt. Auch sie bezeugen, daß an der Coromandelküste bemerkenswerthe Veränderungen stattfinden.

In dem größten der beiden Tempel, deren Eingangsseite dem Meere zugewandt ist, stand ein kolossaler Lingam von prismatischer Gestalt, der aber jetzt am Boden liegt; im Innern stellt ein kleines Basrelief Gott Siwa dar mit seiner Frau (— der Parvati —) und seinem Sohne (— Kartikeya —). Der andere Tempel enthält ein ähnliches Basrelief.

Etwa anderthalb englische Meilen südlich stehen fünf Monolithtempel, und diese bilden den bemerkenswerthesten Theil der Ruinen von Mahabalipuram. Drei dieser Pagoden haben eine Art von pyramidaler Gestalt und oben einen glockenförmigen Aufsatz. Eine andere ist viereckig und hat ein nach außen gekrümmtes Dach; nur diese Pagode ist vollendet. Im Heiligthume sieht man eine vierarmige Göttin, zu deren Füßen zwei Männer knien; um sie herum fliegen vier pausbäckige Engel; zwei derselben haben Bart auf der Oberlippe. Das Dach hat an mehreren Stellen Risse; an jeder Eingangsthür stehen Schutzhüter.





Mahabalipur. Eingang zu den unterirdischen Tempeln.

Die rechteckige Pagode ist 44 Fuß lang, 20 Fuß breit und im Innern nicht ganz ausgeleert; die dem Meere zugewandte Seite ist bis an die Säulencapitäle mit Seesand bedeckt. Der größte unter den pyramidenförmigen Tempeln ist viereckig, hat auf jeder Seite 20 Fuß, und die Höhe beträgt 28 bis 30 Fuß. Auch er ist nicht auf allen Seiten fertig geworden, einzelne Sculpturen sind von den Arbeitern kaum zur Hälfte vollendet worden und einige Säulen nur erst in Andeutungen vorhanden; auch fehlt ein Sanctuarium im Innern. Auf der Seite, welche dem Meere zugekehrt ist, bemerkt man Inschriften, die sich jedoch nicht entziffern lassen. — Neben diesen Tempeln steht ein kolossaler Zebu, der zum Theil mit Sand bedeckt ist, und unweit von demselben ein schlecht gearbeiteter Löwe; dagegen nimmt sich der Kopf eines Elephanten ganz natürlich aus.

Wir haben schon in einer frühern Nummer bei Beschreibung der Pagoden von Bahwaneschwar auseinandergesetzt, daß die alten buddhistischen Denkmäler ein hohes Interesse darbieten, nicht nur deshalb, weil sie aus den ersten Jahrhunderten einer Religion herrühren, welche auf einen großen Theil der asiatischen Menschheit einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt hat und noch heute ausübt, sondern weil sie der einzigen Architektur angehören, deren Stil man in ihren verschiedenen Umwandelungen genau verfolgen kann, und zwar von der Regierungszeit Asoka's (263 bis 242 vor unserer Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag). Außerdem sind sie der Urtypus, welcher allen anderen Hindubauwerken als Muster und Vorbild gedient hat. Es ist früher der Zusammenhang zwischen den Dagobas und den Stopas nachgewiesen worden.

Die Denkmäler von Mahabalipuram sind besonders auch deshalb einer besondern Beachtung werth, weil sich an ihnen alle Umwandelungen verfolgen und nachweisen lassen, welche die religiöse Architektur Indiens im Mittelalter wie in neueren Zeiten erfahren hat, von der natürlichen Grotte an bis zu den mit Basreliefs geschmückten Mauern.

In den frühesten Zeiten, als die buddhistischen Priester, dem Gebote des Herrn und Meisters folgsam, in Wäldern und Einöden lebten, um sich in Heiligung auf die Nirvana vorzubereiten, suchten sie Schutz und Obdach in natürlichen

Grotten. Dann suchten fromme Könige die Religion in ihren Dienern zu ehren; sie verzierten einige Grotten mit Fresken und Sculpturen und ließen andere vergrößern. Aus der Höhle wurde ein Saal, ein großes Gemach, eine Halle, und die Tragpfeiler und Säulen wurden mit Malereien und Schnitzwerk verziert. Das Bestreben, die von Buddha verkündete Lehre zu verbreiten, und die Ehrfurcht, welche man vor den angeblichen Ueberresten seines Körpers hegte, gab Anlaß zum Bau der Stopas und Dagobas. Dazu kamen im Fortgange der Zeit die Wihares oder Klöster, welche zum Theil sehr prächtig aus Holz aufgeführt wurden. Eine vierte Art von Bauwerken besteht aus Tempeln, die aus Ziegelsteinen aufgeführt oder aus dem lebendigen Steine gehauen worden sind, dem Schaitiyas.

An allen kleinen Sanctuarien im Dekhan, die flache Dächer haben und in welche man durch eine oder mehrere Säulenreihen gelangt, erkennt man, daß sie, man möchte sagen ängstlich, dem Felsentempel nachgebildet worden sind. Die viereckigen Tempel in Mahabalipur machen uns den Uebergang in der Architektur klar. Die glockenförmigen Aufsätze, welche als Verzierung dienen, repräsentiren die Zellen der Priester. Anfangs waren diese Zellen leer; späterhin stellte man Götterbilder hinein, gleichsam als Ersatz für die Mönche mit kahlgeschorenen Köpfen. Sehr leicht erklärt sich die Form, welche man ehemals den Wihares, den Klöstern, gab, und die sich in unseren Tagen in den Gopurams und in den pyramidenförmigen Pagoden wiederholt. In den frühesten Zeiten wurde der Stein nur beim Errichten gottesdienstlicher Häuser angewandt; selbst die schönsten Paläste der Könige wurden aus Holz aufgeführt; nur die Säulen, welche das erste Geschoß trugen, waren von Stein, weil dadurch der Bau nicht durch Feuchtigkeit leiden konnte. Für Ornamentirungen war das Holz besser zu verwenden als der schwerer zu bearbeitende Stein; man konnte es leicht bemalen oder vergolden, und es reichte auch vollkommen für alle Zwecke der bürgerlichen Baukunst aus. Ohnehin waren Gebäude mit mehreren Geschossen eine Seltenheit, weil sie der großen Menge des Volkes durch die Aufwandsgesetze verboten waren. Für Paläste und Klöster wählten die Baumeister eine pyramidale Form.




Mahabalipur. Eingang zu den unterirdischen Tempeln.

Von Mahabalipuram ging Grandidier nach Pondichery durch weit ausgedehnte Palmyrawälder. Die Umgegend der Stadt ist malerisch und gut angebaut; die Straßen sind trefflich unterhalten und zu beiden Seiten geben Kokospalmen und andere hohe Bäume erquickenden Schatten. Sehr bedeutend ist der Anbau des Betel; die Pflanzungen sind mit kleinen Wassergräben umzogen, und die Betelrebe mit ihren leuchtenden Blättern rankt sich, etwa wie bei uns der Hopfen, an hohen Stangen empor.

Die Stadt gewährt einen recht hübschen Anblick; die Straßen sind breit und reinlich; auf dem großen Platz erhebt sich der Leuchtthurm, und dort sieht man auch den Flaggenstock neben den Kohlenmagazinen, welche den Dampfern der Messageries imperiales ihren Bedarf an Brennstoff liefern. Die sogenannte Schwarze Stadt, das Quartier der Eingeborenen, ist reinlicher als es sonst in den Städten Indiens der Fall zu sein pflegt, und fast alle Straßen sind mit Bäumen bepflanzt. Die europäischen Bewohner haben sich den klimatischen Verhältnissen gemäß eingerichtet und verfahren dabei viel praktischer als die meisten Engländer, die, gleichviel ob in China oder Kamtschatka, in fremden Ländern sich ebenso einrichten möchten, wie daheim in Albion.

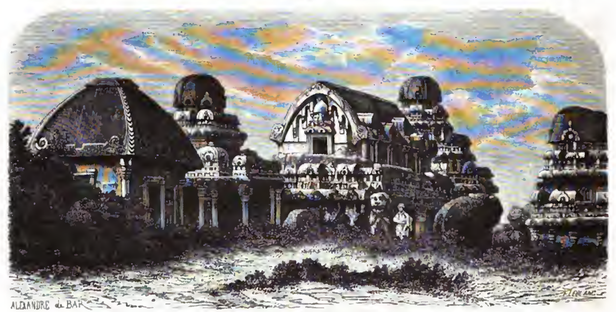
Die Häuser in Pondichery sind durch kleine Blumengärten von der Straße getrennt. Im Uebrigen ist der Handel der Stadt nicht bedeutend; Pondichery gilt aber für die Hauptstadt der zerstreut liegenden Besitzungen, welche Frankreich in Indien noch sein nennt. —

Wir wollen aus Graul's Werk über Indien einige Mittheilungen hervorheben, die Beachtung verdienen. Der Mann war, sobald seine altlutherische Orthodoxie nicht ins Spiel kam, ganz verständig. Er trat sogar den ausschweifenden Hoffnungen der englischen Missionäre, sowohl der wesleyanischen Methodisten wie der Anglikaner, entgegen. Diese Leute streuen bekanntlich ihrem zahlenden Publicum viel Sand in die Augen; sie prophezeien den an Geist so sehr armen Gläubigen eine „glänzende Zukunft", nämlich, was die Fortschritte dessen anbelangt, was sie den Tamulen als Christenthum predigen. Der deutsche Missionsdirector ist ehrlich, wenn er sagt: „Mit der glänzenden Zukunft

wird's wohl noch gute Weile haben; der Weg dahin ist lang und geht sicherlich über viel Ruin und Trümmer. Das aber läßt sich nicht läugnen, daß das Christenthum in Ostindien, menschlich zu reden, nicht eher das ganze Volk ergreifen kann, als bis das gesammte Volksbewußtsein aus seinen Fugen gewichen ist, und daß zu dem letztern auch die Eisenbahnen zc. nach aller Wahrscheinlichkeit ihren Beitrag liefern werden." Wir meinen, daß es niemals gelingen werde, 200 Millionen Orientalen altlutherisch, wesleyanisch oder anglikanisch zu machen, und daß namentlich auch an den 30 Millionen Mohammedanern in Indien alle Missionsversuche für und für gründlich scheitern werden. Schon die abstracte Dreieinigkeitslehre der Christen ist ein unübersteigliches Hinderniß; der Islam hält an der Einheit seines Allah fest.

In Bezug auf viele Dinge haben bekanntlich die Engländer eine sehr beschränkte Auffassung, sie sind eckig, schwerfällig, halsstarrig und eigensinnig; wir lasen neulich in der „Times Mail", daß sie als Volk genommen sehr „stubborn" seien. Sehr richtig sagt Graul: „Bekannt ist, daß es den Engländern im Allgemeinen recht schwer wird, zwischen allgemeiner Sittlichkeit und englischer Sitte zu unterscheiden. Ein englisches Blatt in Madras ging in dieser Beziehung ziemlich weit. Es besprach die, wie es sich ausdrückte, halbbarbarische Sitte des Morgenlandes, beim Essen weder Löffel noch Gabel zu benutzen, und daran knüpfte es die Betrachtung, daß die Erlösung Indiens nicht zu Stande kommen werde, wenn man bloß englische Ideen verbreite; man müsse auch englische Gewohnheiten anbauen! „Engländerthum und Christenthum haben, ehe Indien fortschreiten kann, Heidenthum und Götzenthum auszurotten."

Ueber die Eurasier, diese Mischlinge europäischer Väter und indischer Mütter, welche von den Engländern zurückgesetzt und über die Achsel angesehen werden, äußert Graul: es müsse Einem leid thun, wenn man auf Seiten der Europäer allzuwenig guten Willen finde, den sittlichen Standpunkt ihrer Halbbrüder auch dadurch zu heben, daß man die besseren unter ihnen gesellschaftlich heran- und heraufzuziehen bestrebt sei. „Man höre doch endlich auf, die dunkleren oder lichteren Schatten der Hautfarbe zum Gradmesser gesellschaftlicher Achtung zu machen; verlangt man bessere Ausnahmen, so erkenne man sie auch an." Graul hat von seinem Standpunkte aus nicht Unrecht. Er sagt weiter: „Ich habe das Loos dieser armen Mischlinge stets bejammert. Die schmutzig dunkle Gesichtsfarbe verräth ihren Ursprung fast immer auf der Stelle. Wir kannten eine Dame, die einen weißen Puder darüber strich, wenn sie Abends in Gesellschaft ging. Wollten doch sogar ostindische Mädchen, die eine Armenschule besuchten, nicht länger kommen, weil in der Veranda, wo der Unterricht stattfand, ihre Gesichtsfarbe leiden würde. Die arme Gesichtsfarbe! Ja, und wo diese über die gemischte Abstammung schweigt, da werden noch die Hände und namentlich die Nägel zu Verrätherinnen."



Mahabalipuram. Die Monolithpagoden.

Die Mohammedaner in Madras, etwa 80,000 an der Zahl, nehmen, Graul zufolge, als Mischlinge eine ganz besonders niedrige Stellung ein und zerfallen in mehrere Abtheilungen. Die Lubbis, welche Tamulisch und Malayalam sprechen, sind zumeist Hausirer; sie stammen von der Westküste, wohin sie erst in neuerer Zeit aus Arabien gekommen sein sollen. Sie sind ein dunkelfarbiges, starksehniges Geschlecht, an Ansehen ganz verschieden von den ziemlich hellfarbigen Nao Aits, d. h. Neugekommenen, die zumeist Kaufleute sind oder auch Gelehrte ihres Volkes. Die Mohammedaner in Madras betheiligen sich an den Festen der Hindus, noch mehr aber umgekehrt die letzteren an den Festen jener.

Winchelsea und Rye, zwei vergessene englische Städte.

r. d. Aigues mortes, die vergessene südfranzösische Stadt, welche im „Globus“ (Bd. XV, S. 275) geschildert wurde, hat in England ihre Seitenstücke. Wer in Ashford, einer Station der South-Eastern-Railway, zwischen London und Dover, aussteigt und dann mit der Bahn in der Richtung von Hastings nach der Küste von Sussex fährt, der erreicht bald die Nachbarstädte Rye (3700 Einwohner) und Winchelsea, die beide einst bedeutender waren, heute aber still und todt, unberührt vom Fortschritt der Zeit, als ein Bild des Verfalls daliegen.

Winchelsea, welches zweimal von den wild in das Land fluthenden Wogen der See überfluthet und weggespült wurde, liegt nun, ein trauriges Wrack, fern ab von dem zerstörenden Elemente und schaut auf eine einsame Marsch, die sich zwischen ihm und dem Meere ausdehnt. In früheren Tagen stolz auf seinen militärischen Ruhm, handelsthätig, aristokratisch, eine starke Feste, geschmückt mit schönen Gebäuden, reich und wohlbevölkert, ist es heute nur noch ein kleiner Flecken mit wenigen Einwohnern. Seit anderthalb Jahrhunderten wächst Gras in seinen Straßen, das für die Summe von vier Pfund Sterling alljährlich verpachtet wird, und Schafe und Kühe weiden gemächlich zwischen den Ruinen der Stadt.

Winchelsea mit seinen Kirchen und Ländereien wurde von Eduard dem Bekenner der Abtei Fécamp in der Normandie geschenkt, deren Aebte die Stadt bis zur Zeit Heinrich's des Dritten besaßen. Unter dessen Regierung wurde sie Kroneigenthum, aber auch eine Beute des Meeres, das 1250 in die Stadt einbrach, ohne wieder zu ebben, Häuser und Kirchen zerstörte, und dessen Brüllen weithin im Innern von Sussex vernommen wurde. Abermalige Ueberfluthungen, 1252 und 1272, ließen schließlich von Winchelsea nur das Greyfriar's Kloster übrig, das einsam zwischen den Ruinen der verwüsteten Häuser stand. Eduard der Erste, der Werth auf die Lage der Stadt legte, von der aus man bequem nach der französischen Küste überfahren konnte, beschloß, Winchelsea wieder aufzubauen, nicht aber in seiner tiefen, der See ausgesetzten Lage, sondern höher aufwärts „on the hangyngs of the hille on a ground where conies do mostly resort.“ Einhundertundfunfzig Acker Landes wurden also auf dem Kaninchenberge abgesteckt und in neununddreißig Quartiere getheilt, drei Kirchen, mehrere Klöster, starke Festungswälle erhoben sich und Winchelseas Blütheperiode begann. Eduard kam oft dorthin, er überwachte selbst den Bau und ließ von hier aus seine Schiffe nach Frankreich gehen, um dessen Weine und Manufacturen nach England zu holen. Winchelsea war damals einer der wichtigsten englischen Importhäfen, in dessen gut gewölbten Kellern die Schätze Frankreichs untergebracht wurden. Die Keller sind heute noch vorhanden, aber kein Schiff landet, um Waaren, sie zu füllen, zu löschen. Allein die Franzosen, denen Winchelsea so viel zu verdienen gab, waren undankbar gegen die Stadt; sie lag ihnen bequem, und auf allen ihren Zügen gegen England plünderten, raubten und brannten sie in Winchelsea; erst zur Zeit der Regierung Heinrich's des Sechsten hörten die französischen Einfälle auf, aber wohl aus dem Grunde, weil in der Stadt nichts mehr zu finden war. Das Meer, das Winchelsea so viel zu schaffen gemacht, begann allmälig von der Stadt sich zurückzuziehen, und die Kaufleute folgten seinem Beispiele. Sie war elend und krank zur Zeit des sechsten Heinrich; unter Elisabeth hatte sie kaum noch Fleisch auf den Knochen, unter Königin Victoria ist sie ein reines Skelett. Von den 39 Stadtvierteln, die Eduard der Erste aussteckte, besteht noch eins, von den Kirchen auch nur eine einzige, die den Namen des heiligen Thomas von Becket trägt. Das Greyfriars-Kloster, das einst dem Wogenandrang widerstanden, fiel der Reformation zum Opfer, und nur die Ruinen seiner Mariencapelle zeigen den Ort an, wo das altehrwürdige Gebäude stand. Gras wächst in den Straßen, viele der Häuser sind geschlossen und eine Todtenstille herrscht überall. Winchelsea ist kaum noch ein Schatten von dem, was es war, und selten wagt ein Reisender, gleich mir, den Abstecher dorthin.

Die früheste Geschichte Ryes ist identisch mit jener von Winchelsea. Sie waren in der That Zwillingsstädte. Auch Rye gehörte zu Fécamp, auch Rye war befestigt, wurde gestürmt und geplündert, doch niemals war es so groß wie früher Winchelsea, wenn es auch jetzt noch etwas kräftiger und größer als jenes dasteht. Zwischen beiden Orten liegt eine von weißen Seemöven überschwärmte Marsch, dann folgt ein Fluß, eine Brücke darüber, wir sehen einige Küstenfahrer vor Anker, steigen einen Hügel aufwärts und schreiten durch ein altes von Goldlack überwachsenes Thor in die Stadt hinein. Wir hätten gerade so gut eine der kleinen französischen Städte jenseit des Canals besuchen können — das Pflaster, der Thorweg, die ganze Anlage der Stadt —, Alles ist französisch, und um die Täuschung vollständig zu machen, erscheint auf den Schildern nicht selten ein französischer Name.

Einst brach sich die See an den Klippen, auf denen heute der Thurm steht, welchen Wilhelm von Ypern, Earl von Kent, baute, und der nach ihm im Volksmunde noch „Whyprees Tower“ heißt. Es ist ein umfangreiches, starkes Gebäude mit vier Thürmchen und modernen Zuthaten; aber der ursprünglichen Bestimmung, als Feste zu dienen, ist es lange entfremdet, heute ist es das Gefangenenhaus Ryes. Die Scene ringsum hat sich auch geändert, und statt der schäumenden Wogen des Canals, die ihren Gischt gegen die Mauern des Thurmes spritzten, dehnt vor diesem eine zwei englische Meilen breite Marsch sich aus — so weit ist das Meer zurückgetreten. Rye zeigt noch manches Mittelalterliche in seinem Gepräge. Ein Gang durch seine Straßen führt uns vorüber an gebräunten, alten Kaufmannshäusern mit Fachwerkbau, an gewölbten, tiefen Thorwegen, kleinen viereckigen Fenstern, durch überdachte Passagen und an alten Packhäusern, in denen die Schmuggler die eingepaschten Güter niederlegten, welche sie von Frankreich herübergebracht. Nach der Bartholomäusnacht war Rye eine fast ganz französische Stadt, damals nahm es nicht weniger als 1535 Refugiés auf, die bald den Ton unter der Bevölkerung angaben und Rye das fremde Gepräge aufdrückten, welches heute noch deutlich hervortritt.

Europas Küsten gehören zu den unruhigsten unserer Erde; fast überall finden Hebungen oder Senkungen statt, mehr als in anderen Erdtheilen. „Dies kann,“ sagt O. Peschel in seinen neuen Problemen der vergleichenden Erdkunde, „daher rühren, daß es am reichsten gegliedert ist und die höchste Küstenentwickelung besitzt, doch ist es wohl bescheidener und gerathener, anzunehmen, daß Europa nur deswegen so unruhig erscheint, weil es unter der schärfsten Aufsicht, unter der Polizei einer zahlreichen Geologenschaar steht.“ Was speciell unsern Fall, das Zurücktreten des Meeres von den beiden Städten Winchelsea und Rye, anbetrifft, so scheint es,

was dort an den Küsten sich verändert hat, nur einem Spiel der See zugeschrieben werden zu müssen, die so gern unbeschützte Küsten benagt, um anderen den Raub zur Vergrößerung zuzuwenden. So haben die Grafschaften Kent und Sussex wohl viel Land eingebüßt, und man würde daraus auf ein örtliches Sinken schließen dürfen, wenn nicht gleichzeitig in der Nähe ein Küstenwachsthum stattgefunden hätte. In noch weit höherm Maße als bei Winchelsea und Rye das Land zunahm, war dieses bei Beccles in Suffolk (an der englischen Ostküste) der Fall. Wie einer der größten Kenner des britischen Mittelalters, der Oxforder Professor Rogers, in seiner Geschichte der Preise bewiesen, war Beccles noch im vierzehnten Jahrhundert ein besuchter Seehafen. Jetzt vertritt seinen ehemaligen nautischen Beruf Lowestoft, von welchem landeinwärts Beccles wohl zwei deutsche Meilen entfernt liegt.

Skizzen aus Russisch-Polen.

Von **C. Petzet.**

I. Warschau.

In den geographischen Lehr- und Handbüchern wird die Hauptstadt des Königreichs Polen, dessen Name auch unter der russischen Herrschaft officiell noch immer fortbesteht, als eine schöne, moderne und ausgedehnte Großstadt geschildert, und das ist auch richtig. Warschau, erst seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts zur ständigen Residenz der polnischen Könige und zum Mittelpunkte polnisch-nationalen Lebens erhoben, trägt überwiegend das Gepräge der neuern Zeit und ist so weitläufig angelegt, daß die Umfassungslinie der Stadt, einschließlich der Vorstadt Praga, mehr als viertehalb deutsche Meilen beträgt. Bei einer Rundschau von der Kuppel der evangelischen Kirche, dem bequemsten Uebersichtspunkte der Stadt, erstaunt das westeuropäische Auge über die Menge von Gärten, unbebauten Plätzen und geräumigen Höfen, welche sich zwischen den Gevierten der Häuser und Straßen befinden. Nur die nicht sehr umfangreiche Altstadt mit ihrer gothischen Kathedrale, ihren hohen Giebelhäusern und engen Gassen macht einen ähnlichen Eindruck, wie unsere deutschen Reichsstädte, und bezeugt so ihren mittelalterlichen Ursprung.

Wir beabsichtigen nicht zu wiederholen, was anderwärts richtig und ausreichend über Warschau gesagt ist, und schweigen daher über die älteren Kirchen, Schlösser und sonstigen monumentalen Gebäude, ebenso über die unverändert gebliebenen Straßen und Plätze, Anlagen und Eigenthümlichkeiten der älteren Stadttheile. Freilich sind auch die sonst zuverlässigsten geographischen Werke überreich an Irrthümern, selbst über das ältere Warschau. So finden wir in dem so wohlrenommirten Handbuche v. Klöden's bei der Beschreibung Warschaus außer dem historisch denkwürdigen Praga eine zweite Vorstadt Namens Krakau aufgeführt, während nur eine Hauptstraße der Stadt den Namen „Krakauer Vorstadt" trägt; als eine der schönsten Straßen ist die Weidenstraße genannt, eine kurze, enge und unschöne Gasse, während mehrere der prächtigsten und bemerkenswerthesten Straßen ungenannt bleiben; von den öffentlichen Plätzen, deren Warschau mehr als ein Dutzend und darunter sehr schöne zählt, sind sieben als „nennenswerth" bezeichnet und nur einer genannt. Neben dem Krasinski'schen Palast befindet sich nach unserm Verfasser noch immer — so lange Zeit nach Nikolaus und Paskewitsch! — das „Nationaltheater", während die alte Bühne dieses Namens schon seit einigen Jahrzehnten durch das neue „Große Theater" — unter kaiserlich russischer Verwaltung — auf einem ganz andern Platze ersetzt ist. An der Stelle des letztern sieht Professor v. Klöden die längst nur noch in der Erinnerung einer ergrauten Generation lebende Herrlichkeit von 1820: „zwei Münzgebäude, drei große Casernen, Marieville mit der Börse, einem Zollhause, mehr als dreihundert Läden, Sälen und Magazinen in der Art des Palais Royal" — was Alles längst spurlos verschwunden ist. Der Verfasser spricht von einer „Vorstadt Favori mit den Landhäusern und Gärten der Reichen", von einer „französischen Colonie, durch welche der Weg zum Schlosse Moneoteau führt" und dergleichen mehr, während an Ort und Stelle von alledem keine Spur zu finden ist. Aehnliche Angaben ohne sachliche Begründung könnten wir in vielen anderen Büchern, namentlich auch in den gebrauchtesten Realencyklopädien neuester Auflagen nachweisen, wenn unsere Aufgabe nicht eine ganz andere wäre als die, fremde geographische Leistungen zu recensiren.

Wir wenden uns vielmehr zu demjenigen, was in den letzten Jahrzehnten entstanden oder umgestaltet worden ist, um in Ergänzung des bereits Bekannten das Bild des heutigen Warschau zu vervollständigen. Auch von diesem Gesichtspunkte aus werden wir einiges Interesse bei dem größern Publicum beanspruchen dürfen.

Schon die Lage der Stadt, so sonderbar dies für den ersten Augenblick klingen mag, ist gegen früher nicht unwesentlich verändert. Allerdings liegt Warschau noch wie ehedem auf dem mehr als hundert Fuß über die Weichsel emporsteigenden linken Ufer des Stromes, für den Anblick von Osten her, wo sie sich am besten präsentirt, jetzt noch gehoben durch die besser regulirten Uferdämme. Die imponirendste Partie bildet noch immer das königliche Schloß. Es fällt auf, daß der Kern und Mittelpunkt der Stadt gewaltsam verschoben und ein früherer beträchtlicher Stadttheil wie wegrasirt verschwunden ist. In der That sind auf der Nordseite gegen die Citadelle zu seit den dreißiger Jahren mehrere hundert Häuser abgetragen worden, um den Rayon der Festung zu vergrößern. (Die Stadt hat nach der neuesten Zählung 3185 Häuser, wovon 2055 gemauert, 1130 von Holz sind: die kleine Gesammtzahl im Verhältniß zur Einwohnerschaft erklärt sich durch die beträchtliche Größe der meisten Steinhäuser.) Die Stadt erscheint jetzt gegen Norden wie abgeschnitten: aus Straßen, die in jeder Hinsicht, durch alterthümliche Anlage, unmoderne Enge und beiderseits vollständige Bebauung den entschiedensten Stempel der Zugehörigkeit zum innersten Kern einer Großstadt tragen, tritt man ohne alle Vermittelung direct hinaus ins Freie, d. h. auf einen großen planirten Platz, welcher den Zwischenraum bis an die Festungswälle ausfüllt.

Nach einer Aeußerung des Czaren Nikolaus auf eine Frage

Friedrich Wilhelm's des Vierten „weiß nur Gott und General Dehn", wieviel die Citadelle von Warschau gekostet hat. Im officiellen Rußland mögen Baurechnungen, namentlich wenn sie von Generälen geführt werden, schwer zu controliren sein, und im vorliegenden Falle mag auch die Expropriation des weiten Terrains, welches vorher mit städtischen Gebäuden bedeckt war, enorme Summen verschlungen haben. Noch während des Krimkrieges wurden einmal wieder gegen zweihundert Häuser dem Erdboden gleichgemacht, und der Bau neuer Außenwerke der Citadelle hat noch jetzt nicht aufgehört. Auch innerhalb der Wälle werden von Zeit zu Zeit neue Gebäude errichtet und Material aufgehäuft, überhaupt Alles in besten Stand gesetzt, um die Festung zur Erfüllung ihres Zweckes auszurüsten. Als letztern hatte Nikolaus einmal einer Deputation seiner polnischen Landeskinder gegenüber bezeichnet, ihre Hauptstadt, wenn sie sich wieder empöre, „dans un monceau de pierres" zu verwandeln. Während des Krimkrieges war auch unmittelbar an der Citadelle eine Pontonbrücke über die Weichsel erbaut und die alte Brücke cassirt worden, so daß der Flußübergang vollständig im Schußbereich der Festung blieb. Auch gegenwärtig wird wieder das Project erörtert, die Weichsel zunächst der Citadelle zu überbrücken, um die Verbindung der zwei wichtigsten Eisenbahnen des Landes unter die Controle der russischen Feuerschlünde zu stellen.

Durch den Abbruch des nördlichen Stadttheils sind viele Tausende von Warschauer Einwohnern ihrer alten Wohnsitze verlustig geworden, und die Stadt mußte in der entgegengesetzten Richtung Ersatz schaffen. So sind denn auch trotz Krieg, Theuerung und Revolution in den letzten Jahrzehnten Hunderte von neuen Häusern hauptsächlich in den südlichen Straßen entstanden, und der Mittelpunkt der Stadt und ihres Verkehrs hat sich um eine gute Strecke gegen Süden verschoben. Früher sehr belebte Quartiere, wo das kaufmännische Geschäft am höchsten florirte, sind allmälig immer stiller geworden, vom Krasinski'schen Platze hat sich der Hauptverkehr mit den schönsten Läden und Magazinen nach der Senatorenstraße und weiter nach der Krakauer Vorstadt gezogen, und der Sächsische Garten, früher nur der gesellige Mittelpunkt der promenirenden Welt in der guten Jahreszeit, ist allmälig auch zum geographischen Mittelpunkte der polnischen Metropole geworden.

Die schönsten und großartigsten Neubauten sind aus gleichem Grunde sämmtlich in der südlichen Hälfte der Stadt erstanden. Zu diesen Bauwerken gehört vor Allem das „Hotel d'Europe", der erste große nach mitteleuropäischem Muster eingerichtete Gasthof Warschaus, welcher, unmittelbar vor den letzten Bewegungsjahren erbaut, während der Revolution, da ein fremder Agent daselbst ermordet wurde, von der Regierung confiscirt und für die Militärverwaltung verwendet worden war, seitdem jedoch seinen Eigenthümern zurückgegeben wurde. Inzwischen sind in der Nähe noch mehrere Hotels besserer Gattung entstanden, so daß jetzt die Fremden in Warschau ausreichende und anständige Unterkunft finden.

Ein zweites großartiges und dazu noch mit reichem Kunstschmuck geziertes Gebäude ist das von Marconi nach venetianischem Muster erbaute Palais des Landschaftlichen Creditvereins. Mehrere Magnaten und reiche Finanziers haben ebenfalls schöne Paläste und große Zinshäuser erbaut. Für große industrielle Anlagen sind nicht minder bedeutende Bauten ausgeführt worden: wir nennen die Dampfmühle der Polnischen Bank — jetzt in Privatbesitz übergegangen —, die große Tabacksfabrik und die Speicher an der Marschallstraße.

Auch den Unruhen von 1861 bis 1863 verdankt Warschau einige wesentliche bauliche Veränderungen. Das, wie man annimmt, auf Befehl der geheimen polnischen Nationalregierung in Brand gesteckte Rathhaus — das ehemals fürstlich Jablonowski'sche Palais — wurde in vergrößerter und luxuriöser Gestalt wieder aufgebaut und zugleich zur Aufnahme der enorm verstärkten Polizeiwachtmannschaft eingerichtet. Andererseits wurden mehrere Klöster und kirchliche Gebäude, die man als Schlupfwinkel der geheimen Organisation erkannt hatte, zu fiscalischen Zwecken umgestaltet und theilweise durch derartige Complexe neue öffentliche Straßen durchgelegt, wie die Straße des Grafen Berg, welche, durch den Bereich der Kreuzkirche geführt, den Platz vor der evangelischen Kirche mit der Krakauer Vorstadt verbindet. Eine bedeutende Häusergruppe, welche die letztgenannte fashionable Straße an einer sehr verkehrreichen Stelle verengte, und an einer Mauer die Spuren jener folgenschweren Schüsse vom 27. Februar 1861 bewahrte, die damals den Belagerungszustand herbeiführten, wurde völlig abgebrochen und in der platzähnlichen Erweiterung der elegante Square des Großfürsten Konstantin errichtet. Es mag wenige Städte ohne Haußmann'sches Regime geben, die in so kurzer Zeit so bedeutende Umgestaltungen in der Physiognomie ganzer Stadttheile aufzuweisen hätten wie Warschau.

Wir müssen noch das großartigste und merkwürdigste der neuen Bauwerke der polnischen Hauptstadt erwähnen: die kolossale Gitterbrücke über die Weichsel, welche in den letzten funfziger bis in die Mitte der sechziger Jahre mit einem Aufwande von mehr als drei Millionen Silberrubel erbaut worden ist. Das eiserne Gitterwerk von massenhafter Wucht ruht auf einer Reihe von Granitpfeilern, die über 200 Fuß von einander abliegen. Die Fahrbahn liegt 50 Fuß über dem Weichselspiegel und ist so breit, daß sie für die den Wiener Bahnhof mit dem Petersburger verbindende Pferdeeisenbahn und für doppelte Reihen von Wagen bequem ausreicht; zu beiden Seiten der Fahrbahn läuft noch ein geräumiger Weg für die Fußgänger. Die unter Leitung des Generals Kerbedz, eines Lithauers, gebaute Brücke bildet ein würdiges Seitenstück zu der berühmten Dirschauer, wird aber jetzt durch die kürzlich vollendete Dnjeprbrücke bei Kijew wieder in Schatten gestellt.

Die auf dem niedrigen rechten Weichselufer liegende Vorstadt Praga hatte nach der Erstürmung durch Suwaroff in den neunziger Jahren bis in die neueste Zeit eine sehr obscure Existenz gefristet. Noch vor zehn Jahren bestand dieser zwölfte der administrativen Bezirke Warschaus fast nur aus elenden Hütten, die an holperigen Wegen und zwischen wüstem Unland zerstreut lagen. Durch die neue Brücke, welche die Verbindung mit Warschau erst zu einer völlig gesicherten und ununterbrochenen gemacht hat, ist endlich für Praga eine neue Epoche des Aufschwungs herbeigeführt worden. Eine Anzahl hübscher gemauerter Häuser ist entstanden, die Straßen sind gepflastert und regulirt, man hat einen öffentlichen Garten angelegt, und eine russische Kirche naht sich der Vollendung. Der Petersburger und der Terespoler Bahnhof haben die Vorstadt beträchtlich vergrößert und einen lebhaften Verkehr in derselben hervorgerufen. Restaurationen und Vergnügungslocale sind neu entstanden oder aus früherer Niedrigkeit zu lebhafter Frequenz emporgewachsen, und vom linken Ufer hat sich mancher Einwohner übergesiedelt, so daß die Vorstadt an Seelenzahl schon eine nicht unansehnliche Mittelstadt repräsentirt. Mit dem Ausbau der Praga-Terespol-Covester Bahn nach Smolensk-Moskau und der zu erhoffenden Ausführung der Linie Lukow-Lublin-Lemberg geht der hier zusammenfließende und ausstrahlende Verkehr einer gewaltigen Steigerung und damit Praga selbst einer glänzenden Zukunft entgegen.

Praga wird von den Russen gern als eine Art vorgeschobener Posten russischer Expansion nach Westen zu betrachtet, und hat durch Lage und Verkehr etwas mehr bemerkbares russisches Element. In der Hauptstadt selbst sucht sich selbstverständlicherweise in neuerer Zeit das Russenthum auch immer mehr geltend zu machen, doch erreicht dasselbe äußerlich und innerlich nur geringe Erfolge. Das Militär ist in Warschau fast ganz außerhalb der eigentlichen Stadt casernirt und dislocirt, so daß es die Staffage des hauptstädtischen Straßenverkehrs weniger belebt als in anderen Hauptstädten. Nur die Offiziercorps und die Beamtenwelt treten hier als dominirende Contingente der Einwohnerschaft hervor. Zur eigentlich ansässigen, „ständigen" Bevölkerung gehören nach den neuesten amtlichen Ausweisen noch nicht einmal anderthalbtausend Personen russischer Nationalität. Daß die russischen Würdenträger, deren Mittel es gestatten, in Equipagen und Dienerschaft den russisch-nationalen Typus vertreten, ist selbstverständlich und bringt bei russischen Galafesten, namentlich vor den Residenzen des Statthalters und des griechischen Erzbischofs sowie vor den russischen Kirchen, ausnahmsweise auch russische Straßenbilder zuwege.

Daß man bestrebt ist, der Hauptstadt Polens ein möglichst russisches Gepräge aufzudrücken, zeigt sich in vielen Einzelnheiten. So müssen alle kaufmännischen Schilder und Firmen, alle Namen, Adressen, Anzeigen und Aushänge an Häusern und Thorwegen groß und deutlich in russischer Sprache angebracht sein; die Polen müssen sich bescheiden, daß die Landessprache wenigstens noch nebenher gebraucht werden darf. Für den russisch-griechischen Cultus ist eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Kirchen und Capellen erbaut oder aus ehemaligen katholischen Gotteshäusern hergestellt worden. Während des Aufstandes wurden für einen Theil der verstärkten Garnison Baracken und Zeltlager auf Straßen und Plätzen der innern Stadt errichtet, so daß manche Strecken dem Publicum ganz unnahbar gemacht wurden. Schon viel früher war die in dem Dorfe Wola vor dem westlichen Thore Warschaus, wo ehemals die polnischen Könige gewählt wurden, von Wall und Graben umgebene Kirche, welche 1831 von den Russen mit Sturm genommen wurde, zur Friedhofskirche der „rechtgläubigen" Gemeinde verwendet worden.

An Zahl bedeutender und durch seine lebhafte Betheiligung an Handel, Gewerben und socialem Verkehr einflußreicher als das Russenthum ist unter der ansässigen und fluctuirenden Einwohnerschaft Warschaus die deutsche Nationalität vertreten. Das dem Deutschthum zufallende Contingent würde noch ansehnlicher sein, wenn wir dasselbe, wie das Russenthum mit der griechischen Kirche, so mit der evangelischen Confession zusammenwerfen dürften. Dies würde aber den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Allerdings ist der Abstammung nach nur unter den Reformirten eine erheblichere Anzahl von Nationalpolen zu finden, während die augsburgischen Confessionsverwandten — neun Zehntel aller Evangelischen — fast ausnahmslos von deutscher Herkunft sind. Allein von letzteren rechnet sich regelmäßig schon die zweite, in Polen geborene Generation zur polnischen Nationalität und wird officiell, wo die panslavistische Tendenz den Polenhaß noch überwiegt, ganz bereitwillig dem Slaventhum zugezählt. Aus den allerletzten Jahren fehlen uns leider amtliche Nachweise über die nationale Gruppirung der Warschauer Einwohnerschaft; doch ist wenigstens bis 1860 auch dieser Gesichtspunkt in der officiellen Statistik berücksichtigt worden. Nach den uns vorliegenden Listen des letztgenannten Jahres waren von den 11,810 Protestanten der „ständigen" Bevölkerung 6588 der deutschen Nationalität zugeschrieben. Nach den für 1870 in Warschau zusammengestellten Listen ist die Zahl der ansässigen Protestanten auf 10,541 Individuen zurückgegangen, so daß sich also jedenfalls auch die Zahl der angesessenen Deutschen vermindert hat. Dagegen darf wohl die Anzahl der zur fluctuirenden Bevölkerung gehörigen Deutschen bedeutend höher angeschlagen und die Gesammtzahl der Deutschen in Warschau auf 15,000 bis 20,000 Köpfe berechnet werden. In allen größeren Comptoirs und industriellen Anstalten, in Läden und Fabriken aller Art, unter Lehrern, Musikern, Aerzten, in Privatdiensten sowie selbst in mehreren Zweigen des öffentlichen Dienstes findet man zahlreiche Deutsche. Sehr beachtenswerth ist es, daß sich in Warschau, diesem Centralpunkt eines slavischen Landes unter slavischer Regierung, das Deutschthum, von Russen und Polen im Grunde doch ungern gesehen und seit langer Zeit in keiner Weise mehr begünstigt, zu einer entschieden weit bedeutenderen und eingreifenderen Geltung gebracht hat, als in der zweiten ehemaligen Hauptstadt Polens, dem unmittelbar vor den Grenzen Deutschlands liegenden und jetzt seit einem Vierteljahrhundert unter einer oft als deutsch bezeichneten Regierung stehenden Krakau.

Eine noch weit mächtigere, man kann sagen geradezu gebietende Bedeutung unter den Elementen der Warschauer Bevölkerung hat das hier seit einem Jahrzehnt riesig anwachsende Judenthum. Die officielle Statistik bietet uns in dieser Hinsicht die allerschlagendsten Angaben. Nach der neuesten Zählungsübersicht hatte Warschau im verflossenen Jahre eine Gesammteinwohnerzahl von 254,561 Seelen, wovon 189,107 auf die stabile, 65,454 auf die fluctuirende Bevölkerung entfielen. Der Zuwachs, welchen die stabile Bevölkerung im letzten Jahrzehnt erfahren hat, fällt beinahe gänzlich der jüdischen Bewohnerschaft zu. Unter den 161,361 Köpfen der stabilen Bevölkerung von 1860 waren nach den amtlichen Listen 42,639 Juden; von den 189,107 stabilen Einwohnern im Jahre 1869 sind 67,584 als Israeliten verzeichnet. Während also die christliche Bevölkerung in den bezeichneten neun Jahren nur von 118,722 auf 121,523 Seelen, mithin nur etwas über 2 Procent gestiegen ist, hat sich die israelitische Bevölkerung in demselben Zeitraume fast um 60 Procent vermehrt. Dabei ist zu vermuthen, daß auch von den 65,454 Seelen der fluctuirenden Bevölkerung des vorigen Jahres ziemlich die Hälfte, mindestens aber ein reichliches Drittel dem Judenthum angehört, so daß von der Gesammtbevölkerung Warschaus gegenwärtig jedenfalls mehr als der dritte Theil dem mosaischen Bekenntniß angehört.

Ihr volles Licht erhalten die vorstehenden Zahlen aber erst durch die Thatsache, daß, laut der officiellen Statistik, die Juden im ganzen Königreiche Polen sich im Verlaufe der letzten funfzig Jahre nahezu um 200 Procent, die Christen kaum um 80 Procent vermehrt haben. Auf Grund dieser amtlichen Statistik ist berechnet worden, daß, sofern die bisherigen Verhältnisse in gleicher Weise fortdauern, die Anzahl der Juden in wenig mehr als einem Jahrhundert derjenigen der Katholiken, in anderthalb Jahrhunderten der Gesammtzahl sämmtlicher christlichen Confessionsgenossen gleichstehen und dann dieselbe überbieten wird. Auch wenn wir annehmen, daß die Zahlen der russischen Statistik nicht ganz zuverlässig sind und der Zuwachs in den großen Städten theilweise auf Kosten der Vermehrung in den kleineren Orten erfolgt, so bleibt doch das Factum bestehen, daß die Juden in Polen einen weit größern Procentsatz der Gesammtbevölkerung als in irgend welchem andern Lande ausmachen, und, sich in rapider Weise vermehrend, zu der christlichen Bevölkerung in ein immer günstigeres numerisches Verhältniß treten.

Trotzdem erscheint uns die nationale Zukunft des Polen-

thums nicht gefährdet, und man wird gut thun, diesem ungewöhnlichen Zustande kein übertriebenes Gewicht beizulegen. Die Juden in Polen sind nicht als eine fremde Nationalität zu fürchten, weil sie ja keinen politischen Zusammenhang mit einem auswärtigen Staatswesen haben, sie sind vielmehr nur als ein Stand, als eine Classe der Bevölkerung zu betrachten, welche den Mangel oder doch den unzureichenden Bestand eines specifisch nationalen Bürgerthums großentheils ersetzt. Auch ist nicht zu vergessen, daß sich mit der fortschreitenden Aufklärung und Gesittung, sowie mit der allmählichen Durchführung der confessionellen Emancipation in neuester Zeit immer größere Kreise des Judenthums der nationalen Idee und Art angeschlossen haben. Unter solchen Umständen wird sich der polnische Grundcharakter Polens und seiner Hauptstadt auch fernerhin im Wesentlichen erhalten und bewähren.

Die neue Volksmärchen-Literatur.

r. d. Es ist unnöthig, Worte darüber zu verlieren, welches die Bedeutung der Volksmärchen für die Ethnologie sei; sie ist längst anerkannt, und aus diesem Grunde möge auch hier eine — allerdings nicht vollständige — Uebersicht der neuen Volksmärchen-Literatur Platz finden, die von Felix Liebrecht im „The Academy“ (9. April 1870) mitgetheilt wird. Während der letzten Jahre, sagt er, sind nicht unwichtige Ergebnisse im vergleichenden Studium der Volksmärchen zu Tage gefördert worden. Andererseits hat sich das Material zur Lösung dieses Problems durch tüchtige Märchensammlungen beträchtlich vermehrt. Indem wir uns auf jene Märchen beschränken, welche außerdeutschen Völkern entstammen, führen wir nur einige der wichtigsten an. Die kalmückischen und mongolischen, Siddhi-Kür und Ardschi-Bordschi genannten Sammlungen, hat zum ersten Male mit Text und einer sorgfältigen deutschen Uebersetzung Professor Jülg in Innsbruck veröffentlicht (Leipzig 1866. Innsbruck 1868). Gleichzeitig erschienen Dr. Radloff's „Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens“ (Bd. I, 1866. Bd. II, 1868), die Märchen und Balladen mit Text und deutscher Uebersetzung enthalten. Einer der wichtigsten Beiträge zur Märchenliteratur Indiens wurde 1868 in London von Sir Bartle Frere unter dem Titel Old Deccan Days veröffentlicht. Dann in Afrika finden wir einige dieser indischen Erzählungen wiedergegeben, wie das beweisen wird in Bleek's Reynard the Fox: or Hottentot Fables and Tales (London 1864), durch Callaway's Nursery Tales of the Zulus (London 1864) und durch Steere's Swabili Tales as told by the Natives of Zanzibar (1869).

Sehr wichtig und in mehr als einer Weise anziehend ist Rink's Sammlung: Eskimoiske Eventyr og Sagn (Kopenhagen 1866), deren Autor viele Jahre dänischer Gouverneur von Südgrönland war. Diese Sammlung zeigt höchst überraschende Parallelen zu europäischen Erzählungen, selbst unter jenen Eskimostämmen, die sehr wenig, wenn überhaupt, mit Europäern in Berührung gekommen sind. Demnächst soll eine Sammlung von funfzig Erzählungen und Legenden aus Lappland erscheinen, die Professor Friis in Christiania, der sich längere Zeit im norwegischen, schwedischen und russischen Lappland aufhielt, gesammelt hat. Proben daraus, übersetzt von Felix Liebrecht, wird die in Wien erscheinende Zeitschrift „Germania“ bringen.

In derselben Zeit ist das russische Märchen von Professor Orestes Müller in St. Petersburg beleuchtet worden; mit demselben Gegenstande beschäftigt sich Professor Comparetti in Pisa. Der erstgenannte hat ein 830 Seiten starkes Werk über Ilja von Murom (den russischen Nationalhelden) und die Ritterzeit von Kiew (Ilja Muromez i bogatyrstwo Kijewskoje) geschrieben, in welchem er Stasow angreift, der die kalmückischen Siddhi-Kür als die Quelle der ältesten russischen Poesie betrachtet, während Müller sie als ein speciell slavisches Erbtheil ansieht. Stasow arbeitet an einer Replik.

Uns zum Süden Europas wendend, ist zunächst zu bedauern, daß bis jetzt keinerlei portugiesische Märchen gesammelt oder wenigstens veröffentlicht wurden, während Spanien vertreten ist durch Fernan Caballero's Cuentos y Poesias populares andaluces (Sevilla 1859, deutsch Leipzig 1861) und Milá y Fontanal's Observaciones sobre la poesia popular (Barcelona 1853), welche auch einige catalonische Erzählungen enthalten. Eine vorzügliche Sammlung griechischer und albanesischer wurde (Leipzig 1864) von dem gelehrten F. G. von Hahn veröffentlicht, der vergangenes Jahr starb. Indem wir uns nach Italien wenden, finden wir, daß seit Straparola's Notti Piacevoli, welche bloß achtzehn eigentliche Märchen enthalten, nur eine einzige dürftige Sammlung erschienen ist. Giambattista Basile's Pentamerone, welches vor mehr als zweihundert Jahren veröffentlicht wurde, enthält funfzig Erzählungen im neapolitanischen Dialekt, die durch reizende Künstlichkeit in der Ausführung bemerkenswerth sind, aber im Dialekt und Stil große Schwierigkeiten darbieten. Sie wurden von J. E. Taylor (London 1848) ins Englische übertragen, mit Auslassung von neunzehn Erzählungen, deren Inhalt sich nicht gut wiedergeben ließ. Seit Basile's Zeiten bilden einige in verschiedenen Zeitschriften zerstreute Aufsätze die Summe der italienischen Märchenuntersuchungen, mit Ausnahme der Novellini di Santo Stefano, den fünfunddreißig von Angelo de Gubernatis niedergeschriebenen, und aus dem Munde des Volks im toscanischen Dorfe San Stefano di Calcenaja und Umgebung gesammelten Märchen (Rivista Contemporanea 1869). In den Novellini findet sich nichts Neues, der größere Theil ist schon im Basile enthalten und in der sicilianischen Sammlung von Laura Gonzenbach (Sicilianische Märchen aus dem Volksmunde gesammelt, 2 Bde. Leipzig 1870). „Der Teufel und der Bauer“, die vierunddreißigste Erzählung der Novelline, ist jedoch besonders interessant, da Liebrecht nur zwei Parallelen zu dieser Märchenform aufzufinden wußte; eine französische im Rabelais (Buch IV, Theil 2. Cap. 45 bis 47) und eine indische im Somadeva. Neben der eben erwähnten sicilianischen Sammlung ist noch der erste Band der Canti popolari Siciliani, preceduti da uno studio critico von Dr. Giuseppe Pitrè soeben erschienen. Dieser Band enthält mehr als 700 Lieder, mit historischen, philologischen und erläuternden Anmerkungen. Der zweite soll die heiligen und pro-

fanen Volkslegenden nebst Ammen- und Wiegenliedern, Schnurren und Kinderreimen enthalten.

Wie gewaltig das Verbreitungsgebiet einzelner Märchen ist, wie stereotyp dasselbe Thema bei den verschiedensten Völkern wiederkehrt, das hat jüngst Oskar Peschel in seiner Abhandlung über den Mann im Monde bewiesen.

Die anthropologischen Gesellschaften.

Die Zeitungen melden uns, daß sich am 1. April dieses Jahres die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte constituirt hat; mit ihr ist nun auch formell unser gelehrtes, forschungseifriges Vaterland in die Bewegung eingetreten, welche seit kaum zehn Jahren sich dem Ziel der Erkenntniß des vorgeschichtlichen Menschen, seines Zusammenhanges mit der übrigen Schöpfung und mit den jetzt die Erde bevölkernden Racen zugewendet und durch Eifer und Glück bereits erhebliche Fortschritte gemacht hat. Zwar hatte Deutschland schon 1861 einen Congreß von Anthropologen innerhalb seiner Grenzen begründen sehen und besaß seit 1865 im „Archiv für Anthropologie" ein allseitig hochgeachtetes Organ für die einschlägigen Arbeiten, aber es fehlte doch an der festen Vereinigung, welche in Frankreich, wo sie freilich durch das allumfassende Paris sich stets von selbst ergiebt, und in England so Großes zu leisten vermochte. Nun wurde bei der vorigjährigen Naturforscherversammlung zu Innsbruck zuerst der Vorschlag einer Deutschen anthropologischen Gesellschaft gemacht und die Gründung vorbereitet. Zu Ende des vergangenen Jahres war der wichtigste Zweigverein derselben, der Berliner, bereits fest constituirt, während der Wiener sich vor wenigen Wochen bildete. Die anthropologischen und urgeschichtlichen Forschungen werden durch diese Organisation ohne Zweifel wohlthätige Impulse empfangen; an Kräften fehlt es ja in unserm vielmittelpunktigen Deutschland nicht, wohl aber thut oft ein strammeres Zusammenfassen derselben Noth als für gewöhnlich beliebt zu werden pflegt.

Die erste aller anthropologischen Gesellschaften wurde unseres Wissens im Jahre 1800 zu Paris begründet; ihre Zwecke waren vorwiegend ethnographische, und zwar stellte sie sich die für diese Zeit ziemlich neue Aufgabe, aus den Reisen in fremde Länder einen größern Nutzen für die Kenntniß der Völker zu ziehen, als es bis jetzt geschehen war. Sie wollte besonders durch Instruction der Reisenden wirken, die vorzugsweise beachtenswerthen Punkte zusammenstellen und dergleichen. Dennoch kam sie zu bald von ihrem Wege ab; naturwissenschaftliche Beobachtung der ethnographischen Erscheinungen lag nicht im Kreise der Interessen der damaligen Wissenschaft, entbehrte fast jeglicher Grundlage und trat gegen die großen Bewegungen in anderen Zweigen der Naturforschung zurück. Historische und politische Untersuchungen überwogten daher auch in der ethnographischen Gesellschaft bald die ursprünglichen Zwecke, und am Ende kam es auf diese Weise dazu, daß die Gesellschaft sich in einen Verein von Philhellenen verwandelte, und in ihren Schriften die damals berühmte, in viele Sprachen übersetzte Schrift Korai's über die Zustände Griechenlands unter türkischer Herrschaft veröffentlichte. Im Jahre 1839 bildete sich in Paris wiederum eine ethnographische Gesellschaft, dieses Mal der schon reifer gewordenen Ethnographie und Anthropologie entsprechend, von größerer, originalerer Thätigkeit (sie hat einige Bände sehr werthvoller Abhandlungen herausgegeben, worunter besonders Artikel über afrikanische Völker hervorzuheben sind, leider sich aber auch wieder viel zu sehr in politische Fragen verwickelt); in sie wurde der vor der Februarrevolution so heftig geführte Streit über die Emancipation der Sklaven in den französischen Besitzungen hineingetragen. Sie kam 1847 sogar mit der Polizei in Conflict und hatte sich in diesen Debatten so sehr von ihren wissenschaftlichen Zielen abgewandt, daß sie, als die Revolution dem ganzen Meinungskampfe durch das Abolitionsdecret ein Ziel setzte, sich in der Stille aufzulösen für gut fand.

Zu London war 1844, kurz darauf auch in Neuyork ein Verein für Ethnographie gegründet worden; jener verhielt sich ziemlich still, da in London die verschiedenen Vereine zum Schutz der Sklaven und der Wilden ihm die Last politischer und socialer Erörterungen abnahmen; um so lauter geberdete sich dagegen dieser mit seinen Dependenzen, da ein nicht geringer Theil des Streites für und wider die Sklaverei in ihm ausgefochten ward. Die Wissenschaft gewann bei diesen Debatten mehr, als sonst bei solchen Gelegenheiten der Fall zu sein pflegt, und die Arbeiten von Morton, Nott und Gliddon sind noch heute von großem Belang, trotzdem seit dieser Zeit die größten Fortschritte gemacht worden sind.

Die häufiger und fruchtbarer werdenden Reisen in fremde Länder, die Entdeckung der Pfahlbauten, die Auffindung der Reste des vorhistorischen Menschen, die Erforschung der knochenführenden Höhlen, die Entwickelung der Schädelkunde hatten am Ende der fünfziger Jahre die Anthropologie und Ethnologie in den Stand gesetzt, bestimmten Zielen nachzustreben, sich fest umschriebene Aufgaben zu stellen und ihr Terrain wenigstens im Allgemeinen zu begrenzen und zu überschauen. Damit war eine bessere Zeit für die Thätigkeit anthropologischer Vereine gekommen, und als ein solcher im Jahre 1859 zu Paris entstand, entwickelte sich rasch eine große Theilnahme an demselben; er konnte schon in den ersten Jahren hervorragende Arbeiten veröffentlichen, wie denn in seinem Schooß die wichtigen Verhandlungen über die Reste von Moulin Quignon, über die verschiedenen Zeitalter im Dasein des quaternären Menschen und dergleichen geführt wurden. Im Jahre 1861 trat in Göttingen der Congreß deutscher Anthropologen unter Rud. Wagner's Anführung zusammen; 1863 schied aus der alten Londoner ethnographischen Gesellschaft sich ein anthropologischer Verein aus, der nun bald 1000 Mitglieder zählt; 1865 entstand ein ebensolcher Verein in Madrid, und im selben Jahre wurden in Spezzia die seitdem berühmt gewordenen internationalen anthropologischen Congresse begründet, welche bis jetzt in Neufchatel, Paris, Norwich, Kopenhagen getagt haben. Endlich schloß sich im vorigen Jahre Deutschland an, da die seiner Zeit in Göttingen entstandene Vereinigung nur mehr provisorischer Art gewesen war. In dieser Associationsbewegung spiegelt sich deutlich der Aufschwung der anthropologischen Studien; vor zehn Jahren bezweifelte man noch das Vorkommen fossiler Menschen — heute hat der fossile Mensch schon eine gewaltige Literatur heraufbeschworen. Das ist auch ein Merkmal der Zeit! —

Fritz Ratzel.

Die Insel Noirmoutier.

Nach Franz Piet*).

r. d. Die Insel **Noirmoutier** liegt an der Nordwestküste des französischen Departements Vendée vor der Bucht von Bourgneuf unter 47° nördlicher Breite und 4° 35′ westlicher Länge von Paris. Sie hat einen Umfang von sieben Lieues, ist fortwährend durch Anschwemmungen in der Vergrößerung begriffen und zählt etwa 900 Einwohner. Südlich von der Loiremündung gelegen, empfängt sie alles von diesem Strome mitgeführte Erdreich, das um den Granitkern des Eilandes sich sammelt und seit einem Jahrhundert einen Landzuwachs von etwa 700 Hectaren veranlaßt hat. Dadurch wächst die Insel auch immer mehr mit dem Lande zusammen, von dem aus man zur Ebbezeit trocknen Fußes nach Noirmoutier hinübergelangen kann. Der Weg ist unter dem Namen Passage du Gois bekannt; er ist etwa 5 Kilometer lang und in der Mitte mit einer Bake versehen, auf welcher ein Häuschen bei plötzlich anschwellender Fluth dem Wanderer Sicherheit gewährt.

Noirmoutier und die benachbarten Inseln Bouin und d'Yeu waren im Alterthum als Insulae Namnetum oder Namnitum bekannt; der alte einheimische Name von Noirmoutier war Er, Erus, Eri, Erio, der, keltischen Ursprungs, wohl mit Erin (Irland) dasselbe sein dürfte. Der heutige Name stammt von dem Kloster, welches der heilige Filbert auf der Insel gründete und Monasterium insulae Hero nannte, woraus Hermoutier und durch Corruption Nermoutier entstand. Und so heißt die Insel noch heute bei den Eingeborenen wie auf dem benachbarten Festlande; nur der Schriftgebrauch hat daraus ein Noirmoutier gemacht.

Der Boden Noirmoutiers gehört vier verschiedenen geologischen Epochen an. Den Kern bilden Granite, Glimmerschiefer und Gneiß. Die secundären Formationen sind durch Sandsteine, in denen sich verkieselte Versteinerungen finden, und Quarzite vertreten. Die tertiären Meeresablagerungen, die man nur bei der tiefsten Ebbe beobachten kann, gehören der miocenen Periode an; daran schließen sich die neueren Bildungen. Auch eine Mineralquelle mit alkalischem Eisenwasser besitzt die Insel.

Das Klima ist sehr mild. Es friert selten, und die immergrünen Eichen, die Myrten, Lorbeer-, Feigen- und Granatbäume sowie viele andere südliche Pflanzen kommen gut im Freien fort; aber der Weinstock will nicht gedeihen. Auf den Dünen, den Feldern, in den Morästen, kleinen Wäldern und an der Seeküste kann man eine große Anzahl seltener und interessanter Pflanzen sammeln, z. B. Omphalodes littoralis, Echium plantagineum, Amaryllis lutea, den seltenen Farrn Asplenium lanceolatum. Manche Arten Käfer und Crustaceen sind Noirmoutier eigen, z. B. ein Staphylinus und eine Art Garneele (Gammarus Impostii, Milne-Edwards). D'Orbigny nennt einen Bulimus (Schnecke), die nur an der Küste Noirmoutiers bisher gefunden wurde. Die Nähe der Loire und weitgedehnte Sandbänke in der Umgebung begünstigen das Vorkommen von Fischen, unter denen Blennius Pieti, Platessa nebulosa und Clupea asperogasterus als seltene Arten zu verzeichnen sind. Die Blindschleiche und Natter, aber nicht die Viper, sind auf der Insel vertreten; Vögel und Säugethiere stimmen mit jenen des Festlandes überein, doch sind 2000 Esel, welche als Lastthiere benutzt werden, besonders zu erwähnen.

Die Einwohner sind ein armes und elendes Völkchen; der Grund und Boden gehört wenigen großen Herren, und von diesen sind die meisten Eingeborenen abhängig. Salz ist ein Hauptthandelsartikel; es wird in großen Massen durch Verdampfung am Strande gewonnen. Der Getreidebau, wenn auch nicht rationell betrieben, ist doch ziemlich bedeutend; man exportirt Weizen und andere Cerealien nach Bordeaux und Bayonne. Die Fabrikation von Kunstdünger aus Seetang und pulverisirten Muschelschalen wird schwunghaft betrieben, nicht minder die Gewinnung von Varecsoda, durch Einäschern des Tangs; man exportirt von derselben jährlich über eine Million Kilogramm im Preise von 60 Franken für 1000 Kilogramm. Nur wenige Boote fahren auf den Sardinenfang in die Bai von Bourgneuf. Desto wichtiger ist die Austernfischerei und der Austernhandel, denn auf den Bänken von Noirmoutier kommen die kleinen grünen Austern vor, die von den Feinschmeckern außerordentlich geschätzt werden. Die Ausfuhr beträgt 20 Millionen Stück jährlich, die zu 90 bis 100 Franken das Faß von 5000 Stück verkauft werden.

Als eine der Plagen der Insel muß das **Anwachsen und Vorrücken der Dünen** im Westen bezeichnet werden, die mit einer Geschwindigkeit von 20 Meter im Jahre vorwärts marschiren und auf ihrem Gange Alles übersanden. Man sucht ihrem Fortschreiten durch Anpflanzungen entgegenzuwirken. Im Ganzen hat Noirmoutier 800 bis 900 Hectaren Dünen. Der Theil der Insel, welcher aus angeschwemmtem Marschland besteht, ist eingepoldert, d. h. mit Deichen umgeben, welche ihn gegen das Wegschwemmen schützen. Bei dem Flecken Noirmoutier zieht sich eine Sandbank an der Küste hin, und dort beabsichtigt man jetzt ein Seebad zu errichten.

*) Recherches sur l'île de Noirmoutier par François Piet. Das kleine Werk ist nicht im Buchhandel erschienen und nur in wenigen Exemplaren vertheilt worden. Da diese französische Insel, die manches Aehnliche mit unseren friesischen Inseln zeigt, wenig bekannt ist, so bringen wir hier einen Auszug aus der seltenen Schrift.

Aus allen Erdtheilen.

Zur Ethnographie Madagaskars.

F. R. Die Bewohner Madagaskars stellen eines der schwierigsten Probleme ethnographischer Forschung dar, und man darf wohl ohne Furcht vor Uebertreibung sagen, daß die Erde kein in Bezug auf Herkunft und Zusammensetzung räthselhafteres Volk beherberge als die Madagassen. Die Insel gehört geographisch zu Afrika, aber so wie manche Anzeichen in ihrer

Pflanzen- und Thierwelt auf einen vor nicht sehr langer Zeit bestandenen Zusammenhang mit Südasien hindeuten, so weisen auch die menschlichen Bewohner eine gewisse Verwandtschaft mit den Malayen des indischen Archipels auf. Die Bevölkerung ist jedoch hier so wenig wie dort eine einheitliche, übereinstimmende; sie umschließt offenbar verschiedene Elemente, die noch nicht zu völliger Abgleichung ihrer weit auseinandergehenden Eigenthümlichkeiten gelangt sind, und in dieser Mischung liegt die große Schwierigkeit einer eindringenden Erkenntniß ihrer ethnographischen Stellung. Während allerdings die Sprache sämmtlicher Stämme, so weit sie bekannt ist, eine so entschiedene Verwandtschaft mit den malayisch-polynesischen Idiomen bekundet, daß eine Einwirkung von Seiten dieser Inselvölker des Ostens (wie sehr man auch über Alter und nähere Umstände derselben in Zweifel sein mag) als festbestimmte Thatsache angenommen werden mußte, erinnern die körperlichen Eigenschaften nur theilweise an die Südasiaten und deuten vielmehr nach den Kaffern Südafrikas und oft genug nach dem Negertypus hin. Nach der Analogie des Verhältnisses, das zwischen eingeborenen Schwarzen und eingewanderten Malayen auf manchen Inseln des indischen Archipels besteht, möchte es wohl als das Nächstliegende erscheinen, auch für Madagaskar eine afrikanische Urbevölkerung neben eingewanderten Asiaten anzunehmen.

Leider liegen aber die Verhältnisse in unserm Falle nicht so klar wie auf den Philippinen oder Molukken, indem durchgreifende Sprachverschiedenheiten fehlen und auch die körperlichen Eigenschaften nicht wie dort eine ziemlich scharfe Trennung schwarzer und brauner Menschen gestatten. Will man die Annahme der Einwanderung festhalten, so muß man dieselbe in der Weise fassen, daß man sagt: die Völker von Osten, welche die dem Malayisch-Polynesischen ähnliche Sprache nach Madagaskar brachten, blieben lange genug in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, um ihr Idiom den ursprünglich Eingeborenen mitzutheilen, gingen aber dann durch Vermischung mehr oder weniger in die letzteren über. Es ist das natürlich nur eine Hypothese, welche indessen, wenn auch noch auf keinem Punkte bewiesen, von großer Wahrscheinlichkeit ist; es wird sich nun, nachdem besonders in den letzten Jahren ein reiches Material von Berichten über das merkwürdige Inselvolk zusammengekommen ist, darum handeln, dieselbe zu prüfen und eventuell auf ihr fortzubauen. Neuere Reisende, wie besonders Ellis, welche Madagaskars Bewohner genau kennen gelernt haben, fanden dieselbe, so weit ihre Beobachtungen reichten, bestätigt, und es läßt sich hoffen, daß jetzt allmälig das über der madagassischen Ethnographie ruhende Dunkel sich erhelle.

Das letzte Vierteljahrsheft der Londoner „Anthropological Review“ bringt eine lichtvolle Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen, welche bei Erörterung der ethnographischen Stellung der Madagassen in Frage kommen; indem wir die etwas weitgreifenden „Alamode“-Folgerungen, welche Hottentoten, Buschmänner, helle Stämme der Madagassen, Malayen und Anamiten den Papuas, Kaffern und Consorten gegenüberstellt und zu Einer Race verschmilzt, bei Seite lassen, heben wir einige Ergebnisse neuerer Untersuchungen über die Verwandtschaften des Inselvolkes mit den das gegenüberliegende Festland bewohnenden afrikanischen Völkern heraus, da gerade diese Seite der Frage, so weit uns bekannt, bis jetzt weniger beachtet worden ist, als die vielbesprochene Sprachverwandtschaft mit den Malayen.

Im Körperbau gleichen manche madagassische Stämme in hohem Grade den Kaffern, selten den Negern; wo die Farbe sich dem Schwarzen nähert, glaubt man oft echte Kaffern vor sich zu haben. Schon Lesson hebt diese Aehnlichkeit hervor, macht aber gleichzeitig für die Bewohner von Südmadagaskar die Papuaähnlichkeit als besonders charakteristisch geltend, wie er denn bekanntlich in Madagaskar die Heimath dieser negerähnlichen Völker des Ostens vermuthete. (!!) Viel allgemeiner ist die Uebereinstimmung mit den Kaffern und theilweise auch mit den anderen südafrikanischen Stämmen in Bezug auf Sitten und Gebräuche, und auf diesem Gebiete scheint in einigen Punkten nur die Annahme eines frühern Zusammenlebens der nun durch einen breiten Meeresarm getrennten Völker im Stande, die sehr weitgehenden Analogien zu erklären, obschon natürlich auch hier wie in allen ähnlichen Fällen die Möglichkeit, daß beide das Gemeinsame aus einer dritten Quelle erhielten, nicht aus den Augen zu lassen ist.

Es fällt schwer ins Gewicht, daß die Namen der Hausthiere diesseits und jenseits des Mozambique-Canals die gleichen sind, daß die große Rolle, welche die Geister verstorbener Familienglieder in den religiösen Vorstellungen spielen, hier wie dort alle anderen religiösen Ideen weit zurückdrängt und besonders in der Verehrung verstorbener Häuptlinge sich zu einem eigenthümlichen Götzendienst entwickelt hat; daß die abergläubige Furcht vor dem Krokodil, sowie seine daraus fließende Verehrung und die Anbetung grüner Eidechsen, die häufigen gottesdienstlichen Reinigungen durch Wasser oder Feuer, die Beschneidung, die große Bedeutung des Looswerfens und anderer Befragungen des Schicksals bei beiden Völkern wiederkehrt. Auch die eigenthümliche Stellung der Schmiede, die eine Kaste bilden, in welche der Eintritt nur nach mancherlei Ceremonien gestattet wird und welche von Steuern frei sind, ist beiden gemeinsam. Manches ließe sich hier noch anreihen, was vielleicht im Einzelnen auch bei anderen Völkern zu finden ist und aus gleichen Verhältnissen sich an verschiedenen Orten unabhängig von jeder Uebertragung durch Wanderung und Verkehr entwickelt, was aber unter so vielen in gleicher Richtung bedeutsamen Thatsachen seinen Werth erhält.

Da nun manche dieser Gebräuche auch bei den Malayen wiederkehren und selbst die Sprache der Kaffern der Anklänge an die madagassischen und malayischen Dialekte nicht entbehrt, so hat man die Bewohner Süd- und Ostafrikas, Madagaskars und des indischen Archipels, so weit sie nicht entschiedene Neger sind, zu einem gemeinsamen Stamme vereinigt und ihnen sogar mongolische Bruchtheile (wie die Anamiten u. A.) zugesellt, ja sogar die alten Aegypter mit in diesen Kreis hereingebracht, theils auf linguistische, theils auf craniologische und nicht zuletzt auf pflanzen- und thiergeographische Gründe sich stützend. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das vor der Hand Phantasien von mehr als zweifelhaftem Werthe sind; sie dürfen nicht mit solchen Hypothesen verwechselt werden, welche zerstreute Thatsachen zu vereinigen und durch Wahrscheinlichkeitsschlüsse der Erkenntniß vorzuarbeiten bestrebt sind, denn sie sind nicht wahrscheinlich, sondern bloß möglich, und dies nicht mehr als manche andere Annahme.

Von den Hovas, dem nun nahezu die ganze Insel beherrschenden Stamme des Innern, sprechen sowohl Ellis als Oliver als von einem ziemlich hellfarbigen, in keiner Weise negerartigen Volke; ihre Beschreibungen erinnern in hohem Grade an die, welche man von Polynesiern, Malayen, Kaffern und anderen zu keiner der scharf definirbaren Racen gehörigen Völkern zu erhalten gewohnt ist. Die Hautfarbe ist meist ein mehr oder weniger helles Braun, das Haar selten wollig, meist straff oder lockig, die Gesichtsbildung nähert sich oft dem mongolischen Typus wie bei den Malayen, erinnert aber auch nicht selten an europäische Physiognomien, da die Stirn wohlgebildet und weder Nase noch Mund das Breite und Gequollene des Negers haben. Von einigen Stämmen wird berichtet, daß sie eine ähnliche übelriechende Ausdünstung haben sollen wie die Neger und wie sie auch den Kaffern zugeschrieben wird.

Höhlengänge in Südafrika.

r. d. In den letzten von Livingstone in die Heimath gesandten Briefen spricht dieser von „Stämmen, die in Rua in unterirdischen Wohnungen leben“. Eine Höhle dort soll dreißig englische Meilen lang sein und kleine Gerieſel besitzen, und ein ganzer Bezirk kann eine Belagerung in der Höhle aushalten. „Die Schriften darin,“ so wurde mir berichtet, „[illegible] Thierzeichnungen und keine Buchstaben, sonst würde ich hingegang[illegible]“, um sie zu sehen. Das Volk ist sehr schwarz, gut gebaut und der Außenwinkel der Augen schief geschlitzt.“ Zu diesem Ausspruche Living-

stone's giebt nun im „Athenäum“ J. A. Grant, der Begleiter Speke's, einen Commentar. Wo Rua mit seinen Troglodyten-wohnungen liegt, wird von Livingstone nicht gesagt, doch ist es der nördlichste Punkt, welchen der Reisende erreichte. Auf einer von Capitän Speke veröffentlichten Karte liegt jedoch etwa 100 englische Meilen westlich vom Tanganyika-See eine Landschaft Uruwa; möglicherweise, meint Grant, ist sie identisch mit Livingstone's Rua. Auf Petermann's Karte von Südafrika finden wir Waruwwa. Interessanter ist die Frage, wie es sich mit dem großen Tunnel oder Höhlengang verhalte, und auch hier weiß Grant Auskunft. Als er, von seiner großen Nilreise mit Speke zurückkehrend, die nubische Wüste zwischen Abu-Hamed und Korosko durchschnitt, die sich bekanntlich durch sonderbare Felsgestaltungen („Globus“ XI, S. 225) auszeichnet, fragte er einen seiner eingeborenen Begleiter, Namens Manua, ob er schon je eine so seltsame Landschaft gesehen habe. „Ja,“ antwortete der Mann aus dem Innern, „dieses Land erinnert mich an das, was ich in der Gegend südlich vom Tanganyika-See erblickte, als ich mit einer Araberkarawane von Unianiembe reiste. Dort ist ein Kaoma genannter Fluß, der in den See fließt, und an den Ufern erheben sich ganz ähnliche jähe Berge, wie hier vor uns.“ Auf Grant's Frage, ob das Volk in Kähnen über den Fluß setze? antwortete Manua: „Nein, sie haben keine Boote, und selbst wenn sie solche besäßen, könnten sie doch nicht landen, da die Ufer zu steil sind. Sie passiren in einem natürlichen Tunnel oder Höhlengang unter dem Flusse hindurch. Ich und die ganze Reisegesellschaft gingen auch auf unserm Wege von Luwemba (Lobemba) nach Urungu (Marungu) hindurch und kehrten auch wieder durch ihn zurück.“ Manua beschrieb die Länge, indem er angab, der Marsch durch den Höhlengang habe von Sonnenaufgang bis zum Mittag gedauert, und die Höhe, indem er behauptete, daß wenn man auf einem Kameel gesessen haben würde, man die Decke nicht hätte erreichen können. Im Innern wächst schlankes Rohr von der Dicke eines Spazierstocks; der Weg war mit Kieselsteinen bestreut, 400 Ellen breit und leidlich gut zu sehen (?). Die Felswände sahen aus, als ob sie auf künstliche Weise geglättet seien. Von dem oben strömenden Flusse drang keinerlei Wasser hindurch; man verschafft es sich aus gegrabenen Brunnen. Manua fügte hinzu, daß die Leute von Wambweh Zuflucht in diesem Höhlengange finden und dort mit ihren Familien und ihrem Vieh leben, wenn sie von dem kriegerischen Stamme der Watuta belästigt werden, die von den Zulukaffern abstammen.

Die Uebereinstimmung beider Berichte liegt auf der Hand, nur die von Livingstone angegebene Ausdehnung, dreißig englische Meilen, ist weit bedeutender als jene, die Manua zuläßt. Er marschirte in sechs Stunden durch den Tunnel, was etwa funfzehn englische Meilen ausmacht; auch von Figuren oder Schriftzeichen sagt er nichts. Jedenfalls ist die ganze Sache noch mit großer Vorsicht aufzunehmen.

Die Todtenhöhle von Durfort.

r. d. Diese liegt im Arondissement Vigan des französischen Departements Gard und ist neuerdings eingehend untersucht worden. Den Landleuten der Umgegend war sie schon längere Zeit bekannt; sie stiegen hinab und holten sich dann und wann einen Schädel oder einen Knochen aus derselben hervor. Die neue, von wissenschaftlichen Männern vorgenommene Durchforschung hat nun ergeben, daß die Grotte bis zur Höhe eines Meters mit zahllosen Menschenknochen erfüllt war, zwischen denen man die verschiedenartigsten Geräthe und Schmucksachen entdeckte, z. B. acht Stück längliche Perlen, gegen dreißig Feuersteinmesser, eine Flöte aus Knochen, ein Schlüsselbein, in dem sich noch eine Bronzeklinge vorfand, welche den Tod veranlaßt haben mußte. Neben diesen Gegenständen grub man Topfscherben und drei wohlerhaltene Schädel aus. Diese waren dolichocephal und hatten weit vorgeschobene Kinnladen. Der Zeit nach gehören diese Menschenknochen und Geräthe in die Uebergangsperiode zwischen Stein- und Bronzezeitalter; sie sind etwa gleichzeitig mit den in der Höhle von Saint-Jean-d'Alcas (Aveyron) aufgefundenen Menschenresten und stellen den Begräbnißort eines kleinen Stammes vor. Die Männer waren Jäger; sie trugen um ihren Hals die durchbohrten aufgereihten Zähne der auf der Jagd getödteten Wölfe, Füchse, Wildschweine und Rehe; als Kleidung bedienten sie sich gewiß der Wildhäute; doch kannten sie schon den Gebrauch der Knöpfe. Auch bearbeiteten sie den Alabaster und andere weiche Gesteinsarten, aus denen sie Geräthe verfertigten, und betrieben Handel, denn nur auf diesem Wege konnten die oben erwähnten Perlen aus rothem Kupfer zu ihnen gelangt sein.

Die französischen Missionäre auf den Gambier-Inseln.

Die Gruppe der Mangarewa- oder Gambier-Inseln in der Südsee besteht aus vier größeren und einigen kleineren Inseln, südöstlich vom Tuamotu-Archipel, 23° S. 117° W. v. P. Sie wurde 1797 von Wilson entdeckt, liegt in der Fahrbahn zwischen Chile und Tahiti, ist wichtig, weil sie gutes Trinkwasser enthält, und hat etwa 2000 polynesische Bewohner, über welche sich 1844 Frankreich ein Protectorat angemaßt hat. Dann kamen auch die „Unvermeidlichen“, nämlich die Missionäre, welche gründlichen Unfug treiben. Wir finden darüber in der „California Staatszeitung“ vom 17. März folgenden Bericht:

Herr Louis Jacolliot, kaiserlicher Richter auf Tahiti, hat eine Broschüre herausgegeben, um den frühern Gouverneur der Insel, Grafen de la Ronciere, welcher des Mißbrauchs der Amtsgewalt angeklagt ist, zu rechtfertigen. Das Interessanteste in dieser Schrift sind die Notizen über das Treiben der französischen Missionäre auf den Inseln des Stillen Oceans, wo sie Niederlassungen gegründet haben und das im Ganzen zahme und widerstandslose Volk der Eingeborenen auf die maßloseste Weise tyrannisiren und ausbeuten. So haben die Patres vom Missionshause Picpus sich der Gambier-Inseln (südöstlich und etwa 14 Tage Fahrt von Tahiti) bemächtigt und dort, nachdem sie die etwa 2000 zählenden Eingeborenen getauft, ein theokratisches Regiment eingeführt, welches seines Gleichen sucht. Wie ihre Brüder in Indien und China Handel und Bankgeschäfte treiben, so haben die ehrwürdigen Väter auf den Gambier-Inseln unter der Leitung des Paters Laval die Ausbeutung der Perlen- und Perlmutterfischerei unternommen und behaupten das Monopol derselben. Die Eingeborenen sind durch Vermittelung ihrer Häuptlinge verpflichtet, eine bestimmte Quantität von Perlen und Perlenmuscheln zu liefern, wofür sie Kleider und sonstige Bedürfnisse bekommen. Der Pater Laval hat sich eine starke Polizeimannschaft einexercirt, womit er jeden Widerstand zunichte macht; die Häuptlinge werden mit Todesdrohungen und ewigen Strafen geschreckt und im Gewahrsam gehalten. Die Sittenpolizei bei diesem sinnlichen Volke betreibt der Pater Laval in einer solchen Weise, daß alle unverheiratheten Mädchen Abends eingesperrt und Morgens wieder entlassen werden; an den Vorabenden der großen Kirchenfeste werden überhaupt alle Weiber von den Männern getrennt und über Nacht eingesperrt gehalten; es bestehen zu diesem Zwecke etwa 100 Gefängnisse.

Diese seltsamen Einzelnheiten sind bei Gelegenheit des folgenden Vorfalls den Behörden zu Tahiti bekannt geworden. Ein gewisser Pignon von Tahiti begab sich mit seiner Frau und seinem Neffen, Dupuis, nach den Gambier-Inseln, um dort Handel mit Perlen und Perlmutter zu treiben. Man ließ sie anfangs sich ruhig etabliren, aber bald fand sich, daß sie der Mission eine sehr gefährliche Concurrenz machten; die Eingeborenen verbargen die Perlen und Muscheln, so viel sie konnten, vor ihren Aufsehern und verkauften sie an Pignon. Da rückte eines Morgens der Pater Laval mit etwa 50 Mann von seiner Polizei an und nahm die drei Europäer gefangen, sperrte sie ein und ließ ihr Etablissement niederreißen. In der Untersuchung über diese Sache ist sogar behauptet, daß ein Vergiftungsversuch gegen den Pignon stattgefunden habe; Pignon sagt, er habe ihm verdächtige Speisen, die man ihm gereicht, einem Hunde

gegeben, der, nachdem er davon gefressen, in wenigen Minuten gestorben sei.

In Verlegenheit, was er mit den Gefangenen machen sollte, ließ endlich der Pater Laval Pignon und seine Frau nach Tahiti zurückbringen, behielt aber Dupuis zurück. Pignon führte nun zu Tahiti Klage bei dem kaiserlichen Commissär de la Richerie, dieser ward aber gerade abgerufen und an seine Stelle trat de la Ronciere. Von den Thatsachen unterrichtet, fuhr dieser mit einem zahlreichen Personal nach den Gambier-Inseln und stellte selbst eine Untersuchung an, die das Obengemeldete ergab und noch mehr. Der schon genannte Dupuis war drei Monate lang eingesperrt gehalten wegen Verdachts des Ehebruchs, obgleich der Pater Laval eingestand, daß es ziemlich sicher sei, daß der Ehebruch nicht begangen worden; aber nach dem Gesetze des Paters wird Jeder, der im Verdachte unkeuscher Absichten steht, nach den Umständen drei bis sechs Monate lang eingesperrt. Eine andere Klage ward von der schiffbrüchigen Mannschaft eines chilenischen Schiffes erhoben, die in einem Boote die Inseln erreichten. Sie wurden nicht ans Land gelassen, sondern gezwungen, nach Tahiti weiter zu steuern, wo sie erst nach einer Fahrt von zwanzig Tagen voll Mühe und Entbehrung ankamen. Zwei Jahre lang wurde die Untersuchung über die Angelegenheit Pignons hingeschleppt, und endlich sprach das Ministerium, dem diese Sachen unterworfen sind, dem Pignon und Familie eine Entschädigung von 140,000 Francs zu, welche der Pater Laval bezahlen soll.

R. A. **Zur Statistik der Volksbildung.** Im Nachtrage zu dem S. 25 über die Volksbildung in verschiedenen Ländern Gesagten bringen wir hier noch einige auf Belgien, Mecklenburg, Rußland und Spanien bezügliche Ziffern. Einem statistischen Ausweise zufolge, den das belgische Ministerium des Innern veröffentlichte, stellt sich heraus, daß, trotz der Anstrengungen, welche in den letzten Jahren zur Verbreitung des Volksunterrichts gemacht worden sind, doch nur 49 Procent der Bevölkerung lesen und schreiben können. Dieses Verhältniß schwankt nach den einzelnen Provinzen zwischen einem Maximum von 63 (Luxemburg) und einem Minimum von 42 Procent (Ost-Flandern). Am günstigsten zeigt es sich in den beiden ackerbautreibenden Provinzen Luxemburg und Namur, wo die Kinder, wenn auch im Sommer auf dem Felde, doch im Winter die Schule besuchen.

Wie es selbst nach den keineswegs pessimistischen Angaben der officiellen Statistik in dieser Hinsicht in Spanien aussieht, möge Folgendes beweisen. Im Jahre 1860 wurden unter 15,673,000 Spaniern nicht weniger als 11,837,000 gefunden, welche weder lesen noch schreiben, und 705,000 andere, die nur lesen konnten. Höchst beklagenswerth ist die Art und Weise, wie der Unterricht in den wenigen Schulen des Landes ertheilt wird, wo nach den Befehlen der vertriebenen Königin das junge Geschlecht noch immer „sehr spanisch und sehr katholisch" heranwächst. Nach obigen Ziffern sind mehr als drei Viertel aller Spanier ohne Schulbildung und weitere 5 Procent haben nur eine sehr mangelhafte erhalten. Bringt man von diesen 75, beziehentlich 80 Procent auch noch 25 Procent für Kinder in Abzug, so bleibt doch die traurige Thatsache bestehen, daß über die Hälfte der Erwachsenen nicht den allernothdürftigsten Unterricht erhält.

In Rußland können wir wieder die bei der Recrutenaushebung vom 15. Januar bis 15. Februar 1869 festgestellten Daten zu Grunde legen. Von den 87,344 neu eingetretenen Recruten waren nur 8583 des Lesens und Schreibens kundig, somit 9,76 Procent der Gesammtzahl. Im Vergleich zu dem Vorjahr, welches 9,02 Procent des Lesens und Schreibens kundige Soldaten lieferte, beträgt die Zunahme 0,74 Procent, also nicht einmal 1 Procent. Für die nächsten Jahre muß die Zahl solcher Recruten in geometrischer Progression wachsen, da die seit 1864 zahlreich eröffneten Volksschulen von jetzt an ihren Einfluß fühlbar machen werden.

Auch für den Mangel an Schulbildung in Mecklenburg geben — nach den vom statistischen Bureau zu Schwerin herausgegebenen „Beiträgen zur Statistik Mecklenburgs" — die 1853 bis 1862 eingestellten Recruten den besten Maßstab ab. Von je 100 hatten in den Städten 70, im Dominium 90 und in der Ritterschaft sogar 94 eine mangelhafte oder gar keine Schulbildung. In der Ritterschaft konnten 39 Procent der eingestellten Recruten weder lesen noch schreiben. Das Gesammtresultat für das ganze Land ist, daß Schulbildung hatten 15, eine mangelhafte 59 und gar keine 26 Procent! Hierzu ist es nicht nöthig, einen Commentar zu schreiben.

Funde von Steinwerkzeugen in verschiedenen Theilen Arabiens und Aegyptens. In der Sitzung vom 14. März d. J. wurden der Pariser Akademie der Wissenschaften darüber neuerdings Mittheilungen gemacht. Richard, derselbe Reisende, der schon früher schätzbare Untersuchungen auf diesem Felde angestellt hat, besuchte im letzten Jahre den Sinai und fand auf kleinen Anhöhen nordwestlich von der Hauptgruppe reiche Lager der verschiedensten Steinmanufacte: Hämmer, Messer, Pfeilspitzen, Haublöcke und dergleichen; später fand er bei Kairo in der Nähe des jetzt wieder oft erwähnten „steinernen Waldes" Steinäxte aus hartem Sandstein, und bei Theben, nicht weit von den Grabstätten, zahlreiche „pierres taillés". — Die ägyptische Steinzeit ist durch diese Funde neuerdings constatirt, allein es wäre nun wünschenswerth, auch andere Reste als diese wenig mehr als nichts aussagenden Werkzeuge, etwa Hausthierreste oder gar Knochenreste der Steinägypter, ans Licht gebracht zu sehen, damit eingehendere Erkenntniß dieser frühen Epoche der nordafrikanischen Cultur ermöglicht werde; die Pyramidenbauer und Obeliskenerrichter werden ja wohl nicht Alles um- und unterwühlt haben.

* * *

— Die Gewaltthätigkeiten der Weißen gegen die Chinesen in den pacifischen Staaten Nordamerikas sind fortwährend an der Tagesordnung. Am 4. März überfiel eine wilde Bande weißer Taugenichtse in der Gegend von Virginia City etwa anderthalb hundert friedliche chinesische Arbeiter, mißhandelte dieselben in brutalster Weise und zerstörte ihre Häuser von Grund aus. Merkwürdig, aber erklärlich, ist, daß die Abolitionisten, welche die Neger vergöttern, für die weizengelben Asiaten keine Sympathie zeigen; diese haben freilich keine schwarze Haut, haben keine Wolle auf dem Kopfe und sind keine Faullenzer, sondern fleißige Leute.

— Bei San Diego im südlichen Californien ist ein ungemein reiches Goldlager aufgefunden worden, und man erlebte dort „ein Goldfieber erster Classe".

— Die maskarenische Insel Réunion (Bourbon), im Indischen Ocean, ist, den letzten Nachrichten zufolge, von einer geradezu entsetzlichen Dürre heimgesucht worden. Seit elf Monaten war auch nicht ein einziger Tropfen Regen gefallen; die ganze Zuckerernte ist verloren, und die Hitze war so groß, daß auch die stärksten Bäume verdorrten.

Inhalt:

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Mittheilungen aus Japan.

I.

Literatur der Japaner. — Volksbücher. — Declamatoren und Sängerinnen. — Romantische Sagen und Heldenerzählungen. — Verehrung alter Bäume. — Bäume und Thiere haben eine Menschenseele. — Kanasawa. — Eine japanische Herberge.

Die Japaner haben außer ihrer gelehrten Literatur auch eine ungemein ausgedehnte und umfassende Volksliteratur. Von uns ist schon früher einmal darauf hingewiesen worden, daß sie auch Uebersetzungen europäischer Werke besitzen, namentlich über Länder- und Völkerkunde, Astronomie, über fast alle Zweige der Naturwissenschaften, Medicin und Kriegskunst. Die Bücher finden bei der Lust zum Lesen, welche bei allen Classen angetroffen wird, einen großen Absatz und sind erstaunlich wohlfeil. Selbst die Soldaten auf der Wache lesen, ebenso Frauen, Mädchen und Kinder auch der unteren Stände. Zahlreich sind die Encyclopädien, die Werke über Künste und Gewerbe, Atlanten und Städtepläne, und die meisten Bücher sind reich mit Illustrationen versehen, die mehr oder weniger künstlerischen Werth haben. In den Werken über die Landesgeschichte fehlt eine bildliche Darstellung des Mikado nicht; aber allemal so, wie er in alten Zeiten gewesen ist. Diese Zeichnung scheint traditionell zu sein. (S. 214.)

In der Romanliteratur, in Novellen und Erzählungen unterscheiden die Japaner zweierlei Arten von Stil. Ein poetisch oder lyrisch begabtes Volk sind sie nicht, aber an Phantasie fehlt es ihnen keineswegs; ihre Bilder zeigen, daß sie sich in phantastischen Auffassungen gefallen und bildliche Allegorien sehr lieben. So stellen sie auch die beiden Stilarten allegorisch dar. Der noble Stil schauet, wie unsere Illustration zeigt, hochnasig und vornehm in die Welt hinaus und giebt sich eine vornehme Miene; der populäre Stil hat ein krankes Bein, stützt sich auf einen Krückstock und sieht dreist und etwas grimmig aus.

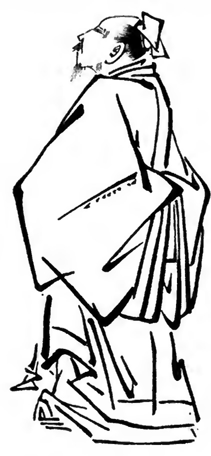
Das Volk läßt sich gern Geschichten erzählen. Sobald in Yeddo die Tagesarbeiten eingestellt worden sind und die Handelsgeschäfte ruhen, finden sich auf Kreuzwegen und bei den Werften Gruppen von Männern, Frauen und Kindern zusammen und bilden einen Halbkreis um ein an der Mauer aufgeschlagenes Gerüst, auf welchem ein Erzähler von Handwerk steht, ein Declamator, wie wir sagen würden. Er trägt seine Sachen mit viel Emphase vor, während seine Mimik eine sehr gemessene ist. Die Rede unterbricht er manchmal, um eine Tasse Thee zu trinken und ein paar Züge aus seiner Tabackspfeife zu thun. Während einer solchen Pause rauchen auch seine Zuhörer, machen Scherze und unterhalten sich über das, was der Declamator gesagt hat. Bald nachher macht dieser eine Verbeugung vor seinem hochverehrten Publicum und erzählt seine Geschichte weiter oder fängt eine neue an.

Sehr häufig treten auch Sängerinnen auf. Sie geben unter der Veranda eines Theehauses, im Hofe der Herbergen oder auch auf einem freien Platze ihre Romanzen oder Couplets zum Besten. Eine Sängerin, welche allein ihre Vor-

träge hält, hat insgemein ein kleines Pult vor sich, auf welchem ein Textbuch liegt, und begleitet ihren Gesang mit dem Samsin, der japanischen Zither, die nur drei Saiten hat und für uns Europäer nicht harmonisch klingt. Die Saiten werden mit einem Elfenbeinstäbchen geschlagen.

Sängerinnen, welche sich Ruf erworben haben, treten zu dreien oder vieren auf; sie begleiten sich nicht selber, sondern haben ihr eigenes Orchester. Dasselbe besteht gewöhnlich aus einigen Zithern, einer Art Violoncell, das, je nachdem es mit dem Bogen gestrichen wird oder nicht, Kokiu oder Biwa genannt wird, und aus dem Gotto, einer großen Harfe, deren Saiten der Länge nach auf einen Kasten gespannt werden, welcher den Resonanzboden bildet und am Boden liegt. Der Musiker kann dieses Instrument nur spielen, wenn er an den drei ersten Fingern der rechten Hand künstliche Nägel aus Knochen oder Elfenbein befestigt hat.

Der Schweizer Humbert bemerkt, daß diese Production zugleich ein dramatisches und musikalisches Interesse für ihn hatte und einen recht angenehmen Eindruck namentlich dann machte, wenn die Sängerinnen an einem lauen Sommerabend unter einem mit bunten Laternen behängten Bambusschuppen saßen. Oft und gern ging er an die lange Yetaïbrücke, welche oberhalb des Hafens der Kaufmannsdschonken über den Ogawa führt und die Bürgerstadt mit dem Stadtviertel Hondscho verbindet. Aus der Ferne vernahm er das Gemurmel der Spaziergänger, in der Nähe Saitenspiel und Gesang; kein Wagengerassel störte, und er wurde allemal unwillkürlich an venetianische Abende erinnert. Den Ogawa



Der noble Stil.



Der populäre Stil.

vergleicht er mit dem Canal grande. Die Zugänge der Brücken sind die Punkte, wo die japanischen Bürger erscheinen, um sich zu unterhalten, und sie sind den Plätzen in Venedig vergleichbar. An jedem Abende strömt eine große Menschenmenge zusammen, aber nie entsteht eine Unordnung, und Polizeiaufsicht ist ganz überflüssig; der Bürger von Yeddo beträgt sich wie ein Großstädter, der da weiß, was es heißt, sich richtig und angemessen aufzuführen.

Oberhalb der langen Adsumabrücke wird der große Strom als Semida-Gawa bezeichnet, und weiterhin beginnt das Freie mit Feldern, Dörfern, Wein- und Obstgärten und Theehäusern. Die ganze Gegend ist trefflich angebaut, und der Büger von Yeddo besucht gerade sie mit Vorliebe. Dort findet er bei der Riogokubrücke Alles, was er wünscht, um sich zu erholen, zu zerstreuen und zu ergötzen. Der Strom ist dort nicht mehr tief genug, um Handelsfahrzeuge zu tragen, aber so breit, daß leichtere Barken sich auf ihm bequem nach allen Richtungen hin bewegen können. An heiteren Sommerabenden sieht man dort große Flöße sich bewegen, auf welchen Feuerwerke abgebrannt werden; dort fahren auch unzählige Gondeln mit bunten Laternen hin und her, große, mit Flaggen und Wimpeln behängte breite Schiffe ziehen langsam auf und ab; auf ihnen haben sich befreundete Familien versammelt, um die Abendkühle zu genießen, und auch hier fehlen Gesang und Musik nicht. Auf der Brücke und am Ufer bewegt sich eine unzählige Menge von Spaziergängern, und das Ganze erinnert lebhaft an eine venetianische Fantasia.

Uebrigens gehören jene Familien- oder Gesellschaftsbarken, welche sich auf dem Semida-Gawa bewegen, den Besitzern respectabler Theegärten, welche dieselben an eine Partie oder an mehrere auf Zeit vermiethen; sie liefern auch allerlei

Erfrischungen und stellen die Musikanten. Alles geht in der besten Ordnung her, und man darf diese Fahrzeuge nicht mit den berüchtigten Blumenbooten der chinesischen Häfen vergleichen.

Humbert bekam von einem ihm befreundeten Beamten eine große Menge von Büchern, welche in die Volksliteratur einschlugen, namentlich moralische Erzählungen, historische Anekdoten, Legenden und Wundergeschichten. Fast alle waren illustrirt. In Bezug auf unglaubliche Dinge, welche von gewaltigen Helden verübt worden sind, können die Japaner dreist mit Ariosto in die Schranken treten. Die Recken des italienischen Dichters reichen jenen im Inselstaate des Sonnenaufgangs kaum das Wasser.

Asahino Sabro sprengt mit seinem Schlachtrosse gegen eine Schaar von Feinden an, packt mit der rechten Hand einen eisengepanzerten Krieger, welchen er in der Luft herumdreht, und weit hinwegschleudert, während er mit der Linken vermöge eines einzigen Keulenschlages zwei andere



Japanischer Schreiber.

Soldaten zu Boden schlägt, so daß sie flugs mausetodt daliegen.

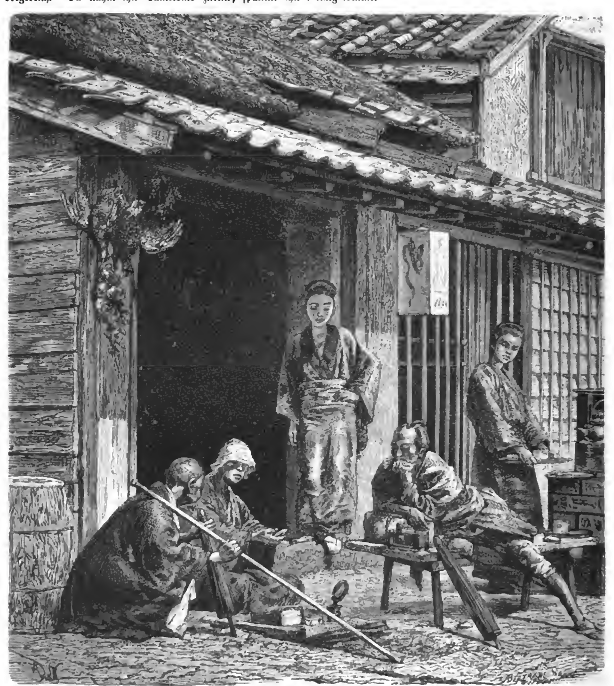
Nitan Nosiro ist ein gewaltiger Jäger. Er springt rittlings auf den Rücken eines gewaltigen Ebers, der schon einige seiner Gefährten mit seinen gewaltigen Hauern ums Leben gebracht hat. Er packt von oben herab die beiden Vorderbeine des Monstrums und stößt ihm dann gemächlich das Jagdmesser in den Nacken.

Susigeh war Stallmeister eines Mikado. Als er sah, daß einige seiner Kameraden um ein Damenbrett herumsaßen, rannte er seinem Gaule beide Sporen in die Weichen, und siehe da, das Pferd sprang mitten auf das Brett und stand dort unbeweglich auf seinen Hinterbeinen, während der Reiter wie angenagelt saß.

Auch Odysseus wird in Schatten gestellt. Als General Tametomo die Insel Fatsisio eroberte, wollte er wo möglich kein Blut vergießen. Um den Feinden zu beweisen, daß jeder Widerstand von ihrer Seite vergeblich sein werde, ließ

er zwei ihrer berühmtesten Krieger vor sich entbieten. Nachdem er ruhig auf einem Felsblocke Platz genommen hatte, reichte er ihnen seinen Bogen und fragte, ob sie ihn zu spannen vermöchten. Sie gaben sich alle mögliche Mühe, aber vergeblich. Da nahm ihn Tametomo zurück, spannte ihn mit der größten Leichtigkeit und schoß einen Pfeil so hoch, daß derselbe sich in den Wolken verlor.

Bei wir wollen sagen romantischen Schilderungen dieser Art wird sehr darauf gesehen, daß der noble Stil zur Geltung komme.

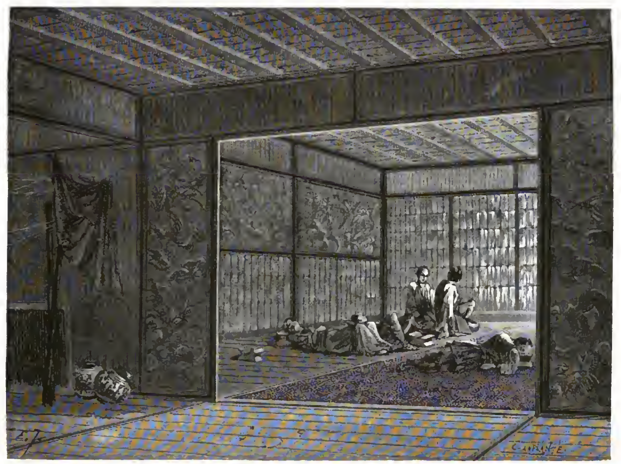


Im Vorhof einer japanischen Herberge.

Sehr beliebt beim Volk ist ein Bild, welches einen alten Mann darstellt, welcher ein Kratzeisen, wie man es beim Losreißen von Austern und Seemuscheln gebraucht, in der Hand hält; neben ihm steht eine alte Frau mit einem Besen. Sie sitzen oder stehen neben einer alten Ceder; diese ist hohl und scheint dem Paare als Wohnung zu dienen. Ein Dolmetscher sagt, daß das Volk, namentlich auf dem Lande, in dem Paare die ersten Menschen sähe, so wie die Juden und Christen in ihrem Adam und ihrer Eva. Neben dem Paare sieht man oft auch eine Schildkröte und einen Kranich, also zwei Thiere, die langes Leben haben und für glückselig erachtet werden. Bei Hochzeiten fehlen der gute Alte und seine brave Frau niemals; entweder stellt man sie im Bilde hin oder als Zuckergebäck; sie gelten als Sinnbilder dauernder Zuneigung. Als Sinnbild für unglückliche Ehen gilt der Baum **Enoki**, welcher auf dem Grabe der ersten Japanerin

wuchs, die sich von ihrem Manne geschieden hatte. Wenn zwei Eheleute ihre Gemeinschaft aufheben wollen, dann braucht nur der eine wie der andere Theil, jeder für sich, ganz heimlich an einen solchen Baum zu gehen und dort zu geloben, daß eine Trennung stattfinden solle. Eine solche läßt dann auch nicht auf sich warten, und insgemein ist der Mann dankbar dafür, daß er seine unbequeme Ehehälfte losgeworden. Zum Danke hängt er eine Votivtafel an den Baum, auf welcher ein Mann und eine Frau bildlich dargestellt sind, wie sie einander den Rücken zukehren.

Die Verehrung der Bäume steht, beiläufig bemerkt, bei den Japanern in hohen Ehren; sie legen insbesondere auf recht alte Bäume großen Werth. Als der Fürst von Yamato eine große Anzahl neuer Hausgeräthe verfertigen lassen wollte, gab er Befehl, die herrlichste Ceder seines Parks umzuhauen, weil das schöne Holz derselben zu den Möbeln verwandt werden sollte. Als aber die Arbeiter ans Werk gingen, sprang die Axt an der Rinde ab, und an jeder Stelle, wohin ein Schlag fiel, quoll Blut hervor. Denn, so weiß die Sage ferner, jeder alte Baum hat eine Seele, so gut wie die Menschen und die Götter; auch Thiere, welche es zu einem sehr hohen Alter bringen, bekommen eine menschliche Seele und übernatürliche Eigenschaften. Ein bejahrter Iltis kann aus den Bergen Wind und Wolken herabrufen, auch sind Hagel und Regen ihm zu Willen und er kann auf den Flügeln des Sturmwindes reiten. Ein Reisender, welcher gerade unterwegs ist, geht wohl tapfer und rüstig dem Unwetter entgegen, es trifft sich aber zuweilen, daß sein Gesicht ihn



Schlafzimmer in einer japanischen Herberge.

schmerzt, als habe er Messerstiche bekommen. Daran sind die Krallen des im Sturme vorübersausenden Iltis schuld. — Alte Frösche, die am Ufer der Teiche sitzen, lassen feuchte Nebel auf die Augen solcher Landleute fallen, die sich verspätet haben. Diese glauben dann die Dächer ihres Dorfes zu sehen, aber sie täuschen sich und werden in einen Sumpf gelockt. — Der Silberfasan, Yamitoro, macht sich aus seinem Gefieder einen Spiegel, hält sich für unverwundbar und fliegt deshalb vor keinem Jäger fort. Wehe einem solchen, wenn er den Vogel verfolgt! Er wird in ein Dickicht gelockt, aus welchem er keinen Ausweg finden kann, und muß umkommen. — Die Wölfe können sich verwandeln. Da war einer, welcher lange Zeit der Menschheit großen Schreck eingejagt und auch sonst vielen Schaden gethan hatte. Plötzlich verschwand er, und die Straße war nun sicher vor ihm. Die Wanderer sahen dann an jedem Abend bei einem Walde ein sehr schönes Mädchen, das in der Hand eine mit Rosen bemalte Laterne trug. Man sprach bald weit und breit von der Rosenjungfrau, die ein so freundliches Gesicht machte. Aber man überzeugte sich auch, daß Alle, welche ihr in den Wald folgten, eine Beute des gierigen Wolfes wurden. Da war auch noch ein anderes Mädchen, das an Liebreiz seines Gleichen nicht hatte; als man es aber einmal recht genau besah, stellte sich heraus, daß es eine wahre Teufelin sei.

Der hohe Berg Tadeyama hat auf seinem Gipfel einen Krater, der mit Menschenblut gefüllt ist, und dieses kocht und siedet unaufhörlich. Die Bonzen wissen ganz genau, daß dieser Krater eine Abtheilung der Hölle sei. — Die Seelen der Geizhälse müssen wieder auf die Erde zurückkommen; sie wollen nach ihren zurückgelassenen Schätzen sehen, müssen

aber zu ihrem Verdruß finden, daß dieselben verschwunden sind. Da war einmal ein sehr reiches Frauenzimmer, das aus Geiz keinen Mann nehmen wollte. Als diese Person starb, kam die nachgelassene Habe an ihre Schwestern. Die eine derselben trug ein Kleid aus der Garderobe der Verstorbenen, das sie Abends in ihrem Schlafzimmer an einen Kleiderhalter hing. Da hat sie einmal gesehen, daß ein langer, fleischloser Arm aus dem Kleiderärmel hervorkam. Selbstmörderinnen, die sich in einem Brunnen ersäuft haben, müssen in der Luft umherfliegen, allemal mit dem Kopfe nach unten.

Erzählungen solcher Art kommen in unzähliger Menge vor. Die historischen Erzählungen haben natürlich ein ernsthafteres Gepräge, an Uebertreibungen fehlt es jedoch bei ihnen auch nicht.

Weiter oben wurde gesagt, daß Märchenerzähler und Sängerinnen auch die Gasthöfe und Herbergen auf dem Lande besuchen. Nicht selten gehen wohlhabende Bürger mit ihren Familien für einige Zeit nach einem ruhigen Dorfe, um Sommerfrische zu halten, in ähnlicher Weise wie das bei uns der Fall ist. Sie finden eine Menge hübsch gelegener Punkte und gute Herbergen zur Auswahl. Die angenehmste Jahreszeit ist im mittlern Nippon von der Mitte des Juni bis weit in den Juli hinein. Dann kommt Sturm nur ausnahmsweise vor. Der aufmerksame Beobachter kann genau verfolgen, wie das Unwetter am Fusi yama sich bildet und drohend in die Bucht von Yeddo hinabrückt. Nach einigen wenigen, aber sehr heftigen Donnerschlägen zieht es dann auf die hohe See hinaus und läßt mehrere prächtige Regenbogen zurück. Gleich nachher ist der ganze Himmel rein und vom tiefsten Blau.

Für eine Sommerfrische ist Kanasawa sehr geeignet. Dieses Dorf liegt etwa zwei Meilen südlich von Yokohama; eine gute Landstraße führt dorthin, doch ist es angenehmer,



Der Kaiser von Japan in alten Zeiten.

auf dem Wasser zu fahren, namentlich an einem sternhellen Abend bei Mondschein.

Die Fischer, welche ihre Barken am Strande befestigt haben, singen eintönig, aber in einem, man könnte sagen, seufzenden Tacte ihr Gebet, das da lautet: „Amida, erbarme dich unser!“ Diese Worte müssen eine gewisse Zeit ohne alle Unterbrechung wiederholt werden.

Die Ruderer stehen zu zweien auf jeder Seite am Hintertheile des Schiffes und haben lange, starke Ruder, welchen sie, nach Art der venetianischen Gondoliere, eine halb rotirende Bewegung geben. Ein fünfter Mann, der gewöhnlich Eigenthümer der Barke ist, handhabt das Steuer. Die Ruderer muntern einander dadurch an, daß sie langgezogene Pfiffe durch die Zähne hören lassen.

Kanasawa bietet mit seinen weißen Häusern, die sich von den bewaldeten Hügeln scharf abheben, einen sehr freundlichen Anblick, und von manchem Punkte hat man entzückende Aussichten. Die Japaner haben viel Natursinn und wissen schöne Gegenden vollkommen zu würdigen. Sie bauen an dem hübschesten Punkte eine Capelle, ein Theehaus oder eine Ruhestätte, welche Obdach gewährt.

Die Herberge, in welcher Humbert abstieg, lag am Hafen, und wurde von mancherlei Gästen besucht. Unsere Illustrationen zeigen, wie es im Vorhofe derselben aussah, und wie die Gäste im Schlafzimmer der Ruhe pflegen. Sie liegen auf Matten, und dem Kopfe dient ein concav ausgeschnitzter Klotz als Stütze. Matratzen und Decken sind während der Sommermonate überflüssig; die ersteren werden durch Matten ersetzt und statt der letzteren reichen die Kleider aus. Den Europäern hatte man eine geräumige Gallerie im obern Stock angewiesen, und sie richteten sich ganz behaglich ein, obwohl das gesammte Meublement aus einigen Stützen,

zwei Bänken und einigen Brettern bestand. Aus den Stützen und diesen Brettern stellten sie eine Speisetafel her; sie packten die mitgebrachten Vorräthe aus, und der Wirth ließ durch zwei hübsche Dienerinnen, die sehr sauber gekleidet waren, gebackene Fische, Soya, Thee, Reis und Saki auftragen. Nach Tische stellten sich die Kinder der Familie vor; sie freuten sich sehr, als sie einige Stückchen raffinirten Zuckers bekamen; in Japan ist nur Rohzucker im Gebrauche, der von den Liukiu-Inseln gebracht wird.

Am andern Tage besuchten die Europäer ein Theehaus in Kanasawa, das ganz vortrefflich eingerichtet war. Die Wirthin zeigte ihnen eine große Menge japanischer Landschaftsbilder, und der Wirth lud sie ein, mit ihm nach seinem Fischweiher zu gehen. Derselbe bildete ein wahres Steinlabyrinth, stand mit dem Meere in Verbindung, war aber gegen allen Wellenschlag gesichert. Die Auswahl von Fischen war beträchtlich, und das Mittagsessen ein wahrer Triumph der Ichthyophagie: Suppe, Gekochtes, Gebratenes, Gedämpftes, Gebackenes, Alles von Fisch und jedes von einem andern Fisch. Auch Schnitten rohen Fisches fehlten nicht; sie waren ganz zart und wurden in Soya getunkt.

Nach Tische wurde eine Professorin der Musik entboten, eine Freundin und Nachbarin der Wirthsfrau. Sie nahm mit feinstem Anstande bei den Europäern Platz. Einer derselben blies Flöte, und die Professorin begleitete die Melodie, nachdem sie die Stücke einige Mal gehört hatte, nicht nur correct auf ihrer Samsin, sondern reproducirte sie dann auch selbständig.

Die Schlachtfelder Paraguays.

Nach **Richard Burton.**

Das Trauerspiel in Südamerika ist nun zu Ende. Nachdem die Brasilianer schon seit Jahren wiederholt die „gänzliche Vernichtung" des grausamen Dictators Lopez angekündigt, dieser aber trotz aller gegen ihn aufgewendeten Macht, trotz äußerst geringer Hülfsmittel sich immer noch tapfer zu halten wußte, ist er nun doch der gegen ihn ins Feld geführten Uebermacht erlegen. General Camara, jetzt Visconde de Pelotas, war der glückliche brasilianische General, der dem Dictator den Todesstoß versetzte. Die Schlacht fand am 1. März 1870 am linken Ufer des Aquidaban oder Quidava statt, eines Flusses, der von Osten her strömend etwa unter 23° südl. Br. in den Paraguay mündet. Welch blutiges Schreckensregiment in der unglücklichen, zerrütteten Republik herrschte, haben wir früher („Globus" XV, S. 204) geschildert; heute möge es uns gestattet sein, an der Hand eines kundigen Führers einen Rückblick auf den Krieg zu geben, der fünf Jahre lang Südamerika in Athem erhielt und auch Europas Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade fesselte.

Capitän Richard Burton, der unseren Lesern wohlbekannte Mekkapilger und Entdecker des Tanganyika-Sees, gegenwärtig britischer Consul in Damaskus, verwaltete bis vor Kurzem das Consulat in der brasilianischen Stadt Santos. Von hier aus unternahm er Reisen; er besuchte den San-Francisco-Fluß und die ostbrasilianischen Hochlande, und fuhr dann den Parana und Paraguay aufwärts. Seine Eindrücke und Erlebnisse auf dieser Reise hat er in einem Buche geschildert, das jetzt gerade zur rechten Zeit kommt und den Titel führt: Letters from the Battlefields of Paraguay. (London. Tinsley Brothers 1870.) Im Folgenden dient es uns als Führer.

Burton schreibt: „Es war ein Kampf von Hunderten gegen Tausende, in welchem das alte Steinschloßgewehr gegen Spencer- und Enfieldbüchsen, rampunirte Karonaden gegen Witworth-Geschütze, Flöße und Canoes gegen gepanzerte Dampfer, und Armuth und Unwissenheit gegen Reichthum und alle wissenschaftlichen Hülfsmittel des Krieges stritten. Der paraguayitische Soldat hat sich durch seinen Heldenmuth selber zu Grunde gerichtet. Die meisten Ausländer sind der Meinung, daß zwei Paraguayiten drei Brasilianern völlig gewachsen waren; aber die Armee der Brasilianer und ihrer Bundesgenossen wurde wiederholt ergänzt, während Paraguay seine ganze männliche Bevölkerung in den Krieg geschickt hatte und mehr nicht leisten konnte. Die Paraguayiten haben sich durch ihr zähes Aushalten, ihre glänzende Tapferkeit und gleichmüthige Todesverachtung unvergänglichen Ruhm erworben, aber der erdrückenden Macht der Angreifer konnten sie auf die Dauer damit nicht widerstehen." Der Dictator Lopez hat einen Tod gefunden, der ehrenvoller ist als sein Leben, und die Ueberlebenden der männlichen Bevölkerung haben nun nichts mehr, wofür sie kämpfen könnten, es sei denn, daß sie nun nach Landessitte über die Frage, wer ihr nächster Tyrann sein solle, unter sich in Streit geriethen.

Im Jahre 1865, dem ersten Kriegsjahre, verfuhr die paraguayitische Armee angriffsweise und erlitt Verluste, welche die Verbündeten ermuthigten, im folgenden Jahre selbst zum Angriff überzugehen. Der von den Flüssen Paraguay und Parana an ihrer Vereinigung gebildete Winkel war die Scene der wichtigsten kriegerischen Ereignisse. Wir erinnern daran, daß der Paraguaystrom von Norden, der Parana von Osten kommt. Die weltberühmte Festung Humaita liegt am Paraguay, und weiter aufwärts an demselben Strome Asuncion, die Hauptstadt der Republik Paraguay, welche von den Journalisten von Buenos Ayres verächtlicherweise der „Wigwam des Kaziken Lopez" genannt wurde.

Der Landstrich zwischen den beiden Flüssen besteht aus Morast oder morastigem Wasser und üppigem Sumpfdickicht; daher ist er für eine Armee nahezu unpassirbar. Die wirklichen Schwierigkeiten eines Vormarsches und die Vorsicht — um einen milden Ausdruck zu gebrauchen — der Verbündeten hielt diese an jener Stromvereinigung fast zwei Jahre lang fest. In Betracht, daß Lopez sich im Feuer allezeit unbehaglich fühlte, ist die Tapferkeit, mit welcher seine hungernden und halbnackten Soldaten für ihn fochten, geradezu wunderbar.

An der seeähnlichen Mündung des Parana liegt ein kleines Inselchen, auf welchem die Brasilianer dem paraguayitischen Fort von Itapiru gegenüber eine Batterie errichtet hatten. Diese Batterie wurde am 10. April 1866 von den Paraguayiten unter Oberst Diaz angegriffen. Das Gefecht war hartnäckig. Von 25 Canoes wurden 15 in Grund gebohrt, und von 1200 Paraguayiten kamen nur 400 verwundete Leute zurück. Es war die erste jener tollkühnen Unternehmungen, in denen Lopez seine ihm fanatisch erge-

benen Truppen hinopferte. Das Fort von Itapiru war mit zwei achtzölligen Geschützen armirt, und damit hielt es vierzig Tage lang die verbündete Armee und die brasilianische aus achtzehn Dampfkanonenbooten und vier Panzerschiffen bestehende Flotte im Schach. Dies Fort war der Schlüssel der Stellung, dennoch gab Lopez dasselbe sorglos preis. Den Paraguaystrom aufwärts kostete jede Meile Weges den Dampfern einen Monat Kampf. Bei Tuyuti, wo von dem Stromvereinigungspunkte an der erste feste Boden nach Norden hin sichtbar wird, liegen 10,000 Mann begraben, die Opfer von Cholera, Pocken und Fieber. So rasch starben die Soldaten hin, daß in diesem Wassergebiete kaum fester Boden genug zu ihrer Beerdigung zu finden war. In der Nähe liegen mehrere bedeutende Schlachtfelder. Bei Curuzu wurden die Verschanzungen der Paraguayiten von den Verbündeten erstürmt, die durch vier Fuß tiefes Wasser zum Angriff waten mußten. Nach dieser Schlappe ereignete es sich, daß Lopez, gerade als wenn er seine Soldaten nicht schnell genug durch das Feuer des Feindes verlieren könnte, ein Bataillon im wörtlichen Sinne decimiren ließ. Er hatte dem General Diaz den Verlust von Curuzu vorgeworfen und zur Antwort bekommen, daß kein General seine Leute am Fliehen zu hindern vermöge. Darauf nun mußte eines der straffälligen Bataillone in Linie aufmarschiren, und jeder zehnte Mann wurde herausgenommen und erschossen. Die Offiziere des Bataillons loosten unter sich, und diejenigen, welche die langen Grashalme zogen, wurden gleichfalls erschossen. Der Engländer Thompson erzählt in seinem Buche über Paraguay diese Geschichte mit dem Beifügen, daß er erst zwei Jahre nachdem sie sich ereignet, davon Kenntniß bekommen habe. Die Verbündeten unterließen es indeß, ihren Vortheil zu verfolgen, und so gelang es durch eine unter Thompson's Leitung eilig aufgeworfene Verschanzung, die Stellung von Curupaity zu retten. Dieser Thompson, ein englischer Civilingenieur, war von Lopez entweder überredet oder gezwungen worden, in diesem Kriege unter ihm im Range eines Oberstlieutenants zu dienen. Lopez half sich damals, indem er den Generälen der Verbündeten eine Conferenz vorschlug, die natürlich resultatlos blieb, und gewann damit zwei Tage, um die Befestigung von Curupaity auszuführen. Ein erfolgloser Sturmangriff der Verbündeten auf diese Werke kostete ihnen 5000 Mann. Der Verlust traf zum größten Theile die argentinischen Truppen, welche sich auf das Wackerste durch knietiefen Morast bis an die Gräben herangearbeitet hatten und dort entdeckten, daß sie ihre Sturmleitern vergessen hatten. Dieses Unglück erfüllte die argentinische Conföderation mit Wuth und Schmerz, und während der folgenden zehn Monate, vom September 1866 bis Juli 1867, enthielten sich die Verbündeten weiterer Operationen. Schließlich wurde Curupaity von den Paraguayiten geräumt. Alle diese Positionen waren nach einem und demselben Grundsatze ausgesucht. Die Paraguayiten wählten für ihre Stellung irgend einen Punkt, wo der Strom eingeengt und reißend vorbeischoß, und etwa 50 bis 100 Ellen vom Stande ihrer Geschütze das tiefste Wasser zu finden war, so daß ein vorbeifahrendes Schiff dem Feuer am meisten ausgesetzt sein mußte. Sie stellten ihre Geschütze auf eine hufeisenförmige Bodenerhöhung, die auf dem linken oder östlichen Flußufer einen einspringenden Winkel bildete. Die Bodenanschwellung, eine von der Natur selbst gebildete Feldverschanzung, wechselte zwischen 20 und 50 Fuß Höhe, und war nördlich wie südlich fast allenthalben von undurchdringlichem Sumpf und Flußdickicht gedeckt. Oberhalb Curupaity, auf dem rechten Ufer des Stromes, lagen zur Zeit, als Capitän Burton dort seinen Besuch abstattete, die Trümmer jener Canoes, in denen tollkühnerweise die Paraguayiten in der Nacht vom 2. März 1868 zwei brasilianische Panzerschiffe angegriffen hatten. Solche desperate Unternehmungen, ein Beweis heroischer Hingabe an die Sache des Lopez, wurden mehrmals, jedoch stets erfolglos, wiederholt; sie nöthigten aber doch die Brasilianer, quer über den Fluß eine Schranke von Baumstämmen zu legen, die sie vor plötzlichen Ueberfällen schützen sollte. Allein umsonst. Eine paraguayitische Streitmacht von 1200 Mann, mit Säbeln und Handgranaten bewaffnet, wurde zu dem seltsamen Angriffe gegen die Panzerschiffe bestimmt; unter vielen Scherzen beschenkte sie Madame Lynch, die aus Irland stammende Mätresse des Dictators, mit Cigarren, und hieß sie dann gehen und ihr ihre „Gepanzerten“ zurückbringen. Die Tollkühnen schifften sich in einer äußerst dunkeln Nacht auf 48 paarweise zusammengebundenen Canoes ein, deren jedes 25 Mann trug. Einige derselben trieb der reißende Strom an den Panzerfregatten vorüber oder mitten zwischen die feindliche Flotte. Aber ungefähr die Hälfte der Paraguayiten kam glücklich ans Ziel und sprang fast unbemerkt an Bord. Der Mannschaft der beiden Panzerschiffe gelang es, sich eiligst in den Raum und in ihre Thürme, wenn auch mit Verlust von etwa 50 Mann, zu flüchten. Die Paraguayiten versuchten, ihre Handgranaten in die Geschützluken zu werfen, und rannten auf Deck umher, wie eine Katze vor einer Maus in der Falle. Die beiden Eisenschiffe waren auf diese Weise genommen. Inzwischen aber waren zwei weitere Panzerschiffe herangedampft und legten sich längsseits ihrer Cameraden, deren Decke sie mit Kartätschen reinfegten. Den überlebenden Paraguayiten blieb nichts übrig, als der Versuch, sich durch Schwimmen zu retten. Es war die allgemeine Meinung, daß die Paraguayiten, wenn es ihnen gelungen wäre, auch nur ein einziges Panzerschiff wegzunehmen, damit den ganzen Strom geräumt haben würden. Hätte Lopez noch vor Beginn des Krieges aus Europa die von ihm bestellten Panzerschiffe bekommen, so könnte er heute der Herrscher eines großen Reiches sein. Das ist wenigstens Burton's Meinung, die wir nicht theilen.

Die Festung Humaita, welche die Verbündeten durch mehr als zwei Jahre in Schach hielt, war bei flüchtiger Betrachtung fast nicht auffindbar. Wie verschiedene bereits beschriebene Festungen lag sie auf einer gekrümmten Bank auf der östlichen Seite des Stromes; die Krümmung aber war ungewöhnlich hohl, zum Vortheil der Geschützwirkung und zum Nachtheil der Schifffahrt. Die sich 20 bis 30 Fuß über den Wasserspiegel erhebende ebene Bank war stromaufwärts wie abwärts von Sümpfen umgeben. Die sämmtlichen Linien von Humaita waren mit 180 Geschützen besetzt, wovon indeß kaum mehr als ein Drittel diensttauglich waren. Einige derselben waren so mit Scharten und Beulen bedeckt, daß sie als Prellpfähle gedient haben mußten. Auch gab es da eine Anzahl altmodischer Geschützläufe, mit dem Wappen von Spanien und der Jahreszahl 1680. Die Räumung Humaitas durch die Paraguayiten fand im Juli 1868 statt. Die Ueberreste der Garnison kreuzten den Strom und warfen sich in den „Gran Chaco“ genannten Landstrich, wo sie in einer eilig aufgeworfenen Verschanzung sofort von den Alliirten angegriffen wurden. Nach zehntägiger Vertheidigung ließen sie sich zur Uebergabe bestimmen. Capitän Burton besuchte die Stellung. Frische Spuren des Kampfes lagen noch überall umher, und Alles zeugte von dem starken und energischen Widerstande Paraguays. Die armseligen Ueberbleibsel von persönlichem Eigenthum sprachen beredt von der Entschlossenheit, mit der die kleine Republik in den Kampf gegangen war. Die ärmlichen Lumpen, Ponchos von ordinärem Teppichzeuge, moderten da gleich denen, die sie getragen. Diese persönliche Besichtigung der Localität des letzten

Kampfplatzes gab dem Capitän Burton die Ueberzeugung von der Beharrlichkeit und Entschlossenheit der Paraguayiten, wie sie durch nachfolgende Ereignisse auch bestätigt worden ist. So z. B. versahen die Alliirten sie reichlich mit Witworth-Sprenggeschossen, die aus irgend einem Versehen nicht explodirten, und alsbald bohrten die Paraguayiten sich danach ein Geschütz, womit sie die Granaten dahin wieder zurücksandten, woher sie gekommen waren. Der Verfasser ist der Meinung, daß Humaita durch einen sehr energischen Sturmangriff von der Landseite aus leicht hätte genommen werden können; aber der schreckliche Verlust vor Curupaity hatte die Verbündeten jeder Unternehmungslust beraubt.

Ein guter Theil der Operationen der Alliirten mag am genauesten als ein „Kriegführen gegen den Staatsschatz" bezeichnet werden. Die Besatzung der Panzerschiffe pflegte zu frühstücken, dann den Fluß hinaufzudampfen und auf irgend etwas, was sie sahen oder auch nicht sahen, loszudonnern und zu Essenszeit wieder zurückzukommen. Das ist, meint unser Gewährsmann, ganz bequem, aber das heißt nicht Kriegführen. Die Kosten solcher Operationen müssen im Verhältniß zu den dadurch erzielten Resultaten ganz ungeheuer gewesen sein, und die Expedition war vielleicht noch kostspieliger und verschwenderischer, als selbst die englische nach der Krim. Es scheint aber, so meint Burton, als werde mit der fortschreitenden Civilisation mehr und mehr nur zum Vortheil der Armeelieferanten Krieg geführt (?). Der Contrast zwischen den gut verpflegten, wohl gekleideten Brasilianern und den nackten, hungernden Paraguayiten kehrt in den Darstellungen unsers Autors immer und immer wieder. Die brasilianischen und argentinischen Offiziere waren persönlich tapfer, aber ihr Respect vor paraguayitischer Tapferkeit machte ihr Vorgehen so umsichtig, daß dadurch der Argwohn eines furchtsamen, wenn nicht gar verrätherischen Zauderns erweckt werden mußte. Nach dem Falle von Humaita zog sich Lopez flußaufwärts zurück, und lieferte mehrere Treffen, bevor er seine Hauptstadt Asuncion preisgab. Bei **Loma Valentina**, welches der Verfasser besuchte, fielen 4000 Paraguayiten und 3000 Brasilianer; es war der härteste Kampf des ganzen Krieges. Die paraguayitischen Linien wurden durchbrochen und die zahlreiche brasilianische Cavallerie hätte den Dictator Lopez leicht fangen können. Der brasilianische Marschall Caxias aber ließ ihn nur mit Infanterie verfolgen. In jedem europäischen Heere wäre ein solcher General vor ein Kriegsgericht gestellt worden, in Brasilien aber wurde er zum Herzog gemacht.

Von den Schwierigkeiten dieses Krieges waren die zwischen den Verbündeten herrschende Eifersucht und der Haß nicht die geringsten. Das Contingent der Banda Oriental wurde bald nach Beginn des Krieges zu Grunde gerichtet und nicht wieder ersetzt. Die Argentiner und Brasilianer vertrugen sich wie Katze und Hund. Im letzten Kriegsjahre zogen sich die Argentiner aus dem Geschäfte zurück, und die schließliche Niederlage und der Tod des Lopez ist das alleinige Werk der Brasilianer. Wie es scheint, zeigte Lopez auf seinem letzten Schlachtfelde eine Entschlossenheit, wie sie ihm früher so oft gefehlt hatte. Er verglich gern seine Laufbahn mit der Napoleon's, denn er in der That in dem Vermögen glich, das er besaß, seine Soldaten für die selbstsüchtigen Zwecke ihres Generals ganz heldenmäßig kämpfen zu machen. Aber in einer Hinsicht ist diese Laufbahn von der Napoleon's verschieden. Er hat den schließlichen Zusammensturz seiner Hoffnungen nicht überlebt. In der Einöde Paraguay herrscht jetzt Friede, und die überlebenden Krieger haben Muße, um einen „Nachwuchs von Helden" zu erzeugen.

Zur Colonisation Formosas*).

X. Sowohl in den Berliner Zeitungen, wie auch durch die Schriften mehrerer Mitglieder der preußischen ostasiatischen Expedition (Maron, Werner, Friedel) ist das Project einer preußischen Colonisation der Insel Formosa wiederholt auf das Dringendste in Anregung gebracht und ausführlich erläutert. Namentlich findet sich in dem Buche Ernst Friedel's: „Die Gründung preußisch-deutscher Colonien im Indischen und Großen Ocean (Berlin 1867)" eine recht vollständige Geographie und Geschichte der „schönen Insel", die bereits nach einander portugiesische, spanische, holländische und zuletzt chinesische Eroberer gehabt hat, und neuerdings auch die Blicke des amerikanischen Admirals Perry auf sich lenkte, der sie der Unionsregierung zur Anlage einer Flottenstation und Colonisation empfahl. Die maritime und handelspolitische Wichtigkeit der südlichen und westlichen Häfen Formosas wird aber, falls nicht eine neutrale Macht, wie Deutschland, in ihnen Fuß faßt, sicher die Engländer zwingen, ihrem Colonialbesitz — ganz gegen ihren Willen — einen neuen Zuwachs zu geben, damit nicht das wichtige Hongkong französische oder amerikanische Nachbarn bekommt. Wie Friedel (loco citato Seite 21) berichtet, „soll" die preußische Dampfcorvette „Gazelle", wie verlautet, im Jahre 1864 den Auftrag gehabt haben, sich nach einem zur Anlegung eines preußischen Etablissements geeigneten Punkte auf Formosa umzusehen. Speciell wären hierbei **die Pescadores**, jene in dem Fukiencanale belegenen kleinen Inseln, welche den Schlüssel zu Formosa bilden, behufs Errichtung eines Depots für dänische Prisen (?) ins Auge gefaßt worden. „Der rapide Verlauf des dänischen Krieges und die bald wieder aufsteigenden politischen Gewitterwolken scheinen auch damals die Gründung der ersten preußisch-deutschen Colonie in Ostasien hintertrieben zu haben," sagt Friedel. Daß eine civilisirte Macht früher oder später hier eingreifen muß, um die Strand- und Seepolizei nachhaltig auszuüben, ist zweifellos, ebenso daß sich das Land zur Anlage von Pflanzungscolonien vortrefflich eignet. Die Engländer würden eine deutsche Colonisation gewiß gern (?) sehen. Friedel erzählt, daß, als am 25. August 1860 die

*) Es ist dringend nöthig, daß Deutschland in den östlichen Meeren sich einige **Flottenstationen** verschafft und geeignete Hafenplätze in Besitz nimmt. Auf der Strecke vom bengalischen Meerbusen bis Japan sind unablässig drei- bis vierhundert Schiffe unter deutscher Flagge in Fahrt; wir haben also in jenen Regionen große Interessen zu wahren. Man soll und darf aber nicht an eine **Colonisirung** denken, sondern an eine **Besitznahme** passender Oertlichkeiten, etwa in der Art, wie die Holländer im malayischen Archipelagus ihren Einfluß gegründet und befestigt haben. Von Ackerbauansiedelungen durch deutsche Menschen kann in jenen tropischen Gegenden platterdings keine Rede sein, sondern nur von Handelsfactoreien und Erwerbung von Hafenplätzen, die sich zu Flottenstationen eignen. Die Insel Formosa bietet allerdings schon ihrer vortrefflichen Welt- und Handelslage wegen ein ganz geeignetes Feld. Aber noch einmal, an „Colonisirung" darf nicht gedacht werden, nur an Occupation. A.

Dampfcorvette „Arcona" die Südspitze der Insel in Sicht bekam, der englische Lootse bemerkt hätte: „Warum nimmt Preußen die Insel nicht in Besitz? Mit einem solchen Geschwader ist das eine Leichtigkeit!" — „Dies Wort," setzt Friedel hinzu, „hallte in den Herzen aller Hörer wieder." Ein junger britischer Naturforscher, der im Sommer 1866 die Insel Formosa besuchte, Cuthbert Collingwood (Rambles of a Naturalist on the Shores and Waters of the China Sea, London 1868), spricht sich ganz ähnlich aus. Seine Erlebnisse und Beobachtungen bestätigen und erweitern die werthvollen Mittheilungen des britischen Consuls in Takau, dem bedeutendsten südlichen Hafen, Swinhoe, welche derselbe in den Proceedings of the Royal Geographical Society, Vol. VIII, und dem Journal derselben Körperschaft, Bd. 34, 1864, veröffentlichte. Die Spuren der frühern segensreichen holländischen Colonisation sind noch gegenwärtig in der traditionellen Ehrfurcht erkennbar, welche die Urbewohner (nicht die Chinesen und die an den Küsten schwärmenden Seeräuberhorden) gegen den weißen Mann hegen. Formosa ist jetzt zu drei Achtel seines Territoriums, welches vorzugsweise die Westküste begreift, in den Händen der Chinesen, welche den Verkauf von Schwefel, Kampher, Reis und anderen Stapelartikeln des Landes als Monopol in Händen halten, und vertragsmäßig nur die Häfen Takau im Süden und Tamsuy und Kelung (Kilong) im Norden für die Fremden geöffnet haben, in denen einige fremde Kaufleute ansässig sind. Einzelne der letzteren haben sich selbst weiter landeinwärts an den Strömen niedergelassen. Der Consul Swinhoe, welcher anfangs seine Flagge in der Binnenstadt Taiwanfu aufgezogen hatte, ist jedoch wieder nach dem Hafen von Takau zurückgekehrt. „Noch sind die Hülfsquellen des Landes," sagt Collingwood, „unentwickelt, und es bleibt noch einer unternehmenden Nation vorbehalten, Formosa gerecht zu werden. Die chinesische Politik hemmt nur das Wachsthum seines Handels und, wie der Hund an der Freßschüssel, thut sie das nur unvollkommen und ungenügend, woran sie Anderen keinen Antheil, außer unter ungünstigen Bedingungen, gönnt." Die Ostküste Formosas wird bekanntlich zum großen Theil von Gebirgen eingenommen, die dicht ans Meer treten, und hat nur einen Hafen, die Sanobucht. In den Gebirgen hausen die Eingeborenen, und wenn sich eine chinesische Niederlassung in einem Thale findet, steht sie fortwährend in der Angst vor einem Ueberfall der wilden, kräftigen Nachbarn.

Die Eingeborenen gehören drei Stämmen an: Dem tagal-malayischen, dem alfur-malayischen und dem melanesischen (Papuas, Negritos). Die ersten sind die civilisirtesten, ein schöner Menschenschlag, der sich durch Reinlichkeit, Biederkeit und Gemeinsinn vor den Chinesen vortheilhaft auszeichnet. Die alfurischen Malayen sind dunkler, roher, aber dennoch ziemlich gutmüthig. Die Papuas, schwarze Leute, wollhaarig, scheinen die blutdürstigsten und unbildsamsten zu sein. Als Strand- und Seeräuber sind sie sämmtlich eine Plage der Schifffahrt. Collingwood erzählt einen Vorfall, der zu bestätigen scheint, daß die formosanischen Eingeborenen weniger bösartig als die chinesischen Seeräuber sind. Wenige Monate bevor er auf dem englischen Kriegsschiffe „Serpent" die Pescadoresinseln besuchte, waren zwei englische Kauffahrer in der Nähe derselben gestrandet. Sobald die Strandbewohner das erste Fahrzeug auf dem Riff erblickten, strömten etwa 300 in 30 Booten herbei, kletterten herauf und raubten Alles, was nicht nagelfest war, der Mannschaft gewährten sie jedoch in einem ihrer Tempel ein Obdach. Das zweite Schiff wurde zwar auch ausgeplündert, doch boten sie dem Capitän unter der Bedingung einer guten Belohnung sogar ihre Dienste zum Flottmachen seines Fahrzeuges an. Collingwood, der zwei Sommer an den chinesischen Küsten verbrachte, bemerkte, daß die Eingeborenen an anderen Theilen derselben weniger gnädig mit verunglückten Europäern umzugehen pflegen. Dem stehen allerdings zahlreiche andere Berichte und constatirte schreckliche Metzeleien entgegen. Swinhoe erzählt, daß ein wilder Stamm der Südküste den ja auch bei anderen malayischen und Papuavölkern üblichen Brauch hat, wonach ein Freier seiner Zukünftigen das Geschenk eines von ihm abgeschlagenen Menschenkopfes machen muß. Daß die malayischen, besonders die Tagalstämme, bis zu einem bedingten Grade bildungsfähig sind, hat die frühere Colonisation Formosas durch die Holländer und die spanische Colonisation der Philippinen deutlich bewiesen. In physischer Beziehung sind sie den Chinesen entschieden überlegen. Collingwood's Berichte sind auch in dieser Hinsicht interessant. Er erzählt, daß der britische Viceconsul in Kelung (Kilong) die Aufmerksamkeit des Capitäns Bullock vom „Serpent" auf den 30 englische Meilen südlicher gelegenen Hafen Sauo an der Ostküste und die hier den Zuflucht suchenden Schiffen drohenden Gefahren gelenkt habe. Am 12. Juni 1866 ging der britische Dampfer in Folge dessen denn auch dorthin ab. Nachdem er das Vorgebirge von Petou passirt hatte, änderte sich der Charakter der bis dahin steil abfallenden Küste, sie wurde flacher und trat mehr zurück, bis die Mündung des Kaleewau, eines der größten Ströme der Insel, erreicht war. Eine fruchtbare Ebene von 6 Miles Breite und 13 Miles Länge mit etwa 10,000 Einwohnern umgiebt die Strommündung. Gegenüber derselben, etwa 10 bis 11 Miles entfernt, liegt ein großes Eiland, das in zwei Felsgipfel von je 1200 und 800 Fuß Höhe ausläuft und nach Osten steil in die See abfällt. Obwohl dasselbe mit großer Sorgfalt terrassenartig angebaut war, konnten die Engländer doch nirgend einen Landungsplatz finden. Der Eingang zur Sauobucht wird durch ein Riff geschlossen, das fast rechtwinkelig zur Küste verläuft, und über dem sich die Wellen, wenn der Wind steigt, wild brechen. Eine Meile lang liegt es zum großen Theil gerade über der Wasserlinie, hat jedoch drei höhere Spitzen, deren eine bis 70 Fuß hoch wird. Ein anderes Riff von wahrscheinlich ähnlicher Beschaffenheit läuft 300 Yards quer über den Hafen, das erste fast rechtwinkelig kreuzend, nur eben noch über dem Wasser hervorragend, bis auf eine 15 Fuß hohe Spitze. Es bildet einen natürlichen Wellenbrecher, der den innern geräumigen Hafen schützt, ohne ihn jedoch gefahrlos zu machen. Die Bucht wird von hohen, meist steilen Bergen umgeben, die dicht mit Wald bedeckt sind. Sie bestehen aus einem schwarzen, schieferigen Felsen, der deutlich in Spalten zerklüftet ist, die stellenweise senkrecht gegen die Meeresfläche stehen. Das große von Chinesen bevölkerte Dorf Sauo, in dem sich auch eine mit erbärmlichen Feuergewehren bewaffnete chinesische Soldatenbande befand, bot nichts Bemerkenswerthes, bis auf eine sich durch ihre Schönheit auszeichnende Eingeborene, welche die Gefangene oder Frau eines Chinesen war. An der Südseite der Bucht lag, jedoch so versteckt, daß es vom Schiffe aus nicht gesehen werden konnte, ein Dorf der Eingeborenen. Sie kamen den Engländern am Strande entgegen, und unterschieden sich sowohl in Körperbeschaffenheit wie im Anzuge durchaus von den Chinesen. Sie waren ein schöner Menschenschlag, ohne schiefgestellte Augen und stark hervorstehenden Gesichtsknochen, mit rundem Kinn, wenn auch etwas dicken Lippen, weder dumm noch wild aussehend. Ihre Hautfarbe war olivenfarbig, das Haar sehr schwarz, manchmal röthlich, bei den Weibern sehr voll und in einen losen Knoten geschürzt. Sowohl Männer wie Frauen waren kräftig, die jungen Mädchen entschieden hübsch, zu Coquetterie und Putzsucht geneigt. Ihre Kleidung war

zeitweise mehr als einfach. Wenn sie sich von den Fremden unbemerkt glaubten, gingen sie, wie dies die Kinder immer thaten, fast gänzlich nackt. Die Männer trugen sonst ein Paar kurze Hosen, zuweilen noch einen Kittel, die Weiber einen kurzen Unterrock und eine Art loser Jacke. Die Schenkel waren bis über das Knie bei beiden Geschlechtern nackt, ebenso die Füße, selbst in der Galakleidung. Das Zeug ihrer Kleider war selbstgemachtes. Viele der jungen Mädchen spannen den Faden dazu aus Hanf, während die älteren Frauen Rockzeug von $1^1/_2$ Yard Länge und 1 Fuß Breite webten. Das Dorf mochte etwa 250 Seelen haben; es waren viele Kinder darunter, alte, graulöpfige Personen gab es wenige. Ueber die Sterblichkeit und etwaige Krankheiten unter ihnen war nichts in Erfahrung zu bringen, doch waren mit Ausnahme einer jungen Frau, die von den Pocken zu genesen schien, und einer alten, die ein lepröses Aussehen hatte, nur gesunde, kräftige Menschen zu sehen. Die Chinesen, die sich für etwas weit Besseres als diese im Ganzen biederen und zutraulichen, aber keineswegs aufdringlichen „Naturkinder" hielten, nannten sie „zahme" Eingeborene. Sie waren niemals diebisch, die Frauen gelehrig, sanft und frei von unkeuscher Zimperlichkeit, wie sie den Chinesinnen eigen war. Alle hatten eine Leidenschaft für Taback und leere Flaschen, wofür sie die aus dem Portugiesischen hergenommenen Worte brasco (statt frasco) und tabacco gebrauchten. Ihre Hütten waren einfach, aus Bambus und Grasmatten aufgeführt; an Hausthieren besaßen sie Büffel, chinesische Hunde, malayische Katzen und Federvieh. Die Chinesendörfer wie auch die der „zahmen" Eingeborenen werden von Einbrüchen der Wilden im Gebirge heimgesucht. Zum Schutz gegen dieselben fand sich in Schekfan, dem zahmen Malayendorf, ein Blockhaus im Bau begriffen. Die Männer besaßen Luntenflinten und waren sehr wachsam, es gelang jedoch den Offizieren des Kriegsschiffes nicht, trotzdem sie einen Pfad ins Gebirge einen Tag lang verfolgten, etwas von den Wilden zu Gesicht zu bekommen. Dichte Gebüsche von Farrnkräutern, Kampherbäumen und tropischen Blumen bedeckten die Berge. Netzfischerei und Reiscultur ist eine der Hauptbeschäftigungen der zahmen Eingeborenen, die sich selbst „Kibalan" nannten. Die von ihnen gegebene Charakteristik stimmt sehr gut mit früheren Nachrichten über die Bildungsfähigkeit der Tagalen, und erklärt den Zustand blühender Cultur, welcher bei der Eroberung durch die Chinesen zerstört wurde, als diese unter Kokinga im März 1661 das holländische Fort Zeelandia an der Westküste Formosas überwältigten. Der bedeutendste Hafen an dieser Seite der Insel ist gegenwärtig Tamsuy, der gleich Takau durch zwei vorspringende Berge, im Norden den 2800 Fuß hohen Taitun, im Süden durch den zweigipfeligen Kwanyia (1720 Fuß und 1240 Fuß), markirt wird. Die Einfahrt ist von Land zu Land gerade eine halbe englische Meile breit, eine Sandbank verengerte sie jedoch um mehr als die Hälfte. Innerhalb erweitert sich der Hafen schnell zur Breite von dreiviertel Meile und selbst einer Meile, so daß er guten Ankergrund für große Schiffe giebt. Links steht ein kleines chinesisches Fort, und eine halbe Meile höher finden sich die Ruinen einer holländischen Casematte aus Ziegelsteinen, welche sich 50 bis 60 Fuß über den Wasserspiegel erhebt. Der Alluvialboden ist hier wie auf der ganzen Westküste sehr fruchtbar. Die Stadt (auch Hoowei genannt) steht auf der rechten Seite des Hafens, ist sehr schmutzig und von armen, lumpig aussehenden Chinesen bewohnt. In der Umgegend wird viel Reis gebaut, wie überhaupt auf der Insel; seit 1864 hat jedoch der „Taotai" von Taiwan unter dem Vorwande, daß die Production eben nur für den Consum ausreiche, die Ausfuhr von Reis aus den Häfen der Insel verboten. Da dies Embargo jedoch nicht von Peking aus bestätigt ist, so wird es in Tamsuy umgangen, während es in Takau in Kraft erhalten bleibt, so daß dem Handel des letztern Ortes großer Schaden geschieht. Die Offiziere des „Serpent" folgten einer Einladung eines Hamburger Kaufmannes, Herrn Millisch, der zehn englische Meilen oberhalb des Hafens am Tamsuyfluß in Mbangka oder Bangka, der Hauptstadt des Hooweidistrictes, lebt. Er war der einzige Europäer im Ort und bewohnte ein hübsches, zweistöckiges Haus. Die Stadt ist nicht minder schlecht gebaut und schmutzig wie eine andere chinesische. Sie hat jedoch Bedeutung, weil große Dschonken bis zu ihr hinauffahren können, und ein Flußarm, der sich oberhalb der Stadt abzweigt, den District Sankopyung durchströmt, der reiche Kampherernten giebt. Der Handel mit Kampher ist zur Zeit allerdings kaiserliches Monopol, und der „Kamphermandarin", der ihn gepachtet hat, zahlt jährlich 40,000 Dollars dafür, daß er den Pikol ($133^1/_3$ Pfund) Kampher, der ihm etwa 5 Dollars kostet, für 27 Dollars verkaufen darf. Ein Dollar für Steuer und kleinere Ausgaben, sowie 10 Procent Verlust durch Verdunstung (die Chinesen bestehen auf der Verpackung in Holz statt in Blechkisten) erhöhen zwar die Unkosten, lassen jedoch dem hohen Herrn einen hübschen Profit, „bis ein unternehmender Europäer ihm denselben entwinden und den wichtigen Handel der ausländischen Concurrenz öffnen wird." Mit Booten kann man den Flußarm des Kampherdistrictes über eine Reihe von Stromschnellen bis zu den Grenzen der von den Ureinwohnern besetzten Landstriche befahren. Der hier commandirende Militärmandarin, ein intelligenter und taktvoller Mann von 35 Jahren, wohnte der Feier des Geburtstages der Königin Victoria am Schiffe, sowie dem nachfolgenden Diner und einer Dilettantenvorstellung der „Blaujacken" bei. Er trank mit Behagen den ihm vorgesetzten Champagner und aß mit Messer und Gabel. Auf den Bergen um Tamsuy herum wächst überall die Reispapierpflanze (Aralia papyrifera) und wird in großen Mengen nach China exportirt. Große Massen Bambusrohr finden sich an allen Ufern des Flusses und geben nützliches Material für die verschiedensten Fabrikate.

Etwa in der Mitte zwischen Tamsuy und Mbangka findet man einen District mit vielen periodisch unregelmäßig fließenden heißen Schwefelquellen; im Juni 1866 waren auf einer etwa 2 Acres (3 preußische Morgen) großen Fläche 7 bis 8 Quellen in mehr oder weniger lebhafter Thätigkeit, die meisten anderen waren trocken. An den Felswänden umher hingen krystallinische Massen sublimirten Schwefels, der sich aus dem Wasser niedergeschlagen hatte. Die Quellen selbst ließen nirgend Geruch von Schwefelwasserstoff verspüren; dieser entwickelte sich erst aus den Belagsmassen der Felsen. Obwohl die letzteren zu 45 Cent per Pikol (20 Sgr. per Centner) zu haben sind, kommen sie doch nicht in den Handel, da die chinesische Regierung die Benutzung der Lager verboten hat. Collingwood und Sutton, der erste Ingenieur des „Serpent", gingen von Tamsuy in einem Boote den Fluß hinauf bei den Ortschaften Kantow, Pahchienah, dem gut bevölkerten Sikkow und Chuntengcha vorbei, bis sie zu den Gebirgspässen kamen, durch welche sie zu Fuß in ein Thal hinabstiegen, in dem der nördliche Hafen Kelung (Kilong) liegt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung war überall erstaunlich, selbst in den Gebüschen trauten sich die Engländer nicht zu schießen, weil überall neugierige Köpfe von Frauen oder Kindern auftauchten. Etwa $1^1/_2$ englische Meilen östlich von Kilong, dessen Hafen pittoresk von terrassenförmigen Sandsteinfelsen umgeben wird, liegen an den Abhängen der Hügel, welche die Quarfekaubucht umgeben, die wichtigen Kohlengruben, welche von den Chinesen in einer

sehr primitiven Art ausgebeutet werden. Keine Schachte oder Maschinen, sondern horizontale, niedrige Stollen bilden das Medium des Betriebes, der von nackten chinesischen Kulis allein mit der Hand geschieht. Die zu Tage geförderten Kohlenvorräthe sind durch kein Wetterdach geschützt; da keine Schachte existiren, läßt sich kein Urtheil über Dicke und Ausdehnung der Lager geben, zumal die Chinesen äußerst eifersüchtig sind, Europäer heranzulassen. Im Jahre 1857 sollen Fahrzeuge von Amoy die Tonne (20 Centner) für $1^1/_4$ Dollar abgeholt haben. Im Jahre 1858 erhielt das englische Kriegsschiff „Inflexible" Kohlen in Kilong zu 4 Dollars die Tonne, 1866 wurde der „Serpent" für 16 Dollars pro 100 Pikul (etwas weniger als 3 Dollars die Tonne) damit versehen, so zwar, daß die Offiziere sich die Kohle aussuchten und sie für diesen Preis zugleich an Bord geschafft wurde. Als der „Serpent" abging, waren sieben Schiffe von Hamburg, Bremen, Preußen und England im Hafen, die alle Kohlen luden. Die Kilongkohle scheint von relativ neuer Formation zu sein, sie liegt sehr oberflächlich; übereinstimmend damit, ist sie sehr leicht, brennt sehr schnell und giebt große Hitze, so daß sie den Schornstein leicht in Flammen setzt. Sie ist sehr schmutzig und unvollkommen verbrennend. Die Zugröhren verstopfen sich daher leicht und die Asche beträgt 50 Procent, so daß sie, wäre sie halb so billig als die Waleskohle und leistete die Hälfte der letztern, doch theurer als diese zu stehen kommen würde, da ihre Masse und ihr Gewicht mehr Arbeit beanspruchen. Die Lager der Kilongkohle sind in vielen Stücken denen von Labuan bei Borneo ähnlich, aus welchen die Labuan Coal Company Depots in Schanghai Hongkong und Singapore versorgt. Trotzdem beide Sorten viel billiger als die Waleskohle sind, ziehen Handelsdampfer, denen es auf den Raum ankommt, diese letztere doch vor. Die schlimmste Eigenschaft der Kilongkohle ist die, daß sie große Mengen Schlacken bildet, welche sich erhitzen und die Ofengitter schmelzen. Ganz ähnlich wie Collingwood's Bericht lauteten schon frühere des Consuls Swinhoe (Notes on the Island of Formosa, Journal of the R. Geogr. Soc. Vol. 34, 1864). Nach Perry's und seiner Begleiter, des Reverend Mr. Jones, Dr. Bache und des jetzigen „General" Heine (zur Zeit Director der Gasanstalt in Denver, Colorado), Berichten über die formosanischen Kohlen, die freilich früher datiren als die der Engländer (nämlich von 1852 bis 1854), wären mehrere Kohlenlager von verschiedener Qualität in der Umgegend von Kilong zu finden. Hoffentlich erfahren wir bald von weiteren Nachforschungen. Der Corvettencapitän Werner sagt sehr prophetisch: „Wie die Kohlenlager von Japan den Amerikanern den Vorwand für die Oeffnung jenes Reiches gaben, werden auch wohl bald wegen der Kohlen sich Liebhaber für das harmlose (?) Formosa finden. Rußland, England und Frankreich werden nicht säumen, seiner Zeit Beschlag darauf zu legen. Versäume Deutschland nicht, gleichzeitig zuzugreifen. Eine Besitzung von einigen Hundert Quadratmeilen des fruchtbarsten Landes mit Kohlen und Metallschätzen dürfte nicht zu verachten sein!" Die Chinesen sind, wie Collingwood angiebt, sehr ängstlich in Bezug auf die letzteren. Alle Landverkäufe werden von ihnen in der Weise gemacht, daß der Käufer sich verpflichtet, alle etwa im Boden aufzufindenden Goldmengen als Eigenthum des Verkäufers an diesen abzugeben. Die englische Regierung ist in der letzten Zeit gegen die Chinesen außerordentlich rücksichtsvoll geworden; sie hat sogar einen Schiffscommandanten, der sich nach früherer Weise Gewaltsamkeiten auf chinesischem Gebiete erlaubte, getadelt und Schadenersatz für die von ihm verübten Eigenthumszerstörungen gewährt. Seitdem die Regierung des himmlischen Reiches einen Yankee als Gesandten in Paris angestellt hat, wird es nothwendig sein, in streng völkerrechtlicher Weise zu Werke zu gehen, und nur solche Theile Formosas zu besiedeln, die nicht unter nachweisbarer Hoheit des chinesischen Kaisers stehen. Dazu ist aber eine baldige Entschließung nothwendig.

Ein Besuch bei den halbcivilisirten Indianern Nebraskas.

Von Professor **Wilhelm Krebs** in Omaha.

I.

Am Morgen des 27. Septembers 1869 verließ ich mit dem Expreßzug der Union-Pacific-Eisenbahn Omaha, um einigen Freunden in Columbus einen Besuch abzustatten, zugleich aber auch mit dem Verlangen, einmal jene Rothhäute, denen ich bisher nur sporadisch in unseren Straßen begegnete, wo sie sich bettelnd und stehlend umhertrieben, in Natura kennen zu lernen. Ein Freund versprach, mich schon nächsten Morgen nach der in der Nähe gelegenen „Pawnee-(Pahni-)Indianer-Reservation" zu begleiten.

Am andern Morgen fand ich schon Alles zum Abreisen vorbereitet. Mir fiel das lederne Costüm meines Freundes auf, das ihm einige Aehnlichkeit mit einem Indianer verlieh, indessen bedurfte es nur einiger Augenblicke, um mich ebenfalls in einen Sohn der Prairie zu verwandeln, und ich muß gestehen, daß sich dieser Anzug als sehr nützlich erwies; denn wenn auch nicht modern, schützte er doch die Kleider beim Reiten. Die Flinte auf dem Rücken und den Revolver im Gürtel, ritten wir bald darauf den mit einigem Gehölz bewachsenen Ufern des Loup, eines kleinen sich bei Columbus in den Platte ergießenden Flusses, entlang.

Nach einigen Stunden erreichten wir die „Vereinigte-Staaten-Indianer-Agentur" zu Genova. Das ist ein kleiner an der Mündung des Beaver in den Loup gelegener Ort. Herr Janney, Superintendent dieser Anstalt, bewillkommnete uns herzlich, und nach einer kurzen Rast gingen wir unter Begleitung des Herrn Frank North, des Commandanten der Pahni-Krieger, nach der am jenseitigen Ufer des Beaver gelegenen Reservation.

In dem 1857 zwischen der Bundesregierung und den vier conföderirten Pahnistämmen abgeschlossenen Vertrage entsagten letztere allen ihren Ansprüchen auf das früher ihnen gehörende und von ihnen bewohnte Land, ausgenommen die dreißig Meilen (englisch) lange und halb so breite Strecke an beiden Ufern des Loup Fork, zwanzig Meilen west-

lich von Columbus. Zugleich erkannten sie in obigem Vertrage ihre Abhängigkeit von der Vereinigten-Staaten-Regierung an, versprachen, sich freundlich gegen die Einwohner zu benehmen und deren Eigenthum sowie auch dasjenige jedes andern mit den Vereinigten Staaten in Frieden lebenden Stammes oder Volkes zu schonen, keinen Krieg mit anderen Stämmen zu führen, ausgenommen zur Selbstvertheidigung; alle Streitigkeiten zwischen ihnen und anderen Indianern der Regierung zur Entscheidung anheimzustellen; alle sich innerhalb der Reservation befindenden Verbrecher, welche die Gesetze des Landes oder die mit ihnen abgeschlossenen Verträge überschritten, an die Beamten der Regierung auszuliefern, und letztere auf Verlangen bei Verhaftung der Delinquenten zu unterstützen.

Hingegen versprach die Regierung den Pahnis unter Anderm: 4000 Dollars für das erste und 3000 Dollars für jedes folgende Jahr zu zahlen, die Hälfte in Waaren und das Uebrige in baarem Gelde, ferner unter ihnen zwei oder wenn nöthig vier mit tüchtigen Lehrern versehene Arbeiterschulen zu errichten, um sie sowohl in den verschiedenen Zweigen der gemeinen Schulbildung als auch in der Landwirthschaft und sonstigen nützlichen Künsten zu unterrichten, wogegen sich letztere verpflichteten, alle ihre Kinder zwischen dem siebenten und achtzehnten Jahre wenigstens neun Monate des Jahres in diese Schulen zu senden. Ferner versprach die Regierung, diesen Indianern, so lange sie ihrem Vertrage nachkämen, mindestens 5000 Dollars jährlich für den Unterhalt jeder dieser Schulen zu verausgaben, ihnen zehn Jahre lang landwirthschaftliche Geräthe und Vieh im Betrage von 1200 Dollars per Jahr zu liefern; einige Farmer anzustellen, um sie in Ackerbau und Viehzucht zu unterweisen; eine Dampfsäge und Mahlmühle im Werthe von mindestens 6000 Dollars zu erbauen und zu unterhalten; einen Müller und Ingenieur für die Dauer von zehn Jahren anzustellen, um die Pahnis in deren Betrieb zu unterrichten. Ferner versprach man ihnen, zum Schutze ihres Viehes Ställe im Werthe von mindestens 3000 Dollars zu erbauen; sie mit mechanischen Werkzeugen zu versehen, Schmiede zu unterhalten und ihre Werkstätte mit Eisen, Stahl, Zinn und anderen Metallen zu versorgen. Für die von der Regierung angestellten Arbeiter sollten Wohnhäuser errichtet und die Pahnis gegen ihre Feinde beschützt werden; zuletzt sollten sie noch 10,000 Dollars zur Bezahlung ihrer Schulden erhalten.

Daß jedoch der größte Theil obigen Vertrages auszuführen vergessen wurde, hat man leider dem schwachen Gedächtnisse Onkel Sam's zuzuschreiben; während der übrige Theil mehr die Taschen der Beamten füllt, als die Indianer mit dem civilisirten Leben der Bleichgesichter bekannt macht. Indessen ist auch die Möglichkeit, diese Rothhäute zu civilisiren und mit der Landwirthschaft, der Viehzucht, den mechanischen und technischen Künsten bekannt zu machen, gar nicht vorhanden, denn der gegenwärtigen Generation gebricht es an innerlicher Kraft, während die folgende von keiner Bedeutung sein wird. Ueberdies betrachtet auch der Indianer, obschon er kein Schüler des Sokrates ist, die mannichfachen Bedürfnisse jener Weißen, welche doch nur ins Land gekommen sind, um ihn aus seinem Besitzthum zu verdrängen, als eine Bürde, von der er sich frei fühlt, und folglich erkennt er in der Civilisation nur den Feind seines Glückes *).

Besonders auffallend ist die rasche Abnahme der im Staate Nebraska ansässigen Indianer, deren Ursache wir ohne Zweifel in ihrer häufigen Berührung mit den Weißen zu suchen haben; denn in demselben Maße, in dem die kaukasische Race hier im Westen zunimmt, vermindert sich die amerikanische. Es ist ein steter Kampf zwischen Civilisation und Barbarismus, in welchem sich beide Racen gegenüberstehen. Unvermögend, dem Europäer zu widerstehen, wurde der Indianer von dem Gestade des Atlantischen Oceans nach dem Alleghanygebirge, von hier nach dem Mississippi und endlich an den Fuß des Felsengebirges zurückgedrängt. Indessen gönnt man ihm auch hier noch nicht die Ruhe, sondern sucht ihn immer weiter westlich zu drängen. Schon ist der Pionier der Civilisation im fernen Westen erschienen, um demselben den mit seiner Existenz so eng verbundenen Jagdgrund zu entreißen und der Ceres zu weihen. So werden allmälig sämmtliche Indianer immer mehr zusammengedrängt, bis sie endlich ihren letzten Zufluchtsort, das von dem Felsengebirge und dem Sierra Nevada eingeschlossene „große Salzsee-Becken", erreicht haben, wo sie dann sowohl durch innere Fehden als auch durch die Einflüsse der sie umgebenden Weißen aufgerieben und somit den Kampf zwischen Civilisation und Barbarismus durch ihren Untergang beschließen werden.

So lange noch die amerikanische Race vor der unaufhaltsam nachrückenden kaukasischen zurückzuweichen vermag, steht ihre gänzliche Ausrottung noch in der Ferne; vermag sie jedoch dieses nicht mehr, kommt sie also mit der letztern, wie bereits bei vielen Stämmen geschehen, in stete Berührung, so empfängt sie die Keime jenes Siechthums, welches sie mit raschen Schritten ihrem gänzlichen Untergange entgegenführt; denn furchtbarer als die Mordwerkzeuge unserer modernen Kriegskunst ist nebst den Pocken der Branntwein, eine Waffe, welche die Reihen der Indianer lichtet, während andere von der niedern weißen Classe ererbte Uebel von oft nicht minder großer Wirkung sind.

Noch vor einigen Jahren betrug die Zahl der Pahnis mehrere Tausende (1853 schätzte man sie auf 4500; 1860 war sie schon auf 2750 herabgekommen), während die Ende September 1863 bei der Austheilung ihres Jahrgeldes vorgenommene Zählung nur noch 2398 ergab, worunter 597 Männer, 964 Frauen und 837 Kinder. Ein großer Theil dieser Zahl und besonders der Kinder ist krank und viele davon sterben, obschon manche durch einen guten Arzt gerettet werden könnten. Zwar versteht der Medicinmann der Indianer sich vortrefflich darauf, Wunden zu heilen, gegen innerliche Krankheiten jedoch bleiben seine Kräuter gewöhnlich ohne Wirkung, da ihm die Kenntniß über den innern Organismus und Charakter der Krankheit fehlt.

Die Pahnis theilen sich in vier conföderirte Stämme: Ski-di, Pe-ta-ha-vah-da, Chow-(Tschau)wi und Kit-ka-hah, oder in die Wolf, Tapage, großen und republikanischen Pahnis, wovon zwar jeder Stamm in einem von den übrigen abgesonderten, jedoch nahe bei einander gelegenen Dorfe lebt und zusammen ein engverbundenes, von einem Oberhäuptlinge controlirtes Lager bildet. Jeder dieser vier Stämme hat drei Häuptlinge und sechs Krieger oder Scouts; erstere bilden den legislativen und letztere den executiven Körper.

Die Familien leben, oft mehrere zusammen, in Zelten und Hütten, die aus Erde und Baumzweigen, Pfählen und mit Häuten überspannten Stangen, oder Aesten mit darüber ausgebreiteten Canevas bestehen, theils rund und gewölbt und theils als echte Wigwams spitz und eckig. Im Innern dieser Wohnungen finden wir das ganze bewegliche Besitz-

*) „Ich habe nie Holz gehackt, noch Wasser getragen; bin nie vor dem Feinde geflohen, noch durch Prahlerei in Ungnade gefallen; ich bin eben so frei als meine Väter vor mir waren," rühmte sich einst ein Indianerhäupling.

thum der Indianer in größter Unordnung aufgespeichert. Entweder auf dem Boden liegend oder an den Wänden hängend sehen wir Säcke und Kasten mit Mehl und Früchten, Stücke Fleisch, Büffelhäute, wollene Decken, verschiedene Kleiderstoffe, Pferdegeschirr, Pfeifen, Tomahawks, Bogen, mit Pfeilen gefüllte Köcher, Flinten, Pistolen, Töpfe, blecherne Kannen, Schüsseln und eine unzählige Menge anderer Artikel. Viele der älteren Männer finden wir im Innern der Wohnung rauchend und sich unterhaltend, während die jüngeren draußen spielen, das Land durchstreifen oder sich auf der Missionsanstalt umhertreiben. Nur einige Wenige sieht man das Vieh hüten, selten jedoch einen auf der Farm arbeiten. Jagen, Rauchen und Spielen sind die Beschäftigungen, denen sich der Indianer mit Leidenschaft hingiebt. Die meiste Arbeit fällt den Frauen zu. Die Frau oder Squaw muß sowohl das Feld umgraben, den Mais säen und ernten, als auch Wasser und Holz tragen, kochen und backen. Wird das Lager verlassen, so hat sie das Zelt abzubrechen, das Saumthier zu beladen und anderwärts die Wohnung wieder aufzuschlagen. Bewundernswürdig ist die große Stärke dieser Frauen. So sah ich einst eine solche einen schweren Sack Mehl, auf den sie noch ihr kleines Kind gebunden hatte, auf dem Rücken eine steile Anhöhe hinaufschleppen, ohne nur die geringsten Beschwerden zu zeigen.

Die Frau ist das Eigenthum des Mannes, und die Ehe wird durch Kauf zwischen dem Bräutigam und den Eltern der Braut abgeschlossen. Der gewöhnliche Preis für ein solches Mädchen ist ein Pferd (Pony); indessen werden für Schönheiten, besonders wenn sie der Aristokratie entstammen, zuweilen auch vier und mehr Pferde gegeben.

Die Bekleidung der Frauen besteht meist aus wollenen Decken; indessen tragen auch einige Hemden aus farbigem Kattun; doch fehlt den meisten dies Bekleidungsstück. Die Kinder, welche sich im Dorfe umhertreiben, gehen größtentheils nackt. Die Säuglinge werden auf ein Brett gebunden, welches die Mutter auf dem Rücken mit sich trägt. Besondere Vorliebe zeigen die Indianer für Zierrath. Gewöhnlich findet man die Ohrlappen dicht mit Messingringen, Perlen und besonders Zinnglöckchen behangen, die durch ihre Menge und ihr Gewicht dieselben zerreißen und entstellen. Ebenso sind auch die Finger mit einer Menge von Ringen geschmückt, während die Handgelenke mit Armbändern aus irgend einem geeigneten Gegenstande verziert sind.

Fast sämmtliche Männer bemalen Gesicht und Scheitel mit rother, blauer oder gelber Farbe, während die Frauen, bei denen dieses Schminken im Allgemeinen nicht stattfindet, sich in dieser Hinsicht civilisirter als die meisten unserer amerikanischen Damen benehmen. Indessen fand ich auch unter dem schönen Geschlechte der Indianer eine, die sich den Scheitel mit einem rothen Striche bemalt hatte, so daß ich Gefahr lief, denselben für eine frische Wunde zu halten. Der Kopf ist bei beiden Geschlechtern jedes Alters unbedeckt, und bei den Männern gewöhnlich mit einigen langen Federn, die sie in die Haare stecken, verziert. Schmutz bildet einen Haupttheil indianischer Toilette.

Bei der auf dem linken Ufer des Beaver gelegenen Indianeragentur, die nach dem oben erwähnten Vertrage gegründet worden ist, um die Indianer zu „civilisiren“, befindet sich die Farm, wovon über 100 Acker angebaut sind. Ueberdies haben die Pahnis noch ungefähr 1200 Acker größtentheils mit Mais bepflanztes Land. Da vergangenes Jahr die Ernte durch die Heuschrecken zerstört wurde, sah sich die Regierung genöthigt, die Pahni-Indianer durch eine größere Quantität Lebensmittel zu unterstützen. Die Ernte von diesem Jahre fiel jedoch sehr reichlich aus.

Während unserer Anwesenheit hatten wir auch das Vergnügen, einer Versammlung sämmtlicher Häuptlinge auf der Agentur beizuwohnen; Zweck derselben war, zu bestimmen, wie viel von ihrem diesjährigen Jahrgelde zur Anschaffung von landwirthschaftlichen und anderen nützlichen Geräthschaften verwendet werden solle. Nachdem ihnen Superintendent Janney in wenigen Worten den Zweck und Gebrauch obiger Geräthschaften erklärt und sie aufgefordert hatte, eine gewisse Summe zu deren Anschaffung zu bestimmen, hielt jeder der Häuptlinge eine kurze Ansprache, in welcher er erklärte, den Ackerbau ermuthigen zu wollen, und daß von den ihnen jährlich zu zahlenden 12,000 Dollars 4000 zur Anschaffung von Geräthschaften verwendet werden sollten. Ferner wünschten sie Vieh statt der ihnen seither gelieferten Waffen. Nachdem der Contract geschrieben und von Jedem unterzeichnet war, löste sich die Versammlung auf.

Die in dem weiter oben angeführten Vertrage genannten Arbeiterschulen wurden noch nicht gegründet und werden es voraussichtlich auch niemals werden. Indessen besteht eine Schule, welche von ungefähr funfzig Schülern besucht wird. Dieselbe befindet sich auf der Missionsanstalt, wo auch die Kinder verpflegt werden. Nur zuweilen ist es ihnen gestattet, ihre Eltern im Dorfe zu besuchen, eine Hauptursache, weshalb sich die Pahnis sträuben, ihre „Papuses“ in die Schule zu schicken. Zwar können einige Schüler der Missionsschule ein wenig lesen und ein paar auswendig gelernte Gebete hersagen, doch fehlt den meisten nicht allein der Wille, sondern auch die Fähigkeit, sich das Gelehrte anzueignen. Obschon es nicht an guten Lehrern fehlt, die sich deren Erziehung angelegen sein lassen und mit Eifer ihrer harten Berufspflicht nachkommen, so ist doch das bis jetzt erzielte Resultat ein kaum nennenswerthes; denn die geistige Begabung des Indianers ist, mit derjenigen des Weißen verglichen, sehr gering. Die Sinne des Indianers sind besonders gut ausgebildet und scharf; doch beschäftigt sich der Geist mehr mit dem Nachahmen als mit dem Erfinden. Das Gedächtniß ist gut, muß jedoch erst aufgeweckt werden. Seine Einbildungskraft ist ebenso wild wie die ihn umgebende Natur, während seine Kenntnisse sich nur auf seine eigenen Erfahrungen beschränken. Mit besonderer Liebe hängt er an seinen herkömmlichen Gebräuchen, an seinen Jagdgründen und den Gräbern seiner Väter.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Nachtigal unterwegs von Mursuk nach Kuka in Bornu.

Wir erhielten von Hrn. Baron H. von Maltzan die Nachricht, daß Dr. Nachtigal seine Weiterreise hat antreten können, um die Geschenke des Königs von Preußen an den Sultan von Bornu zu überbringen. Ueber die Hindernisse, welche sich seinem Vorhaben so lange entgegenstellten, und über die Absetzung des ihm abgeneigten Pascha von Tripolis giebt ein ohne Zweifel aus diplomatischer Feder stammender Brief aus Konstantinopel

vom 17. April in der „Allgemeinen Zeitung“ folgende Mittheilungen.

Die Bemühungen, die nach Bornu abgehende Karawane zur Mitnahme des Dr. Nachtigal zu veranlassen, hatten keinen Erfolg gehabt, und ebensowenig konnte man den Pascha von Tripolis, Aali-Riza, bestimmen, einen gewissen Bu Aissa, der Geschenke des Paschas an den Scheich Omar bringen sollte, die Reise in Gesellschaft des Dr. Nachtigal machen zu lassen. Die dahin zielenden Schritte des österreichisch-ungarischen Consuls Rossi, der bei dem Nichtvorhandensein einer Consularbehörde des Norddeutschen Bundes in Tripolis mit sehr anerkennenswerthem Eifer der Sache des Dr. Nachtigal sich angenommen hatte, trafen bei dem Pascha auf einen hartnäckigen Widerstand, weil er den vermuthlich mit dieser Expedition Bu Aissa's verbundenen Sklavenhandel vor den Augen Europas verdecken wollte. Außerdem mochte die Mißgunst des Paschas, der schon zu wiederholten Malen den Deutschen Beweise seines Uebelwollens gegeben hatte, ihn veranlassen, weder der Karawane die Begleitung des Dr. Nachtigal energisch anzuempfehlen, noch auch dem Bu Aissa dahingehende Instructionen zu ertheilen. Die Hartnäckigkeit des Aali-Riza Pascha ging so weit, daß er selbst den nicht bloß durch private Bemühungen extrahirten Weisungen, welche ihm vom Großwesir in Konstantinopel zugingen, und welche ihm die Wahrung der Interessen Dr. Nachtigal's anbefahlen, nicht nachkam, vielmehr, ohne seines Abgesandten zu erwähnen, auf der Weigerung der Karawane, sich mit Dr. Nachtigal zu vereinigen, beharrte, und schließlich durch einen Eingeborenen die Geschenke des Königs nach Bornu überbringen lassen wollte. Er glaubte sich fern genug von Konstantinopel, um eine den Wünschen der Pforte ganz entgegengesetzte Haltung, wie sie ihm durch seine Feindschaft gegen die Europäer und speciell gegen die deutschen Reisenden eingegeben war, behaupten zu können. Mit Recht darf das deutsche Publicum daher über die letzten Maßregeln der Pforte sich Glück wünschen, da es gelungen ist, der Thätigkeit des Pascha ein Ziel zu setzen. Nach Konstantinopel berufen, ist er vor einigen Tagen ohne irgend welches Zeichen großherrlicher Gnade und ohne eine andere Verwendung seines Postens entsetzt worden. An seiner Stelle als Gouverneur von Tripolis ist Halet Pascha ernannt, dessen wohlwollender Gesinnungen für die Deutschen und speciell für die eifrige Förderung von Dr. Nachtigal's Reiseproject die norddeutsche Vertretung zu Konstantinopel gewiß sein darf. Die Ausführung der Reise erscheint jetzt um so mehr gesichert, als gleichzeitig mit dem in den nächsten Tagen auf seinen Posten abgehenden Pascha der Sultan einen Abgesandten aus dem Palais entsendet, der, in Erwiederung der dem Großherrn vom Scheich Omar im vorigen Jahre gesandten wilden Thiere, allerlei Geschenke nach Bornu überbringen wird. Dieser Abgesandte wird sich mit dem Dr. Nachtigal, der von dieser günstigen Wendung der Dinge unterrichtet ist, vereinigen, und jedenfalls unserm Landsmann die sicherste Gelegenheit geben, seine für die Wissenschaft wie für den deutschen Namen so überaus wichtige Expedition nach langem Harren ins Werk zu setzen.

Eine Telegraphenlinie um den Erdball.

Es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß demnächst ein Telegraphentau durch das Stille Weltmeer gelegt wird.

Der Plan, eine directe telegraphische Verbindung zwischen Amerika und Asien herzustellen, ist nicht neu. Man erinnert sich, daß eine Compagnie ein solches vor einigen Jahren in Angriff nahm, und unter Leitung des Herrn Orton, gegenwärtigem Präsidenten der Western-Union-Telegraph-Compagnie, rüstig daran fortarbeitete, das Project dann aber plötzlich fallen ließ, weil die inzwischen glücklich vollbrachte Legung des atlantischen Kabels die Aussichten auf einen gewinnreichen Betrieb des californisch-sibirischen Telegraphen gänzlich verdunkelte oder doch sehr zu trüben schien. Nunmehr ist der Plan von Neuem aufgenommen worden, und zwar von einem Manne, der Erfahrung in diesem Fache besitzt, und dem gewiß Niemand zur Last legen wird, abenteuerlichen und unausführbaren Ideen zu huldigen. Herr Cyrus W. Field, der seinen Namen auf unvergeßliche Weise mit dem Legen des atlantischen Kabels verknüpft hat, beabsichtigt in ähnlicher Weise eine oceanische Telegraphenlinie von Californien nach China und Japan und über die Sandwich-Inseln zu errichten, und bemüht sich zu dem Ende, von dem Congreß in Washington einen Freibrief für die „Pacifische unterseeische Telegraph-Compagnie“ zu erlangen. Field erklärt, mit Herstellung dieser neuen Linie werde die einzige Lücke ausgefüllt, die bis jetzt noch in dem Telegraphennetz besteht, das gleich einem Gürtel unsern Planeten umspannen würde. Der Gesetzentwurf, welchen Field angenommen zu sehen wünscht, schlägt vor, daß der Congreß eine Compagnie incorporire, welche ein Capital von zehn Millionen Dollars in Gold besitzen soll, und zwar muß diese ganze Summe binnen Einem Jahre, nachdem die Compagnie sich organisirt hat, gezeichnet und eingezahlt werden. Der Compagnie wird durch die Incorporirungsacte die Befugniß verliehen, ein oceanisches Kabel zwischen Ostasien und Californien zu legen, entweder unmittelbar zwischen den beiden Küsten oder mit einer Zwischenstation auf den Hawaii-Inseln oder irgend einem andern Eiland des Stillen Weltmeers. An die Verleihung dieser Concession wird die Bedingung geknüpft, daß das Kabel binnen fünf Jahren fix und fertig sein muß. Die Bill verfügt ferner, daß ein oder mehrere Vereinigte-Staaten-Schiffe die nöthigen Vermessungen und Sondirungen auf der einzuschlagenden Route anstellen und beim Legen des Kabels behülflich sein sollen. Daß Field an der Spitze des Unternehmens steht, ist, möchte man sagen, eine Garantie dafür, daß ein Kabel durch das Stille Meer gelegt werden kann. Bei dem zunehmenden Verkehr mit China und Japan wird eine telegraphische Verbindung mit diesen Ländern von Tag zu Tag ein dringenderes Bedürfniß, und für die Vereinigten Staaten stellt sich die Nothwendigkeit heraus, in dem Wettlauf, der neuerdings unter den handeltreibenden Nationen der Erde nach jenen ostasiatischen Gestaden begonnen hat, sich nicht den Vorrang abgewinnen zu lassen.

Zur Geologie des Nerbuddathales in Indien.

r. d. Die von den Engländern veranstaltete geologische Aufnahme Indiens schreitet ungemein rüstig vorwärts. In Calcutta ist jetzt der sechste Band der „Memoirs of the geological survey of India“ erschienen, dessen dritter Theil sich mit den geologischen Verhältnissen der Stromthäler sowohl des Tapty wie der Nerbudda beschäftigt und von W. T. Blanford herrührt. Die von ihm aufgenommene Region erstreckt sich über einen Raum von 360 englischen Meilen von Osten nach Westen und über eine durchschnittliche Breite von 150 englischen Meilen; sie wird durchströmt von den beiden Flüssen Nerbudda und Tapty, die vom Gondwana-Plateau kommen und sich in den Golf von Cambaja an der Westküste Ostindiens ergießen. Während fast alle großen Ströme Indiens, die von den Hochebenen des Dekhan und von dem Malwa-Plateau herabrinnen, ihre Wasser in den bengalischen Golf senden, sind, abgesehen vom Indus, der hier nicht in Betracht kommt, Tapty und Nerbudda die bedeutendsten, in entgegengesetzter westlicher Richtung verlaufenden Ströme. Beide Flüsse, die durch die Satpuraberge von einander getrennt sind, durchschneiden ausgedehnte Alluvialebenen und treten aus jenen durch felsige Schlünde heraus. Die Erhebung dieser Ebenen ist ziemlich bedeutend, sie beträgt im Durchschnitt 1000 englische Fuß über das Meer. Blanford theilt die von ihm durchforschten Formationen in die posttertiäre, tertiäre, Kreide- und azoische Formation ein. Das geologische Alter der am tiefsten liegenden Schichten ist noch unbestimmt, und der vage Name „azoische“ (thierlose) ist nur deshalb gewählt, weil man in ihnen bisher keinerlei thierische Versteinerungen aufgefunden hat. Der tiefste Theil der azoischen Schichten besteht hauptsächlich aus metamorphischen Felsen, auf denen quarzige Ablagerungen („die Vindhya-Gruppe“) unconform geschichtet aufliegen. Ueber den versteinerungsleeren Ablagerun-

gen folgt die Kreideformation, deren tiefste Flötze („die Bagh-Schichten") hauptsächlich aus Sandsteinen bestehen, in welchen nur wenige, schlecht erhaltene Muscheln entdeckt wurden. Im Osten von Bagh gehen diese Schichten allmälig in Korallenkalksteine über, die vorzugsweise aus Bryozoen (Mooskorallen) und Conchylien zusammengesetzt sind. Ueber diesen Kreideschichten liegen Ablagerungen von Trappen und Lava, die über einen ganz bedeutenden Theil des Landes in fast vollständiger Horizontalität sich ausdehnen. Unter diesen Trappen finden wir wieder eine Schichtenreihe (die „Mahadewa-Gruppe"), deren Alter nicht genau bestimmt werden konnte und deren Zusammenhang mit den Bagh-Schichten noch dunkel ist. Diese basaltischen Felsen erscheinen an manchen Stellen vollständig säulenartig abgesondert, und in einer Abbildung ist ein Beispiel von schöner Anordnung dieser Säulen gegeben, die strahlenförmig von einem Mittelpunkte ausgehen. Die Trappergüsse bestehen vorherrschend aus basischer Materie, aber die durchsetzenden Gänge sind wesentlich kieselsäurehaltig. Beim Gebrauche dieser Bezeichnungen mißversteht Blanford merkwürdigerweise Ausdrücke, die speciell auf vulcanische, nicht aber auf Trappgesteine angewandt werden müssen, wie denn seine Petrographie überhaupt eine gewisse Verschwommenheit zeigt. Alttertiäre, nummulitische Kalksteine lagern auf den entblößten Kreidetrappen, auf und über ihnen kommen knochenführende Kiese, altalluviale Schichten und endlich Humusboden.

Die Bodenoberfläche wird von „Baumwollboden oder Regur" gebildet. Dieser schwarze oder Baumwollboden wechselt sehr in der Färbung, in Consistenz und Fruchtbarkeit, doch ist er stets thonig, dabei ein wenig kalkhaltig und sehr klebrig, wenn angefeuchtet. Unter dem Einflusse der Trockenheit oder Feuchtigkeit wohnt ihm eine starke Fähigkeit, sich auszudehnen oder zusammenzuziehen, bei. Wie jeder Thonboden hält er das Wasser zurück und braucht daher weniger Bewässerung als sandiger Grund. Nach vielen Beobachtern ist der Regur ein zersetzter Basalt; jedenfalls zeigt er mit den unterlagernden Trappen eine conforme Schichtung. Nach Blanford jedoch ist er einfach thoniger, von organischen Stoffen durchsetzter Boden; auch glaubt er, daß jeder Thonboden unter günstigen Umständen Regur werden könne.

An nützlichen Mineralien ist der District nicht reich. Kohle fehlt gänzlich. Eisenerze in abbauwürdiger Quantität werden an einigen Stellen gefördert; aber die meisten Schmelzöfen sind wieder eingegangen, da es an Brennstoff zu ihrem Betriebe fehlte. Auch die von den indischen Regierungen zu Burwai errichteten Eisenwerke sind wieder außer Betrieb gestellt worden. Kalk kommt in den Kreideschichten, in den Kalksteinschichten, die zwischen die Trappe gelagert sind, und namentlich in den Nummulitenschichten vor. Vorzügliche Bausteine sind in großer Menge vorhanden, die besten in den Bagh-Schichten und in den Sandsteinlagern der azoischen Vindhya-Gruppe. Achate und Jaspis werden in den Trappgesteinen gewonnen, namentlich bei Rattanpur, dreizehn englische Meilen östlich von Broalsch.

Das altsächsische Roß an den Downs von Berkshire.

R. A. Etwa zwei englische Meilen nördlich von Lambourne in der englischen Grafschaft Berks ziehen sich die Kalkberge der White Horse Downs hin, welche auf ihrem breiten Rücken ein altrömisches Lager, Uffington Castle, tragen. Ich war den Spuren desselben nachgegangen, und dann an dem nordwestlichen Abhange jener Hügel hinabgestiegen, an welchem das Wunder Berkshires, das weiße Roß, angebracht ist, nach dem die Hügel den Namen führen. Erst von einem entferntern Standpunkte jedoch vermochte ich es zu erkennen: da leuchtete es mir blendend weiß, wenn auch etwas roh in den Contouren, entgegen, beschienen vom Strahle der Sonne und weit hinausblitzend in die Landschaft, ausgedehnt über eine Fläche, die mindestens einen englischen Acker umfaßte. Die Figur dieses großen springenden Rosses aber war gebildet durch etwa 3 bis 4 Fuß tiefe und sehr breite in den weißen Kalkfelsen eingehauene Gruben, die sich hell abhoben von dem dunkeln Rasen des Hügels. Das war das Wappenthier der alten Sachsen, Wittekind's heiliges Roß, das Pferd, das heute uns noch von den Giebeln der Bauernhäuser entgegenschaut, soweit die plattdeutsche Zunge klingt, das Roß Westphalens, Engerns, Ostphalens, von dem es heißt:

Ein weißes Roß im rothen Feld
Altsachsen in seinem Wappen hält.

Deutlich trat mir die Form entgegen, wie sie auf den Braunschweiger Groschen noch heute geprägt ist, nur in kolossaler Größe.

Wohl ist es möglich, daß jenes Riesenbild noch aus der Zeit der ersten sächsischen Einwanderer herrührt; der Volksmund will sogar wissen, daß Hengist es am Abfalle des Hügels habe anbringen lassen. In Reading, wo ich Gelegenheit hatte, mit einem in der Geschichte von Berkshire wohl bewanderten Mann darüber zu reden, gab man jedoch an, das Pferd sei auf Befehl Alfred's des Großen am Hügel angebracht worden, als Zeichen eines im Jahre 871 über die Dänen bei Ashdown errungenen Sieges. Vielleicht hat eine dritte Ansicht noch mehr für sich. Es ist nämlich möglich, daß von Natur durch Risse, Spalten u. s. w. eine Figur, ähnlich einem Pferde, an den White Horse Downs sich zeigte, die durch künstliche Nachhülfe allmälig ihre heutige Gestalt erhielt. Wie aber dem auch sein möge, zur Mittsommerzeit versammeln sich die Bauern aus der Umgegend beim White horse, sie räumen das Unkraut hinweg, das in den weißen, tief ausgehöhlten Kalkgräben sich angesammelt hat, stellen diese glänzend wieder her, was sie „Scouring the horse" nennen, und halten am Abend ein fröhliches Fest zu Ehren des altsächsischen Rosses, das nun blank und gesäubert wieder weithin im Lande sichtbar ist.

Zahl der Flamingen und Wallonen in Belgien. Die letzte Volkszählung von 1866 giebt über das Sprachverhältniß folgende Ergebnisse: nach den eigenen Erklärungen der Familienhäupter sprechen 2,041,784 Bewohner französisch, 2,406,491 flämisch; französisch und flämisch sprechen 308,361, deutsch 35,356; deutsch und französisch 20,448; flämisch und deutsch 1625; die drei Sprachen 4966. Keiner der genannten Sprachen gehören 6924 im Lande wohnende Fremde an.

Kjökkenmöddinger auf den Andamanen. Dr. F. Stoliczka, ein österreichischer Geologe, welcher sich seit einigen Jahren behufs wissenschaftlicher Forschungen in Indien aufhält, veröffentlicht in der Januarnummer der „Proceedings of the Asiatic Society of Bengal" eine kleine Arbeit über die Kjökkenmöddinger der Andaman-Inseln. Die Muschelschalen, die den Hauptbestandtheil der Küchenabfälle ausmachten, rühren von Arten her, welche heute noch in großer Menge auf den Inseln vorkommen. Zwischen ihnen findet man Bruchstücke von rohen Töpferwaaren, zahlreiche Steingeräthschaften, die in Form und Größe sehr variiren, endlich viele Knochen des Andamanenschweines (Sus andamanensis). Stoliczka giebt an, daß nach den in den Küchenabfällen enthaltenen Knochenresten nicht auf Cannibalismus der Andamanesen geschlossen werden kann.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Mittheilungen aus Japan.

II.

Die verschiedenen Feste im Jahre.

Die Japaner sind ein heiteres Volk und verstehen sich auf Lustbarkeiten und Festlichkeiten, wie nur irgend eines. Wir haben in unseren früheren Mittheilungen darauf hingewiesen, daß selbst die Feierlichkeiten und Feste, welche von den Bonzen in den Klöstern veranstaltet werden, mit allerlei weltlichen Vergnügungen und Spielen verbunden sind; es giebt aber auch viele Ergötzlichkeiten, die mit den Klöstern nichts zu schaffen haben, und nicht zu den Matsuris oder Kirmessen gehören.

Dahin gehören die Gosekis oder fünf großen Jahresfeste. Sie wurden ursprünglich in Kioto, der Residenz des Mikado, vom Daïri, d. h. dem Hofe des Kaisers, veranstaltet, und trugen anfangs eine Art von religiösem Gepräge. Durch dasselbe wurde jedoch die Heiterkeit nicht im Mindesten beeinträchtigt, denn die Moral des Kamicultus stellt den Satz auf, daß ein fröhliches Herz auch rein sei.

Das Seki am Neujahrstage steht voran. Freunde und Bekannte machen einander Besuche und geben Geschenke. Die letzteren bestehen mindestens in zwei bis drei Fächern, welche der Besuchende, altem Herkommen gemäß, in einem lackirten, mit Seide umwickelten Glaskästchen überreicht; außerdem giebt er noch eine Papierdüte. In dieser befindet sich ein getrocknetes Stück Fleisch vom Awabi oder Siehbi, einer ganz gewöhnlichen Muschel; es soll dadurch in Erinnerung gebracht werden, daß in alten Zeiten die Japaner sehr frugal gelebt haben. Die Familie, welche den Besuch empfängt, bietet dagegen Saki (warmen Reiswein), Reisbrot und Mandarinenapfelsinen an. Auch der große Seekrebs spielt am Neujahrstage eine Rolle: in jedem Haushalte wird ein solcher das Jahr über aufbewahrt; gewöhnlich hat man ihn zu Pulver zerrieben.

Das zweite der Gosekis ist das Puppenfest, welches am dritten Tage des dritten Monats, in unserm April, stattfindet und der weiblichen Jugend gewidmet ist. Die Hausmutter schmückt das beste Zimmer mit Pfirsichzweigen und Blumen, zwischen welchen sie die Puppen aufstellt, die den Mädchen gleich nach der Geburt geschenkt worden sind, zumeist hübsch angeputzte Figuren, welche den Mikado und allerlei andere Personen des kaiserlichen Hofes vorstellen. Auch wird ein Festmahl veranstaltet, und die Speisen werden von den jungen Mädchen eigenhändig bereitet.

Am fünften Tage des fünften Monates, also in unserm Juni, wird für die erwachsenen Knaben und Jünglinge das Fahnen- oder Bannerfest veranstaltet. Dann wehen überall in der großen Stadt Yeddo an hohen Bambusstangen Flaggen und Wimpel, Federn, Haarbüschel, Kugeln von Goldpapier und Streifen Papiers mit bunten Farben. An anderen Stangen baumeln Fische aus Stroh oder Papiermaché; wieder andere sind mit Waffen und Rüstungen geschmückt, und mit Wappen, auf welchen man Familiennamen und patriotische Kernsprüche liest, oder die auch mit den Gestalten berühmter Helden bemalt sind. Die Straßen und Plätze

gewähren dann ein ungemein farbiges Schauspiel; eine heitere Menschenmenge wogt auf und ab; die Bronzehändler haben vollständige Rüstungen, Helme und riesige Hellebarden von phantastischen Formen ausgestellt, welche von Offizieren besichtigt werden, und auch von Käufern, die einen Jüngling mit einer Waffe beschenken wollen. Die Knaben haben ihre besten Kleider angelegt; manche tragen zwei Schwerter im Gürtel, andere haben gewaltige Holzsäbel, die bunt angestrichen, manchmal auch mit hübschen Bändern geschmückt sind, und wieder andere tragen Fähnchen. Sehr beliebt ist eine Figur, welche den tapfern Schyoki darstellt. Als in alten Zeiten Japan einen Krieg gegen die Koreaner zu führen hatte, war er wirklich ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Sein Gesicht ist immer sehr ernst, der Wind bewegt seinen langen Bart und sein herabwallendes Haar, aber sein Auge blickt ruhig darein; vor einer Gefahr bebt er nicht zurück; er steht fest auf seinen Füßen und hält die Hand am Schwerte. Als zu Kublaï Chan's Zeit die Mongolen von China aus die Insel Kinsiu bedroheten, stellte man ihnen nicht bloß die besten Truppen entgegen, sondern auch eine große Anzahl von Fahnen, auf welchen Schyoki abgebildet war. Da wichen die Barbaren sofort zurück.

Das vierte große Fest findet am siebenten Tage des siebenten Monates statt; es ist das Lampen- oder Laternenfest. Die jungen Mädchen laufen dann truppweis in den Straßen umher, singen aus voller Kehle, was das Zeug halten will, und schwenken Papierlaternen hin und her. In einigen Gegenden des südlichen Japan besuchen an jenem

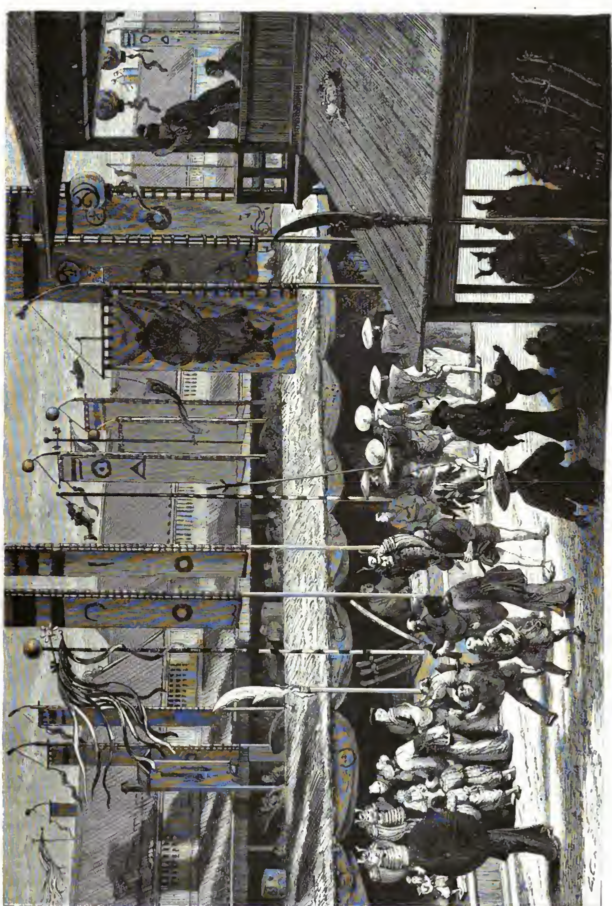


Das Puppenfest. (Nach einem japanischen Gemälde.)

Feste viele Leute den Friedhof und bleiben die Nacht über bei den Gräbern ihrer Verstorbenen.

Am dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten des siebenten Monates betet man in den Tempeln für die Todten, zu deren Ehre man Kerzen brennt. Da aber der funfzehnte jenes Monates zugleich der Tag ist, an welchem der Rechnungsabschluß für das erste Halbjahr stattfindet, so giebt man sich nach abgewickelten Geschäften mancherlei Vergnügungen hin. Dann finden große Maskeraden statt, bei welchen man nationale Tänze aufführt. Jede Maske hat ihren traditionellen Charakter und ihre besondere Bedeutung. Manche haben den „nobeln" Typus, z. B. jene, welche Edelleute und Hofdamen des Daïri vorstellen; dagegen haben die Kriegshelden einen wilden und grimmigen Ausdruck. Dann giebt es auch phantastische Larven mit beweglichen Kinnbacken, ähnlich den Masken, welche von den Hofschauspielern des Mikado vorgenommen werden. Andere stellen in grotesker Weise den göttlichen Tengu dar und die gute, ungemein pausbackige Okamo, oder die unglückliche Hiyotoko, das Ideal aller Häßlichkeit. Auch die verschiedenen Arten von Dämonen fehlen nicht; mit einem Auge oder auch mit zwei Augen, mit einem Horne, zwei Hörnern oder auch dreien; man sieht ganz kleine Teufelchen und kolossale Riesen mit den wunderlichsten Larven. Auch Thiermasken sind vorhanden, und als Motiv für viele derselben gilt Meister Kitsne, der Fuchs, über den wir in einem frühern Artikel ausführlich gesprochen haben. Auch die Masken des Affen Saru, jene des Löwen von Korea und des Kappa, dieses Froschmenschen, der an den Küsten von Nippon umgeht, fehlen nicht.

Die Tänze sind verschiedener Art. Beim Reistanze tre-



Das Fahnenfest in Yeddo.

ten nur Männer auf, insgemein etwa dreißig. Sie tragen weiter nichts als einen Gürtel von Reisstroh, einen gleichfalls aus solchem Stroh geflochtenen runden Hut, der über die Augen hinabhängt, und einen kleinen Mantel, dessen lange Aermeln die Flügel eines Nachtfalters darstellen.

Das fünfte Goseki fällt auf den neunten Tag des neunten Monates; es ist das Fest der Chrysanthemen. Auf alle Tassen, Teller und Schüsseln werden die Blätter zerpflückter Goldblumen gestreut; man wirft dergleichen auch in die Getränke, weil dadurch das Leben verlängert wird.

Schon Engelbert Kämpfer hat die Ansicht aufgestellt, daß die alten Japaner ihre fünf großen Jahresfeste auf Tage von ungleicher Zahl verlegt haben, welche für unglücklich galten. Sie wollten durch die Ergötzlichkeiten, an welchen das ganze Volk sich betheiligte, nicht bloß die Götter belustigen, sondern auch durch Wünsche und Gelübde böse Einflüsse



Die Taufe Buddhas. (Nach einem japanischen Gemälde.)

abwenden. Man hat übrigens diese fünf großen Feste vermöge einer Kette kleinerer Feste in Verbindung und Zusammenhang gebracht. Die Japaner haben ein Mondjahr, das sie also in Mondsmonate theilen, und so feiern sie jeden Neumond und jeden Vollmond, und auch das erste oder letzte Viertel. Dieser Reïbis oder Mondesfeste haben sie im Jahre nicht weniger als achtunddreißig, je am 1., am 15. und am 28. des Monats, und dazu kommen dann noch zwei Feste an der Tag- und Nachtgleiche im Frühjahr und im Herbst.

An diesen Reïbis wird indessen die Arbeit nicht eingestellt. Die Leute legen allerdings das festtägliche Gewand an, weil sie früh zum Tempel gehen und bei angesehenen Verwandten einen Besuch abstatten, auch wohl bei höheren Beamten die Aufwartung machen. Nachmittags oder gegen Abend nimmt dann der Bürger seine Familie mit nach einem Theegarten. Diese Feste haben übrigens auch Beziehungen auf klimatische Verhältnisse und auf den Ackerbau. Bei jenem im ersten Monate darf ein Bohnenbrei nicht fehlen (von Phaseolus radiatus), und bei dem im zweiten muß



Die große Maskerade.

grünes Gemüse auf den Tisch kommen. Im Frühling, wenn die Feldarbeiten beginnen, tragen die jungen Männer einen Sprengwedel und nehmen eine Maske vor, die in eine Fuchsschnauze ausläuft, beides zum Andenken an den Reisgott, welcher, als er das kostbare Getreide aus China nach Japan brachte, ein Pferd ritt, das einen Fuchskopf hatte.

Im nächsten Monate gehen die jungen Mädchen in ganzen Schaaren an die Ufer des Semida gawa und nehmen ihre kleinen Brüder mit dorthin. Sie tragen keine Masken, haben sich aber gepudert und geschminkt, und tragen im Haar wie am Gürtel viele Nadeln und allerlei Flitter. Sie pflücken Blumen und schmücken sich damit.

Der achte Tag des vierten Monates ist der Taufe Buddha's geweiht. Er wird so dargestellt, wie man ihn sich gleich nach seiner Geburt auftretend denkt. Er steht aufrecht und zeigt mit der einen Hand zum Himmel, mit der andern nach unten zur Erde. Die Andächtigen befeuchten mit geweihetem Thee das Bronzebild des heiligen Kindes, das auf einem Taufsteine steht. Die Koskeis der verschiedenen Bonzenklöster ziehen durch die Stadt und tragen die kleine Statue umher, die in der Mitte eines Kübels steht. So finden die Gläubigen Gelegenheit, zu Hause ihre Andacht zu verrichten, und die Bonzen, welche als Geistliche selbst zur Ehre des Gottes nichts umsonst thun, verdienen ein hübsches Stück Geld.

Am achtundzwanzigsten Tage giebt man sich der Betrachtung des Dolychos polystachios hin. Diese Pflanze, welche bei den Japanern Fusi mi heißt, wächst überall, und wird namentlich auch in den Theegärten gezogen. Der Trunk, mit welchem man sich unter ihren Zweigen labt, soll überaus gedeihlich sein.

Die Feste des zehnten Monates haben Bezug auf die Ernte des Getreides: Reis, Weizen und Hirse. Die Priester sprechen den Segen über kleine viereckige Stücke weißen Papiers und verkaufen dieselben an die Bauern, welche an alle vier Ecken ihres Feldes solch einen Pflock stecken. Die Geistlichen sagen ihnen, das sei nothwendig, weil sonst der Acker nicht fruchtbar und ausgiebig sein würde. Im Herbste hat der Bürger von Yeddo seine angenehmste Zeit; so oft ihm die Geschäfte es erlauben, geht er ins Freie hinaus, am liebsten in die reizenden Gärten von Odga.

Der Gott des Wassers ist ein alter, dem Kamicultus angehörender Gott. Ihm zu Ehren werden im ganzen Reiche Feste während des siebenten Monates gefeiert, dieser aber fällt in die Regenzeit. Man pflanzt bei Quellen, Brunnen und Bewässerungscanälen hohe Bambusstämme auf, die oben mit Glasglöckchen und Streifen geweiheten Papiers geschmückt sind, und an jedem Morgen und Abend werden beim Getöse der von Bonzen geschlagenen Gongs an verschiedenen Stellen Banner aufgezogen; sie tragen die Inschrift: „Achtung und Ehrerbietung dem Gotte des Wassers!“ In den Bauerhäusern wird auf den Hausaltar Reis, Fisch und Geld als Opfergabe gelegt.

Im achten Monate werden Höflichkeiten zwischen Beamten, Clienten und Patronen ꝛc. ausgetauscht. Das Volk hat damit wenig zu schaffen. Aber am funfzehnten Tage betheiligt es sich am Feste des Mondes, der dann, wie man glaubt, heller und glänzender ist wie zu irgend einer andern Zeit. Auf Flüssen und Canälen schwimmen unzählige Gondeln, alle mit Menschen gefüllt, welche sich am Anblicke des Vollmondes erfreuen wollen. Gewöhnlich sind im September und October die Nächte ruhig, heiter und mild, so daß solche Nachtpartien zu Wasser recht gut ausfallen.

Der zehnte Monat ist dem Yebis geweiht; derselbe ist zugleich Gott des Fischfanges und ein Lieblingspatron der Kaufleute. Diese überhäufen sich gegenseitig mit Complimenten und Geschenken; zu diesen letzteren gehört unabänderlich ein Hirsekuchen und ein Taïfisch, der hübsch aussieht und wegen seines delicaten Fleisches sehr geschätzt wird. Die Frauen machen einander Höflichkeitsbesuche, versichern, daß sie gute Nachbarschaft halten wollen, und brennen Kerzen vor dem Bilde des Yebis, damit die Handelsunternehmungen ihrer Männer günstigen Erfolg haben. Bereits am frühen Morgen ziehen sie in Schaaren nach solchen Bonzenklöstern, in welchen sich Altäre desjenigen Gottes befinden, der beim Bürgerstande vorzugsweise beliebt ist. Sie legen eine besondere Pilgertracht an und schlagen über den Kopf ein blendend weißes Baumwollentuch, welches sie sehr geschmackvoll auf das dichte, volle Haar zu legen wissen.

Es ist ein altes Herkommen, daß um die Mitte des Monats Jedermann dem Andern sagt, daß die Blätter der Bäume nun ihre Farbe wechseln, namentlich jene des Ahorns, der sich in seinem Herbstschmucke prächtig ausnimmt. Die Sitte verlangt, daß man schöne Exemplare in den Kloster- und Theegärten besucht und sie laut bewundert.

Am Tage der Wintersonnenwende finden allgemein Beglückwünschungen statt; dann ist auch das Fest der verheiratheten Frauen, und jeder Ehemann, der etwa auf Reisen oder anderer Geschäfte wegen außerhalb seines Wohnortes verweilt, kehrt um jeden Preis nach Hause zurück. Abends findet große Beleuchtung statt, überall Familienschmaus mit Musik und Gesang.

Der funfzehnte Tag wird als der Uebergang über den Fluß bezeichnet; dann findet eine religiöse häusliche Feierlichkeit statt, welche symbolisch darstellt, daß die Zeit flüchtig sei und der Uebergang in das neue Jahr stattfinde. Im zwölften Monate hat Jedermann viel zu thun mit Abwickelung der Geschäfte, mit Putzen und Poliren des Hausrathes und vielerei anderen Geschäften, aber einige kleine Feste fehlen auch in diesem Monate nicht.

Schilderungen aus Paraguay.

Nach einem beispiellos erbitterten Kriege, der fünf Jahre lang anhielt, ist endlich in den ersten Tagen des März der Dictator Lopez erschlagen worden, und die siegreichen Brasilianer haben Paraguay geräumt. Ueber die Zustände dieses Landes sind sehr widersprechende Nachrichten verbreitet worden, so viel aber ist sicher, daß dasselbe mindestens ein Drittel seiner Bewohner verloren hat und theilweise zu einer Einöde geworden ist. Ueber die gegenwärtigen Zustände fanden wir in der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata“ vom 16. März den Bericht eines Deutschen, der seit etwa einem Jahre in der Hauptstadt Asuncion lebt; derselbe giebt einen klaren Einblick in manche Verhältnisse, und wir halten das Schreiben für interessant genug, um einige Auszüge unseren Spalten einzuverleiben.

Der Transport der Landesproducte, die von außen herein hier auf den Markt gebracht werden, gewährt dem aufmerksamen Beobachter ein ganz besonderes Interesse. Brennholz, Taback, Genever, die schweren Kürbisse und Melonen, Pferdefutter, Maiskolben, Gras zum Decken der Ranchos, Alles wird nicht etwa in Ochsenkarren transportirt, wie in Buenos Ayres oder Corrientes, aus dem einfachen Grunde, weil derartige Fuhrwerke hier so gut wie gar nicht existiren, nein, auf den Köpfen der Paraguayerinnen werden die Lasten leguasweit hereingebracht. Die Frauen tragen hier Alles auf dem Kopfe, leere Flaschen, sogar eine einzelne Tasse oder eine Orange. Um nun diese Leute in ihrer Arbeit zu beobachten, muß man Morgens früh in die Umgebung der Stadt hinausreiten. Zieht man einen Kreis um Asuncion, der vom Centrum z. B. eine Legua entfernt ist, so wird man diesen Kreis von geraden Linien durchschnitten sehen, die alle radienförmig auf das Centrum, den Marktplatz, zulaufen. Diese Linien oder Wege sind nun Morgens bei Sonnenaufgang von ununterbrochenen Reihen von Frauen bedeckt, jede ihr Bündel auf dem Kopfe mit der Beute, die sie in der fruchtbaren Umgebung der Stadt als Tribut von der Natur entgegengenommen hat und dem Markte zuführt. Die Wege gleichen denen der Ameisen, die strahlenförmig vom Hauptbau auslaufen, und stets von Zügen dieser fleißigen Thierchen bedeckt sind, nur mit dem Unterschiede, daß man auf diesen Ameisenstraßen stets zwei Colonnen bemerkt, eine, die sich vom Neste entfernt, und eine andere, die demselben, jedes Individuum eine Portion Baumaterial oder Futter tragend, zuzieht.

Auf den hiesigen Landstraßen sieht man die Karawane stets nur eine Richtung nehmen. Man findet des Morgens früh alle Wege auf zwei bis fünf Leguas Entfernung mit der Stadt zuziehenden Frauen bedeckt, die eine ununterbrochene Reihe bilden und im Gänsemarsch dahinschreiten, d. h. eine hinter der andern, selten zwei zusammen, und stumm wie die Fische. Abends ziehen dieselben Figuren in der entgegengesetzten Richtung ab, um am andern Morgen das Manöver vom vorigen Tage zu wiederholen.

Das stereotype Daicuahai (d. h. ich verstehe nicht) der Paraguayerinnen ist hier zum Stichwort geworden, besonders mit dem spanischen Anhängsel enteramento. Wenn die Paraguayerin etwas nicht versteht, und das ist gewöhnlich der Fall, wenn sie in einer andern Sprache als dem Guarani angeredet wird, so ist ihre Antwort Daicuahai enteramente, was bedeuten soll, daß sie absolut gar nichts verstehe. Im Fall sie etwas auffaßt, sagt sie Daicuahai, poro malicio (ich verstehe nicht, vermuthe aber). Wenn nun Jemand um ein Almosen angegangen wird, so sagt er: Daicuahai. Will Einer irgend etwas nicht verstehen, so versteckt er sich hinter dem Daicuahai enteramente, und zieht den Kopf aus der Schlinge. So ist die Redensart in Aller Munde.

Wunderbar ist die Fruchtbarkeit dieses Landes. Vor einem Jahre war in der Umgegend von Asuncion kaum Nahrung für einen Vogel zu finden, in der verlassenen Stadt selbst waren alle Ratten und Mäuse Hungers gestorben; jetzt liefert das Land, das nur sehr wenig und wenig systematisch angebaut worden ist, Tausenden von Menschen ihren Lebensunterhalt. Einige der zahlreichen Quintas sind von Deutschen, Engländern, Franzosen und Italienern in Angriff genommen worden, und schon hat man jeden Morgen frische Milch, sowie Blumen und Gemüse aller Art, und die hier vortrefflich gedeihenden Früchte Bananen, Ananas, Melonen, Wassermelonen, Kürbisse, Guayabas und viele andere, darunter besonders bemerkenswerth eine der deutschen Schlehe gleichende aber süßere Beere, die nicht an zarten Zweigen, sondern am Stamme des Baumes und den dicken Aesten wächst, und zwar in solcher Menge, daß der hellgraue Stamm damit ganz überdeckt ist und daher schwarz erscheint.

Die ganze Gegend um Asuncion herum gleicht einem großen Park, wie er schöner wohl schwerlich irgendwo vorkommt. Es giebt Großartigeres, aber Lieblicheres, Lachenderes nicht. Asuncion ist auf einer Seite vom Fluß und von einer inselreichen Bucht umgeben, auf der andern von einem Kranze schön bewaldeter und bebauter Hügel, auf deren höchsten Stellen schlanke Palmen ihre Wipfel im Winde schaukeln, während darunter zwischen haushohen Hecken versteckt die duftige Ananas reift, auf deren Abhängen aber Bananen- und Orangenhaine in lieblichster Mannichfaltigkeit abwechseln. Alles ist mit üppigen Gewächsen bedeckt, unter denen sich die Schlingpflanzen besonders durch ihre großen Blüthen hervorthun, und einige große Bäume mit prachtvollen rothen oder gelben Blüthentrauben dem Wanderer und vielen Obdachlosen bei Tage Schatten und Schutz gegen die Sonne, bei Nacht gegen den Thau gewähren. Es vergehen hier kaum acht Tage ohne ein tüchtiges Regenschauer mit starken Blitzen und verhältnißmäßig sanften Donnerschlägen. Wenn bei Nordwind die Hitze unangenehm stark geworden und die Luft mit Dünsten angefüllt ist, so zieht sich schnell ein Gewitter am Himmel zusammen, das gewöhnlich am Abend losbricht. Dabei springt der Wind nach Süden um und weht am andern Morgen so frisch und kühl bei heiterer Luft, daß man bald vergißt, wie man am Tage zuvor unter dem Drucke der tropischen Dunstluft seufzte, und wie in der Nacht eine furchtbare Revolution in der Atmosphäre vorging. An einem solchen Morgen muß man früh hinaus auf die Höhen, um bei einer frischen Morgenbrise und einer wunderbar durchsichtigen Luft sich in den Anblick eines herrlichen Panoramas zu versenken. Tief zu seinen Füßen hat man die Stadt mit ihren weitläufigen Palästen, Casernen und Kirchen; darüber sieht man ungehindert hinweg auf den schönen Hafen mit einer stolzen Handels- und Kriegsflotte, auf die Bai, in der das Wasser durch eine seesternförmige Insel in verschiedene silberglänzende Arme vertheilt ist, die sich zwischen denen des grünen Eilandes einfügen. Dahinter liegt der unermeßliche Chaco mit dem erhöhten Punkte, wo die Villa Occidental stand, die jetzt die Argentiner annectirt haben. Unterhalb sieht man den zuckerhutförmigen Hügel Lambare unmittelbar am Flusse aus einer sumpfigen Ebene sein waldbedecktes Haupt erheben. Landeinwärts aber erstreckt sich die Hügelkette, die kleine Cordillera, auf deren Endpunkte man gerade unter den Palmen träumt.

Das ganze Land vom Paso de la Patria aufwärts bis Villeta ist trotz der reichsten Vegetation ein ziemlich nichtsnutziges, da es den Ueberschwemmungen des Paraguay und Parana ausgesetzt ist; es taugt höchstens zum Reisbau und zur Viehzucht. Aber von dem Punkte an, wo man festen Boden unter den Füßen hat, ist das Land ein sehr werthvolles, ein Paradies, das Alles vereinigt, was den Reichthum eines Landes bedingt: Holz, die verschiedensten Felsarten, vom Granit und Sandstein bis zum Marmor, Metalle, Salz (bei Villeta), Schwefel 2c. Dazu kommt der fruchtbarste Boden, der fast alle tropischen und subtropischen Früchte producirt, der Baumwolle, Kaffee, Taback in ganz vorzüglicher Qualität liefert, der mehrere Male im Jahre die reichsten Ernten giebt; ein Boden, dem man in der nachlässigsten und bequemsten Weise irgend ein Samenkorn anvertrauen kann, um es in kurzer Zeit von ihm hundertfach wieder zu empfangen; ein Boden, dem nie die Hauptbedingung der Production, die Feuchtigkeit, fehlt (von der Wärme abgesehen, die in diesem Lande vermöge seiner Lage ja im Ueberfluß vorhanden ist). Eigentliche Trockniß, wie in der Provinz

Buenos Ayres, kennt man hier nicht, der Thau ist in dem durchweg bewaldeten Lande sehr reichlich; in dem hügeligen Boden entspringen die klarsten Quellen in großer Zahl, die augenblicklich kleine, nie versiechende Bäche bilden, ein unberechenbarer Vorzug für ein Land. In fast all den Straßen in Asuncion selbst, welche die Richtung von den Hügeln nach der Bucht haben, fließt fortwährend Quellwasser, das an verschiedenen Stellen an den Abhängen hervortritt. Dazu kommt, daß das Klima nicht übermäßig heiß ist. Wenigstens sind die Nächte gewöhnlich frisch, weil nie etwas Brise von den Bergen im Innern fehlt, was in anderen südlicher gelegenen Flachländern, Corrientes zum Beispiel, nicht der Fall ist. Das Thermometer steigt hier ein paar Mal im Sommer auf 100° F. im tiefsten Schatten, gerade wie in Corrientes, darüber steigt es nie, und alle Angaben, die man über größere Hitze hat, beruhen auf Irrthümern der Beobachter, die das Thermometer vielleicht an einer schattigen Stelle im Hofe anbrachten, wo die Reflexion der Sonnenstrahlen von einer gegenüberstehenden Wand auf dasselbe einwirken konnte. Oder es wurde an einer vorher von der Sonne erhitzten Wand aufgehängt, die nun die Wärme auf das Instrument ausstrahlte. Es scheint mir, als wenn die Hitze in Buenos Ayres oder in Rosario ausnahmsweise denselben Grad erreichte; wenigstens starben in letzterer Stadt im vorigen Jahre vielleicht ein Dutzend Menschen wegen übergroßer Hitze. Hier aber ist meines Wissens noch keiner an Hitze gestorben.

Ich bin der Meinung, daß das Klima der höher gelegenen Theile Paraguays (von dem Sumpf- und Fieberland bei Humaita abgesehen) für europäische, speciell deutsche Einwanderer gar nicht unzuträglich wäre, besonders wenn diese sich in Etwas der Weise des Landes anbequemen, d. h. in den Stunden der schlimmsten Hitze ruhen und früh am Morgen sowie Abends spät arbeiten wollten. Ich bin ferner der Meinung, daß gerade dieses Land ein sehr lohnendes sein würde für fleißige deutsche Arbeiter, die mit Rücksicht auf das heiße Klima bloß die Hälfte der Zeit zu arbeiten brauchen, in der sie drüben dem Boden die Früchte abringen, um mit aller Gemächlichkeit im Ueberfluß zu leben. Der Landbauer in Paraguay ist aber auf andere Producte angewiesen, wie der, welcher nach Santa Fé geht. Während in letzterer Provinz der Ackerbau (in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes) und die Viehzucht die Hauptbeschäftigungen sind, ist der Colonist hier auf Erzeugnisse angewiesen, die den südlich gelegenen Ländern nicht eigen sind, oder von diesen doch nicht in derselben Güte producirt werden, wie in Paraguay. Das hauptsächlichste Product dieses Landes ist eben der Taback, besonders die feinste Sorte, Para, der bestimmt ist, dem Havanatabacк eine ganz bedeutende Concurrenz zu machen, und dessen Production eine sehr einträgliche werden muß. In zweiter Linie steht da die Yerba, zu deren Fabrikation sich bereits große Gesellschaften bilden, darunter eine erst projectirte, welche die reichsten Yerbawälder des Landes ausbeuten, und dabei das Land zugleich colonisiren wird, und zwar ausschließlich mit deutschen Familien. In dritter Linie kommen endlich Kaffee, Zucker und Baumwolle, welche Artikel aber vorläufig bloß für den Verbrauch im Lande, nicht für die Ausfuhr gebaut werden können, und dies wegen der Concurrenz von Nordamerika und Brasilien, die so zu sagen mehr am Wege liegen. Alle Gartenfrüchte, Gemüse, sowie Mais &c. werden bloß für den eigenen Gebrauch producirt werden, um keine Lebensmittel vom Auslande zu beziehen. Bloß Weizenmehl wird fortwährend eingeführt werden müssen, der Verbrauch im Lande wird nach dem Kriege aber sehr gering sein.

Während die Colonien von Santa Fé, die zur Zeit des Krieges so überraschend aufblühten, weil sie alle ihre Erzeugnisse, Mais, Weizen, Hühner, Eier, Butter &c., zu hohen Preisen nach dem Kriegsschauplatze verkauften, nachher an dem Uebel der Absatzschwierigkeit laboriren werden (denn wer soll ihnen Hühner, Eier, Butter und Mais abkaufen?), werden die Colonien in Paraguay, wenn sie sich auf die dem Lande eigenthümlichen Artikel beschränken, stets Käufer für ihre Waaren haben. Sie werden nebenbei Viehzucht für den eigenen Bedarf treiben und Früchte aller Art im Ueberfluß bauen können, so daß sie nur sehr wenige Artikel vom Auslande zu beziehen brauchen. Dies ist der Grund, weshalb ich der Colonisation dieses Landes das Wort reden möchte. Noch eins ist zu beachten. Man kennt hier keine Mißernten. Die Früchte werden hier nicht vom Hagel zerschmettert, hier verdorren die Pflanzen nicht wegen fehlender Feuchtigkeit, und die Winterfröste sind hier so selten und so wenig stark, daß auch davon kein Schaden zu fürchten ist. Stürme sind fast unbekannt, die ganze Natur befindet sich hier in einer merkwürdigen Ruhe, in einem Gleichgewicht, das nur auf kurze Zeit gestört wird, und dessen Störung fast nie schädliche Folgen für den Landbauer hat. Was wir hier am meisten gebrauchen, sind Pfälzer und Badenser, die den Tabacksbau aus dem Grunde verstehen; auch Weinbauer könnten in der Cultur der Rebe eine lohnende Beschäftigung finden.

Der immense Holzreichthum Paraguays hat schon verschiedene Unternehmer angelockt, und die Ausbeutung dieses Geschenks der Natur ist in vollem Gange.

Noch andere Reichthümer, in der Erde verborgen, lassen sich hier mit Erfolg heben. Es sind edle Metalle, Schwefel, Zink, Kupfer, vielleicht sogar Steinkohlen. Hierfür besteht schon eine Gesellschaft, die ihren Sitz in Buenos Ayres hat, und für welche ein deutscher Sachverständiger seit Jahren reist. Nachdem er die Kupferlagen in Missiones und dem angrenzenden Theile Paraguays untersucht hatte, reiste er von Itapua mitten durch Paraguay über Villa Rica, Ybicuy nach Asuncion, von wo er in diesen Tagen wieder nach Ybicuy zurückgekehrt ist.

Er hat schon, wie ich höre, 300 Minenarbeiter aus Deutschland verschrieben, um zuerst bei Villa Rica, gerade im Herzen des Landes, den Bergbau regelrecht zu betreiben.

Alles, was dieses Land gebraucht, ist Friede. Zwar ist es arm, d. h. es ist kein Geld im Lande, und es fehlt die Bevölkerung, aber alles dies hat das Ausland; man soll nur den Capitalisten ruhig gewähren lassen, und in 20 bis 30 Jahren sind nicht nur alle Wunden vernarbt, die der Krieg geschlagen, sondern das früher verschlossene und vergessene Land wird wegen seiner Bevölkerung und seiner Producte einen geachteten Rang unter den civilisirten Nationen einnehmen.

Welche Kette von Verbrechen, von Unterdrückung des Menschengeistes, von Verrath und Inquisitionsscenen hat dieses Land während einer langen Reihe von Jahren gesehen! Wer sich den Einfluß des Regierungssystems auf den Volkscharakter klar machen will, der komme nach Paraguay. Das System der Jesuiten ist den Leuten in Fleisch und Blut gedrungen und ist nicht mehr herauszubringen, das ist: die Falschheit, Heuchelei, der blinde Gehorsam gegen die Oberen, Grausamkeit und Gefühllosigkeit gegen die Untergebenen, Mißtrauen gegen Jedermann, Verrath am eigenen Vater, die allervollständigste Spionage; bei den Pfaffen, die am meisten verdorben waren, sogar Mißbrauch der Ohrenbeichte. Wenn man bedenkt, daß jeder Paraguayer diese Ideen mit der Muttermilch eingesogen hat, und daß es nur wenigen, die das Glück hatten, im Auslande zu leben, gelungen ist, sich davon zu emancipiren, so wundert man sich über

Verschiedenes nicht, worüber argentinische Correspondenten viel Lärm schlagen. Was soll man vom Menschen erwarten, als daß er eben ein Product der Verhältnisse sei, die sein Dasein bedingen. Wo Unwissenheit, verbunden mit Argwohn und Verschlagenheit, herrscht, da kann nichts Gutes resultiren.

Es ist falsch, was man den Leuten im Auslande hat glauben gemacht, daß die Paraguayer durchgehend eine gewisse Bildung hätten, ja daß sogar Alle lesen und schreiben könnten.

Ich habe Landleute, die sich zu den ersten Familien in ihrem District rechneten, die Sklaven und Vieh besaßen, darauf hin ausgefragt, und noch keinen einzigen derselben gefunden, der die genannten Künste inne hatte, selbst wenn er ziemlich geläufig spanisch sprach. Was soll man nun von den Unglücklichen verlangen, die auf jede Anfrage ihr fatales Daicuahai bereit haben? — In welchem Zustande von Dummheit und Rohheit die Geistlichkeit hier zu Lande lebt, davon will ich nur zwei Beispiele anführen. Das erste betrifft den Bischof Palacios, der, wie mir ein Augen- und Ohrenzeuge erzählte, mit Lopez zusammen in Humaita speiste, und als das Gespräch auf Kain und Abel kam, dieselben für Söhne Noah's ausgab. (Er war früher ein einfacher Landprediger und nie über die Grenzen Paraguays hinausgekommen. Lopez machte ihn zum Bischof.) Das zweite Beispiel habe ich selbst erlebt, und zwar vor wenigen Wochen. Es war ein Deutscher gestorben, und es versammelte sich die ganze deutsche Colonie, um dem Abgeschiedenen die letzte Ehre zu erzeigen. Wir waren etwa 14 Mann stark. Auf dem Kirchhofe angekommen, wollte der Pfaff den Todten nicht annehmen, weil er nicht getauft sei. Auf das allseitige „Wie so?" erklärte der gelehrte Herr: der Todte wäre ein Deutscher, die Deutschen wären Protestanten und die Protestanten wären nicht getauft.

Da ich doch einmal beim Anekdotenerzählen bin, stehe hier noch eine Geschichte. Ein hiesiger Pfaff fragte hier in einer Buchhandlung nach einer Bibel, und als ihm eine gezeigt wurde, bestehend aus einem einzigen Bande, sagte er, das könne nicht die Bibel sein, diese wäre ein Buch von fünf Bänden. Er wollte nicht begreifen, daß man den Inhalt von fünf Bänden in einen zusammenpressen könne durch die Wahl kleinerer Lettern. — Das sind die Lehrer des Volks, die Träger der Civilisation in diesem Lande; so ist das Volk, aus dem die Vertreter desselben, die Regierung, hervorgegangen. Was kann da Gutes resultiren? Die paar Männer, die der Krieg verschont hat, machen natürlich schon mit voller Gewalt Politik; schon giebt es so viele Parteien, wie es Köpfe giebt.

Ueber das Schicksal des Landes bin ich vollständig im Dunkeln, wie das anderen großen Politikern ebenso gehen wird; nur einen Trost habe ich, und der besteht in dem festen Glauben an die Zukunft des Landes, das eben, welches auch die politischen Umwälzungen sein werden, die über dasselbe ergehen, ruhig fortschreiten wird, sobald nur die geeigneten Kräfte herangezogen werden, es auszubeuten.

Gerade in der Entvölkerung des Landes sehe ich eine Garantie für seinen Fortschritt. Was kümmert sich der ruhige Colonist um die leidige Politik der Landeskinder; lass' die zum Zeitvertreib ein wenig Halsabschneiden spielen, wenn ihrer zu viele sind. Der Bauer arbeitet darum ruhig weiter, und wehe dem, der in sein Gehege kommt; seine Doppelbüchse wird sein nächster Schutz, sein Consul oder Minister, von ein paar gezogenen Kanonen unterstützt, sein Anwalt sein. Dazu kommt, daß die Paraguayer nicht so verwegener Natur sind, wie z. B. die Bewohner der Banda Oriental, und nicht so leicht Blutscenen veranstalten werden, wenigstens werden sie den Fremden wegen seiner Ueberlegenheit in Intelligenz und Zahl respectiren und in keiner Weise belästigen. Daher ist meine Devise für dieses Land: Massenhafte Einwanderung oder besser Colonisation! Hier sind weder die Eingeborenen noch die Indianer zu fürchten, wie in einigen anderen Ländern, wo die Colonisten sich gegen beide siegreich behauptet haben.

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Fünfte Abtheilung.

Nach einer begreiflicherweise nicht ganz ruhig verbrachten Nacht, während welcher Arami und Byrsa Wache hielten, schlugen wir am nächsten Morgen das Zelt auf, um uns beiden Christen in Etwas den Blicken der aufgeregten Menge zu entziehen, und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Mit Tagesanbruch waren wir umgeben von den Freunden Arami's und anderen Tibbu von der andern Seite der Berge, die, etwas ernüchtert, nicht mehr so excentrische, blutgierige Freundschaftsversicherungen ihrem Mund entströmen ließen, doch immerhin noch lebhaft genug in ihren Protestationen waren. Ach, sie kannten das Vacuum in den beiden voluminösen Kisten, deren ungewohnter Anblick ihnen reiche Schätze zu versprechen schien, noch nicht!

Die Angesehensten der Versammlung waren augenscheinlich Arami und der Onkel mütterlicherseits des Marabet Bu Zid, Temidomi, derselbe, dessen Sohn uns bis zum Enneri Gonoa Tags zuvor Datteln entgegengebracht hatte. Dieser war ein Mann in den mittleren Jahren, wie sein Sohn Mohammed unter Mittelgröße, hellbronzefarbig, fast bartlos, mit kleinem Gesichte, regelmäßigen Zügen, klugen Augen, donnernder Stimme und selbstbewußter Haltung. Die Uebrigen waren, so weit der unentbehrliche Litham mir zu sehen erlaubte, fast alle von mäßig dunkler Hautfärbung, entfernt von der Schwärze der Bornaui, und mit Zügen, welche sie ebenfalls wesentlich von diesen unterschieden. Es waren wohlgebildete Gestalten, mager, durchschnittlich von Mittelgröße, welche vociferirend, den grünen mit Tabacksaft vermischten Speichel von Zeit zu Zeit mit hörbarem Zischen vor sich auf den Boden schleudernd, Speer und Lanze und Wurfeisen aufrecht in der Hand haltend und auf den Boden stämmend, vor meinem Zelte herumhockten, um eine Vorberathung über unser Schicksal abzuhalten.

Alle sprachen willkürlich durch einander, mit einem Redeflusse, der eitel Geschwätz war und der Gestaltung meiner

Zukunft wenig dienen konnte. Einige Wenige näherten sich mir, und zwar solche, die Fezan bewohnt hatten, mehr oder weniger arabisch sprachen und also einen gewissen Anspruch auf Bildung erhoben. Unter diesen befand sich der Fighi oder Maalem, wie die Tibbu sagen, deren sie zwei besitzen, welche beide im Flußthale Bardai wohnen, ein junger Mann, von dunklerer Hautfarbe, als der Durchschnitt zeigte, und regelmäßigen, zarten, fast weiblichen Zügen.

Der Sultan sei, berichtete man, in der Nacht zurückgekehrt (ich glaube, er war stets in seiner Behausung gewesen) und erwarte die Gesellschaft der Edlen, um über den nie dagewesenen Fall eines Christenbesuches und die zu nehmenden Maßregeln Rathes zu pflegen.

Von den eigentlichen Einwohnern Bardais war Niemand erschienen. Dieselben hielten nach ihrem feindseligen Gebahren des vorhergehenden Abends ihr Recht aufrecht, keinen derartigen Fremden in ihrem Thale zu dulden, behaupteten, daß sie keineswegs dem Sultan zugestimmt hätten, mich zu diesem Behufe einzuladen, und verlangten, daß ich, wenn ich hinlängliche Güter bei mir führe, ausgeplündert und meinem Schicksale überlassen, wenn ich aber nichts für sie habe, zu meiner Bestrafung, zur Abschreckung für Fremde und zu ihrer eigenen religiösen Erbauung umgebracht werde.

Glücklicherweise besteht ein natürlicher Antagonismus zwischen den Leuten von Bardai und den eigentlichen Tibbu Reschade der westlichen Thäler. Jene sind vulgären Ursprungs, arbeiten in Folge der günstigeren Bodenverhältnisse etwas mehr und sind folglich nicht so ghasienbereit und reiselustig, als ihre westlichen Brüder. Diese dagegen sind zum großen Theile edlen Ursprungs und sind auf die Beute der Ghasien und den Ertrag ihrer Reisen angewiesen. Hauptsächlich ist es wohl der aristokratische Ursprung, welcher ihnen ein Gefühl der Ueberlegenheit den Bardaiern gegenüber giebt, und das sich im vorliegenden Falle zu unserm Vortheile geltend machte.

Unsere Begleiter ließen also, unterstützt von ihrem Anhange, den Bardaiern als Antwort auf obige Erklärung die höhnische Aufforderung zugehen, mich mit Gewalt zu nehmen, wenn sie es wagten; sie selbst und ihre Waffen seien bereit. So wenig Ernst es ihnen mit diesen Worten war, denn sie würden nun und nimmer mit ihren Brüdern um ein so unlauteres Object, als einen Christen, einen Speerwurf ausgetauscht haben, so entsprach doch Niemand dieser Aufforderung, sondern man begnügte sich, durch Bearbeitung des Sultans auf weniger gewaltsamem Wege zum Ziele zu kommen.

Ein Sultan von Tibesti ist eben keine sehr autoritätvolle Person. Er geht abwechselnd aus einer der vier Branchen der Tomaghera (Tomara), die im Lande wohnen, hervor, wird feierlichst eingesetzt, indem man einige Ziegen schlachtet, ihm ein Zelt, einen Teppich, einen rothen Tarbusch (Tatia) mit Turban als Nationalaussteuer offerirt und bleibt lebenslänglich in seiner hohen Stellung. Dieselbe ist jedoch, wie gesagt, an sich selbst nicht sehr einflußreich und noch weniger lucrativ. Sie bringt keinerlei Civilliste mit sich, noch die Verwaltung von Staatscassen oder Nationalbesitzthümern, da die glücklichen Einwohner keinerlei Steuern zahlen. Erwirbt sich der Staatschef nichts durch eigene Thätigkeit und Anstrengung, so kann er trotz seines hohen Amtes in kläglicher Armuth verharren, nur daß man wohl stets Respect genug vor der Würde des „Dardei“ hat, ihn mit hinlänglicher Nahrung zu versehen, wenn er dieselbe aus eigenen Kräften nicht schaffen kann. Er würde einige Einnahmen haben durch den Zoll passirender Karawanen (Fezan-Wadai) und die pflichtmäßigen Geschenke reisender Kaufleute, wenn die ersteren noch existirten und die letzteren sich in dies verrufene Land wagten.

Die einzige wirklich selbständige Berechtigung des Sultans scheint darin zu bestehen, bei zu unternehmenden Ghasien den Anführer, der allein commandirender Chef ist, zu ernennen. Bei der Frage, ob eine solche zu unternehmen sei oder nicht, ist seine Stimme ebenfalls vom größten Gewicht, doch nicht immer entscheidend, da deren auch gegen seinen Willen und seine Ansicht unternommen werden.

Im Uebrigen kann er kaum irgend eine Frage, welche das Gemeinwohl interessirt, entscheiden: es muß in Gemeinschaft mit dem Rathe der Edlen geschehen. Selbst die Gerechtigkeitspflege ist kein seiner Stellung inhärirendes Attribut. Sie vollzieht sich nach den traditionellen Gesetzen des Usus, und zur Applicirung dieses Allen bekannten Codex genügt jeder angesehene ältere Mann. Zur Entscheidung von streitigen Fällen, zur Vergleichung Streitender u. s. w. ist es durchaus nicht nöthig, zum Sultan zu gehen, sondern der Ausspruch jedes angesehenen alten Maina, oder nöthigenfalls zweier oder dreier derselben, wird eben so gut gehört, als die Stimme des Staatsoberhauptes. Hört der Verklagte nicht die Entscheidung jener, so folgt er ebensowenig dem Urtheile des „Dardei“, sondern der Geschädigte sucht sich selbst Recht durch seine Waffen. Die Strafen bestehen alle in Vermögensstrafen, die, da ja kein Ankläger im Interesse des Gemeinwohls existirt, dem Benachtheiligten zu Gute kommen. Diebstahl, Verleumdung, Beleidigung werden so durch eine Buße von Kameelen, Schafen, Ziegen oder Cham gesühnt, und modificirt sich diese nach den Vermögensverhältnissen des Schuldigen. — Blut kann nur durch Blut gesühnt werden. Ein Mörder ist stets der Blutrache verfallen und wird landesflüchtig, doch Niemand verfolgt ihn außer Landes. Fezan birgt zahlreiche landesflüchtige Mörder aus Tibesti, die unbehelligt und harmlos hier unter ihren Landsleuten weilen. Erst nach langen Jahren freiwilligen Exils stimmt die Familie des Ermordeten zuweilen zu, gegen ein beträchtliches Geldopfer den Mörder wieder in der Heimath zuzulassen. Verwundungen im Zorn werden durch Blut gesühnt, bis man sich einigt oder der Verwundete gerächt ist.

Ehebruch bleibt unbestraft, wenn man den Schuldigen nicht auf der That ertappt. In letzterm Falle tödtet der beleidigte Gatte den Eindringling in seine heiligen Rechte. Verbotener Umgang mit einem jungen Mädchen endigt mit der Ermordung Beider, wenn die Entdeckung auf der That statthat. In beiden Fällen findet keine Untersuchung zur Constatirung und Bestrafung des Factums statt, wenn eben nicht das Ocularzeugniß der beleidigten Ehemänner und Väter vorliegt. Uebrigens sind diese Fälle außerordentlich selten, wie ich nach den bestmöglichst gesammelten Zeugnissen sagen muß.

Eine der schlimmsten Beleidigungen, welche man einem Tibbu ins Gesicht schleudern kann, ist die Benennung „Schmied“. Diese sühnt sich selten durch Geldbuße, sondern meist durch Blut. Aus welchem Grunde das Gewerbe eines Schmiedes derartig verachtet ist, bin ich ebensowenig im Stande zu sagen, als Rohlfs, der diese Thatsache auch in Erfahrung gebracht hat. „Verachtet“ ist nicht das richtige Wort, denn es giebt nicht das gemischte Gefühl wieder, mit dem man einen Schmied betrachtet. Allerdings wird ihn Niemand als Seinesgleichen betrachten, Niemand eine verwandtschaftliche Verbindung mit ihm eingehen, Niemand seinen Sohn zu solchem Gewerbe hergeben. Doch auf der andern Seite wird Niemand mit ihm streiten, Niemand ihm Leides zufügen, gerade wie es eine große Schande ist, einen Knaben zu verwunden, selbst wenn derselbe angreifender Verwunder war, oder einer Frau Leides zu thun. Daß man hier dem Schmiede

und seiner Frau übernatürliche Kenntnisse gegen Zauberei und Krankheiten von Menschen und Vieh zuschreibe, wie es wohl in anderen Ländern der Fall ist, ist mir nicht bekannt geworden.

Doch zurück zum Sultan und Bardai. Wenn seine Stellung an und für sich auch keine machtvolle ist, so hängt natürlich doch der Grad seines Ansehens und seines Einflusses viel von seiner Person ab. So wird berichtet, daß der Vorgänger des jetzigen, der Maina Taherke, eines ungewöhnlichen Grades von Macht und Ansehen genoß.

Früher gehorchten, wie Dr. Behm richtig angiebt, die Tibbu Reschade zwei Sultanen, von denen der eine aus dem Stamme der Gunda, der andere aus dem der Tomaghera hervorging. So war es eben noch zur Zeit des Maina Taherke, neben dem noch der Sultan Ali ben Sidi existirte. Doch dann einigten sich die beiden Stämme dahin, daß die Tomaghera allein, abwechselnd aus ihren Branchen, den Sultan liefern sollten. Die Gunda behielten nur das Recht, bei Vertheilung von außergewöhnlichen Einnahmen, Geschenken, Durchgangszöllen zu gleichen Theilen mit dem jedesmaligen Sultan zu gehen.

Der jetzige Sultan Tafertemi, Nachfolger Taherke's, ist ein hochbetagter Greis, zuweilen wohl eigensinnig, doch im Grunde von großer Schwäche und Machtlosigkeit. Nur der Respect, den man unwillkürlich seiner Dardeiwürde zollt, verleiht ihm noch eine gewisse Autorität, wie sein vorgerücktes Alter, welches ja besonders in der mohammedanischen Gesellschaft ein so hohes Anrecht auf Achtung und Autorität giebt, ihn zu einem gehörten Rathgeber bei allgemeinen Fragen in Unternehmungen macht. Er ist sehr arm, und bei den seltenen Gelegenheiten außerordentlichen Gewinnes sehr habsüchtig. Es war nur diese Sucht, die ihn bestimmt hatte, mich trotz des Widerspruches der Bardaier, die wohl wußten, daß ihrem Plebejerthum nichts von der Beute meiner Habe zufallen würde, einzuladen. Um aber mein Kommen zu sichern, zu erzwingen, hatte er den Marabet Bu Zid mit Gewalt zurückgehalten und Gordemi geschickt. Jener hatte sich in diese verrätherische Rolle gefügt, und so kam es, daß im gefahrvollen Momente der Ankunft sich sowohl Sultan als Bu Zid ihre Anwesenheit versagten.

Als am nächsten Morgen die Edlen sich nach ihrer Versammlung bei mir zu Tafertemi verfügten, klagte der alte Mann über Unwohlsein und bat sie, gegen Abend wiederzukommen, indem er nur bitter Arami's Beleidigung seiner Person und seiner fürstlichen Würde tadelte, mich nicht in seiner Abwesenheit, wie seine Frau vorgeschlagen habe, neben seinem Hause zu deponiren. Die Erklärung Arami's, daß er mich unmöglich in seiner (des Sultans) Abwesenheit der Wuth einer mehr oder weniger trunkenen Volksmenge habe aussetzen können, befriedigte ihn keineswegs, sondern kränkte ihn noch mehr, indem sie vorauszusetzen schienen, daß die Wohnung des Sultans nicht hinlängliche Sicherheit für seine Gäste biete. Am Abend fühlte er sich noch unwohler, und der große Rath der Edlen konnte also wiederum nicht tagen, sondern mußte sich mit partiellen Sitzungen vor meinem Zelte begnügen.

Der folgende Tag fand den Sultan functionsfähiger, wurde jedoch gänzlich dazu verwendet, Arami *) mit seinem hohen Verwandten auszusöhnen. Dies war um so schwieriger, als es sich nicht allein um verletzte Sultanseigenliebe handelte, sondern um vermeintlich gekränkte Interessen. Der Sultan war überzeugt, daß ich jenseits der Berge von Arami, Gordemi und Bu Zid meiner Schätze schon beraubt sei und daß ich nur aus diesem Grunde so wenig mit mir führe. Die feindliche Partei nährte diese Idee aufs Kräftigste, während Arami und meine übrigen Begleiter eben so kräftig leugneten.

Es war in der That merkwürdig, diese halbnackten, zerlumpten, mit äußerster Armuth und chronischem Hunger kämpfenden Tibbu die unverschämtesten Ansprüche in gutem Glauben an ihr gutes Recht erheben zu sehen. Ich hatte dem Sultan an Geschenken geschickt einen rothen Tuchburnus, eine Sudan-Tobe, eine Takia mit Stoff zum Turban und eine Futa (der oblonge Kattunüberwurf der Frauen), und er benahm sich, als wenn er nichts empfangen hätte. Die Hauptmainoat hatten ebenfalls rothe Tuchburnusse, welche sie so hoch schätzen, und verschiedene Kleinigkeiten erhalten, und während sie aus eigenen Mitteln kaum im Stande waren, sich ein einfaches Baumwollenhemd zu schaffen, und man die genannten Burnus gegen Kameele austauschen konnte, sprachen und handelten sie gerade, als wenn sie nichts oder nicht nennenswerthe Kleinigkeiten erhalten hätten. Die Wohlwollendsten von denen, welche empfangen hatten, bewunderten meinen naiven Muth und meine Unverständigkeit, mit so geringen Mitteln unter ihnen zu erscheinen. Es war dies die Folge ihrer aristokratischen Constituirung. Jeder glaubte sich dem Andern gleich oder überlegen; viele aus besserm Blute als ihr Staatsoberhaupt; Jeder glaubte die Ansprüche der Größten erheben zu können, und die Größten wieder glaubten mehr beanspruchen zu müssen, als alle Anderen.

Die Sitzungen, welche gehalten wurden, nahmen stets viele Stunden in Anspruch. Man versammelte sich mit Sonnenaufgang, und Mittag war oft vorüber, wenn die Morgenberathung geschlossen wurde. Gegen Sonnenuntergang begann der zweite Midzales, und oft kehrten die dem Wortkampfe ergebenen Mitglieder erst um 10 oder 11 Uhr Abends heim. Niemand leitet die Debatte; der Sultan hört die Ansichten seiner Edlen in wirrem Durcheinander, kann ungefähr also begreifen, wohin die Majorität neigt, und spricht dann eine Art endgültiger Meinung aus. Ist die Opposition zu groß, so wird der Gegenstand Tags darauf wieder aufgenommen, und so fort, bis durch Hin- und Herschwatzen endlich eine Art Einigkeit hergestellt ist.

Beim Eingange einer allgemeinen Rathssitzung hocken Alle zusammen nieder, das heißt, wenn auch ohne Ordnung, doch vereinigt. Bald jedoch, sobald der Eine oder der Andere hin und wider gesprochen haben, lockt Jemand, der eines gewissen Ansehens genießt, einen oder den andern Gegner seiner Ansicht bei Seite und sucht ihn durch unhörbare Gründe zu sich hinüberzuziehen. Ein Anderer thut dasselbe, und bald sieht man die ganze Versammlung in kleine und kleinere Gruppen aufgelöst, von denen nach und nach diese und jene wieder zum Centrum zurückkehrt. Diese Heimlichkeit ist ihnen angeboren. Die einfachsten Gegenstände behandeln sie in derselben Weise, schleichen zu zweien und dreien bei Seite und flüstern stundenlang, so daß der Uneingeweihte glauben muß, es handle sich um etwas Fürchterliches, Entsetzliches, das man schon auszusprechen sich fürchte. Wie oft wurde ich in neue Bestürzung versetzt, wenn ich den Gatroner wieder und immer wieder von Freunden und Feinden zu diesen intimen Berathungen bei Seite geschleppt sah, denn wie oft, Gott sei Dank, handelte es sich nur um eine Nähnadel, ein Stück Saß zum Turban oder dem ähnliche Gegenstände. Dies wird mit Vorliebe auf die Nacht ausgedehnt, die ihrem heimlichen Wesen besonders zusagt. Bis gegen 2 Uhr Morgens huschen die Gestalten der Tibbu hin und her, um mit diesem und Jenem Rathes zu pflegen, in irgend einer Frage Bundesgenossen zu finden, Coalitionen zu bilden, Vergleiche zu Stande zu bringen.

*) Dieser gehört ebenfalls einer der herrschenden Branchen der Tomaghera an.

Der Sultan schien also mit Arami versöhnt, ohne unsere Auslieferung von ihm zu beanspruchen. Schon jetzt bestand unsere Nahrung in zweimaliger mäßiger Dattellieferung per Tag; doch unsere Transloeirung zu ihm, der selbst, so zu sagen, nur von den Bardaiern unterhalten wurde, würde einen langsamen Hungertod bedeutet haben. Von der Erlaubniß und Sicherung unserer Abreise, die ich kräftig reclamirte, war noch nicht die Rede. Der Dardei versprach mir, nach seiner Wiederherstellung mich zu besuchen und dann an unsere Reiseprovisionen zu denken.

Indessen wandte sich die ganze Wuth der Bevölkerung und mit dieser des Sultans gegen Kolokomi, als die Ursache meines Kommens, in so drohender Weise, daß derselbe flüchtig wurde. Wenn auch seine unbedeutende Persönlichkeit mir von keinerlei Nutzen bei seinen Landsleuten gewesen war, so war er mir doch als Wegweiser und Besitzer der schönen Kameelstute, die er von meinem Gelde gekauft hatte, äußerst nothwendig und zu meiner Abreise geradezu unentbehrlich. Seine Flucht war daher ein harter Schlag für mich, indem sie unsere Abreise unbestimmt hinausschob. Zugleich aggravirte sich das Unwohlsein des greisen Fürsten mehr und mehr, und seine heimliche Sendung Bu Zid's behufs einer Erpressung von 7 Thalern, der ich weder Folge leisten wollte noch konnte, war das letzte directe Lebenszeichen, das ich von ihm hatte, für lange Tage. Man fürchtete sogar für sein Leben, und ich beschloß also, in Geduld den Ausgang seiner Krankheit zu erwarten.

Dies würde mir sehr leicht geworden und eine Quelle der werthvollsten Instruction und Erfahrung gewesen sein, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, herumzuschweifen und mit den Bewohnern zu communiciren. Doch ich war an das Zelt gebannt, das bei einer durchschnittlich höchsten Tagestemperatur von circa 40° C., einfach, wie es war, mir einen unvollständigen Schutz gegen die Sonne gewährte.

Da lag vor mir das pittoreske Thal mit seinen anmuthigen Gruppen von Dattelbäumen und Dumpalmen, die sauberen Hütten der Bewohner nur halb verbergend, mit seinen Gärten, seinem erfrischenden Grün und seinen kühlenden Schatten; da vollzog sich in meiner unmittelbaren Nähe das Leben seiner Bewohner in Familie und Gemeinwesen, in Sitten und Ideenkreisen, wie ich sie so gern studirt hätte: und ich, auf einen nackten Felsen gebannt, der sengenden Sonne, dem Hunger und dunkler Besorgniß anheimgegeben, konnte mich nur in stiller Resignation üben.

Zwei Mal wagte ich, mich auf Momente dieser ertödtenden und entmuthigenden Gefangenschaft zu entziehen; doch beide Versuche lehrten mich in sehr eindringlicher Weise, daß die Außenwelt noch größere Unannehmlichkeiten für mich berge, als mein Zelt mit seiner drückenden Hitze und seinem ermüdenden Einerlei. Das eine Mal wollte ich die Zeit der größten Tageshitze, in welcher sich die Tibbu ruhiger in ihren Wohnungen hielten, als selbst zur Nachtzeit, benutzen, um einmal des verlockenden Baumschattens zu genießen, der nur einige hundert Schritt entfernt lag. Doch unglücklicher Weise hatte mich ein junges Mädchen von 13 bis 14 Jahren, das stets meine ärgste Feindin gewesen war und blieb, erspäht, in der Geschwindigkeit gleichalterige und jüngere Genossen und Genossinnen zusammengelockt, und begann mit diesen, als ich kaum den ersehnten Platz erreicht hatte, einen so energischen Angriff mit Steinwürfen auf mich zu machen, daß ich an schleunigen Rückzug denken mußte. Ein momentaner Versuch, der Anführerin begreiflich zu machen, daß mein Herz ihr gegenüber von nichts weniger als feindlichen Gefühlen beherrscht sei, erweckte durchaus kein zarteres Gefühl in ihrem jugendlichen Tibbu-Busen, sondern wurde mit einem Wurfe belohnt, dessen Folgen ich für Wochen spürte. Diese Kinder schleuderten mit einer solchen Kraft und Geschicklichkeit so ansehnliche Geschosse, daß ich bei größerer Entfernung meines Zufluchtsortes ernstliche Besorgnisse hätte hegen müssen. So kam ich mit zahllosen Contusionen davon, deren Schmerzen mich für lange Zeit in jedem Augenblicke daran erinnerten, wie machtlos und abhängig ich war.

Das andere Mal wollte ich, als ich alle männlichen Einwohner bei einem gemeinsamen Feste und die übrigen durch die Mittagszeit in ihren Hütten zurückgehalten glaubte, einen Brunnen ganz in der Nähe in Bezug auf seine Tiefe inspiciren. Im Handumdrehen waren auch hier die Kinder wieder da und griffen mich unter dem lauten Kriegsgeschrei: Auf den Heiden! auf den Heiden! mit den oben erwähnten Waffen an. Doch zu der Gefahr der Steinigung kam hier noch ein lagbitrunkener Mann mit Wurfeisen und Speer, der, angefeuert durch die Kampfeswuth der Kinder und ermuthigt durch meinen Rückzug, den ich so würdevoll als möglich auszuführen bestrebt war, von seinen Waffen Gebrauch machen zu müssen glaubte. Glücklicherweise machte ihm Palmwein Auge und Hand unsicher und ich erreichte ungeschädigt meinen Zufluchtsort.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch bei den halbcivilisirten Indianern Nebraskas.

Von Professor **Wilhelm Krebs** in Omaha.

II.

Die Sprache der Pahnis ist ein Dialekt der früher einmal von jenen Indianern gesprochenen Hauptsprache, welche von den Franzosen den Namen Algonquin erhielt. Eine Schrift für dieselbe giebt es nicht. Auch die Religion zeigt mit derjenigen der übrigen Indianerstämme große Uebereinstimmung. Der höchste Gott ist Manitu oder der „große Geist“, die Verkörperung der das Universum regierenden Gesetze, der Inbegriff aller dem Indianer mystisch erscheinenden Kräfte. Außerdem verehrt er noch unzählbare, dem „großen Geist“ untergeordnete Gottheiten, z. B. einen Gott der Sonne, des Mondes und der Sterne, des Wassers und der Stürme. Ferner glaubt er an Geister der Seen, Flüsse, Thäler, Berge und Wälder. Ueberhaupt schreibt er alle ihm unbegreiflichen Dinge, die er weder zu erschaffen noch zu zerstören vermag, einem Geiste zu. Auch glaubt der Indianer an eine Unsterblichkeit der Seele und ein zukünftiges Leben; denn wenn er bei Sonnenuntergang den Todten zur Erde bestattet, wird derselbe beim nächsten Sonnenaufgang wieder erwachen, um seine Reise nach den glücklichen Jagdgründen des Manitu anzutreten, zu welcher man ihm

seine besten Kleider und Nahrungsmittel mit ins Grab giebt. Wie bei vielen Indianerstämmen war es auch früher bei den Pahnis Gebrauch, jährlich einen Gefangenen dem „großen Gestirne“ zu opfern*).

Ein höchst groteskes Bild bieten die von der Regierung angeworbenen Pahnikrieger oder Scouts. Diese 150 Mann stehen unter dem Commando des Major Frank North; sie tragen theils die ihnen von der Regierung gelieferten Uniformen, theils ihre eigene Kleidung; während andere fast ganz nackt gehen. Ebenso verschieden sind auch ihre Waffen: Flinten, Pistolen, Schwerter oder Pfeile und Bogen. Wie alle Prairie-Indianer, so sind auch die Pahnis gute Reiter.

Bei den Gefechten, welche im verflossenen Sommer am Republican-Flusse mit den Sioux stattfanden, erbeuteten diese Pahnikrieger mehrere Scalps, wogegen später die Sioux von Dakota herüberkamen und, um diesen Verlust zu rächen, den Pahnis zwanzig Pferde stahlen. Obschon um die Wiedererlangung ihres Eigenthums besorgt, waren jedoch letztere nicht zu bewegen, ihre Reservation zu verlassen und die damals in ihrer Nähe stationirte Vereinigte-Staaten-Cavallerie zu begleiten, um den Feind zu verfolgen. Als Entschuldigung führten sie an, daß ein Theil ihres Stammes mit den Waffen und Pferden auf der Jagd sei; als man ihnen jedoch andere anbot, gestanden sie, daß nur die Furcht vor dem Feinde die Ursache ihrer Zögerung wäre. Ja, es hatte nicht einmal ein einziger Pahni den Muth, als Führer zu dienen, um dem Militär den Weg, welchen die Sioux eingeschlagen, zu zeigen. Nachdem eine Abtheilung Reiter dieselben über funfzig Meilen weit verfolgt hatte, dann aber die Spur verlor, mußte sie unverrichteter Sache zurückkehren.

Kurze Zeit darauf erhielt die Indianer-Agentur zu Genoa von einem in Dakota lebenden, freundlich gesinnten Häuptlinge die Nachricht, daß die Sioux ihre Reservation verlassen würden und wahrscheinlich wieder einen Angriff auf die Pahnis beabsichtigten. Bald darauf erschienen auch ungefähr 200 dieser „rothen Teufel“, überfielen einen das Vieh weidenden Pahni und nahmen ihm den Scalp. Bestürzt eilten nun die Häuptlinge und Krieger seines Stammes aus ihrem im Thale gelegenen Dorfe nach den Hügeln jenseits der Missionsanstalt. Indessen wagte keiner der gegenseitigen Feinde den andern anzugreifen, sondern Jedermann suchte sich wenigstens eine gute Meile von seinen Gegnern entfernt zu halten, um denselben keine Gelegenheit zum Scalpraube zu geben. — Obschon es den Indianer sehr nach der Kopfhaut seines Feindes gelüstet, sucht er doch noch lieber seine eigene zu behalten; derjenige Theil aber, welcher die meisten Scalps erbeutet und dabei die wenigsten verloren hat, ist für die Zukunft der Beherrscher der Jagdgründe. — So standen sich nun lange Zeit beide Parteien gesticulirend und besonders ihre Flinten und Bogen schwingend, gegenüber, als endlich auf dem so unblutigen Schlachtfelde eine Abtheilung Cavallerie erschien, was die Sioux veranlaßte, schleunigst das Weite zu suchen. Nun schien auch den Pahnis der Muth zu wachsen, denn sie begannen mit Hülfe der Cavallerie den Feind zu verfolgen; doch sobald sie in dessen Schußweite kamen, kehrten sie eiligst wieder zurück. Zwar wurden zwischen dem Militär und den Sioux einige Schüsse gewechselt; doch mußte, da bereits die Nacht hereinbrach, von jeder weitern Verfolgung abgesehen werden, und so gelang es letzteren unter Zurücklassung mehrerer Todten und nachdem sie zuvor noch ihre ermüdeten Pferde getödtet hatten, zu entkommen. Indessen entmuthigte sie dieses Resultat nicht, einige Zeit nachher abermals einen erfolglosen Angriff auf die Pahnis zu wagen, denn auch dieses Mal veranlaßte sie eine Abtheilung Cavallerie, schleunigst die Flucht zu ergreifen.

Um den häufigen Angriffen der Sioux, welchen die Pahnis ausgesetzt sind, zu entgegnen, hat sich die Regierung genöthigt gesehen, jenes früher am Republican und südlichen Platte stationirte Indianerregiment, welches aus Pahnikriegern besteht, zurückzuziehen. Dasselbe hat nunmehr sein Lager zwischen den Indianerdörfern und der Missionsanstalt aufgeschlagen. Am Abend unseres Aufenthaltes daselbst feierten diese Krieger ihr Siegesfest über die Sioux. Beim Lärm einer Trommel tanzten singend und jauchzend die Helden um ein großes Feuer, ihre am Republican erbeuteten Trophäen — die auf einem Pfahle steckenden Scalps ihrer Feinde — über ihren Köpfen schwingend.

Da im verflossenen Mai die Pahni-Indianer die in der Nähe ihrer Reservation lebenden Colonisten beunruhigten, sah sich die Regierung genöthigt, zum Schutze der letzteren Militair in deren Nähe zu stationiren, welches indessen nur bei den Einfällen der Sioux Anlaß zur Thätigkeit fand. — Unter Andern wurde im oben erwähnten Monate auf einer in der Nähe von Columbus gelegenen Insel des Platte ein Mann von diesen Indianern ermordet, was die Regierung veranlaßte, den Pahnis ihr Jahrgeld so lange zurückzuhalten und ihnen die Ueberschreitung der Reservationsgrenzen zu untersagen, bis die Mörder dem Gerichte überliefert seien, was auch bald darauf geschah. Zu Anfang dieses Monats wurden deshalb „gelbe Sonne“, „kleiner Wolf“, „Pferdetreiber“ und „blauer Falke“ von dem hiesigen Bezirksgerichte nach einem viertägigen, besonders in juristischer Hinsicht interessanten Processe zum Tode durch den Strang verurtheilt. Als man jedoch die Gefangenen, nachdem ihnen das Urtheil verkündet war, aus dem Gerichtssaale nach dem Gefängniß zurückführte, entsprangen „blauer Falke“ und „Pferdetreiber“ und verschwanden bald in der Dunkelheit der Nacht. — Wie groß war jedoch das Erstaunen des Gefängnißwärters, als es nach einer Stunde an seine Thür klopfte und er beim Oeffnen „Pferdetreiber“ vorfand. Derselbe hatte beim Uebersteigen eines das Gefängniß umgebenden Zaunes seine wollene Decke verloren und ersuchte nun den Wärter unter freundlichen Geberden, ihm dieselbe suchen zu helfen, was derselbe auch, nachdem er seinen Flüchtling in Sicherheit gebracht, bereitwilligst that. „Blauer Falke“, welcher die Reservation erreichte und hier von seinen Freunden beschützt wurde, konnte erst mit Hülfe des Militärs eingefangen werden. Um jedoch dem Henker einen Strich durch seine Rechnung zu machen, versuchten nun diese verurtheilten Indianer Selbstmord zu begehen. „Gelbe Sonne“ versuchte zu diesem Zwecke seinen Kopf an den Gefängnißwänden zu zerschmettern; „Pferdetreiber“ sich einen $1\frac{1}{2}$ Fuß messenden Holzsplitter den Hals hinunterzustoßen; während „kleiner Wolf“ sich einen zugespitzten Stock in den Leib zu rennen trachtete. Der Gefängnißwärter vereitelte indeß ihre Absicht, und so liegen sie nun in Fesseln, um, was sie gar nicht begreifen kön-

*) Einer der letzten Versuche, Gefangene zu opfern, wurde auf folgende höchst romantische Art vereitelt. Um das Jahr 1820 nahmen eine Anzahl Pahnikrieger ein weißes Mädchen gefangen, das bei deren Zurückkunft dem „großen Gestirne“ geopfert werden sollte. Schon war das Opfer an den Pfahl gebunden und das versammelte Volk erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wenn die Flamme ihr Opfer erreichen würde, als plötzlich Patalesharoo, ein junger Krieger, hinzueilte, die Stricke, mit welchen die Unglückliche an den Pfahl befestigt war, löste und dieselbe unter seinen Armen aus der bestürzten Menge trug, sie auf das eine der von ihm bereit gehaltenen Pferde setzte und nachdem er sich selbst auf das andere geschwungen hatte, davon eilte, um das Mädchen wieder in seine Heimath, zu seinen Eltern und Freunden, zu bringen. Der Einfluß dieses Kriegers war so groß, daß ihn über seine Handlung, welche selbst das Leben eines Häuptlings gefährdet hätte, nicht einmal einer zu tadeln wagte.

nen, von dem Medicinmann der Bleichgesichter erst geheilt und dann von dem Henker nach den Jagdgründen des „großen Geistes“ befördert zu werden.

Außer den Pahnis leben noch mehrere andere Indianerstämme in Nebraska. So haben die Omahas eine Reservation am Missouri, im nordöstlichen Theile des Staates. Ihre Zahl, 1853 noch über 1300, beläuft sich gegenwärtig auf nur 950. Diese Indianer besitzen mehr Praxis als die übrigen im Staate lebenden, und ihre von der äußern Mission der Presbyterianer gegründete Schule wird von über 60 Schülern besucht. Vor vier Jahren verkauften die Omahas den nördlichen Theil ihrer dreißig Meilen langen und zwanzig Meilen breiten Reservation an die Winnebagos. Dieser Stamm, welcher nach dem Aufstande in Minnesota (1865) aus diesem Staate hierher verlegt wurde, zählt gegenwärtig kaum 1300 Köpfe, während ihre Zahl 1825 über 5800 und 1853 noch 2708 betrug. Sie besitzen zwei Schulen, stehen indessen, was ihren Wohlstand anbelangt, gegen die Omahas weit zurück.

Im nördlichsten Theile Nebraskas, an der Mündung des Niobrara in den Missouri, liegt die zwei Meilen lange und halb so breite Reservation der aus vier conföderirten Stämmen bestehenden Santi-Sioux. Nach dem Aufstande im Jahre 1862, in welchem diese Indianer mehrere Hundert Colonisten ermordeten, wurden sie aus Minnesota nach Dakota und später hierher versetzt. In Folge jener Empörung gingen sie ihres Jahrgeldes verlustig; indessen liefert ihnen die Regierung noch Waaren. Ihre sich 1853 noch auf 8000 belaufende Zahl ist seitdem auf 970 zusammengeschmolzen. Unter allen im Staate lebenden Indianern sind diese die intelligentesten; doch mangelt ihnen die nöthige Praxis, um ihre Lage verbessern zu können. Sie besitzen eine von nahezu hundert Schülern besuchte Schule; viele kleiden sich wie die Weißen und einige haben sich auch zum Christenthum bekehrt.

Südlich von der Mündung des Platte in den Missouri und nahe an der Kansasgrenze liegt die „große Nemaha-Reservation“ zehn Meilen breit und zwanzig lang, von zwei Stämmen, den Sax und Foxes und den Jowäs und Missouris, bewohnt. — Die Sax (Sahks) und Foxes sprechen eine und dieselbe Sprache, wie sie auch nur einen Stamm bilden. 1832 führten diese Indianer in Verbindung mit den Winnebagos den nach ihrem Hauptanführer Black Hawk (Schwarzer Falke) benannten Krieg gegen die Colonisten in Illinois, was die Regierung veranlaßte, sie von Wisconsin nach ihrer jetzigen Reservation zu verlegen. Ihre Zahl, 1825 über 6400 und 1853 noch 2373 betragend, ist seitdem auf 84 zusammengeschmolzen. Unter allen in Nebraska ansässigen Indianern haben diese die schlechteste Verwaltung. Die Jowäs und Missouries, zwei conföderirte Stämme, welche 1825 über 1100 Köpfe zählten, haben sich ebenfalls und besonders durch Krankheiten und Trunksucht sehr verringert und zählen gegenwärtig 288 Köpfe. Seit einiger Zeit haben sie jedoch angefangen sich zu bessern und dem Ackerbau zu widmen.

Westlich von der „großen Nemaha-Reservation“ liegt an beiden Ufern des Big-Blue-Flusses diejenige der Otoes (Otus) und der von den Missouries abgefallenen Missourias. Auch diese beiden conföderirten Stämme haben in Folge von Krankheiten und anderen Uebeln innerhalb der letzten sechzehn Jahre um nahezu 600 Köpfe abgenommen. Ihre gegenwärtige Zahl beläuft sich auf 450.

Im Ganzen beträgt die Zahl sämmtlicher im Staate Nebraska ansässigen Indianer gegen 7000. Wenn ich mir erlaubte, dieselben in der Ueberschrift dieses Aufsatzes „halbcivilisirt“ zu nennen, so geschah dieses nur in Ermangelung einer ihrem Standpunkte angemessenen Bezeichnung. Freilich sind bei einem großen Theil obiger Indianer Spuren eines Fortschrittes, folglich auch ein Verlassen ihres ursprünglichen Zustandes zu bemerken; doch ist der zurückgelegte Weg nur mit dem ersten Schritte eines die Erde umreisenden Menschen zu vergleichen. Es ist zwar gelungen, bei einigen Stämmen den Ackerbau und die Schulen einzuführen; doch geschah dieses nicht etwa auf deren Verlangen, sondern mußte ihnen mit Gewalt aufgedrungen werden; und so ist auch das bis jetzt erlangte Resultat, auf das sich mein „halbcivilisirt“ beschränkt, kaum von einer Bedeutung, also auch noch sehr weit von Cultur entfernt. Noch heute ist die Kleidung, die Mahlzeit und die Wohnung des Indianers von derselben Beschaffenheit, wie sie vor einem halben Jahrtausend war. Würde heute die kaukasische Race diesen Continent verlassen, so würde schon nach hundert Jahren kaum noch eine Spur von der ihnen aufgedrungenen Civilisation zu finden sein, und höchstens eine Sage, ähnlich derjenigen, welche Longfellow in seinem Gesang von Hiawatha so meisterhaft darstellte, vermöchte den Nachkommen das Andenken an die weißen Männer zu erhalten.

Doch wird man nicht die kaukasische, sondern die amerikanische Race einst vergeblich auf diesem Continente suchen, und wenn somit die spätere Geschichte ihren Schülern die früheren Bewohner Amerikas vorführt, wird denselben jener Gesang Longfellow's als ein Märchen aus alten Zeiten erscheinen. Was vor nahezu 150 Jahren der englische Bischof Berkeley verheißen, sehen wir sich allmälig erfüllen: „Westward the course of empire takes its way“; mit diesen Worten auf dem Banner schreitet die „Civilisation“ unaufhaltsam vorwärts, alles ihr Widerstrebende dem Untergange weihend. So sehen wir auf den Trümmern des Barbarismus das neue Reich der Civilisation entstehen. Wo einst der Indianer Wölfe, Bären und Büffel jagte, sehen wir den Farmer das Feld bebauen, oder den Bergmann nach den Schätzen der Erde graben; und wo sich einst des Indianers Wigwam erhob, finden wir Städte, in denen Handel und Verkehr blüht.

Freilich wäre es schicklich, die unleugbaren Rechte des Indianers in beschränktem Maße anzuerkennen, und da dessen Vermischung mit den Weißen einmal unmöglich ist, ihm wenigstens ein hinreichendes Areal zu geben, woselbst er in Ruhe leben könnte. Doch unaufhaltsam schreitet die Civilisation vorwärts, den Indianer wie ein gehetztes Wild vor sich her und seinem Untergange entgegentreibend. Humanitätsrücksicht kennt diese kalte Politik nicht. Der Pionier des Westens weiß von keinen Rechten des Indianers, obschon er deren ihm gegenüber zu haben glaubt. Ermordet ein Indianer einen Weißen, so wird der ganze Stamm, dem er angehört, zur Rechenschaft gezogen; ermordet jedoch ein Weißer einen Indianer, so ist kein Hahn, der danach kräht. — Nur durch die gänzliche Scheidung der amerikanischen von der kaukasischen Race könnte man ersterer einigermaßen gerecht werden, was indessen, wie wir bereits gesehen, „unmöglich“ ist.

Nur noch für eine kurze Zeit wird der Indianer nach seiner Verlegung nach dem „großen Salzseebecken“, welche bereits als ein Act der Nothwendigkeit betrachtet werden muß, vor seinem gänzlichen Untergange gesichert sein; doch wollen wir hoffen, daß ihm derselbe alsdann möglichst erleichtert wird.

Aus allen Erdtheilen.

Die geographische Erforschung Centralasiens durch die Russen.

Der „Russische Invalide“ bringt in einer seiner neuesten Nummern darüber folgende Mittheilung.

Im Sommer 1869 wurden drei Vermessungspartien in verschiedene Theile des Generalgouvernements Turkestan entsendet. Die erste Partie, welcher die Aufnahme der Gegend am Issyk-Kul und Naryn aufgetragen war, hat einen Raum von 28,758 Quadratwerst erforscht, die Lücken früherer Aufnahmen ausgefüllt, den Raum längs unserer Grenze mit Kaschgar aufgenommen und die Pässe über das Schneegebirge, welches unsere Besitzungen von Attyschar trennt, untersucht. Ferner hat sie den Raum aufgenommen, welcher an den nördlichen Theil Chokands grenzt, die Wege erforscht, welche vom Issyk-Kul nach dem Narynfort und Kaschgar führen, und deren strategische Bedeutung festgestellt. Endlich hat sie die Quellen des Syr-Darja entdeckt. Der Syr-Darja entspringt auf kolossalen Schneegebirgen. Seine Quelle, Jaltasch genannt, entströmt einem Gletscher, welcher zu Ehren des Topographen, der ihn auf dem Plan verzeichnet und von allen Russen zuerst bestiegen hat, Petrow-Gletscher genannt worden ist. Dieser Gletscher ist 20 Werst lang, $2\frac{1}{2}$ Werst breit und 20 bis 50 Faden dick. Die ganze Gegend vom Issyk-Kul und Naryn ist eine der gebirgigsten der Welt und bildet ein System von Schneegebirgen, deren Ketten sich von Osten nach Westen ziehen. Am gebirgigsten ist der östlich vom Issyk-Kul belegene Theil. Hier herrscht ewiger Winter, so daß nicht selten mitten im Sommer Schneestürme wüthen. Natürlich ist diese Gegend unbewohnbar. Weiter nach Westen, im Meridian des Issyk-Kul, senkt sich der Boden, und es nomadisiren hier die Buruten oder Dikokamenny-Kirgisen, die im Sommer auf dem Gebirge leben und im Winter in die Thäler ziehen, wo sie längs der Flüsse auch einigen Ackerbau treiben. Das Land hat keine andere Vegetation als Gras und Moos. Gesträuche und Bäume erscheinen erst viel westlicher auf unserer Grenze mit Choland.

Die zweite Vermessungspartie sollte die Hungersteppe, d. h. den Raum zwischen Tschinas, Dschisak und Chodschent, aufnehmen und nivelliren. Durch dieses Nivellement wollte man ermitteln, ob dieses Terrain durch Canäle aus dem Sir-Darja zu überrieseln wäre, zugleich aber auch die Eröffnung einer directen Poststraße von Taschkent nach Samarkand vorbereiten. Die dritte Partie endlich ging nach dem Bezirk Sarjawschan (Serafschan) zur Erforschung der Striche, welche an Buchara, Schachrissjabs (Scherisebs) und Chokand grenzen.

Das Volk der Coroeas an der Südwestküste von Afrika.

Auf den prächtigen Karten, welche Dr. August Petermann über Südafrika veröffentlicht hat, sind auch die portugiesischen Besitzungen sehr übersichtlich und genau behandelt. Man findet dort im Süden von der Niederlassung Mossamedes, am Cap Negro die Pinda-Bai verzeichnet, von welcher die Portugiesen im Jahre 1854 Besitz genommen haben. Die Regierung in Lissabon hat nun ganz kürzlich in ihrem „Boletin do Conselho ultra marino“ einen Bericht des Offiziers Marcellino Roberto Rudsky veröffentlicht, welcher die Occupation vollzog. Er lief am 6. December 1854 mit der Kriegsbrigg „Serra do Pilar“ und einem Transportschiff in die Pindabai ein. Dieselbe nimmt einen Raum von 9 portugiesischen Meilen ein und endigt im Norden an der Landspitze des Cap Negro; im Süden ist um den Porto Alexander eine Sandbank. Vom Meere aus gesehen, erscheint das Land trostlos öde, ohne jeden Pflanzenwuchs; man erblickt nichts als eine Felsenkette, welche sich vom Cap Negro nach Südwesten hinzieht bis an die Mündung des Flusses Coroca, neben welcher einige Lagunen austreten.

Rudsky zog auf einem etwa 100 Fuß hohen Plateau die portugiesische Flagge auf, schaffte Vorräthe ans Land, suchte nach Wasser und kam an das Bett des Coroca, der nur bei Hochwasser das Meer erreicht, sonst aber sich im Sande verliert. In zwei Fuß Tiefe fand man Trinkwasser. Bis drei Meilen landein sind gewellte Sanddünen, welche der heftige Südwestwind aufgeworfen hat; an denselben wachsen kleine Sträucher, deren Wurzeln Brennholz geben. Die Bai ist sehr fischreich; der sogenannte Nagelfisch, dessen Fleisch nicht gut schmeckt, wird anderthalb Centner schwer, und seine Leber giebt bis zu 15 Maß Thran.

Die Eingeborenen, Coroeas, waren reine Wilde, welche früher wohl kaum mit Europäern Verbindung gehabt haben; sie reden eine besondere Sprache, welche von den umwohnenden Völkern nicht verstanden wird, und zerfallen in kleine Stämme, an deren Spitze der Stammältteste, welchen man als Papaï bezeichnet, eine Art von patriarchalischem Regimente führt. Sie haben keine Sclaven und führen keine Kriege, sind sanft, treu, und es geht sich mit ihnen recht gut um. Die im Innern Wohnenden pflanzen Maniok und Bohnen; beide Früchte haben sie wohl aus Mossamedes erhalten. Ihre Rindviehherden sind zahlreich und Milch bildet die Hauptnahrung. Sie verkaufen nur sehr ungern eine Kuh, und geben als Grund ihrer Weigerung an, daß sie lediglich Viehhirten eines andern Volkes seien, das vierzehn Tagereisen entfernt wohne, an einem großen Flusse, von welchem der Kroque einen Arm bilde.

Die am Meeresstrande Wohnenden führen ein durchaus müßiges Leben, bestellen keinen Acker, haben keine Hütten, wohnen in Höhlen, welche sie in der dem Winde abgekehrten Seite der Dünen haben; sie nähren sich von Wurzeln, welche sie zwischen zwei Steinen zerquetschen und in einer Muschel kochen; auch rösten sie die Rinde der Sträucher. Salz haben sie nicht, und sie trinken das Brakwasser, ohne Ekel zu verspüren. Einige haben aus Mossamedes Leinen und Angelhaken bekommen; die Fische werden gekocht und mit den Gräten verzehrt. Feuer bereiten die Coroeas dadurch, daß sie zweierlei Holz aneinander reiben; sie haben Einweiberei; religiöse Vorstellungen fehlen gänzlich; die Kleidung besteht in Fellen von Rindvieh, Antilopen oder Füchsen. Schießpulver ist ihnen unbekannt; gegen Branntwein hegen sie großen Widerwillen. Das Klima ist sehr gesund; Wasservögel, namentlich Enten, sind in Menge vorhanden; dann auch Reiher und Störche. Von Löwen, Leoparden, überhaupt wilden Thieren, hörte Rudsky während eines elfmonatlichen Aufenthaltes nichts; Elephanten sind im Innern vorhanden.

Die Besiedelung der Insel Sachalin.

r. d. Die vor der Amurmündung und der mandschurischen Küste gelegene Insel Sachalin ist sehr schwach bevölkert. Im nördlichen Theile wohnen Giljaten, ein Volksstamm, der identisch ist mit den Fischernomaden, die an der Amurmündung hausen; in der Mitte hausen tungusische Oroten oder Orotskos, im Süden die bekannten Aïnos. Die besten Nachrichten über die Insel in naturwissenschaftlicher Beziehung verdanken wir L. v. Schrenck; auch hat der „Globus“ (Band XII) die Reisen des deutschen Kaufmanns Otto Esche auf Sachalin mitgetheilt. In den Besitz des nicht unwichtigen, durch Reichthum an Kohlen, Holz und Fischen ausgezeichneten Eilandes theilten sich Russen und Japanesen. Erstere hatten mit der Eroberung der Amurländer den

nördlichen, ehemals chinesischen Theil erworben, der seit dem achtzehnten Jahrhundert China tributpflichtig war; letztere machten, von Jeso kommend, auf den Süden Anspruch. Die Grenze wurde etwa dem 49. Breitengrade entlang gedacht. Diplomatische Verhandlungen nach Art der Russen und eine Besitzergreifung de facto führten aber dahin, daß Rußland nun über die ganze Insel gebietet. Schon 1867 hatten sie in Salmon Cove, an der Südküste, nordwestlich von der Fischerstation Russija, eine Ansiedelung errichtet. Im Juni 1869 wurde dann dort ein Militärposten von Nikolajewsk aus angelegt, der thatsächlich die Lapeyrousestraße beherrscht. Gleichzeitig dachte man an die Besiedelung, und das Project, Strafcolonien auf Sachalin anzulegen und erhielt im verflossenen Sommer die kaiserliche Bestätigung. Zu diesem Zwecke wurden 200,000 Rubel bewilligt, und vorgeschlagen, namentlich mißvergnügte polnische Sträflinge aus Sibirien dorthin zu verpflanzen. Aber mit den weißen Menschen, die zur Colonisirung des menschenleeren Sibiriens noch sehr nöthig sind, scheint man nicht weit zu kommen, und man richtet nun sein Augenmerk auf die Bewohner des ehemals russischen Amerika.

Die russische „Moskauer Zeitung" enthält jetzt folgende Nachricht. Im vorigen Jahre brachte der Petropawlowsker Kaufmann 1. Gilde Lemaschewski auf seinem Schiffe 27 Aleuten rechtgläubiger Confession von der Insel Urupa nach Sachalin. Die Auswanderer wählten sich zu ihrer Niederlassung die Gegend an der Aniwabucht und waren, wie Lemaschewski erzählt, gleich in der ersten Zeit sehr zufriedengestellt, da sie sich schon bei einer oberflächlichen Besichtigung des Ufers überzeugten, welchen Ueberfluß an Fischen, Muscheln, Seelöwen und Robben sie finden werden. Ein Theil der Männer beschäftigte sich mit dem Bau von Wohngebäuden, der andere Theil mit Anfertigung der zum Fischfang und der Jagd nothwendigen Geräthschaften. Der Haupterwerbszweig für die Aleuten auf der Insel Sachalin besteht in Häringsfang und in der Jagd auf Seelöwen und Seekälber. Da Lemaschewski von den Bewohnern der Halbinsel Aljaska die Nachricht erhielt, daß auch unter ihnen sich Viele befänden, die nach Sachalin überzusiedeln wünschten, so ist er bereit, unter den bekannten Bedingungen sie hinüberzuführen, wozu er schon die kaiserliche Bestätigung erhalten hat. Die Niederlassung russischer Unterthanen, auch wenn dieselben Nichtrussen sind, auf dem südlichen Theile der Insel Sachalin ist insofern von Bedeutung, als sie als eine factische Besitzergreifung der ganzen Insel angesehen werden kann. Außerdem ist sie noch in der Beziehung wichtig, daß durch sie die unbequeme Lage der früheren russischen Unterthanen in den ehemals russischen Besitzungen Nordamerikas, welche von Seiten der Amerikaner allen möglichen Beleidigungen und Unterdrückungen ausgesetzt sind, erleichtert werden kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht bloß Aleuten, sondern auch Creolen (d. h. Mischlinge von Russen und den in Alaska heimischen Indianern) von der Möglichkeit, nach Sachalin überzusiedeln, Gebrauch machen werden, sobald die Ansiedelung der erwähnten 27 Aleuten sich als gelungen beweist. Was den Ackerbau auf Sachalin betrifft, so kann man, ehe ein gründlicher Versuch gemacht ist, kein bestimmtes Urtheil über ihn fällen. Bis jetzt hat man nur in Erfahrung gebracht, daß der Ackerbau in kleinem Maßstabe wenigstens auf jeden Fall möglich ist.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir, daß, wie der bekannte sibirische Reisende Schmidt jüngst dargethan hat, der Name der Insel Sachalin (d. h. schwarz) vom Amurflusse durch Mißverständniß der Jesuiten auf diese übertragen wurde. Die Insel selbst besitzt keinen einheimischen Namen. Die Ainos auf Jeso nennen sie Karaftu, die Manguns am Amur Ramu (d. h. Meer); der Name Tarakai stammt von dem gleichnamigen Dorfe am Geduldbusen, und die von Lapeyrouse gebrauchte Bezeichnung Tschoka beruht auf einem Irrthum, da Tschoka in der Ainosprache „ich" und „mir" heißt.

Ueber das Alter geologischer Zeiträume hat Alfred Russell Wallace in der englischen Zeitschrift „Nature" (Nr. 16 f.) einige wichtige Artikel veröffentlicht, worin er durch eine Reihe astronomischer Schlüsse zeigt, daß während der letztverflossenen 60,000 Jahre das Klima unseres Planeten ohne größere Schwankungen sich gleichgeblieben ist; daß in Folge dessen die Bedingungen für das Fortbestehen derselben Thier- und Pflanzenformen sehr günstig gewesen seien, und daß das geringe Maß von Abänderung derselben während historischer Perioden nicht als Maßstab für geologische Perioden beachtet werden könne. Er nimmt an, daß das Ende der Eisperiode 70,000 bis 80,000 Jahre zurück liege, das der Kreidezeit 10 Millionen, jenes der Kohlenformation 18 Millionen und das des Cambrischen Systems 24 Millionen Jahre.

Der Hafen von Liverpool und die Auswanderung 1869. Im Jahre 1852 verließen mehr als 229,000 Menschen diesen Hafen; diese hohe Ziffer ist in keinem folgenden Jahre wieder erreicht worden; es sind aber 1869 nicht weniger als 172,731 Auswanderer in 627 Schiffen expedirt worden, 43,394 mehr als 1868. — Der bei weitem größte Theil ging nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 143,926 Köpfe; davon waren 57,000 Engländer, 7231 Schotten, 29,056 Irländer, das übrige Ausländer; nach Canada 24,353, wovon nur 350 Irländer, 12 Schotten, 11,035 Engländer, das übrige Ausländer; nach Australien: Victoria 2474, Neusüdwales 1178, Neuseeland 33. — Nach den Antillen 115, nach Südamerika (La Plata) 1235 Köpfe.

Australien.

Neusüdwales. Die Zählung vom 30. Juni 1869 hat für diese Colonie 475,574 Seelen ergeben, 265,540 männlich, 210,034 weiblich. Die Volksmenge hatte während der ersten Hälfte des Jahres um 8835 Seelen zugenommen; auf 9387 Geburten kamen nur 3548 Sterbefälle; auf 10,831 Neuangekommene kamen 7335, welche fortgezogen waren.

Queensland. Im Januar hat die Regierung dieser Colonie die amtliche Statistik für das Jahr 1868 veröffentlicht. Die Volkszahl betrug 107,427 Seelen; Zahl der Pferde 67,000, des Rindviehs 968,000, der Schafe 8,922,000. Die Ausfuhren stellten sich auf 2,107,437, die Einfuhren auf 1,899,119 Pf. St. Staatseinnahmen 780,117, Ausgaben 797,470, Schulden 3,459,686 Pf. St.

* * *

— Wir erwähnten jüngst („Globus" Nr. 12, S. 190) der Erdbebentheorie, welche „Professor" Falb aufgestellt habe. Man schreibt uns nun, daß Herr Falb, Herausgeber der populären astronomischen Zeitschrift „Sirius", nicht Professor sei, sondern ein junger Caplan und Hauslehrer bei einem Grafen Fünfkirchen.

— Auf Neuseeland, in der Provinz Otago, ist von Chinesen ein Guanolager entdeckt worden, das als ungemein reichhaltig geschildert wird. Dasselbe liegt am Abhange einer Hügelkette, an deren Fuße der Molyneuxstrom fließt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XVII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Mittheilungen aus Japan.

III.

Die Vorbereitungen zum Neujahrsfeste.

Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß der Japaner die freie Natur liebe. Der Bürger von Yeddo geht, so oft ihm seine Geschäfte erlauben, bei schönem Wetter hinaus in die Umgegend. Befreundete Familien veranstalten ein Picknick in irgend einem schattigen Haine; man macht Musik, die Kinder spielen, die Erwachsenen verschmähen einen Tanz nicht. Die Damen tanzen allein, indem sie eine Quadrille bilden und auf derselben Stelle bleiben, ohne sich fortzubewegen, außer wenn sie die Tanzfigur zu wechseln haben. Sie machen Bewegungen mit den Armen, wiegen den Oberleib hin und her, wenden den Kopf bald nach der einen, bald nach der andern Seite, oder lassen ihn hängen. Das Ganze erscheint uns Europäern sehr einförmig, ist aber nicht ohne eine gewisse Grazie. Männer erlauben sich einen Tanz fast nur im Familienkreise und wenn sie durch reichlichen Genuß von Saki sich etwas angeheitert fühlen. Dann singen sie auch wohl die beliebten Verse, welche der berühmte Dainogong Ootomo, welcher 731 starb, zu Ehren dieses Nationalgetränkes und des bei Osaka wachsenden Weines gedichtet hat:

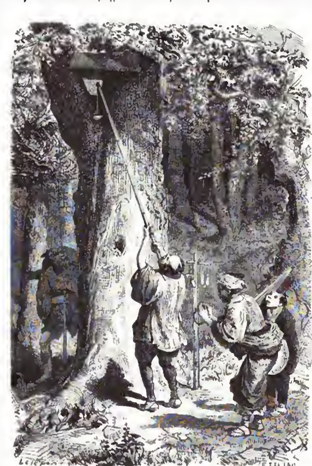
„Sagt mir: Wer war der weise Mann, welcher die Wahrheit aussprach, daß der Wein eine geheiligte Sache ist? Wie richtig hat er gesprochen! Denn giebt es etwas Köstlicheres auf der Welt? Wäre ich kein Mensch, so möchte ich ein Faß sein!“

Es ist schon früher gesagt worden, daß alte Bäume mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet werden, namentlich auch Cedern. An solche Patriarchen des Hains oder Waldes knüpft der Japaner allerlei Sagen. Da steht in einem Klostergarten ein Baum, welcher in uralten Zeiten von Halbgöttern gepflanzt worden ist; die Bonzen haben darüber eine alte Urkunde, die natürlich für echt gilt. Ein anderer, dessen Abbildung wir nach einer japanischen Zeichnung mittheilen, hat in der untern Verzweigung des Stammes eine Höhlung, die Wasser enthält; dasselbe ist gegen mehr als eine Krankheit sehr wirksam. Wer Hülfe sucht, befestigt einen Becher an eine Bambusstange und schöpft sich einen Trunk. Der Bürgersmann, als aufgeklärter Stadtmensch, spöttelt zwar über den Köhlerglauben, nimmt aber doch auch seinerseits einen Schluck, der ja auf keinen Fall Schaden anrichten kann. Der Bonze, welcher den wunderthätigen Baum unter seiner Obhut hat, bekommt natürlich ein kleines Douceur. Manche Bonzen machen sich, beiläufig bemerkt, recht nützlich; einige sind eifrige Bienenväter, und das Kloster hat aus dem Verkaufe von Honig und Wachs eine hübsche Einnahme; andere züchten Geflügel, wieder andere verstehen sich trefflich auf die Fischzucht, und verkaufen namentlich Gold- und Silberfische, die in keinem Aquarium wohlhabender Leute fehlen. Einige Mönchsorden züchten vorzugsweise Schildkröten, andere Mandarinenenten, noch andere verfertigen, wie das ja auch in manchen europäischen Nonnenklöstern vorkommt, allerlei Confect, überhaupt Süßigkeiten. Ein Kloster ist

stolz auf die Palmen in seinem Garten, ein anderes auf die schönen immergrünen Eichen, oder auf verschiedene Obstbäume mit Doppelblüthen, oder auf Zwergbäume.

Wir wenden uns nach Yeddo zurück, um zu sehen, wie die Japaner das Neujahrsfest am 8. Februar 1864 gefeiert haben. An den drei vorhergehenden Tagen bemerkte man überall eine große Geschäftigkeit; Jedermann traf Vorbereitungen zum Feste. Die Häuser wurden von oben bis unten sauber gemacht, die Möbeln geputzt, die Matten ausgestäubt. Vor denselben standen Bänke, Lackwaaren, spanische Wände, Bronze- und Porcellansachen, welche an ihre gehörige Stelle gebracht wurden, nachdem man sie gereinigt hatte. In vornehmen Häusern besorgten das Alles die Diener, welche dabei heiter und guter Dinge waren, und allerlei Possen trieben, auf die Bänke oder über dieselben sprangen, Purzelbäume schlugen und einander häufelten. — Andere Arbeiter pflanzten vor der Hausthür auf der einen Seite eine junge Tanne, auf der andern Seite einen Bambus; beide waren mit einer Art von Federbusch verziert und wurden oben durch ein Gewinde aus Reisstroh verbunden. Dieses letztere wird mit rothen Waldbeeren, Mandarinenapfelsinen und Streifen von Gold- und Silberpapier aufgeputzt. An den Mauern, unter den Galerien und am Dache werden an Stricken dünne Bündel von langem Reisstroh aufgehängt, die mit Zweigen von der Tanne oder vom Haidekraute durchflochten sind. Derartiger Schmuck fehlt dann auch an den Verkaufsbuden, den Straßeneingängen, öffentlichen Laternen, Brunnen 2c. nicht; selbst die Eimer der Wasserträger, die Hüte der Flötenspieler und der Tamburinschläger und der Gassentänzer sind damit umwunden. — Zwei Tage vor dem Feste legen die Zimmerleute das schwere Balkenwerk auf das Dach der neugebaueten Häuser, und andere Handwerker überreichen dem Eigenthümer ihre Rechnungen. Oben auf dem Dache haben die Zimmerleute ein Gerüst aufgeschlagen; auf diesem befindet sich ein Gestell, welches drei große und fünf kleine Stangen trägt, die mit allerlei farbigem Papier aufgeputzt sind; an den ersteren hängen seidene Bänder und Büschel von Roßhaar. Rechts und links ist ein großer heiliger Pfeil angebracht, der auf jeder Seite mit dem Balken, an welchen man ihn befestigt hat, ein verschobenes Kreuz bildet. Auf der Hinterseite hängt ein großes Stück Zeug, auf welches ein Wappen gemalt ist; an demselben erkennt man den Rang oder überhaupt die Stellung des Hausbesitzers. Die Hausfrau hat inzwischen dafür gesorgt, daß alle für die Schutzgötter bestimmten Opfergaben bereit liegen, und zwar auf viereckigen Kästen vor dem Gestell. Sie bestehen in dem classischen Stücke getrockneten Fleisches von der Muschel, welcher wir im vorigen Artikel erwähnten, etwa einem halben Dutzend Reisbröten, vier Flaschen Saki und zwei Kästchen mit Eiern des Seidenwurmes. Der oberste Diener des Hauses tritt bis an den Rand des Gerüstes und wirft auf die Untenstehenden kleine, aus Reismehl geknetete Kugeln hinab.

Inzwischen sind Massen von Landleuten nach der Stadt gekommen. Die Bauern treiben ihre schwer mit Bambuszweigen und jungen Tannenbäumchen belasteten Pferde vor sich her, für welche sie überall Abnehmer finden; ihre Frauen und Töchter machen Einkäufe. Auch aus der Provinz kommen viele Leute nach Yeddo, um sich in der Stadt ein Vergnügen zu machen. Männer wie Frauen tragen ihr Gepäck auf dem Nacken in einem Beutel von geöltem Papier oder einem Tuche, dessen Stoff der Faden des von Eichenblättern lebenden Seidenwurmes liefert. Der Regenschirm wird in einem Bandelier getragen. Die Bauern aus der Umgegend kehren Abends nach Hause zurück; sie haben Neujahrsamulete eingekauft, die nöthig sind, damit die Reisernte gut ausfalle; sodann Glücksbäume, damit die Kinder hübsch gedeihen. Solch ein Bäumchen ist nichts weiter, als ein Zweig von der Trauerweide, an welchen der Verkäufer einiges Zuckerwerk, einen Würfel, ein paar Glaskorallen, eine Maske und einige Metallstückchen befestigt hat.



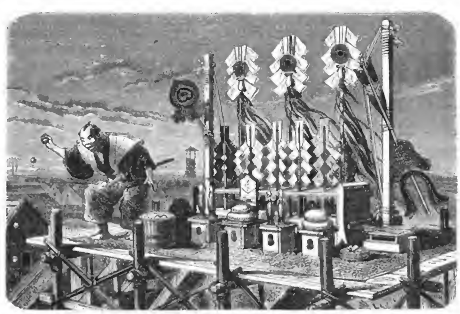
Der heilige Baum mit dem wunderthätigen Wasser.

An betäubendem Lärm fehlt es nicht. Die Verkäufer, welche Spielzeug für die Kinder feilhalten, blasen Trompeten oder gellende, schrillende Pfeifen und schlagen auf ein Tamburin; die Masken- und Fächerhändler haben sich phantastisch aufgeputzt; ein Mann bietet rothe Laternen aus, und trägt eine ganze Menge derselben, die er an einem Bündel schwankender Gerten hängen hat und ein paar Ellen über seinem Kopfe baumeln läßt. Auf Schritt und Tritt begegnet man Ladendienern oder Ausläufern, welche allerlei Neujahrsgeschenke tragen. In dem Gewühle fehlt es neben den Alltagshistrionen nicht an verlarvten Gauklern und Bettlern. Da treten vier Bonzen als bettelnde Tänzer auf; sie tragen über sich eine Art von Altarhimmel mit einem Gohei, d. h. einer ambulanten Kuppel, halten an geeigneten Punkten, bis sich Leute genug versammelt haben, und geben dann ihre frommen Entrechats zum Besten. Wir sehen weiter einen Almosensammler, der ein Priester des Kamicultus ist; er singt und springt, indem sein Begleiter als Hanswurst auf ein Tamburin schlägt. Diesem geistlichen Bettler giebt man, dem Herkommen gemäß, eine Tasse voll Reiskörner, welche der Hanswurst in einen an seiner Schulter hängenden Sack schüttet; außerdem bekommt er ein Kupferstück, das in eine

lange, am Gürtel befestigte Börse wandert. — Unter den Gassenbummlern, welche sich in allerlei Mummenschanz gefallen, und buntfarbige Kleider, phantastische Röcke, Masken mit langen Vogelschnäbeln und dergleichen tragen, bemerkt man namentlich die Hausdiener, Köche und Ausläufer des niedern Adels und der wohlhabenden Bürger. Sie haben eine besondere Art der Verkleidung, an welcher man sie sofort erkennt; nämlich hohe, abgestumpfte Hüte von grünem Papier, welche sie über das ganze Gesicht stülpen; außerdem tragen sie eine weiße Schürze, die mit symbolischen Figuren von rother Seide gestickt ist. In solchem Aufputze gehen sie von Thür zu Thür, singen, tanzen und schlagen den Takt mit zwei Bambusstäben. Auf diese Art bringen sie etwas Geld zusammen, von welchem sie sich während der Festzeit eine Güte thun können. Sie dürfen in alle Theehäuser kommen, aber der Wirth läßt sie nicht in die Gastzimmer, wo vielleicht der Herr des einen oder andern sitzt; er complimentirt sie sehr höflich in seine Privatgemächer, und setzt ihnen dort Trank und Speise vor.

Die Tage vor Neujahr haben auch eine ernste Seite, denn am dreißigsten des letzten Monates werden alle Zahlungen geleistet, welche im Laufe des halben Jahres fällig geworden sind. Der Handwerksmeister, der Budenhalter, der Familienvater, kurz Jedermann, der irgend ein Geschäft hat, ist auf den Beinen oder arbeitet im Comptoir, um seine Angelegenheiten zu ordnen; denn es ist in Japan ein ganz allgemein angenommener Satz, daß man ins neue Jahr keine Schulden hinübernehmen dürfe. Während der letzten Tage hat also der Geschäftsmann nur Abends Zeit, an den Lustbarkeiten theilzunehmen.

Am Neujahrstage ist kein Haus ohne Blumenschmuck, und die Gärtner, deren Anzahl sehr beträchtlich ist, machen ausgedehnte Geschäfte. Sehr beliebt sind insbesondere die Zwergbäume, namentlich die Pfirsiche mit doppelten Blüthen. Es ist bekannt, daß die Japaner sich meisterhaft darauf verstehen, solche Zwergpflanzen zu ziehen; sie geben denselben nur so nothdürftig Erde, Licht und Sonne als nöthig ist. Sie finden dermaßen Geschmack an solchen Liliputpflanzen, daß man selbst in den Läden, wo Spielzeug für Kinder verkauft wird, so zu sagen mikroskopische Nachahmungen dieser blühenden Zwergbäume aus Papier findet. Die Täuschung ist dabei bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein vollständig; der Porcellantopf wird durch einen aus Papiermaché ersetzt, dessen Lack genau dem Porcellan gleicht. Die kleinen Mädchen beschenken damit ihre Puppen, wenn sie dieselben Hochzeit halten lassen, und hängen dann kleine Stücke glänzenden Metalls an die Zweige, damit dieselben sich wiederspiegeln.



Die Krönung des Hauses.

Eine Hauptangelegenheit für die Hausfrauen ist das Backen; es spielt unter den mancherlei Vorbereitungen zum Feste die allerwichtigste Rolle. In jedem Bürgerhause muß auf der Anrichte ein möglichst großer Vorrath von Bröten und Reiskuchen liegen, und in der That ist der Bedarf davon groß, weil Arbeiter, Haus- und Geschäftsdiener, Nachbaren und Verwandte damit beschenkt werden müssen. In allen Küchen sieht man für den Tag gemiethete Bäckerburschen, welche, nackt bis zum Gürtel, aus Leibeskräften arbeiten, den Teig kneten, ihn in den Ofen schieben und das Gebäck fertig machen. Sie kneten aber nicht in europäischer Weise, sondern wirken den Teig in Mörsern, und wehe demjenigen, dessen Stößel im Teige fest stecken bliebe; er würde den ganzen Tag dafür gehänselt werden. Auf ähnliche Weise wird der Reis in einem Mörser zu Mehl zerstampft, und die Reisstampfer bilden eine eigene, zahlreiche Genossenschaft. Man begegnet ihnen häufig auf der Straße; sie tragen den mit einem Stiel versehenen Stößel über der Schulter und rollen ihren großen Mörser wie ein Faß vor sich her. Der dreißigste des letzten Monats ist für sie der sauerste Tag; überhaupt will aber jede Familie gern vor Neujahr ihren Bedarf an Reismehl', welcher bis zur nächsten Ernte, also bis October, vorhalten soll, gedeckt haben.

Aermere Leute besorgen natürlich alle jene Arbeiten selber, doch helfen die Nachbaren sich gegenseitig. Dann sieht man wohl drei Generationen derselben Familie am Mörser: Tochter, Mutter und Großmutter, auch wohl den Großvater. Jeder hat einen kleinen Stößel und Alle singen halblaut bei der Arbeit. —

Bei der Nipponbrücke ist viel Gedränge und buntes Treiben, und bald vernimmt man aus der dichten Menschenmenge heraus allerlei Zurufe oder auch helles Geschrei. In jener Gegend liegen nämlich viele Reisbrauereien, aus denen

häufig gefüllte Fässer in Menge bis an den Fluß und an die Canäle geschafft werden, wo Schiffe zu ihrer Aufnahme bereit liegen. Jede Tonne ist mit einer Matte umwickelt; diese wird mit einem Strohseile befestigt und hat das Fabrikmärk des Brauers. Hunderte von Arbeitern bewegen sich rasch in den Straßen; jeder trägt an beiden Enden einer Bambusstange Gefäße von einer besondern Form, die gleich den anderen geschlossen und verspundet worden sind, aber einen Henkel haben, wie die gewöhnlichen Holzeimer. Dieser letzteren bedient man sich bei Versorgung der städtischen Kunden, auch sind blaue Porcellankrüge in Gebrauch und das Ausrufen von Saki! Saki! will gar kein Ende nehmen.

Tausende von Fässern, Eimern und Krügen stehen in den Winkeln der Straßen oder Plätze, ohne daß sie von Jemand beaufsichtigt würden, denn die Eigenthümer befinden sich in den großen Höfen der Brauereien, wo „das Neue" in großen und in kleinen Partien an den Meistbietenden verkauft wird. Man füllt die Waare, welche man erstanden hat, sofort auf andere Gebinde, die von Kulis fortgeschafft werden.

So groß ist das Gedränge, daß Polizeibeamte in kleinen Zwischenräumen auf den Fußwegen Stellung nehmen, und durch Zuruf und Winke freie Bahn schaffen. Wenn beides nicht ausreicht, theilen sie an die Kulis und Bummler, welche nicht Platz machen wollen, einige Schläge mit dem Fächer aus. Alte Leute, junge Mädchen, Mütter mit ihren Kindern sehen vom Fenster aus auf das Gewühl hinab.

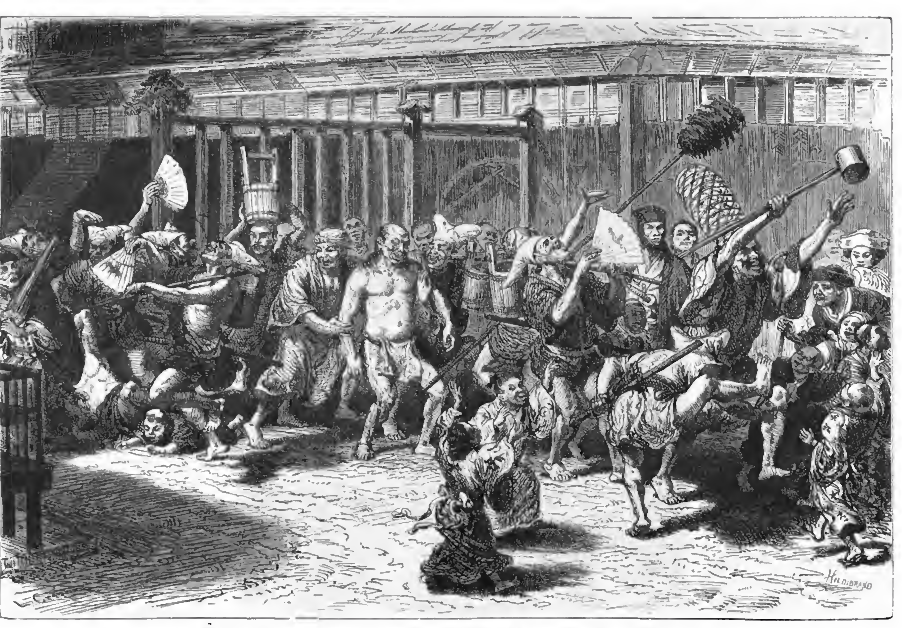
Allgemeine Theilnahme und großen Beifall findet der



Die Reisbrot-Bäcker. (Nach einer japanischen Zeichnung.)

Umzug der Brauerburschen. Diese haben am Morgen ihren Lohn bekommen, brauchen den Tag über nicht zu arbeiten und ziehen aus der Stadt, um sich draußen in ihrer Weise recht gründlich zu belustigen. Die ehrenwerthe Brüderschaft hält ein Banket im Freien und vertilgt beim Schmaus eine erkleckliche Menge Speisen, namentlich Seekrebse, frischgebackenen Kuchen und sehr viel neuen Saki. Es ist herkömmlich, daß man einige mit diesem edeln Getränke gefüllte Becher auf dem Wasser eines Canales schwimmen läßt; der große Ceremoniennapf, welcher den Saki enthält, muß bis auf die Nagelprobe geleert werden. Man stellt Wetten und Ringkämpfe an, und einer zieht den andern sitzend oder mit eingezogenen Knien an einem Finger, um zu ermitteln, wer die meiste Stärke habe. Ein Gleiches geschieht bei dem Ziehen an einem Seile, wobei die zwei Rivalen einander den Rücken zukehren. Sehr gepriesen wird, wer einen Fächer von der Erde aufnehmen kann, wenn er auf dem rechten Beine stehen bleibt und das linke nach hinten hin gekrümmt hält. Eigenthümlich nimmt es sich aus, wenn die Kämpfer, welche müde sind oder sich von der Anstrengung des Essens und Trinkens erholen wollen, Platz unter irgend einem Baume nehmen und ihre Beine über die Schultern von Lehrjungen hinstrecken, und ganz gemächlich drein schauen, wie ihre Genossen jubeln und springen.

Nun kommt die Zeit zum Aufbruche nach der Stadt zurück, und dann ist der ganze Aufzug eine lebendige Parodie auf die Prunkzüge der Vasallenfürsten, der Daimios. Unsere Illustration, die einem japanischen Kupferstiche nachgebildet worden ist, zeigt, wie es bei dieser Procession der Brauerburschen hergeht. Der Waffenherold, welcher dieselbe eröff-

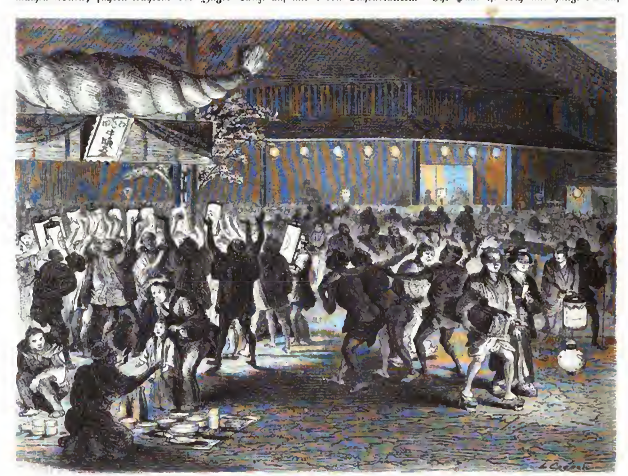


Der festliche Aufzug der Brauerburschen am Tage vor Neujahr. (Nach einem japanischen Kupferstiche.)

net, trägt als hutförmige Kopfbedeckung einen aus Weidenruthen geflochtenen Hühnerkäfig und schwingt eine Schöpfkelle. Mit dumpfer Stimme, gleichsam feierlich, ruft er: Staniero! d. h. kniet nieder! Der Fahnenträger hat statt eines Banners eine Wischstange, mit welcher man den Staub abfegt; der Fürst aber, der Daimio, gleicht einem Silen, welcher von zwei kräftigen Gesellen gehalten wird, damit er nicht zu Boden falle. Sein Gefolge, das auch nicht allzusehr bekleidet ist, erinnert an die Bacchanalien des Alterthums, nur wird der Thyrsusstab durch einen langen hölzernen Säbel vertreten und der Kranz von Weinlaub durch eine Papiermütze von lächerlicher Gestalt.

Diejenigen Brauerburschen, welche etwas Rechtes aus sich machen wollen, führen während des Zuges Tänze auf und hantieren dabei mit dem Fächer. Wieder andere schlagen Pirouetten und trommeln mit dem Bambusstab auf ein leeres Fäßchen. Ein junger Häuptling stützt die linke Hand auf den Knauf seines gewaltigen Säbels, streckt die rechte weit vorwärts und berührt den Daumen mit dem Hacken seines rechten Fußes.

Unter solcherlei Kurzweil bringen diese Brauerburschen ihr Arbeitsjahr zum Abschlusse. Uebrigens soll jene Procession eine öffentliche Huldigung für die heilige Familie sein, welche den Saki erfunden hat. Dieselbe besteht aus einem Gotte, dessen Gemahlin und acht Kindern; diese zehn sind die Schutzpatrone der Genossenschaft; sie wohnen am Gestade des großen Weltmeeres und tragen einen Gürtel von Eichenblättern. Ihr Haar ist roth und hängt bis auf



Ein Markt bei Nacht. (Nach einem japanischen Kupferstiche.)

die Hüfte hinab. Sie halten große Näpfe und Schöpfkellen, führen phantastische Rundtänze um ein mächtig großes, mit Saki gefülltes Gefäß auf, aber nur, wenn die letzten Strahlen der untergehenden Sonne einen rothen Schein auf die dunkelen Basaltfelsen am Gestade und auf den gelben Sand am Strande werfen.

Am Abend vor Neujahr ist die ganze Stadt gleichsam von einem Lichtmeer umflossen; alle Theehäuser gleichen großen Transparenten; in den mit Bäumen, grünen Zweigen und Blumengewinden geschmückten Straßen brennen tausend und aber tausend buntfarbige Laternen. Die heitere Menge jubelt; man sieht maskirte Menschen, Comödianten und Gaukler; hier wird Musik gemacht, dort gesungen, und die Luft hat jenen durchdringenden Geruch von aromatischem Holze, den wir an Allem, was aus Japan kommt, verspüren.

Auf einem kleinen Platze, welcher an den Tokaido, diese große Reichsstraße, stößt, wurde ein Abendmarkt gehalten. Humbert, der denselben besuchte, empfand einen ganz eigenthümlichen Eindruck, als er durch die Menge hindurchwandelte; das Ganze nahm sich magisch aus; die Gruppen wurden von schaukelnden Laternen beleuchtet. Einige Beamte hielten leere Flaschen in den Händen; einer derselben kam mit geöffneten Armen auf die Europäer zu, aber seine Gefährten holten ihn zurück und machten jenen begreiflich, daß der Mann nicht etwa böse Absichten habe, er sei nur durch ein gutes Getränk in eine etwas allzustarke Lebhaftigkeit versetzt worden. — Noch spät am Abend standen Frauen und Kinder in Menge vor den Buden, in welchen Zuckergebäck und Spielsachen verkauft wurden; eine ehrsame Bürgerin ließ sich von ihrem Koskei, der eine Laterne trug, heim-

leuchten. In den meisten Läden bemerkte man eine Art von Altar, auf welchem Opfergaben lagen, nämlich einen lackirten Kasten, der mit Tannenzweigen belegt war und auf welchem eine Pyramide aus Reiskuchen sich erhob; dieselbe war mit einem Seekrebse gekrönt.

An der einen Seite des Platzes war ein hübscher Porticus mit runden Papierlaternen verziert; in demselben standen die Bilder zweier Kamis in Nischen, rechts und links von dem Durchgange, welchen die Menge passirte. Die hohen Bäume, welche man dort aufgepflanzt hatte, waren mit allerlei niedlichen Sachen aufgeputzt, ähnlich wie die Weihnachtsbäume in Deutschland. An der andern Seite des Durchganges lag ein geräumiger Hof mit Buden, in welchen Thee und Saki verkauft wurde; vor diesen waren jetzt keine Kunden, weil Alles nach einem seltsamen Machwerke geströmt war, einem kolossalen Strohwische, der auf dem Querbalken eines Tori lag und unter welchem ein Wappen befestigt war.

Humbert fragte den Dolmetscher, was denn das Geschrei der Menge bedeuten solle, welche unter dem Strohwische gewaltig lärmte. Er entgegnete: „Es findet das Ausrufen des Reises statt; hier wird eben die ganze Ernte eines großen Daimio feilgeboten und der Verkauf geht zu Ende.“

Auch auf dem Tokaido ging es noch spät sehr munter zu, während auf den Nebenstraßen allmälig Alles still wurde; doch die glänzende Beleuchtung war verschwunden, und man sah nur noch vereinzelte Laternen. Um Mitternacht gewahrt man im Hofe der Bürgerhäuser eine kleine Flamme, welche in einem am Boden stehenden Gefäße brennt; sie flackert



Austreiben der bösen Geister. (Nach einer Zeichnung Hokksai's.)

einige Minuten hell auf und ist dann verschwunden. Was hat das wohl zu bedeuten?

In der letzten Stunde des letzten Monates zündet die Familie ein Bündelchen Späne an, das mit Weihwasser besprengt worden ist; die Richtung, welche die Flamme dann nimmt, die Gestalt, das Flackern und Sprühen wird genau beobachtet, und je nach Befund derselben zieht man Schlüsse auf Glück oder Unglück im nächsten Jahre.

Dann ist auch die Zeit Misodschi gekommen, des zweiten Reinigungsfestes. Die Tempeldiener des alten Kamicultus zünden im Vorhofe des Tempels ein großes Feuer an. Die Priester ziehen in vollem Ornate und in feierlicher Procession hinaus. Wenn sie die Stufen hinabsteigen wollen, wird ihnen der Weg durch zwei abscheuliche Teufel verlegt, welche ihnen lange Gabeln entgegen halten. Aber groß ist die Gewalt des Weihwedels! Denn sobald die beiden Unholde, deren jeder vier Paar Augen hat, diesen Gohei des Oberpriesters erblicken, reißen sie spornstreichs aus, daß ihre Hörner auf dem Kopfe wackeln, und werden von den gläubigen Leuten gründlich verhöhnt.

In den meisten Bürgerhäusern wird das Oni arahi veranstaltet, das heißt die Austreibung der bösen Geister. Das Geschäft besorgt ganz allein der Hausvater. Er legt seine besten Kleider an, steckt einen Säbel in den Gürtel, falls er das Recht hat, diese Waffe zu tragen, und geht in der Mitternachtsstunde durch alle Zimmer. Dabei trägt er in der linken Hand auf einem lackirten Untergestell ein Schälchen voll gerösteter Bohnen. Diese wirft er nach und nach auf die Matten und spricht dabei laut eine kabbalistische Formel, in welcher es heißt: „Böse Geister hinaus! Reichthum

herein!“ Unsere Illustration, welche dieses Austreiben veranschaulichen soll, ist einer Zeichnung des in Japan berühmten Künstlers Hokkaï nachgebildet. Der Hausherr wirft einen Hagel von Bohnen auf zwei Teufel, die er zum Teufel jagt, während der Gott des Reichthums und sein Genosse Yebis im Empfangzimmer Platz genommen haben und auf die Gesundheit ihres freundlichen Wirthes eine Schale Saki trinken.

Wenn nun dergestalt Alles für das Neujahrsfest vorbereitet worden ist, gönnen sich die Leute ein paar Stunden lang Ruhe, aber gleich bei Sonnenaufgang ist wieder Alles auf den Beinen und legt die besten Kleider an. Dann sagen die Mitglieder der Familie einander ihre Glückwünsche. Die Hausfrau hat die für ihren Gemahl bestimmten Geschenke auf die Matte des Schmuckzimmers hingestellt; wenn sie ihn ersucht, dieselben anzunehmen, wirft sie sich dreimal vor ihm nieder, hebt sich halb empor und sagt ihm, die Hände auf den Boden haltend, freundliche Worte. Der Gatte seinerseits kauert vor ihr hin, läßt dabei die Hände hängen und berührt die Matte mit den Fingern; dabei verneigt er das Haupt, gleichsam um besser hören zu können, was sie sagt, giebt sein Wohlgefallen zu erkennen und zwar durch halberstickte Seufzer oder leises Pfeifen. Nachdem Madame gesprochen, nimmt er das Wort und überreicht ihr Geschenke. Nachher kommt die Reihe an die Kinder und die nächsten Verwandten.

Die Steinbilder auf der Osterinsel.

Wir gaben vor längerer Zeit („Globus“ Band X, S. 314 ff.) eine Beschreibung von Waihu oder der Osterinsel, welche weit nach Osten im Stillen Ocean liegt, unter 27° S. und 92° W., 2000 Seemeilen von der Küste Chiles und Perus entfernt. Wir schilderten, wie schlimm es einem französischen Missionär, Eyraud, ergangen sei, der, von den Eingeborenen schnöde mißhandelt, sich in Verzweiflung von den Wilden abwandte, die ihm Alles, sogar seine Hosen gestohlen hatten. Die Insel wird selten besucht, denn sie hat nichts Anlockendes; aber sie ist merkwürdig wegen der kolossalen Steinfiguren, über deren Urheber und deren Bedeutung auch heute noch Zweifel obwalten. Einige derselben sind jüngst ins britische Museum gelangt.

Den neuesten Bericht über die Bewohner von Waihu und die Alterthümer der Osterinsel haben wir durch den Engländer J. L. Palmer (Journal of the Ethnological Society of London 1870. I, 4, S. 371 bis 377). Derselbe befand sich am Bord des britischen Regierungsschiffes „Topaze“, verließ Callao am 21. October 1868 und war schon am 1. November auf der Höhe von Waihu; er hatte 2100 Seemeilen in 230 Stunden zurückgelegt. Als die „Topaze“ sich dem Lande näherte, ruderten zwei Boote ihr entgegen; in dem einen befand sich ein französischer Schiffscapitän, Namens Borrier, dessen Fahrzeug an der Insel gescheitert war; in dem andern saßen einige Eingeborene, sogenannte Kanackas; als solche bezeichnet man bekanntlich alle braunen Polynesier. Sie galten für Christen und waren von den Missionären Roussel und Gaspar bekehrt worden. Diese waren als Nachfolger Eyraud's gekommen, der, wie Palmer erfuhr, gewissermaßen nur der Sklav des Oberhäuptlings gewesen sei. Roussel dagegen faßte die Sache ganz anders auf. Als er landete, nahm ein Häuptling einen Stein von der Erde auf, machte eine drohende Geberde und stellte sich, als wolle er dem Missionär den Schädel einschlagen. Der Pater aber hieb ihn mit seinem dicken Knüttel zu Boden und ging ruhig in das Dorf hinein. Seitdem hat man beiden Missionären weiter nichts in den Weg gelegt.

Auch Palmer erwähnt des schmachvollen Menschenraubes, der namentlich 1864 ganz systematisch betrieben wurde. In jenem Jahre wurden von sieben peruanischen Schiffen nicht weniger als 1500 Insulaner geraubt, so daß 1868 nur noch etwa 900 übrig geblieben waren; von diesen sind nur ein Drittel Frauen. „Die Zahl der Sterbefälle ist doppelt so groß als jene der Geburten, und so werden diese Leute wohl bald völlig aussterben.“

Die großen Steinbilder waren, wie Palmer hervorhebt, keine Idole, denn das Volk habe an Einen Geistgott — Makeh Makeh — geglaubt, welcher die Menschen aus Erde erschaffen hat. Zwei der kleineren Steinbilder (jedes hat bei den Eingeborenen einen besondern Namen) sind an Bord der „Topaze“ gebracht worden und für das Britische Museum bestimmt; das eine dieser Steinbilder heißt Hoa hava, von Makerewe, d. h. Stelle des großen Tausendfußes; das andere Hoa haka nana ſa, von Tau re renge. „Die steinernen Statuen sind das Werk einer frühern Race; die gegenwärtigen Bewohner sind erst später auf der Insel erschienen; sie sollen Verbannte sein, die von Oparo kamen, das sie Kapa iti nennen. Die Insel muß vormals stark bewohnt gewesen sein.“

Als Palmer mit einem Theile des Schiffsvolkes landete, drängten sich viele Leute um ihn. Sie waren sehr spärlich bekleidet, zumeist nur mit einem Maro, einem viereckigen Schurze, welchen sie aus der Faserrinde des Papiermaulbeerbaumes verfertigen. Einige trugen auch Hemden, Hüte, Jacken und Hosen, die sie von Walfischfahrern bekommen hatten. Man rief den Fremden wiederholt und laut Koho mai (wie geht's Euch?) zu, schüttelte ihnen die Hände, bettelte um Tabak, am meisten aber gelüstete es ihnen nach — Beinkleidern. Es sind jetzt nur noch vier Häuptlinge auf der Insel; einer derselben hatte es speciell auf Palmer's Hosen abgesehen und wollte ihm dafür seinen Häuptlingsstab geben.

Die Insulaner sind nicht kräftig gebaut, sehr unreinlich, „olivengelb wie die Tahitier“; einige der jüngeren hatten sehr intelligente Gesichter. Das Tättowiren war verboten und wurde nur noch bei einigen älteren Männern gefunden; aber die Weiber sind vom Gürtel abwärts stark tättowirt.

Die Häuser sind klein; die größten etwa 30 Fuß lang, $5^1/_2$ Fuß hoch; die Thür hat nicht über 18 Zoll im Quadrat; kein Rauchfang, kein Fenster; vor jede Thür wird ein Netz gespannt, damit die Hühner nicht hineinkönnen.

Sehr viele Menschen sterben an der Auszehrung, welche sie für eine ansteckende Krankheit halten.

Palmer besuchte die Mission; Pater Gaspar hat an der Cooksbai eine Schule und Kirche; neben derselben hält er einige Kaninchen; die einzigen der Insel angehörenden vierfüßigen Thiere sind Ratten; daneben viele Fliegen, Schmetterlinge und Tausendfüße. „Gegenwärtig sind keine eigent-

lichen Bäume auf der Insel; die, welche einst vorhanden gewesen, wurden in Kriegszeiten zerstört; man findet aber verschiedene Sträucher, den Papiermaulbeerbaum (Miro Miro) und eine Art Hibiscus. Die Batate und das Zuckerrohr sind einheimisch, ebenso einige Arten von Yams und Bananen; man pflanzt auch etwas Mais; eine Kürbisart wird als Flasche benutzt. Die Leute sind ganz entsetzlich faul und unfürsorglich.

Commodore Purvis und Palmer gingen nach Ovinipu, d. h. Platform, welches auf der entgegengesetzten Seite der Insel liegt. Der Weg war sehr beschwerlich, weil er über Lavagestein und über 8 Zoll hohes, sehr feines Gras führte, auf welchem die Wanderer häufig ausglitten. Hin und wieder wuchert die durch Bornier eingeführte Verbene und wird beinahe mannshoch. — Die Sprache der Eingeborenen sei so arm, daß sie alle diese Pflanzen, selbst den Papiermaulbeerbaum mit eingeschlossen, als Mu ku, d. h. grüne Sachen, bezeichnen.

Die Osterinsel ist, wie bemerkt, durchaus vulcanisch; die runden Hügel, welche sich über die Thäler oder aus den Ebenen erheben, haben zumeist Krater, und überall findet man Obsidiansplitter. Auf der eben erwähnten Platform, die etwa 60 Fuß lang und aus 7 bis 8 Fuß dicken Lavablöcken ohne Mörtel aufgebaut worden war, lagen die Steinbilder umgestürzt auf der Erde. Unter dreien derselben waren nun Höhlen, je mit zwei Eingängen, und diese eben groß genug, damit ein Mensch hineinkriechen kann. Dort lagen viele Menschenknochen; ein Gerippe, das Palmer zusammensetzte, ergab 5½ Fuß englisch Höhe. Die Schädel haben Aehnlichkeit mit jenen der Neuseeländer. Die Steinbilder dort lagen alle in der Richtung nach Nordwesten auf dem Gesichte, bestanden aus grauem Lavaconglomerate und waren, da sie nur 16 bis 17 Fuß groß waren, verhältnißmäßig klein. Die sogenannten Hüte, das heißt die Steine, welche eine Kopfbedeckung vorstellten, sind von rother, blasiger Lava, die nur an einer einzigen Stelle angetroffen wird. Dasselbe Material ist auch zu einem sonderbaren, ganz eigenthümlichen Pfeiler verwandt worden; der obere Theil desselben ist sattelförmig, und man will wissen, daß dort die „Todten", d. h. wohl die Schlachtopfer, ums Leben gebracht worden seien. Palmer sah an diesem Pfeiler verbrannte Knochen liegen. In der Nähe fand er noch einige regelmäßig gestaltete Pfeiler und auch einen Papa ku, Begräbnißplatz.

Alles, sagt er, lag in Trümmern, aber weit und breit fand ich Beweise, daß der Boden sorgfältig angebaut gewesen ist. Drei oder vier Steine, die auf einem fünften lagen, sicherten als Tabu die Aecker vor Diebstahl; jetzt sieht man nur noch etwas wildes Zuckerrohr und einige Bataten. Die Insel ist wasserarm, aber in einigen Lavagrotten sammelt sich kühles Trinkwasser.

Ein alter Krater war in früheren Zeiten in ein Ackerfeld umgewandelt worden; ein anderer Krater nahm sich „ganz prächtig" aus; er war etwa 500 Fuß tief und hatte unten einen Durchmesser von etwa 1000 Schritt; die Mitte ist mit Wasser angefüllt und so bewachsen, daß nur einige kleine Tümpel sichtbar werden. Wasser ist nicht so spärlich, als Cook und Forster meinten; es sind auch einst viel Bäume auf der Insel gewachsen. Wenn die Bewohner Durst haben, kauen sie Zuckerrohr oder rohe, süße Kartoffeln, die etwa wie Kastanien schmecken.

Otu iti, d. h. der kleine Hügel, ist der Krater, in welchem die Lavahüte verfertigt worden sind; von dort, heißt es, seien sie über die Insel gegangen in den Tagen des Königs Tu ku yu, welcher in einen Schmetterling verwandelt wurde. Dort lagen einige kolossale Hüte, der eine hatte mehr als 9½ Fuß im Durchmesser; es muß eine ganz ungeheure Arbeit gekostet haben, diese Steinmassen bis zu den Bildern zu transportiren und sie diesen auf dem Kopfe zu befestigen. — An einem Punkte des Gestades kam Palmer an eine gewaltige Platform; auf und neben derselben lagen die Reste von 15 Steinbildern zerstreut; eins derselben war 24 Fuß lang. Die Platform hatte zwei Terrassen und einen seltsam geformten Pfeiler von rother Lava; auf demselben lagen zwei starkgebleichte Schädel junger Leute, und über die ganze Platform zerstreut viele Knochen. Derartige Platformen kommen der ganzen Küste entlang vor. Die Gesichter der Steinbilder haben alle viel gelitten, und sie liegen mit dem Gesichte am Boden. Man sah sattelförmige Leichensteine und Begräbnißplätze, und fand frisches Wasser.

Palmer erzählt, was er gesehen, in höchst geistloser, fast ungenießbarer Art und springt von Einem aufs Andere über. Er sah noch mehrere Platformen und kam an eine Steilküste; „keine Bäume, keine Blumen, keine Eingeborenen, keine Thiere, aber schüchterne Ratten!, ein Eiland der Todten. Dann begannen wir den Bildern auf ihrem Herabgange vom Krater zu begegnen; da sie noch nicht auf ihren Platformen gewesen waren, so hatten sie auch noch keine Hüte auf und lagen mit dem Gesicht auf der Erde. Einige waren 30 Fuß groß und noch mehr; alle aus demselben Material und mit Flechten überwachsen. Wir fingen an, sie genau zu zählen und zu messen, standen aber bald wieder davon ab, weil ihrer an beiden Seiten des Weges gar zu viele waren. Ich weiß nicht, ob jedes einzelne Bild einen Namen hat. Wir gingen weiter und kamen an den Otu iti; da waren Bilder in großer Zahl, die Gesichter 20 Fuß lang; manche standen aufrecht und waren vortrefflich erhalten, standen aber nicht auf Platformen, hatten auch keine Hüte auf. Wir blieben die Nacht über im Krater, wo wir Schutz und Wasser fanden. Neben der Stelle, wo wir schliefen, befand sich ein ungeborenes Bild; das liebe Kleine war nur etwa 24 Fuß lang, es hatte nur erst Ein Auge, und hing mit der Hinterseite noch mit dem Gestein zusammen. Wir sahen noch mehrere, die unfertig waren. Alle diese Riesenbilder sind ohne Metallgeräthe hergestellt worden; dafür habe ich den Beweis. Am Strande liegen viele Te maia Eringa runga, d. h. große Steine von Lava, die wie Rollhölzer aussehen; aus diesen hat man Meißel hergestellt, deren jeder sich wie ein kolossaler Schneidezahn ausnimmt. Erst hat man einzelne Stücke abgesprengt, und ihnen dann die Form eines Meißels dadurch gegeben, daß man sie auf Obsidian rieb und schliff. Das britische Museum hat Proben davon erhalten. — In der Gegend des Otu-iti-Kraters, etwa eine halbe Stunde vom Meer entfernt, war wieder eine Platform, auf welcher 20 Bilder der allergrößten Art standen; sie alle kehren dem Meere den Rücken zu, und von der Stelle aus gesehen, an welcher wir uns befanden, nahmen sie sich aus, wie eine aufgepflanzte Batterie."

„An einem andern Tage ging ich nach den Grotten, welche in der Nähe des Te-Rano-Kau-Kraters liegen. Ich war nicht wenig überrascht, zu finden, daß sie in allem Wesentlichen den Pictenhäusern von Moss-gail bei Stornoway auf den Hebriden gleichen; diese habe ich selber gesehen. Auf der Osterinsel ist der Eingang zu jedem Hause eng, nur etwa 20 Zoll; eine Art von Portal gleicht einem 5 Fuß langen, viereckigen Gange, der unten hohl, aber mit Steinplatten bedeckt ist. Derselbe sei für die „Todten", so sagten die Führer. Durch diesen Eingang kommt man in ein Gemach, das 15 Schritte lang, 5 Schritte breit und 6½ Fuß hoch ist. Die Steinplatten an der Seite waren oben 3 bis 4 Fuß hoch; dann kam eine Reihe flacher Steinziegel, die wie Austernschalen über einander lagen; das Dach war

aus dünnen Platten gebildet, und das Ganze mit Erde bedeckt; kein Steinpflaster; viel Immergrün. Dem Eingange gegenüber sah ich an der Wand rohe Pinseleien von rothem Ocker, die Insulaner sagten, das seien Napas, aber keiner konnte mir sagen, was das Wort bedeute; sie nennen so auch eine Art von Doppelruder, welches sie bei ihren Tänzen haben. Oben, an den Ziegelplatten, befanden sich Aronies, das sollen Vögel sein, die Ueberlieferung weiß jedoch nicht, was für welche; die meisten haben Schnäbel wie ein Tukan (Pfeffervogel), einige einen Körper wie ein Pinguin; andere auch Hände und Füße. Einige Malereien gehören der neuern Zeit an, denn sie stellen Schiffe mit Segeln vor, Pferde, Schafe &c., andere sind aber sehr alt. Ich habe die Anzahl dieser Häuser, welche bei dem heiligen Bilde Hoa hava nana ta stehen, nicht gezählt, es müssen ihrer aber mehr als 100 sein. Einige haben nur eine Kammer, andere zwei Gemächer, einige auch auf der Außenseite ein kleines Gemach, und sämmtlich einen kleinen blinden Gang für die Todten. Die Barrows sind unregelmäßig gebaut und der Bodenbeschaffenheit angepaßt; alle sind mit Immergrün überzogen. Am Ende dieses Dorfes, das nahe der Stelle liegt, wo die Lawa herausbrach, haben fast alle Lavablöcke Sculpturen, die aber vom Wetter viel gelitten haben und auch überwachsen sind, so daß es schwierig ist, eine Vorstellung davon zu geben."

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Fünfte Abtheilung.

(Schluß.)

Die Besucher bei mir waren stets noch ziemlich zahlreich, doch die Motive ihres Kommens waren die dunkle Hoffnung, irgend etwas zu erpressen, Neugierde und im günstigsten Falle Krankheit. Zu geben hatte ich leider nichts mehr, und das Wenige, das noch da war, hütete ich ängstlich für Arami und seine Leute, an die sich meine ganze Hoffnung klammerte. Nur mein kleiner Medicamentenvorrath war noch in Anspruch zu nehmen, aber für diese gesunden Leute zu wenig Bedürfniß, um mir wirkliche Freunde zu machen. Die Blasenpflaster erfreuten sich des größten Zuspruchs; neben ihnen waren die Brechmittel sehr gesucht, und in den verschiedentlichen Augenaffectionen konnte ich wirklich manches Gute thun. Die erstgenannten entsprachen ihrer heimischen Heilmittellehre, die sich fast ganz aufs Glüheisen reducirt, am meisten, und mit wahrer Befriedigung fügten sie zu den zahllosen, oft colossalen Narben des letztern noch die breiten, wenn auch oberflächlichen der spanischen Fliege. Uebrigens bedürfen sie wenig der therapeutischen Eingriffe. Ihr Klima ist äußerst gesund; die Excesse desselben sind gemildert durch das Gebirge, das Land ist ziemlich hoch gelegen, trocken, die Lebensweise mäßig, regelmäßig. Rheumatismen, einige Hautkrankheiten, acute und chronische Katarrhe der Respirationswege und der Bindehaut des Auges bilden die Liste der allgemeiner vorkommenden Krankheiten.

Die Freunde der ersten Nacht wurden nach und nach von feindseligen Gefühlen beschlichen, je mehr sie einsahen, daß meine beharrliche Ableugnung aller Schätze auf Wahrheit beruhe, und einer derselben, in dem ich trotz seiner rauhen Sprache und seines barschen Wesens etwas ungewöhnlich Offenes und Ehrliches zu sehen glaubte, murrte laut und lauter. Dieser war mir vom ersten Tage an noch dadurch aufgefallen, daß er allein von Allen die nationale Beschäftigung des Tabackkauens zuweilen durch Rauchen unterbrach. Zu diesem Zwecke ergriff er ein entsprechend geformtes, hinlänglich großes, endliches Verdauungsproduct des Kameels, brachte auf einer Stelle desselben eine vertiefte Fläche zur Aufnahme des Tabacks an und dieser diametral gegenüber ein Loch in die krustenartige Oberfläche, und schmauchte nun mit innigem Behagen Taback und Kameelbreck zusammen. Ob ihm die letzte Cigarre, die mir geblieben war und die ich ihm in der Heiterkeit über die Entdeckung des Kameelbreckrauchens verehrte, besser schmeckte als der letztere, konnte ich nicht entscheiden.

Die Neugierde führte nach und nach auch die Einwohner der benachbarten Dörfer des Flußthales herbei, und man konnte dieselben gewöhnlich leicht an ihrem vollständigen Waffenschmucke erkennen. Die Sitte verbietet nämlich, in dem eigenen Dorfe mit den Waffen einherzugehen. Der gesammte Waffenapparat des Tibbu besteht, wie ich wohl sonst erwähnt habe, in folgenden Theilen:


Edi buï, große Lanze.

1) In einer langen Lanze von 7 bis 9 Fuß, deren Eisen in seiner Länge von $1^1/_2$ bis 2 Fuß variirt; von letzteren kommen zwei Drittel auf den schneidenden Theil. Die Tibbu Reschade sind so industriearm, daß diese Lanzen mit sehr wenigen Ausnahmen im Auslande, Borgu, Wadai, Bornu, Baghirmi verfertigt werden. Man erkennt ihren Ursprung an verschiedener Form und Arbeit, was aber bei den folgenden kleineren Wurfspeeren noch deutlicher hervortritt.

2) Diese haben eine Gesammtlänge von 6 Fuß, von denen $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Fuß auf den metallenen Theil kommen. Die schneidende Partie des letztern, auf welche die Hälfte oder zwei Drittheile kommen, ist nicht allein verletzend, sondern auch der Stiel des Eisens ist mit Widerhaken, Zähnen oder dergleichen versehen, und



a. Tibesti- (Bardai-) Fabrikat.
b. Bornu-Fabrikat.
c. Baghirmi-Fabrikat.
Edi teneï, dünne Lanze.

zwar sind viele kurze Zähne der Bornufabrikation eigenthümlich, während die Landesmanufactur wenige aber längere anbringt, und die Baghirmi-Schmiede den Stiel mit einem in zwei Spitzen endigenden schlangenförmigen Eisen umwinden.

3) Die Wurfeisen, von den Arabern Schangarmangor, von den Tibbu Midzri genannt, sind von der mannigfaltigsten Form, ungefähr drei Spannen lang, von denen fast zwei auf die Handhabe kommen, mit Fortsätzen, welche, circa eine Spanne lang, ebenso verschiedene Form als Richtung haben, wie aus den vorstehenden rohen, aber, wie ich hoffe, hinlänglich verständlichen Zeichnungen ersichtlich ist.

4) Der Handdolch, Loï (oder Lowi), von der Länge unserer Hirschfänger, breit, wird mit seiner Scheide durch einen mehrzöllig breiten Lederring am linken Handgelenk befestigt, und ist fast immer aus den heimathlichen Werkstätten Bardais hervorgegangen.

5) Das Schwert, welches, breit, zweischneidig, mit Kreuzgriff, ihnen durch den Tuareg zukommt, also wohl europäischen Ursprungs ist, ist nicht im Besitze Aller.

Als Schutzwaffe dient der Schild, der bis zur Höhe der Augen reicht und aus Büffelfell gemacht ist. Er hat nicht einmal hinlängliche Festigkeit, um die Wurfspeere sicher abzuhalten, und der Träger sucht dieselben also schräg aufzufangen und abgleiten zu lassen.

An das Tragen dieser Waffen sind die Tibbu von früher Kindheit an gewöhnt. Als kleine Knaben giebt man ihnen eine Lanze oder einen Wurfspeer aus Holz in die Hand, scharf zugespitzt, mit denen sie sich üben und die sie nicht aus der Hand lassen. Als Wurfeisen giebt man ihnen zu dieser Zeit ein platt geschnittenes, in der Fläche gekrümmtes Stück Holz, das durch seine Form dunkel an den Schangarmangor erinnert. Sind sie etwas älter geworden, so vertraut man ihnen einen wirklichen Wurfspeer, nur in kleinerm Maßstabe, an und fügt später einen Schangarmangor hinzu, bis allmälig ihre Bewaffnung mit den Jahren eine vollständige wird.

Die Gewohnheit, wenigstens Speer und Wurfeisen in der Hand zu haben, wird dadurch so groß, daß sie in ihrem heimathlichen Dorfe, wo sie nicht bewaffnet herumgehen dürfen, zur Gewohnheit ihrer Knabenjahre zurückkehren und einen langen Stock und ein plattes, krummes Holz in der Hand tragen.

Diese Sitte des Unbewaffnetgehens zu Hause ist in Bardai aus unabweisbarer Nothwendigkeit hervorgegangen. Ihr streitsüchtiger Charakter und die Unmäßigkeit des Lagbo-Genusses würde sonst noch weit mehr Opfer fordern, als ohnehin schon der Fall ist.

Diese Streitsucht und dieser Jähzorn, die ihnen eigenthümlich sind, charakterisiren nicht minder den Verkehr der Frauen unter einander, und es ist dies der Grund ihrer Sitte, stets einen etwa handlangen Dolch zu tragen; wenigstens kann ich nach Allem, was ich von den Tibbufrauen Tibestis habe in Erfahrung bringen können, für diese die Erklärung Richardson's nicht annehmen, der diese Waffe ihren allzuhäufigen Liebesintriguen und den damit verbundenen Gefahren zuschrieb. Sie sind im Gegentheil von einer für diese Breitengrade unerhörten Ehrbarkeit, und diese ist um so anerkennenswerther, als ihre Ehemänner oft jahrelang abwesend sind. Die abgeschlossene Lage ihres Landes ohne Verkehr mit der Außenwelt begünstigt die Aufrechterhaltung strenger Sitte, und natürliche Kälte mag ihnen die Enthaltsamkeit erleichtern.

Daß andere Reisende, welche die Bekanntschaft der Tibbu vorzüglich in Kanar machten, der großen Verkehrsstraße mit ihren jährlichen Invasionen von Arabern, Negern und Tuareg, andere Erkundigungen und Erfahrungen über diesen Punkt gesammelt haben, ist wohl leicht erklärlich.

Nein, es ist der selbständige, entschlossene, fast männliche Charakter der Tibbufrauen, der sich in Gang, Haltung, Sprache, Benehmen und Lebensweise klar ausspricht, der sie veranlaßt, ihre Streitigkeiten unter einander durch Faustkampf, oder durch Knittel, oder im Nothfalle durch ihre scharfe Waffe zu entscheiden. Die Frauen Bardais habe ich selten anders ausgehen sehen, als einen ansehnlichen Knittel über der einen Schulter, von deren Extremität ein ledergeflochtener Gürtel herabhing. Die Associirung dieser beiden Gegenstände interessirte mich lebhaft, bis ich eines Tages ihren Grund erkannte und aus der Ferne Zeuge ihrer beiderseitigen Benutzung war. Zwei wüthige Weiber, denen der Wortstreit nicht genügte, trennten plötzlich im Laufe desselben den Gürtel vom Knittel, schürzten mit ihm ihr Gewand eng auf, und unbehindert im Gebrauche ihrer Gliedmaßen bedienten sie sich der Fäuste und der Knittel mit der Wuth der Frauen und der Kraft der Männer. Bevor es zur Anwendung der ultima ratio, des Dolches, kam, trennte man sie übrigens.

So schlichen die Tage in ertödtender Langsamkeit dahin. Wenn die Sonne des Morgens am klaren Himmel aufstieg über der lieblichen Scenerie vor mir, begann meine Tagesqual. Dann kamen Freunde und Feinde, um mich durch die Hirnlosigkeit ihres Raisonnements zu enttäuschen, durch schlechte Nachrichten zu entmuthigen oder durch grausame Reden zu kränken. Die Hitze im Zelte wurde nach und nach unerträglich, wie die Besucher, doch kein Schatten durfte uns erquicken. Dann blieb die Mahlzeit, welche hier noch den Reiz einer wirklichen Beschäftigung, eines Vergnügens gewann, obgleich sie nur aus wenigen, oft schlechten Datteln bestand, häufig aus, denn Arami ging seinen Geschäften nach und kam oft erst Abends lange nach Sonnenuntergang heim, und der Hunger verscheuchte dann noch den Schlummer, der zuweilen in seinen Träumen mich hinweg aus dieser trüben Mitte in die liebe Heimath trug.

Das schmutzige Wasser, das zu schöpfen uns erlaubt war, wenn Niemand in der Nähe sich befand, war vielleicht zu Ende, doch noch war die Umgegend zu lebhaft besucht, als daß wir wieder etwas hätten schöpfen können, und zu Hitze, Hunger, Kummer und Langeweile kam dann noch der Durst. Endlich neigte sich die Sonne, und alle unsere Hoffnung concentrirte sich dann auf die Nacht. Dann mußte Arami heimkommen, sicherlich brachte er Datteln, vielleicht auch Nachrichten! Wollte Gott, daß es günstige wären! Sicherlich aber winkte der endliche Schlummer der Nacht Ruhe und Frieden für kurze Stunden.

Dies war der traurige Kreislauf unseres Lebens einen Monat hindurch! O, wie lang er mir erschien!

Der Sultan blieb eine gute Woche lang krank. Stellenweise hatte er freie Stunden, ohne Fieber und Schmerzen, und beschäftigte sich dann natürlich, wie alle Welt, mit meiner Angelegenheit, doch leider nur, insoweit sie etwa Vortheile für ihn bergen konnte. Da ich seinen öffentlichen und geheimen Emissären stets der Wahrheit gemäß alle offenen und verborgenen Schätze ableugnete, so ging mit der Hoffnung, etwas von mir erpressen zu können, auch der letzte gute Wille verloren, mich auf den sichern Rückweg zu bringen. Arami wurde seinerseits allmälig müde, fünf Personen zu ernähren, denn wenn es auch nur Datteln waren, die wir aßen, er verhältnißmäßig gut situirt war und wohl wußte, warum er es that, so war es eben doch für einen Tibbu ein ungeheures

Opfer, dies wochenlang fortzuführen. Seine Frau und Kinder saßen zu Gatron ohne zulängliche Nahrung, und ein Regen hatte ihm acht Esel weggeschwemmt; er hielt Stand und blieb seinem Versprechen, uns zu schützen und zu ernähren, treu. Doch trotz Arami's Macht und seinem Pochen auf dieselbe war deutlich ersichtlich, daß er Alles in der Welt aufbieten würde, um nicht ohne die Zustimmung des Sultans zu unseren Gunsten handeln zu müssen. Wiederholentlich nannte er ihn ein greises Kind, unfähig, ferner zu denken und zu handeln, und brach die Verhandlungen mit ihm ab, und immer wieder knüpfte er an und suchte zu bereden und bat und drängte: so groß ist auch in Tibesti das Prestige des Namens „Dardei" trotz seiner völligen Machtlosigkeit. Leider rissen die Bardaier und die, welche leer ausgegangen waren, heute wieder nieder, was er gestern mühsam aufgebaut hatte.

Mittlerweile kamen nach und nach noch Frauen und Kinder, ihre Neugierde zu befriedigen. Ich empfing ihre Besuche gern, da ich trotz meiner enragirten dreizehnjährigen Feindin bei ihnen immer noch sanftere Gefühle vermuthete und größere Harmlosigkeit in der Unterhaltung als bei den Männern, und da ich von jeher ein großer Kinderfreund war. Die Frauen sind, wie die Männer, von entsetzlicher Magerkeit, was bei den ersteren, zumal bei dem geringen Bekleidungsgrade, dessen sie sich erfreuen, natürlich unangenehmer berührt; von mäßiger Schwärze (so helle Hautfarbe, als ich bei den Männern häufig fand, kam mir, wohl zufällig, bei den Frauen nicht zu Gesicht), regelmäßigen Zügen, scharf ausgeprägt, ohne alle Spur des gewöhnlichen sogenannten Negertypus. Die Entwickelung und die Form ihrer Nasen, die sich bis zu Adlernasen gestalteten, trennte sie allein weit von ihm. Sie hatten fast Alle, wie die in Tao beobachteten Damen, etwas Entschiedenes, Männliches, Ueberlegtes und Verständiges, wie ich soeben noch anzudeuten Gelegenheit hatte, in Gesichtsausdruck, Sprache und Geberde. Dieser Eindruck war kein trügerischer, sondern diese Eigenschaften der Tibbufrauen existiren in der That und sichern ihnen einen Rang in der Gesellschaft, wie er der traurigen Stellung der Frauen in den meisten mohammedanischen Gesellschaften nicht ähnelt. Hier kann der Mann ruhig jahrelang auf Reisen gehen; seine Frau besorgt Herden und Eigenthum so gut, wenn nicht besser, als er selbst, und weiß die Rechte des abwesenden Gatten und ihre eigenen sehr gut zu wahren.

Daß sie, von männlichem Wesen, auch die Leidenschaft für das Tabackkauen angenommen haben, kann ihren Reiz in unseren Augen natürlich nicht erhöhen; sie schienen mir im Gegentheil höchst widerwärtig und abstoßend, wenn sie mit männlicher Gewandtheit den grünlichen Saft im Strahl entsandten. Doch ländlich — sittlich! Schönheiten übrigens, ja selbst nur ansprechende, hübsche Gesichter habe ich nicht gesehen, wie Lyon und Denham; wohl sehr regelmäßige Form und Züge des Gesichts, doch nichts eigentlich Gefälliges. Vielleicht war es nur der fatale Tibbuausdruck, der nicht wegzuwischen war und der mich hinderte, sie niedlich zu finden.

Während die Männer fast alle bekleidet waren wie die Fezaner, mit Hemd oder Tobe und weiter, ziemlich langer Hose mit Takia oder ohne Takia, doch stets dem unvermeidlichen Litham, so waren die Frauen und Kinder primitiver geblieben. Kleine Kinder laufen ganz nackt herum und sehen mit dem bis auf einen Hahnen- oder Helmkamm glattgeschorenen Haupte sehr drollig aus. Wachsen sie heran, besonders die Mädchen, so applicirt man ihnen ein Ziegenfell, das über der einen Schulter und Hüfte befestigt wird; doch bleiben sie barhäuptig. Später werden mehrere Ziegenfelle, die übrigens glatt sind, zusammengenäht, von der einen Seite her um den Körper gelegt und auf der andern Schulter und Hüfte befestigt. Eins der schönen Schaffelle, wie ich sie wohl geschildert habe, mit dem schwarzen, langen, weißen, glänzenden Haar genügt allein zur Bekleidung.

Doch haben die Frauen auch häufig genug ein blaubaumwollenes Hemd, das bis zum Knie reicht, und außerhalb des Hauses hüllen sie sich dann noch in ein großes oblonges Stück blauen, mit schmalen rothen Streifen versehenen Kattuns, das den Kopf und den ganzen Körper bis zu den Füßen einzuhüllen im Stande ist (Futa).

Von Schmucksachen ist ein cylindrisches Stück rother Koralle im rechten, durchbohrten Nasenflügel die hervorragende Zierde. Dies sieht wirklich, wie schon Lyon bemerkt hat, nicht übel aus, besonders wenn die Haut nicht allzuhell ist; doch darf die Koralle nicht, wie häufig genug aus Noth, durch ein Stück Elfenbein, oder Knochen, oder Holz, oder, wie bei der fesanischen Frau Tafertemi's zu Bachi, durch einen Dattelkern ersetzt sein. An den Unterschenkeln über den Knöcheln tragen sie einen, höchstens zwei Ringe aus Kupfer, seltener aus Silber, die bei weitem leichter und schmäler sind als die der Araberinnen und Fesanerinnen. Den Vorderarm zieren zahlreiche Armbänder aus Horn und Elfenbein (ich sah deren bis zu zwölf, meist ein oder zwei aus letzteren Stoffen, die übrigen aus Horn), welche die Breite ungefähr eines halben Zolles haben. Dicht über dem Ellenbogen prangt dann noch ein einzelnes Bracelet aus Perlen, Achatstücken, Muscheln verschiedenartig combinirt. Die Halsschnur ist ebenfalls aus diesen zusammengesetzt, mit Korallen untermischt, oder besteht ganz aus Korallen.

Wie die Frauen aller Länder und Völker legen sie besondere Sorgfalt auf die Anordnung ihres Haars und die Ausschmückung ihrer Coiffüre. Der Theil des Haares, der sich schnappenartig gegen die Stirn vorstreckt, wird wegrasirt und der Rest des Haares des Vorderhauptes in zahllose kleine Flechtchen von der Dicke eines Rabenfederkiels bis zu der einer Gänsefeder arrangirt, welche in fast triangulärer Form über die Ohren herabfallen. Vom Hinterhaupte bis zur Stirn erstreckt sich dann bei jungen, unverheiratheten Mädchen eine dickere Flechte, die bei verheiratheten Frauen durch zwei ersetzt wird. Dieselben werden im Verlaufe durch silberne oder elfenbeinerne Ringe gehalten, und tragen an ihrer vordern Extremität gewöhnlich einen silbernen Schmuck von fast concentrischen Ringen und am Hinterhaupte eine ähnliche Zierde oder Elfenbeinringe mit Korallen. Die seitlichen Flechtenmengen sind häufig ebenfalls in ähnlicher mannichfach variirender Form decorirt.

Schnittnarben haben sie nicht im Gesichte, während die Männer, im Gegentheil zu dem, was andere Reisende berichten, ohne Ausnahme circa vier leicht gekrümmte, 1 bis 2 Zoll lange Einschnitte haben, welche jederseits von der Schläfe auf den Jochbogen herabsteigen.

Das Haar bei beiden Geschlechtern ist glanzlos, doch länger und weicher als das der Neger; ihre Zähne, wohl in Folge des Dattelnessens und Tabackkauens, sind in nicht eben glänzendem Zustande.

Leider konnte ich im schönen Geschlechte und bei den unschuldigen Kindern ebensowenig freundschaftliche Gefühle erwecken, als in den Männern. Hatten einige Kinder ihre Furcht hinlänglich abgelegt, um bis in unsere unmittelbare Nähe zu kommen, und ich sie gehätschelt und mit ihnen gespielt, wie man mit Kindern zu thun pflegt, ihnen etwas Zucker geschenkt, so lange noch einige Krumen vorhanden waren, oder einige Nähnadeln, auf welche sie sehr erpicht waren, gegeben, so versuchte ich wohl, meinerseits vertrauens-

voll wie ein Kind, sie einige Schritte weit zu begleiten. Doch kaum hatte ich dann, klug gemacht durch die früheren Erfahrungen, den Rücken gewendet, um die freudlose Stätte, an die ich geschmiedet war, wieder aufzusuchen, so warfen diese kleinen Schurken, offenbar schon Verräther im Mutterleibe, die Maske der Unschuld ab und ihre Steinwürfe kränkten dann mein Herz in seiner Liebe und in seinem Glauben an die Menschheit mehr, als sie meinem Körper wehe thaten. — Eines Tages kam die Schwester oder doch eine nahe Verwandte des Sultans, um mich wegen eines chronischen Katarrhs der Bronchien, der von Zeit zu Zeit recrudescirte, zu consultiren. Ich belud sie förmlich mit Mitteln aus meinem kleinen therapeutischen Vorrathe, zumal ihrer Verwandtschaft wegen; sollte man wohl glauben, daß die edle Dame unter meinen Augen eine große Bande von 15 bis 20 Knaben zu einem Angriffe auf mein Zelt anstachelte und sich in die Nähe setzte, um sich an diesem Schauspiele zu weiden?! Den jugendlichen Gemüthern, die zum Theil schon in den Flegeljahren waren, sagte dieses Spiel außerordentlich zu. Wir durften uns nicht vertheidigen; Arami war über Land gegangen und selbst seine Schwester Fatmah augenblicklich abwesend; das Zelt konnte den Geschossen so großer Jungen unmöglich lange Widerstand leisten, und ich weiß in der That nicht, was daraus geworden wäre, wenn nicht der Marabut Bu Zid und der ältere Bruder Kolokomi's zufällig gekommen wären und die jugendliche Bande in die Flucht geschlagen hätten.

Ich hatte gehofft, daß die Zeit die Gefühle der Bardaier sänftigen werde; doch ihre Feindschaft blieb dieselbe, nur ihre Furcht vor mir schwand langsam. Die Leute von Bardai, wie schon erwähnt, verlassen mit wenigen Ausnahmen ihr Thal nicht, und sehr viele von ihnen hatten wahrscheinlich niemals ein wirklich weißes Gesicht gesehen, denn die Ghasien der Araber beschränken sich stets auf die westlichen Thäler. Nimmt man dazu die ungeheuerlichen Vorstellungen, die sie von Christen als von einer kaum menschlichen Heidenart hatten, so begreift man, daß sie während der ersten Tage irgend eine furchtbare allgemeine Calamität, etwa ein zerstörendes Erdbeben (dies ist ihnen allerdings, soviel ich weiß, nicht bekannt), oder eine verheerende Pest, oder ein allgemeines Viehsterben erwarteten. Als von alle dem Nichts eintrat, Sonne und Mond, Berg und Thal, Pflanze und Thier unbeirrt durch den fremden Eindringling in gewohnter Weise fortexistirten, und auch keine außergewöhnliche Sterblichkeit beobachtet wurde, verlor sich die Furcht und blieb nur die Feindschaft. Besonders die Jugend war unerbittlich. Die Männer warteten wenigstens ruhig, bis uns Arami aus seinen schützenden Händen entlassen würde, doch die Jugend, besonders wenn sie durch ihr heimisches Getränk und ihre einzige nationale Unmäßigkeit entflammt war, drohte oft ernste Complicationen herbeizuführen. Sie begnügten sich nicht damit, ins Zelt zu speien oder mit ihrem ekeln Safte nach mir zu zielen, und mir so detaillirt und anschaulich als möglich zu schildern, wie man bei meiner Entlassung aus Arami's Schutze mir die Lanzen im Leibe herumdrehen, die Eingeweide herausreißen und den Aasgeiern und Schakalen überlassen würde, oder ähnliche, heitere Perspectiven und Bilder vor meinem geistigen Auge aufzurollen, sondern kamen zuweilen bis zur Abschleuderung der Wurfspeere gegen das Zelt oder in dasselbe. Arami's Schwester mußte dann gewöhnlich aufgesucht werden, und genügte auch, obgleich Frau, vollständig, um diese übermüthige Jugend in ihre Grenze zurückzuweisen.

Arami selbst war sehr in Anspruch genommen. Mächtiger und angesehener als der Sultan selbst, wurde er von allen Seiten aufgesucht als Schiedsrichter, Vermittler und Rathgeber. Seine Rastlosigkeit war ein lebendiges Beispiel der Energie und Elasticität, welche diesen armseligen, hungerleidenden Leuten innewohnt. Morgens in aller Frühe ging er zu seinen Datteln, die gerade reif waren, schnitt einen Theil, trug ihn auf seinen Schultern nach Hause, ordnete die Arbeiten des Tages für seine Schwester und einen Sklaven, arbeitete an seiner Hütte; dann ging er zu den allgemeinen Rathsversammlungen, die stets Anlaß zu Streitfragen und Discussionen finden, arbeitete beim Sultan und den Leuten für meine Entlassung, kam gegen 1 oder 2 Uhr Mittags nach Hause, wo seiner irgend welche Leute in Schwierigkeiten warteten; waren sie abgefertigt, arbeitete er wieder an seiner Dattelpflanzung herum oder bereitete die tägliche Mahlzeit seines Kameels, das mit Dattelkernen erhalten werden mußte, ging zu diesem, das in einiger Entfernung vom Dorfe, wo sich einige Gräser und Kräuter fanden, weilte, ging wieder zum Sultan und den Edlen unserthalben oder öffentlicher Fragen wegen, oder saß bei uns und besserte sich sein Hemd oder seine Hose aus (das Geschäft des Nähens ist in den Händen der Männer), oder lief rastlos hin und her und kehrte oft erst um 10 oder 11 Uhr Abends heim. Kaum glaubte man ihn eingeschlafen, so huschte er schon wieder über die Bühne, und ging nicht selten bei Nacht in ein anderes Dorf, wenn dort irgend eine Frage zu entscheiden, ein Streit zu schlichten war. Der Morgen sah ihn dann wieder in Bardai seinem gewöhnlichen Tagesleben anheimgegeben. Dabei vergaß er keins der vorgeschriebenen Gebete, trank keinen Tropfen Lagbi, ja, ich kann mich nicht entsinnen, ihn Taback kauen gesehen zu haben. Er war immerhin eine Ausnahme. Die Uebrigen waren auch rastlos, doch arbeiteten sie nicht. Stets auf den Beinen, gehen sie von Einem zum Andern, ihrer Vorliebe für Geschwätz und für ziellose Discussionen huldigend. Außer den Mittagsstunden, wo man sie nicht sah und wo sie wahrscheinlich ruhten, begriff ich nicht, wann diese Leute schliefen, während ihnen doch wahrlich die Zeit dazu nicht mangelte. Bis lange nach Mitternacht war ein stetes Kommen und Gehen wie bei Tage, ein Umstand, der mich oft zur Wuth brachte, da er mir das einzige Vergnügen friedlicher Nachtruhe noch raubte, indem meine Hunde an dergleichen nächtliche Circulation nicht gewöhnt waren und ihren Unwillen darüber nur allzu laut zu erkennen gaben.

Die Lage der Arbeiter in verschiedenen Ländern.

Die englische Regierung hat von ihren Gesandtschaften in fremden Ländern Berichte über die Lage und das Einkommen der arbeitenden Classen in verschiedenen Staaten einziehen lassen, um einen Vergleich mit der Lage und dem Einkommen der britischen Arbeiter zu ermöglichen. Letztere, welche bekanntlich sehr unzufrieden sind und in Bezug auf Bildung weit hinter ihren Collegen auf dem Continente zurückstehen, befinden sich nichtsdestoweniger in der verhält-

nißmäßig bessern Lage; sie haben im Durchschnitt täglich ihr Bier, ihr Fleisch, ihr Weizenbrot, und die Frauen Sonntags ein seidenes Kleid. Das gehört auf dem Continent zu den seltenen Ausnahmen.

Schon wenn man den holländischen Arbeiter betrachtet, der doch dem englischen in vieler Beziehung so nahe steht, findet man einen sehr großen Unterschied. Nach dem Berichte des Gesandtschaftssecretärs Sidney Locock ist der durchschnittliche Wochenlohn eines tüchtigen Handwerkers, eines Zimmermanns oder Schmiedes, in den größeren Städten etwa 5 Thaler 10 Groschen in der Woche. Seine Frau verdient vielleicht noch 1 Thlr. oder 1 Thlr. 10 Gr. durch Waschen und andere Arbeit hinzu, auch der Mann hat in der Woche noch 10 oder 20 Gr. Nebenverdienst, so daß für diese Familie ein Wocheneinkommen von circa 7 Thlrn. genügen muß. Die Heizer bei der Gasanstalt im Haag verdienen 6 Thlr. wöchentlich. Auf dem platten Lande sind die Löhne niedriger; ein Mann verdient dort 5 Thlr. 10 Gr., in kleinen Städten gar nur 3 Thlr. 10 Gr. die Woche. Die Nahrung, mit der die holländischen Arbeiter sich zufrieden geben, würde dem Engländer nicht genügen. Sie essen sehr selten Fleisch. Ihr Frühstück besteht in einer dünnen Scheibe groben Schwarzbrotes, das mit Butter zwischen zwei dicke Scheiben Weißbrot gelegt wird; dazu Kaffee mit Milch und Zucker. Das Mittagsessen beginnt stets mit Kartoffeln, darauf folgt ein Gemüse von Möhren, Rüben und dergleichen in Fett gekocht; Fisch je nach der Jahreszeit. Eine Tasse Thee macht den Beschluß. Bier wird nicht regelmäßig bei den Mahlzeiten getrunken, aber einem Schnaps geht der holländische Arbeiter nie aus dem Wege, wenn er sich ihm darbietet. Er ist nach Locock's Bericht ein phlegmatischer, gleichgültiger Mensch, der wenig um politische Dinge sich kümmert und die Bibel der Zeitung vorzieht, seine kleine Wohnung dem Lesezimmer oder der Arbeiterversammlung. Dazu trägt wesentlich bei, daß die Arbeiterwohnungen nach vernünftigen Principien erbaut sind; es sind keine himmelhohen Casernen und Höhlen der Unsittlichkeit und Krankheit, wie in manchen großen Städten, sondern lange Reihen kleiner Häuserchen, die nach beiden Seiten ins Freie schauen. Jedes Häuschen ist von zwei Familien bewohnt; die eine wohnt im Erdgeschoß, die andere eine Treppe hoch. Jede hat ihren besondern Eingang, und die eine hat ein Gärtchen hinter, die andere vor dem Hause. So wird mancher häusliche Zwist, der durch Zusammenwohnen entsteht, vermieden.

Ueber die Hamburger Arbeiter berichtet der dortige Generalconsul Ward. Sie ragen in Bezug auf Aussehen, Kleidung und comfortable Stellung hervor und übertreffen die Engländer. So enthaltsam wie die Holländer sind sie keineswegs, denn im Trinken und Rauchen lassen sie sich nichts abgehen; aber auch ihre Wohnungen halten keinen Vergleich aus mit jenen oben beschriebenen. „Und es ist möglicherweise dieser Discomfort daheim, der den Hamburger Arbeiter dazu treibt, billigen Schnaps zu trinken und schlechte Cigarren zu rauchen.“ Darin besteht aber nicht seine einzige Erholung von der Arbeit; glücklicherweise wohnt ihm die allgemein deutsche Musikliebe und Sangeslust inne; er ist Mitglied irgend eines Gesangvereins und nimmt als solches an Unterhaltungen Theil, wo weder Schnaps noch Bier die Hauptanziehungspunkte bilden. Alle seine Vergnügungen und seinen Unterhalt bestreitet er indessen mit einem Einkommen, über das der englische Trade Unions Man die Nase rümpft. Ein im Eisenschiffsbau Beschäftigter, der zehn Stunden täglich arbeitet, hat einen Wochenlohn von 6 Thlrn., Maler empfangen 5 Thlr. 20 Gr., Maurer bei elfstündiger Arbeit im Sommer 6 Thlr., und bei neunstündiger im Winter 5 Thlr. pro Woche. Die Löhne der Steinmetzen sind dieselben. „Was würden hierzu englische Arbeiter sagen, die bei weit höheren Löhnen als diesen Ausstand machen? Und wann werden wir die Zeit erleben, daß englische Arbeiter an harmonischen Gesängen sich erfreuen?“

Der Bericht Mr. Petre's über die preußischen Arbeiter erstreckt sich auf Stadt und Land. Der Aufschwung des Handels und der Gewerbe, überall fühlbar in Preußen, beginnt seine Wirkung auf den Arbeiterstand auszuüben; er fühlt sich unabhängiger als früher und wird mehr beachtet. Es ist schwer, sagt der Engländer, sich einen Begriff davon zu machen, wie die (ländlichen) Arbeiter früher behandelt wurden, da sie bis jetzt noch auf dem Heuboden oder über dem Kuhstalle schlafen mußten, und weit schlimmer noch ist das Loos der Arbeiter zweiter Classe, der Tagelöhner und der „Landgänger“, die oft 50 Meilen weit nach Arbeit ausziehen. Die Wohnungen der Arbeiter werden im Ganzen als schlecht und ungesund geschildert. Es ist daher kein Wunder, daß die Landarbeiter massenhaft ihre bisherige Beschäftigung verlassen und sich den aufblühenden Industriestädten zuwenden, während die Stadtarbeiter durch das ganze Land umherziehen, um passende Arbeit zu suchen. Viele von den letzteren, welche durch guten Schulunterricht bessere Kenntnisse erlangt haben, und wohl auch fremde Sprachen kennen (lernen), gehen ins Ausland, wo sie gutes Unterkommen finden. „Zahlreiche unternehmende Wanderer besuchen alljährlich die Uhrmacherdistricte des Jura, die Maschinen- und Schlosserwerkstätten Englands, die Waffenfabriken Lüttichs und die verschiedenen Etablissements in Brüssel, Paris oder Lyon. Dieses sind die Leute, welche Nutzen aus der vom Lande gewährten Erziehung haben; aber die Masse hängt sich an die Fabriken der Städte.“ Was die Löhne in Preußen betrifft, so sind sie so niedrig, daß der englische Arbeiter darüber staunen wird. Selten trifft man auf 25 Gr. pro Tag, weit öfter steht der Tageslohn unter 20 Gr. „Aber, obgleich diese Summe klein ist, genügt sie doch, um einen Mann, seine Frau und zwei Kinder in den meisten Städten zu unterhalten.“ Das Leben ist allerdings ärmlich, und die Arbeiter fühlen das, aber das im Aufblühen begriffene Genossenschaftswesen wird hier, wie Petre meint, Vieles zum Bessern wenden. Im Ganzen braucht der englische Arbeiter aber seinen preußischen Collegen nicht zu beneiden. Letzterer behilft sich mit schlechterer Kleidung, Wohnung, Nahrung; er kennt dafür aber wieder Vergnügungen, die jenem abgehen, und so hebt denn auch Mr. Petre die Gesang- und Turnvereine hervor.

Wir schließen mit einem Blick auf die belgischen Arbeiter. Sowohl der flämische Land- als der wallonische Fabrikarbeiter führt ein saures Leben. Er erhält freilich höhern Lohn, als der preußische Arbeiter, aber er giebt Alles aus und verschwendet gleich dem Engländer. Secretär Pakanham constatirt, daß eine belgische Arbeiterfamilie, die jährlich auf dem Lande 250 und in der Stadt 280 Thlr. einnimmt, noch theilweise auf öffentliche Unterstützung angewiesen ist. Es ist so weit gekommen, daß diese Almosenunterstützung, fern davon beschimpfend zu sein, als etwas ganz Natürliches angesehen wird. „Der belgische Arbeiter ist nachlässig und unordentlich bei der Arbeit, unklug und unmäßig bei seinen Vergnügungen. Weder in seiner physischen noch in seiner moralischen Lage finden wir etwas, was der englische Arbeiter beneiden könnte.“ — r. d. —

Aus allen Erdtheilen.

Die fünfte schwedische Polarexpedition.

F. Als die Theilnehmer an der vierten Polarexpedition, 1868, zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß keine Möglichkeit vorhanden ist, zu Schiffe dem Nordpole viel näher zu kommen, als bis jetzt wirklich geschehen, dachte der Chef derselben, Professor A. E. Nordenskjöld, sofort daran, eine neue Expedition nach einem andern Plane ins Werk zu setzen, und als das von der vorigen Expedition mitgebrachte reiche wissenschaftliche Material so ziemlich verarbeitet war, gelang es ihm wirklich, die dazu erforderlichen Geldmittel von den Bewohnern der Stadt Göteborg (welche bereits die Kosten für die vierte Expedition getragen haben) bewilligt zu erhalten. Diese Expedition, welche zu Anfang des Sommers 1871 abgehen soll, hat den Zweck, zuvörderst Spitzbergen noch näher zu untersuchen, dann auf einer der im Norden von Spitzbergen belegenen Sieben Inseln zu überwintern, und zuletzt im folgenden Frühlinge mit Schlitten auf dem Eise so weit gegen den Nordpol vorzudringen, als die Umstände gestatten, ja, wo möglich, denselben zu erreichen. Schon in diesem Jahre, am 9. Mai, wollte Professor Nordenskjöld, begleitet von dem tüchtigen Bryologen Sven Berggren in Lund, dem Zoologen Oeberg in Upsala und dem Doctor Nordström, nach Kopenhagen abreisen, um sich am 12. dort nach Grönland (Disco) einzuschiffen. Die Absicht mit dieser Reise ist, theils die in Spitzbergen gemachten arktischen Forschungen fortzusetzen, theils aber und besonders sich über die im nächsten Jahre bevorstehende gefahrvolle Polarreise näher zu orientiren und Vorbereitungen zu derselben zu treffen, wozu namentlich der Einkauf der dazu nöthig erachteten Hunde gehört. Daß ihm zu dieser vorbereitenden Grönlandsreise ein Krondampfer zur Verfügung gestellt worden ist, wie man gesagt hat, entbehrt aller Wahrheit; vielmehr wird leider die Reise auf einem segelnden Fahrzeuge geschehen, welches leicht von Wind und Wetter aufgehalten werden kann, so daß den Reisenden zu ihrem Aufenthalte in Grönland nur wenig Zeit übrig bleibt.

Eine Schilderung des südlichen Californiens.

Ein in den Vereinigten Staaten angesehener Kanzelredner, Pater Weninger, erstattet über seine Reise nach dem Süden Californiens und von seinem dortigen Aufenthalte folgenden Bericht.

Zeitweise sind die Erderschütterungen ziemlich ernster Natur. Im October 1868 stürzten Häuser in St. Francisco ein, — und man erinnert sich eines Erdbebens vom Jahre 1812, wo die Erde durch sechs Tage der ganzen Küste entlang bebte, und das große Verheerungen anrichtete. Der Erdstoß, den ich in San Francisco erlebte, war unbedeutend; allein er gab mir doch eine Idee dieses unheimlichen Naturereignisses. Es ist, als ob die Fundamente des Gebäudes los würden, in dem man sich befindet. Ein stärkerer Stoß folgte am Tage, wo ich San Francisco verließ, und setzte die Leute in Schrecken. Eine alte Sage behauptet, San Francisco werde einmal bei einem Erdbeben verschlungen werden. Wir wollen hoffen, daß es bei der Sage verbleibe. Diese vulcanische Beschaffenheit Californiens erscheint allerdings unheimlich und selbst abschreckend; allein man gewöhnt sich endlich daran. Es giebt hier Leute, die sich so wenig um diese Erderschütterungen kümmern, daß sie, wenn sie das Erdbeben in der Nacht überrascht, sich einfach im Bette auf die andere Seite legen und weiter schlafen. Californien ist überdies ein Land, wo es keine Gewitter giebt; und ich stimme völlig der Ansicht eines Mannes bei, der sich von Minnesota hierher übersiedelte und mit dem ich nach Los Angeles fuhr. Er lebt hier nun schon seit mehreren Jahren, und als ich die Bemerkung fallen ließ, ob ihm diese immer wiederkehrenden Erdbeben nicht den Aufenthalt in Californien verleideten, gab er mir zur Antwort: „Allerdings scheinen diese Erdbeben den Aufenthalt in Californien bedenklich zu machen; allein, Alles wohl erwogen, finde ich, daß diese Erdbeben bei weitem nicht so gefährlich sind als die Gewitter in Minnesota und in den östlichen Staaten. Jeden Sommer wird eine Anzahl von Menschen vom Blitz getroffen. Solche Gewitter dauern oft Tage lang, während in Californien Jahre lang kein Mensch durch ein Erdbeben zu Grunde geht, sondern Alles mit dem Schrecken davon kommt, der übrigens nur einige Minuten währt; ja manchmal nur Secunden."

Die Fahrt südlich von San Francisco war eine sehr freundliche. Der Ocean war verhältnißmäßig ruhig. Das ist jedoch nicht immer der Fall, bis man an das „Promontorium Conception" kommt. Bis dahin trägt die Luft noch immer den Eindruck des nämlichen Klimas an sich, wenngleich in dieser Zone kein Schnee mehr fällt; sowie man aber diese Landspitze passirt, tritt eine völlig andere Luftströmung ein, wie mit einem Lineal abgeschnitten. Die Luft wird tropisch und das Stille Meer wirklich still. Der erste bedeutende Ort, an welchem der Dampfer anlegt, nachdem man „Conception" passirte, ist St. Barbara. Welch ein sublimes Panorama! besonders wenn man Abends bei sich neigender Sonne in eine solche Bai einlenkt. Ein Collegium, der studirenden Jugend gewidmet, überragt auf einem Hügel das kleine Städtchen. Ein Fernrohr, mit dem man auf Schiffen dieser Art gewöhnlich versehen ist, bringt die Gegenstände der Fernsicht vor das Auge des neugierigen Reisenden. Der Dampfer bewegt sich von da aus sehr langsam nach St. Piedro, denn es nützt nichts, zu eilen. Man hat, um in den Hafen einzufahren, die Fluth abzuwarten. Von St. Piedro führt eine Eisenbahn nach Los Angeles.

Diese Gegend ist die erste, die ich in Amerika antraf, welche an die Weingegenden der Steiermark erinnert. Nichts als Weinbau und Obstgärten umgeben Los Angeles. Die Stadt liegt am Fuße von Hügeln, die nach Art der Mittelgebirge Tirols endlich in Schneeberge auslaufen. Die Bewohner von Los Angeles sind größtentheils Spanier. Indeß wohnen hier auch viele Franzosen und Irländer und eine Anzahl Deutsche.

Ungefähr 27 Meilen von Los Angeles liegt eine deutsche Ansiedelung, Annaheim genannt. Der Umfang des Städtchens ist drei Quadratmeilen und jeder Ansiedler hat ursprünglich 20 Acker Land gehabt, die mit Obst und Wein bepflanzt sind. Eine wahre Gartenstadt, wie es keine zweite mehr giebt. Die Einwohner sind fast lauter Deutsche, es giebt da nur wenige Irländer und Spanier.

Es ist erst Mitte März. Allein die Orangenbäume stehen blühend und zugleich vollbeladen da. Das war auch im Februar der Fall, als ich ankam. Es giebt Orangenbäume, die hier dreimal im Jahre Früchte geben; selbst von einigen Apfelbäumen hat man Erfahrungen der Art. Besonders sind die Orangenbäume ein sehr werthvolles Eigenthum. Es giebt Bäume, die jährlich über 2000 Früchte tragen. Ein Farmer, der sich vierzig Bäume gepflanzt, besitzt somit ein hübsches Einkommen, wenn auch nicht alle Bäume so viel tragen, und lebt gleichsam ohne Arbeit. Allein es braucht neun Jahre, bis dieselben Früchte geben; somit kann ein Farmer damit nicht beginnen, sich diese Bäume zu pflanzen und die Hände in den Schooß zu legen. Eins ist indeß gewiß, daß nämlich das Klima hier, besonders in Südcalifornien, so prachtvoll ist, daß ich es wohl begreife, daß sich Leute hier bloß des Klimas wegen ansiedeln. Welch ein Gegensatz, ein Winter in den östlichen Staaten! Man las hier in den Zeitungen, daß Menschen daselbst in diesem Winter er-

froren! und hier fiel keine Schneeflocke — und andererseits fühlt man auch keine übergroße Hitze im Sommer. Wenn eine Familie sich einmal hier angesiedelt und einen californischen Winter durchlebte, so läßt es sich schwer erklären, daß man je wieder in die von Californien östlich gelegenen, mit Schnee und Eis durch einen so großen Theil des Jahres bedeckten Staaten zurückzukehren sich entschließen könne. Ich wollte, ich könnte bei meiner Rückreise das Klima mit mir bringen.

Baumwolle und Hungersnoth in Indien.

Ein zu Bombay erscheinendes Blatt, der „Guardian", enthält einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Sollen wir Baumwolle pflanzen oder Hungers sterben?" Aus dem Berichte des Regierungscommissärs Forbes, welcher die Baumwollencultur zu überwachen hat, ergiebt sich, daß der Anbau in dem einzigen Jahre 1869 im westlichen Indien um nahezu eine Million Acres zugenommen hat. Die Ausdehnung des Baumwollenbaues vermehre, wie der „Guardian" meint, die Aussichten auf öftere Hungersnoth; eine Million Morgen Baumwolle sind eine Million Getreide weniger. Es hat in Indien stets schwer gehalten, ein Gleichgewicht zwischen der Erzeugung und dem Verbrauche von Lebensmitteln zu ermöglichen; sobald aber ein solches sich nicht herausstellt, ist allemal Hungersnoth vorhanden. Vor sieben Jahren begann die Ausdehnung des Baumwollenbaues, und seitdem hat eine Hungersnoth nach der andern gewüthet: in Madras, in Orissa, in den Centralprovinzen, im Nordwesten, in Radschputana. „In der Präsidentschaft Bombay haben wir noch keine eigentliche Hungersnoth zu beklagen gehabt; will man nun uns eine solche verschaffen? Hat man dafür gesorgt, daß auch der Getreidebau um eine Million Acres ausgedehnt worden ist? Wir wissen sehr wohl, daß in Folge des Getreidemangels die Volkszahl in Radschputana nicht etwa decimirt worden, sondern daß jeder dritte Mensch dort Hungers gestorben ist. Das kam daher, weil man Baumwolle und nicht Korn pflanzte, und in Orissa sind in Folge dessen anderthalb Millionen Menschen verhungert. Die guten Leute in Manchester hatten Versammlungen und faßten Beschlüsse, um die indische Regierung zur Ausdehnung des Baumwollenbaues zu vermögen, und letztere thut auch, was die guten Leute in Manchester wünschen. Aber Indien hat schwer dafür zu büßen, daß die Fabrikanten in Manchester ihren Säckel füllen. In Radschputana sind bereits eine halbe Million Menschen dem Hunger und den in Folge desselben auftretenden Seuchen zum Opfer gefallen."

Sieg der Dampfschiffe über die Segelschiffe. In einem norwegischen Tagesblatte ermahnt ein Correspondent aus Arendal die Rheder, sich zur rechten Zeit ihrer Fahrzeuge zu entäußern, weil diese ehestens durch Dampfboote außer Cours gesetzt werden dürften. Thatsache ist, daß in England seit den letzten Jahren wenig neue Segelschiffe, aber dafür so viel mehr Dampfboote gebaut werden. In Liverpool war im vorigen Jahre nur ein Segelschiff im Bau, dahingegen wurden viele ältere Segelfahrzeuge verkauft. Ein Dampfschiff von 1000 Tons richtet in Betracht seiner schnelleren und präciseren Reisen im Jahre bedeutend mehr aus, als ein Segelschiff desselben Gehaltes, und die Schiffsherren scheinen den reellen Vorzug der erstgenannten anzuerkennen. In Cardiff wurde 1866 kaum der achte Theil des Exports per Dampf besorgt, 1869 dahingegen der dritte Theil, und das Verhältniß ist fortwährend im Steigen. Vor fünf Jahren gingen alle Kohlen nach Havre, Bordeaux und St. Nazaire per Segel, jetzt mindestens achtzig Procent per Dampf. Die Häute, welche von den Ostseeländern exportirt werden, gehen nunmehr alle mit Dampfbooten an ihren Bestimmungsort, und im vorigen Jahre wurden mehre Ladungen Eisen per Dampf nach Taganrog und Neuorleans versandt. Es fragt sich hier, ob der Welthandel sich in dem Verhältniß mehrt, daß auch für die Segelschiffe Fracht übrig bleibt, oder ob diese mit der Zeit vom Dampf überflügelt und zum großen Theil außer Thätigkeit gesetzt werden.

Zur Charakteristik des walachischen Landvolkes. Die in deutscher Sprache erscheinende „Arader Zeitung" vom 27. April 1870 meldet: „Aus dem Hatzeger Thale wird uns geschrieben: In dem rumänischen Dorfe F.-Szalas, unweit Hatzeg, ereignete sich vor Kurzem folgender schauerliche Vorfall: Als vor einigen Wochen daselbst die Viehseuche ausgebrochen war, redeten sich die Bauern ein, daß dieselbe aus den Friedhöfen entstehe. Sie faßten in Folge dessen den Entschluß, sämmtliche Leichen auszugraben, die Köpfe derselben abzuschneiden und diese mit dem Gesicht der Erde zugekehrt wieder zurückzulegen. Dieser Entschluß wurde ausgeführt, und als sich eines Sonntags eine unweit des genannten Dorfes wohnende achtbare Familie in den Friedhof begab, um das Grab des unlängst verstorbenen Gatten und Vaters mit Blumen zu schmücken, waren die abergläubigen Bauern eben damit beschäftigt, den Kopf von dem Rumpfe des Verewigten zu trennen. Welche Gefühle sich der armen Familie bei dem Anblick dieser grauenvollen That bemächtigten, dies zu beschreiben, will ich unterlassen. Diese erstattete sofort der Behörde Bericht über das Geschehene, worauf die erforderlichen Schritte eingeleitet und die Thäter ins Verhör genommen wurden. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß selbst der rumänische Geistliche auf Andringen des Pöbels auch der Ortsrichter sich an diesem finstern Treiben betheiligten."

* * *

— In der Zündholzfabrik zu Jönköping wurden im letzten Jahre 77,170,640 Schachteln zum Werthe von 992,715 schwedischen Thalern (= 11¼ Sgr.) angefertigt. Beschäftigt wurden 544 Arbeiter in der Fabrik und 559 außerhalb derselben, welchen zusammen 214,000 Thaler schwedisch an Arbeitslohn gezahlt wurden. Von dem Quantum des Fabrikats blieb der geringste Theil im Lande. Ein Drittheil wurde nach England versandt, die übrigen gingen nach Hamburg und bedeutende Partien direct nach Berlin.

— Im Amte Tromsö (Norwegen) wurde in der Nacht vom 4. auf den 5. April an mehreren Orten ein heftiger Erdstoß verspürt. Nach dem Berichte des Länsmannes wollen Personen, welche zufällig draußen waren, vor der in der Richtung von Süd-Ost nach Nord-West verlaufenden Erschütterung ein starkes Sausen vernommen haben. Die Schlafenden wurden durch das Schwanken ihrer Betten geweckt, und Tische und Stühle verrückt und nahezu umgeworfen.

— In Louisiana nimmt der Anbau des Zuckerrohrs zu; er stellt sich vortheilhafter heraus als jener der Baumwolle; ein Gleiches ist in Texas der Fall. In dem letztern Staate hat die Ramiepflanze eine glänzende Ernte ergeben. — Sorghum wird nun auch in Ohio und Arkansas mit dem besten Erfolge angebaut.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Mittheilungen aus Japan.

IV.

Die Festlichkeiten am Neujahrstage. — Die sieben Götter des Glücks.

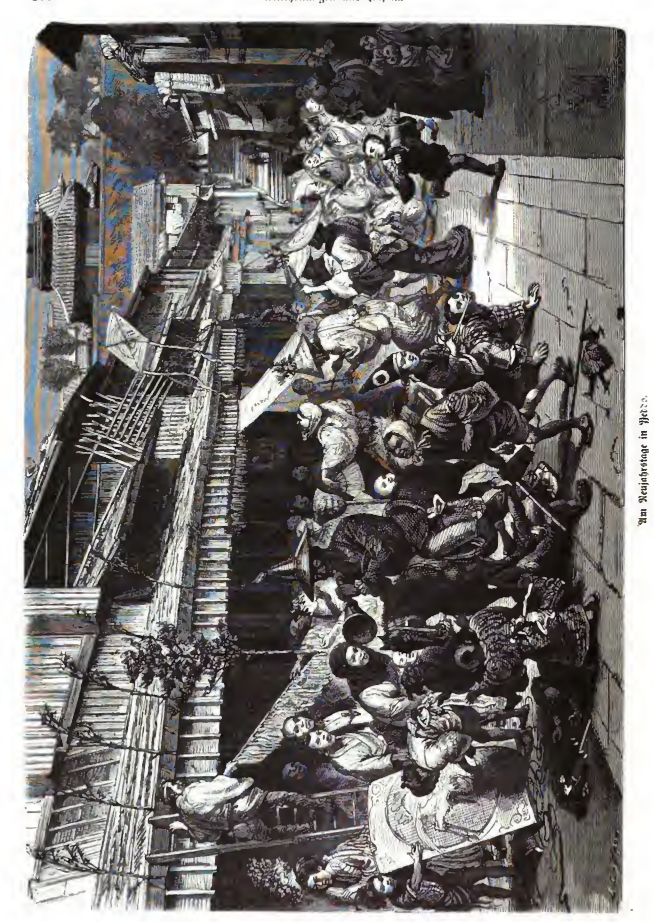
Als der Taikun, dessen Glanz seit einigen Jahren erloschen ist, noch seine ganze Machtfülle besaß, erschienen alle in Yeddo anwesenden Feudalherren und großen Edelleute im Schlosse, um dem Stellvertreter des legitimen Kaisers, dem Generalstatthalter des Reiches, welchen die Europäer sehr uneigentlich als den „weltlichen Herrscher" bezeichneten, ihre Huldigungen darzubringen. Ein Gleiches geschah von Seiten der Hofbeamten.

Schon am frühen Morgen erschien in den zum Schlosse, sagen wir zur Burg oder Citadelle, führenden Straßen ein glänzender Zug der Daïmios nach dem andern, und jeder entfaltete großes Gepränge. Voran zogen Herolde, Hellebardiere und Fahnenträger; dann folgte eine Abtheilung fürstlicher Soldaten, ihnen zunächst kam der Daïmio in seinem Palankin, welcher von der Leibwache begleitet wurde. Hinter ihm bewegten sich seine angesehensten Beamten, theils zu Pferde, theils zu Fuß; neben ihnen gingen die Diener, welche die für den Herrscher bestimmten Geschenke trugen.

Prinzen von Geblüt hatten die ihnen vorbehaltenen Eingänge; die übrigen zogen, je nach ihrem Range, durch eine Allen gemeinschaftliche Pforte in das Castell; innerhalb desselben entfalteten sich dann alle Züge, um zusammen eine großartige Procession zu bilden, welche vor dem Herrscher vorbeidefilirte.

Auf den Straßen und Plätzen sah man das Volk mit entblößtem Haupte in Gruppen knien; die Leute betrachteten sich aus respectvoller Entfernung den pomphaften Aufzug der vornehmen Herren. Sobald eine andere Procession vorüberging, wurde das Schweigen durch ein Gemurmel der Bewunderung unterbrochen. Man raunte sich die Namen der erlauchten Herren zu, welche in Sicht kamen und die man an ihren Familienwappen erkannte, die Fürsten von Kanga, Schenbaï, Satsuma, Nagato und wie sie weiter heißen. Seit 1864 sind aber die Daïmios nicht mehr im Castell des Taikun erschienen; sie hatten Yeddo verlassen, waren in ihre Fürstenthümer zurückgegangen und bereiteten die Revolution vor, welche den altlegitimen Kaiser, den Mikado, wieder an die Spitze der Regierung brachte und dem Feudaladel einen großen Theil seiner frühern Macht zurückgab.

Der Saal, in welchem ein Beamter hohen Ranges die Glückwünsche seiner Untergebenen entgegennimmt, bildet eine Estrade, zu welcher einige Stufen hinaufführen; sie ist von dem übrigen Raum auch wohl durch Bambusstangen markirt, an welchen Streifen seidenen Zeuges hängen. Durch diesen Aufputz gewinnt die Ceremonie einen etwas theatralischen Anstrich, denn diese Stangen bilden eine Art von Gitter oder Vorhang. Der hohe Beamte sitzt auf einer kostbaren Matte; zu seiner Linken befindet sich ein Gestell, das als Säbelhalter dient; hinter ihm kauern seine Adjutanten und Secretäre. Die Glückwünschenden werfen sich vor den schwarzlackirten Stufen zu Boden und beginnen dann ihre



Am Neujahrstage in Yeddo.

Rede. Nachher reicht man ihnen einige Erfrischungen, während sie ihrerseits die für den Patron bestimmten Geschenke durch ihre Dienerschaft auf die Estrade stellen lassen.

Die öffentlichen Gebäude und die Paläste der Daïmios sind am Neujahrstage in ähnlicher Weise verziert wie die Bürgerhäuser, nur bilden die Tannenbäume und Bambus mit den Gewinden von Reisstroh eine Art von Triumphbogen, der einige Schritte vor dem Portale steht; Dach und Wände bleiben unverziert. In der Mitte des Gewindes hängt eine symbolische Trophäe, die mit Zweigen von Haidekraut umgeben ist: ein Reiskuchen, eine Apfelsine und ein Seekrebs. Diese einfache Decoration der Paläste entspricht der Architektur derselben, aber das Stadtviertel der Daïmios hat gerade am Neujahrstage gar nichts Anziehendes; es nimmt sich so kalt und finster aus, daß man dieser Anhäufung von Casernen, Gefängnissen und Festungen gern den Rücken kehrt und seine Schritte der Bürgerstadt zulenkt.

Dort ist munteres Treiben; und schon aus der Ferne vernimmt man lustiges Geräusch und eine geheimnißvolle Musik, ähnlich den Tönen der Aeolsharfe; sie wird durch die fliegenden Drachen hervorgebracht, die in unzähliger Menge in der Luft auf- und absteigen und deren Gestalt verschieden ist. Einige stellen groteske alte Männer mit Schmetterlingsflügeln dar, andere einen Kranich, Papagey oder Sperber, wieder andere mythologische Thiere, Köpfe von berühmten Kriegshelden oder schönen Damen aus dem heroischen Zeitalter. Auf jedem dieser Drachen ist ein dünnes Blättchen Bambus am Gestell angebracht, vermittelst dessen durch den Luftzug ein pfeifender Ton hervorgebracht wird. Manchmal kommt es zwischen diesen Figuren in der Luft zum Kriege, wenn die mit feinen Glasstückchen versehenen Bindfäden aneinander gerathen und der eine dann durchschnitten wird. Brautleute sorgen dafür, daß zwischen ihren Drachen solch ein Kampf stattfinde, und das aufmerksame Publicum jubelt, wenn jener der Braut siegreich ist.

Am allermeisten belustigen sich die Kinder mit Reifen- und Kreiselspiel und mit Stelzenlaufen oder mit Ballspiel. Ballhölzer werden fast in eben so großer Menge verschenkt wie Fächer; sie werden aus weißem Holze verfertigt und haben eine glatte Seite, die mit Malereien verziert ist; auf der andern befindet sich ein kleines Bild von Seidenzeug. Umherziehende Handelsleute singen und lassen die Gliederpuppen, welche sie zum Verkauf ausrufen, in der Luft zappeln; andere bieten Vögel von Papiermaché an, die sich auf dem Zweige einer Trauerweide wiegen, oder Fische, die an einer Angelschnur hängen. Bei dem früher von uns erwähnten Maifeste hängt ein großer, aus Papier verfertigter Fisch an einer langen Bambusstange vom Dache herab. Wer diesen Papierfisch sieht, weiß sofort, daß in solch einem Hause im Verlaufe der letztverflossenen zwölf Monate ein Knabe zur Welt gekommen ist.



Tanz der Koskeis am Abend vor Neujahr.

Auf dem Neujahrsmarkte werden auch bemalte Eier feil geboten; sie gleichen genau unseren Ostereiern; — sodann Bogen und Pfeile; letztere in Köchern, die mit Tannenzweigen geschmückt sind; — kleine hübsche Puppen, welche einen Bürgersmann in Festkleidern darstellen; er geht unter einem Sonnenschirme neben seiner Frau Gemahlin, die allemal einen Fuchskopf hat; — Bauern mit Sichel und Bütte auf dem Rücken, und dergleichen mehr.

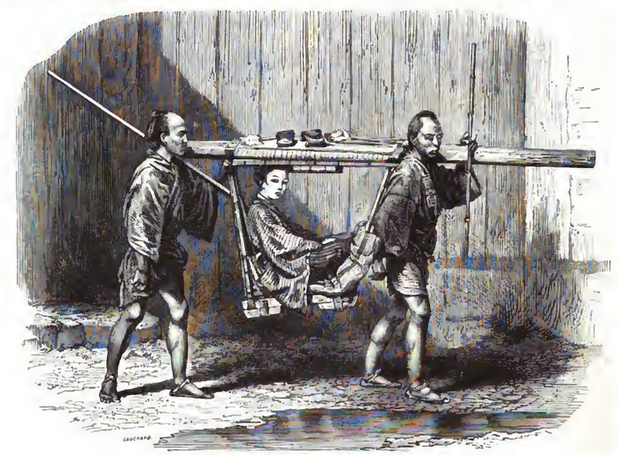
Eine besondere Art von Handelsleuten sind die Diener der Bonzenklöster, welche das Gesicht mit einer Tangumaske bedecken und den Leuten geweihete Papierstückchen anbieten. Sie haben stets ein Gefolge von munteren Knaben, bei welchen sie schon ihrer seltsamen Maske wegen sehr beliebt sind, denn fast alle Verkleidungen und Verlarvungen am Neujahr haben vorzugsweise auch den Zweck, die lieben Kinder zu ergötzen. Diese lassen es ihrerseits an sich nicht fehlen. Sie setzen Papiermützen auf, welche dem Kopfschmucke der Daïmios nachgebildet sind; sie putzen sich mit Wappenschildern auf und reiten auf dem Rücken eines gefälligen Cameraden; größere Knaben verkleiden sich als Tataren und blasen auf einer Zinke, die ganz meisterhaft aus Stroh verfertigt ist; das tatarische Roß ist von Papier.

Auf den öffentlichen Plätzen mangelt es begreiflicherweise auch nicht an allerlei Sehenswürdigkeiten, z. B. an Marionetten, weißen Mäusen und abgerichteten Kaninchen. Alles ist mehr oder weniger darauf berechnet, den Kindern ein Vergnügen zu machen, und insofern hat das japanische Neujahr einige Aehnlichkeit mit dem deutschen Weihnachtsfeste. Eine religiöse Beziehung ist bei jenem allerdings nicht vorhanden,

aber im Hause der Bürger finden Familienandachten statt, mit denen kein Geistlicher irgend etwas zu schaffen hat.

Sobald die Gemächer hergerichtet werden, in welchen der Hausvater mit seiner Familie und seinen sonstigen Verwandten das herkömmliche Festmahl veranstaltet, wird zwischen einer Schiebewand und einem andern Zimmer ein Cabinet gebildet, das gewissermaßen eine Hauscapelle vorstellt. Der Altar besteht aus einem leichten Gerüst von Cedernholz in zwei Absätzen, das mit einem rothen Teppich überdeckt wird. Auf dem obern Fache stehen zwei aus hartem Holze geschnitzte Götzenbilder zwischen zwei Metalllampen; auf dem untern Fache liegen auf drei lackirten Kästen zwei Reisbröte, zwei Seekrebse oder auch Fische, die in Silberpapier eingeschlagen sind; dazu kommen dann noch zwei gleichfalls in solches Papier gewickelte Flaschen Saki. An der Wand, welche als Altarblatt dient, hängen Heiligenbilder, während vor dem Altare zwei brennende Bronceleuchter stehen. Zwischen diesen kniet der Familienvater, entweder allein oder mit seiner Lebensgenossin, und ruft die Schutzgottheiten seines Hauses an.

Die Götter, welche der Japaner bei Familienfesten, namentlich bei Hochzeiten und zu Neujahr, anruft, haben keine Aehnlichkeit mit den Laren und Penaten der alten Römer, sonst würden sie als Kamis oder als Manen des Hauses bezeichnet werden. Aber sie heißen Götter des Glücks und sind lediglich Personificirungen des Glücks und der Seligkeit, wie die Einbildung des Volkes dergleichen auffaßt und begreift. Neben den officiellen Culten und den nebelhaften Theogonien hat das Volk sich selber eine Mythologie zurecht gemacht, die seinen inneren Bedürfnissen entspricht und rein menschlich erscheint, etwa wie jene der Griechen, nur



Patankinträger in Yeddo.

mit dem Unterschiede, daß sie sich auf Typen der irdischen Glückseligkeit beschränkt und keinerlei Anspruch auf ideale Schönheit macht.

Diese Art des Cultus bei den Japanern steht vielleicht in der Geschichte der Religionen einzig da; sie ist entschieden aus dem Genius der Nation selber entsprungen und ganz bestimmt nicht von außen her entlehnt.

Die sieben Götter des Glücks verschaffen den Menschen folgende erwünschte Dinge: langes Leben, — Reichthum, — das tägliche Brot, — Zufriedenheit, — Talente, — Ruhm, — Liebe. Selten stellt sich eine Familie unter den Schutz aller sieben Patrone. Der Mann aus dem Volke ruft am liebsten den Gott des täglichen Brotes und dann auch jenen des Reichthums an, die Kaufleute wählen sich neben diesen beiden noch jene der Zufriedenheit und des langen Lebens heraus. Diese vier zusammen genommen werden als die Götter des Glücks und des Gedeihens bezeichnet.

Der Patron des langen Lebens ist der ehrwürdigste Typus unter diesen sieben Volksgöttern; man bezeichnet ihn als Fkuroku-Schiu, oder abgekürzt Schiu Ro. Da sein Leben gar kein Ende nimmt, so hat er Zeit und Gelegenheit, so viel zu beobachten, nachzudenken und zu überlegen, daß durch vieles Sinnen seine kahle Stirn eine außerordentlich starke Entwickelung gewonnen hat. Sein langer weißer Bart wallt, wie unser Bild zeigt, auf die Brust herab. Schiu Ro schreitet langsam einher; er ist in Nachsinnen versenkt; in der einen Hand führt er den Schöpferstab, mit der andern zupft er am längsten Haare seiner Augenbrauen. Als Attribute hat er Kranich und Schildkröte; manchmal hat er auch einen uralten, weißen Hirsch bei sich, und um bequemer lesen

zu können, hängt er die Papierrolle an das Geweihe dieses gelehrigen Thieres. Schiu Ro hat auch Jünger; einer derselben ist so gelehrig und hat seinen Geist dermaßen ausgedehnt, daß auch er, gleich seinem Meister, auf eine großartige Entwickelung seiner Stirn und darin seinem Meister ähnlich zu werden hoffen kann. Dieser letztere darf bei bürgerlichen Hochzeiten niemals fehlen; sein auf Nesseltuch gemaltes Bild hängt an der Wand über dem Hausaltare, und der Maler fügt demselben gern das eine oder andere von allegorischer Bedeutung bei, so z. B. eine große, von einem Kranich getragene Perle, welche aus der Luft herabkommt. Die Bedeutung ist, daß langes Leben das köstlichste Geschenk des Himmels sei.

Der Gott des täglichen Brotes wird mit den Zügen des Schutzgottes der Fischer, des Yebis, dargestellt. Dieser ist ein in Ungnade gefallener Bruder der Sonne und zum Fischer und Fischhändler geworden. Der Fisch ist nämlich für den Japaner, was für uns das Brot, die tägliche Nahrung aller Stände. Der gute Yebis erfreut sich einer außerordentlichen Beliebtheit; er ist stets in Thätigkeit und macht immer ein freundliches Gesicht, gleichviel ob er das Glück hat, an seiner Angel den kostbaren, delicaten Taï aus dem Wasser zu ziehen, oder ob er ordinäre Fische fängt. Er ladet Alles auf sein altes Pferd und bringt seine Beute mit der besten Laune zu Markte.

Sein Gevatter und Genosse auf den bildlichen Darstellungen ist insgemein Daïkok-Ten oder Daïkoku, der Gott des Reichthums. Da nun die Leute über dem Hausaltare zwei so gute Götter brüderlich neben einander sehen, so erklärt es sich, daß Bauern, Fischer, Handwerker und Kaufleute zunächst allerdings den Yebis sehr lieb haben, außerdem aber auch den Reichthumspender Daïkoku nach Gebühr hochhalten. Die japanischen Künstler behandeln ihn indessen nicht mit besonderer Auszeichnung, denn sie stellen ihn als einen verbutteten Knirps dar, welcher eine abgeplattete Mütze trägt und mit seinen hohen Stiefeln auf zwei Reisballen steht, die mit Perlenschnüren umwickelt sind. In der rechten Hand hält er einen Schlägel, wie die Bergleute ihn haben, und über der linken Schulter einen weiten Sack, in welchen er die zusammengerafften Schätze hineinwerfen



Schiu Ro und Yebis, Götter des Glücks.

kann. Als Attribut giebt man ihm die Ratte, das gefräßige Thier, welches kein Eigenthum respectirt.

Die Bonzen wissen gar wohl, daß die Kaufleute diesem Daïkoku einen eifrigen Cultus widmen; auch ist es ihnen wohlbekannt, daß er bei anderen Berufsclassen seine Verehrer hat; sie möchten ihn also auch für sich ausbeuten. Zu diesem Zweck haben sie eine Legende ausgesonnen; der Schutzgott der unterirdischen Reichthümer, so sagen sie, habe sich gegen den großen indischen Buddah verpflichtet, dessen Religion anzunehmen und ein einfacher Laienbruder zu werden. So kommt es, daß man in den Vorhallen buddhistischer Tempel das groteske Bild Daïkoku's sieht; er darf dort nicht fehlen und dient seinen Anbetern als Muster und Vorbild.

Hoteï, der lustige Patron, welcher einen Hanfsack trägt, personificirt den zufriedenen Geist, welcher sich aus der Bedürftigkeit weiter nichts macht; die irdischen Güter gehen ihn gar nichts an, er ist eine Art von japanischem Diogenes. Er besitzt auch weiter nichts als ein Stück Packtuch, einen Quersack und einen Fächer. Wenn der Quersack leer ist, lacht der zufriedene Hoteï hell auf und giebt ihn den Kindern auf der Straße, welche damit ihr Spiel treiben können. Er seinerseits bedient sich desselben als Matratze, oder als Kopfkissen, oder auch zum Abwehren der Mücken, und wenn er über ein Wasser setzen will, macht er sich aus diesem Sack einen Schlauch. Uebrigens führt er das Leben eines Landstreichers; manchmal reitet er auf dem Büffel eines Bauern in den Reisfeldern, und alle Leute in den Dörfern sind seine Freunde; deshalb geleiten sie ihn auch gern an Stellen, wo er labenden Schatten findet, ausruhen und ungestört schlummern kann. Manchmal stören ihn aber doch muthwillige Knaben auf; dann lächelt er, faßt einige von den Buben ab und erzählt ihnen hübsche Histörchen vom Himmel und vom Monde, von den Sternen und der ganzen Pracht des Firmamentes und der Natur überhaupt, denn die kennt er ganz genau.

Auch der Gott des Talentes, der edle Greis Toffi Toku, ist nicht minder zugänglich für die liebe Jugend, welcher er allerlei hübsche Spiele lehrt, und der er zeigt, wie sie recht niedliche Papiersachen schnitzen kann. Er bleibt sich stets gleich in seiner ernsten Haltung. Als Attribute hat er

eine Art Meßgewand, und Mantel, Mütze und Pantoffeln eines gelehrten Doctors; außerdem führt er einen Krummstab, an welchen er ein handschriftliches Buch und zuweilen auch seinen Palmenfächer hängt. Auf seinen Wanderungen wird er von einem jungen Damhirsche begleitet.

Bisjamon ist der Gott des Ruhmes. Er trägt Helm und Panzer, beide von Gold, und hat in der Rechten eine mit Fahnenstreifen verzierte Lanze. Er gilt aber eigentlich nicht recht für voll und findet über dem Hausaltar keinen Platz. Die Sache erklärt sich, weil von kriegerischem Ruhme dem eigentlichen Volke nichts zu Theil wird; die Fürsten und Edelleute haben auf denselben so zu sagen Beschlag gelegt. Aber die Bonzen machen von diesem Bisjamon großes Aufheben; sie bilden ihn ab, wie er auf der Fläche seiner linken Hand das zierliche Modell einer Pagode trägt. Sie wollen damit den vornehmen Leuten, welche zwei Schwerter tragen, einen verständlichen Wink geben und ihnen sagen: bauet Tempel, spendet den Klöstern reichliche Gaben und schützt auch den Altar!

Als die bemerkenswertheste unter den sieben populären Schutzgottheiten erscheint eine weibliche Gottheit, deren Symbole zugleich auf die Erde und auf die Gestirne Bezug haben. Diese Ben Zaï ten njo, oder einfach Benten, ist die Personification der Frau, der Familie und der Eintracht, aber auch des Meeres, welchem die Japaner so Vieles verdanken. Sie trägt ein geweihetes Meßgewand und über demselben einen blauen Mantel; in dem hochaufgekämmten Haare hat sie ein Diadem, in welchem ein Bild des Fo erglänzt, der in jenem fernen Osten als eine Art von Phönix erscheint. Humbert sah in einem der Benten geweiheten Tempel in Yokohama ihr Bild, das auf dem Haupte eine Königskrone trug und mit einem Glorienscheine von den Farben des Regenbogens umgeben war; in der rechten Hand hielt sie einen Schlüssel, in der linken eine Perle. In manchen buddhistischen Tempeln wird sie mit acht Armen dargestellt, deren jeder ein besonderes Attribut hat. Ueber ihrem Kopfe erglänzen drei Flammen; in jeder derselben befinden sich drei Perlen, die das Sinnbild der mystischen Trias sind. Unter dieser Gestalt ist Benten der schützende Genius der nährenden Erde; sie vertheilt Abends und Morgens den erquickenden Thau; sie ist die Königin alles Guten, wodurch das Leben erfreut wird.

Benten hat die Laute erfunden. An schönen Sommerabenden hört man von den Basaltfelsen herab, an welchen das Meer rauscht, einen himmlischen Gesang mit Musikbegleitung; er rührt von Benten her, welche den Abendstern wie einen Pharus für die Fischer leuchten läßt. Für die Frauen aus dem Volke ist sie das Urbild der Mutterliebe. Sie hat funfzehn Söhne, die allesammt, bis auf einen, wohlerzogen, rechtschaffen und in guten Verhältnissen sind. Der eine ist Staatsbeamter geworden, und man erkennt ihn als solchen an seiner Schärpe; der zweite ein Schreiber, er hat ein Schreibzeug und ein Papierkästchen; der dritte ist Metallgießer; der vierte Geldwechsler, dieser trägt eine Goldwage; der Landmann steht neben einer Reisgarbe; der Kaufmann hält ein Maß; der Bäcker einen Napf, um Reis abzumessen; der Schneider ein Packet Kleider; der Seidenzüchter einen mit Maulbeerblättern gefüllten Korb; der Brauer einen Schöpflöffel und ein Fäßchen Saki; der Theologe hat sich mit den drei Juwelen der buddhistischen Trias geschmückt; der Arzt trägt städtische Kleidung; der Züchter von Hausvieh hat Büffel und Pferd neben sich stehen; der Spediteur wird durch einen bespannten Wagen und ein beladenes Boot angedeutet. Der funfzehnte dagegen hat gar kein Attribut; wir wissen nicht, weshalb allein ihm ein solches fehlt.

So verhält es sich mit dieser japanischen Familienmythologie, welche gewiß in hohem Grade respectabel erscheint. Diese Philosophie, wenn man so sagen darf, hat eine ethische Unterlage, sie kommt aus einem guten Gemüthe, und es liegt viel Geist und Humor in ihr. Jedenfalls trägt sie wesentlich dazu bei, das Volk vor den nachtheiligen Einflüssen zu schützen, welche das buddhistische Bonzenthum auf dasselbe ausüben würde. Sie ist auch eine Hauptquelle der Jovialität, des frischen Wesens und eines gewissen kindlichen Charakters, den wir bei den arbeitenden Classen in Japan finden. Jenen Cultus der Götter des Glücks wird man kaum als Idolatrie bezeichnen dürfen, man müßte sonst ein Gleiches sagen von der Verehrung, welche christliche Secten den Heiligen zollen. Der Japaner weiß, daß jene sieben Götter nur Geschöpfe seiner Einbildung sind, und er findet weder Bedenken, noch nimmt er Anstoß daran, sich über dieselben lustig zu machen. Er karrikirt sie in Bildern. So spielt z. B. der Gott des langen Lebens eine Partie Triktrak mit seiner edeln Freundin Benten, und vier andere Götter, welche neben den beiden kauern, stellen dabei Wetten an; Yebis hält bereits einen Fisch in der Hand, um den Gewinner damit zu belohnen.

Den sieben Göttern begegnen auch manche Abenteuer, dergleichen den wandernden Comödianten aufzustoßen pflegen. Der Gott des Ruhmes, dieser hochfahrende Krieger, muß dann und wann einen von Yebis gefangenen Fisch an seiner Lanze tragen; Benten sitzt in irgend einer Herberge und nähet Kleider für die Gauklertruppen zurecht. Während diese ihre Künste zum Besten geben, spielt sie auf der Laute, und Daïkoku schlägt mit Stäbchen den Takt auf seinem großen Bergwerkshammer, während seine Ratten allerlei lustige Sprünge machen. Sie sind phantastisch angeputzt und klettern an Schiu Ro's Sack hinauf. Dieser Gott wird durch seine Schildkröte im Gleichgewicht erhalten und giebt dem Publicum einen erläuternden Text. Auf einem andern Bilde läßt der Gott der Zufriedenheit seine Glieder von dem gutwilligen Yebis kneten, und der Gott des Talentes setzt sich Moxen auf seine Wade.

Auch manche Halbgötter, volksbeliebte Heroen der alten Mythologie, werden in Bildern karrikirt. Sotkoïnei, Urbild und Schutzpatron der alten Ritterschaft, ist bis auf den Quersack herabgekommen und schlägt auf dem Jahrmarkte ein Marionettentheater auf; die Figuren sind sämmtlich kleine Teufel. Raïden, der Gott des Donners, ist beim Schleudern seines eigenen Blitzes zur Erde gefallen, hat böse Beschädigungen erhalten und kann nur mit Mühe wieder aufstehen.

„Das japanische Volk," sagt Humbert, „macht sich also hübsch lustig über die Gottheiten, welche es sich nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat; es läßt die officiellen Culte der Kamis und der Buddhas bei Seite, denn diese haben nichts, wodurch es sich menschlich angesprochen fühlte. Das Volk im Inselreiche des Sonnenaufgangs hat mit seinen früheren Idolatrien gebrochen und giebt sich in Betreff der Priester, welche ihm Gegenstand für Spott und Ironie sind, keinen Täuschungen hin. Faßt man lediglich die Außenseite ins Auge, so glaubt man viel Kinderei zu sehen, wenn man jedoch tiefer blickt, so findet man es genial, namentlich auch in seinen Belustigungen und in den religiösen Karrikaturen. Diese sind im Wesentlichen ein Protest gegen die früheren Culte und können als eine dem Einen unbekannten Gotte dargebrachte Huldigung betrachtet werden."

Gold in den Alluviallagern der Lappmarken.

F. Bei der diesjährigen Feier des Stiftungstages der schwedischen Akademie der Wissenschaften am 31. März theilte der Professor A. E. Nordenskjöld — bekannt als Theilnehmer an den schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen 1859 und 1862, sowie als Chef der beiden neuesten 1864 und 1868 — in seiner Uebersicht über die Fortschritte der Geologie in dem letztverflossenen Jahre in der Kürze das Vorkommen des Goldes in den Lappmarken mit, welches in diesem Jahre, wenigstens in Finland, wahrscheinlich mehrere Speculanten und Abenteurer in die unbewohnten und unwirthbaren Polarregionen locken und ein Goldfieber erzeugen wird. Der erwähnte Professor aber hat bereits im vorigen Jahre über denselben Gegenstand einen ausführlichern Aufsatz veröffentlicht, und es dürfte nicht unzweckmäßig sein, diesen hier wiederzugeben.

Das Gold, das am höchsten geschätzte und nicht allein durch die Laune des menschlichen Geschmackes, sondern auch durch seine chemischen und physikalischen Eigenschaften edelste unter den sämmtlichen Metallen, kommt beinahe immer gediegen in der Natur vor *). In dieser Form ist es sowohl in geographischer als auch geologischer Hinsicht sehr verbreitet. Es wird fast in allen Ländern der Erde und in Bergarten, die fast allen geologischen Perioden angehören, gewöhnlich aber in so geringer Menge angetroffen, daß von einem Suchen nach demselben die Rede gar nicht sein kann. Quantitäten, welche der Bearbeitung werth sind, trifft man beinahe nur in den Quarzgängen, welche ehemalige Risse und Klüfte in uralten, von dem Wasser abgesetzten Sandstein- und Thonbänken ausfüllen, späterhin oft im Laufe der Zeiten gehärtet und verwandelt worden sind zu krystallinischen Bergarten, von gleicher Art mit denjenigen, welche den größern Theil der skandinavischen Halbinsel erfüllen. Das Gold in diesen Gängen ist gewöhnlich begleitet von Schwefelkies, in welchen dasselbe meistens so fein eingesprengt ist, daß es mit bloßen Augen gar nicht zu entdecken ist, und gewöhnlich ist es am häufigsten in dem obern Theile des Ganges abgesetzt, so daß in den meisten Goldgruben die Ausbeute in der Tiefe schnell abnimmt. In Folge dessen sind Goldgruben in fester Kluft so wenig ausdauernd, daß die Bearbeitung sich selten auf eine längere Zeit lohnt — ein Umstand, der seinen Ausdruck in dem Bergmannssprüchworte erhalten hat: „An Eisen wird man reich, an Kupfer gewinnt man sein Auskommen, an Gold ruinirt man sich."

Auch kommt nur ein geringer Theil des Goldes, das alljährlich gewonnen wird, aus den eigentlichen Goldgruben. Eine bei weitem größere Menge wird gewonnen durch Waschen der Sandlager, die durch Zertrümmerung goldführender Bergarten entstanden sind. Die Natur hat hier durch Verwitterungsprocesse und Wasserströme einen bedeutenden Theil der in chemischer Hinsicht leichter zertheilbaren und mechanisch leichtern Bergart gelöst und hinweggeführt, und auf solche Art in großem Maßstabe einen Concentrationsproceß angefangen, welcher, fortgesetzt von dem Goldwäscher, die Mühe desselben weit reichlicher lohnt, als die eben nicht sehr einladende Grubenarbeit.

Auch Skandinavien, sowohl Norwegen als Schweden, hat seine Goldgruben gehabt, Schweden bei Ädelfors, Norwegen bei Eidsvold, woselbst der alte Anker eine Reihe von Jahren nach Golderzen sprengte, gleichwohl mit so geringem Erfolge, daß Mancher das Vorkommen des Goldes in der Anker'schen Grube überhaupt bezweifelt hat — ein Zweifel, der gleichwohl durch die Goldstufen von Eidsvold, die in verschiedenen älteren Mineralsammlungen verwahrt werden, widerlegt wird. In der Gegend von Ädelfors (Jönköpings Län) soll das Vorkommen des Goldes bereits unter Johann dem Dritten († 1572) bekannt gewesen sein; die eigentliche Goldgrube aber wurde erst 1738 von Anton Schwab entdeckt. Drei Jahre später fand die erste Schmelzung statt, von deren Ausbeute 64 Ducaten geprägt wurden. Der Fund erregte große Aufmerksamkeit, und der Zeitsitte gemäß suchte der Staat das neue Goldwerk auf alle Weise zu unterstützen. Bedeutende Ländereien wurden zum Betriebe desselben angeschlagen unter der Bedingung, daß alljährlich von demselben eine gewisse Anzahl von Ducaten an den Staat abgeliefert werden sollte. Zuerst bearbeitete man die Grube mit großem Eifer; dieser aber nahm doch, da die Ausbeute auf jeden Fall gering war *), mehr und mehr ab, und bald wurde die Grubenarbeit eine Nebensache, die Urbarmachung der zum Betriebe der Grube angeschlagenen Ländereien aber eine Hauptsache, ja endlich, zu Anfang dieses Jahrhunderts, gab man die Arbeit in der Grube ganz auf, nachdem dieselbe eine Zeitlang nur zum Schein betrieben worden war. Man behauptet sogar, daß ein Theil des Goldes, das in den letzten Jahren von der Grubeninteressentschaft an die Münze abgeliefert wurde, vom Auslande einverschrieben war. Die Ursache zu diesem ungünstigen Resultate dürfte zum Theil in der Unvollkommenheit der Arbeitsmethoden jener Zeit liegen; jetzt schickt man sich an, die alte Goldgrube von Neuem zu bearbeiten; es hat sich nämlich eine Interessentschaft mit einem Capitale von 150,000 Rthlr. gebildet; diese hat das Grubenfeld für 25,000 Rthlr. an sich gebracht, will nun zuvörderst das Wasser aus der Grube pumpen lassen, und darauf Versuche anstellen, das Gold nach einer neuen Methode auszuscheiden. Die Resultate dieser Versuche werden dann bestimmen, ob die Grube ferner bearbeitet werden wird.

Außerdem sind unbedeutende Stufen von gediegenem Golde gefunden worden in Norwegen in Valders, in Schweden bei Riddarhyttan, Svappavaara und an anderen Orten; eine wirklich lohnende und ergiebige Goldgrube aber ist bisher weder in Schweden und Norwegen noch in Finland entdeckt worden. Als daher auf Veranlassung eines im Jahre 1837 gemachten neuen Fundes von einigen goldführenden Dolomitblöcken an der Mündung der Kemi-Elf der Chef des Bergetats Finlands erklärte, die geologischen Bildungen in dem finischen Antheile von Lappland glichen denen in den Golddistricten des Ural in so hohem Grade, daß man mit der Aussicht auf einen guten Erfolg in Lappland nach ergiebigen Goldsandlagern müßte suchen können, weckte sein Vorschlag zu geologischen Untersuchungen in dieser Hinsicht nur wenige Sympathien. Nichtsdestoweniger gelang es ihm, durchzusetzen, daß ein Beamter im Bergetat, der späterhin durch seine Reisen nach Sitka und nach mehreren von den Inseln des Stillen Oceans bekannte J. Holmberg, nach dem

*) Der einzige einfache Stoff, mit welchem das Gold bisweilen vereinigt vorkommt, ist das äußerst seltene und daher höher als Gold bezahlte elektro-negative Metall Tellur; diese Vereinigung ist besonders in den schon seit der Römerzeit bearbeiteten siebenbürgischen Goldgruben gefunden worden.

*) Von 1741 bis 1773 wurden von Ädelsforser Gold 12,000 Ducaten geprägt. Auch jetzt erhält man in Schweden Gold als Nebenproduct aus den Kupfergruben bei Falun und Kafveltorp (1868 im Ganzen $20_{,4778}$ schwed. Pfund).

Ural gesendet wurde, um die dort gebräuchlichen Methoden der Goldwäscherei vollständig kennen zu lernen, und dann nach der Rückkehr, unterstützt von der auf solche Weise gewonnenen Erfahrung, die Flußbetten in Lappland rücksichtlich ihres Goldgehaltes zu untersuchen. Die Untersuchungen, welche gleichwohl nicht über die Grenzen der eigentlichen Lappmarken hinaus erweitert werden konnten, wurden im Laufe von zwei Sommern angestellt, und führten zu dem Resultate, daß die sämmtlichen Flußbetten in dieser Gegend Gold führten, aber in einem allzu geringen Grade, als daß die Bearbeitung sich würde lohnen können. Zwar empfahlen die Fachmänner die Fortsetzung der Untersuchungen, aber das Publicum war allzu mißtrauisch und ungeneigt, den Wahrscheinlichkeitsberechnungen der Gelehrten den geringsten praktischen Werth beizumessen, und so verfiel die Sache und gerieth bald ganz in Vergessenheit, bis sie von Neuem in Norwegen vorgenommen wurde.

Hier hatte nämlich der vortreffliche und vor allen Dingen praktische Geolog Thellef Dahll den Auftrag erhalten, in dem nördlichsten Theile des Landes, Finmarken *), geologische Untersuchungen anzustellen, und dabei führte er unter Anderm auch Waschversuche mit dem Sande mehrerer in das Eismeer ausmündenden Flüsse aus. Der Sand dieser Flüsse wurde hierbei so reichhaltig befunden, daß man vermuthete, es könnte hier Goldwäscherei in größerm Maßstabe vorgenommen werden — eine Vermuthung, die sich gleichwohl bis jetzt noch nicht bestätigt hat. Zugleich erklärte Dahll, die fraglichen Sandlager hätten augenscheinlich eine bedeutende Ausbreitung gegen Süden, und sie erstreckten sich weit über die Grenze Finmarkens nach Finland hinein.

Diese Entdeckungen veranlaßten die finische Regierung, wieder eine Expedition unter der Leitung des Bergingenieurs Lihr abzusenden mit dem Auftrage, an der finischen Seite die Dahll'schen Untersuchungen fortzusetzen. Die Expedition kehrte zurück, ohne ein sonderlich günstiges Resultat gewonnen zu haben. Zwar hatte man an mehreren Orten Gold gefunden, aber nirgends in hinlänglicher Menge, um die Bearbeitung vergelten zu können. Also verfiel die Frage zum zweiten Mal, und wurde erst in dem letzten Sommer von Neuem der Gegenstand von privaten Speculationen.

Auch das entlegene Finland hat nämlich sein Contingent an die Schaar derjenigen abgegeben, welche auf den Goldfeldern Californiens, Australiens und Neuseelands das Glück suchen wollten. Die Mehrzahl der in ihr Vaterland Zurückkehrenden kehrte gleichwohl ohne eigentliche Schätze an Goldmünzen, „Nuggets" oder Goldstaub zurück, fast immer aber mit einer neu erworbenen, den Bewohnern ihrer Heimath unbekannten Speculationslust, welche unter Anderen drei derselben antrieb, in den Morästen Lapplands das Abenteuerleben fortzusetzen, das sie an den Ufern des Sacramento geführt hatten, und die Zeitungen von der Ostseite des Bottnischen Meerbusens wissen zu berichten, daß sie hier unerwartet von dem Glücke begünstigt wurden. Obgleich sie nach einem vierwöchentlichen Umherstreifen in den am weitesten von Menschenwohnungen belegenen Wüsteneien am Ivalajoki im Süden des großen Sees Enara aus Mangel an Proviant vor der Zeit zum Umkehren gezwungen wurden, so sollen sie doch zusammen ungefähr 6000 finische Mark oder französische Francs eingeerntet haben.

Die eigentliche Ursache, daß die Goldwäsche an der schwedischen Seite sich nicht lohnt, soll darin liegen, daß das Gold hier in so staubfeiner Form vorkommt, daß es nicht ohne Hülfe des Quecksilbers aus dem Sande herausgezogen werden kann. In dem nördlichen Theile der finischen Lappmarken dagegen scheint das Gold in bedeutend größeren Körnern vorzukommen. Der eine von den Goldsuchern zeigte neulich in Helsingfors 20 ovale, 1 Millimeter dicke Goldpailletten mit einem Durchmesser von $^1/_2$ Zoll vor; eines der gefundenen Stücke bildete sogar einen Klumpen mit dem Durchmesser von 1 schwedischen Werkzoll *). Wenn die finische Regierung so klug wäre, die Goldwäscherei freizugeben, so würde wahrscheinlich schon in diesem Sommer ein großer Gold-„Run" nach den Gegenden im Süden des Enara stattfinden, und der Fund des letzten Sommers giebt Anlaß, eine reichliche Ernte zu vermuthen. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber wird der daraus herfließende nationalökonomische Gewinn, selbst unter der Voraussetzung, daß wirklich ergiebige Golddistricte entdeckt werden, bei weitem geringer ausfallen, als Mancher vielleicht glauben dürfte. Wie es auch sein mag, so wird immer das Gold theuer und der durchschnittliche Gewinn für jeden Arbeitstag selten groß, wenn auch das eine oder das andere Glückskind Gelegenheit hat, plötzlich reich zu werden.

Die schwedischen Leser dürften vielleicht fragen, ob nicht auch in den jetzigen Grenzen Schwedens goldführende Sandlager anzutreffen sind. Hierauf läßt sich in diesem Augenblicke noch keine bestimmte Antwort abgeben, sondern nur eine auf Erfahrung aus anderen Gegenden gestützte mehr oder weniger zuverlässige Wahrscheinlichkeitsberechnung anstellen.

Goldführende Sandlager setzen voraus: 1) daß es ehemals in der Nähe goldführende Quarzgänge gegeben hat; 2) daß eine Denudation (d. h. eine Zertrümmerung der festen Kluft) stattgefunden hat, *welche sich gleichwohl nicht tiefer hinabgestreckt haben darf, als bis an die Goldfündigkeit der ursprünglichen Quarzgänge.* Dieser zuletzt erwähnte Umstand spricht gegen das Vorkommen solcher der Bearbeitung werthen goldführenden Lager in dem ganzen eigentlich bewohnten Schweden **). Dieses ganze Land nämlich ist in einer, geologisch geredet, neulich erst zu Ende gegangenen Zeitperiode bedeckt gewesen mit einer hohen Eisdecke, welche überall bis zu einer bedeutenden Tiefe den festen Felsen zertrümmert hat, und daher sind die goldführenden Quarzgänge, die vielleicht an der Oberfläche der Berge vorhanden gewesen sind, noch mehr verdünnt worden, anstatt einen Concentrirungsproceß zu erleiden. Nur an den höheren Theilen des Gebirgsrückens und in Lappland, wo die Gletscher, wenn man nach geographischen Umständen urtheilen darf, niemals eine so große Entwickelung gehabt haben, wie in den südlicheren Gegenden Schwedens, dürfte das Entgegengesetzte stattgefunden haben, und so weit man in diesem Augenblicke zu urtheilen berechtigt ist, kann mit der Aussicht auf Erfolg Goldsucherei nur in diesen Gegenden angestellt werden. Wir wollen unter denselben ganz besonders hervorheben die an Quarzgängen reichen im Nordwesten des Storsjö belegenen Theile von Jeatland und die dem Gebirgsrücken zunächst belegenen Theile der Lappmarken von Åsele, Ume, Pite und Torne.

*) Da in Norwegen die Lappen „Finner" genannt werden, sind die Namen „Lappmarken" und „Finmarken" ganz gleichbedeutend.

*) Wovon 12 auf 1 Fuß gehen.

**) Spuren von Gold werden überall im Sande nach krystallinischen Schieferarten angetroffen.

Hayward und Shaw in Ostturkestan.

Von **Hermann Vambery.**

Ostturkestan oder jener Theil Mittelasiens, den man früher chinesische Tatarei nannte, scheint, wenn nicht gleich ein Tummelplatz für Reisende zu werden, so doch allmälig den geheimnißvollen Schleier abzuwerfen, mit dem es vor unseren Augen bedeckt war. An die Stelle der vagen Muthmaßungen, welche Ritter und Humboldt über diesen Theil der Erde veröffentlichten, treten allmälig sichere Nachrichten und Erfahrungen, die unseres vollen Interesses würdig sind.

Von gigantischen Bergketten auf drei Seiten umschlossen, während die vierte von der unabsehbaren Gobiwüste umgrenzt wird, ist es eben dieser Theil Asiens, wo der Reisende von den imposantesten und großartigsten Naturerscheinungen überrascht wird. Im Norden erscheinen die schneebedeckten Gipfel des Thien-Schan-Gebirges (Thien Schan heißt in der chinesischen Sprache: Himmlischer Berg; eine Benennung, die der Erhabenheit des Gebirges ganz würdig ist); im Westen die wildromantischen Abhänge des Pamir Hochplateaus, während im Süden aus der Kuen-Lün- und Karakurum-Gebirgskette solch schneebedeckte Anhöhen emporragen, deren niederste 18,000, die höchste 28,000 Fuß hoch sich über den Meeresspiegel erhebt. Mächtige Bäche strömen aus diesen ewigen Gletschern in die Thäler hinab, wo sie zu großen Strömen von kurzem Laufe werden, da sie sich bald östlich in den Sandebenen verlieren. Solche sind: der Karakasch, der Jarkendstrom, der Tisnap, der Aksu und andere, die im Wege der Canalisirung das Land reichlich befruchten, und der emsige Landmann kann mit nur weniger Mühe dem Boden die mannichfaltigsten Schätze entlocken.

In diesem Ostturkestan gedeihen Weizen, Gerste, Reis und Holcus Sorghum in großer Fülle; es hat vorzügliches Obst und Trauben, schöne Schafe, von denen eine Gattung, die vierhörnige, eine erst in neuerer Zeit entdeckte Race, zum Lasttragen verwendet wird; es hat stattliche Pferde, kräftige Kameele und den kräftigen Yak, diesen Grunzochsen, welcher auch zum Reiten benutzt wird. Sein Menschenschlag ist wohl nur von mittlerer Statur, aber äußerst kräftig und knochig, und wenngleich der Sommer hier sehr heiß und der Winter sehr kalt ist, so wird in Folge der ätherischen und klaren Luft das Klima daselbst als ein sehr angenehmes bezeichnet.

Dieses Land nun, das von 1759 bis 1863 unter chinesischer Botmäßigkeit stand und für die Europäer immer eine Camera obscura war, da Marco Polo desselben nur flüchtig erwähnt, Moorcroft und Csoma de Körösch sich nur bis an die Grenzen desselben heranwagten, der treffliche Adolf Schlagintweit seine Kühnheit, Kaschgar zu besuchen, mit seinem Leben büßen mußte, — dieses Land, sage ich, ist in der neuesten Zeit von zwei Engländern zu gleicher Zeit besucht worden. Es sind dies Herr G. W. Hayward, Offizier in indischen Diensten, den die englische geographische Gesellschaft behufs wissenschaftlicher Forschungen dahinschickte, und Herr R. B. Shaw, ein Theehändler, der in Geschäftsangelegenheiten sich dahin begab. Von beiden Herren ist ein kurzer Bericht ihrer Erlebnisse in der Versammlung der geographischen Gesellschaft zu London vorgelesen worden, und da ihre Abenteuer daselbst sich so ziemlich ähnlich waren, so wollen wir das Interessanteste nur auszugsweise mittheilen.

Herr Hayward ist im Herbste 1868 von Kaschmir aus zu seiner Reise über die großen Karakurum- und Kuen-Lün-Gebirgsketten aufgebrochen. Wie er uns sagt, ist von Lih (Leh in Ladakh) aus das in Ostturkestan südwestlich gelegene Jarkend auf drei verschiedenen Wegen zu erreichen. Einmal auf der Winterstraße. Dieser Weg zieht durch den Digur-La-Paß hindurch und geht vom Flußthale des Schajog aufwärts; der zweite Weg, genannt die Sommerstraße, zieht durch den Kardungpaß, 17,574 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, über den Schajogfluß vom Nubrathale aufwärts, von da aus durchschneidet er den Karavalpaß, übersteigt die schwer passirbare Schlucht von Sasser, 17,972 Fuß hoch über dem Meere, und schließt sich der erstern Straße bei Murgu an. Der dritte Weg, welcher über Tschang-Tscheumo und über den Tschang-Langpaß, 18,839 Fuß über dem Meeresspiegel, dahinzieht, führt über eine Reihe von Hochebenen zum Thale des Karakaschflusses, und schließt sich am Ende des letztern an die Sommerstraße an. Die Entfernung von Lih nach Jarkend beträgt auf dem ersten Wege 530 englische Meilen, auf dem zweiten 480 und auf dem dritten 507, während Tschadullah, die südliche Grenzstadt Ostturkestans in dieser Gegend, von der äußersten Grenze Kaschmirs 316 Meilen und von Jarkend 191 Meilen entfernt ist.

Das Problem, welches der geographische Reisende Hayward zu lösen hatte, bestand nun in der Auffindung eines den anglo-indischen Handel nach Ostturkestan befördernden kurzen und leicht praktikabeln Weges. Auf der Tschang-Tschenmo-Straße am 29. September aufbrechend, gelangte er in Begleitung von vier Bhutias, d. h. Bauern aus Ladakh, mit einigen Yaks, die mit Futter für die Reitpferde beladen waren, in sechs Tagen an dem Fuße des Tschang-Tschenmo-Passes an. Dieser Paß, berühmt dadurch, daß er über die Hauptkette der Karakurumgebirge zieht, bildet zugleich das Quellengebiet des Indus und der turkestanischen Flüsse, wohl auch die natürliche Grenze des Gebietes des Maharadscha von Kaschmir im Norden.

Bei der vorgerückten Jahreszeit hatte der Reisende in diesen unwirthbaren Regionen von der Kälte sehr viel zu leiden. Gleich im Anfang um 7 Uhr Morgens 11 Grad unter 0 verspürend, war es rein unmöglich, Flüssigkeiten flüssig zu erhalten; Alles gefror und berstete vor Kälte; dabei blies noch ein eiskalter Wind unaufhörlich über die weiten Ebenen, und da Holz oder sonstige brennbare Stoffe nicht zu finden sind, so kann man sich von den Beschwerden, mit denen eine derartige Reise verbunden ist, wohl leicht einen Begriff machen.

Da Hayward nicht so glücklich war, einen Weg zu finden, welcher ihn von der Mündung des Kungranthales zu dem vermeinten Quellengebiete des Jarkend führen sollte, so beschloß er, von Thaldat aus durch die Berge zu dringen, was bei der hohen Kälte und bei dem Mangel an Gras für die Thiere ein sehr gewagtes Unternehmen war. Einen von Thaldat westlich gelegenen Bergrücken besteigend, gewann er eine Aussicht auf die Umgegend. Im Norden gewahrte er die niederen Ketten des Kuen-Lün-Gebirges mit ihren hohen Gipfeln, welche in den Strahlen der Morgensonne funkelnd erglänzten, östlich breitete sich die unabsehbare Ebene der Gobiwüste vor seinen Blicken aus, während gegen Südosten eine hohe Gebirgskette mit Spitzen von 20,000

Fuß hoch über dem Meeresspiegel den Horizont begrenzte. Im Westen schien es, als wenn eine Reise von 20 bis 25 englischen Meilen zu den vermeinten Quellen des Jarkendstromes führen würde, im Falle daß ein leichter Weg durch den Paß gefunden werden konnte. Herr Hayward entdeckte bald einen solchen, der 17,859 Fuß hoch über dem Meere gelegen war. Diesen Weg nennt er den Jengi- (Neu-) Paß, eine Entdeckung, die er sich mit Recht zueignet. So ist auch jene Entdeckung neu, daß anstatt der vermeinten Quellen des Jarkendflusses dort vielmehr die Quellen des Karakaschflusses sich befinden. Dem Laufe dieses Flusses folgend, erreichte Hayward das schon erwähnte Tschadullah am 20. November, folglich nach einer mehr als sechswöchentlichen Reise seit seinem Aufbruche von Lih.

Hier traf er auf einen Grenzposten, bestehend aus einem Pendscha-Baschi (Lieutenant) und einigen Dutzend Soldaten des Herrschers von Jarkend, die ihn höflich empfingen, doch ihm das Weiterziehen so lange verboten, bis die Erlaubniß, das Land zu besuchen, von dem damals in Kaschgar anwesenden Herrscher eintreffen werde. Ursache zum Verdachte gab das Gerücht, welches ein Mogul in Jarkend verbreitete, und welches darauf hinausging, daß 50 Engländer auf dem Wege nach Ostturkestan seien, die er mit seinen eigenen Augen gesehen haben wollte. Natürlich wurden diese Nachrichten von später anlangenden Kaschmirer Kaufleuten widerlegt; doch um Hayward's Weiterreise war es für den Augenblick geschehen. Da sich unter den Vorposten kein Schriftkundiger vorfand, so sah sich Hayward genöthigt, dem stocktatarischen Regenten einen englischen Brief zu schreiben, und da wieder andererseits in Kaschgar keine lebende Seele existirte, die des Englischen kundig gewesen wäre, so mußte der Brief in Begleitung des Dolmetschers hin und zurück expedirt werden. Die Zeit, bis zu welcher die Erlaubniß eintreffen sollte, in solch rauher Gegend und roher Gesellschaft ganz müßig abzuwarten, war nicht sehr angenehm. Wohl sah Herr Hayward, daß nicht weit von ihm ein anderer Engländer — es war dies Herr Shaw — in der Mitte einer mit Thee beladenen Karawane campirte. Diese beiden Herren hätten gern mit einander verkehrt; doch die Tataren verhinderten ein Sacrilegium der britischen Etikette; die Herren konnten sich nur mit Fernrohren begucken, und Herr Hayward hatte ganz Recht, wenn er, um der Langweile zu entgehen, auch seiner tatarischen Wache entlief und mit einem westlichen Abstecher in die Gebirge geographische Entdeckungen von Bedeutung erzielte.

In Ermangelung einer detaillirten Karte seiner Route können wir ihm nicht Punkt für Punkt folgen; es sei daher nur in aller Kürze erwähnt, daß er am 26. November in Begleitung von drei Dienern aufbrach, über die bedeutendsten Höhen des Kuen-Lün-Gebirges mit riesigen Anstrengungen hinziehend, ja auf einem westlichen Ausläufer eine einzelne Anhöhe von 19,000 Fuß erkletterte, und nach vielem Hin- und Herirren die Quelle des Jarkendflusses zwischen 35°37′34″ nördl. Br. und 77°55′ östl. L. auffand. Was dieser Abstecher außerdem noch ergab, das war die Bestätigung der Ansicht Alexander Humboldt's, nach welcher die Kuen-Lün-Gebirge als eine einzelne Kette, von den Himalaya- und Karakurumketten getrennt, dargestellt werden, und daß die westliche Verlängerung dieser Gebirgsketten von dem Bolur- (Krystall-) Berg durchschnitten sei.

Als Herr Hayward von diesem 20 Tage lang dauernden Ausfluge, bei welchem er 300 englische Meilen in Gebirgsgegenden zurücklegte, zurückkehrte, waren die Wache haltenden Tataren nicht wenig erfreut; denn sie meinten, er sei ihnen durchgegangen, und hatten auch schon Leute mit dem Auftrage ausgeschickt, ihn zu suchen. Man brach daher in der Eile nach Jarkend auf, und der Weg ging am linken Ufer des Karakaschflusses, der hier in einer nördlichen Richtung fließt, nachdem er die Hauptkette des Kuen-Lün durchbrochen. Nachdem das Gebiet des Karakaschthales verlassen wird, gelangt man in den Sandschupaß, dessen oberer Theil sehr steil ist, felsigen Boden hat und dessen höchster Punkt 16,612 Fuß hoch über dem Meeresspiegel gelegen ist. Von diesem letzten Passe nach Ostturkestan aus gewahrt man im Norden die vom Thien-Schan begrenzten Ebenen, während im Süden die Gipfel des Kuen-Lün über einander gethürmt erscheinen. Das Niedersteigen von dem Passe ist sehr jäh und macht dem Lastthiere viel zu schaffen.

Unser Reisender gelangte am 21. September nach Sandschu, das nicht so sehr ein Dorf, als ein District von 3000 Häusern ist, die an den Ufern des Sandschustromes liegen. Herr Hayward sah hier den ersten centralasiatischen Markt, und war durch die bunten Trachten, das rege Leben und durch das gemächliche Aussehen der Eingeborenen sehr überrascht. Am 25. langte er in Kargalik, und am 27. in Jarkend an, richtiger Jerkend (Erdedorf), nachdem auf der Strecke von Kargalik hierher, ungefähr 36 Meilen weit, die Dörfer Chodscha Arik (der Canal des Chodscha), Alamakand (vortrefflicher Platz), Bogurluk und Mekka, so auch die Stadt Pozgam mit 16,000 Häusern an den Ufern des Pischgencanales, der von dem Jarkendstrome abgeleitet wird, passirt wurden.

Nach vorgenommenen Messungen mit siedendem Wasser ist Kargalik 4570 Fuß, Pozgam 4355 Fuß und Jarkend 3830 Fuß hoch über dem Meeresspiegel gelegen.

Die Stadt Jarkend selbst, welche die Form eines Parallelogramms hat, soll zwei englische Meilen von Nord gen Süden und anderthalb englische Meilen von Ost nach West zu messen, wonach der Umfang der Mauern auf ungefähr sieben englische Meilen sich beläuft. Diese sind 40 bis 45 Fuß hoch, sehr dick, mit Bastionen in den Winkeln versehen, und laufen nach allen vier Weltgegenden hin. Die Stadt soll 40,000 Häuser und 120,000 Einwohner zählen. Es giebt daselbst 160 Moscheen und eben so viele Schulen, zwölf große Kervanserais, in welchen man Kaufleute aus den verschiedensten Theilen Asiens antrifft. So wie Bochara ist auch die Stadt Jarkend durch angelegte Teiche mit Wasser versorgt, welches aus dem Strome in Canälen dahingeleitet wird.

Hayward wurde von dem damals dort anwesenden Gouverneur Jakub Beg's aufs Freundlichste und feierlich empfangen, trotzdem er während seines ganzen Aufenthaltes daselbst Hausarrest hatte. Einen Monat lang mußte er in seinem Zimmer bleiben, und nur seinem Diener war es gestattet, sich frei in den Straßen zu bewegen.

Am 24. endlich brach er nach Kaschgar auf, wo Jakub Kuschbegi, Regent Ostturkestans, eben sich aufhielt, um, wie es hieß, die Armeebewegungen der Russen am Narin besser überwachen zu können. Die Straße nach Kaschgar schlägt hier eine westliche Richtung ein, zieht über die Dörfer Karakum und Bigil hin und geht ungefähr 4 Meilen weit von dem letztgenannten Orte über den Canal Urfi, an dessen linkem Ufer ein Weg nach Sarikól (die Quellen des Oxus) und in die Gebirgsgegenden Wachans und Bedachschans führt. Die ganze Strecke beträgt nach Hayward ungefähr 460 englische Meilen. In Jengi Hisar, welches unser Reisender als den reizendsten Ort Ostturkestans schildert, da die erhabene Kette des Kizil Auts westlich und südwestlich von so malerischem Aeußern ist, verweilte Hayward fünf Tage lang. Er bemerkt, daß die gewöhnliche Annahme, wonach die östlichen Abhänge des Pamirer Hochlandes sich allmälig in die ostturkestanische Ebene hinabsen-

ken, unrichtig sei, da eben die östlichen Ränder in erhabenen Bergspitzen von 20,000 bis 21,000 Fuß über der Meeresfläche enden, deren Ausläufer sich mit einer beinahe zu jähen Kante in die Ebene senken. . Jengi Hisar selber fand Herr Hayward zwischen 38° 52′ 3,4″ nördl. Br. und 76° 18′ östl. L.

In Kaschgar angelangt, erhielt der englische Reisende sein Unterkommen zuerst in einem Kervanserai; am zweiten Tage wurde er von dem jetzigen Herrscher, von dem Atalik Gazi, wie er sich selber nennt, in feierlichster Audienz empfangen. Beim äußersten Ende des Palastes wurde er von Tunganisoldaten mit großen Lanzen empfangen, später waren es Turkisoldaten, wahrscheinlich Chokander, mit scharlachrothen Anzügen, welche das Spalier bildeten. Ein Jasaul mit ägyptischem Panzerhemd war sein Vortreter; der schlaue Herrscher hat es an Gepränge nicht fehlen lassen, um dem englischen Besucher einen desto lebhaftern Eindruck von seiner Macht und Herrlichkeit zu verschaffen. Während Alles um ihn her in Glanz und Luxus gebadet war, erschien der Herrscher selber in dem einfachsten Anzuge. Sein Alter mag — so meint der englische Reisende — ungefähr 45 Jahre betragen. Er hat eine markige, knochige Gestalt, eine breite, tiefdurchfurchte Stirn und scharfe, durchdringende Augen, zusammengewachsene Augenbrauen, einen festgeschlossenen Mund mit ziemlich dicken Lippen. Er verräth auf den ersten Anblick den energischen Mann, der sich in zwei Jahren ein Königreich erwerben konnte, das zweimal so groß ist als England, und obwohl wir in ihm keinen zweiten Dschingis entdecken wollen, wie dies Herr Hayward thut, selbst im Falle, daß ihn die Verhältnisse begünstigen sollten, so ist es ihm nicht abzusprechen, daß er ein Mann von ganz besonderer Art ist. Denn in dem Falle, daß es ihm gelingen sollte, durch die englische Allianz sich gegen seine Gegner im Norden und Osten schützen zu können, dann wird er in diesem Theile Asiens eine Macht von nicht geringer Bedeutung begründen.

Hayward verweilte in Kaschgar ungefähr einen Monat, vom 5. März bis zum 13. April, und fand diesen bedeutendsten Ort Ostturkestans zwischen 39° 19′ 37″ nördl. Br. und 76° 20′ östl. L. und 4165 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen. Zur Zeit der Rückkehr sah Hayward das Land in voller Frühlingspracht. In Jarkend mußte er sich noch einen Monat lang wegen der Ungangbarkeit der Straßen aufhalten. Am 30. Mai brach er auf und ging durch den Tschangtschenmopaß nach Ladak zurück.

* * *

Was die Reise des Herrn R. B. Shaw betrifft, so wird von derselben der Geographie gar nichts, der Ethnographie nur wenig zu Gute kommen. Die geographischen Messungen waren außer dem Bereich der Reisezwecke Shaw's, und um sich über Sitten und Gebräuche des Landes unterrichten zu können, fehlten ihm die nöthigen Sprachkenntnisse. Er erzählt uns, daß wir irrigerweise mit dem Ausdrucke „Tartarei" den Begriff der Rauheit, der Verwüstung und des Elendes verbinden, denn er hat dort die Leute recht anständig wohnend, bekleidet und genährt gefunden; die Felder sind gut bestellt und üppige Saaten lachten dem Reisenden auf jedem Punkt entgegen. Wo es irgend einen Markt gab, begegnete er ganzen Schaaren von Landleuten, die, ihre rothwangigen Ehehälften hinter sich auf dem Sattel, munter dahinzogen; ja er hat sogar Bettler gesehen, die zu Pferde saßen und von da herab um Almosen flehten.

Der gute britische Theehändler scheint in unserer geographischen Literatur über Centralasien nicht besonders bewandert zu sein, sonst hätten ihn diese Wahrnehmungen nicht so sehr überrascht. Von seinen geographischen Beobachtungen sind indeß einige, allgemein gehaltene, vielleicht einer Erwähnung werth. Er nennt Ostturkestan einen gigantischen Meerbusen, dessen Mündung gegen Osten gewandt, und der auf den übrigen drei Seiten von gigantischen Bergketten umgeben sei. Diese nördlichen und südlichen Gebirgsgrenzen bestehen nicht etwa, wie die Alpen und Pyrenäen, aus einer einzigen Gebirgskette, sondern aus mehreren; so muß man z. B., um über die südliche Gebirgsgrenze zu setzen, elf hohe Pässe überschreiten, von welchen nur zwei niedriger sind als der Montblanc.

Der erste Anblick Ostturkestans von den Spitzen des Kuen-Lün-Gebirges erinnert stark an die weiten Ebenen Indiens, welche der Reisende im Rücken hat, nur daß hier jene üppige Vegetation, welche auf den Abhängen der Hügelländer Indiens das Auge ergötzt, gänzlich fehlt. Daß Herr Shaw weiter unten im Gegentheile wieder große Fruchtbarkeit antraf, haben wir schon erwähnt. Auch er wurde in Tschadula angehalten und dort von dem Erscheinen eines zweiten Engländers überrascht; daß er mit demselben nicht verkehren durfte, haben wir schon oben erzählt.

Wie ich aus einem Privatschreiben dieses Herrn ersah, war ihm die Entdeckung dieses Rivalen nicht besonders angenehm. Er war jedoch so glücklich, die Reise nach Jarkend und Kaschgar vor Hayward anzutreten, und demnach der erste Europäer, welcher dem Atalik-Gazi seine Aufwartung machte. Auch eine Auszeichnung!

Gleich seinem Landsmanne genoß auch er das Glück, von dem Herrscher der „Sechs Städte" mit einer allzu zärtlichen Sorgfalt behandelt zu werden; er mußte nämlich, um Gefahren und Unannehmlichkeiten zu entgehen, wochenlang das Zimmer hüten, was dem Kaufmanne desto peinlicher war, da er mit einer großen Theeladung angekommen war und diese in den Bazaren persönlich absetzen wollte. In commercieller Hinsicht erntete er also keine besonderen Erfolge; doch wurde er durch diplomatische Auszeichnungen entschädigt. Jakub Beg verlieh ihm den Titel eines Envoyé extraordinaire et ministre plenipotentiaire de sa Majesté Britannique und empfing als solchen den Theemann in großer Gala. Er hieß ihn willkommen als den ersten Engländer, der sein Land besuchte, und gab ihm zu verstehen, wie sehr er ein freundschaftliches Einverständniß mit den Engländern wünsche. Im Laufe der mehrmaligen Besuche, die Shaw ihm abstattete, äußerte er sich im blumenreichen Stile des Ostens: Die Königin Britanniens ist gleich der Sonne, die Alles erwärmt, wohin ihre Strahlen fallen. Ich befinde mich in der Kälte und wünsche, sie möchte mich bescheinen. Ich bin winzig klein (hierbei zeigte er auf die Spitze seines Fingers). In einigen Jahren hat mir Gott dieses große Land gegeben. Ich bin sehr erfreut, daß Sie gekommen sind, bin bereit, Ihnen in Allem zu dienen, und bitte auch um einen Gegendienst u. s. w.

Im Angesichte des Fanatismus der Ostturkestaner und der Turkestaner im Allgemeinen ist diese freundschaftlich süße Sprache wahrlich zu bewundern. Der Atalik Gazi hat natürlich seine triftigen Gründe hierzu. Herr Shaw wurde mit den besten Versprechungen entlassen, und es war auch nur auf seiner Rückreise nach Jarkend, als er mit Herrn Hayward zusammentraf; da konnten sie ihre Notizen unter einander vergleichen und brachen am 31. Mai zu ihrer Rückreise auf.

Im Anfange des Sommers verflossenen Jahres langte die Nachricht von ihrer glücklichen Rückkehr in Europa an. Seit dieser Zeit können wir als das Resultat dieser Privatunternehmung folgende nicht unbedeutende Facta registriren:

Gleich nach der Rückkehr der Engländer erschien eine Gesandtschaft von Seiten Jakub Kuschbegi's

in Calcutta, die freundlichst aufgenommen wurde und auf Regierungskosten an den Ufern des Hugly sich aufhält. Der Zweck dieser Mission ist wahrscheinlich, eine officielle Bestätigung einzuholen über die von Privaten zugesicherten britischen Sympathien. Und daß die Regierung von Calcutta die Herren Hayward und Shaw keiner Lüge zieh, beweist die in der neuesten Zeit in Europa eingetroffene Nachricht, laut welcher Herr D. Forsyth, ein um den ostturkestanischen Handel verdienstvoller Civilbeamter, vom Vicekönig von Indien mit einer Mission am Hofe zu Kaschgar betraut wurde. Durch diesen Schritt von nicht geringer Wichtigkeit hat England Versäumtes gut gemacht, wenn es gegen eine etwaige Agression Rußlands außer dem in Afghanistan errichteten Bollwerke nun auch jenseits des Karakurumpasses sich zu verschanzen sucht.

England thut dies mit vollem Recht. Was der schlaue Rivale im Norden schon seit Jahrzehnten im Geheimen übt, das übt jetzt England frank und frei vor der ganzen Welt.

Neuester Bericht über die Chatham-Insulaner (Morioris).

F. R. In der Londoner anthropologischen Gesellschaft legte Barnard Davis eine Reihe von Skelettresten, besonders Schädeln der Chatham-Insulaner vor, und Dr. Welch, der längere Zeit auf den noch selten durchforschten Chatham-Inseln verweilt hatte, gab bei dieser Gelegenheit interessante Mittheilungen über deren fast schon als ausgestorben zu betrachtende Bewohner. Als diese Inseln vor 80 Jahren durch Gilbert entdeckt wurden, waren sie von einem harmlosen, trägen, heitern Völkchen bewohnt, das, sehr unähnlich seinen Nachbaren, den Maoris, den Krieg kaum kannte, aber in jeder andern Beziehung weit unter diesen stand, keine eigentlichen Hütten, sondern nur laubgedeckte Schutzdächer, sehr primitive Kähne und wenige Steingeräthe besaß, und im Allgemeinen von dem lebte, was das Meer auswarf. Ackerbau war ihnen völlig unbekannt, und sie genossen von vegetabilischen Speisen nur einige Baumfrüchte und die Wurzel der Pteris esculenta, eines Farrnkrautes. Aus diesem elenden Stillleben wurden sie aber im Jahre 1835 durch eine Expedition der Maoris auf schreckliche Weise aufgestört. Der auf Neuseeland wegen kriegerischer Reibungen mit seinen stärkeren Nachbaren zum Auswandern gedrängte Stamm der Ngati-Mutunga charterte um diese Zeit eine englische Brigg, und ließ sich zu derjenigen unter den Chatham-Inseln bringen, welche ihm einer seiner Krieger, der dieselbe besucht hatte, als Whare-Kauri genannt und, wie es scheint, in verlockenden Farben geschildert hatte. Nach der Ankunft geschahen alle die Schandthaten, welche bei solchen Invasionen von Seiten eines kriegerischen Stammes gegen die schwachen Eingeborenen üblich zu sein pflegen, die aber in diesem Falle noch gesteigert wurden durch den absoluten Mangel an hinreichender Fleischnahrung und so in einer fortgesetzten Menschenfresserei gipfelten. Noch heute liegen allenthalben die behufs der Markgewinnung aufgesplitterten Knochen und die zertrümmerten Schädel der Schlachtopfer neben den Gruben, in denen sie geröstet wurden, und welche sie selbst graben mußten, wie sie von ihren teuflischen Feinden auch zum Herbeischleppen des nöthigen Brennmaterials gezwungen wurden. Es ist in Wahrheit nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Cannibalen die Bewohnerschaft dieser Insel zum größten Theile aufaßen. Von den 1200 Eingeborenen, welche die gesammte Gruppe bei der Entdeckung nach Schätzung der Zeitgenossen zählte, sind heute noch gegen — 40 übrig!

Was nun aus der Betrachtung dieser Ueberlebenden gefolgert werden kann, ist, daß die Morioris — so werden die Chatham-Insulaner von den Maoris genannt — im Aeußern von den Bewohnern Neuseelands nicht erheblich verschieden sind; sie sind im Ganzen etwas kleiner und dunkler gefärbt, tragen aber in dem straffen, schwarzen Haar, der Adlernase, dem an jüdische Physiognomien erinnernden Gesichtsausdruck die Merkmale ihrer Stammverwandtschaft. Wie die meisten oceanischen Stämme haben auch sie eine Ueberlieferung, der zufolge ihre Vorfahren in mehreren Canoes nach den Inseln kamen. Beruht diese Tradition auf Thatsache, so müssen jene sicherlich bessere Fahrzeuge besessen haben, als ihre Nachkommen, da sich ein gebrechlicheres Ding kaum denken läßt, als der aus den Blüthenstengeln von Phormium tenax korbartig, durch Stricke aus Bast und durch Zweige zusammengeflickte Behälter, in dem diese sich auf das Meer wagen. Zur Rede gestellt, warum sie sich nicht einen Kahn aus einem Baumstamme bereiten, antworten sie, daß dies zu mühsam sei, indem schon das Fällen eines Baumes einen Monat Arbeit erfordere! Ihre Nahrungsweise wurde bereits geschildert, indessen möge hier noch die Art und Weise berührt werden, in der sie die in frischem Zustande schädlichen Früchte des Karakabaumes zubereiten; es ist dieselbe ein treffliches Beispiel der Sorgfalt, welche diese nie reif werdenden Kinder auf Alles verwenden, was den Gaumen laben und den Magen füllen kann, während jede andere Anstrengung ihrer Indolenz zu viel ist und vermieden wird, wo es nur irgend thunlich ist. Diese Früchte werden von der sie umgebenden fleischigen Hülle befreit und zwischen Steinen gebraten, noch heiß mit Erde bedeckt und einige Zeit so in den Kohlen stehen gelassen; aus der Schale genommen, werden sie darauf stark gekocht und in einem eigens hierzu gefertigten Gefäß in fließendes Wasser gehängt, wo sie wenigstens drei Wochen verweilen müssen, ehe sie verspeist werden können. Nach so viel Mühe und Arbeit möchte man in ihnen eine Delicatesse, ein Narkoticum oder etwas der Art vermuthen, aber Welch belehrt uns, daß nichts von alledem zutrifft; der Geschmack gleiche dem der Rinden, die zum Gerben benutzt worden sind. Keine Hütte, keinen brauchbaren Kahn — aber wochenlange Mühen um eine Handvoll Lieblingsnahrung, das charakterisirt so recht das liederliche Bonvivantthum der Wildniß, das der großen Mehrzahl dieser oceanischen Stämme seinen Stempel ausdrückt!

Die Sprache der Morioris ist bereits gänzlich verschwunden, und heute herrscht auf den Chatham-Inseln, soweit Eingeborene in Betracht kommen, allgemein das neuseeländische Idiom; aber aus der Thatsache, daß die Ursprache so schnell verdrängt wurde, möchte der Berichterstatter schließen, daß dieselbe von der an ihre Stelle getretenen Sprache nicht allzu sehr verschieden gewesen sei. Die benachbarte Lage Neuseelands und die Uebereinstimmung im Aeußern der beiden Stämme läßt diese Folgerung als wahrscheinlich annehmen, um so mehr als in näherm oder fernerm Grade ja alle braunen Oceanier sprachverwandt sind. In den Sitten waren verschiedene Besonderheiten bemerklich, die, so weit uns be-

kannt ist, bei benachbarten Stämmen der Südsee nicht gefunden werden, so vorzüglich die Art, in der im Begräbniß der Einzelnen die Beschäftigung ausgedrückt ward, die er im Leben mit am meisten Erfolg betrieben hatte. Der Fischer ward mit einer Angelruthe in ein Canoe gesetzt und dem Meere übergeben, der Vogelsteller an einen Baum gelehnt, wo er mit dem Gesichte nach einem Orte schaute, an dem er in seinem Handwerk besonders glückliche Beute gemacht hatte, und in ähnlicher Weise wurden die meisten männlichen Todten bestattet, so daß fast nur Weiber und Kinder eigentlich begraben, d. h. in geknickter Stellung, das Kinn an die Knie gebracht, in Gruben beigesetzt wurden. Von dem Verstorbenen erwartete man, daß er den Hinterbliebenen einen Fisch aus der Tiefe senden werde. Während Welch's Aufenthalt auf den Inseln starb (September 1867) ein Aeltester des Volkes, und sogleich wurden Feuer angezündet und vier Nächte durchgewacht in der Aussicht des großen Fisches, der ans Ufer geworfen werden sollte. Ein eigener Zufall wollte, daß dieses Mal der Glaube belohnt ward, denn in Kürze spielten die Wellen einen gewaltigen Grampus ans Ufer, und der Todte war nun sicher, ein für lange Zeit gesegnetes Andenken hinterlassen zu haben. Im Uebrigen sind jetzt die Trauerfeierlichkeiten dieselben wie bei den Maoris. Rührend sind die Erinnerungen an die „gute alte Zeit“ vor der neuseeländischen Invasion, in der es an nichts gefehlt habe, in der das Volk so zahlreich gewesen sei wie die Flachsstengel, und in der jeglicher Tag einen großen Fisch gebracht habe. Man kann hierbei nicht umhin, an das Glück zu denken, das diese Naturmenschen mit uns Hochcultivirten gemein haben: die dämmernde Erinnerung, welche die vergangenen Uebel verhüllt und nur das Angenehme aus dem Schleier hervortreten läßt; in diesem Punkte hat uns die Cultur glücklicherweise nicht weiter gebracht.

Der moderne Verkehr wird die letzten Chatham-Insulaner rasch aufsaugen; wie sehr die einst so stille Inselgruppe in denselben bereits eingetreten ist, mag die einfache Liste beweisen, die Welch von den gegenwärtig auf ihr vertretenen Nationalitäten mittheilt. Es bestehen die gegenwärtigen Bewohner aus: Morioris, Maoris, Kanaken, Negern, Chinesen, Spaniern, Portugiesen, Dänen, Deutschen, Engländern, Irländern, Schotten, Wälschen, Yankees, Eingeborenen von Südamerika, einem Eingeborenen von Manila, einem Lappländer, einem russischen Finen, einem neuholländischen und mehreren Maori-Bastarden. Welches mag wohl der moralische Durchschnitt dieser in ihrer Buntheit die völkerwürfelnde Tendenz unserer Zeit trefflich bezeichnenden Colonie sein? Wir waren übrigens freudig erstaunt, in dem Welch'schen Berichte die Notiz zu finden, daß er niemals einen der Urbewohner an syphilitischen Krankheiten leidend gefunden habe; es ist das eine bemerkenswerthe Ausnahme von einer allgemeinen, traurigen Regel.

Die Cholera-Quarantäne am Rothen Meere.

Schilderungen aus den Jahren 1865 und 1866 zu Koseir am Rothen Meere*).

Von **Dr. C. B. Klunzinger.**

In den ägyptischen Häfen des Rothen Meeres befanden sich allerdings schon seit längerer Zeit Quarantäneämter und Quarantäneanstalten: jedes ankommende Schiff mußte sich der Untersuchung eines Sanitätsagenten, und bei irgend einem Krankheitsfall der des Sanitätsarztes unterziehen. Von Zeit zu Zeit, bei Erscheinung von Epidemien, wie Pocken, Typhus, Cholera, wurden durchgängige oder nur für die Schiffe, welche Kranke führten, geltende Quarantänen angeordnet. Aber die allgemeine Ordnung war unvollkommen und locker. Denn am arabischen Ufer wollte man nichts von Sanität wissen, nirgends wurden förmliche Sanitätspatente ausgestellt; statt deren brachten die Schiffe als Ausweis einen Papierfetzen mit ungenauen und unrichtigen Angaben der Behörden, ohne alle Bemerkung über die Gesundheitsverhältnisse.

Da kam das Cholerajahr 1865. Von der Quelle Indien eingeschleppt, durch die ungeheure Menschenmasse der diesjährigen „großen“, nur in großen Perioden wiederkehrenden Pilgerschaft, wo der Aufgang zum Arafat (Berg der Erkenntniß) auf den gesegneten Freitag fiel, in Mekka in Gährung gebracht, verbreitete sich die Seuche schnell, trotz Quarantänen und anderer Maßregeln, fast über die ganze Welt. Sie wurde, das weiß Jeder, durch heimkehrende Pilger in Suez eingeschleppt, nach Alexandrien verpflanzt, und wanderte von da aus nach den Mittelmeergestaden und andererseits ins Innere von Aegypten, immer südwärts ziehend bis in den innersten Sudan.

Auffallend ist es, daß sowohl bei dieser als auch bei früheren Epidemien der Hafen Koseir keine Schuld an der Einschleppung trug. Es kamen zwar einige wenige plötzliche Erkrankungs- und Todesfälle in der Stadt und bei den in Quarantäne gehaltenen Pilgern vor, aber die Pilger waren von hier aus lange schon in Oberägypten eingedrungen, ohne alle Folgen, ehe der mörderische Zug der Krankheit Schritt vor Schritt von Norden her in jene Provinz kam. Der Grund scheint in mehreren Momenten zu liegen: Die Schifffahrt auf den einheimischen Segelschiffen des Rothen Meeres ist, wenn nordwärts gegen die herrschenden Winde gesteuert werden muß, langsam; die ersten Pilger kommen immer 1 bis 2 Monate später in Koseir an, als die, welche auf Dampfern von Djedda nach Suez fahren. In einer so langen Zeit kann die Seuche erlöschen oder an Intensität verlieren. Dazu kommt der Aufenthalt, die Quarantäne im Hafen und eine fünftägige Wüstenbergfahrt. Berge und Wüsten sind bekanntlich eine gute Schutzwand gegen Epidemien, zumal noch so trockene, wasserarme, wie das ägyptisch-arabische Küstengebirge. Das Grundwasser kann nicht bedeutend sein in einer Gegend, wo es nur einmal im Jahre regnet, so daß Menschen, Thiere und Pflanzen aus Wassermangel kaum fortkommen können, und in dieser Beziehung ist unsere Hafenstadt und die genannte Wüste eine gute Stütze der Pettenkofer'schen Theorie.

*) Der Gegenstand, über welchen der Herr Verfasser aus eigener Anschauung spricht, ist bekanntlich auch für Europa von großem Belang. Die letzte große Seuche, von welcher wir 1866 heimgesucht wurden, kam uns vom Rothen Meere her und wurde durch die Mekkapilger weit verbreitet. Red.

Bekanntlich wurde nach jenem schlimmen Cholerajahr in Konstantinopel eine internationale Sanitätsconferenz gehalten, um über Maßregeln gegen Verhütung und ferneres Eindringen der verwüstenden Krankheit zu berathen. Ein wichtiger Beschluß derselben, die Pilger zum Landweg zu zwingen und jede Communication an den Küsten zu verhindern, konnte schon im folgenden Jahre in Anwendung kommen, da die Cholera abermals unter den Pilgern, wenn auch mit geringerer Intensität, ausbrach. Die Pilger, welche zur See abreisen wollten, wurden am arabischen Ufer zurückgehalten, und die schon Eingeschifften mußten auf den Schiffen in Jemba (Jambo) eine fast vierwöchentliche Quarantäne durchmachen. Die ägyptischen und türkischen Behörden handelten wenig im Einklang. Letztere entließen die Schiffe endlich mit „patente nette". Auf dem ägyptischen Ufer im Gegentheil war der Befehl angekommen, jedes Pilgerschiff mit Gewalt zurückzustoßen und nach Tor am Sinai zu verweisen, um eine Quarantäne daselbst durchzumachen. Zur Unterstützung des Befehls schickte man eine Abtheilung türkischer Baschi-Boschuks von Oberägypten nach Koseir. Ob nun der Befehl, nach Tor zu fahren, den abreisenden Schiffen am arabischen Ufer gar nicht zukam, sei es, daß sie absichtlich ihn umgehen wollten: kurz, eines schönen Tages erscheinen nicht weniger als acht Schiffe im Hafen von Koseir, vollgestopft von mehr als 800 halbverhungerten und verdursteten, größtentheils gänzlich mittellosen Menschen mit einer Menge Kranker. Der strenge Befehl der Regierung, umzukehren und nach Tor zu fahren, wird ihnen gemeldet. Bei dem schrecklichen Zustande der Passagiere muß indeß eine Frist gewährt werden, um ihnen den nöthigsten Mundvorrath auf die lange Reise, die bei den herrschenden Nordwinden drei und mehr Wochen in Anspruch nehmen könnte, zuzuführen. Aber die Pilger wollen nichts von Tor wissen, sie wollen hier bleiben. Ein Theil streckt die hagern Arme hülfeschreiend aus, ein anderer ergeht sich in lauten Drohungen und grimmigen Geberden; ein sieben Fuß hoher Riesenneger meint, seine Lanze schwingend, er genüge, um die ganze Stadt (2000 Einwohner) zu überwältigen. Die Brotvorräthe, die man bringt, werden keck ins Meer geworfen. Als man am andern Morgen den Schiffen ernstlich gebietet, abzufahren, dröhnt allgemeines Aufstandsgeschrei, die Pilger bemächtigen sich der Schiffsmannschaft, welche gehorchen will, prügeln die Capitäne, schneiden die Taue durch, einige lassen die Boote hinab, andere werfen sich ins Wasser und schwimmen dem Ufer zu. Doch am ganzen Strande sind bereits in geringen Zwischenräumen dreifache Wachen aufgestellt, bestehend aus Soldaten und Lastträgern. Die ans Ufer schwimmenden Pilger werden, trotz ihrer „Unreinheit" (sanitätlich gesprochen), sofort gebunden, geprügelt und zurückgeschickt. Man sieht indeß die Unmöglichkeit, 800 brotlose Pilger zu einer langen Seereise mittelst eines Häufleins Landsoldaten zu zwingen. Die Schießwaffen zu gebrauchen, scheint bedenklich, und wer könnte solche verzweifelte Menschen hindern, an einem der unbewohnten Scherms (Riffspalten oder Häfen) der Küste zu landen, zu Lande in die Stadt zurückzugehen oder gar unmittelbar durchs Gebirge ins Nilthal einzudringen, welche Erfahrung man schon öfters gemacht.

Es wird beschlossen, einen Eilboten (Dromedarreiter) abzuschicken, um der Regierung die Sachlage darzulegen. Dieser Beschluß gewährt den Pilgern Trost und Hoffnung, und sie verhalten sich wieder ruhig und geduldig auf ihren Schiffen. Aber die Hauptstadt ist weit. Es fehlt an Speise und Trank für die ungewohnte Uebervölkerung. Das Trinkwasser, das Tagereisen weit aus dem Gebirge in Schläuchen mit Kameelen geholt werden muß, kann nicht in der nöthigen Menge aufgetrieben werden, die Pilger müssen mit dem bittern Wasser der nahen Quellen getränkt werden, wie es nur die Aermsten der Stadt gewohnt sind. Das ruft jeden Tag neuen Aufstand hervor. Die gewöhnlichen Rationen von Zwieback genügen den verhungerten Menschen nicht, und die Zahl der Pilger steigert sich durch immer neu ankommende Schiffe, die bereits im Hafen eine stattliche Flotte bilden, auf 1300. Die Brotvorräthe gehen aus, und man muß schließlich als Brotsurrogat einen garstigen Gerstenstampf kochen. Die ganze Stadt ist fortwährend im Kriegszustand, Soldaten und Lastträger müssen Tag und Nacht Wache halten. Die Einwohner selbst, besonders die Schiffsbesitzer, zeigen immer lauter ihren Unwillen; schon murrt man laut, die Christen hätten all das Ungemach ersonnen, um die heilige Pilgrimschaft zu verhindern.

Endlich nach langen dreizehn Tagen (drei nur sind auf Rechnung des Dromedarboten für Hin- und Herritt auf dem vierundvierzigstündigen Wüstenwege zu setzen, die übrigen zehn auf Rechnung des Telegraphen, denn selbst der elektrische Puls schlägt langsam in den Ländern des Islam) kommt die Botschaft, man solle die Pilger ans Land schaffen, unter Bedeckung und Abschließung ins Nilthal bringen, um daselbst in Bir-Amber die Quarantäne zu erstehen. Unter den obwaltenden Umständen ruft dieser Befehl großen Jubel hervor. Am Lande kann man erst recht Einsicht in das Elend nehmen. Wie hungrige Wölfe fallen die Pilger über den Kessel mit der Gerste her, jeder will zuerst haben; die Hiebe der Soldaten und Quarantänewächter helfen nichts. Als man Wasser bringt, stürzen Hunderte auf einmal auf den Wasserträger los und umringen ihn; viele halten die Hände oder den offenen Mund unter, um die beim Ausleeren der Schläuche herabfallenden Tropfen aufzuschlürfen. Trotz Strickbegrenzung ist von Quarantäne keine Rede mehr. Mehr denn 70 kranke Menschen, meist mit Dysenterie behaftet, liegen umher und verpesten die Luft mit ihren Auswurfsstoffen. Dazu noch die stechende Sonne von oben und der brennende Sand unten. In einigen Tagen indeß können die Kameele beschafft, wenigstens die gesunden Pilger fortgebracht und Stadt und Schiffe gesäubert werden.

Die Quarantäne für die Schiffe wird zum Aerger der Schiffsbesitzer das ganze Jahr über beibehalten, während die Passagiere jedesmal in die Quarantäne von Bir Amber im Nilthal geleitet werden. Zur neuen Pilgersaison des nächsten Jahres 1867 wird von der Sanitätsintendanz ein für alle Zeiten giltiges Quarantänegesetz für die Dauer der Pilgerzeit erlassen. Der erste Paragraph besagt, daß die Behörden nur solchen Leuten das Pilgern gestatten sollen, die genügende Mittel aufweisen können. Das wird aber, wie es so vielen anderen Verordnungen, die nicht Steuern betreffen, geht, nicht beachtet. Die Zahl der gänzlich mittellosen ab- und zureisenden Pilger ist immer noch so groß, wie früher, ja man übertritt sogar officiell genannten Paragraphen, indem man den mittellosen Pilgern die zwei Piaster für das Sanitätsbillet, mit dem jeder aus ägyptischen Häfen ins Rothe Meer abfahrende Pilger und Passagier versehen sein muß, erläßt. Von Seite der Religion des Islam kann, wie die Schriftgelehrten gestehen, gegen die Verhinderung der Armen an der Pilgerschaft nichts eingewendet werden, da der Koran nur den Bemittelten das Pilgern gebietet. Nach Paragraph 2 des Reglements soll die Sanitätsbehörde jedes Hafens nur vollkommen gesunde Pilger abreisen lassen. Mit den von Arabien rückkehrenden Pilgern kommt freilich noch jedesmal eine große Anzahl Kranker, wenn auch nicht ansteckend Kranker, herbei. Die Kranken, die nicht gerade an der Pforte des Todes stehen, wollen sich nicht zurückhalten lassen, sie ziehen es vor, auf den Straßen, Schiffen oder in der Wüste zu sterben, als in den Hospitälern; sie haben Ver-

wandte und Genossen, wollen nicht allein zurückbleiben, und diese können und wollen hinwiederum nicht bei den Kranken verweilen, da ihre Geld- und Mundvorräthe am Ausgehen sind. Auch die Behörden selbst suchen so bald als möglich ihre Stadt zu säubern.

Die Ausstellung von Sanitätspatenten ist durch Artikel 4 geregelt; wo es keine ständige Sanitätsbehörde giebt, macht die Regierungsbehörde die gehörigen Angaben. Von Leuten, wie Beduinen und Perlfischern, die von irgend einem unbedeutenden Punkte der Küste herkommen, ist freilich kein Patent zu erwarten. Die von fern her in das Rothe Meer einlaufenden Schiffe haben sich einer sanitätlichen Untersuchung an einem Hafen des Eingangs, und im Fall eines Verdachts einer funfzehntägigen Quarantäne in Massaua zu unterwerfen. Wer keine Papiere von dorther aufweisen kann, soll von den anderen Häfen unerbittlich zurückgewiesen werden. Näheres wissen wir nicht, sind aber geneigt, an der Ausführung dieser Maßregeln zu zweifeln, wenigstens für europäische Schiffe. Sollte die Cholera in Arabien ausbrechen, so müssen die an die ägyptische Küste sich begebenden Schiffe eine Beobachtungsquarantäne von sieben Tagen in Tor durchmachen. Würde sich während dieser Zeit an den Quarantenären Cholera zeigen, so soll das Schiff nach Wudj (Wudsch), einem noch zu Aegypten gehörigen Städtchen an der Ostküste, zurückgeschickt werden, um wiederum funfzehn Tage Quarantäne zu halten, die bei jedem Cholerafall von Neuem zu beginnen habe. Von einem gänzlichen Abschneiden der Pilger von dem Seeweg ist also hier nicht mehr die Rede. Dagegen figurirt hier wiederum das für Schiffe, die nach anderen Orten, als Suez, bestimmt sind, so abgelegene Tor. Für die z. B. nach Koseir bestimmten müßte offenbar das nähere gegenüberliegende Wudj als Beobachtungs- und Quarantänestation gewählt werden, welchen Ort ohnedem jedes von Hedschas nach Koseir fahrende Schiff passirt. Die Landkarawane der rückkehrenden Pilger wird, und das geschieht jetzt jedes Jahr, in Wudj einer ärztlichen Musterung unterzogen. Im Fall des Ausbruchs der Cholera aber oder verdächtiger Symptome soll die ganze Karawane daselbst (einem mit gutem Trinkwasser versehenen Orte) 15 Tage in Quarantäne bleiben. Endlich sind während der ganzen Dauer der Pilgerschaft, und dies geschieht ebenfalls noch jedes Jahr, sämmtliche Schiffe, woher sie auch kommen mögen, von der asiatischen oder afrikanischen Seite, also selbst von Suez, an jedem Hafenplatze, wo ein Quarantäneamt ist, einer Beobachtungsquarantäne von fünf Tagen unterworfen, selbst wenn sie „reines Patent" aufweisen können.

Glücklicherweise ist man von der Quarantäne in Bir-Amber, einem an der Grenze des Nilthals gegen die Ostwüste gelegenen Orte, von dem oben schon die Rede war, zurückgekommen. Eine in der offenen Quarantäne daselbst etwa ausbrechende Epidemie wird nicht innerhalb der abgrenzenden Strecke gebannt werden können, und sich rasch auf die nahe dichte Bevölkerung des Nilthals verbreiten. Eine strenge Abschließung einer wandernden Quarantäne (vom Seehafen bis zu genanntem Orte) auf einer offenen Verkehrsstraße ist trotz der strengsten Maßregeln, trotz der begleitenden Soldaten und Quarantänewächter nicht durchzuführen. Statt zur Bequemlichkeit für die Pilger zu dienen, was man glaubte, wird sie diesen in hohem Grade lästig. Denn sie müssen jetzt zwei Quarantänen durchmachen; in der Hafenstadt müssen sie immer einige Tage eingezäunt verweilen, bis die Kameele sich finden, die Zollgeschäfte abgemacht sind, das zeitraubende Aufschreiben Mann für Mann fertig ist. Man braucht viele Soldaten und Wächter zur Begleitung der Karawane, und eben solche an den zwei Quarantänestationen. Also doppelte Mühe und doppelte Kosten. Zur Prüfung dieser Verhältnisse ward seiner Zeit eine eigene Commission nach Koseir gesandt. Sie entschied sich für Bir-Amber, da damals die Wüstenstadt an großem Wassermangel aus verschiedenen Gründen litt, aber die Verhältnisse haben sich so geändert, daß von dieser Seite nichts mehr einzuwenden ist. Ein solcher Mangel ist nur zu befürchten, wenn, wie in den oben geschilderten Tagen, eine große Menschenmenge zugleich und plötzlich sich ansammelt. Der beste Quarantäneplatz aber ist und bleibt Wudj, und es muß darauf gedrungen werden, daß dieses im Fall eines Ausbruchs der Seuche für die nach Koseir bestimmten Schiffe als Quarantänestation gewählt werde und Tor für die Suezfahrer.

Wir waren etwas weitläufig in der Erzählung dieser scheinbar localen Dinge, aber heutzutage interessirt sich die cholerageängstigte Welt gewiß für die Zustände an den Pforten dieser Seuche.

Werden nun durch alle diese wichtigen Maßregeln künftig die Cholera und ähnliche Krankheiten zurückgehalten werden können? Wenn die Cholera rein contagiös wäre, wie etwa die Pocken, wenn man will, so wäre die Möglichkeit nicht zu bestreiten. Wie sollen aber die ansteckenden Ausdünstungen und Excrete der Kranken von den Bediensteten der Quarantäne, den Aerzten, Wärtern und all den vielen Personen, die in der Nähe der Quarantäne zu schaffen haben, abgehalten werden? Wie ist ein noch anscheinend gesunder, an Choleradiarrhöe leidender Mensch, der bekanntlich ebenso, wie einer mit entwickelter Cholera anstecken kann, zu entdecken? Ob ein lege artis eingeräucherter und durchstochener Zettel und Brief ganz unverdächtig ist? Und dazu die gemüthliche Nachlässigkeit, die Bestechlichkeit und der Widerwille der Eingeborenen (der Aerzte eingeschlossen) gegen Quarantäne, welche sich mit fatalistischen Ansichten nicht vereinigen läßt! Wichtiger und hoffnungsreicher ist gewiß die Idee, die den obigen Maßregeln zu Grunde zu liegen scheint, den Gang der kranken und verdächtigen Menschen aufzuhalten und durch zahlreiche Hindernisse und Dämme die Krankheitskeime nach und nach zu ersticken.

Die Quarantäne ist ein Opfer des Einzelnen für das Ganze; er muß sich schuldlos tage- und wochenlang einsperren lassen, wichtige Vortheile können ihm durch den Zeitverlust entgehen, und zu alle dem muß er seine Gefangenschaft noch mit schwerem Gelde bezahlen.

Dem Handel und der Schifffahrt werden große Verluste zugefügt durch die ungeheure Belastung mit Quarantänesporteln; viele Schiffe verlieren den Gewinn ihrer Reise durch eine einzige Quarantäne, die gegen hundert Franken kostet. Man sagt wohl, die Quarantäne mache viele Auslagen; aber warum sollen die Bürger des Vorlandes, das man zu schützen sucht, frei bleiben, und die so schon genug geplagten Reisenden und Schiffer auch noch die Kosten tragen? Eine Umlage der Quarantänekosten auf das ganze Land würde für den Einzelnen ein Minimum betragen. Durch den Wegfall der Quarantänesporteln würde auch mancher Anlaß zur Bestechung gehoben und die Ausführung der Quarantäne stricter. So aber wird die Quarantäne vom Volke durchgängig als ein bloßes Steuer- und Plackereiinstitut angesehen, und an einen wirklichen Nutzen zur Abhaltung von Seuchen will Niemand glauben.

Aus allen Erdtheilen.

Die Räuber in Griechenland.

Wir könnten die Abscheulichkeiten, welche im April von den Räubern bei Marathon verübt worden sind, unerwähnt lassen, weil alle Tagblätter über dieselben eingehend berichtet haben. Den folgenden Mittheilungen, welche die polnische „Lemberger Zeitung" enthielt, wollen wir jedoch einen Platz einräumen, weil sie kennzeichnend für die hellenischen Verhältnisse sind. Die Briganten recrutiren sich zumeist aus den Hirten, welche am Hymettus und am Pentelicus umherziehen. Viele haben sich als Soldaten im griechischen Heere zu ihrem Berufe vorbereitet, unterhalten auch Verbindungen mit ihren Cameraden, sie haben unter den Bewohnern Athens Freunde, und sogenannte Edelleute sind ihre Patrone. Solch ein Schutzherr eines Briganten wird von demselben auch wohl zum Gevatterstehen eingeladen, und er wird eine solche Ehre gewiß nicht abweisen. Das Landgut eines solchen Edeln wird von den Räubern nicht angetastet.

Die „fürstliche" Familie Soutzo ist bei jenen Biedermännern ungemein beliebt und „Fürst" Demetrios Soutzo hat bei ungefähr 60 Brigantenkindern Gevatter gestanden. Als er einst in der Nähe von Athen auf der Jagd war, schickten ihm die Räuber eine Deputation und luden ihn zur Hochzeit eines ihrer Bande, Namens Andrea, ein, und er ging mit. Sie führten ihn in einen abgelegenen Theil des Gebirges, wo Andrea ihm die Braut vorstellte. Diese hatte nach Landessitte drei Tage in einer aus Zweigen aufgeführten Hülle gesessen, in welcher nur Frauen Zutritt haben. Jetzt nahm ihr in Gegenwart des Soutzo der Bräutigam Andrea den Schleier ab; sie küßte dem Fürsten die Stirn und lud ihn zum Hochzeitsschmaus ein.

Nun tafelte Soutzo mit den Briganten; die Speisen wurden in silbernen Schüsseln aufgetragen, der Wein wurde aus goldenen oder doch vergoldeten Bechern getrunken, und der Fürst blieb bis zum Abend bei seinen Freunden. Einige Zeit nachher verübte jener Andrea so manche Unthaten, daß die Regierung einen Preis von 1000 Drachmen auf seinen Kopf setzte; aber kein Bauer wagte es, ihn zu verrathen. Das Ministerium gab Soutzos, welcher Offizier war, Befehl, mit einer Abtheilung Soldaten auszurücken und Andrea einzufangen; der Fürst erklärte jedoch, er wolle lieber den Abschied nehmen, denn wenn er gegen die Briganten ausrücke, würden sie Rache an seiner Familie nehmen. Nun wurde der Befehl einem andern Offizier übertragen, der jedoch nichts ausrichtete. Am Ende wurde Soutzos von der Regierung beauftragt, mit Andrea und dessen Spießgesellen zu unterhandeln; sie hatten erklärt, sich mit keinem andern Mann einlassen zu wollen als mit Soutzo, der ihr Vertrauen besitze. Auch Georg, König des glücklichen Hellenenvolkes, hat nicht umhingekonnt, dieser Abtheilung seiner braven Unterthanen seine Huldigung darzubringen. Als er im Jahre 1869 eine Rundreise durch sein Gebiet unternahm, waren die Angehörigen einer Räuberbande, an deren Spitze die Frau Kara Janina (das schwarze Hannchen) steht, so gütig, ihrem Souverän in Corpore die Aufwartung zu machen. Das schwarze Hannchen ritt bis dicht an Seine Majestät hinan und bat ihn, vom Sattel herab sich nach ihr hinzuneigen, damit sie ihm einen Kuß auf die Stirn geben könne. Dann wünschte sie ihm glückliche Reise und empfahl ihre „Kinder", d. h. die Räuberbande, seinem Wohlwollen. — So patriarchalische Auftritte sind zugleich rührend und erbaulich; das geht Alles so hübsch naiv zu bei Gräko-Arnaulo-Walacho-Slaven, welche sich Hellenen nennen lassen. Weshalb ist Jakob Philipp Fallmerayer nicht mehr unter den Lebenden? Gerade jetzt fände er Stoff in Menge für seine prächtige Feder.

Zu den Polarfahrten.

Dem norwegischen Schiffscapitän Edv. H. Johannesen, von dessen glücklichem Vordringen in den arktischen Gewässern wir unlängst berichteten, ist von der schwedischen Akademie der Wissenschaften die silberne Medaille verliehen worden, nachdem er derselben auf Professor Nordenskiöld's Veranlassung einen Bericht seiner vorjährigen Reise eingesandt hatte. Herr Johannesen wird demnächst eine zweite Reise antreten, die wiederum Nowaja Semlja und den Karischen Golf zum Ziel hat; doch wird er diesmal, wenn er das Meer so frei von Eis findet wie voriges Jahr, seine Reise weiter nach Norden und nach Osten ausdehnen, woran er sich im verwichenen Sommer wegen Mangels an Proviant verhindert sah.

Der Telegraph zwischen England und Indien. Die „Telegraph Construction Company", hat bekanntlich während des verflossenen Winters ein unterseeisches Telegraphenkabel von 3600 Miles Länge zwischen Bombay und Aegypten gelegt. Dasselbe schloß an die Telegraphen im Mittelländischen Meere an nach Sicilien. Von dieser Insel aus fanden aber nicht selten Unterbrechungen im Dienste oder unangenehme Verzögerungen statt. Um eine von jeder Controle eines europäischen Staates möglichst freie Telegraphenverbindung herzustellen, ist nun im Mai ein Kabel über Malta, Gibraltar und Lissabon nach Falmouth gelegt worden; der Draht hat ein Gewicht von 5730 Tonnen (114,600 Centner).

Gold in Sibirien. Im östlichen Sibirien sind nach Angaben des „Regierungs-Anzeigers" im Jahre 1869 aus den Privatgoldgruben 1390 Pud 31 Pfd. 65 Solotnik 69 1/4 Doli Gold gewonnen worden. Also 356 Pud 1 Pf. 23 Sol. 24 Doli mehr als im vorigen Jahre. In den Goldgruben des Cabinets des Kaisers im Nertschinskischen Kreise wurden 137 Pud 21 Pfd. 83 Sol. 5 Doli gewonnen; 15 Pud 16 Pfd. 11 Sol. 48 Doli weniger als im Jahre 1868. In den Nertschinskischen Schmelzhütten, die zum Cabinete des Kaisers gehören, sind geschmolzen worden: 32 Pud 36 Pfd. 93 Sol. Silber und 4013 Pud 83 Pfd. 72 Sol. Blei.

* * *

— Bei den in Aussicht stehenden internationalen Industrieausstellungen beabsichtigt ein Schwede, Namens Fahnehjelm, Modelle von den Schulstuben der schwedischen Landschulen mit Büchern, Karten, Apparaten, Stühlen und Tischen rc. auszustellen, und scheint dieses Vorhaben von der Regierung unterstützt zu werden.

— Unter den Negern in Tennessee ist der Glaube an Zauberei und Behextsein allgemein verbreitet. Ganz vor Kurzem brachen sechs Schwarze in Hawkins County in ein Haus ein, schleppten einen jungen weißen Mann mit Gewalt fort und gaben ihm 600 Peitschenhiebe. Der Unglückliche ist mit dem Leben davon gekommen, die Neger aber entschuldigten die Missethat damit, daß jener weiße Mann sie behext habe!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Madrid.

Ein spanisches Städtebild von **Franz Koppel.**

I.

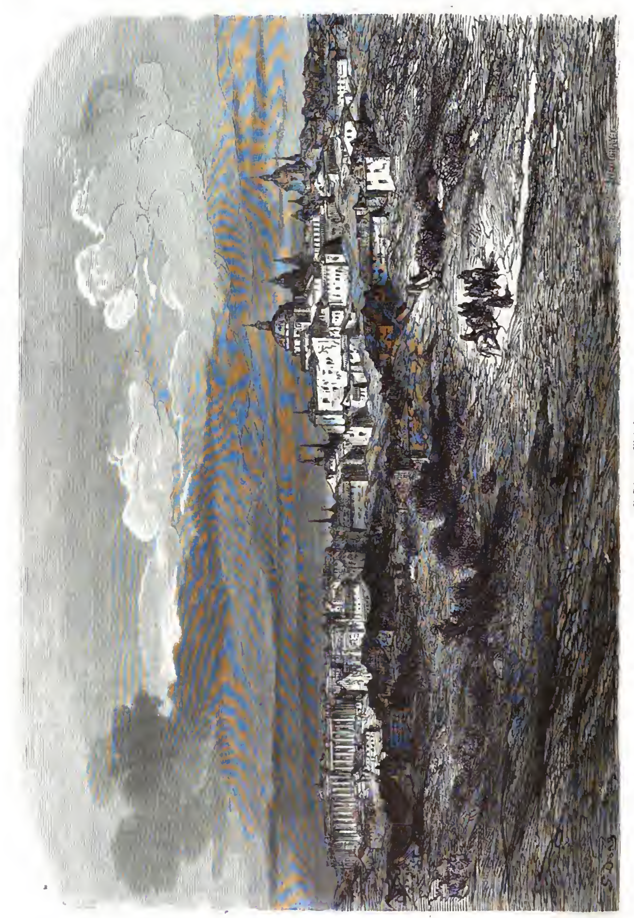
Wo man auch landen mochte an der spanischen Küste, oder auf welchem Paß man die Pyrenäen überstieg, von jedem Punkte der Grenze aus rechnete man vor Alters, ja schon zu Strabo's Zeit, neun Tagereisen bis ins Herz des Landes, bis nach Toloitela, der erhabenen Warte oder Hochwacht, von der die Araber sagten, sie läge auf dem Nabel der Halbinsel. Etwas prosaischer ausgedrückt, lag sie fast mathematisch genau in der Mitte der neucastilischen Hochterrasse und behauptete ihre dominirende Stellung bis ins sechzehnte Jahrhundert, von dessen zweiter Hälfte an ein anderer, etwas künstlich geschaffener Mittelpunkt sich das Uebergewicht zu verschaffen wußte, indem Philipp der Zweite im Jahre 1560 den bisher unbedeutenden Flecken (pueblo) Madrid ausdrücklich für die Hauptstadt der spanischen Monarchie erklärte. Diese unbestreitbare historische Thatsache hat jedoch die ruhmredigen Spanier natürlich nie abgehalten, über die uralte Gründung und Glorie ihrer Hauptstadt die stolzesten Fabeln zu ersinnen. Unter Anderm behauptete der Professor Juan Lopez de Hoyos, welcher den Cervantes nie anders als mi amado discipulo nannte, die an den Ruinen des Arco de Santa Maria zu Madrid entdeckten Inschriften seien chaldäisch und der Triumphbogen selbst sei zu Ehren des babylonischen Königs Nabuchodonosor bei Gelegenheit seiner Durchreise errichtet worden!

So fern es mir liegt, unsere Leser durch Aufzählung solcher Wunderlichkeiten zu ermüden, so kann ich doch nicht unerwähnt lassen, daß der „guia oficial“ (der amtliche Führer durch die Hauptstadt) vom Jahre 1869 die genauesten Daten über das Alter Madrids zu besitzen scheint, indem er eben dieses Jahr unserer Zeitrechnung als das zweitausendsechshundertundneunzehnte seit der Gründung Roms, zugleich aber als das viertausendfünfunddreißigste seit der Gründung Madrids beziffert!! In demselben Buche steht dann verzeichnet, daß die Römer diese Stadt Mantua tauften, und zwar mit dem Beisatz Carpentanorum, wahrscheinlich um sich und späteren Generationen alle Verwechslungen mit Mantua, dem Geburtsorte Virgils, ein- für allemal zu ersparen.

Ob dergleichen Weisheit des „guia oficial“ in den Schulen des heutigen spanischen Interregnums gelehrt wird, habe ich nicht erfahren können; zu Zeiten der Königin Isabella geschah es ganz gewiß nicht, weil es nur Schulen gab, die Niemand besuchte. Doch lassen wir den Scherz, hinter dem freilich bitterer Ernst steckt, bei Seite; Madrid ist alt, so neu und frisch geprägt es immer aussieht, es ist uralt.

Im Jahre 933 wird die Stadt zum ersten Male geschichtlich erwähnt, und zwar unter dem arabischen Namen Mahubib oder Mazerit; es ist ein stark befestigter Waffenplatz, welcher von Ramiro dem Zweiten den Arabern nur nach heftigem Widerstande entrissen wird.

Unter wechselndem Waffenglück, heute in christlichen, morgen in maurischen Händen, wuchs dem Orte eine ziemlich



Ansicht von Madrid.

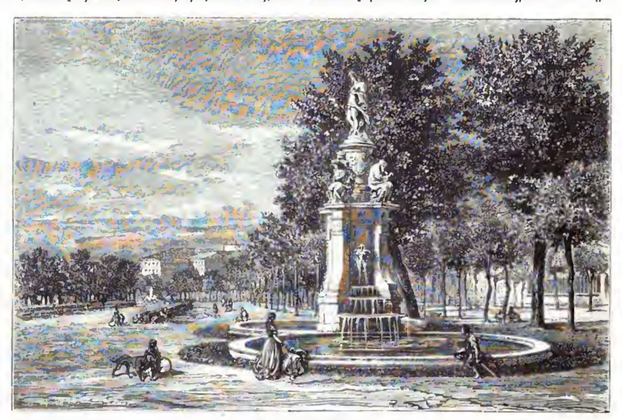


Der königliche Palast (Palacio real) zu Madrid.

gemischte Bevölkerung heran, und wie sehr auch später die spröde Etikette des höfischen Madrid sich spreizen mag, — stets unterschied und noch heute unterscheidet sich die leichtbewegliche, muntere und ich möchte sagen selbst im Pathos graziöse Bevölkerung von Madrid wesentlich von den ernsten, steifen, bäurisch philiströsen Castilianern der bis an die Hauptstadt heranragenden Mancha.

Das eigentliche, das neue Madrid aber ist und bleibt eine Stadt auf Königs Befehl. Es hat darin sowie in noch einigen anderen bedenklichen Punkten eine auffallende Aehnlichkeit mit München. Beide sind nichts weniger als organisch aus den Verhältnissen ihres Landes herausgewachsene Hauptstädte, denn dann läge das eine sicher nicht an der Isar, das andere aber noch viel weniger am Manzanares, den wir nachher verspotten hören wollen. Beide lägen nicht auf dürren Hochebenen, in unwirthlichen, allen Wechseln der Winde, jeder Unbill der Witterung ausgesetzten Regionen, und wer weiß, was Alles noch anders wäre? Doch ein König befiehlt; ein König wie Philipp der Zweite hat keinen Sinn für den märchenhaften Glanz von Cordova und Granada, keine Empfindung für die Wonne Sevillas, keine Pietät für die Würde von Burgos und Toledo, kein Verständniß für die Lage von Barcelona, aber er hat gerade königliche Laune genug, um Madrid zur Residenz des Reiches zu erheben, in dem die Sonne nicht untergehen konnte.

Er befiehlt, und die Straßen von Alcala, San Bernardo, Fuen-Carral, die Carrera von San Geronimo und andere ihresgleichen entstehen in ihrer ganzen Länge und Breite und unantastbaren Langeweile; sie bevölkern sich und werden Adern des hauptstädtischen Verkehrs, während die tausend Säulen der Moschee zu Cordova verfallen und zerbröckeln, während in den Höfen der Alhambra Gras wächst und die Wasser-



Brunnen im Prado.

rinnen der Araber in dem blühenden Terrassengelände von Valencia nach und nach vertrocknen.

Mit dem Golde der neuen Welt wird jetzt das Escurial gebaut und Madrid verschönt, dessen Hof in Festlichkeiten von nie gesehenem Glanz sich zu berauschen anfängt; da wächst der spanischen Residenz der Stolz, und das übermüthige Wort ertönt: „Donde está Madrid, calle el mundo!“ („vor Madrid verstummt die Welt“).

Doch diese „schönen Tage von Aranjuez-Madrid“ sind längst vorbei. Wir leben im neunzehnten Jahrhundert, wir begeben uns Abends um acht Uhr auf den Chemin de fer d'Orleans zu Paris, lösen ein directes Billet nach der spanischen Residenz, besteigen ein Coupé und verlassen mit einbrechender Nacht die Weltstadt. Am andern Morgen trinken wir ein Glas Bordeaux an der Quelle, Mittags setzen wir unsere überschüssigen Franken an der spanischen Grenze in Realen um, die untergehende Sonne zeigt uns baskisches Land, welches Aehnlichkeit mit den Schwarzwaldthälern hat, und im Mondschein der darauf folgenden Nacht fliegen die wunderbaren Thürme der Kathedrale von Burgos gespenstisch an uns vorüber. Bei Valladolid schon neckt uns die feurige Morgensonne Spaniens, und wir eilen auf einem Wunderbau moderner Technik durch die wilden Felsenschluchten der Sierra de Guadarrama, um plötzlich auf der kahlen Hochebene die Stadt Madrid vor unseren Blicken emporsteigen zu sehen.

Eine ungeheure, fast baumlose Fläche dehnt sich die castilische Hochebene in die Weite und Breite, mit Kieselgeschieben vollständig überschüttet. Auf dieser Ebene liegt Madrid, eine unförmliche, kaum durch Vorstadtpromenaden, Villen oder nutzbar cultivirtes Gartenland vermittelte Häusermasse, aus welcher wie ein titanenhafter erratischer Block der königliche Palast emporragt.

Diese weltberüchtigte Lage inmitten öder Sandfelder, auf

einem Hochplateau von 2000 Fuß mittlerer Erhebung, mit wenig Vegetation, die schon im Juli gänzlich versengt ist, ohne Wälder, auf dem gleichen Breitegrade wie Neapel, bedingt denn auch ein ebenso berüchtigtes Klima, das selbst die begeistertsten Madrileños nicht zu vertheidigen wagen. Wenn sie auch behaupten, der Vers:

„Tres meses de invierno
Nueve meses de infierno“
(drei Monate Winter, neun Monate Hölle)

sei ganz speciell nur auf Valladolid gemünzt, so können sie doch nicht leugnen, daß vom November bis zum Februar meist scharfer Winterfrost einzutreten pflegt, daß der Manzanares häufig mit Eis bedeckt ist und von den Schneefeldern der Guadarrama ein schneidender Gallego herunterweht, gegen den es nur ein Mittel giebt, „embozarse en la capa,“ d. h. sich in den Mantel wickeln von oben bis unten, und namentlich den Mund bedecken; denn diese Luft ist, auch wenn sie sich nicht einmal zu merklicher Windbewegung steigert, so eisig und auf die Knochen dringend scharf, daß von ihr geschrieben steht:

„El aire de Madrid es tan sutil,
Que mata á un hombre,
Y no apaga á un candil.“

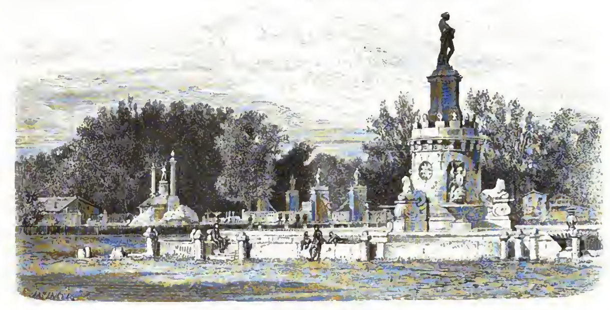
(Die Luft von Madrid ist so fein, daß sie einen Menschen tödtet, ohne ein Licht auszuwehen.)

Das Frühjahr besteht nur in einer Reihe der schroffsten Uebergänge, welche immer ein Heer von Erkrankungen der Athmungsorgane zur Folge haben, daher das Sprüchwort sagt:

„Aun las personas mas sanas
Si en Madrid son nacidas,
Tienen que hacer sus comidas
De pildoras y tisanas.“

(Auch die gesündesten Leute müssen, wenn sie in Madrid geboren sind, Mahlzeiten von Pillen und Tränkchen halten.)

Sehr plötzlich tritt der Sommer ein — und welch ein Sommer! Die Luft ist heiß und trocken, der Boden brennt unter den Füßen, so lange die Sonne scheint; strahlt aber sehr stark aus, sobald sie untergegangen ist, und kühlt sich empfindlich ab bei Nacht, ohne sich am Morgen mit erquickendem Thau zu bedecken.



Brunnen im Garten zu Aranjuez.

Die halb gebratenen und fast ausgetrockneten Bewohner von Madrid haben darum von jeher in dieser Jahreszeit eine unverholene Wuth gegen den auch durch Cervantes berühmten Fluß ihrer Hauptstadt gehegt, und der Manzanares ist der Gegenstand unsterblicher Epigramme geworden. Er selbst scheint es auch in der That darauf angelegt zu haben, die loyalen Bewohner der Residenz zu ärgern. Im Winter bietet er eine schmutzige und ganz unzuverlässige Eiskruste, im Frühjahr schwillt er oft in wenigen Stunden zum bedenklichen Strom an, der Alles mit sich fortreißt, und während der Badesaison wirft er lange, große — Staubwogen über die Ufer seines Bettes. Um die Schwierigkeit, eine Satire nicht zu schreiben, noch zu erhöhen, hat Philipp der Zweite eine imponirende massive Brücke — nach der Stadt Segovia genannt — darüber errichten lassen, bei deren Anblick die Fremden stets in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen müssen. Ein schlauer Franzose gab einmal der Stadt den ganz wohlmeinenden Rath, die Brücke zu verkaufen und das Geld zum Ankauf von Wasser zu verwenden, und ein Anderer fügte hinzu, Philipp der Zweite habe wohl, als die Brücke vollendet war, gedacht: ich habe das Meinige gethan, ich gebe Euch die Brücke, sucht Ihr Euch den Fluß dazu! Die Madrider zucken die Achseln und sagen: „Esta puente espera al rio como los Judios al Mesias.“ (Diese Brücke harrt auf den Fluß, wie die Juden auf den Messias.)

Die eigentlichen Natives von Madrid haben, wie z. B. die Cockneys in London, auch ihren specifischen Namen, der sich natürlich auf den Manzanares bezieht; sie heißen nämlich Ballenatos, junge Walfische. Dies hat folgenden Ursprung. Eines Tages, als der Manzanares zufällig einmal Wasser hatte, sahen einige Spießbürger von Madrid etwas Langes und Schwarzes darin schwimmen, und von diesem Wunder nicht wenig verblüfft, sprengten sie aus, sie hätten einen Walfisch erblickt. Es war übrigens nur eine alte Hellebarde, die herausgezogen wurde.

Eines der besten Epigramme auf den verlästerten Fluß stammt von Tirso de Molina:

„Como Alcalá y Salamanca
Teneis — y no sois collegio —
Vacaciones en verano
Y curso solo en invierno.“

(Wie Salamanca und Alcala, hast du, obschon du kein

Collegium bist, doch Vacanz im Sommer und „Curs“ nur im Winter.)

Und damit wollen wir, so weit ihm das möglich ist, den Manzanares laufen lassen; wir sehen schon, im Sommer ist keine Kühlung von ihm zu erwarten, und da wir nirgends mehr als in Madrid derselben bedürftig sind, so eilen wir zu den „Paseos“, den schattigen Promenaden. Doch das geht nicht so schnell, und da wir schon einmal durch die ganze Stadt müssen, so wollen wir nicht versäumen, gleich einige Merkwürdigkeiten derselben zu besehen.

Zunächst zieht wieder der kolossale Bau des Palacio real unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieses Riesengebäude besteht ganz aus Sandstein und Marmor, ist in einem edeln Renaissancestil gedacht, aber bei der Ausführung mit decorativem Beiwerk leider überladen worden. Der Säulenhof ist berühmt; in ihm stehen die Statuen der vier römischen Imperatoren Trajan, Hadrian, Theodosius und Honorius, die sämmtlich in Hispania geboren waren. Der heutige Palast ist nicht alt; auf derselben Anhöhe stand früher der maurische Alkazar, später die berühmte Hofburg Philipp's des Zweiten, aber unter Philipp dem Fünften am Weihnachtsabend 1734 brannte sie gänzlich nieder. Sie wieder aufzubauen wurden zuerst grandiose Pläne gefaßt und von Jubarra aus Turin ausgefertigt, doch an dem eigensinnigen Wunsche des Herrschers, die Residenz wieder auf demselben Platze am äußersten Westende der Stadt aufsteigen zu sehen, scheiterte sein Vorhaben, das größte Schloß der Welt zu besitzen, und nur die Hälfte der Reduction des ursprünglichen Planes von Jubarra durch seinen Schüler und Landsmann Sachetti kam zur Ausführung. Für den weltbekannten Luxus der innern Ausstattung bürgt das Wort Napoleon's des Ersten, der, die herrliche weiße Marmortreppe hinaufsteigend, zu seinem Bruder Joseph sagte: „Mon frère, vous serez mieux logé que moi.“

Mir hat dieser Palast, dessen prahlende Hallen doch nur ein glänzendes Elend umschlossen, stets einen widerwärtigen Eindruck gemacht. Ganz draußen vor der Stadt, auf einem ziemlich steil abfallenden Hügel, erhebt er sich auf mächtigen Grundmauern und hat das Aussehen einer gegen die Stadt gerichteten Festung. Es steht ihm an der Stirn geschrieben, die spanischen Könige wollten nicht inmitten ihres Volkes wohnen, sie zogen es vor, draußen in wild-öder Umgebung, den Stürmen und der sengenden Sonne ausgesetzt, ein von der Armuth des Landes, auf das sie hinausblicken konnten, grell abstechendes, üppig-lüsternes Leben zu führen.

In der neuesten Zeit erhob sich dort, wie aus Ironie des Schicksals, ganz in der Nähe der Bahnhof der Eisenbahnlinie, die am schnellsten aus dem Lande führt. Wenn die Königin, Madrid und die Hitze fürchtend, sich im Frühjahr nach San Ilsefonso oder La Granja zurückzog, so war der kurze Weg vom Palast bis zu der miserabeln provisorischen Bretterstation ganz mit Militär bedeckt, die Guardia civil stellte einen luftdichten Verschluß gegen den Pöbel her, und Isabelle verließ unter Que se viva la reina! (zwei Realen per Kehle) die Residenz. Das letzte Mal kehrte sie von einem solchen Ausfluge nicht mehr zurück, und denkt jetzt fern von Madrid darüber nach, wer Recht behalten hat, die „Gaceta de Madrid“ oder der „Kladderadatsch“.

Doch fort von der öden, verwaisten Residenz und der Stadt zu! Ueber den schönen Platz de Oriente, wo das königliche Theater, die Bibliothek und die bronzene Reiterstatue Philipp's des Vierten sich erheben. Wir wollen es den vierundvierzig spanischen Herrscherstatuen, die dort herumstehen, überlassen, das Schicksal der Monarchie zu beklagen; sie fühlen sich deplacirt, denn ursprünglich waren sie für die Platform des Schlosses bestimmt, wurden dann aber unten postirt. Ob die jüngste Revolution sie vielleicht geköpft hat, weiß ich nicht, vielleicht erfahren wir das in der Stadt selbst, deren Straßengewühl wir nur mit Mühe zu kreuzen vermögen.

Die berüchtigte Plaza mayor, einen weitschichtigen viereckigen Platz von tödtender Monotonie in Aussehen und Leben, lassen wir vorläufig rechts liegen, da wir uns jetzt nicht durch die Gedanken an Autos-da-Fé und königliche Stierhetzen verstimmen wollen, und rudern munter durch die Wogen des lauten Verkehrs dem Sammelpunkte des heutigen Madrider Lebens zu — der Puerta del Sol. Dem bis tief in die Nacht hinein stets wechselnden, geräuschvollen und durchaus bunten Treiben verdankt dieser jetzt fast im Mittelpunkte der Stadt gelegene Platz seinen Weltruf. Fast alle vorzugsweise besuchten Hotels, die Fondas, liegen hier vereinigt und sorgen schon durch enorme Preise dafür, daß man ihre Lage würdigt. Die Post, das Gouvernementsgebäude, die Agenturen, Comptoire und Wechselbuden geben dem Platze den Charakter des Geschäfts, zu dem sich das Vergnügen der Nichtsthuer gesellt, die hier auf dem Trottoir sich Rendezvous geben, um Politik, Palastintriguen, Theater und Stiergefecht abzuhandeln, zu jeder Tageszeit, laut und öffentlich, wie sich das im Süden von selbst versteht, mit Pathos und ungeheurer Verschwendung von Zeit, woran Jeder Millionär zu sein scheint.

An die heiße, schattenlose Puerta del Sol ist der Fremde geschmiedet, wie Prometheus an den kaukasischen Felsen; er mag wohnen, in welcher Fonda er will, die Herztöne von Madrid dringen von da zu ihm hinauf; wenn er nach etwas sich erkundigen, eine Correspondenz besorgen, eine Zeitung lesen, die Anschlagzettel studiren, Geld wechseln, wenn er ein Buch, ein directes Billet oder eine Cigarette kaufen will, gleichviel, Jeder schiebt ihn auf die Puerta del Sol, und wenn er einen Tag lang in Madrid ist, folgen seine Füße dem dunkeln Instinct des Ortes und tragen ihn ganz von selbst dahin; er entrinnt ihr nur, wenn er vor Thorschluß noch etwas frische Luft schöpfen will.

Zwei Hauptstraßen führen uns in directer Richtung an das Ostende der Stadt in die schattigen Alleen des Prado, die vollsbelebte magazinreiche Calle de S. Geronimo oder die von uns vorgezogene breite, mit Palästen geschmückte stattliche Straße von Alcala de Henares.

Das Lob des Prado ist in Hyperbeln gesungen worden; im Allgemeinen bleibt er weit hinter seinem Rufe zurück.

Ulmenalleen sind doch gewiß nichts Seltenes, und noch so viele Reihen von noch so vielen eleganten Stühlen bleiben immer etwas sehr Langweiliges, so lange sie nicht von einer bunten, gemischten Gesellschaft besetzt sind. Die Menschen sind es auch nun, die allein den Prado anziehend machen; denn obschon hier acht Marmorfontänen, ähnlich wie die in Aranjuez (vergleiche unsere Abbildungen), auch an den heißesten Tagen ihre Schuldigkeit thun, so fehlt es doch zu sehr an schattigen Gründen, murmelnden Quellen, rasch hingleitenden Bächen und schimmernden Blumen, an lauschigen Ruheplätzen, um sich mit Genuß der Einsamkeit hingeben zu können. Das liegt übrigens auch gar nicht im Charakter der Bewohner von Madrid. Auf der Promenade lieben sie Wagen, Pferde, Reiterinnen, lange seidene Gewänder, verstohlene Augenparade und tändelndes Fächerspiel, Eisbuden, Cafés, Cigaretten, eine Musik, die Havañeros spielt und auf Verlangen die Riegohymne. Der Prado enthält die historisch geweihteste Stätte von Madrid, den „Campo de lealtad“ und darauf das Monument des Freiheitssinnes und der Tapferkeit von Madrid, das Monument vom 2. Mai, des berühmten „Dos de Mayo“. Ich kann voraussetzen,

daß die Geschichte der jugendlichen Freiheitshelden, sowie der muthigen Kämpfe des Madrider Volkes an dem denkwürdigen Maitag des Jahres 1808, sowie des überaus tragischen Ausganges zu allgemein bekannt ist, um hier nacherzählt zu werden. An der Stelle, wo jetzt der Obelisk sich erhebt, mordeten die Henker Mürat's die ganze Nacht hindurch die Opfer, welche das sogenannte Kriegsgericht ihnen gebunden zuschickte, darunter Frauen, Mädchen, Greise und Kinder. Doch Madrid hatte das zündende Beispiel gegeben, die Aufstände von Oviedo und Valencia folgten nach, und die Schilderhebung der ganzen spanischen Nation war der Anfang vom Ende der Fremdherrschaft.

Das Denkmal ist schön und edel gehalten. Auf einem Granitsockel ruht ein Sarkophag aus fleischfarbigem Granit; in einer Nische der Hauptfaçade steht die Urne aus weißem Marmor, sie enthält die Asche der Gefallenen; die Inschrift einer Marmortafel besagt: „Las cenizas de las victimas del dos de Mayo de 1808 descanzan en este campo de lealtad regado con su sangre. Honor eterno al patriotismo.“ (Die Asche der Opfer des 2. Mai 1808 ruht auf diesem Loyalitätsfelde, das mit ihrem Blute gedüngt ist. Ewige Ehre dem Patriotismus.) Ueber dem Sarkophag erhebt sich ein weiterer Granitsockel, ein Piedestal aus blauem Granit mit vier allegorischen Figuren an den Ecken, und darüber ein über 52 Fuß hoher Obelisk aus einem fleischfarbigen Granitblock herausgehauen; er trägt auf einer Seite die eben so kurze als vielsagende Aufschrift: Dos de Mayo — Zweiter Mai.

Am 2. Mai 1808 blutete Madrid für seinen König, die ganze Nation erhob sich in der Folge für diesen damals angebeteten Ferdinand den Siebenten und eroberte ihm unter Heldenkämpfen den spanischen Thron wieder. Jauchzend empfingen ihn Stadt und Land, und wenige Zeit darauf, im Jahre 1814, ließ dieses regierende Scheusal von Teufels Gnaden die Führer dieses Volkes öffentlich hinrichten, und gründete eine Akademia für Toreros, eine Hochschule der Tauromachie, eine Alma mater für Stierfechter. War dies schon Despotismus, so kommt er uns doch spanisch vor.

Das archäologische Museum in Salisbury*).

R. A. Die kleine englische Stadt Salisbury, bisher nur berühmt wegen ihrer alterthümlichen Kathedrale, hat in den letzten Jahren durch einen ihrer Bürger ein ganz vorzügliches Museum für vorgeschichtliche Alterthümer erhalten, das von nun an ein Anziehungspunkt für alle Freunde der Urgeschichte des Menschen und der Ethnographie bilden wird, um so mehr, als es in Bezug auf amerikanische Alterthümer kaum von einer zweiten Sammlung in Europa übertroffen werden dürfte. Der Gründer dieses Museums, William Blackmore, war nämlich so glücklich, einen großen Theil der werthvollen Alterthümer in den Vereinigten Staaten aufkaufen zu können, die Squier und Davis in den Mounds (Erdhügeln) des Mississippi- und Ohiothales gesammelt hatten. Es ist wahrscheinlich, daß nie wieder eine ähnliche Collection zusammengebracht wird, und aus diesem Grunde halten wir es für geboten, auch im „Globus“ auf jenes bisher noch unbekannte Museum an der Hand der angeführten Schrift, die mit vortrefflichen Holzschnitten versehen ist, näher einzugehen.

Das Museum zu Salisbury ist in vier Sectionen getheilt: 1) Thierische Ueberreste, die im Zusammenhange mit den Arbeiten der Menschen stehen. 2) Steingeräthschaften. 3) Bronzegeräthschaften. 4) Geräthe, Waffen und Zierrathen wilder Stämme, die dazu angethan sind, ein Licht auf ähnliche Gegenstände aus vorgeschichtlicher Zeit zu werfen. Die erste Abtheilung ist von Blackmore beschrieben; er behandelt darin die Säugethierknochen aus dem Lehme von Fisherton, einem Orte nahe bei Salisbury. Wir erfahren, daß dort das Mammuth (Elephas primigenius) und das tichorhine Nashorn häufig gefunden werden; auch eine Ziefelmaus (Spermophilus), zwei Arten Lemming, nämlich der sibirische Lemming des Pallas (Lemmus torquatus) und eine dem gewöhnlichen norwegischen Lemming verwandte Art, kommen dort vor. Alle diese Thiere, heute ausgestorben, finden sich im Verein mit Geräthschaften, die von Menschen herrühren.

*) Flint Chips, a guide to prehistoric archaeology, as illustrated by the collection in the Blackmore-Museum, Salisbury. By Edward T. Stevens. London. Bell & Daldy. 1870.

Die Sammlung der Steinwerkzeuge ist nach dem Systeme Lubbock's in eine paläolithische und neolithische Abtheilung geordnet worden. Europa und Amerika sind gleich gut vertreten; hervorragend sind die Gegenstände aus den Highfield Höhlenwohnungen bei Salisbury und aus dem Lehm von Fisherton. Diese Höhlenwohnungen sind kleiner als jene von Gallibury und Rowborough auf der Insel Wight. Letztere haben 15 bis 40 Fuß im Durchmesser, jene nur 5 Fuß 6 Zoll bis 7 Fuß, in einzelnen Fällen 14 Fuß. Diese Höhlenwohnungen haben Bienenkorbform und liegen einzeln oder in Gruppen, die mit einander in Verbindung stehen. Der Eingang zu einer jeden oder zu einer Gruppe wurde durch einen Schacht von 3 Fuß Durchmesser bewerkstelligt. Stevens vergleicht diese Höhlen mit ähnlichen in Frankreich und jenen, die Schoolcraft bei den Navajoes-Indianern fand.

Von eigenthümlichem Interesse sind ein halbes Dutzend Handziegelsteine, die auf der Canalinsel Herm gefunden wurden und von denen man annimmt, daß sie dazu dienten, erhitzt zu werden, um dann mit ihnen zu kochen. Der Gebrauch, die Nahrung durch Eintauchen glühender Steine in die Töpfe und dadurch bewirktes Erhitzen der Flüssigkeit zu kochen, hat den nordamerikanischen Odschibwä-Indianern den Namen der Assiniboins oder „Steinkocher“ verschafft. Daß dieselbe Sitte auch bei den californischen Indianern vorkommt, haben wir „Globus“ Bd. III, S. 8 beschrieben, und dort auch eine Abbildung beigefügt, welche das Kochen in Binsenkörben anschaulich macht. Aehnliche Handsteine sind übrigens auch bei Ingoldmells an der Küste von Lincolnshire gefunden worden. Querns oder Handmühlen von verschiedener Form, alle möglichen Feuersteinwaffen und Geräthe schließen sich dieser Sammlung an. Doch ragt diese Abtheilung in keiner Weise über die Museen von London oder Kopenhagen hervor.

Was aber dem Blackmore-Museum seinen Hauptwerth verleiht und als seine Krone angesehen werden muß, das sind die schon erwähnten, von Squier und Davis gesammelten amerikanischen Alterthümer, die in den Ancient Monuments of the Mississippi Valley beschrieben wur-

den*). Keine zweite Sammlung ist so geeignet, wie diese, das Steinzeitalter jener Stämme zu veranschaulichen, welche zu verschiedenen Perioden die Centraldistricte Nordamerikas im Osten der Felsengebirge bewohnt haben. Vollkommen stimmen wir mit dem Verfasser des Führers, Stevens, überein, wenn er — gegen die wunderliche Annahme Lubbock's — dem Menschen, der zuerst den amerikanischen Continent besiedelte, ein weit höheres Alter als 3000 Jahre zuschreibt. Der Bericht über das von unserm deutschen Landsmann Dr. Koch in Gasconade County, Missouri, aufgefundene Mastodon macht es über jeden Zweifel erhaben, daß der amerikanische Mensch schon zur Zeit jenes Riesenthieres vorhanden war. Und, so schwer es auch ist, die Zeitgrenze zu bestimmen, innerhalb welcher der letzte dieser ungeheuern Waldbewohner dem Muth und der Geschicklichkeit der vergleichsweise zwerghaften Menschenrace unterlag, so sind wir doch nicht ohne Beweise, welche zu Gunsten amerikanischer Alterthumsforscher sprechen, die dem amerikanischen Menschen ein weit höheres Alter zugestehen. In einem Falle fand man Pfeilspitzen aus Feuerstein mit Knochen vom Mastodon, die keineswegs in späterer Zeit durcheinander geschwemmt waren, und am Pomme de terre River, Missouri, ward ein vollständiges Mastodonskelett, 15 Fuß mit Alluvium bedeckt, gleichfalls mit einer unzweifelhaften Feuersteinspitze zusammen ausgegraben. Auf einen wesentlichen Unterschied zwischen diesen mit Feuersteingeräthen verbundenen Mastodonfunden und den Entdeckungen von Steinwaffen und Mammuthknochen in Europa macht Stevens jedoch aufmerksam. Man kann nämlich bei den amerikanischen Alterthümern keineswegs eine paläolithische und eine neolithische Abtheilung unterscheiden; sie zeigen alle einen gemeinsamen Typus.

Die von den alten Caraiben benutzten Instrumente weichen in einigen Beziehungen von denjenigen anderer Steinperioderacen ab. Obgleich die Ausführung häufig roh und die Zeichnung ursprünglich und grotesk erscheint, so zeigen die Arbeiten doch eine merkwürdige Abwechselung in der Form und beachtenswerthe Bemühungen in der Verzierung, während die Kunst und Geduld, mit welcher man auf den harten Steinen erhabene Figuren hervorbrachte, jedenfalls Anerkennung verdient. Einige Dolche, Mörser und Kornstampfer im Blackmore-Museum sind mit rohen, doch sehr ausdrucksvollen Menschen- und Thierköpfen verziert. Ein Steinkragen (stone collar) von elliptischer Form, 15 Zoll im längern und 10½ Zoll im kürzern Durchmesser, ist bedeckt mit Zierrathen, die dem sogenannten classischen Stil gleichen, den heute unsere Goldschmiede bei modernen Armbändern anwenden. Auch ein merkwürdiger, vierfüßiger kleiner Steintisch ist zu erwähnen, da auf ihm ein Menschenhaupt mit entschieden mexicanischem Typus dargestellt ist.

Auch die berühmten 1794 in Honduras aufgefundenen Feuersteingeräthschaften, die früher einmal im „Archäological Journal" beschrieben wurden, befinden sich jetzt im Museum von Salisbury. Sie sind auf dem Titelbilde der angezeigten Schrift abgebildet. Wir begegnen hier einer gesägten, an beiden Enden zugespitzten Waffe von 16½ Zoll Länge. Eine andere ist in Form einer Sichel mit vorspringenden Hörnern. Man vermuthet, daß diese eigenthümliche Waffe nur als Paradestück diente; sie mißt 17 Zoll in der größten Länge, und ist mit einer Symmetrie und Genauigkeit gearbeitet, die heute noch unsere volle Bewunderung erregt. Leider läßt sich aber gar kein Umstand aufführen, der einiges Licht auf die Periode würfe, aus der diese Steingeräthe stammen.

E. B. Tylor giebt in dem „Guide" Auskunft über die reiche mexicanische Sammlung des Museums, über die Geräthe, Waffen, Schmuckstücke, die in Höhlen und Gräbern entdeckt wurden. Tylor und sein Reisebegleiter, Henry Christy, besuchten die Höhlen in der Nähe der Pyramiden von Teotihuacan, aus denen die Steine gebrochen wurden, welche zur Erbauung jener Pyramiden dienten. Der Boden war dort bedeckt mit Stücken von Obsidianmessern und Pfeilspitzen, sowie mit Fragmenten größerer Waffen, und zahlreichen Hammerköpfen aus Grünstein. Nicht ein Fuß breit Boden war zu erblicken, wo diese Ueberreste des alten Mexico nicht gelegen hätten, und dazwischen lag unglasirtes Irdengeschirr; auch fand man einzelne Thonfiguren. Der Vorrath an Obsidian erscheint unerschöpflich. Vor der Eroberung war der Cerro de Navajas, der Berg der Messer, das Sheffield oder Solingen des Landes, und Hunderte von Centnern des harten, schwarzen Minerals, das man als Lavaglas bezeichnen kann, und das noch heute zu Dosen, Knöpfen, Ohrgehängen verarbeitet wird, werden aus den Minillas (kleinen Minen) gewonnen. Die Mauer der Hacienda am Ojo de Agua fand Tylor an dem obern Theile ganz mit kleinen, scharfen Obsidianstückchen besteckt, wie man bei uns Glassplitter auf die Mauern befestigt, um das Ueberklettern der Diebe zu verhindern. Mexicanische Schleudersteine, Amulete, Opfersteine und Götzen sind in großer Menge im Museum vorhanden, ebenso ein Wachsmodell des berühmten Kalendersteins, der an der Kathedrale der Hauptstadt eingemauert ist und vom Volke el Relox de Montezuma, die Uhr Montezumas, genannt wird. Ueber ihn hat bekanntlich schon Alexander von Humboldt geschrieben.

Die große Sammlung von Tabackspfeifen aus den Mounds am Ohio bildet gleichfalls einen Glanzpunkt des Museums, und giebt dem Verfasser des Führers Gelegenheit zu einem Excurs über den Ursprung und die Geschichte des Tabackrauchens. Man hat behauptet, daß die ostasiatischen Länder schon vor der Entdeckung Amerikas das Rauchen gekannt hätten, und selbst auf altägyptischen Grabgemälden will man eine Rauchergesellschaft abgebildet gefunden haben. Das bleibe dahingestellt, — wir legen keinen Werth auf solche Phantasien, denn das sind sie, sondern halten am amerikanischen Ursprung des Tabackrauchens fest. Die Pfeifenköpfe aus den Mounds am Ohio sind von Professor

*) Ich erlaube mir, daran zu erinnern, daß ich im Jahre 1851, als bei uns in Deutschland die nordamerikanischen Alterthümer nur erst geringe Beachtung fanden, den Versuch gemacht habe, eine übersichtliche Darstellung derselben zu geben. Das ausgezeichnete Werk von Squier und Davis war kurz vorher erschienen, ich benutzte aber auch die übrigen, damals vorhandenen Quellen. „Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen. Mit besonderer Berücksichtigung der Eingeborenen und der indianischen Alterthümer &c." (Braunschweig, Westermann.) Das vierte Hauptstück, S. 226 bis 290, giebt eine Schilderung der indianischen Ueberlieferungen, der Sprachen, Schriftgemälde und Bilderschrift, der Bilderzeichen als mnemonischer Hülfsmittel, des Wampums, der religiösen Vorstellungen; der Opfer, Fasten und Träume, der Zauberer und Wahrsager; des Todtenfestes; der Vorstellungen vom Wesen der Seele; des Indianerparadieses; der Jagdmedicin, der Gesänge, Sagen und Legenden; der Bildersteine (Schingabawa wossins); dann des häuslichen Lebens; Feste, Tänze, Musik; Kriegsgesänge und Kriegerweihe, der Kriegszüge; der Totems, der Erbfolge &c. — Die „Alterthümer im Stromgebiete des Mississippi" werden von S. 290 bis 324 behandelt, und es sind in diesem Abschnitte alle in obigem Aufsatze berührten Gegenstände behandelt worden: — die Moundbuilders; die alten Erdwerke; die regelmäßigen Umwallungen und Vertheidigungswerke; die Umwallungen zu religiösen Zwecken, die gebahnten Wege; Aufwürfe in Gestalt von Thieren (mit Abbildung); die Pyramidenhügel und Chunk Yards in den Südstaaten; die Denkmäler im Nordwesten; die Opfer- und Begräbnißhügel; die Todtenkammern; Geräthe und Schmucksachen in den alten Hügeln (— mit Abbildungen, z. B. eines geschnitzten Pfeifenkopfes mit steinerner Röhre &c. —); Steinplatten mit Skulpturen &c.

Karl Andree.

Church aus Cirencenster beschrieben und nach dem Material, aus dem sie bestehen, in vier Classen geschieden worden. Ein harter, kieseliger Thon, unserm Wetzschiefer verwandt, diente zur Fabrikation der ersten Art. Dann kommt ein thoniger Eisenstein, ein brauner eisenhaltiger Chlorit, und zuletzt ein mergeliger Kalkstein. Diese Materialien, meint Church, sind nicht durch Pressung oder Formung, sondern durch Schneiden und Meißeln in die Gestalt der Pfeifenköpfe gebracht worden. Nach Church kannten die alten Amerikaner keineswegs die Drehscheibe bei ihren Töpferarbeiten, und er weist nach, daß manche Töpfe in der Form eines Binsenkorbes geformt wurden; diese Binsen wurden dann durch Abbrennen entfernt, aber die Korbflechtung zeigte sich dann noch deutlich auf der Außenseite des Topfes ausgeprägt *).

Nachdem die Amerikaner so viel europäische Kunstschätze und Alterthümer in ihr Land geschleppt haben, können wir uns nur freuen, daß durch die Blackmore'schen Erwerbungen einmal das Umgekehrte stattfand. Salisbury mag sich aber zu der in der That einzigen Sammlung Glück wünschen.

*) „Wo irgend im Westen eine größere Wohnstätte der Indianer vorhanden gewesen, liegen noch heute allemal Bruchstücke irdener Geschirre umher, namentlich dort, wo die Todten begraben wurden. Die Töpferarbeit war Sache der Frauen, und namentlich jene im Süden hatten es darin zu großer Geschicklichkeit gebracht. Sie kneteten den Thon über Modellen, z. B. einem Kürbis, und härteten die Gefäße in einem besondern Ofen. Für größere Geschirre verfertigten sie Modelle aus Flechtwerk in zierlichen Formen, die sich in Thon abdruckten und auf demselben Verzierungen bildeten. Die alten Hügelbauer waren in der Bereitung irdener Gefäße den heutigen Indianern bei Weitem überlegen; manche noch jetzt vorhandenen Proben ihrer Geschicklichkeit und ihres Geschmacks lassen in Betreff der Zierlichkeit, des Musters und der feinen Ausführung auch nicht das Mindeste zu wünschen übrig." (S. 309.) — Es ist viel darüber hin und her gestritten worden, ob die Töpferscheibe den Hügelbauern bekannt gewesen sei. Ein Herr Hitchcock wollte am Flints-River in Georgien ein noch nicht fertiges Geschirr auf der Drehscheibe gefunden haben, ist aber den Nachweis schuldig geblieben. Schoolcraft (Notes on the Iroquois, p. 223) schreibt: „There is no evidence in the structure of any of this species of pottery, at least in these latitudes (am Ohio und im westlichen Neuyork) that it had been raised or formed on a potters wheel." Die Aliks, Töpfe der heutigen Indianer, haben keine Beine; man stellt sie in das Feuer, indem man die Gluth ringsum aufhäuft; auch die Hügelbauer scheinen solche Topfbeine nicht gekannt zu haben, wenigstens habe ich an allen den bildlich dargestellten Geschirren, welche ich gesehen habe, dergleichen nicht bemerkt.
K. A.

Ein König von Siam als Reformator des Buddhismus.

H. S. Aus der ältern englischen Geschichte ist bekannt, daß unter Wilhelm dem Eroberer die Curfew-bell eingeführt wurde. Wann und wo sie angezogen wurde, mußte alles Feuer auf den Herden und jedes Licht bedeckt (couvre-feu) oder ausgelöscht werden. Diese Sicherheitsmaßregel des härtesten normannischen Feudalsystems mag in belagerten Festungen noch jetzt ihre Anwendung leiden. Aber wer möchte sie sonst noch anordnen? Und doch scheint es, als ob es gewissen lichtscheuen Verfinsterern und Freunden pfäffischer Verdunkelungspläne in diesen Tagen des heftigsten Kampfes zwischen Ahriman und Ormuzd um nichts Geringeres zu thun sei, als jene Feuerbedeckungsanstalt selbst in Deutschland und auf einem weit höhern, auf dem geistigen Gebiete von Neuem in Gang zu bringen.

Solchen Bestrebungen gegenüber ist es interessant zu sehen, wie in neuerer Zeit selbst der Buddhismus seiner abergläubischen Umhüllungen sich zu entkleiden sucht, und denkende Anhänger desselben sich dem Lichte der europäischen Wissenschaft zuwenden. Vor Kurzem erschien in London die vom englischen Gesandtschaftssecretär Henry Alabaster im Auszügen herausgegebene Uebersetzung des ersten, von einem Siamesen ohne ausländische Hülfe gedruckten und veröffentlichten Werkes. In demselben beschäftigt sich der geist- und kenntnißvolle Verfasser, Chao Phia Thipakon, der von 1856 bis 1867 Schatzmeister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Siams war, vornehmlich und zwar eben in jenem Sinne mit religiösen und philosophischen Fragen. Hierbei gedenkt er des letzten Ersten Königs als eines aufgeklärten Mannes, der mit seinen Ideen und Argumenten vollständig übereingestimmt habe, und Alabaster fügt die Bemerkung hinzu: „Hätte der König in einer spätern Periode des Lebens seine Ideen veröffentlichen können, wir hätten von ihm noch mehr Aufklärung erlangt, als das Buch gewährt, welches wir heute unseren Lesern vorlegen." Ueber diesen in jeder Beziehung hervorragenden und interessanten Mann brachte nun „The Register" schon in demselben Monate vorigen Jahres, in welchem der Handelsvertrag zwischen Oesterreich und Siam abgeschlossen wurde, einen von Sir John Bowring verfaßten Nekrolog, dem wir folgende Mittheilungen entnehmen:

Phra Bat Sombet Phra Paramenar Maha Chula Mongkut, der vierzigste unumschränkte Herrscher Siams seit Phra Rama, welcher die Monarchie im Jahre 1352 gründete, und der fünfte der Dynastie, welche 1782 durch den berühmten siamesischen General Phra Bauroma Racha auf den Thron kam, wurde am 18. October 1804 geboren.

Als er 13 Jahre alt war, erhielt er von seinem Vater den Titel Chau Fa mit dem höchsten Adelsrange. Seine Erziehung war eine sehr sorgfältige, allein die Lehrbücher bildeten hauptsächlich palisisch und siamesisch geschriebene, aus denen er auf dem Gebiete der Kosmogonie die unsinnigsten Begriffe erhielt, während die ausschweifendsten Liebesgeschichten des Orients die Nahrung für seine Phantasie ausmachten. Daß ihn jedoch nachher das Lesen europäischer wissenschaftlicher Werke und sein Verkehr mit intelligenten Fremden aus der Knechtschaft der Ignoranz vollständig befreiten, zeigte sich in jeder Correspondenz und Unterhaltung mit ihm. Ich entsinne mich noch recht wohl, berichtet Bowring, wie er einmal zu mir sagte: „Ich habe in den buddhistischen Büchern Alles zu verwerfen gelernt, was mit den wissenschaftlichen Entdeckungen unserer Zeit im Widerspruch steht."

Seine erste Frau nahm er schon in einem Alter von 17 Jahren, und ein Jahr darauf gebar sie ihm einen Sohn. Als er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, starb sein Vater und riß ein illegitimer älterer Bruder den Thron an sich. Der Usurpator regierte 27 Jahre lang, sein jüngerer Bruder aber hatte sich in ein Kloster zurückgezogen, das für ihn ein Schutzort wurde, da er auf Verlangen der Bonzen die Gelübde — darunter auch das der Keuschheit — ablegte, und in Folge dessen seine Person eine geheiligte war. Diese

Zurückgezogenheit währte so lange, als sein Bruder regierte, und er selbst ward in den zwei von ihm bewohnten Tempeln zur Würde eines Hohenpriesters erhoben.

Er besaß stets eine große Neigung für das Studium; nicht nur, daß er daher die heiligen Sprachen, in denen die buddhistischen Bücher geschrieben sind, genau kannte, er beherrschte auch das Lateinische so vollkommen, daß er in dieser Sprache eine Autobiographie hätte schreiben können. Seine Kenntniß des Englischen verdankte er anfänglich weniger der Conversation, als dem Studium von Wörterbüchern; dies machte sich auch oft an eigenthümlichen Ausdrücken, die er gebrauchte, bemerklich: so wollte er sich der Wörter Zenith und Nadir auch für gewöhnlich statt der Wörter above (oben) und below (unten) bedienen. Später jedoch brachte er es, hauptsächlich seit seinem Verkehre mit den amerikanischen protestantischen Missionären, zu einer großen Gewandtheit im Englischsprechen. Ich entsinne mich, sagt Bowring, daß der König, nachdem er mich als Gesandten Ihrer Britischen Majestät offieiell empfangen hatte, mich zu sich in die Privatgemächer des Palastes einlud und mir sagte, daß er nur ein einziges Wort in der Aussprache nicht verstanden hätte, welches ich ihm also erklären möchte. Die Scene war überaus interessant. Den ganzen „Reichthum von Ormus und Indus“, mit dem angethan er auf dem Throne gesessen, das goldene Scepter und die reichverzierte Krone hatte er mit einem leinenen Hemd vertauscht, während er auf seinen Knien ein kleines, völlig nacktes Kind, im Alter von sechs oder sieben Jahren, hielt, das bloß mit einem Kranze von weißen, wohlriechenden Blumen geschmückt war. Die „Berührung der Natur“ genügte aber schon, um sich zu einem wirklich so hervorragenden und trefflichen Manne hingezogen zu fühlen.

Erst im Jahre 1845, in einem Alter von etwa 41 Jahren, fing er an, sich systematisch zu unterrichten. Er lud da die Missionäre zu sich in seinen Tempel ein und nahm drei oder vier Mal die Woche Unterricht. Oft schickte er sein Boot mehrere Meilen weit, um seine Lehrer geleiten zu lassen, denen er auch ein Domicil für unterwegs verschaffte, wo es ihnen gestattet war, ihrem Zwecke, der Bekehrung der Eingeborenen, zu dienen. Hierbei sei hinsichtlich der Buddhisten im Allgemeinen bemerkt, daß sie sehr tolerant in Sachen des Glaubens sind*). Auch der König von Siam war es. Trotzdem kann man nicht sagen, daß die mühevollen und lange fortgesetzten Anstrengungen, die Siamesen zu Christen zu machen, erfolgreich gewesen.

Die Missionäre geben zu, daß der Prinz gegen die mit ihm über religiöse Fragen geführten Gespräche niemals etwas eingewendet, und wollen auch keine Gelegenheit versäumt haben, bei der sie ihn mit ihrem Glauben bekannt machen und für ihre Anschauungen die stärksten Argumente bieten konnten. Allein der Eindruck war gering, und „wenn auch,“ wie einer von ihnen berichtet, „der Prinz, unbefangen genug, häufig einräumte, daß er hohe Achtung vor dem Christenthum habe, ja daß er auch glaube, dasselbe werde einst die ganze Menschheit umfassen, so behauptete er doch, daß es die Pflicht der Buddhisten sei, an der Religion ihrer Vorfahren bis zum letzten Augenblicke festzuhalten.“ In den darauf folgenden Erörterungen über religiöse Gegenstände erhitzten sich manchmal beide Theile sogar bis zur Heftigkeit. „Dies führte aber unglücklicherweise dahin, daß der Prinz, der sich schließlich außer Stande sah, in der Rüstkammer des Buddhismus irgend eine Waffe aufzufinden, welche zur Bekämpfung der Argumente seines Lehrers genügt hätte, mehr und mehr gereizt wurde, und zuletzt den Wunsch aussprach, von dergleichen Discussionen ganz abzustehen,“ worein sich natürlich der liebenswürdige Missionär fügen mußte. „In einer jener Discussionen war es,“ erzählt derselbe, „daß einmal der durch die Stärke der evangelischen Wahrheit in die Enge getriebene Prinz den furchtbaren Ausspruch that: „Ich hasse die Bibel aufs Höchste!“ und in diesem Stadium des Widerstandes gegen die Bestrebungen, den Geist Gottes auf seine Seele wirken zu lassen, schreckte er auch davor nicht zurück, die christliche Religion — wie ich mit vieler Betrübniß erwähnen muß — ins Lächerliche zu ziehen, sobald er in der Folgezeit mit den protestantischen Missionären zufällig darauf zu sprechen kam. Niemals aber scheint er eine solche Mißachtung Christi (?), wie gegen mich, wieder geäußert zu haben, vielmehr hat er öfters gezeigt, selbst noch einige Monate vor seinem Tode, daß er sich auf seinem religiösen Standpunkte nicht gerade wohlfühlte.“

Dies ist, wie gesagt, der sehr einseitige Bericht eines Missionärs über des Königs Verhalten und Charakter. Ich bin aber in der Lage, bemerkt Bowring dazu, auch dessen Ansichten über das Verfahren der Missionäre mittheilen zu können. Er sagte: „Die christliche Religion mag für die christlichen Nationen passen, nicht für uns. Ich habe in den buddhistischen Büchern Alles verworfen, was den Gesetzen, welche die Welt regieren, zuwiderläuft. Die Bibel aber enthält Lehren, die sich mit den Forschungsresultaten der neueren Naturwissenschaften nicht in Einklang bringen lassen. Aus dem Lichte und der Erkenntniß der Gegenwart kann ich nicht in die Dunkelheit und Unwissenheit der Vergangenheit tauchen. In allen Religionen finden sich Wahrheiten; wenn Euch Eure Religion lehrt, mich zu lieben, wie mich die meine lehrt, Euch zu lieben, so müssen solche Lehren in beiden Religionen wahr und göttlich sein. Ich hindere die Missionäre nicht an dem Versuche, meine Unterthanen zu bekehren, — es ist ihnen aber niemals gelungen, und ich glaube auch nicht, daß es ihnen jemals gelingen wird. Ich gab den Katholiken 140 meiner annamitischen Gefangenen (Sklaven), sie sollten sie zu Christen machen, wenn sie es könnten. Die Katholiken verstehen sich besser darauf als die Protestanten.“

Nach dem Berichte eines Missionärs hatte sich übrigens in Siam wie in Britisch-Indien — wo die Brahma-Somaj, zu denen etwa 2000 aus höheren Kasten Indiens gehören, den Götzendienst gänzlich abgeschafft haben — eine neue buddhistische Schule gebildet. In Bangkok war der verstorbene König ihr Haupt. „Als dieser nämlich noch Priester war und sich von den protestantischen Missionären Gützlaff, Tomlin und Abeel unterrichten ließ, sah er ein, daß der Versuch, die Echtheit der 85,000 Bände heiliger Bücher zu beweisen, welche bisher von allen Lehrern des Buddhismus für eanonisch gehalten worden waren, der größte Unsinn wäre. Diese Ueberzeugung befestigte sich ohne Zweifel immer mehr in ihm, als er bei Herrn Caswell Unterricht nahm, und da sie ihm auch den Muth gab, seine Ansicht offen und laut auszusprechen, ward er der Vater einer neuen Schule, welche sich bis zu seiner Thronbesteigung ungemein schnell verbreitete. Damals umfaßte sie nicht nur all die Hunderte seiner eigenen Schüler in den Tempeln, deren Oberpriester er war, sondern auch eine große Anzahl angesehener Männer.

Der große Anstoß, welchen die religiöse Forschung — der Fortschritt des freien Denkens — erhalten hat, ist überhaupt kein einseitiger geblieben; die Bewegung hat nicht nur die Christen, sondern auch die mohammedanischen und jüdischen Secten erfaßt, und wird nachgerade als ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit anzusehen sein, die man ganz

*) In Japan mit seinen Christenverfolgungen ist zwar der Buddhismus auch sehr verbreitet, aber er ist dort mit der Sintoreligion vermischt und hat auch politische Ursachen.

eigentlich als eine Aera der religiösen Emancipation bezeichnen kann.

„Jene Schule," fährt der Missionär fort, „soll Tausende von Bänden der alten heiligen Bücher verworfen haben, insbesondere solche, deren Inhalt nicht mit der Kosmographie in Einklang zu bringen war, und dann auch Anschauungen der ganzen christlichen Welt vertrat. Damit glaubte der Prinz etwas für ewige Zeiten gethan zu haben." Der Missionär hätte sagen sollen, daß auch diejenigen kosmographischen Anschauungen, welche aus den biblischen „Offenbarungen" abgeleitet und demgemäß „für die Anschauungen der ganzen christlichen Welt gehalten werden" (es aber in der That längst nicht mehr sind), von dem siamesischen Prinzen vollständig verworfen wurden. „Indessen," meint der Missionär, „die Principien der neuen Schule waren, wie man schon im Voraus annehmen konnte, aufgeklärter und liberaler, als sich die alte jemals hätte träumen lassen. Und hier finden wir die Grundlage der Kenntnisse in der Geographie, der Astronomie und dem Handel, durch welche sich der Prinz nachmals als König so sehr auszeichnen sollte." Dann folgt eine sehr natürliche Expectoration enthusiastischen Eifers und vereitelter Hoffnung. „Wohl kann die christliche Welt ausrufen: O, daß er sich doch willig der Macht der sittlichen Wahrheit hingegeben, sich in der Bibel unterweisen und den Geist Gottes durch seinen glaubensstarken und von ihm hochverehrten Lehrer auf sich hätte wirken lassen!" Aber der Schüler konnte sehr natürlich seinem Lehrer erwiedern: „Wenn der Gott, mit dessen Geiste Ihr lehret, in seinen Zwecken allweise, in seinem Willen allmächtig und in seiner Vorsehung allgütig ist, wie kann Euch da der Versuch, mich zu überzeugen, fehlschlagen, mich, dessen Ueberzeugungen Euch im Verfolgen Eurer angeblichen Aufgabe so nützlich sein würden?" — „Seine Popularität," fährt der Missionär fort, „war sowohl in seiner Eigenschaft als Prinz wie als Oberpriester so groß, daß er, hätte er den Christenglauben angenommen, höchst wahrscheinlich in dieser Richtung auf viele seiner Anhänger — des jungen Siams — ebenso gewirkt haben würde, wie dies hinsichtlich ihrer früheren Ansichten vom Universum der Fall war." Sicher und gewiß; nur kann es jedoch auch sein, daß in ersterer Beziehung die Argumente nicht dieselbe Kraft zu überzeugen besaßen und nicht besitzen konnten; daß die gewünschte Richtung nicht diejenige war, welche „unter Gott" die großen Gesetze des Universums zeigen und verkünden. „Indessen," sagen die Missionäre, „die Rathschlüsse des Herrn sind für uns unerforschlich, und wir preisen sie und glauben nicht, daß an ihnen der Widerstand eines siamesischen Prinzen etwas ändern kann. Vielleicht wollte es die göttliche Weisheit, daß unsere zwanzig Jahre hindurch für ihn fortgesetzten Gebete nicht direct durch seine Bekehrung zum Christenthum beantwortet werden sollten." Da könnte denn doch gefragt werden, ob die Erfolglosigkeit der Gebete wirklich in der „göttlichen Weisheit und Allwissenheit" gelegen, oder ob sie nicht vielmehr in der Thorheit der Gebete selbst zu suchen sein dürfte? Aber die Missionäre wissen sich eben mit Floskeln zu trösten. „Sollen wir nicht vertrauensvoll uns der Hoffnung hingeben," fragen sie, „daß unsere Gebete bloß scheinbar unerfüllt geblieben sind? Sprechen nicht für ihre Annahme im Himmel die großen zeitlichen Segnungen, welche sie bereits zur Folge gehabt haben?" Der Gegenwart der amerikanischen Missionäre verdankt also Siam sein Gedeihen! Ein recht angenehmer Glaube allerdings.

Die Mißregierung des vorvorigen Königs, die kurzsichtige Politik, in der er alle Vortheile von sich wies, welche aus freundschaftlichen Beziehungen zu fremden Mächten, aus dem diplomatischen und mercantilen Verkehre mit ihnen erwachsen wären, hatte eine große Unzufriedenheit im Lande hervorgerufen und den Prinzen fast bestimmt, es zu verlassen, um ein freiwilliges Exil in einem Theile der britischen Besitzungen zu nehmen. Diese Absicht schrieben die Missionäre dem Widerwillen zu, welchen die buddhistische Religion erregt hätte. Als sie aber diesem schmeichelhaften Wahne Ausdruck gaben, ward er darüber ganz aufgebracht und erklärte er ihnen: „Bildet Euch nicht ein, daß welche von meiner Partei jemals Christen werden wollen. Wir werden keine Religion annehmen, die wir für eine närrische (foolish) halten." Es darf nun freilich nicht überraschen, wenn so eifrige und feurige Männer, die sich durch den Erfolg ihrer Mühen so wenig ermuthigt gesehen hatten, sich wenigstens mit überspannten Hoffnungen trugen.

Am 3. April 1851 starb der Usurpator, und seine Absicht, seinen Sohn zum Nachfolger ernennen zu lassen, vereitelte der hohe Adel Siams, der mit Einstimmigkeit die Rechte des legitimen Prinzen auf den Thron proclamirte und die Armee auf seiner Seite hatte. Der Sohn des vorvorigen Königs schien auch keine Lust zu haben, den Thron für sich zu beanspruchen, und ließ die Krönung des rechtmäßigen Nachfolgers ruhig vor sich gehen.

Dieselbe fand am 15. Mai statt, und am 2. Juni erfolgte die Krönung des zweiten Königs, seines jüngern Bruders. Die Doppelregierung und die Unterabtheilung der königlichen Würde ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit Siams. Gleich sind die äußeren Formen, welche gegen die zwei Könige beobachtet werden müssen, von der Macht und den Revenuen aber kommen zwei Drittel auf den ersten und ein Drittel auf den zweiten König. Beide unterzeichnen die Verträge mit fremden Mächten, und noch nie hat die Harmonie des Staatswesens unter diesem Dualismus gelitten.

Durch den verstorbenen König wurden große Reformen eingeführt. Er gab sehr bald die Absicht kund, die officiellen Geschäfte in derselben Ordnung, wie an den europäischen Höfen, vornehmen zu lassen. Auch wünschte er den wissenschaftlichen Unterricht und das Studium der englischen Sprache in den Schulen eingeführt zu sehen, und lud die Frauen der Missionäre ein, die Damen des Palastes zu unterrichten. So hatten einmal 20 Frauen und Nebenfrauen des Königs Unterricht, allein das Experiment war nicht von Dauer. Die amerikanischen Lehrerinnen hielten es für ihre ganz besondere Pflicht, die weiblichen Familienglieder des Königs auch mit der „biblischen Geschichte" bekannt zu machen; das war jedoch unvorsichtig, da diese den buddhistischen Anschauungen gegenüber nicht anders als abgeschmackt erscheinen mußte, und nach drei Jahren wurde der Unterricht wieder eingestellt. Die Missionärinnen freilich geben dafür hauptsächlich folgende Ursachen an: „Erstens die steigende Furcht, daß die Lehrerinnen, von denen es bekannt war, wie sehr auch ihnen die Verbreitung des Christenthums in Siam am Herzen lag, fast mit Nothwendigkeit in diesem Sinne auf ihre buddhistischen Schülerinnen einwirken und sich diese schließlich vom Glauben ihrer Eltern abwenden würden; zweitens waren viele ihrer Schülerinnen Mütter geworden und wurden in Folge dessen zu sehr in ihren Studien behindert; drittens endlich ließen auch die Haremssorgen nicht viel Zeit dazu oder zogen das Interesse ab." Aber selbst nach den Aussagen der Missionärinnen war der Einfluß des Königs der am wenigsten mißgünstige. Nach mehreren Jahren wurde noch einmal eine Lehrerin in Singapore aufgefordert, nach Bangkok zu kommen. Obgleich diese versprach, in ihrem Unterrichte nicht direct auf eine Bekehrung hinzuwirken, glauben die Missionärinnen doch, „daß sie beim besten Willen dieses Versprechen nicht halten konnte, denn es mußte ihr unmöglich sein, aus englischen Büchern zu lehren, ohne von

Gott und dem Erlöser zu sprechen." Der König scheint auch hier sehr nachsichtig gewesen zu sein; allein nach fünf Jahren „sah er für sie die Unmöglichkeit ein," aus einer der ihr anvertrauten Damen eine gute Schülerin zu machen. Diese negativen Resultate sind sehr zu bedauern.

Von den 81 Kindern des Königs — 39 Söhnen und 42 Töchtern — wurde keines in der Zeit geboren, wo er vom Throne ausgeschlossen war, zwei aber zugleich, als er das 48. Lebensjahr erreicht hatte, und 40 nach seinem 54. Lebensjahre; 14 wurden in den letzten drei Jahren seiner Regierung geboren. Demnach wurden zu seinen Lebzeiten nur sehr wenige von seinen Kindern für den Unterricht reif.

Mag man nun auch von diesem orientalischen Fürsten sagen, was man will, in Einer Beziehung verdient er die höchste Anerkennung. Sein Vorgänger hatte sich hartnäckig geweigert, in irgend welche freundschaftliche Beziehungen zu fremden Mächten zu treten. Die Engländer und Amerikaner hatten eine Revision der Verträge, deren Stipulationen von ihm nicht eingehalten worden waren, sowie die Oeffnung seiner Häfen für die Schifffahrt und den Handel befreundeter Völker vorgeschlagen, allein ohne jedweden Erfolg; er blieb in seinen Gebieten durchaus isolirt. Auf der gesammten Production des Landes lagen die drückendsten Steuern und Monopole, und ausländische Artikel waren durch Prohibitivgesetze ausgeschlossen.

Seit dem Jahre 1855 aber erfreut sich das Land eines wachsenden Gedeihens. In jenem Jahre kam Sir John Bowring mit zwei Kriegsschiffen nach Siam, und obgleich es ihm schwer gemacht wurde, Unterhandlungen anzuknüpfen und sich das alte Element des Widerstandes gegen Concessionen an Fremde sträubte, gelang es ihm doch schließlich, einen gegenseitigen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag abzuschließen, dessen Resultate folgende statistische Mittheilungen zeigen werden:

Im Jahre 1844 liefen in den Hafen von Bangkok 9 siamesische und 9 fremde Schiffe ein. Drei Jahre nach dem Abschlusse des Vertrages waren es 228 fremde und 63 siamesische Fahrzeuge. Im letzten Jahre kamen 100 Segelschiffe und 14 Dampfer unter siamesischer Flagge und 204 fremde Schiffe an, deren Ladung zusammen 146,294 Tonnen betrug; mehr als $2^1/_2$ Millionen Centner Reis wurden exportirt, und 140,000 Centner Zucker; eine entsprechende Zunahme haben die verschiedenartigen, allgemein unter dem Namen Straits bekannten Artikel aufgewiesen, und in diesem Jahre sind schon mehr als 60 Schiffe mit siamesischen Producten nach Europa abgegangen.

Dem englisch-siamesischen Vertrage folgten andere. Viele Fremde ließen sich selbst als Kaufleute in Bangkok nieder; Docks wurden angelegt und Schiffe wurden gebaut, wobei die Menge an Tekholz ungemein zu statten kam. „Millionen von Dollars," sagt eine siamesische Autorität, „flossen seitdem alljährlich nach Siam, wo früher nur etliche Zehntausend gefunden wurden. In Folge dessen mehrte sich der königliche Schatz aufs Reichlichste, füllten sich die Goldkästen der Prinzen und Vornehmen, sowie der siamesischen und chinesischen Kaufleute, und machte sich ein Steigen der Production im ganzen Lande bemerklich. . . . Auf den Flüssen nahm die Zahl der kleinen Boote zu Lustfahrten zu. Ein neuer königlicher Palast ward mit größerer Pracht erbaut, als jemals einer der früheren Könige gezeigt hatte, und in einer Entfernung von je 60 bis 100 Meilen errichtete man Lustschlösser für Seine Majestät."

Mittlerweile sind auch in der Hauptstadt und deren Umgegend große Verbesserungen eingeführt worden. Canäle haben nicht nur die Leichtigkeit der Communication vermehrt, sondern auch dazu beigetragen, große Strecken Landes zu cultiviren. Ebenso findet man jetzt eiserne Brücken und bessere Straßen. Die im Hafen und im Zollwesen vorgenommenen Aenderungen, sowie die durch einen Engländer organisirte Polizei helfen den Schutz der Person und des Eigenthums erhöhen. Die Gerichte sind gleichfalls von der Civilisation nicht unberührt geblieben. Mehrere Regierungsdampfer machen regelmäßige Fahrten zwischen den Häfen von Siam und denen anderer Länder des Orients, und bald werden Telegraphenlinien nicht bloß die Residenzstadt, sondern das ganze Land durchziehen.

Von welchem Geiste der verstorbene König erfüllt war, beweist auch der bemerkenswerthe Umstand, daß die Zahl derjenigen buddhistischen Priester, welche von der Mildthätigkeit leben, in der Hauptstadt allein von 10,000 auf 5000 vermindert worden ist, und daß selbst die Kinder der vornehmsten Familien den einen oder den andern nützlichen und productiven Beruf ergreifen.

Die Liebe zur Wissenschaft, insbesondere zur Astronomie, wurde beim König die Ursache des Todes. Er war stolz auf seine Teleskope und auf andere Instrumente, die er besaß, und vor der großen Sonnenfinsterniß im August vorigen Jahres veröffentlichte er seine eigenen Berechnungen, deren Genauigkeit überraschend war. Mit seinem Gefolge begab er sich nach Hawa Wan, wo er mit den von ihm bewillkommneten Deputationen der englischen und französischen Autoritäten zusammentraf, die dahin zur Berichterstattung über das interessante Phänomen geschickt worden waren. Fieberkrank nach Bangkok zurückgekehrt, scheint er nicht ganz richtig behandelt worden zu sein, wenigstens behaupten die fremden Aerzte, daß ihn die Anwendung von Chinin gerettet haben würde. Die Folgen dieser Unterlassung waren verhängnißvoll.

Es ist ein wohlverbürgtes Gerücht, daß der König vorausgesagt hatte, er würde — wie dies auch wirklich der Fall war — während der großen Fasten der Buddhisten sterben. Zwei Tage vor seinem Hinscheiden rief er seine vertrautesten Freunde zu sich, gab Jedem ein Andenken und sagte dabei: „Ich werde Euch nun verlassen; ich bedarf dessen nicht mehr."

Am Tage seines Todes richtete er ein Abschiedsschreiben an die buddhistische Priesterschaft, dessen Geist aus folgenden Sätzen erhellt: „Alles Seiende ist unverläßlich (vergänglich), ohne Ausnahme; ich selbst war der strengen Nothwendigkeit eines höchsten Gesetzes unterworfen und bin ihr nur etwas zuvorgekommen." Dann ließ er einige Familienglieder und Minister zu sich kommen, beschenkte auch sie mit werthvollen Gegenständen der Erinnerung und legte ihnen die Sorge um seinen ältesten Sohn als seinen Nachfolger auf dem Throne ans Herz, indem er ihnen zugleich auftrug, über die wahren Interessen des Landes zu wachen. Endlich wünschte er noch ausdrücklich, daß der Senabawder (der große Staatsrath) seiner Pflicht, alle Parteien zu versöhnen und Zwistigkeiten vorzubeugen, getreulich nachkommen möchte. Des Königs letzte Worte waren: „Ich gehe nun aus dem Leben; aber verwundert Euch nicht und seid auch nicht betrübt darüber, daß ich Euch so verlasse. Es erfüllt sich auch an mir die Bestimmung, welche alle Geschöpfe dieser Welt haben; es ist die Folge eines unveränderlichen und unvermeidlichen Gesetzes."

Als er diese Worte sprach, ging gerade die Sonne unter, und um 9 Uhr Abends (am 1. October 1868) wurde gemeldet, daß der König im Sterben läge. Sofort begab sich der erste Minister nach dem Palast, doch er hatte ihn noch nicht erreicht, als der König schon verschieden war.

Der älteste ihn überlebende Sohn, geboren am 21. September 1853, wurde am 11. November 1868 als an einem Tage gekrönt, den die buddhistischen Priester als einen glückverheißenden bezeichnet hatten.

Die Häringsfischerei an der südwestlichen Küste Schwedens.

F. Die Zeitungen melden uns, daß in diesem Jahre der Häring sich in ganz ungewöhnlicher Menge an der Küste von Bohuslän eingefunden hat, und daß der diesjährige Häring ganz von der Beschaffenheit ist, daß man daraus auf die Wiederkehr desselben in künftigen Jahren mit ziemlicher Sicherheit schließen kann; er ist nämlich groß, fett und voller Rogen und Milch, oder ganz so wie zu Anfang des Jahrhunderts, da der Häringsfang in jenen von der Natur so verwahrlosten Gegenden großen Wohlstand verbreitete, dann aber verschwand und durch sein Verschwinden auch die bedeutende Bevölkerung der kahlen Skären, die kaum einen Grashalm, geschweige denn einen Busch oder einen Baum hervorbringen, in die bitterste Armuth versenkte. Die Hoffnung auf bessere Tage hat denn auch bereits die Bewohner veranlaßt, Vorkehrungen zu treffen, um die Häringsfischerei in größerm Maßstabe betreiben zu können; unter Anderm haben sich die Fischer und Bauern bei Rörtangen im Härad Inland vereinigt und Zugnetze, einige derselben zu einem Preise von 1000 Rthlr. per Stück, bestellt. Vielleicht steht mit diesem massenhaften Auftreten des Härings im Skagerrak und Kattegat die diesjährige geringe Ausbeute an der Westküste von Norwegen in Verbindung, welche kaum die Hälfte der gewöhnlichen gewesen ist.

Wir wollen hier nach einigen Verfassern, besonders nach einem Götheborger Correspondenten des Blattes „Dagligt Allehanda", einen kleinen Beitrag zu der Geschichte des Härings an der bohuslänschen Küste zu geben versuchen.

Der Häring ist zwar überall unbeständig (das ist auch in Norwegen der Fall, wo er früher hoch im Norden, dann lange zwischen den Vorgebirgen Lindesnäs und Stadt, 59 bis 62 Grad, und jetzt wieder nördlicher massenhaft im Winter oder Frühling aufgetreten ist), am unbeständigsten und wankelmüthigsten aber ist er bei Bohuslän. Hier ist er in großen Massen mehrere Jahre hintereinander unter Land gegangen, dann aber plötzlich verschwunden und hat sich erst nach einem ganzen Mannesalter wieder gezeigt. Es giebt Erzählungen über die bohuslänsche Häringsfischerei von den ältesten Zeiten; eine nähere Kenntniß derselben aber besitzen wir erst seit dem Jahre 1556, und die reichste Fischerei, die jemals dort stattgefunden hat, soll die von dem erwähnten Jahre bis 1587 gewesen sein. Damals wurde jedes Skär, d. h. kahle, aus dem Meere hervorragende Klippe, bebaut, Tausende von Leuten zogen dorthin, und vom Auslande fanden sich jährlich tausend Fahrzeuge ein, um Ladung zu holen. Einzig und allein von Marstrand sollen 50,000 Lasten oder 600,000 Tonnen Häringe ausgeschifft worden sein. Im Jahre 1587 wurde, wie Peder Claussen berichtet, eine Menge von Häringen gefangen, „wobei Gott warnte, er wolle wegen der Gottlosigkeit, welche während des Fischens betrieben wurde, seinen Segen und seine gute Gabe hinwegnehmen." Und so geschah es denn auch: der Fischfang nahm in den folgenden Jahren ab, hörte dann ganz auf und stürzte die Bevölkerung in das größte Elend. Nach dieser Zeit kamen nur einzelne größere Schaaren an, bis nach einer Zeit von 73 Jahren, im Jahre 1660, die große Fischerei von Neuem wiederum begann. Von diesem Zeitpunkte wurde die Fischerei nur von den eigenen Bewohnern des Landes betrieben und diese wurden dabei sehr wohlhabend, bis im Jahre 1675 der Häring durch den Krieg verscheucht wurde. Darauf zeigte er sich wieder bisweilen, besonders 1727, aber jetzt fehlten sowohl Leute als auch Geräthschaften, um Nutzen daraus zu ziehen. Endlich kam er 1746 wieder, und nun begann die letzte berühmte Periode der Häringsfischerei in Bohuslän, welche 62 Jahre oder bis 1808 dauerte. Im Jahre 1747 drang der Häring in großer Menge in die sämmtlichen Fjorde. Als die Fischerei neun Jahre lang gedauert hatte, fertigte die Regierung ein Reglement für die Fischereien, das erste dieser Art, aus. Die Skären waren schwach bevölkert, und daher mußte die Regierung darauf bedacht sein, Arbeitskräfte zu schaffen. Am 27. April 1756 erschien eine Verordnung, in welcher die schwedischen Unterthanen, welche aus dem Reiche entwichen waren und sich im Auslande niedergelassen hatten, zur Rückkehr aufgefordert wurden, mit dem Versprechen, wenn sie die große Meerfischerei betreiben wollten, so sollten ihnen Wohnplätze angewiesen werden, an Stellen, die passende Fischplätze darböten, und sie sollten außerdem Hülfe von der Krone erhalten zur Aufführung von Häusern und Gebäuden.

Nun strömte von dem ganzen Reiche eine Menge von Leuten herbei, und immer mehre Salzereien wurden angelegt. Die Fischerei wurde anfangs nur mit Garnen betrieben, und daher war der Fang nicht größer, als daß die Fische eingesalzen und so abgesetzt werden konnten; als aber dann große Zugnetze eingeführt worden waren und der Fang in einem so enormen Grade zugenommen hatte, daß er unmöglich durch Einsalzen ganz verwendet werden konnte, so mußte die Speculation sich in ein anderes Gebiet begeben. Der Factor J. Fr. Bauer war der erste in Bohuslän, der den Häring zum Thrankochen verwendete. Diese neue Industrie entstand in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und entwickelte sich sehr schnell. Im Jahre 1787 gab es in den Skären 429 Thrankochereien mit 1812 Kesseln, außer 336 Salzereien und Räuchereien und anderen, und es wurden in dem erwähnten Jahre 120,000 Fässer Thran zubereitet, welche nach angestellter Berechnung $2\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Häringe repräsentirten, so daß die Fischerei im Ganzen auf wenigstens 3 Millionen Tonnen geschätzt werden kann. Nun fand aller Häring Absatz; alle Hände arbeiteten, und man hat angegeben, daß außer den Skärenbewohnern 5000 Personen an der Fischerei Theil nahmen. Am 14. November 1766 wurde ein Fischereigesetz für das ganze Reich ausgefertigt, welches bis 1852 gegolten hat, obgleich dasselbe sehr fehlerhaft war und viele Zusätze erhalten hat; 1771 erschien eine Bekanntmachung, welche Prämien für die Anschaffung der besten Häringswaten versprach, und 1774 wurde eine uneingeschränkte Erlaubniß zur Anlage von Thrankochereien gegeben. Diese letzte Verordnung rief in Schweden einen allgemeinen Streit über die Schädlichkeit des Häringsabfalles für die Fischereien ins Leben, einen Streit, der mit allen Waffen des Eigennutzes geführt wurde und der bis zu dem plötzlichen Aufhören der Häringsfischerei im Jahre 1808 fortdauerte.

Inzwischen verschwand der Häring in einer Nacht, nachdem er die Fjorde von Bohuslän 62 Jahre mit einem Reichthum erfüllt hatte, der vielen Tausenden Nahrung gab. Wohin er gegangen war, das wußte Niemand, und das Phänomen hat bis jetzt noch nicht erklärt werden können; aber die Quelle des Reichthums in Bohuslän war versiecht. Die Fischer glaubten, der Häring hätte sich nach Norwegen begeben, woselbst in jenem Jahre der Frühlingshäring in sehr großen Schaaren erschien; aber es wurde bald allge-

mein bekannt, daß der Frühlingshäring eine ganz andere Art war, als die bohuslänsche.

Holmberg sagt in seiner Beschreibung über Bohuslän: „Eine periodische Häringsfischerei ist eine göttliche Strafe und kein Segen; denn wenn der Häring aus Land kommt, so werden alle übrigen Nahrungsquellen versäumt, und die Bewohner schwelgen in Ueberfluß; wenn aber die Fischerei aufhört, so ist man wiederum ärmer als jemals, weil man die große Meerfischerei, die nicht fehlschlägt, versäumt hat.“

Inzwischen war und blieb der Häring weg. Nachdem man viele Mittel versucht und als dadurch zur Gewißheit erhoben war, daß der Häring sich nicht wieder hinschaffen ließ, beschloß die Regierung, die Fischerei wissenschaftlich untersuchen zu lassen, und dieses wurde dem noch jetzt lebenden berühmten Gelehrten S. Nilsson*) in Lund übertragen, welcher ein Stipendium erhielt, um die Westküste von Schweden und Norwegen zu bereisen und dann Berichte über die Fischereien abzugeben. Er lieferte mehrere werthvolle Schriften, aber die von ihm zur Aushülfe der Fischerei eingeschlagenen Mittel (Schonung der Häringsbrut und Verbot der Grundnetze mit feinen Maschen) erhielten nicht den Beifall der Skärenbewohner. Im Jahre 1833 wurde ein Comite ernannt, das zur Einholung von Aufklärungen von dem einen Kinz (Fischerort) zu dem andern reiste und dessen Verhandlungen nebst Nilsson's Reiseberichten in einem Hefte gesammelt und gratis an die Fischer ausgetheilt wurde. Diese aber hielten mit echt schwedischer Zähigkeit fest an ihren Ansichten, und es dauerte lange, ehe die Wissenschaft den Sieg gewinnen konnte.

In den Skären zeigt man noch heutiges Tages Ueberreste von solchen Dingen, die ehemals zu Salzereien angewendet wurden. Bei manchen älteren Personen in verschiedenen Kinzen werden z. B. noch als Zierrathen die zum Thrankochen angewendeten gewaltigen kupfernen Kessel, jetzt blank polirt und Andenken an eine verschwundene Zeit der Größe und des Reichthums, vorgezeigt.

Inzwischen ist es eine Thatsache, daß jetzt 62 Jahre seit dem letzten massenhaften Auftreten des Härings in diesen Skären verflossen sind; nun aber hat es ganz den Anschein, als wollte er sich hier wiederum einfinden. Besonders hat die Art der Häringe, welche in diesem Jahre bei Klädesholmen und Marstrand gefangen worden sind, dieser Hoffnung neue Nahrung gegeben; auch sind, wie bereits bemerkt, Anstalten in den Skären getroffen, um die erwartete reiche Häringsfischerei in großem Maßstabe betreiben und den möglichst größten Nutzen daraus ziehen zu können. Auch in Göteborg trifft man dazu vorbereitende Anstalten: es wird in der Vorstadt Maßhugget eine Salzerei eingerichtet, auch denkt man die jetzt öde stehende Festung Elfsborg bei der Stadt zu miethen und als ein geräumiges und passendes Magazin zu verwenden.

*) Der Professor Nilsson, jetzt 83 Jahre alt, hat sich durch seine vortrefflichen naturgeschichtlichen Werke einenh ohen Ruf in der Welt der Gelehrten erworben; dieser aber ist noch bedeutend vergrößert worden durch seine antiquarischen Forschungen über die Urbewohner Skandinaviens, von welchem classischen Werke vor Kurzem eine neue Bearbeitung erschienen und das auch ins Deutsche übersetzt worden ist.

Aus allen Erdtheilen.

Die Negerrepublik Liberia.

Sie besteht seit nun 50 Jahren, es will aber mit derselben gar nicht vorwärts. Der philanthropische Humbug, welchen man so lange mit ihr getrieben hat, nützt ihr nichts, und Karl Ritter war in starkem Irrthum befangen, als er (1853) Liberia „als einen Lichtpunkt am afrikanischen Negerhorizont“ bezeichnete, „der schon jetzt die schimmernde Morgenröthe eines heraufsteigenden hellern Tagesgestirnes geworden sei, mit erleuchtenden Strahlen ꝛc. ꝛc.“ Während man in Nordamerika den Negern alle Bürgerrechte verliehen hat, kann in Liberia kein weißer Mensch Bürger werden. Es liegt freilich in jenem Fieberlande kein Anreiz vor, welcher einen gebildeten Europäer veranlassen könnte, unter den Halb- und Ganzbarbaren in Monrovia ꝛc. zu verweilen. Die Dinge stehen dort so, daß die Ansiedler nichts thun und noch heute kaum Lebensmittel genug für den eigenen Bedarf erzeugen; Mehl und Salzfleisch lassen sie sich noch in jedem Jahr von Maryland aus schenken.

Wir finden im „Preußischen Handelsarchiv“ einen Jahresbericht des norddeutschen Consuls zu Monrovia für 1868, in welchem mit dürren Worten gesagt wird, „daß die Bedeutung des Handels zu den natürlichen Hülfsquellen der Republik und zur Ausdehnung ihrer Küste noch immer in einem sehr ungünstigen Verhältnisse stehe.“ Die Liberianer wollen nicht arbeiten; sie sind ohne hinreichende eigene Mittel zur Ausbeutung der natürlichen Reichthümer ihres Landes, welche sie sich leicht durch Fleiß verschaffen könnten. „Sie widmen sich fast ausschließlich dem Handel mit den uncivilisirten Eingeborenen, welchen sie die Erzeugung und Einsammlung der hauptsächlichsten Ausfuhrartikel fast gänzlich überlassen!“ Die „Republikaner“ liefern keine Producte; sie erzeugen nichts; sie handeln von den wilden Negern Palmöl, Palmkerne, Rothholz und Elfenbein ein; diese bilden die einzigen Ausfuhrwaaren, welche von den Liberianern gegen europäische Fabrikate eingetauscht werden; Norddeutschland hat 1868 in fünf Schiffen für etwa 200,000 Dollars importirt. Mit statistischen Nachrichten befaßt sich die Regierung der Republik nicht, aber sie treibt Humbug in Europa. So schickte sie 1868 einen Herrn „Chester, Oberst der Armee der liberianischen Republik,“ an verschiedene Höfe. Der schwarze Mann trug einen rothen Soldatenrock mit ganz ungeheuern Epauletten, und erregte am königlich sächsischen Hofe, wo er bei der Neujahrscour natürlich als distinguirte Person figurirte, besonders durch seinen musterhaften Appetit, nicht geringe Aufmerksamkeit. Wir hatten das Glück, den Herrn Obersten Chester zu sehen, bemerkten jedoch, daß es eigenthümlich sei, wenn eine Republik, die gar keine Armee habe, einen Obersten ernenne. Zufällig lasen wir gerade damals im „Pittsburgh Chronicle“, daß Oberst Chester, bevor er in Liberia seinen Rang erworben, zu Cincinnati in Ohio viele Jahre lang zu voller Zufriedenheit der weißen wie der farbigen Kundschaft dem nützlichen Gewerbe des Barbirens obgelegen habe. Um so mehr sei die Humanität des Kaisers von Rußland anzuerkennen, welcher an seinem Hofe zu St. Petersburg den schwarzen Obersten und Diplomaten mit freisinnigster Leutseligkeit behandelt habe. Doch das nur beiläufig.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika giebt es einige Vereine, welche seit vielen Jahren bemüht sind, Neger und Mulatten von dort nach Liberia hinüberzuschaffen; sie haben jedoch nur geringen Erfolg gehabt, und manche, welche die Absicht hatten, in Afrika zu bleiben, sind von dort zurückgekehrt.

Sie fanden in Liberia „zu viel Barbarei“. Nun hat jüngst die „African Colonization Society“ in Neuyork eine Sitzung gehalten, um die Zustände Liberias zu erörtern. Den Bericht darüber hat sie im „African Repository“ bekannt gemacht. Aus demselben ergiebt sich, daß sie 1869 etwa 100 Männer und Frauen und 60 Kinder nach Afrika geschickt hat; sie verausgabte für jeden Kopf — 438 Dollars 80 Cents, und hat damit ihre Casse erschöpft. Aus der von ihr veröffentlichten Correspondenz mit intelligenten Negern geht hervor, „daß die amerikanischen Neger nicht etwa einen civilisirenden Einfluß auf die afrikanischen ausüben, sondern daß gerade das Umgekehrte stattfindet; die amerikanischen fallen in Barbarei zurück.“

Man begreift übrigens, daß es den Eingewanderten in Liberia nicht gefällt.

„Sie erhalten vom Schiffe aus am Lande noch Lebensmittel für die nächsten sechs Monate, doch nicht von bester Qualität, und werden zu 100 bis 150 zusammen in einem großen Raume untergebracht. Bald werden Mehl, Butter, Schinken und Käse ungenießbar; viele Leute liegen schon im ersten Monat am Fieber danieder, und kein einziger bleibt zwei Monate nach seiner Ankunft von einem solchen verschont. Sie finden kaum die allerdürftigste Pflege; es ist nur ein Arzt vorhanden, der auf einem Gebiete von 15 Quadratmeilen prakticirt. Die Behausung wird bald außerordentlich unsauber und so kommt es, daß schon während der ersten sechs Monate der vierte Theil der Angekommenen gestorben ist.“

„Sobald ein halbes Jahr verstrichen ist, müssen die Ueberlebenden jenen Raum verlassen. Sie haben aber keine andere Wohnung und sind alle sehr abgeschwächt, zumeist ohne Geld; sie schlagen also eine Hütte auf, aber ohne Fußboden; dann machen sie etwas Land urbar und pflanzen Kartoffeln und Maniok. Sie leiden aber fortwährend und viele sterben, bevor sie ein Jahr im Lande sind. Man könnte Kaffeebäume pflanzen, aber diese geben erst Ertrag, wenn sie sechs Jahre alt sind.“

„Die Schulen befinden sich im armseligsten Zustande; was man darüber Lobendes verbreitet hat, ist durchaus unrichtig. Ich halte es nicht für angemessen, eine Schaar unwissender Menschen aus einem Lande fortzuschaffen, wo sie Schulen und Kirchen finden, wo sie gesundes Klima haben und sich anständig zu ernähren Gelegenheit finden, und sie in ein Land zu bringen, wo das Klima mörderisch ist, wo sie wenig Schulen und Kirchen finden und wo sie ihr ganzes Leben in Armuth und Elend verbringen.“

„Ich habe kein Recht, der Colonisationsgesellschaft Vorwürfe zu machen; ich spreche aber die Ueberzeugung aus, daß es unendlich viel besser wäre, wenn sie die unwissenden Leute dort, wo sie einmal sind (in Amerika selbst), unter Obhut nähme und für ihre Civilisation sorgte, — wenn sie nicht eine Anzahl armer, ungebildeter Personen in ein feindliches Land brächte, wo dieselben durch den Einfluß ihrer Umgebung nur noch tiefer sinken, wo sie viel Elend auszustehen haben und wo viele schon nach kurzer Zeit sterben. Durchschnittlich sind in Liberia die Colonisten eben so roh und abergläubisch wie die heidnischen eingeborenen Afrikaner. Man hat wohl gesagt, die Colonisten würden einen civilisirenden Einfluß auf die Heiden ausüben; ich habe aber niemals bemerkt, daß die ignoranten Massen, welche man nach Liberia gesandt hat, solch einen Einfluß geübt hätten. Ich bin ein Freund der farbigen Race und will Alles für sie thun, was in meinen Kräften steht; ich muß aber sagen, wie es sich mit den Thatsachen verhält.“

In einem zweiten Berichte wird erwähnt, daß am Cape Mount die Niederlassung Robertsport gegründet worden sei. „Wir haben in derselben bereits 38 von uns durch den Tod verloren; etwa die Hälfte bestand aus Kindern und Jünglingen. Die Ueberlebenden sind jedoch entschlossen zu arbeiten und sich ein comfortables Heim zu schaffen.“

Ein dritter Bericht an die Gesellschaft, datirt Monrovia, Januar 1870, spricht von den „bedauernswerthen, hülflosen, verhungernden Opfern, die man dorthin geschickt habe. Manche verfallen sofort in heidnische Gewohnheiten (Down they go at once and sink into heathen habits). Nicht wenige dieser Creaturen werfen sofort ihre Kleider ab und gehen landein (zu den Wilden). Vor etwa sechs Wochen kam ein Mädchen in ein Haus, das Kreidestriche auf sein Gesicht gemacht hatte; es trug dicke Ringe über Arm- und Beinknöcheln und hatte ein Stück Zeug um die Lenden geschürzt. Dieses Mädchen war eine Amerikanerin, die ganz vor Kurzem ihre Röcke abgelegt und die Sitten der Eingeborenen angenommen hatte. Solcher Personen giebt es, männliche wie weibliche, schockweis im Lande, und wenn nicht etwas ganz Außerordentliches geschieht, werden sie viele Nachfolger finden.“

Die Völkerwanderung innerhalb der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß eine große Verschiebung der Bevölkerung im Gebiete der Vereinigten Staaten bemerkbar sei. In der jüngsten Zeit hat die Wanderung einen geradezu kolossalen Maßstab angenommen, wie aus der nachfolgenden Schilderung, die wir einem deutsch-amerikanischen Blatte entnehmen, hervorgeht.

„Von allen entfernten Gegenden, Staaten und Territorien des fernsten Südens und Westens kommen gleichlautende Berichte über Herbeiströmen oder Durchpassiren wandernder Massen.

Texas und Kansas sind die zwei Staaten im Südwesten, welche die massenhafteste Einwanderung anziehen. In Texas wird sie seit Jahresfrist auf nahezu 30,000 geschätzt, ist aber fortwährend im Steigen. Seine ungeheuren fruchtbaren Prairien, die noch Platz für Millionen bieten, locken ebenso den Ackerbauer wie den Viehzüchter; sein Klima und sein Boden ziehen ebenso den Mann des Nordens wie den des Südens an, ebenso die weiße wie die schwarze Race.

Die Fruchtbarkeit von Kansas ist anerkannt und im letzten Jahresberichte des landwirthschaftlichen Bureaus zum Staunen Aller hervorgehoben worden. Mais brachte daselbst 48 Bushel auf den Acker, während das so fruchtbare Illinois nur 22 erzeugte. Weizen, Fruchtbäume 2c. liefern ebenso ausgezeichneten Ertrag. Durchschnittlich besteht der Zug der Einwanderer nach Kansas wie nach Texas mehr aus Weißen, namentlich strömen Massen von jungen Leuten aus den südlichen Staaten herbei, welche dort eigenen Grundbesitz erwerben wollen, da man in jenen Staaten zwar zur Anlockung europäischer Einwanderung Erwerb von Grundbesitz als Arbeitslohn anbietet, aber dabei sehr zu vergessen scheint, daß man noch Massen von arbeitsfähigen Landsleuten hat, welche unter ähnlichen Bedingungen in ihrer alten Heimath bleiben würden.

Auch bei den Negern würde bei Gewährung günstiger Bedingungen zum Erwerb der Ländereien der Wandertrieb aus den südlichen Küstenstaaten Virginien, Nord- und Südcarolina und Georgia nicht so stark sein, obgleich bei ihnen schon das Klima und der Bau der alten südlichen Stapelproducte weiter nach Süden lockt. Ihr Zug geht, wie es scheint, vorzüglich nach den Mississippinicderungen im südlichen Mississippi, in Arkansas, Louisiana und auch nach Texas. Diese Wanderung kommt von allen Seiten herbei und zählt seit Ende des vorigen Jahres nach Zehntausenden. Bekanntlich geben die Baumwollenpflanzer in jenen Gegenden höhern Lohn als in den südlichen Uferstaaten, wo Krieg und Mißwachs nachwirken, während die eigentliche Heimath des Baumwollenbaues nach einigen trefflichen Ernten sich eines zunehmenden Wohlstandes erfreut.

Der Hauptzug der Neger geht über Chatanooga, wo binnen kurzer Zeit über 30,000 passirt sein sollen, wie neuere Berichte melden.

Die Wanderung nach den eigentlichen Minengegenden scheint nicht so bedeutend zu sein, doch erstreckt sie sich auch noch den zum Ackerbau geeigneten Strichen in nächster Nähe und dehnt sich bis nach Californien und Oregon wieder in hohem Grade aus, so daß sich von San Francisco warnende

und abmahnende Stimmen hören lassen. Sie beziehen sich jedoch weniger auf Zuwanderung von Farmern, für welche der gesegnete Boden Californiens sofort Raum, Arbeit und Brot genug hat, als auf Handwerker und Handarbeiter, die in den Städten, in den Fabriken oder bei Bauten Arbeit suchen. Die Chinesen haben hier den Lohn gedrückt, und die Nachfrage nach Arbeit ist bereits viel größer als die nach Arbeitern.

Daß nördliche Capitalisten in Masse Landkäufe in den südlichen Küstenstaaten, namentlich in Virginien, Nord- und Südcarolina machen, davon kann ein Blick in die südlichen Blätter überzeugen, die fortwährend triumphirend die vielen und großen Landerwerbungen nördlicher Käufer anzeigen. Dazu gesellt sich die Einwanderung von Arbeitern aus den östlichen Küstenstaaten des Nordens. Aus den Neu-Englandstaaten, die wie immer überallhin ihre Sendlinge schicken, geht ein starker Zug nach den Staaten jenseits des Mississippi, und der Bau der nördlichen Pacificbahn wird denselben noch bedeutend vermehren. In den Mittelstaaten machen Tausende den nachrückenden Colonnen aus Europa Platz, indem sie weiter westwärts, aber auch nördlich nach Minnesota und Dacotah rc. vordringen.

Europa in seiner Völkerwanderungszeit mag kein Bild einer so allgemeinen, über ein so ungeheures Gebiet ausgedehnten Wanderung dargeboten haben, wie im Augenblick die Vereinigten Staaten."

Ehescheidungen in Nordamerika. Präsident Woolsey, unter dessen Leitung das Yale College steht, hat ein Werk über die Ehescheidungen vom juristischen Standpunkte aus verfaßt. Aus nicht weniger als 23 Staaten hat er die statistischen Angaben genau verglichen. In Vermont wurden im Verlaufe von 5 Jahren 571 Ehen getrennt; davon wegen Ehebruchs 164, bösliches Verlassen 138, schwere Mißhandlung 136 rc. — In dem frömmelnden, Bibeln, Mäßigkeitstractätten und Missionsschriften vertheilenden Puritanerstaate Massachusetts kamen in derselben Zeitfrist 1264 Scheidungen vor; davon 564 wegen Ehebruchs, also etwa 42 Procent; Desertion 589 oder etwa 45 Procent; grausame Behandlung 122 rc. — In Ohio 3801 Scheidungen; davon wegen Ehebruchs 835, wegen Desertion und Vernachlässigung 1050, grausamer Mißhandlung 440, wegen Trunksucht 196. — In Vermont kamen binnen 7 Jahren auf 15,710 Heirathen 730 Scheidungen, also 1 auf 31; in Massachusetts in 4 Jahren auf 45,372 Heirathen 1022 Scheidungen, 1 auf 44; in Ohio 1866 auf 50,579 Verheirathungen 1869 Scheidungen, 1 zu 26. — In Connecticut in einem Zeitraume von 8 Jahren auf 33,227 Verheirathungen 2910 Scheidungen, oder etwa 1 zu 11!

Keltischer Gräberfund in Böhmen.

R. A. Der Unfug, welchen die Tschechen auf dem Gebiete der Archäologie treiben, ist ein außerordentlicher. Alle interessanten Alterthümer wurden zu slavischen gestempelt, um dem überschwenglichen nationalen Enthusiasmus zu huldigen, und es gab schließlich — wenn man den Tschechen glauben sollte — kein keltisches und markomannisches Alterthum mehr! Das ist bei der „wissenschaftlichen" Methode jener verrannten Nationalitätseiferer ganz erklärlich. So lange es sich um ein einzelnes Object und dessen Bestimmung handelt, konnte jene tschechische Einseitigkeit ihr Unwesen treiben, sobald aber das anthropologische Moment mit ins Spiel kommt, sobald man auch die in den Gräbern mitgefundenen menschlichen Ueberreste einer wissenschaftlichen Untersuchung unterwirft, ergiebt sich mit vollständiger Gewißheit, daß die Völker der böhmischen Hügelgräber mit bloßen Bronzegeräthen, wie die der flachen Gräber mit bloßen oder vorwiegenden Bronzegeräthen nicht slavischen, sondern der Form der darin gefundenen Schädel nach keltischen oder germanischen Stammes sind, wie dies durch die Dolichocephalie der Schädel bewiesen wird, denn die Slaven sind bekanntlich das einzige brachycephale indogermanische Volk. Zu bedenken ist ferner, daß, wenn man — wie das ja alle Historiker thun — die Ankunft der Tschechen in Böhmen ins fünfte oder sechste Jahrhundert nach Christus setzt, diese damit auch bereits im vollen Zeitalter des Eisens standen, das damals in Mitteleuropa schon unbedingt herrschte. Mit dem slavischen Ursprung jener alten Gräber ist es also nichts.

Höchst interessante Ausgrabungen sind jetzt wieder in den Grabhügeln auf der Hutweide von Piwana (Bezirk Mies) vorgenommen worden. Die dort liegenden 30 Hügel sind aus Steinen und Erde aufgeführt und haben an der Basis einen Durchmesser von 5 bis 8 Klafter. Als vor Kurzem die Hutweide in Feld umgewandelt und die Mehrzahl der Hügel geebnet wurde, stieß man dabei auf zahlreiche interessante Gegenstände. Ueber einer Schicht von Lehm fand man nämlich theils bestattete, theils verbrannte Leichenreste und als Beigaben derselben Blättchen und Ringe von Gold, zahlreiche Schmuckgegenstände von reiner Bronze, bestehend in Armspangen, Ringen, Nadeln, Spiralen, Urnen aus rohem, mit vielen Quarzsandstücken vermischtem Thone, eiserne Spinnwirteln u. s. w. Einige der Grabhügel sind noch ungeöffnet. Der sehr interessante Fund schließt sich zahlreichen anderen des westlichen Böhmens, so denen von Stockau, Chudenitz, Chotieschau bei Jechnitz vollkommen an. Die hier Bestatteten, am Ausgange des Bronzealters Mitteleuropas stehend, gehörten der letzten keltischen Periode Böhmens, ungefähr dem zweiten Jahrhundert vor Christus an. Eine gute Anzahl der gefundenen Gegenstände kam durch die Güte des Finders, Herrn Komarek in Piwana, in die Alterthumssammlung des deutschen Geschichtsvereins in Prag, die gegenwärtig schon an 500 Objecte zählt, und in der nächsten Zeit auch noch durch Beiträge aus Mähren eine bedeutende Vermehrung erhalten wird.

* * *

— Im April gaben die deutschen Turner in Neuorleans einen großen Ball. Die Vorsteher hatten den Neger Oscar Dunn in seiner Eigenschaft als Lieutenant-Governor des Staates Louisiana eingeladen; dagegen legte indeß die Turnerschaft nachdrücklichen Protest ein und entsetzte die Vorsteher ihres Amtes. Herrn Dunn wurde zu wissen gethan, daß er so freundlich sein möge, sich nicht einzufinden, und folgende Resolution genehmigt und veröffentlicht: „Es liegt eine anstößige Verletzung dessen, was sich ziemt und schickt, in dem Versuche, dem Turnverein das Gepräge und den Charakter einer Körperschaft aufdringen zu wollen, welche die Doctrin von der sogenannten gesellschaftlichen Gleichheit der Racen anerkennen und genehmigen. Solch eine Doctrin kann lediglich zu socialer Unordnung, zu Desorganisation und Ruin führen."

— Eine Yankeezeitung, die zu Woodbury in Connecticut erscheinende „Constitution", schreibt Folgendes: „Bei Mullica Hall wurden auf der Farm eines Herrn J. Jessup am 24. April Reste eines fossilen Thieres ausgegraben, eines Mesosaurus; der Kopf ist 6 Fuß lang, das ganze Thier muß 60 Fuß lang und 6 bis 7 Fuß breit gewesen sein. Zwei Reihen Zähne sind gut erhalten; jeder Zahn hat 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge. Das Thier wurde 6 Fuß tief unter der obersten Mergelschicht gefunden. Die Ueberreste sind im Besitze des Professors Marsh vom Yale College.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Madrid.

Ein spanisches Städtebild von Franz Koppel.

II.

In Madrid hat man das Wort afrancesar gebildet und bezeichnet damit die immer mehr einreißende Entwerthung der Nationaleigenthümlichkeiten und die entsprechende Aufnahme farbloser, allgemeinen europäischen Cours habender Sitten und Gebräuche.

In angeborener Grandezza geht der Adel mit dem schlechten Beispiel voran; die stolzen Hidalgos im Frack thürmen Schulden auf Schulden, nur um die unumgänglich nothwendige Zeit der Ausbildung des Chic zu Paris verbringen zu können, womit dem Alpha und Omega ihrer geistigen Ansprüche Genüge geleistet erscheint. Die blaublütigen Nachkommen des Don Quixote, die früher selbst vom Rücken eines andalusischen Rosses herab den Stier mit der Lanze bekämpften, wagen es zum Theil jetzt schon, mit dem modischen Cylinder auf dem Kopfe den Platz der Toros ungestraft zu beschreiten, und in den spannungsvollsten Momenten des Gefechts den Espada durch französische Opernbeifallsrufe ermuntern zu wollen.

Aber in der Arena (leider gerade hier!) herrscht noch ungebrochen das nationale Element; freilich zeigt es sich nicht von seiner günstigsten Seite. Die Zeiten sind übrigens auch schon lange vorbei, da die jungen Damen der Aristokratie in Majatracht erschienen (— wie oft hat die Kaiserin Eugenie es gethan! —) und nachher beim Klange der Castagnetten in den Höfen tanzten. Heut zu Tage überläßt man es den armen Creaturen des untersten Volkes, nationale Abzeichen zu tragen und die vererbten Bräuche auszuüben. Es giebt einige Tage im Jahre, wie z. B. das Fest Johannes des Täufers, da hat das Volk die polizeiliche Erlaubniß, sich mit Spiel und Tanz die Nächte hindurch einmal wieder echt spanisch ausleben zu dürfen.

Doch wie dem auch immer sein möge, man sieht in Spanien und so namentlich auch in Madrid an jedem beliebigen Tage im Jahre noch genug originelle locale Typen, von denen wir einige kurz erwähnen wollen.

Wenn wir die Calle Mayor hinabschlendern, stoßen wir gleich auf einen der interessantesten von ganz Spanien, indem wir an den Buden der Maragatos vorbeikommen. Es sind dies Leute aus einem kleinen Districte der Provinz Leon, welche ihre Heimath verlassen, um in Madrid als Fischhändler ihr Leben zu verdienen, oder, als Arrieros die langen Züge bepackter Maulthiere führend, sonstwo auf der Halbinsel ihr Glück zu suchen. Indessen sitzt die Maragata, welche nie auswandert, unverdrossen auf der heimathlichen Scholle, bebaut das Land und nährt die Kinder, den Mann erwartend wie das Weib des Seemannes. Die Tracht der Maragatos ist, wie unsere Abbildung zeigt, höchst abweichend von den anderen Nationalcostümen der Halbinsel; die Hauptbestandtheile derselben sind ein niedriger, sehr breitkrämpiger Hut, grobes Leinwandhemd mit Metallknöpfen, eine Tuchjacke, welche von einem Ledergürtel umschlossen wird (an letzterm hängen gewöhnlich ein paar kleine Handtaschen) und

daran sich schließend bis an die Knie reichende Pumphosen (Bragas), Strümpfe oder grobe schwarze Tuchgamaschen und Schnürstiefel.

Die Maragaten stehen im Rufe der Ehrlichkeit und weisen Sparsamkeit, gleichwie die Asturier und Galizier; sie gelten für gutmüthig und arbeitsam, zeichnen sich aber durch ein abgeschlossenes stolzes Wesen aus und heirathen z. B. nur untereinander. Sie sind, wie alle Spanier, freien, ich möchte sagen ungebrochenen Sinnes. Vor wenig Jahren noch lebte ein reich gewordener Maragate in Madrid, der die oben beschriebene Tracht um keinen Preis ablegen zu wollen erklärte, als er in die Cortes gewählt wurde.

In der Calle Mayor wimmelt es von Escribanos, öffentlichen Notaren, deren Beschäftigung unter freiem Himmel uns, wie in Neapel und Rom so auch hier, belehrt, daß wir wieder in einer sehr volkreichen Stadt sind, wo die edlen Künste des Lesens und Schreibens nur von Wenigen ausgeübt werden können. Der Südländer geht Morgens gleich auf die Straße; das ist seine erste Beschäftigung; dort läßt er sich die Stiefel putzen und dann dictirt er einem Schreiber ein Billet in die Feder. Ein altes spanisches Sprüchwort sagt: Die Frau eines Notars hat's gut, die kann immer die Hände in den Schooß legen, der Mann verdient Geld:

Mano sobre mano
Como muger de
escribano.

Aber das Volk gönnt den Escribanos den Verdienst nicht und singt darum gern seine Spottlieder auf die „Cagatintas“ (ein sehr respectwidriger Beiname, den wir keineswegs übersetzen wollen), die hinter dem durchlöcherten Biombo, einer Art spanischen Wand, früh und spät ihre kalligraphischen Dienste anbieten.

Einen viel appetitlichern Anblick als die meist schmierigen Tische dieser traurigen Ritter vom Gänsekiel gewähren die Chuferias, sogenannte valencianische Buden, an denen man alle Sorten heilsamer und erfrischender Getränke erhält, wenigstens während der heißen Jahreszeit. Im Herbst ändert sich mit der Nachfrage auch die Waare, und dann füllen die Granatäpfel von Valencia und monströse Trauben aus der Mancha die Verkaufshalle; im Frühjahr Orangen und Citronen. Die Erfrischungen werden (wie bei uns von den sogenannten kohlensauern Jungfrauen) von reizenden Mädchen (Chicas) servirt, die fast immer Valencianerinnen sind und schon durch ihr graziöses Nationalcostüm (Sammtjäckchen mit einem über der Brust gekreuzten Mousselinshawl, kurzes Kleid und silberblauschimmernde Schürze darüber) die Aufmerksamkeit zu erregen wissen. Man nimmt bei ihnen in der Regel ein Glas mitj e mitj („halb und halb“, valencianische Bezeichnung für ein Getränk, das halb aus Mandelmilch, halb aus Gerstensaft besteht, eine Art von Bierkalteschale). Unsere Abbildung zeigt eine solche valencianische Chica, die eben Orchata zu serviren im Begriff ist.



Ein Maragato (ein Bergbewohner in Asturien, Leon 2c., der Güter auf Maulthieren transportirt).

Indem wir uns weiter durch das Massengewühl drängen, stoßen wir jeden Augenblick auf charakteristische Gruppen. Hier hemmen Barberillos unsere Schritte, die jedoch viel langsamer und schwerfälliger als der berühmte Barbier von Sevilla ihr Handwerk mitten auf der Straße treiben; dort haben wir Mühe, einem Jarrero auszuweichen, der seinen ganzen Vorrath von irdenen Krügen auf dem Kopfe balancirt. Besonderer Geschicklichkeit aber bedürfen wir, um ohne Unfall an den Carboneros vorbeizukommen. Es sind dies nicht etwa politische Verschworene, die uns mit Gift und Dolch bedrohen, sondern einfache Kohlenverkäufer, die auf eine raffinirt verkehrswidrige Art ihre Kohlen wägen, indem sie über ein einfaches, aus mehreren zusammengestellten Latten bestehendes Gestell eine lange Stange quer herüberlegen, wie einen Wagebalken, an dem einen Ende desselben die Kohlensäcke befestigen und als Gegengewicht und Gewicht überhaupt sich selbst an das andere Ende hängen. Mit dieser primitiven Wage versperren sie oft eine ganze Straße, und ihnen

in den Weg zu kommen gehört zu den peligros (Gefahren) de Madrid.

Von besonderm Glück darf man sagen, wenn man in einer engen Gasse nicht unrettbar unter einen ganzen Trupp dahingalopirender Esel geräth, von einem wie ein Raddampfer zu beiden Seiten mit Brotkörben hoch beladenen Maulthier an die Wand gedrückt wird, oder an einer scharfen Ecke mit einem Aguador zusammenstößt, der Einen von oben bis unten begießt. Ganz unmöglich aber ist es, dem gellenden Geschrei der Ausrufer zu entgehen, in dem sich Madrid von anderen Städten des Südens, wie z. B. Neapel, nur durch seine specifischen Marktrufe unterscheidet. Jeder Straßenverkäufer hat seinen eigenen Ruf, seine laute Firma, deren unzählige uns fortwährend von allen Seiten her ins Ohr tönen. Das Gemüseweib aus Fuencarral ruft beständig: la rica judia, como la seda! (grüne Bohnen, wie Seide!), oder: y rabanos! y rabanos! (Radieschen!); vaya el peregil (die Petersilie muß gehen); nuevas avellanas como la leche (neue Haselnüsse wie Milch)! — Der Melonero (Melonenverkäufer) preist seine melones à cata (zu kosten); die Castañera (siehe Abbildung) lobt ihre warmen Kastanien und ruft in einem fort: calentitas, cuantas? (ganz warme, wie viel?). Dazwischen brüllt der Arenero, der Sandmann, mit dem Pavero, dem Fasanenhändler, um die Wette, so daß die zartere Stimme der Ramilletera, des Blumenmädchens, wie eine Flöte hier und da nur durchklingt und wir ihr stereotypes que clavel! (welche Nelke!) kaum vernehmen, indem uns rechts und links andalusische Naranjeros mit Lungenkraft und Rhetorik ihre Orangen anpreisen, und der Piñonero (der Pinienapfelverkäufer) darum noch keineswegs von dem Versuche absteht, sich endlich auch einmal Gehör zu verschaffen.

Am allertollsten geht es in dem Quartier Rastro her, dort, wo Laster und Elend sich gatten. Schritt für Schritt eine „Ermita de Baco“, wie Cervantes sagt, und Prestamistas, Pfandverleiher und Wucherer. Fast über jeder Thür lesen wir: despacho de vino, und dies ist allemal ein Wegweiser in eine Höhle, wo die Cherinola (Gaunerverbindung) haust. Dieselbe ist so gut organisirt, wie nur irgend in der Welt, und ihr Rothwälsch, welches an Ausdrücken von vergleichender poetischer Kraft sehr reich ist, heißt hier, ärgerlich genug, das Germania.

Im Rastro liegt auch die Fabrica de tabacos, welche mit der von Sevilla rivalisiren kann; es ist hier, wie dort, ein großes palastähnliches Sklavenhaus des Staates, wo viertausend Mädchen, braun, wie der Taback an ihren Fingern, in der nicotinhaltigen Atmosphäre ein nach eigenthümlichen Voraussetzungen sich abspinnendes Leben abwickeln. Was sie thun, thun sie schnell und mit Grazie, aber es geht Alles in Rauch auf. Ihre Jugend versitzen sie in großen, dumpfen Sälen, die meist schlecht ventilirt sind. An den Wänden herum hängen die Miriñaques (die Crinolinen) und viele Kleider, denn die jugendlichen Arbeiterinnen sind in einem sehr liberalen Negligee und zeigen schöne Schultern, Büsten und Arme, die sie graziös verhüllen, wenn Herren nahen. Doch die Aufseherinnen sind freundlich und es steht Alles, wie es scheint, auf gemüthlichem Fuße in dieser colossalen weiblichen Caserne. Die Mädchen sind oft von einer typischen Schönheit, und Alle erwiedern gern und graziös ein Compliment. Doch kann die Cigarrera von Madrid, wie Kenner behaupten, nie ganz die Manola von früher, die einst berühmte Madrider Grisette, ersetzen. Wenn diese Löwin des Volkes in der ganz für sie erfundenen Calesin (kleinen Wagen) ins Stiergefecht fuhr und unter lautem ole salero! eintrat, so konnte die Kaiserin Eugenia sal und meneo (Grazie und Haltung) von ihr lernen — und hat's wahrscheinlich auch gethan.



Eine Horchatera (Mandelmilchverkäuferin in Madrid).

Aber die Manola gehört zu den verschwundenen Größen von Madrid, und man spricht nur noch von „difuntes manolas“, von verstorbenen Manolas, oder wo sie noch lebt, da ist im Kampf des Daseins unter den Typen vielleicht ein altes Hökerweib aus ihr geworden, z. B. eine Verkäuferin von Cacahuates, wie unsere Abbildung eine solche zeigt, die in der That einmal unter den Manolas geglänzt haben soll.

Jetzt haben wir uns jedoch lange genug im Rastro herumgetrieben; wir suchen den nächsten Ausweg und machen bei einer Chokoladenbude den Uebergang zu einem bessern Stadtviertel. Hier ist Alles schmuck und reinlich, ohne im mindesten einen Anspruch auf Eleganz machen zu wollen; auch die Kundschaft gehört ganz den niederen Ständen an, wie unsere Abbildung zeigt, aber sowohl die leckere Wirthin, die würdig und anmuthig ihrem Geschäfte vorsitzt, als auch der Mann mit seiner phrygischen Mütze, dem Gorro, auf dem Haupt und der unvermeidlichen Cigarette im Munde, — Beide bürgen schon durch ihr Aussehen für eine ganz solide Wirthschaft, und laden meines Erachtens weit mehr zum Bleiben ein, als die großen Spiegelscheiben, vergoldeten Säulen und Marmortische der reichen Kaffeehäuser an der Puerta del Sol.

Eine Stärkung that noth. Ich wußte es, daß wir diesmal auf die berüchtigte Plaza mayor kommen würden. Ueber diesen casernenhaft regelmäßigen und langweiligen Platz müssen wir gehen, und da können wir uns denn der allerschlimmsten Erinnerungen freilich nicht mehr entschlagen. Die ganz gleichmäßigen, fünfstöckigen Häuser mit platten Dächern und der ringsumführende Porticus mit seinen Thorbögen, Alles das steht heute noch gerade so, wie es im Anfange des 17. Jahrhunderts Philipp der Dritte ins Leben rief.

Aus diesen Fenstern, von diesen Balconen, von diesen Platformen herab sah, der allerkatholischste König an der Spitze, der spanische Adel und das Volk den Schandacten und Jammerproceduren zu, durch welche Jahrhunderte lang Spanien vor allen Völkern der Welt seinen Namen in der Geschichte fluchwürdig belastet hat. Nirgends fand die Inquisition solchen Boden, wie auf der iberischen Halbinsel; denn das Verbrennen der Juden und Ketzer wurde in Spanien bald in einem zweifachen Lichte angesehen, nämlich als eine religiöse Feierlichkeit und als ein Schauspiel oder öffentliches Fest, welches dem nationalen Geschmacke sehr zusagte. In anderen Ländern, und besonders in Italien, dagegen erregte die Einführung der Inquisition heftigen Widerstand; so z. B. gelang es den Spaniern keineswegs, sie in Neapel mit Gewalt einzuführen. Mailand und Parma drohten sich förmlich aufzureiben in den Auflehnungskämpfen dagegen, und die Aufstände von Brescia und Mantua sind bekannt. Selbst in Rom wurden beim Tode Paul's des Vierten die Gefängnisse der Inquisition gewaltsam erbrochen und ihre Acten von einer tobenden Volksmenge den Flammen überliefert. Italien, und besonders Rom, in der höchsten Maienblüthe der Künste stehend, stach besonders ab gegen das finstere Spanien Philipp's und Alba's, und während in Rom im Ganzen nur vier Fälle von lebendig verbrannten Menschen historisch nachzuweisen sein dürften, rauchten in Spanien die Richtstätten Tag und Nacht vor den Thoren der Städte, und die Opfer fielen zu Hunderten und Tausenden jährlich.



Eine Castañera (Kastanienverkäuferin) zu Madrid.

In der Madrider Galerie befindet sich, wenn ich mich recht erinnere, noch ein Bild aus jener Zeit, welches ein Auto-da-fé aus dem Jahre 1680 veranschaulicht, wenigstens den Zug zum Scheiterhaufen darstellt. Der Maler dieses Bildes, Francesco Rizzi, welcher im Jahre 1685 gestorben ist, hat, wie alle älteren spanischen Maler, mit Ausnahme des Juannez, die Verurtheilten sämmtlich als Juden aufgefaßt und sie, um die Gefühle der Zuschauer zu erregen, mit übertrieben langen Nasen ausgestattet. Da auch Llorente dieses Auto-da-fé besonders erwähnt, wollen wir uns hier auf der Plaza mayor um noch nicht einmal zweihundert Jahre zurückversetzen, um eine Scheußlichkeit zu erleben, die ihres Gleichen sucht.

Am 30. Mai 1680 fanden sich an allen Straßenecken von Madrid Placate angeschlagen, die da officiell besagten:

„Es wird den Bewohnern von Madrid zu wissen gethan, daß das heilige Amt der Inquisition am Sonntag, 30. Juni dieses Jahres, einen öffentlichen Act des Glaubens feiern wird, und zwar auf der Plaza mayor der Residenz. Die Bewohner können sich also der Gnaden und Ablässe theilhaftig machen, welche von den erhabenen Häuptern der Kirche allen Denen zuertheilt sind, die einem Glaubensacte beiwohnen oder hülfreiche Hand leisten."

Der große Platz ward dann wie ein Theater eingerichtet; der König saß auf einer Erhöhung, umgeben von den Hauptmitgliedern der Aristokratie.

Am 30. Juni in aller Frühe setzte sich der Zug der Verurtheilten in Bewegung nach der Plaza mayor. Soldaten eröffneten die Procession, dann kam die Geistlichkeit und hinter dieser *einhundertundzwanzig Verurtheilte*. Zuerst die Bilder derjenigen, welche im Gefängniß gestorben oder ausgebrochen waren; die Gebeine der ersteren wurden in Särgen nachgetragen. Dann kamen diejenigen, welche nur zu Gefängniß oder Ruthenstreichen verurtheilt waren, hinter ihnen gingen die des Judaisirens — Jüdelns — Angeklagten; sie waren zu lebenslänglicher Haft oder Verbannung mit Confiscation sämmtlicher Güter verurtheilt; dann kamen die zum Flammentode Verdammten, einundzwanzig an der Zahl, fünf Frauen und ein Türke darunter. Sie trugen theilweise mit Flammen, feurigen Drachen u. s. w. bemalte Gewänder.

Verkäuferin von Erdpistazien (Cacahuata).

Dann schritten die Vertrauten des heiligen Amtes, Familien wie die Bejar, Medina Celi, Lemos, Osuna rc., im Zuge einher; der oberste Gerichtshof der Inquisition, das Ayuntamiento (der Magistrat), die Behörden und der castilische Rath; diese oberste Behörde von ganz Spanien krönte das Ganze. Der Großinquisitor allein war zu Pferde; hinter ihm sechzehn Bedienten in Violett, seine Farbe, gekleidet.

Unter den Opfern, welche einzeln dahin geführt wurden, war auch ein jüdisches Mädchen von noch nicht siebenzehn Jahren, deren wunderbare Schönheit Alle, die sie sahen, in Entzücken versetzte. Als sie zum Scheiterhaufen ging, rief sie der jungen Königin zu: „Große Königin, ist nicht Eure Gegenwart im Stande, mir einige Linderung in meinem Jammer zu verschaffen? Erwäget meine Jugend und daß ich verurtheilt bin wegen einer Religion, die ich mit meiner Muttermilch eingesogen habe." Die Königin wandte sich traurig ab, aber helfen konnte sie nicht.

Der Glaubensact begann. Der Generalinquisitor, Bischof Valdares, nahm dem Könige den Schwur ab, daß er und alle seine Nachfolger die Inquisition stets aufrechterhalten wollen im Lande. Dann wurde die Messe gelesen. Die Sonne schien nicht auf den Pfaffen, der unter einem Zelte den Gott, der Holz zu Scheiterhaufen wachsen ließ, anrief; nachher kam eine stundenlange Predigt über den Text: „Es giebt keine größeren Verbrecher als die Juden, die Ketzer und Mohammedaner, *es ist Pflicht der Inquisition, sie zu vernichten.*"

Nachher wurden den Verurtheilten die Urtheilssprüche vorgelesen und nun die zum Tode Verurtheilten hinausgeführt auf die Scheiterhaufen draußen vor dem Thore. Um vier Uhr Nachmittags am 30. Juni 1680 wurden die Scheiterhaufen angezündet, brannten die ganze Nacht hindurch, und auch am andern Morgen um neun Uhr waren noch nicht alle Cadaver gänzlich von dem Elemente verzehrt. Bis spät in den Abend hinein dauerte die „Function" auf der Plaza mayor, *welcher der König unausgesetzt beiwohnte.*

In der folgenden Zeit wurden die Autos-da-fé glücklicherweise seltener, das Volk aber wollte blutige Schauspiele nach wie vor, und darum ließ es sich die Stiergefechte wenigstens nicht nehmen. Die sogenannten *Fiestas Reales*, welche nur bei besonderen Hoffestlichkeiten, wie Königshochzeit, Kronprinzengeburt, Thronwechsel und dergleichen, abgehalten wurden, fanden gleichfalls auf der Plaza mayor statt. Das letzte

glänzende Gefecht, wo die höchsten Spitzen der spanischen Ritterschaft den Stier bekämpften, ward hier im Jahre 1846 gefeiert.

Seit der Zeit kommt der Platz immer mehr aus der Mode. Wir sind froh, daß wir ihn hinter uns haben und die Zeit, da er glänzte.



Chokoladenverkäufer zu Madrid.

Wenn wir jetzt große Placate an den Straßenecken von Madrid sehen und viele Menschen, die sich hinzudrängen, sie zu lesen, so deuten sie zwar auch noch auf blutige Schauspiele, aber an der Stelle des Großinquisitors steht der Espada, Herr Gordito, Cuchares oder ein Anderer, der dem versammelten Publicum einen Stier weiht, und wir lächeln, indem wir, die Goethe'schen Worte etwas modificirend, dazu sagen können:

„Opfer fallen hier,
Aber Pferde nur und Stier.“ —

Und auch das ist schon gerade genug und hätte verdient, das Regiment der Isabelle nicht zu überleben.

Schicksale und Wanderungen eines deutschen Renegaten in Nordafrika *).

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

An einem der letzten Tage des Jahres 1868 meldete sich bei mir in Tunis ein Besuch an, der mir anfangs nur Langweiliges zu versprechen schien, der sich aber bald als ein höchst interessanter entpuppte. Denn ihm verdanke ich ein Bild nordafrikanischer Zustände aus derjenigen Zeit, welche der Festsetzung der Franzosenherrschaft in Algerien unmittelbar vorherging, ein Bild, das in ethnographischer Hinsicht nicht ohne Interesse sein dürfte, da es uns die Zustände jenes merkwürdigen berberischen Volkes zu einer sonst nie (außer vom einseitigen französischen Standpunkte) geschilderten Epoche veranschaulicht.

Mein Besucher war ein alter Mann von einigen sechzig oder siebenzig Jahren, aber eine kerngesunde, kräftige Gestalt, nur vielleicht etwas zu wohlbeleibt, was um so mehr Wunder nahm, als er ein sehr mageres Brot aß, nämlich das der tunisischen Armee, deren Uniform er trug. Baba Hassan (so hieß er in Tunis, seinen wahren Namen werden wir bald erfahren) gehörte zwar nicht zur Linientruppe, jener unglücklichen uniformirten Bettlerschaar, denen ihre Obersten und Generäle nur kaum eßbares, ominös riechendes, halbverfaultes Commisbrot und stinkendes Oel als Lebensmittel und gar keinen Sold zukommen lassen, indem sie alles Geld, das für bessere Lebensmittel gezahlt wird, einstecken, sondern er erfreute sich des Ranges eines „Schatir", das heißt eines gemeinen Throntrabanten, ungefähr das, was man in Baiern „Hartschier" nennt, und als solcher bekam er kein Commisbrot, sondern Kostgeld. Da letzteres aber nur noch in Schatzscheinen (für die man nie mehr als 2 Procent des Nominalwerthes erhalten kann) ausbezahlt wurde, so war er auf sehr magere Kost gesetzt, besonders da er sich seine Uniform von seinem Solde (den er in derselben Münze erhielt) anschaffen mußte. Diese Uniform war bei Staatsgelegenheiten prachtvoll, scharlachroth, mit tausend Schnüren und Galons besetzt, aber sie kostete auch entsprechend viel. Darum kam sie nie (außer am Bairamsfeste) aus dem Kasten, wo sie zwischen Kampher und Pfeffer zwanzig Jahre lang sich in ganz leidlichem Zustande erhalten hatte, denn Baba Hassan hatte, seit er „Schatir" geworden war, sich mit einer einzigen Staatsuniform durchgeschlagen. Desto mehr Alltagsuniformen hatte er aber verbraucht, und nur mit Mühe die Mittel gefunden, diese zu erneuern.

Das Alltagsgewand war sehr einfach; ein blauer Rock und Hose, militärische Knöpfe und Achselspangen, ein rothes Feß mit militärischem Abzeichen, das war das Nothwendige, Schuhe ein Luxus, den er sich im Hause nie erlaubte, aber mir zu Ehren angezogen hatte. Bei der ergiebigen Soldzahlung kann man sich denken, daß diese Alltagsuniform etwas schäbig geworden war, und daß der Träger derselben keineswegs imposant aussah.

Anfangs hielt ich ihn für einen ganz gewöhnlichen Bettler, was zu sein seine Eigenschaft als Militär ihn in Tunis durchaus nicht verhindert hätte; wurde ich doch täglich von Soldaten, Sergeanten, ja selbst von Offizieren angebettelt. Aber ich kam denn doch auf andere Gedanken, als der vermeintliche Araber (er war es freilich nur der Uniform, nicht dem Gesicht nach) mich nun zu meinem unaussprechlichen Erstaunen in meiner geliebten Muttersprache anredete; denn ein Deutscher im Dienst des Bey von Tunis und noch dazu als gemeiner Throntrabant, das war etwas Niedagewesenes. Daß er aber ein Deutscher war, darüber konnte ich keinen Augenblick im Zweifel sein, denn seine Sprache war nicht nur von jedem ausländischen Accent frei, sondern hatte auch entschieden den inländischen einer bestimmten deutschen Provinz, und zwar der Mark Brandenburg. Meine erste Frage war natürlich die, wie denn ein solcher Stockpreuße, wie er, nach Tunis und in die Leibwache des Bey gekommen sein könne? Darauf war er denn gern bereit, mir seine Geschichte zu erzählen, und ich lasse dieselbe mit seinen eigenen Worten, so gut sich diese meinem Gedächtniß eingeprägt haben, hier folgen.

Ich bin, so erzählte Baba Hassan, aus Brandenburg gebürtig und heiße eigentlich Schulze. (Er hieß wirklich Schulze, dies ist kein Roman!) Mein Vater war ein Handwerker, meine Mutter ein Landmädchen. Ich erhielt eine gewisse Erziehung, lernte lesen, schreiben, rechnen, wurde später Sattlerlehrling und wäre nun wahrscheinlich wohlbestallter Sattlermeister in meiner Vaterstadt, wenn nicht das Schicksal mich zum Soldaten auserkoren gehabt hätte. Soldat mußte ich werden und zwar preußischer Soldat, und schrecklich viel exerciren, was durchaus nicht mit meinen Neigungen übereinstimmte. Meine Neigungen waren vielmehr auf etwas ganz Anderes gerichtet, als mich „Brust heraus, Bauch hinein" anschreien zu lassen, und einer unerbittlichen Disciplin zu unterwerfen. Ich wünschte sehnlichst, ferne Länder und Völker kennen zu lernen. Dazu gab mir der preußische Militärstand nur sehr beschränkte Gelegenheit. Ich kam zwar an den Rhein und in die Nähe von Trier in ein Dorf, das unweit der französischen Grenze lag, aber ich kann nicht behaupten, daß diese Wanderung meiner Reiselust volle Befriedigung geboten hätte. Desto verlockender schienen mir jedoch alle Nachrichten, welche von Frankreich zu mir herüberschallten. Dort war gerade eine Zeit der Gährung (das Jahr 1830), und diese rief auch in Deutschland vielfache Bewegung, namentlich in den Gemüthern der Jugend hervor. Die neuen Freiheitsideen drangen selbst an unser Ohr, obgleich wir militärische Zwangsjacken trugen, und ließen uns die strenge Disciplin desto unerträglicher erscheinen. Viele desertirten, um in dem freien Frankreich Dienste zu nehmen und es dort zu Ehre und Ruhm zu bringen, wovon mir freilich später keine Beispiele bekannt werden sollten. Auch ich hielt mich für vollkommen berechtigt, zu desertiren, besonders da mir der französische Dienst versprach, ein gut Theil mehr Länder und Völker kennen zu lernen, als der preußische. Ich desertirte also mit Sack und Pack und ließ mich in Frank-

*) Der Renegat, dessen Lebensschicksale hier erzählt werden, lebt gegenwärtig noch in Tunis. In jüngster Zeit hat ein englischer Missionär, Jenner, Bekehrungsversuche an ihm gemacht, die aber ganz und gar vergeblich gewesen sind.

Red.

reich bei der damals eben in der Gründung begriffenen Fremdenlegion anwerben.

Eine Zeitlang war ich glückselig; der Dienst war zwar nicht viel besser, als der preußische, auch hier Disciplin und militärische Strenge, aber wenigstens sah man mehr von der Welt, als in Preußen. Mein größter Jubel war, als ich vernahm, daß wir nach Afrika eingeschifft werden sollten, einem Welttheil, den ich von jeher zu sehen gebrannt hatte. Was hatte ich mir nicht Alles unter Afrika vorgestellt? Ein Bild aus tausend und eine Nacht, die Wunder vielleicht abgerechnet, aber doch noch immer verlockend genug. Wie sollte ich es aber finden? Als ein Gefängniß, ein Gefängniß im buchstäblichen Sinne, wenigstens verdiente der erste Garnisonsort, wohin man uns schickte, diesen Namen vollkommen. Dieser Ort war Bougie, die Hauptstadt und zugleich der einzige Ort Kabyliens, welchen die Franzosen damals besaßen. Rings um die Stadt war noch Alles in Händen der Kabylen, die Franzosen konnten keinen Schritt außerhalb der Stadtmauern wagen, ohne von einer Ueberzahl des Feindes überfallen zu werden.

Damals war gerade eine Epoche des Stillstandes in der französischen Eroberung eingetreten. Die Franzosen waren noch gar nicht mit sich einig, ob sie Algerien behalten sollten oder nicht. In den Kammern sprachen sich sogar viele Stimmen für ein Aufgeben der uneinträglichen Besitzung aus, die nie eine Colonie, sondern nur eine Militäranstalt zu werden versprach. Jeden Augenblick drohten diese Stimmen ihre Meinung durchzusetzen. Die Regierung hielt es deshalb für gerathen, die Eroberungen einstweilen einzustellen und sich auf die Defensive zu beschränken. Die Garnisonen wurden auf dem niedrigsten Fuß gehalten und ihnen eingeschärft, die Grenze der französischen Besitzungen nie zu überschreiten. Den Feinden konnte man freilich nicht begreiflich machen, daß auch sie ihre Feindseligkeiten einzustellen hätten, noch begriffen sie etwas von dieser neuen Verhaltungsweise der Franzosen. Sie hielten sie vielmehr für Schwäche und wurden dadurch nur noch mehr zu Angriffen ermuthigt. Darunter litten auch wir in Bougie. Da wir nicht angreifen durften, so blieb uns bald nichts übrig, als uns in der Stadt eingeschlossen zu halten, welche die feindlichen Horden immer dichter umlagerten und uns wie in einem Gefängniß bewachten. Dieses Gefängniß wurde mir von Tag zu Tag unerträglicher. Ich sah mich in ein kleines Garnisonstädtchen verbannt, dessen altspanische Riesencastelle und massive Festungsmauern mich von allen Seiten zu erdrücken schienen. Innerhalb dieser Mauern nichts als militärische Strenge, eine unerträgliche Disciplin und in den freien Stunden trostlose Spaziergänge durch öde Gassen und ein langweiliges Kaffeehaus, zu dessen Besuch es meist noch an Geld fehlte. Das sah ich innerhalb der Mauern. Was aber sah ich außerhalb? Ein herrliches Land, eine majestätische, im frischesten Grün der Winterregen prangende Ebene, die sich um den Golf von Bougie zog, dahinter ein anmuthiges Hügelland voller Kastanien- und Oelbäume, und als Hintergrund dieses herrlichen Gemäldes die großartige Gebirgskette des Dscherdschera, eine mächtige Felsmauer, die wie eine Völkerscheide schien, und hinter der eine niegeahnte neue Welt beginnen mußte, die noch der Fuß keines Europäers betreten hatte. In diese neue Welt einzudringen, der unausstehlichen Gefangenschaft im Garnisonsstädtchen zu entfliehen, und ein neues, freies, ungebundenes Leben zu beginnen, das war mein sehnlichster Wunsch und wurde bald mein gereifter Plan.

Freilich hatte ich nur eine dunkle Idee davon, was für Menschen dort wohnen möchten. Daß es nicht solche reiche, luxuriöse Türken oder Araber, wie ich sie in den Schulbüchern, in Geschichten von Harun al Raschid oder Solayman dem Prächtigen beschrieben gefunden, sein möchten, davon ahnte ich wohl etwas. Das Commando der Festung und unsere speciellen Oberen ließen es sich nämlich besonders angelegen sein, unsere Illusionen über die Moslems und das Leben unter ihnen zu zerstören. Desertionen waren schon oft vorgekommen, hatten aber meist keine sehr schlimmen Folgen gehabt, denn die, welche zurückkehrten, brauchten nur zu sagen, sie seien von den Kabylen gefangen genommen und fortgeschleppt worden, und immer glaubte man ihnen oder stellte sich, als glaube man ihnen. Man verlangte von ihnen nur eins, daß sie nämlich vor dem ganzen Bataillon öffentlich und mit lauter Stimme eine Beschreibung der unsäglichen Leiden machen sollten, die sie unter den Moslems erduldet und die diese Moslems allen Christen bereiteten. In diesen Schilderungen kamen immer haarsträubende Dinge zum Vorschein, und ein Grausen überfiel Alle, welche sie anhörten.

Wenn man das Alles glauben konnte, was die zurückgekehrten Deserteure öffentlich berichteten, dann waren die Kabylen wahre Teufel in Menschengestalt. Aber man konnte es nicht glauben, und den Glauben daran zerstörten die Deserteure selbst. Denn im gewöhnlichen Gespräch redeten diese ganz anders, als vor dem Bataillon, und scheuten sich nicht, zu gestehen, daß die haarsträubende Schilderung nur vom Obersten commandirt worden sei, um Andere vom Desertiren abzuschrecken.

Durch solche widersprechende Erzählungen wurde ich nun zwar über den wahren Charakter der Feinde nicht aufgeklärt, aber eins schien mir doch erwiesen, daß sie nämlich nicht so schlimm seien, als man sie machen wollte. Je größer die Ungewißheit, desto mehr entbrannte mein Eifer, sie aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Endlich stand mein Entschluß fest, zu desertiren, und ich wartete nur auf gute Gelegenheit.

Eine solche bot sich mir, als ich eines Tages in der Mittagsstunde am Thor allein Schildwache stand. Die Mittagsstunde ist in Afrika immer ein Ruhepunkt, wo das öffentliche Leben stockt, und man sicher sein kann, wenig Leute auf der Straße zu treffen. Da das französische Gebiet gleich außerhalb des Thores schon aufhörte, so war ich in meinem Fall noch mehr vor Begegnungen gesichert. Ich legte also ganz ruhig mein Feuergewehr ins Schilderhaus und fing an zu laufen, was ich konnte, einerlei in welcher Richtung, wenn ich mich nur von der Stadt entfernte.

Ich lief etwa eine halbe Stunde, ehe ich einem Menschen begegnete. Plötzlich aber sah ich einen ganzen Trupp Kabylen auf mich zukommen, offenbar in keiner friedlichen Absicht. Die wilde Schaar, in zerfetzte Burnusse gekleidet, schwang die geraden kabylischen Schwerter, Flissa genannt, und stieß dabei ein entsetzlich dröhnendes Allahgeschrei aus, unter dem sie wie rasend auf mich zusprengte. Ich war in einer fürchterlich kritischen Lage. Diese Leute hielten mich offenbar für ihren Feind und mußten mich dafür halten. Wie sollte ich ihnen nun begreiflich machen, daß ich in friedlicher Absicht gekommen sei, und daß ich zu ihnen überzugehen wünschte? In meiner Verlegenheit fiel mir plötzlich die Geschichte vom Freitag im Robinson Crusoe ein, die ich in meiner Kindheit gelesen. Wie Freitag warf ich mich vor meinen Feinden auf die Knie und drückte durch die unterwürfigste Pantomime meinen Wunsch aus, mich zu ergeben. Glücklicherweise verstanden die Kabylen diese Pantomime. Sie hielten plötzlich in ihrem rasenden Galop inne; einer von ihnen stieg vom Pferde, ging auf mich zu, beugte sich zu mir nieder, ganz als wolle auch er sich auf die Knie werfen, und hob mich sanft auf. Dann umarmte er mich aufs Zärtlichste. Bald kamen sie Alle herbei und umarmten mich ebenfalls. Der Kabyle küßt nämlich ins Gesicht, oft

auch auf den Mund, während der Araber meistens nur die Schultern küßt.

Nun richteten sie eine Menge Fragen an mich, die ich aber nicht beantworten konnte, da ich weder Kabylisch noch Arabisch verstand. Indeß, meine beredten Pantomimen überzeugten sie von meiner freundschaftlichen Absicht, und diese Ueberzeugung wuchs zur Gewißheit, als ich nun mein Seitengewehr, die einzige Waffe, die ich noch besaß, ablöste und sie demjenigen übergab, welcher mir der Häuptling der Bande zu sein schien.

Nun nahmen mich die Kabylen mit sich. Einer von ihnen setzte mich vor sich auf sein Pferd, indem er mir den Leib fest umschlossen hielt, und so ritten wir dem nächsten Dorfe zu, welches übrigens nur aus einigen elenden Hütten bestand. Dort verschaffte man sich nicht ohne Mühe ein eigenes Pferd für mich, denn die Pferde sind in Kabylien sehr selten. Darauf ging es zwei Tage lang, nur durch kurze Nachtruhen unterbrochen, unaufhörlich fort, einem schönen, reißenden Gebirgsstrome, dem Uëd Sahel, entlang, bis wir am Abend des zweiten Tages in ein großes kabylisches Dorf, Namens Schallata, kamen, das im Schatten riesiger Wallnußbäume auf einer Bergterrasse malerisch dalag. Dieses Dorf gehörte dem mächtigen kabylischen Stamme der Illula Usamör, und der Zufall hatte es so gewollt, daß ich gerade in die Hände eines Verwandten des großen Häuptlings dieser Stammesgruppe fallen sollte, der auf eine Recognition an die Küste gereist war und sich mit den dortigen Kabylen wegen der Maßregeln gegen den Feind berathen hatte. Dieser Umstand erklärte allein, warum er und seine Schaar beritten waren, denn bei den Kabylen besitzen nur die Häuptlinge Pferde. Das zerlumpte Aussehen der Schaar schien mir zwar nicht zur Eigenschaft der Vornehmheit zu passen, die sie offenbar unter ihren Landsleuten besaß, aber als ich eine Zeitlang unter Kabylen gewohnt hatte, hörte ich auf, mich darüber zu wundern. Denn dieses Volk hegt eine solche Vorliebe für Lumpen, ist überhaupt so geizig, daß selbst die Reichsten sich oft wie Bettler kleiden.

Ich wurde in Schallata in das Haus meines Beschützers gebracht, aber ich merkte bald, daß dieses Haus mir einstweilen nur ein Gefängniß sein sollte. Ich war ja noch nicht zum Islam übergetreten, der Stammeshäuptling hatte sich noch nicht über mein Schicksal ausgesprochen, und ich war einstweilen nur ein „Babiet“, d. h. ein im Kriege Erbeuteter, der sich auf Gnade oder Ungnade ergeben hat.

Da ich keine der beiden Landessprachen (alle Kabylen sprechen zwei Sprachen, kabylisch und arabisch) redete, so verschaffte man mir, nicht ohne große Mühe, eine Art von Dolmetscher, das heißt einen Menschen, der eine Zeitlang in Bougie gelebt, dort zwar nicht französisch, aber doch die sogenannte „lingua franca“ gelernt hatte, ein Kauderwelsch, das aus Spanisch, Französisch und Italienisch zusammengebraut ist und durchaus keine grammatikalischen Formen kennt. Dieser Mensch hatte einen großen Haß gegen die Franzosen geschöpft, die ihn einmal wegen Diebstahls eingesperrt hatten, und unglücklicherweise erwählte er mich, um ihn an mir auszulassen. Etwas zu Leide thun durfte er mir freilich nicht, aber in Worten gab er sich alle Mühe, mir die Hölle heiß zu machen. Wenn ich ihn anhörte, so war mein Loos entschieden, und zwar auf schreckliche Weise entschieden. Man erwartete, so hieß es, nur noch die Ankunft des großen Stammesoberhauptes, Ali Scherif, Scheich der Illula Usamör, um mich in öffentlicher Gerichtssitzung auf der Wiese vor dem Dorfe feierlich mit dem Schwerte hinzurichten. Mein neuer unzertrennlicher Begleiter, denn dieser Mensch ward mir als Gesellschafter und Spion beigegeben, nahm, wenn er solche Dinge erzählte, und das that er so oft als möglich, stets eine große Flissa (kabylisches gerades Schwert) von der Wand und machte damit die Pantomime des Köpfens auf so ausdrucksvolle Weise, daß es mir grün und gelb vor den Augen dabei wurde.

In dieser wenig beneidenswerthen Lage blieb ich einige Tage, während welcher die greulichen Gespräche meines Peinigers mich schier verrückt gemacht hatten. Jetzt denke ich jedoch daran, daß dieser Mensch vielleicht nur instruirt war, so zu handeln, um meinen Uebertritt zum Islam desto unfehlbarer zu bewirken. Aber dieser Uebertritt war ja ohnehin schon bei mir beschlossen. Ich wußte, daß die Kabylen, wie überhaupt alle Völker Algeriens, nie einen Christen unter sich duldeten, und daß der Uebertritt für mich Lebensbedingung war. Ganz so wie die Kabylen machte es ja auch Abd el Kader, nur war er insofern menschlicher, als er die gefangenen Christen, die nicht übertreten wollten, am Leben ließ, aber sie in seiner Hauptstadt Maskara in so strenger und qualvoller Gefangenschaft hielt, daß viele zu Grunde gingen. Wer aber übertrat, der konnte es bei ihm zu Ehren und Würden bringen. An Ehren und Würden war freilich bei den Kabylen, die als halbe Republikaner ein sehr einfaches Leben führten, und auch gar nicht zu einem Staate organisirt waren, nicht zu denken. Ehrgeiz also nicht, sondern nur die Nothwendigkeit, mein Leben zu retten, bestimmte mich zum Uebertritt.

Endlich war meine Prüfungszeit vorbei und der Morgen brach an, welcher einen wichtigen Wendepunkt in meinem Leben bezeichnen sollte. Mein Peiniger führte mich auf die Wiese vor das Dorf, noch immer im Gehen die Pantomime mit der Flissa wiederholend und mir in der „lingua franca“ sein „Tschagar testa“, d. h. „den Kopf ab“, ein Mal um das andere Mal zurufend. Auf der Wiese war eine ungeheure Volksmenge vereinigt. Es war gerade ein Markttag, der gewöhnlich bei diesen Stämmen mit einem religiösen Fest verbunden ist. Man führte mich mitten in einen weiten Kreis, der sich halbmondförmig öffnete, und um den einige zwanzig Mann tief dichte Volksschaaren auf dem Boden hockten. Man erwartete offenbar ein wichtiges Ereigniß, denn in ihren Augen war meine Bekehrung ein solches. Der große Stammeshäuptling, Ali Scherif, war noch nicht gekommen, wurde aber jeden Augenblick erwartet. Einstweilen setzte man mich auf den Boden, aber bald wurde ich aus dieser Lage aufgestört. Denn eine Schaar von Fanatikern sammelte sich um mich, fragte mich verschiedene Dinge, die, wie ich später hörte, auf die Religion Bezug hatten; da ich sie aber nicht verstand, folglich nicht beantwortete, so hielt man mich für einen verstockten Ungläubigen, der der Bekehrung widerstrebte, und nun sah ich mich einer Reihe der ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt, so daß ich glauben mußte, mein Peiniger habe doch Recht gehabt, und jeden Augenblick den Todesstreich erwartete. Man spie mir ins Gesicht, schlug mich, warf mich zu Boden, trat mich mit Füßen, und als ich hülflos dalag, kamen noch die Weiber, um mich mit den schändlichsten Beschimpfungen und Mißhandlungen zu überhäufen. Schier hatte ich die Besinnung verloren, als plötzlich eine unerwartete, für mich die Erlösung bringende Veränderung eintrat. Die Schaaren lichteten sich, meine Peiniger zogen sich zurück und ließen mich halb ohnmächtig mitten in der Gasse liegen, welche die auf beiden Seiten zurückweichenden Volkshaufen leer gelassen hatten, um einer Schaar ehrwürdiger Männer den Weg zu bahnen, die nun gerade auf mich zuschritt. An ihrer Spitze ging ein uralter Greis, zwischen achtzig und neunzig, mit gebückter Haltung, schönem, regelmäßigem Gesicht, langem, weißem Bart, der ganz in weiße Gewande gekleidet war, deren Reinlichkeit seltsam gegen den Schmutz und die Lumpen fast aller Uebrigen

contrastirte. Dieser Mann war Ali Scherif, der Stammeshäuptling der Illula Usamör, ein eben so großer Feind der Franzosen, als sein heut zu Tage dem Stamm vorstehender Enkel deren Freund und Schmarotzer ist.

Ali Scherif blickte sich mit freundlicher Geberde zu mir nieder und murmelte einige gütige Worte, ließ mich dann von seinen Begleitern aufheben und — umarmte mich nach kabylischer Sitte. Darauf nahm er mitten im Kreise mit untergeschlagenen Beinen Platz, und ich wurde in gleicher Stellung vor ihn gesetzt. Alle hatten um uns herum Platz genommen und harrten mit lautloser Stille der Dinge, die kommen sollten. Das erste, was der Marabut (diesen religiösen Titel gab man Ali Scherif) sprach, war gleich der Anfang des Glaubensbekenntnisses. „Sprich," so sagte er zu mir, „es giebt keinen Gott außer Gott." Ich wiederholte seine Worte. Die Aufmerksamkeit wuchs immer mehr. Auch ein Christ kann ja ein solches Glaubensbekenntniß ablegen. Damit war die Sache noch nicht entschieden, das Entscheidende sollte erst folgen. Die Stille war so lautlos, daß man jedes Blättchen rauschen hören konnte. Da unterbrach sie das Wort des Alten, der den zweiten und entscheidenden Theil des Glaubens mir vorsagte. „Sprich," so sagte er zu mir, „Mohammed ist der Prophet Gottes." Ich besann mich durchaus nicht und — wiederholte auch diese Worte.

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so brach auf einmal ein unbeschreiblicher Jubel los, aus tausend und aber tausend Kehlen tönte es: „Er hat es gesagt, er hat den Glauben bekannt, er ist ein Moslem geworden," und über die weite Wiese hörte man nichts als Rufe wie „Gott sei gelobt" — „Ihm sei Heil und Ruhm" u. s. w. Auch ich bekam meinen Theil von dem Jubel. Hunderte und Hunderte stürzten auf mich zu, fielen mir um den Hals, umarmten und küßten mich über und über, indem sie mich „Bruder, Sohn, Vater," je nach dem Alter des Einzelnen, nannten. Dieselben Menschen, die mich vorher bespien, getreten, geschlagen hatten, waren nun in ihren Liebkosungen so unerschöpflich und wurden mir dadurch so unausstehlich lästig, daß ich fast zu zweifeln anfing, ob nicht die erstere Behandlung erträglicher. Selbst mein Gefängnißwärter und Peiniger warf nun seine Flissa fort, rief „Makatsch tschagar testa", d. h. „nicht Kopf ab", und erdrückte mich beinahe in der Umarmung seiner kräftigen Glieder, so daß ich versucht war, ihn mit Gewalt von mir zu stoßen.

Skizzen aus Russisch-Polen.

Von **C. Petzet.**

II.

Die Fabrikstadt Lodz. — Industrie und Deutschthum in Polen.

Noch vor wenigen Jahren suchte man in geographischen Handbüchern und Realencyklopädien vergebens den Namen der zweitgrößten Stadt des Königreichs Polen, eines Platzes von vierzigtausend Einwohnern, der für das Land ungefähr dieselbe Bedeutung hat, wie Reichenberg für Böhmen oder Görlitz für Schlesien: den für Deutsche allerdings schwer richtig auszusprechenden Namen „Łódź", den wir deshalb auch, der Bequemlichkeit wegen in „Lodz" verändern. Während eine mehr oder minder große Anzahl unbedeutender oder längst heruntergekommener Orte ihren stereotypen Platz in der geographischen Literatur behauptete, fehlte in derselben jeder Nachweis über diejenige Stadt, welche nach Warschau die größte Bevölkerungszahl, in ganz Polen die lebhafteste Fabrikthätigkeit und für den Deutschen aus nationalen Gründen das höchste Interesse besaß. Sogar auf den verbreitetsten Landkarten war Lodz entweder gar nicht oder in einer Bezeichnung zu finden, wie sie bei den kleinsten Landstädtchen angewendet zu werden pflegt, so daß man den Ort für eines der ärmlichen Nester halten konnte, wie sie unter städtischem Namen in Polen so überaus häufig *sind* oder doch bis zu der neulichen Degradation von mehr als dreihundert „Städten" *waren*.

Die gerügte Lücke war ein handgreiflicher Beweis von der ungewöhnlichen Vernachlässigung, deren sich die neuere Erdbeschreibung in polnischen Dingen schuldig gemacht hatte; um ganz gerecht zu sein, müssen wir aber hinzusetzen, daß der Fehler nur die Zeit seit den dreißiger Jahren trifft, da vor 1830 von Lodz in der That nichts Erhebliches zu melden war. Sein Heranwachsen von einem jener dorfmäßigen Miniaturstädtchen zur zweiten Stadt des Königreichs Polen hat sich erst innerhalb des Zeitraums vollzogen, welchen das gegenwärtige Geschlecht durchlebt hat. Zwar soll bereits im dreizehnten Jahrhundert an der Stelle der heutigen Stadt ein Dorf gleiches Namens bestanden haben, und schon im Jahre 1459 wird Lodz als Stadt erwähnt, indessen war diese noch nach der unter preußischer Herrschaft im Jahre 1793 veranstalteten Zählung so klein, daß man nur 44 Feuerstellen und 190 Einwohner zählte. Langsam hob sich die Stadt bis 1820, wo sie es bereits auf 799 Einwohner in 112 Wohngebäuden gebracht hatte. In diesem Jahre trat dann der entscheidende Wendepunkt ein. Eine Verordnung des Statthalters für das Königreich Polen machte eine Reihe von Bestimmungen bekannt, welche auf die Herbeiziehung *deutscher Tuchmacher* und anderer Ansiedler abzielten, und diesen Zweck durch allerlei Begünstigungen und Erleichterungen auch erreichten. Den Ansiedlern wurden Bauplätze für einen mäßigen Erbzins und mit sechsjähriger Abgabenfreiheit überlassen. Zehn Jahre lang wurde ihnen das nöthige Bauholz aus den nächsten Gemeinde- und Staatsforsten unentgeltlich geliefert. Ebenso erhielten sie Ziegel zu niedrigstem Preise, und für öffentliche Gebäude, namentlich zur evangelischen Kirche, leistete die Regierung kräftige Unterstützung. Nachdem Lodz 1821 in die Reihe der mit diesen Begünstigungen bedachten „Fabrikstädte" aufgenommen war, wurde eine „Regulirung" des Platzes vollzogen, in Folge deren ein regelmäßiges Straßensystem hergestellt, auch ein paar benachbarte Dörfer zur neu aufblühenden Stadt geschlagen wurden. 1826 wurde ein Rathhaus

und eine hübsche evangelische Kirche erbaut, und 1829 zählte man bereits eine Bevölkerung von 4273 Seelen in 369 Häusern.

Nach der Revolution von 1830 hob sich die Stadt durch fortdauernde Zuwanderung aus Deutschland, wobei sich außer Preußen namentlich Sachsen und Böhmen stark betheiligten, binnen einem Jahrzent von 5000 auf mehr als 15,000 Einwohner. Bei der 1840 vollzogenen zweiten „Regulirung" wurden aufs Neue Ländereien im Betrag von 835 Morgen polnisch zum Terrain der Stadt geschlagen; der größte Theil davon wurde zu Bauplätzen, der Rest zu einem öffentlichen und einer Reihe von Privatgärten, zu einem Schießplatz und zu einem Friedhof bestimmt. Ein Grundstück mußte entsumpft werden: seine Quellen wurden für Fabriken nutzbar gemacht. Außer dem ursprünglichen Kern der Stadt, der „Altstadt", bestand jetzt die „Tuchmacheransiedlung", heutzutage „Neustadt" genannt, die „Weberansiedlung", die „Spinneransiedlung", die „schlesische Linie" und der „Neu-Stadttheil". Im Jahre 1851 betrug der Flächeninhalt der Stadt Lodz mehr als 117 Hufen (à 30 Morgen), die Länge ihres Terrains 1200, die Breite über 500 Ruthen; man zählte 1018 Häuser mit 18,190 stabilen Einwohnern. Eine solche Stadt hätte wohl überall, namentlich aber in einem an größeren Städten armen Lande Aufmerksamkeit und in den deutschen Cannabich's entsprechende Erwähnung verdient.

Lodz hatte vor zwanzig Jahren bereits der Bevölkerungszahl nach die zweite Stelle unter den Städten des Königreichs Polen erreicht; wo dreißig Jahre vorher noch großentheils Urwald lag, Wildschweine und Wölfe hausten, stand jetzt eine volkreiche, moderne Fabrikstadt. Doch hatte die Entwickelung derselben noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht: die Zahl der Wohnhäuser war schon 1859 auf 1606, die der Einwohner auf 29,450, im Jahre 1866 auf 33,533 gestiegen, und seitdem die Folgen des letzten polnischen Aufstandes sowie die der durch den amerikanischen Bürgerkrieg verursachten ungünstigen Baumwollenconjunctur einigermaßen überwunden sind, hat sich die Stadt noch weiter gehoben, so daß ihre Gesammteinwohnerzahl heutzutage auf mindestens 40,000 angenommen werden darf.

Ein noch erhöhtes Interesse gewinnt Lodz, wenn wir beachten, daß unter seinen Einwohnern mindestens die Hälfte deutscher Abstammung, meist selbst erst aus Deutschland eingewanderte und Kinder von solchen sind, und daß unsere deutschen Landsleute dort eine industrielle Thätigkeit entfalten, welche Lodz den Namen des „polnischen Manchester" erworben hat. Lodz ist der Mittel- und Kernpunkt des ganzen polnischen „Fabrikdistrictes" und für einen großen Theil der polnischen Industrie der Hauptplatz.

Die Fabrikation von Lodz erstreckt sich hauptsächlich auf Baumwollenspinnerei und Weberei. Die anfänglich ebenfalls lebhaft betriebene Leinenindustrie ist nach kurzer Blüthe in den zwanziger Jahren sehr herabgekommen. Nur in halbleinenen Stoffen erhielt sich eine schwunghafte Thätigkeit und wird noch immer ein bedeutender Absatz, besonders nach Rußland, erzielt. Die Wollenweberei nahm anfangs ebenfalls einen hoffnungsreichen Aufschwung, ging aber seit 1840 sehr zurück und gelangte nur in den Nachbarstädten Zgierz, Kalisch und Opatowek zur dauernden Blüthe. Nach einer officiellen Angabe von 1865 lieferten mehr als tausend Tuchfabrikanten mit 8600 Arbeitern wollene Waaren im Werthe von mehr als 6,200,000 Silberrubel. In den dreißiger Jahren gingen die hiesigen Tuche nicht bloß nach Rußland, sondern bis nach China. Damals kamen lange Reihen russischer Kibitken nach Lodz und Zgierz, um Tuche gegen Rubel einzutauschen: seitdem hat sich die russische Weberei selbst zu prävalirender Concurrenz entwickelt. Nur in halbwollenen Waaren hat auch in Lodz seit den vierziger Jahren ein bedeutendes Geschäft stattgefunden.

Eine unausgesetzte, oder doch nur geringeren Schwankungen ausgesetzte Entwickelung nahm in Lodz von den zwanziger Jahren an bis auf die Gegenwart die Baumwollenindustrie. Schon im Jahre 1827 waren mit derselben gegen 300 Menschen beschäftigt, wovon 36 Webstühle und 12 Spinnmaschinen mit 2304 Spindeln in Thätigkeit. Bis 1838 war die Baumwollspinnerei auf 6000 bis 7000 Spindeln in zwei Etablissements, in Lodz und dem benachbarten Ozorkow, beschränkt, die jährlich etwa 300,000 Pfund Garn erzeugten, so daß die Weberei Polens genöthigt war, fast ihren ganzen Garnbedarf aus dem Auslande zu beziehen. In dem genannten Jahre wurde in Lodz eine großartige Spinnerei gegründet und bei ihrer Anlage zugleich auf eine angemessene Weiterentwickelung Rücksicht genommen. Diese Spinnerei, von Ludwig Geyer, beschäftigte im Jahre 1851 allein 655 Arbeiter, hatte 88 Spinnmaschinen mit 20,384 Spindeln und lieferte 575,000 Pfund Garn im Werth von 488,000 Rubel Silber. In dem genannten Jahre betrug die Zahl der in der Lodzer Baumwollenindustrie thätigen Personen über 6000, die der Spinnmaschinen 140, der Spindeln über 30,000, die Masse des gesponnenen Garns gegen anderthalb Millionen Pfund, der Productionswerth gegen 1,700,000 Silberrubel, und noch vor 1860 zählte man bereits in Lodz und Umgegend 10 Spinnereien mit 90,000 Spindeln, die jährlich an 4 Millionen Pfund Garn lieferten.

Ein weiteres Etablissement in Lodz, von Karl Scheibler, kann sich durch seine den neuesten Fortschritten der Technik entsprechende Einrichtung und die Vorzüglichkeit seiner Producte den ersten Spinnereien Deutschlands und Englands würdig zur Seite stellen. Ueberhaupt hat sich in den letzten Jahrzehnten diese Industriebranche quantitativ und qualitativ so weit gehoben, daß heute die größere Hälfte des im Inland verbrauchten Garns, auch die feinsten Nummern desselben, im Inland selbst erzeugt werden. Genaue statistische Angaben aus den letzten Jahren fehlen leider.

Auf die übrigen Zweige der polnischen Industrie, die sich weniger in dem „Fabrikdistrict" concentriren, sondern mehr über das ganze Land zerstreut finden, dürfte hier nicht der Ort sein näher einzugehen, dagegen wird es angezeigt erscheinen, über den Träger der im Vorstehenden bezeichneten Industrie, die deutsche Bevölkerung in Polen, einige weitere Notizen zu geben, um so mehr, da über dieselbe vielfach irrthümliche, außerordentlich übertriebene Angaben verbreitet sind.

Wenn man nicht etwa, jeder Thatsächlichkeit zuwider, Alles, was einen deutschen oder halbdeutschen Namen trägt, auch dem deutschen Element zuzählen und dadurch viele Tausende dem Deutschthum vindiciren will, die weder an Sprache noch an Gesinnung etwas Deutsches besitzen, so kann man die deutsche Bevölkerung Polens nicht, wie noch unlängst in einigen größeren deutschen Zeitungen geschehen, auf mehr als 600,000 Seelen angeben, und noch weniger kann man den ebenfalls mit merkwürdiger Dreistigkeit verbreiteten Satz unangefochten lassen, daß von den übrigen Einwohnern Polens noch anderthalb Millionen fertig deutsch sprechen. Ein russischer Gouverneur von Kalisch, Fürst Golizyn, soll sogar den Ausspruch gethan haben, daß das Deutschthum bezüglich der Sprache die Hälfte Polens ausmache. Selbst von seinem an den deutschen Grenzen liegenden und von zahlreichen Juden und Deutschen bewohnten Regierungsbezirke würde dies Wort des Fürsten Golizyn nur mit großer Einschränkung gelten:

auf das ganze Land Polen angewendet, ist es eine grobe Unwahrheit.

Die officielle Statistik hat für das Königreich Polen leider nur bis 1860 die Eintheilung der Bevölkerung nach Nationalitäten berücksichtigt: ihr letzter Ausweis ergiebt für Polen 260,966 Deutsche. Wenn wir nun auch zugeben wollen, daß in manchen Fällen (wir hoben dies neulich selbst bei der Besprechung Warschaus hervor), deutsches Blut dem Slaventhum zugerechnet wird, so darf doch nicht vergessen werden, daß in der That meist schon die zweite Generation deutschen Stammes in Sprache und Gesinnung zum Polenthum übergeht, wodurch sich jener Rechenfehler im Allgemeinen compensiren dürfte. Auch wenn wir der nicht ansässigen, nur mit Pässen sich in Polen aufhaltenden deutschen Bevölkerung eine möglichst hohe Zahl zurechnen und obige officielle Ziffer aufs Liberalste erweitern, so werden wir höchstens 400,000 Deutsche in Polen annehmen dürfen. Was die übrige der deutschen Sprache kundige Einwohnerschaft betrifft, so sind die Juden allerdings derselben zuzurechnen; dieselben machen aber selbst im Verein mit den höher gebildeten Elementen der polnischen Gesellschaft, die des Deutschen kundig sind, nicht viel mehr als dreiviertel Million, also kaum die Hälfte der oben angegebenen Zahl vermeintlicher Deutschsprechenden unter den Polen aus. Mehr als drei Viertheile der Gesammtbevölkerung Polens bildet der Bauernstand, und einen polnischen Bauern hat doch wohl noch Niemand deutsch sprechen hören. Nach der officiellen Statistik von 1859 gab es unter der Bevölkerung Polens 122,393 Personen, welche eine höhere Bildung besaßen, 784,520, welche nur lesen und schreiben konnten, dagegen 3,857,533 ohne alle Schulbildung.

Die Deutschen in Polen sind theils Landleute, theils Stadtbewohner. Deutsche Colonien finden wir namentlich in den Gouvernements Kalisch, Plotzk, Petrikau, Warschau und Suwalki, während solche in den übrigen Regierungsbezirken, Kielce, Radom, Loviza, Siedlce und Lublin, nur sehr vereinzelt vorkommen. Es hängt dies mit der preußischen Herrschaft über die nordwestlichen Landestheile zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts zusammen, da die preußische Regierung der deutschen Einwanderung allen Vorschub leistete. Zahlreiche Strecken von Wald und Unland wurden damals an die herbeikommenden Colonisten vertheilt, welche den Wald ausrodeten, woher der oft wiederkehrende Name „Hauland“ und „Hauländer“, fälschlich auch „Holländer“ genannt, und das Land urbar machten. Diese Colonisten haben sich in ihren neuangelegten, schon äußerlich von ihrer slavischen Umgebung abstechenden Dörfern fast gänzlich unvermischt und in ihrer Sprache und Sitte unverändert erhalten, so daß man noch heute den bäuerlichen Typus verschiedener deutscher Stämme, bis zu den Schwaben und Pfälzern hinauf, in einzelnen Dörfern mustergültig bewahrt findet. Der Confession nach sind die deutschen Colonisten fast durchgängig evangelisch, so daß die Begriffe Deutscher und Protestant in Polen als gleichbedeutend gelten. Verhältnißmäßig zahlreich sind Mennoniten und Herrenhuter vertreten.

Die deutschen Städter in Polen sind größtentheils Gewerks- und Handwerksleute, die in Lodz und einigen kleineren Städten die Mehrzahl, in Warschau, Kalisch und anderen Plätzen einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil der Einwohnerschaft ausmachen. Auch deutsche Kaufleute, Techniker und Lehrer sind ziemlich zahlreich in Polen vertreten. Trotz der nationalen Abneigung der Polen gegen das Germanenthum genießen die Deutschen in allen Geschäftszweigen einen günstigen Ruf, und der gebildete Pole weiß recht wohl die Vortheile zu schätzen, welche durch die deutsche Einwanderung der Industrie, der Landwirthschaft, der ökonomischen Entwickelung und der gesammten Cultur seines Vaterlandes zugeflossen sind. Wenn unsere deutschen Landsleute fortfahren, deutsche Betriebsamkeit und Tüchtigkeit in ihrer neuen Heimath zu bewähren, so wird auch Lodz immer mehr in materieller und geistiger Entwickelung fortschreiten und ihm eine schöne Zukunft gesichert sein.

Rechtssitten bei den Basken.

r. d. Das an den Abhängen der westlichen Pyrenäen lebende Baskenvolk zählt jetzt noch immer, trotzdem die starke Auswanderung nach dem La Plata große Lücken in seine Reihen reißt, etwa 840,000 Köpfe in Spanien und Frankreich zusammengenommen. Sprache und Herkunft des Volkes sind theilweise noch immer ein Räthsel für den Forscher, und Alles muß uns daher willkommen erscheinen, was geeignet ist, Licht auf das merkwürdige Volk zu werfen. Höchst interessant ist, was jetzt Eugen Cordier in zwei Aufsätzen des „Bulletin trimestriel de la Société Ramond“ über die bei den Basken geltenden Gesetze und Gewohnheiten sagt, und mancher Leser wird staunen, wenn er die „Frauenfrage“, die bei uns so viel Kopfzerbrechens macht, bei den Basken im vorgeschrittenen Sinne gelöst findet.

Die Basken besitzen über gewisse bürgerliche Verhältnisse, wie z. B. über das Erbrecht, über Eltern- und Gattenrechte, über die Rechte und gesetzliche Stellung der Frauen, eine so vollständige und bis in das Einzelnste ausgebildete systematische Gesetzgebung, wie sie sonst nur selten in Europa zu finden ist. Die Kenntniß einiger dieser Gesetze und nationaler Gewohnheiten wird gewiß unseren Lesern willkommen sein.

Um socialen Lastern zu steuern und die Redefertigkeit der jungen Leute zu prüfen, wurden früher nicht selten fingirte Gerichtssitzungen gehalten. Ein großer Aufzug mit Musik, Tänzern und dergleichen leitete den festlichen Tag ein. Die Darsteller der an der fingirten Uebelthat betheiligten Personen wurden auf einem langsam fahrenden Wagen vorgeführt: ihnen voran ritt auf einem Esel, verkehrt sitzend, ein Gerichtsbote, der von einer Schaar von Harlequins und Polichinellen umgeben war. Im Gerichtshof angelangt, wurde der Gefangene von zwei Anwälten in erschöpfender Weise angeklagt und vertheidigt; feierliche Botschaften wurden an den Senat, die Minister, und sogar an den König abgesendet, um Gutachten zu erbitten. Schließlich wurde das Urtheil gefällt, der überwiesene Angeklagte zum Tode verurtheilt; er entfloh, wurde aber in heldenmüthiger Weise wieder gefangen, und das Urtheil sollte eben vollstreckt werden, als man einen Courier in athemloser Eile herankommen sah, welcher sich schließlich als der Ueberbringer einer könig-

lichen Begnadigung auswies. Damit endigte in der Regel das Verfahren, und gewöhnlich traten Richter und Sachwalter ihre Plätze an Spielleute ab; der Abend wurde dann mit einem Tanzvergnügen geschlossen.

Frauen und Mädchen nehmen, in der Regel wenigstens, an solchen ländlichen Darstellungen keinen activen Antheil, obwohl sie daheim auch dann und wann den „Mutchico“ *) tanzen; aber sie stehen ihren Männern und Brüdern an Energie und frischer Gesundheit keineswegs nach. Sie betheiligen sich bei allen Feldarbeiten, und unter den spanischen Basken geht die Rede, daß es mit dem Landbau niemals besser bestellt sei, als wenn derselbe, während alle Männer in den Krieg gezogen sind, den Frauen allein überlassen bleibe. Bei so entwickelter körperlicher Kraft bringen sie ihre Kinder mit größter Leichtigkeit auf die Welt, und mehr als ein Neugeborenes hat schon seinen ersten Lebenstag unter dem Schatten des Baumes verbracht, unter welchem es zuerst das Licht der Welt erblickte, während seine Mutter wieder ruhig an die Arbeit gegangen war. Im Allgemeinen ist den Wöchnerinnen jedoch gestattet, eine Woche hindurch auszuruhen; in den entfernteren Districten scheint selbst heutzutage die uralte und seltsame Gewohnheit der „Couvade“ noch nicht völlig abgekommen zu sein. Sie besteht darin, daß die Mutter eines neugeborenen Kindes ihren Platz dem Vater desselben überläßt, welcher mit dem Kinde durch eine von etlichen Stunden bis zu vier Tagen wechselnden Zeit im Bette bleibt und es sich mit seinen Freunden wohl sein läßt, während die Frau für die Gesellschaft kocht und ihr aufwartet. Der Ursprung dieser wunderlichen Sitte ist ein streitiger Punkt. (Vergleiche was „Globus“ VIII, S. 186 nach Tylor hierüber gesagt worden ist.)

Die erste auffallende Eigenthümlichkeit in der baskischen Erbfolge ist das absolute Festhalten des Erstgeburtsrechtes, welches ohne Unterschied des Geschlechts oder der Person, oder der Eigenschaft des Vermögens, ob dieses bewegliches oder unbewegliches sei, ob Sondereigenthum oder gemeinschaftliches (zwischen Ehegatten), auf directe Descendenz oder auf Seitenlinien, auf Verwandte jeden Grades und auf deren Nachkommen und Stellvertreter auf alle Zeit angewendet wird. Sollte der Erbe im Falle dringender Noth in den Verkauf von Eigenthum willigen, so behalten er selbst und seine Rechtsnachfolger ein Rückkaufsrecht, welches in Soule ein vierzigjähriges, im Labourt ein immerwährendes ist; und wenn in älterer Zeit ein Fremder Grundeigenthum unter den französischen Basken erworben hatte, so stand ihm jede Börse offen, um mittelst jenes Rechtes das wieder auszulöschen, was man als einen nationalen Schimpf ansah. Während solchergestalt die Zukunft des Familienältesten sichergestellt erscheint, sind die jüngeren Kinder fast rechtlos; und sie werden als im Lichte geborener Diener oder, wie man sich auszudrücken pflegte, Sklaven betrachtet, obschon nach Bela mit dem fünfundzwanzigsten Altersjahre Emancipation eintreten darf. Im Thale von Barège nehmen jüngere Kinder an den Gemeindewahlen keinen Theil; sie haben im Allgemeinen auch nicht die Rechte und Privilegien von Bürgern. Ihre Eltern oder Verwandten pflegen für sie eine kleine Summe bei Seite zu legen, doch so, daß die Rechte des Aeltesten dadurch in keiner Weise beeinträchtigt werden, und sollte ja der jüngere Bruder oder eine Schwester sich weigern, bis zur Verheirathung im Hause des begünstigten Erben zu dienen, oder aber, falls sie es verließen, jeden auswärts gemachten Erwerb nach Hause zu bringen, so kann auch sogar jener kleine für sie zurückgelegte Sparpfennig ihnen entzogen werden. Ein jüngerer Bruder ist thatsächlich bis zu seiner Verheirathung der unbezahlte Dienstbote seines ältern Bruders oder seiner ältern Schwester; nimmt er dann eine jüngere Tochter, so kann er zwar nicht Bürger ihres Wohnortes werden, aber er gewinnt doch einen gewissen Grad von Selbständigkeit. Sein und seiner Frau Vermögen wird wenigstens ein gemeinsames, wenn auch an einigen Orten die Frau die Freiheit behält, auch ohne die Einwilligung ihres Mannes Verträge abzuschließen, so jedoch, daß die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung bis zu seinem Tode aufgeschoben bleibt. Heirathet er aber eine Erbtochter, so bleibt sie nicht allein Haupt der Familie (eine Stellung, welche zuweilen durch eine besondere Kleidertracht angedeutet wird), sondern er erlangt nicht einmal persönliche Selbständigkeit und verliert obendrein seinen Namen, indem er an Stelle desselben den seiner Frau anzunehmen hat; dieser wiederum ist von deren Hause abgeleitet, da jedes Haus seinen besondern, von jedem Eigenthümer desselben zu führenden Namen hat. Sogar in solchen Fällen, wo der Ehegatte unabhängiges Vermögen besitzt, aber auf dem Besitzthum seiner Frau lebt, bleiben die Rechte derselben als Familienhaupt unberührt. Er kann weder seine Kinder noch seine Frau aus dem Hause entfernen; er kann auch seinen jüngeren Söhnen nicht Erlaubniß ertheilen, das mütterliche Dach zu verlassen, obwohl seine Frau dazu das Recht hat. Sollte sie ihn als Wittwer zurücklassen, so hat ihre Mutter, falls diese noch lebt, in Barège wenigstens, mehr Recht über seine Kinder als er selbst. Er darf deren Vermögen nicht verwalten, noch darf er der Herr ihres Hauses sein; ohne ihre Einwilligung darf er auch keine zweite Frau hereinführen; und in Soule, wo der „époux dotal“ ein Viertel von der Hinterlassenschaft seiner verstorbenen Frau erbt, darf er ohne die Einwilligung der überlebenden Großmutter nicht einmal auf diesen ihm speciell gehörenden Antheil hin eine zweite Frau heimführen. Bleibt er kinderlos, so erhält er allerdings seine Mitgift zurück; er hat aber, gleich dem irischen Pächter, keine Ansprüche an Rückerstattung der auf dem Eigenthum seiner Frau von ihm gemachten Verbesserungen.

Im Allgemeinen erlangt jede Ehegattin mit ihrem achtzehnten Lebensjahre das Recht, auch ohne den Consens ihres Ehemannes zu testiren; in Soule kann eine Erbtochter das schon in ihrem funfzehnten Jahre thun. Die Einwilligung des Familienhauptes wird allerdings bei einer sehr frühen Heirath des ältesten Sohnes verlangt; in späteren Jahren aber ist derselbe (und für eine Tochter gilt ganz genau dasselbe Gesetz) nicht nur frei, ohne jene Einwilligung zu heirathen; sondern wenn er die mit seiner Frau erhaltene Mitgift in die Hand seines das Vermögen besitzenden Vaters (oder der Mutter) einzahlt, ist der letztere verpflichtet, sein Vermögen und sogar sein Haus mit dem neuvermählten Paare zu theilen.

Unter den französischen Basken wird eine ähnliche Einrichtung in der zweiten und selbst in der dritten Generation getroffen; häufig wird für die junge Haushaltung ein besonderes Haus gebaut, wenn aber nur ein einziges vorhanden ist, so muß es eben getheilt werden. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß eine solche Einrichtung nicht geeignet ist, den Frieden in der Familie zu befördern, namentlich in dem Falle, wo der noch allein lebende Vater etwa nach der Erbtheilung mit seinem Theile schlecht wirthschaftet; denn es kann alsdann ihm sein Antheil wiederum entzogen und zu dem Erbtheil des jungen Paares geschlagen werden. In Soule ist die Magistratur erblich in gewissen adeligen Familien und zwar auf beide Geschlechter. Die Damen üben indeß ihr Recht nicht persönlich aus, sondern übertragen

*) Ein Lieblingstanz der Basken. Mutchico bedeutet Jünglinge, Burschen.

es auf ihre ältesten Söhne, oder wissen es ihren Ehemännern zu sichern, wenn diese der Ehre würdig erscheinen. Obwohl heutzutage die baskischen Frauen keinen directen Antheil mehr an öffentlichen Angelegenheiten nehmen, so ist es doch erwiesen, daß sie das in früherer Zeit, wenigstens in einer gewissen Ausdehnung, thaten. Als im Jahre 1316 der Abt von Lavedan die Einwohner von Cauterets, seine Hörigen, über die Wahl einer neuen Lage für die Stadt befragt hatte, wurde über die Frage abgestimmt, und es ist noch ein glaubwürdiges Document vorhanden, welches die Namen der Abstimmenden enthält. Unter diesen Namen sind viele Frauennamen, von denen nur ein einziger mit dem Namen eines der auf der Liste befindlichen männlichen Abstimmenden übereinstimmt. Diese Frauen waren also mit keinem der stimmenden Männer verheirathet. Sie mögen die Frauen jüngerer Söhne gewesen sein, die kein Stimmrecht hatten, oder Wittwen, oder auch unverheirathete, im Besitz ihres Vermögens befindliche Frauen. Lagrèse, dessen Nachforschungen es gelungen ist, dieses Document ans Licht zu ziehen, bemerkt mit Recht, daß der Gegenstand genauerer Prüfung werth sei. Wir empfehlen ihn der Beachtung derer, die Frauen zur Ausübung des Wahlrechtes zugelassen wünschen. Würde Einer oder der Andere von Stuart Mill's Anhängern auf einer Sommerwanderung in das schöne kleine Dorf von St. Jean de Luz gelangen, am Fuße der westlichen Pyrenäen, so könnte er noch heutzutage die Freude haben, ein Völkchen zu sehen, unter welchem die Frau, wenigstens vor dem Gesetz, als dem Manne gleichstehend erachtet wird.

Aus allen Erdtheilen.

Des Abbé Brasseur Phantasien über die Steinbilder auf der Osterinsel.

M. Bekanntlich haben in neuester Zeit die auf der Osterinsel im Stillen Ocean, welche die Eingeborenen Rapanui nennen, erhaltenen großen Steinbilder, die schon bei Roggeveen's Besuch der Insel 1722 erwähnt werden, die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich gezogen, und zwei derselben sind von dem Capitän des englischen Schiffes „Topaze" nach Europa gebracht und in London im britischen Museum aufgestellt worden. (— Vergleiche über diese Steinbilder „Globus" S. 248. —) Einen Bericht darüber in einem englischen Journal hat der bekannte Pariser Geograph Mattebrun dem Abbé Brasseur de Bourbourg übergeben, der sich mit der Geschichte und Sprache der alten Mexicaner beschäftigt, und einen von diesem erhaltenen Brief über diesen Gegenstand in einem der neuesten Hefte der „Annales des voyages" unter dem Titel: le Mystère de l'île de Pâques bekannt gemacht, dessen Inhalt hier kurz wiedergegeben werden soll.

Der Abbé beginnt damit, daß die kolossalen Steinbilder der Insel für ihn kein Mysterium mehr seien, das sei ihm aus dem Studium mexicanischer Documente klar geworden. Die Annalen dieses Volkes umfassen eine Epoche von 10,000 Jahren vor Christi Geburt und schildern alle geologischen Wechsel, welche die Erde seitdem betroffen! Sie beginnen mit der Eiszeit, in welcher der Mensch bereits existirte, dessen Wiege das Hochland in der Nähe von Sibirien gewesen zu sein scheine. Auf diese Zeit folgt die Seenzeit (époque lacustre), in welcher die Erdoberfläche noch nicht von den jetzigen Oceanen durchschnitten, vielmehr mit großen, süßen oder salzigen Seen bedeckt war und wenig Flüsse besaß. Diese Epoche nennen die mexicanischen Werke Tollan (région des jonquières). Wir übergehen hier die genauere Schilderung dieser Seen, besonders der beiden großen, welche die Mexicaner Quetzalcoatl (im nördlichen) und Amon (oder Aman im südlichen Theil der Erde) nennen, und wie sich die heutigen Oceane gebildet haben. Das geschah 7000 Jahre vor Christo; in der dann folgenden Zeit entstand allmälig das jetzige Asien (mexicanisch Cet, Cem und Nin) und Europa (mexicanisch Yapan), und 1000 Jahre später nach neuen Convulsionen die jetzigen Flüsse, während sich die Meeresbildungen vollendeten.

Der Abbé bemerkt ausdrücklich, es sei erlaubt, darüber erstaunt zu sein; nichtsdestoweniger sei das unbezweifelt zuverlässig. Die mexicanischen Annalen seien so genau, daß sie selbst die verschiedenen Floren, welche in dieser Epoche der Umwälzungen auf dem Erdboden erschienen seien, namentlich schilderten; nicht weniger merkwürdig sei ihre genaue Kenntniß der bekanntesten Localitäten der alten Welt. Sie schildern das alte Tuscien unter den Namen Tuz und Jaz, rühmten die Pracht und Größe der alten Stadt Veji, die in der Seenepoche die berühmteste des ganzen Erdbodens gewesen sei. Aegypten unter den Namen This, On und Jan spielt in der ältesten Zeit eine Hauptrolle; natürlich ist den alten Mexicanern auch der Nil bekannt gewesen, den sie abwechselnd Nel, Aztapan und den weißen Fluß nennen (die Araber haben also in dem Bahar el abiad nur ein älteres mexicanisches Wort übersetzt!); sie kennen auch seine Quellen, sein periodisches Steigen und die Gründe desselben. Carthago, das wie Aegypten und das alte Tuscien also bereits in der Seenepoche bestand, erscheint in den Annalen der Mexicaner unter den Namen Chartoca und Etiza; die Bildung und Entstehung der Sahara schildern sie genau und vieles Andere, was auch die classischen Schriftsteller berichten, aber unklar und unter mythologischen Schleiern verhüllt.

Zuletzt kommt der Abbé nun auf die Osterinsel, deren Steinbilder freilich gegen solche Enthüllungen alle Bedeutung verlieren. Ein ungeheures Land habe damals die Ostküsten Südamerikas (es wird wahrscheinlich die Westküsten heißen müssen) mit dem Malaienlande (Malaisie) verbunden, an einem Orte, der Amoan geheißen, was vielleicht mit Amboina identisch sei! Wie aber die erwähnten Steinbilder damit zusammenhängen, ob sie mexicanischen Ursprungs sind und wie sie auf diesem Inselchen allein sich erhalten haben, darüber berichtet uns der Verfasser nichts; er schließt mit der Versicherung, daß die mexicanischen Schriften und Bilder hauptsächlich die Darstellung der geologischen Geschichte des Erdbodens enthielten und die grotesken Formen der Götterbilder nur Darstellungen geologischer Phänomene seien.

Soweit der Abbé Brasseur de Bourbourg. Schriebe ein deutscher Gelehrter so etwas, man würde es Blödsinn nennen!

(Als wir die vorstehenden Mittheilungen durch die Güte des Herrn Professor Meinicke erhielten, waren uns die wunderlichen Auslassungen des Abbé Brasseur bereits bekannt. Sie stehen im Februarhefte der „Nouvelles Annales des Voyages", S. 115 bis 119, und es ist sehr zart ausgedrückt, wenn sie als „Blödsinn" bezeichnet werden. Abbé Brasseur stellt sich durch diese Phantastereien würdig neben einen andern französischen Abbé, jenen Domene, welcher sich durch das Livre des sauvages, heitern Angedenkens, unsterblich gemacht hat. Aber Domenech hatte wenigstens die schriftlichen Sudeleien eines deutschen Bauerjungen in Canada vor Augen; er giebt die Zeichnungen und das neben denselben Geschriebene wieder. Darauf baut er dann ein mythologisches System der nordamerikanischen Indianer und in

Frankreich gab es „Gelehrte", welche seine wunderlichen Abspurigkeiten für Ernst nahmen. Für ihn waren die Sudeleien jenes deutschen Bauerjungen auch eine Offenbarung; Brasseur seinerseits schreibt an seinen Freund Maltebrun: „Je dois vous avouer que les statues colossales de l'île de Pâques ne sons plus un mystère pour moi. Ainsi que tous les autres mystères de ce genre, se rattachant aux phénomènes géologiques qui ont formé notre globe dans son état actuel, celui de l'île de Pâques s'est dévoilé à mes yeux dans la lecture des documents mexicains, dont j'achève l'interpretation." Von welcher Art diese angeblichen mexicanischen Documente sind, darüber läßt Herr Brasseur uns im Dunkeln. Weßhalb veröffentlicht er seine Texte nicht und überläßt das Urtheil über den Inhalt und den Werth derselben auch anderen Leuten? Auf seine Interpretation oder vielmehr seine phantastischen Auslassungen ist nicht der mindeste Werth zu legen, und wenn Maltebrun barmherzig gewesen wäre, so hätte er die Offenbarungen des Abbé dem Papierkorb übergeben. Brasseur hat schon in seiner „Histoire des Natios civilisées du Mexique et de l'amérique centrale etc." Paris 1857 ff., 4 Bände, eine Masse unhaltbarer Dinge behauptet; ich möchte in dieser Beziehung an eine vortreffliche Anzeige über dieses Werk, dessen Verdienste und Unzulänglichkeiten erinnern, welche Dr. Plath in den „Münchener Gelehrten Anzeigen" 1859 Nr. 39 ff. veröffentlicht hat. Von Brasseur's Arbeiten erscheint mir seine „Voyage sur l'isthme de Tehuantepec, dans l'état de Chiapas et la république de Guatémala" in den Jahren 1859 und 1860 als die werthvollste. Sie erschien 1862 in Paris bei A. Bertrand und enthält viel Neues und Interessantes. A.)

Die Umwandelungen in Japan.

Das Inselreich des Sonnenaufgangs hat binnen funfzehn Jahren eine völlige Umwandelung in seinen staatlichen und commerciellen Verhältnissen erfahren; es hat die schwersten Krisen bestanden und sich doch mit merkwürdiger Gewandtheit in die neuen Verhältnisse gefunden. Japan bildet in dieser Beziehung einen völligen Gegensatz zu China, wo man so viel als möglich alles Neue abzuwehren trachtet und es nicht versteht, das Zweckmäßige sich mit Leichtigkeit anzueignen. Es unterliegt jetzt kaum noch einem Zweifel, daß Japan nach Verlauf weniger Jahre sich auf völlig gleichen Fuß mit den europäischen Seemächten stellen wird. Es hat schon jetzt Dampfer und Telegraphen, baut Eisenbahnen, fängt nach und nach an, den Handel zu begünstigen, will aber, was sehr erklärlich ist, von der Proselytenmacherei der europäischen und amerikanischen Missionäre nichts wissen.

Der altlegitime Erbkaiser, der Mikado, ist bekanntlich seit nun etwa drei Jahren wieder Alleinherrscher; der fälschlich sogenannte weltliche Kaiser, dieser Sjogun oder Taikun, ist beseitigt worden. Ein amtlicher Artikel in der zu Kioto erscheinenden Zeitung „Record", die als Regierungsblatt zu betrachten ist, giebt in japanischer Sprache Bericht über die dermaligen Verhältnisse. Er weist zunächst nach, wie neu sich Manches gestaltet habe, doch sei an den Grundprincipien des japanischen Staates nichts Wesentliches verändert worden. „Die Regierung — so heißt es in dem officiellen Berichte — will sehr gern Japan eröffnen und den Verkehr so freigeben, wie das in anderen Ländern der Fall ist, aber in Anbetracht, daß das Land einige Jahrhunderte lang keinen Verkehr mit der Außenwelt gehabt, kann man dabei nur stufenweise vorgehen, allmälig und in solchem Verhältniß, daß die Interessen des Volkes durch die Veränderung nicht beeinträchtigt werden." Der Mikado und die Prinzen der kaiserlichen Familie sollen gemeinschaftlich mit den Territorialfürsten Berathung pflegen „und sich über das verständigen, was ihnen die beste Regierungsform zu sein scheint."

Schon jetzt können die auswärtigen Diplomaten den Mikado in seiner Hauptstadt besuchen; die alte Schranke, welche ihn einst abgeschlossen, ist niedergebrochen worden. Auch hat der Mikado eine feierliche Proclamation veröffentlicht, in welcher er Bezug nimmt auf die alte Theorie, der zufolge er ein völlig isolirtes Wesen sei und sich um die Liebe und Zuneigung wie um die Bedürfnisse des Volkes gar nicht kümmere. Das Volk habe „der thörichten alten Gewohnheit gefröhnt, nur mit heiliger Scheu zu ihm aufzublicken." Das müsse nun anders werden; das Volk müsse lernen, die kaiserliche Regierung, nicht den Kaiser allein, und die kaiserlichen Erlasse zu respectiren. Der Mikado erklärt, daß er für seine Person noch sehr jung und ohne Erfahrung sei, und spricht sich dann in folgender Weise aus:

„Die Völker der Erde machen großartige Fortschritte, die Leute begeben sich hierhin und dorthin, während allein unser Land an alten Sitten und Gewohnheiten haftet und nichts von den Bewegungen der fremden Nationen weiß. Wir, in unsere neun Mauern eingezwängt, kümmern uns nicht um das Neue, was in der Außenwelt vorgeht, und lassen außer Acht, daß selbst ein Versäumniß um nur einen einzigen Tag Nachtheil für hundert Jahre bringen und uns die Verwünschung aller Leute bringen kann, nicht minder auch Mißachtung unseres Landes von Seiten der fremden Völker. Auch werden dadurch alle unsere kaiserlichen Vorfahren schwer bekümmert. Ein so großes Mißgeschick möchten wir von unserm Volke abwenden, und deshalb haben wir alle Mitglieder der kaiserlichen Familie und die Daïmios einberufen, und geloben, daß wir in die Fußstapfen unserer göttlichen Vorfahren treten wollen, und Nippon sorgfältig mit eigener Hand zu regieren gedenken, um vom Volke alles Mißgeschick fern zu halten. Wir wollen das Land freimachen, und das Volk soll sich so sicher fühlen, als ob seine Häuser auf dem Gipfel des Fusi yama (des heiligen Berges) ständen. Das ist mein aufrichtiger Wunsch."

In europäische Redeweise übersetzt will die Proclamation etwa besagen: Japan hat in eine neue Bahn eingelenkt; in Folge der inneren Fehden ist der alte Glaube an eine halbpriesterliche Regierung erschüttert worden, und das Land nimmt jetzt eine Stelle unter den civilisirten Nationen der Erde ein. Die Autokratie ist beseitigt; das Volk hat nun auch ein Wort mitzureden, und Japan hat eine constitutionelle Regierung, während es den Verkehr mit fremden Völkern nach und nach völlig freigeben wird.

Die Sklavenemancipation in Brasilien.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in Brasilien ganz ernstlich die Absicht hat, die Negersklaverei abzuschaffen. Man will jedoch verständiger zu Werke gehen als die Engländer in Westindien und als die Yankees in Nordamerika. Da für den Anbau tropischer Producte auf den freien Neger nur wenig Verlaß ist, so wird Brasilien, um seine wirthschaftlichen Verhältnisse nicht der gefährlichsten Krisis auszusetzen, sehr vorsichtig verfahren und vor allen Dingen für ausreichende Arbeitskräfte sorgen müssen. In den südlichen Provinzen Santa Catharina, Rio Grande do Sul, Parana und theilweise auch San Paulo werden die Dinge sich ohne alle Gefahr begleichen lassen; dort kann der weiße Mann den Acker bestellen und die europäische Einwanderung die Arbeitskräfte vermehren; ohnehin ist in jenen Provinzen, namentlich in den drei erstgenannten, das Klima vortrefflich. Die deutschen Ansiedler haben nie Sklaven gehalten, und die Zahl der Neger ist dort vergleichsweise nicht bedeutend. Dagegen werden die Nordprovinzen Arbeitskräfte aus Ostasien holen müssen, und es hat allen Anschein, als ob die Chinesen dort eine wichtige wirthschaftliche Rolle übernehmen werden. Die brasilianische Regierung hat übrigens bei ihren Einwanderungsplänen eine unbegreifliche Menge von Mißgriffen gemacht und allerlei geradezu absurde Pläne zur Ausführung gebracht, die viel Geld kosteten und welche man dann wieder fallen lassen mußte. Chinesen wird sie aber als Ersatz für den Ausfall der schwarzen Arbeit haben müssen. Ob die Pläne des neuen Ackerbauministers Cavalcante verständiger sind als die früheren, wird sich späterhin zeigen.

Inzwischen werden schon sehr viele Sklaven freigelassen, namentlich Mädchen und Frauen; es gehört das bereits zum

guten Tone. Ueber die Nothwendigkeit der Emancipation sind auch alle politischen Parteien einverstanden; jetzt wird die zweckmäßigste Art der Ausführung erwogen. Am 26. März hat die Freimaurerloge in Rio, welche blüht, trotzdem der Clerus unaufhörlich Flüche gegen sie schleudert, die Einführung eines neuen Meisters vom Stuhle auch dadurch gefeiert, daß sie 20 schwarze Mädchen freilaufte. Die Freibriefe wurden denselben in einer zahlreichen Versammlung überreicht, und Saldanha Marinha, Meister vom Stuhl, forderte die anwesenden Damen auf, einen Emancipationsverein zu bilden. Das geschah denn auch augenblicklich, und die Stiftungsurkunde wurde sofort entworfen. Dieser Frauenverein hat sich unter den Schutz der Loge gestellt, soll aber ausschließlich von Frauen geleitet werden.

Weiße und Schwarze in Südcarolina. Die Nordyankees der sogenannten republikanischen Partei leisten in geradezu abscheulicher Weise der Barbarei Vorschub. Noch sind Hunderttausende weißer Männer in den Südstaaten proscribirt, von der Wahlurne ausgeschlossen und für unfähig erklärt, öffentliche Aemter zu bekleiden. Die Militärgewalt griff ein und der Neger, als Stimmvieh der Partei, wird gehätschelt. Jene politischen Abenteurer und Aemterjäger aus dem Yankeenorden, welche man als Carpetbaggers bezeichnet und die gleich Heuschrecken über den Süden hergefallen sind, haben die meisten Stellen inne, obwohl sie Fremdlinge in den Staaten sind, welche das Unglück haben, von solchen „Harpyen" heimgesucht zu werden. In welcher Weise unter der Präsidentschaft Grant's und der Herrschaft des radicalen Congresses die Dinge im Süden sich gestaltet haben, ergiebt sich aus Folgendem:

„Die Legislatur des Staates Südcarolina zählt 63 Mitglieder; davon sind 50 Neger und nur 13 weiße Leute."

„Von diesen 63 Gesetzgebern können 8 ordentlich lesen und schreiben; 22 überhaupt können lesen und schreiben."

„Nicht weniger als 41 sind des einen wie des andern unkundig; sie unterzeichnen die Gesetze, welche sie geben, und die Documente überhaupt mit einem Kreuze (×)."

„Nur 19 von diesen Gesetzgebern zahlen überhaupt irgend welche Steuer; und der gesammte Steuerbetrag dieser 19 beziffert sich, amtlichen Angaben zufolge, im Ganzen auf 144 Dollars 60 Cents. Alle übrigen Gesetzgeber dieses Staates Südcarolina zusammengenommen zahlen auch nicht einen Cent an Abgaben. Aber sie bürden dergleichen, 4,000,000 Dollars im Jahre, den entrechteten weißen Leuten auf und diese müssen zahlen."

„Das sind unsere freien republikanischen Zustände im Jahre 1870. Ja wohl, sagt ein Blatt in Charleston, wir sind unter Grant, unter dem radicalen Congreß, unter der Herrschaft der Carpetbagger und der Neger ein glücklicher Musterstaat!"

Der Basutohäuptling Moschesch. Dieser Mann, welcher im südöstlichen Afrika, an den Grenzen der Capcolonie, fast ein halbes Jahrhundert lang eine bedeutende Rolle gespielt hat, ist am 11. März mit Tode abgegangen. In früheren Zeiten war er mehrfach im Kriege mit den Engländern, welchen er manche schwere Verluste beibrachte; späterhin befreundete er sich mit ihnen und schloß sich eng an sie an. Das Land der Basutos ist zum Theil dem Oranjefreistaat der holländischen Bauern, theils den britischen Besitzungen einverleibt. Moschesch war ein interessanter Halbbarbar und in seiner Weise der europäischen Civilisation nicht abgeneigt; er erkannte die Ueberlegenheit derselben und bemühte sich, seine Basutos zum Ackerbau anzuleiten. Sie bestellten Felder auf seinen Befehl; ob sie es auch künftig thun werden, ist zweifelhaft, weil der Kaffer keine Neigung zum Feldbau hat und wesentlich ein Viehzüchter ist. — Der „Globus" hat (Band XV, S. 13 ff.) eine eingehende Schilderung des Racenkampfes zwischen den Basutos und den holländischen Bauern gegeben (von Theophilus Hahn); der Leser findet dort eine Charakteristik dieses dunkelfarbigen Potentaten und ein getreues Porträt desselben.

Die Dampfschifffahrt des österreichischen Lloyd in Triest. Der Flottenbestand desselben betrug im Mai 68 Dampfer mit 16,840 Pferdekraft und 70,755 Tonnen Gehalt. Auf den Werften lagen noch drei nahezu fertige Dampfer, und ein vierter war in Angriff genommen worden. Die Flotte stellt einen Werth von 13,723,600 Gulden dar. Im Jahre 1869 hat man Versuche gemacht, einen directen Verkehr nach Bombay, über den Suezcanal, in Gang zu bringen, „aber das Unternehmen hat große Opfer gekostet, welche es auf die Länge zu tragen nicht im Stande ist." Man wünscht nun, daß der Staat zu Hülfe komme. Die von den Lloyddampfern zurückgelegte Strecke betrug 1,025,149 Seemeilen; es wurden 304,742 Passagiere befördert und 4,535,967 Zollcentner Waaren. Die Fahrten brachten 6,871,301 Gulden ein, wovon 4,082,210 auf die Levante kommen.

* * *

— Amtlichen Berichten zufolge zählte man am 15. März 1870 in Schottland 74,755 Individuen, welche als Landstreicher zu bezeichnen sind. „Etwa 5000 Kinder wachsen zu Vagabunden, Bettlern und Dieben von Profession heran; sie erhalten gar keinen Unterricht und werden wahre Heiden." Bei so bewandten Umständen kann es nicht befremden, daß scharfe Urtheile über das Treiben der Missionsgesellschaften fallen, welche alljährlich mehr als 800,000 Pf. St. für die höchst zweifelhafte Belehrung der Inder und Juden, der Neger, Chinesen und Südseeinsulaner vergeuden und im Lande selbst sich gar nicht um die „heidnischen Landstreicher" kümmern. „Ja, wenn diese schottischen Vagabunden keine weiße Haut hätten, dann könnte ihnen von den Missionsgeldern wohl auch etwas zugute kommen!"

— Das Mirakelwesen geräth auch in Brasilien in verdiente Mißachtung, und die Leute sind dort theilweise wenigstens so „gottlos" geworden, daß sie auf die Verwünschungen der Geistlichkeit platterdings keinen Werth legen. Die augenzwinkernden Madonnen und die weinenden Müttergottes sind namentlich seit einem Vorfall in der Provinz Pernambuco in Verruf gekommen, und die Presse hat das Ihrige gethan, die geistlichen Volksbetrüger zu entlarven. Ein im Geruche großer Frömmigkeit stehender Bettler hatte ein kleines hölzernes Bild Unserer Lieben Frau von der Empfängniß. Aus den Augen desselben quoll heiliges Wunderwasser in solcher Menge, daß die gläubige Menge damit kleine Gefäße füllen konnte. Aber die Ortspolizei witterte in dem frommen Mann einen Betrüger, nahm die hölzerne Madonnenpuppe, untersuchte dieselbe und fand, daß sie aus sehr porösem Holze bestehe. Wenn sie längere Zeit mit Wasser gesättigt war, legte der Fromme sie auf einen Tisch und ließ die Menge ein, die wieder entfernt wurde, wenn die Madonna ferner kein Wasser mehr von sich gab. Die Grausamkeit der ungläubigen Behörde ist so weit gegangen, daß sie den Bettler ins Arbeitshaus eingesperrt und die Puppe confiscirt hat.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Madrid.

Ein spanisches Städtebild von **Franz Koppel.**

III.

Als im Spätjahr 1868, kurz nach dem Ausbruche der Revolution, der General Prim nach Madrid kam, nahm er Quartier in der Fonda de Paris an der Puerta del sol und bezahlte für sich und seine Leute täglich viertausend Realen Gasthofsrechnung, — macht etwas über tausend Franken.

Man braucht nicht gerade General Prim zu sein, um das Leben in Madrid, auch das republikanische, theuer zu finden, unverantwortlich theuer aber in dem Centrum des Centrums, auf dieser Puerta del sol, wo der Grundwerth auf eine schwindelhafte Höhe hinaufgetrieben wurde, als wäre man im innersten Goldnetz einer Weltindustrie- und Handelsmetropole.

Die umgebenden Hallen, Kaffees, Magazine, Gold- und Silberläden, vor allen aber die sogenannten Tiendas de quincalla, die mit Luxuswaaren des Auslandes, namentlich aber Pariser Artikeln glänzend ausgelegten Bazare sind mit so märchenhaften Miethpreisen belastet, daß, wer in ihnen kauft, für den kleinen Aufenthalt im Laden sicher seine Miethzinsquote entrichtet, welche die Waare, die er erhandelt, doch keineswegs preiswürdiger gestaltet.

Also nichts von alledem, was hinter den Spiegelscheiben glänzt und doch kein Gold ist, schon die nothwendigsten Bedürfnißartikel, die von ambulanter Straßenindustrie unter freiem Himmel feil geboten werden, erleiden einen kleinen Aufschlag an der Puerta del sol. Noch einmal so laut, als sonst irgendwo auf dem heißen Pflaster von Madrid, preist hier der Aguador sein Wasser aus der beliebten Fuente del Berro an, und ruft beständig: Agua! Quien quiere agua? (Wer will Wasser?) Agua y azucarillos! (Wasser und Zuckerplätzchen!); wenn ich aber, um auf der volksbelebten Puerta del sol gehört zu werden, meine Lungen etwas mehr anstrengen muß, so muß, calculirt der Aguador, das durstige Publicum mir hier auch entsprechend mehr bezahlen. Ganz natürlich; in diesem Schluß ist kein Trug, und Jedermann fügt sich der zwingenden Macht der Verhältnisse ohne Murren. Die Madrider sind berüchtigte Wassertrinker, und sie versagen sich ihr Lieblingsgetränk noch lange nicht um des kleinen Aufschlags willen, wenn sie es nur immer so frisch und kühl erhalten können, wie auf der Puerta del sol.

Neben dem Wasser aber bedarf der Madrider jeden Augenblick, das heißt so oft wenigstens, als ihm die Cigarette auszugehen pflegt, eines andern Elementes, des Feuers, das ihm hier auf seinem Forum in Gestalt von Wachszündhölzchen von allen Seiten angeboten wird.

Unsere Abbildung zeigt eine der Vestalinnen, die sich damit befassen, das Feuer in der spanischen Residenz nicht ausgehen zu lassen; es sind meist sehr arme Geschöpfe, die wenigstens in Bezug auf den Streichfeuerzeugverkauf eine schwere Concurrenz bestehen müssen mit ganz zerlumpten, baarfüßigen Jungen oder vielmehr deren durch Mark und Bein dringenden schrillen Stimmen, welche beständig in den höchsten Tönen

kreischen: A dos y a tres (zu zwei und drei, nämlich Cuartos), cerillas!

Der Spanier bedient sich schon lange nur der Wachszünder, und der Verbrauch dieser meist von Marseille kommenden Fabrikate ist ein ganz verschwenderischer. Ohne Wasser und Feuer also geht es auf der Puerta del sol nicht ab, so wenig wie in der Zauberflöte, aber das moderne tägliche Brot der Großstädte, der penny-a-liner, das illustrirte Witzblatt, der unvermeidliche Anzeiger, mit einem Worte der Porteur der Localpresse, lauert an jeder Ecke; es ist unmöglich, ihm zu entrinnen. Deshalb wollen wir ihn lieber einmal recht scharf ins Auge fassen.

Da die Gründe dafür in der That so wohlfeil wären wie Brombeeren, so können wir, als der besondern Motivirung überhoben, gleich vornherein den Satz aufstellen, daß Spanien, namentlich aber Madrid, von jeher in demselben Maße der geeignete Boden für die sogenannte kleine Presse gewesen ist, als es für die Entfaltung großer politischer Blätter sich stets unfruchtbar erwies und auch vielleicht noch lange erweisen wird.

Wenn man die 79,000 Franken Caution bei einander hatte, welche zur Gründung eines Blattes in Madrid gefordert wurden, so bedurfte es noch der jedenfalls auch eine erkleckliche Summe kostenden Genehmigung der Regierung, welche in jedem beliebigen Augenblick zurückgezogen werden konnte. Wie es jetzt während des Interregnums damit steht und mit der wohllöblichen Censur, kann ich nicht angeben, doch der Preis des Papiers, der stets um 25 Proc. höher war als in Frankreich, ist nicht zurückgegangen, und, doch wir wollen ja nicht von der politischen Presse, dem gemißbrauchten Paradepferd der Parteien, reden, sondern uns zur bessern Unterhaltung auf die niedere Presse, wie sie in den Straßen Madrids, vorzüglich auf der Puerta del sol ausgeboten wird, beschränken.

Da ist vor allen Dingen der Padre Cobos, der spanische Kladderadatsch, der unter den satyrischen Blättern zuerst unsere Aufmerksamkeit verdient. Er blühte hauptsächlich auf in den Jahren 1855 und 1856; es waren die drei fetten Jahre der spanischen Journalistik von 1854 bis 1856, in denen der Verkauf, ziemlich frei von Zwang, sich ungewöhnlich steigerte und um 30 Proc. höher stand, als in den letzten Jahren der verabschiedeten Regierung. Der Padre Cobos dient als dicker, lachender Pfaffe mit Capuze und Schnupftabacksdose dem Journal als Vignette, und ist eine populäre Figur geworden. Er wurde oft unterdrückt, brach sich aber immer wieder Bahn.



Eine Verkäuferin von Cerillas (Wachszündhölzchen).

Mit ihm wetteifert die Sopa-boba, ein unübersetzbarer Titel, welcher nur eine Verkürzung der Redensart „estar á la sopa-boba“ ist und, wie diese, ein Leben auf Kosten anderer Leute bedeutet. Damit ist denn auch die Tendenz des Blattes genügend charakterisirt.

Sehr verbreitet ist auch el Cascabel (die Schelle) mit einem Faschingsnarren als Vignette; derselbe hat eine Feder in der Hand und eine Fahne, auf welcher die Worte stehen: „viva la Pepa!“ Man muß den Satz ergänzen: y el pan a dos cuartos (und das Brot zu zwei Cuartos), um ein geflügeltes spanisches Wort zu erhalten, das im Französischen, uns schon verständlicher, allgemein so lautet: Vive la joie et les pommes de terre! Der Cascabel steht seinem Programme gemäß im engsten Zusammenhange mit dem Gato, einem periodico festivo satirico (satyrischen Wochenblatt, das wie der Kladderadatsch „alle Tage“ erscheint „mit Ausnahme der Wochen- und Werkeltage“. Die Vignette, ein sehr sorgfältig gezeichneter Holzschnitt, stellt einen imponirenden Kater dar, welcher einem hagern Manne, dem Redacteur des Cascabel in effigie, die Krallen zeigt. Letzterer will dem Kater die „Schelle“ umhängen; darunter steht das hierauf bezügliche Programm des Gato: El programa de el Gato está basado en el proposito de no dejarse poner el cascabel (das Programm des „Gato“ besteht in dem Vorsatz, sich die „Schelle“ nicht anhängen zu lassen).



Eine Scene aus dem Tio (Onkel) Caniyitas, Singspiel (Zarzuela) von Soriano Fuerte.

Weiter erwähnenswerth sind die Luneta (der Sperrsitz), ein Theaterjournal, und der Tio Patazas, Puntillon semanal: der Onkel Patazas, ein wöchentlicher Fußtritt (wörtlich übersetzt). „Der betreffende wohlwollende Onkel, so erklärt das Titelblatt sich selber, wird Jedem, der es verdient, einen Fußtritt versetzen. Lacht aus vollem Leibe darüber; wenn Ihr nichts angestellt habt, so habt Ihr es doch nur aus Angst vor der Strafe des Onkel Patazas nicht gethan.“

Es giebt noch viele Blätter dieser Gattung, z. B. el Gil Blas, el Don Quixote, el Mosquito, las Animas, das heißt die Seelen der Cesantes oder Pretendientes, der Leute, die ihre Stellen verloren haben oder um solche nachsuchen, und deren ist Legion in Madrid; „la Gorda“, die Dicke; das Epitheton bezieht sich auf einen ungeheuern Flaschenkürbis, welcher auf der ersten Seite abgebildet ist. Dieses Blatt bildet eine herbe Opposition gegen die aus der letzten Revolution hervorgegangene Regierung, und der Titel ist eine Anspielung auf die Redensart „ha salido calabaza“, d. h. etwas hat Fiasco gemacht.

Natürlich dürfen wir die tauromachische Presse, die Organe des Stiergefechtes, als echte Erzeugnisse des localen Genius, nicht vergessen. Hier steht der Tio Caniyitas an der Spitze; seinen Namen hat er von der volksthümlichen Zarzuela, die wir zum Schlusse besprechen wollen; ihm zur Seite geht der „Tio Macan“, ein sehr gebräuchlicher andalusischer Beiname. Er erscheint, wie auf dem Titelblatte gesagt wird, eine halbe Stunde nach der Corrida (dem Stierkampf); die gleiche Tendenz hat der „Lidiador“ (der Kämpfer) und „el Clarin (die Trompete), Anspielung auf die verschiedenen Trompetensignale, mit welchen die verschiedenen Phasen des Stiergefechtes angekündigt werden.

Die „Caza“ ist eine kleine Jägerzeitung, nicht viel werth natürlich. Die Zeit, wo Wälder um Madrid lagen, welche weltberühmte Jagdgründe einschlossen, ist längst vorbei, und wo kein Wild ist, hat auch der beste Schütze das Recht verloren.

Von der Presse zum Theater ist nur ein Schritt, wir wollen ihn thun. Einer neuen Statistik zufolge wäre Spanien, nach Frankreich und Italien, das an Theatern reichste Land, und es stände, oberflächlich geurtheilt, somit fest, daß die Romanen das angeborene Talent, welches sie in höherm Grade besitzen als die Germanen, auch in Praxi mehr ausbilden und pflegen als diese. Doch in solche Erörterungen einzugehen ist hier durchaus nicht der Ort; die Fruchtbarkeit spanischer Theaterdichter ist eine dem gebildeten Publicum gar sehr bekannte Thatsache. Wie sollte es anders kommen, als daß Spanien, was es so frühzeitig in reichem Maße besaß, nicht auch heute noch in Fülle besitzen sollte, — Schauspiele und Schauspielhäuser von jeder Sorte? Madrid hat etwa 300,000 Einwohner und acht Theater; dies Verhältniß geht durch die ganze Halbinsel, ebenso wie durch Italien; London müßte demnach über achtzig, Berlin über zwanzig wirkliche sehenswerthe feste Theater besitzen, was nicht einmal zur Hälfte der Fall ist.



Bauern aus der Umgebung von Madrid mit der Montera auf dem Kopfe.

Das Teatro Real, die wesentlich italienische Oper von Madrid, kann an Luxus und Comfort, Geschmack und Reichthum mit allen Theatern der Welt zu seinen Gunsten wetteifern. Das Orchester ist berühmt; für die Einzelleistungen sprechen die alle Virtuosen nach Madrid lockenden hohen Gagen, für den Zauber des Ballets bürgt die spanische Grazie und das angeborene Tanzgenie jener „tändelnden Kinder der Sonne“. Die Eintrittspreise sind manchmal, auch diesen Leistungen gegenüber, geradezu lächerlich hochgegriffen; man muß etwas von dem blauen Blute der Hidalgos in den Adern haben, um den Besitz einer Loge in seinem Ausgabebudget verantworten zu können.

Das spanische Schauspiel hat auch eine würdige Stätte in Madrid, im Teatro del Principe; die weiteren Häu-

ser sind: la Zarzuela, las Variedades, el Circo, las Novedades und das Teatro de Lope de Vega; in den meisten wird getanzt.

Alle diese Theater haben, wie in Frankreich und Italien, auch noch den Mißstand, daß man zwei Billets kaufen muß: ein allgemeines Eintrittsbillet, die sogenannte Entrada, und dann noch ein specielles, auf den betreffenden Platz selbst lautendes. In den Schauspielhäusern sind die Plätze verhältnißmäßig billig, namentlich für das Amphitheater, welches merkwürdigerweise die Ignominia genannt wird. Die Claque, obwohl aus Spanien gebürtig und früher hier unter dem Namen der Mosqueteros von Ausschlag gebender Gewalt, ist jetzt überall abgeschafft und auch unnöthig, das Volk ist leicht gewonnen und verdiente manchmal eine ästhetische Zurechtweisung intra muros.

Da auf dem Gebiete der ernsten Oper die italienische Musik ganz ausschließlich dominirt, im modernen Schauspiel oder Lustspiel aber fast nur Uebersetzungen, meistens aus dem Französischen, das versteht sich, an der Tagesordnung sind, so wird unser Interesse für die Theater von Madrid ganz von selbst auf die einzige nationale Leistung, die Zarzuela, das spanische Singspiel, beschränkt. Der Name datirt aus der Zeit Philipp's des Vierten und hat seinen Ursprung von einem königlichen Schloß, in welchem unter der Regierung des genannten Fürsten zuerst Stücke dieser Gattung aufgeführt wurden. Wir wollen gleich die populärste von allen Zarzuelas herausgreifen, den Tio Caniyitas. Zum ersten Mal aufgeführt auf dem Theater San Fernando in Sevilla im November 1849, erregte das Singspiel ein solches Aufsehen, daß es in zwei Jahren die Runde über alle Theater der Halbinsel nicht bloß, sondern auch der Havana, von Mexico und einem großen Theile Südamerikas machte. Das meiste Furore aber machte die Zarzuela in Cadiz, wo drei Theater die ganze Saison hindurch gleichzeitig und ohne Unterbrechung bei ausverkauftem Hause immer und immer wieder den Tio Caniyitas spielten, der dort wirklich kein erfundener Typus mehr war, sondern die wahrheitsgetreue Copie eines alten Zigeuners, den ganz Cadiz unter dem Namen Tio Macan genau kannte. Der Tio Caniyitas war bald die populärste Figur auf der ganzen Halbinsel, und sein Bildniß zierte die Cigarrenetuis, die Taschentücher, das Cigarettenpapier und die Abanicos de Calaña, die Binsenfächer, welche am Tage der Corrida vor der Arena um zwei Cuartos feilgeboten werden. — Das Singspiel selbst muß man fast eine Improvisation nennen; Buch und Partitur wurden in weniger als vierzehn Tagen geschrieben, daher das Ganze wie aus der Pistole geschossen wirkt, ein glücklicher Wurf, voll Zug und Verve. Es ist ein saftiges Gemälde andalusischer Sitten mit ganz entsprechend nationaler Musik.



Das Innere einer Galera.

Das Stück spielt in Cadiz, und die chargirte Rolle darin, die lächerliche Person, muß natürlich ein Engländer abgeben, der sich in den Kopf gesetzt hat, das Calo, das Jargon der Zigeuner, zu lernen. Der Tio Caniyitas empfiehlt ihm zu diesem Zweck eine lebendige Grammatik, will sagen die Cayetana, la Lagartija (die Eidechse), und allein für diese Auskunft muß der Insulaner schon ein sehr schönes Honorar zahlen. Dann werden ihm in einem feurigen und rythmisch sehr schwunghaften Couplet (es una jembra morena — es ist ein braunes Mädchen) die Reize der empfohlenen Sprachlehrerin geschildert, was natürlich wieder eine entsprechende Summe kostet. — Dies Alles geht zu Cadiz auf dem Platze San Juan de Dios vor sich, der von allen Typen des andalusischen Markt- und Städtelebens bevölkert erscheint.

Dann ändert sich aber die Scene, und wir werden in eine Tienda de Montañés versetzt, in eine der in Andalusien so häufigen, meist von Asturiern gehaltenen Wein- und Liqueurbuden. Hier fühlen wir uns so recht im „schönen Lande des Weins und der Gesänge."

Jetzt tanzt die Lagartija uns einen Vito sevillano vor,

daß wir in die biblischen Worte ausbrechen möchten: Schlagt ab das Haupt dem Täufer! Die malerisch costümirten Zigeuner begleiten Tanz und Gesang, indem sie ganz à la Andaluz mit den Händen Takt schlagen oder das Tamburin mit dem Klirren der Flaschen und Gläser unterstützen.

Der lorgnettirende Engländer mit seiner steifen Haltung verfehlt natürlich nicht, die Heiterkeit des Publicums zu erregen. Diese Scene des Stückes zeigt unsere Abbildung.

Das ausgelassenste Wohlleben dieses Auftrittes wird natürlich gestört, indem Pepigo, der Bräutigam, der Novio, genannt el Repamplijan, ein junger Schmied, wüthend auftritt, und in echt andalusischen Verwünschungen und Drohungen sich Luft macht. „Va á lloré leña!" — „es wird Holz regnen!" — ruft Onkel Caniyitas, und der Vorhang fällt, indem der Engländer, wie Don Juan mit Zerline, mit Miß Lagartija zu verschwinden trachtet. — Der zweite Act spielt in der Schmiedewerkstätte bei Don Pepigo und wird mit dem berühmt gewordenen Chor der Schmiede, welche auf dem Ambos den Takt schlagen, eröffnet. Es versteht sich von selbst, daß die Lagartija ihren Novio nicht lange seiner Trauer allein überläßt; sie erscheint, es setzt eine Schmollscene; auch der Onkel Caniyitas kommt wieder mit dem Engländer, die gute Lagartija soll durch die Miriñaque (Crinoline) und Patschouli in Versuchung geführt werden, aber sie bleibt ihrem Majo getreu, sie nennt den Engländer ganz einfach einen gayo inglés (englischen Hahn), bittet ihn, sich gefälligst von einem Stier auf die Hörner nehmen zu lassen und reicht dem versöhnten Novio die Hand. Die Schmiede haben sich inzwischen vorgenommen, den alten Kuppler Caniyitas und sein Beaf zu braten, und fangen eine Hetze an, die in der That nichts Gutes erwarten läßt; doch das gute Herz der Lagartija rettet sie aus dieser Gefahr, und mit einem die Anmuth und Schönheit der Gitana preisenden Chor schließt das Ganze.

Der Leser wird sich vielleicht wundern, wie ein so nichtssagendes Stück zu solchem Erfolg gelangen konnte, doch um das zu begreifen, darf man eben nicht bloß Leser, man muß Zuschauer und Zuhörer sein.


Bauer aus der Umgegend von Madrid.

Gerade darin liegt, meines Erachtens, der Reiz, daß die auftretenden Figuren wirkliche Volkstypen sind, die mit der vollen Kraft der Lebenswahrheit da am meisten wirken müssen, wo sie auch von dem niedrigsten Zuschauer auf der letzten Bank in ihrem ganzen Umfange gewürdigt werden. Der Tio Caniyitas ist ein andalusisches Abenteuer mitten in Andalusien selbst, wie es Jeder jeden Augenblick erleben kann. Und wenn wir es auch nur in Madrid auf der Bühne erlebten, wir dürfen nur wenige Meilen in die Umgebung hinaus gehen, so haben wir so zu sagen lauter lebendige Anknüpfungspunkte und typische Fortsetzungen um uns. Der lächerliche Engländer begegnet uns auf Schritt und Tritt, der Manchego auf seinem hochgestapelten Esel dahintrabend, wie ihn unser Bildchen zeigt, oder die Bauern mit der Montera, eigenthümlichen Fellmütze, auf dem Kopfe, oder gar das Innere einer Galera, was freilich nicht lange ausgehalten wird. Das Alles sind Typen, läßt uns auf ihre Worte lauschen, ihre Geberden absehen; und denken wir sie uns aus Gründen der Liebe, Eifersucht oder Speculation mit einander hantirend, so haben wir jeden Augenblick eine Scene aus der großen, nationalen Zarzuela, in der alle Spanier, ohne es zu wissen, fortwährend mitwirken.

Zur Ethnographie der Culturvölker.

Die Insel Arholm. — Deutsche und tschechische Bauerhäuser in Böhmen.

F. R. Wenn die immer massenhafter werdende Förderung von Thatsachen und Material auf dem Gebiete der Anthropologie manches Unreife und Uebereilte zu Tage bringt und wenn die große Anzahl regsamer Forscher, welche sich an die einschlägigen Probleme herandrängt, nicht von Weitem dasjenige zu leisten vermag, was von geringeren Kräften in anderen Disciplinen erzielt wird, so liegt wenigstens ein theilweiser Ersatz für diese unvermeidlichen Entwickelungs- und Durchgangszustände in der räumlichen Ausdehnung und Vervielfältigung der Studien, welche die Forschung auf manches ihren großen Straßen sonst fernliegende Object hingeführt und zur Vertiefung in anscheinend geringfügige, dem Wesen nach aber sicherlich bedeutsame, fruchtbare Untersuchungen angeregt hat. Wir denken z. B. an die Aufgaben, welche der Ethnologie der Culturvölker gestellt sind und die bei der Complicirtheit der hier in Verbindung getretenen Nationen oder Stämme, sowie ihrer Abschleifung durch fortschreitende Civilisation zu den schwierigsten Partien der Gesammtwissenschaft gehören. Auf keine Weise sind sie vollständiger und rascher zu lösen als durch sorgfältigste Einzelarbeit von Seiten vieler, in engeren Kreisen wohlbewanderten Forscher. Der Dilettantismus, der, wie

in allen jungen Wissenschaften, auch in der Anthropologie stark vertreten ist, findet hier ein Arbeitsfeld, auf dem er reichere Ernten halten kann, als die exactere und abstractere gelehrte Forschung.

Das Ziel besteht hier in einer Art anthropologischer Volkszählung, bei der jeder Bestandtheil eines zu untersuchenden Stammes seiner Stellung zur Gesammtheit und seinem Ursprunge nach abzuschätzen und zu verzeichnen ist, und das vermag offenbar nur der, der in einzelne Theile eines Volkslebens sich tief versenken konnte. Jeder Beitrag in dieser Richtung ist ein werthvoller Baustein, der nicht verloren geht, sofern er nur Wahrheit enthält, und wir freuen uns, daß diese Art von Forschung immer mehr Pflege findet und besonders in den zahlreichen periodischen Publicationen unseres Gebietes gegenüber den zu oft ebenso werthlosen als glänzenden allgemeinen Arbeiten mehr in den Vordergrund tritt. Wir machen mit besonderer Vorliebe unsere Leser mit derartigen Hervorbringungen bekannt und werden in Zukunft öfter auf dieselben zurückzukommen haben.

Die Insel Axholm*).

An der englischen Ostküste umschließen die drei Flüsse Trent, Idle und Don ein etwa fünf Meilen im Umfange messendes Stück Land, welches sie von den Grafschaften York, Nottingham und Lincoln abschneiden, und das gegenwärtig eine ziemlich dichte Bevölkerung aufweist und in sieben Kirchspiele getheilt ist. Baumstrünke, welche unter dem Wasserspiegel am Ufer zu sehen sind, deuten an, daß hier so gut wie an vielen anderen Stellen der britischen Ostküste Landsenkung stattgehabt hatte, als noch große Wälder die Gegend bedeckten. Gegen die umliegenden Gebiete bildet fast nach allen Seiten hin Marschland einen ausgedehnten Grenzbezirk, der wohl in früherer Zeit mehr noch als die breiten, durch Fluth und Ebbe bewegten Gewässer die „Insel" isolirte. Daß sie aber bewohnt war, beweisen Funde von Waffen und Geräthen aus Hirschhorn, Feuerstein, Bronze, sowie von römischen Münzen, welche letztere indessen möglicherweise in nachrömischer Zeit als Amulete oder dergleichen getragen worden sein mögen, da bis heute jede andere Spur römischer Ansiedelung, besonders jede Andeutung einer Heerstraße fehlt, was bei dem großen Reichthum römischer Reste im übrigen Königreich auffällt. Der angelsächsische Ursprung der Kirchspielnamen beweist, daß hier wie im ganzen östlichen und südlichen Theil Englands die germanischen Einwanderer dem neugewonnenen Lande ihren Stempel von vornherein in dauerhafter Weise ausdrückten, sei es nun, daß sie die Insel unbewohnt fanden, sei es, daß sie auch hier die Kelten und Römer durch das Schwert oder durch Austreibung verschwinden machten. Das ungemein starke Vorwiegen der angelsächsischen Ortsnamen in Ostengland ist eine erstaunliche Thatsache, wenn man sie mit der Zähigkeit vergleicht, mit der keltische, römische und slavische Benennungen sich in allen Theilen Deutschlands conservirten, und entspricht ganz den Traditionen, welche über die blutige Invasionsgeschichte der niederdeutschen Stämme sich erhalten haben und von schrankenloser Ausrottung der Urbewohner, im besten Falle von Vertreibung erzählen. Die neu Angekommenen machten offenbar besonders im Anfang tabula rasa mit den Eingeborenen und zwar in viel höherm Grade als ihre oberdeutschen Verwandten mit den Kelten des Schwarzwaldes und der Schweiz, oder die deutschen Pioniere des Mittelalters im Nordosten unseres Vaterlandes, denn anders ist das fast vollständige Verschwinden der ursprünglichen Ortsbenennungen kaum zu erklären. Auch die sieben Kirchspiele Axholms tragen bis auf ein einziges niederdeutsche Namen (Allthorpe, Haxey, Epworth, Belton, Luddington, Owston). Nur Crowle, das siebente, macht eine Ausnahme; man hat allerlei Hypothesen über diesen Namen ausgedacht, und die Bewohner selbst machen sich ihre Gedanken darüber, wie denn einer derselben die Erklärung abgab, es komme derselbe von crawl (kriechen), da sie bei den Ueberschwemmungen, die vor der Drainirung stattzufinden pflegten, auf dem betreffenden Platze „zusammengekrochen" seien! Jedenfalls ist diese populäre Etymologie nicht unwahrscheinlicher, als so manche inmitten bestaubter Lexika und Grammatiken aus einem Dutzend Möglichkeiten zusammengeflickte! Bis zum Regierungsantritt Karl's des Ersten ist Axholm größtentheils „vorhistorisch", seltene Erwähnungen in Urkunden &c. abgerechnet. Aber nun bekam es plötzlich eine bunte Geschichte. Die Verwandten des Königs jagten hier nicht selten, und man kann sich eine Vorstellung von dem Wildreichthum machen, wenn man hört, daß einst gegen 500 Stück Rothwild aus den Forsten in die Gewässer getrieben wurden, wo nach der malerischen Schilderung des Chronisten ihre Geweihe „wie ein kleiner Wald" aus dem Wasser ragten. Hier wurden sie zum Theil getödtet, und der Berichterstatter über diese losen Blätter der axholmschen Geschichte macht die nicht unwahrscheinliche Bemerkung, daß hier wohl der Rest einer Jagdart vorliege, wie sie von den Pfahlbauern in größerer Ausdehnung geübt worden sein möge; das des Schwimmens ungewohnte Thier fällt im Wasser selbst dem schlechtbewaffneten Jäger zur Beute, dessen Steinpfeil und Knochenlanze es auf festem Lande entgangen sein würde.

Karl der Erste besaß Axholm nebst einer Anzahl umliegender Bezirke als Krongut, und ließ einen Ingenieur aus dem schon damals durch seine Wasserbauten berühmten Holland kommen, der die Insel, welche offenbar stark durch Ueberschwemmung und Versumpfung litt, theilweise trockenlegen sollte. Es geschah das auch, aber ein Theil der Bewohner, der sich in seinen Rechten gekränkt glaubte, erhob sich gegen die Verbesserungen, und als eine Anzahl Holländer und Flaminger auf dem dem Wasser abgewonnenen Lande angesiedelt ward, entstanden Unruhen, die 1642 unter dem Schutze der Revolutionsanarchie so weit gediehen, daß durch Oeffnung der Dämme und Schleusen das gesammte kostbare Werk des Cornelius Vermuyden zerstört und an den holländischen Ansiedlern Raub und Gewaltthat verübt wurde. Erst spät, in der Regierung Karl's des Zweiten, kamen die Aufstände zur Ruhe, und seitdem lebten Engländer und Holländer so friedlich beisammen, daß sie heute zu einem gemeinsamen Typus zusammennivellirt sind, in welchem freilich die friesischen und flämischen Züge unverkennbar hervortreten. Starke Zumischung flämischer Elemente in der Sprache, auffallendes, in England ungewohntes Hervortreten der Frauenarbeit auf Feld und Wiese; im Aeußern unproportionirt große Hände und Füße, stark entwickelter Unterkiefer, großer, knochiger Körperbau, sehr helle Haare und, nicht zuletzt! die unangenehme friesische Nationaleigenthümlichkeit schlechter Zähne, die man mit der Vorliebe für Süßigkeiten nicht erklärt, — dies sind Eigenschaften, welche jedem Axholmer ein gutes Stück seiner Geschichte in freilich nicht für Jeden lesbarer Schrift aufprägen.

Deutsche und tschechische Bauerhäuser in Böhmen.

Wo die Cultur die bäuerlichen Wohnstätten noch nicht mit städtischem Firniß überzogen hat, läßt sich unschwer neben

*) Diese Notizen über Axholm sind einem Berichte Edward Peacock's entnommen; vergleiche Anthropological Review, April 1870, S. 137 bis 144. A.

den Eigenthümlichkeiten, die auf örtliche Einflüsse zurückführen (wie das Vorwiegen des Holzbaues in waldreichen Gegenden, verschiedene Verhältnisse in Größe und Zusammenstellung der Räume je nach Vorwiegen der Viehzucht oder des Ackerbaues, oder nach größerer oder geringerer Wohlhabenheit und dergleichen), eine Anzahl von Besonderheiten herausfinden, die der Bauart größerer Bezirke gemeinsam zugehören und durch Zusammenfallen ihrer geographischen Verbreitung mit den Gebieten bestimmter Sprach- und Sittenverschiedenheiten beweisen, daß sie für gewisse Stämme oder Völker charakteristisch sind und keineswegs etwa einzelner Laune ihren Ursprung verdanken. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich sogar nicht selten, daß das, was sie von anderen unterscheidet, eben so tief in Sitten und Anschauungsweise ihrer Erbauer wurzelt als mancher Gebrauch, mancher Charakterzug, den man, da er auf den ersten Blick schon in die Augen fällt, als „Wahrzeichen“ einer Nation oder eines Volksbruchstückes bezeichnet. In der That, so gut wie der Einzelne seine geistige Physiognomie bis auf Kleinigkeiten in Kleidung und sonstigen Aeußerlichkeiten ausprägt, so zeichnet sich der Geist eines Volkes auch nicht am letzten in den gemeinhin verachtetsten seiner Bauwerke, den Bauerhäusern. In diesen Blättern ist gelegentlich der Schilderungen einzelner Bruchtheile unseres Volkes schon mehrfach auf diese noch lange nicht genügend gewürdigte Seite ethnographischer Forschung hingewiesen worden, und wir wollen im Folgenden einen kleinen Beitrag zu derselben aus dem alten Grenzgebiete deutscher Cultur, aus Böhmen, geben, indem wir aus einem größern Aufsatze in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1870. S. 213 ff.“ folgende Notizen zusammenstellen.

Böhmen war bis in eine nicht fernliegende Zeit ein waldreiches Land; bekanntlich ist es auf deutscher Erde eine der wenigen Zufluchtsstätten wirklichen Urwaldes — freilich in mitteleuropäischem, also gegenüber dem tropischen immerhin etwas zahmen Sinne —, und blieb ohne Zweifel länger dicht bewaldet, als die durch Industrie, Ackerbau oder lebhaften Handelsverkehr früh gelichteten angrenzenden Gebiete Deutschlands. Dies erklärt, daß sich der Holzbau in ihm lange Zeit erhielt und noch heute in Capellen und Glockenthürmen Vertretung findet, während ganz aus Holz construirte Kirchen noch im Beginn unseres Jahrhunderts bestanden, und früherhin ganze Städte sammt Schloß und Kirche kein anderes Baumaterial als dieses nächstliegende und leichtest zu bearbeitende aufwiesen. Auf die Entwickelung des Bauerhauses übte das einen großen Einfluß; den ländlichen Architekten liegt die ästhetische Gestaltung nur dann am Herzen, wenn sie leicht und billig zu bewerkstelligen ist, und das ist beim Holze, nicht aber beim Stein oder Ziegel möglich. Bis zur Häßlichkeit kunstlose, kunstwidrige Bauten gehen aus dem Holzbau nicht leicht, wohl dagegen aus dem Steinbau hervor, wie leider die Mehrzahl mittel- und norddeutscher Bauerhäuser schon jetzt beweist.

Unter den reinen Holzbauten Böhmens finden sich nun zwei scharfgeschiedene Typen, die wir gleich hier nach ihrer nationalen Zugehörigkeit scheiden wollen; der eine ist der ziemlich reinslavische Block- und Pfahlwandbau, der andere der ebenso reindeutsche Blockwandbau. Beide sind zu nicht unbeträchtlicher künstlerischer Durchbildung gelangt, haben sich aber nur auf ganz beschränktem Gebiete gemischt. Den slavischen Typus findet man in den östlichen Landestheilen, wo er besonders längs der mährisch-schlesischen Grenze sich an manchen Punkten zu solcher Vollendung entwickelt hat, „daß die in jenen Gegenden vorkommenden Wohnhäuser ebenbürtig den Schweizerbauten zur Seite gestellt werden dürfen.“ Besonders längs der Iser und Oberelbe haben sich zahlreiche Gebäude dieser Art erhalten; in den Orten Rovensko, Starkenbach, Nachod, Reichenau, Wildenschwert sind sie häufig, und das vom Feuer ebensowohl als von Neuerungssucht verschonte Solnitz besteht gänzlich aus zierlichen Holzhäusern; vereinzelt kommen dieselben bis Jungbunzlau und Nimburg vor. Im Aeußern sind diese slavischen Holzhäuser vorzüglich charakterisirt durch die geringe Breite und das steile Dach; letzteres zeigt einen Winkel von 45 bis 48 Grad, erstere beträgt durchschnittlich 25 Fuß. Auf einem gemauerten Unterbau erheben sich die nicht rein, sondern bloß waldkantig behauenen Balken, deren Zwischenräume mit Moos und Lehm verstopft sind, aber die oberen Partien sind stets mit sauber gearbeiteten Brettern verkleidet. Vorgebaute Laubengänge, Freitreppen, Galerien, Giebel und dergleichen geben dem Ganzen ein belebtes, malerisches Aussehen; das Dach wird von durchbrochenen Walmen bekrönt. Die Decorationen sind sehr mannichfaltig und sachgemäß, und zeigen glückliche Vermengungen von gothischen und Renaissanceformen. Laufende Bogenornamente, Keilschnitte, vertieft gearbeitete Laubwerke, geschnitzte Träger finden sich in zierlichen Formen und geschmackvoller Anwendung. Der Baustoff ist fast stets Fichte und Kiefer, selten tritt Eiche auf, und die Bedeckung des Daches besteht aus Ziegeln oder Schiefer. Im Innern sind diese Häuser, wie schon die große Schmalheit bei beträchtlicher Länge andeutet, nicht sehr geräumig; sie umschließen zwar meist eine größere Anzahl von Gelassen, die aber niemals nach Breite und Tiefe eine beschränkte Ausdehnung überschreiten.

Durchaus verschieden von diesem Hause ist das deutsche, welches aus Baiern und Oesterreich herübergreift und in einem beträchtlichen Theile des südlichen und westlichen Böhmens gefunden wird. Die große Breite und das flache Dach geben ihm einen ausgeprägten Charakter, denn jene beträgt 36 bis 42 Fuß, während dieses durchschnittlich einen Winkel von nur 22 Grad bildet. Aeußerlich ist es weniger nach der künstlerischen Seite hin ausgebildet als das slavische, zeigt aber doch nicht selten Anklänge an die schönen Dispositionen des schweizerischen und tiroler Holzbaues, dem es nächstverwandt ist; im Innern zeichnet es sich durch ausgiebige, freie Räume aus. Es ist nicht zufällig, daß fast in gleicher Linie diese dem ganzen südlichen Deutschland eigene Bauart in Baiern und in Böhmen dem mittel- und norddeutschen Fachwerkbau weicht, und es ist ebensowenig zufällig, daß gleichen Verbreitungsbezirk mit ihr gewisse Besonderheiten des Dialektes, der Küche und der Viehzucht aufweisen, wie denn auch die Schnadahüpfl sich in Westböhmen — wo sie z. B. in der Saazergegend unter dem Namen „Steikle“, d. h. Stückchen, viel gesungen sind — so häufig wie in Oberbaiern finden. Alle diese Erscheinungen bezeichnen die Verbreitung des baierisch-österreichischen Stammes nach Böhmen hinein, und hören da auf, wo sie mit dem fränkischen zusammentreffen. Diesem gehört im Gebiete des Hausbaues der Fachwerkbau an, der es in Nordböhmen zu hoher Entwickelung bringt, und besonders die Orte des Riesengebirges mit wirklich schönen, theilweise ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichenden Häusern schmückt. Das Dach ist stets sehr spitz (bis 60 Grad), an Stelle der Galerien und Lauben treten Erker und Eckthürme, und oft ist es die eigenthümliche Anordnung des Balkenwerkes, das, von dem Gemäuer sich abhebend, zierliche Gliederung der schmalen Front hervorbringt. Die innere Aehnlichkeit dieser Bauweise mit dem slavischen Holzbau beförderte in engem Bezirke eine glückliche Mischung, die in der Gegend von Arnau, Hohenelbe, Oels schöne Bauten hinzustellen vermochte.

Neben dieser reichen dreifachen Entwickelung liegt nun in einem weiten Raume, den als Dreieck die Punkte Bud-

weis, Leitmeritz und Pilsen bezeichnen mögen, eine wahre Bauwüstenei, indem weder Holz- noch Fachwerkbau irgend über die Stufe des durchaus Bedeutungslosen hinausgekommen sind. Eine genügende Erklärung dieser Erscheinung zu geben, ist schwierig, denn es wirken hier sicherlich vielerlei Ursachen zusammen. Daß diese Gegend öfters und regelmäßig für längere Zeit Schauplatz großer Kriege war, ist sicherlich nicht ohne Einfluß hierauf gewesen; wir sehen übrigens an vielen Orten Deutschlands Aehnliches, und besonders nachdem die städtische Bauart sich vielfach den ländlichen Bedürfnissen accommodirt, bilden die eigentlichen charakteristischen Bauerhäuser bald nur noch Oasen, in welche sich mit ihnen die altüberkommenen Trachten, Sitten und Gebräuche zurückziehen.

Schicksale und Wanderungen eines deutschen Renegaten in Nordafrika.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Nun folgte die rührendste Handlung von allen, welche mich wirklich bis zu Thränen hinriß, namentlich durch den Contrast gegen die vorher erlittenen Mißhandlungen. Der Marabut gebot Ruhe, worauf sich Alle wieder in die vorige Ordnung zurücksetzten und abermals lautlose Stille erfolgte. Diese unterbrach eine kurze Anrede des Häuptlings. „Meine Söhne," so sprach er, „dieser Mann ist nun unser Bruder. Er hat unsern Glauben angenommen. Er ist ein Moslem geworden. Aber er hat Alles, was er auf der Welt besaß, verloren. Er kann nicht wieder zu den Seinigen zurück. Er ist arm. Er ist ohne Kleider. Er hat nichts zu essen. An Euch ist es, ihn mit Allem zu versorgen."

Darauf winkte der Marabut einem seiner Söhne, der einen großen kabylischen Strohhut, ein Ungethüm, so groß wie eine Regimentsschüssel, auf den Boden vor seine Füße hinlegte, ein Tuch darüber deckte und nun Alle aufforderte, ihre Geschenke für den neuen Moslem herbeizubringen und auf den Hut unter das Tuch zu schieben.

Nun begann ein edler Wetteifer, wer mir Geschenke machen sollte. Ich war hoch erstaunt, Alle, selbst die ärmlichst aussehenden und nur mit Lumpen bekleideten Kabylen herbeiströmen und ihre Gaben an den bezeichneten Ort niederlegen zu sehen. Andere brachten Kleidungsstücke, eine Schaschiya (rothe Mütze, im Orient Fes genannt), eine Dschobba (Aermelhemd), zwei schöne neue Burnusse, Schuhe &c., kurz, ich war bald so anständig gekleidet (denn nun erst legte ich meine alte Uniform ab und nußte die neuen Sachen gleich anziehen), daß ich unter dieser anscheinenden Bettlerschaar wie ein König aussah, und doch war ich nur durch ihre Almosen bekleidet. Am reichhaltigsten erwies sich jedoch die Geldsammlung, die auf dem Hute unter dem Tuche niedergelegt worden war. Als Alle ihren Tribut dargebracht, nahm der Marabut den Hut, schüttete das Geld vor sich aus und zählte es, und siehe da, es fand sich in allen möglichen Münzarten von Silber oder Kupfer zusammen ein Werth von über hundert spanischen Thalern, eine sehr namhafte Summe für die damaligen Verhältnisse in Nordafrika, mit der man so viel ausrichten konnte, als heutzutage mit der zehnfachen, eine ganz ungeheure Summe aber für den sprüchwörtlichen Geiz der Kabylen, die oft, um ein Kupferstück zu ersparen oder zu verdienen, viele Meilen zurücklegen. Nur der religiöse Eifer hatte diese geborenen Geizhälse vermocht, ihrer angestammten Geldliebe zu meinem Vortheile für einen Augenblick zu entsagen.

Am Abend gab der Marabut dem neuen Moslem zu Ehren ein Fest, wobei schrecklich viel Kußkussu (gedämpfter Gries mit Hammelfleisch) gegessen wurde. Da der Häuptling die Kosten trug, so konnten die Kabylen sich umsonst überessen, was sie denn auch nach Herzenslust thaten. Denn diese Leute sind, wenn sie unentgeltlich zu einer Mahlzeit kommen, eben so gefräßig, als sie im gewöhnlichen Leben, wenn sie selbst für ihre Nahrung zahlen müssen, eine fast übertriebene Mäßigkeit zur Schau tragen. Diese außerordentliche Mäßigkeit, deren sich selbst die Häuptlinge im Alltagsleben befleißen, machte mir den Aufenthalt unter einem solchen Volke von Hungerleidern bald zuwider, denn obgleich ich nun Geld hatte, so verbot mir doch die Sitte, anders zu leben, als meine Gastfreunde. Die Araber und selbst diejenigen Kabylen, welche sich mehr arabisirt haben, als die Bewohner Großkabyliens, führten, das bemerkte ich bald, ein bei weitem weniger frugales Leben, und deshalb suchte ich nach Mitteln und Wegen, aus Kabylien fort und weiter in das Innere zu kommen. Mein höchster Wunsch war jedoch, nach Constantine gehen zu können, welches damals, noch nicht von den Franzosen eingenommen, von Ali Bey, dem letzten Fürsten türkischen Ursprungs in Algerien, regiert wurde; denn dort, sagte man mir, würde ich als „Mamluk" die vortheilhafteste Stellung einnehmen. Ich galt nämlich jetzt für einen „Mamluk", ein Wort, das ursprünglich „Sklave" bedeutet, hauptsächlich jedoch nur auf Christensklaven angewandt, aber von diesen auch noch dann beibehalten wird, wenn sie bereits durch Uebertritt zum Islam ihre Freiheit, ja selbst oft Ehre und Rang errungen haben. Da nun die Renegaten es sehr leicht zu hohen Aemtern bringen, so hat dieses Wort „Mamluk" jetzt eher eine Bedeutung der Vornehmheit angenommen, ganz wie es früher in Aegypten war, wo die „Mamluken" die herrschende Classe waren.

Eine gute Gelegenheit, in bessere Gesellschaft zu kommen, bot sich mir in Schallata durch die Anwesenheit eines Mannes aus Setif, der zweiten im Innern gelegenen Hauptstadt Kabyliens, die aber schon an der Grenze liegt und mehr städtische und arabische Elemente in sich schloß. Setif war damals noch nicht in Händen der Franzosen, sondern wurde von Kabylen und einigen Türken garnisonirt, die der Bey von Constantine abgeschickt hatte. Mein neuer Bekannter, Jussuf ben Kabur genannt, schlug mir vor, mich mit sich zu nehmen, und da er ein guter Moslem war, so ließ mich der Marabut Ali Scherif gern mit ihm ziehen. Doch machte er ihm zur Bedingung, daß seine erste Sorge meine Beschneidung sein müsse, denn man hatte diese Ceremonie noch nicht

an mir vollzogen. Bei den Türken soll es zwar vorkommen, daß man die Ceremonie den Neophyten zuweilen erläßt, und es giebt selbst Fetwas türkischer Mufti, welche eine solche Unterlassung bei Erwachsenen aus Gesundheitsrücksichten rechtfertigen, aber die fanatischen Nordafrikaner wollen hiervon nichts wissen.

Ich war also kaum mit meinem neuen Freunde, den man auch meinen „Herrn" nannte, odgleich er nur mein Beschützer war, durch die majestätischen „Boban" (die Eisenthore des Atlas, „porta de fer") nach Setif gezogen, als man mir die bevorstehende Ceremonie ankündigte. Dies geschah eben nicht in der angenehmsten Weise. Mein Beschützer hatte vier Frauen, die sich nach kabylischer Sitte großer Freiheiten erfreuten, und fast so ungezwungen waren, wie Europäerinnen. Diese verkehrten beständig offen und ungerügt mit mir. Eines Morgens nun kamen sie, mit großen Messern bewaffnet, in mein Zimmer und riefen „Aliyum chetfana" (heute Beschneidung), indem sie die Pantomime des Abschneidens machten. Diese Pantomime brachte auf mich einen ähnlichen Eindruck hervor, wie vorher die des Halsabschneidens meines Gefängnißwärters in Schallata. Mir war gar nicht wohl dabei zu Muthe. Wer weiß, wie ungeschickt diese Menschen verfahren und was für Leid sie mir zufügen konnten?

Dennoch mußte ich gute Miene zum bösen Spiele machen. Jussuf brachte am Mittag zwei fette Hammel herbei, die für das stets mit dieser Ceremonie verknüpfte Festmahl geschlachtet wurden. Thürme von Kußkussu wurden für die Abendmahlzeit bereitet, denn die Handlung findet stets am Abend statt. Wiederum wurde ich mit neuen Kleidern beschenkt, erhielt ein Paar rothe Schuhe, einen vollständigen algierischen Anzug mit bauschiger Hose, Schärpe, zwei Westen und Jacke von feinem Tuche, eine neue Schaschiya (Fes) und Turban, die ich zum Fest anlegen mußte. Ich war auf einmal aus einem Landkabylen, der keine Jacke und Hosen, sondern nur ein langes Aermelhemd trägt, in einen vornehm aussehenden Araber verwandelt.

Am Fest nahm ich mit den Arabern Theil und war die Hauptperson desselben, erhielt auch hier wieder eine Menge Geldgeschenke, die ganz auf die oben beschriebene Weise dargebracht wurden, nur daß statt das kabylischen Strohhutes eine Schüssel diente. Erst nach beendeter Mahlzeit fand die Ceremonie statt. Ich hatte sie mir schlimmer vorgestellt. Namentlich hatte ich gefürchtet, daß die Anwesenheit aller eingeladenen Männer den Operateur stören könne. Aber hier wurde ich angenehm enttäuscht. Eine solche Anwesenheit von Männern bei der Beschneidung findet nur bei Knaben statt. Es ist ein Zug edler und männlicher Schamhaftigkeit bei diesen Völkern, daß sie die Sitte des Zuschauens bei der Beschneidung von Erwachsenen abgeschafft haben, welche, so viel ich weiß, in der Türkei noch besteht.

Der Barbier, stets eine Respectsperson bei den Moslems, namentlich aber, wenn er „Beschneider" ist, und in kleinen Städten sowie auf dem Lande noch viel höher geachtet, als in großen Volkscentren, ging mit mir ganz allein in ein Nebenzimmer, forderte mich zum Entkleiden auf und schritt dann zur Ceremonie, die bei Erwachsenen ganz anders vollzogen wird, als bei Knaben. Bei diesen wird der abzuschneidende Theil gleich der Spitze eines Handschuhfingers nach vorn gezogen und dann mit einem geraden Schnitt entfernt. Bei Männern dagegen wird ein cylinderförmiges Stück Holz so angebracht, daß die Vorhaut darüber ausgespannt ist, und keine Verletzung der edlen Theile, welche durch das Holz zurückgedrängt werden, stattfinden kann. Dann wird durch einen kreisförmigen Schnitt die Haut beseitigt. Schmerzhaft war die Operation selbst nicht, wohl aber verursachte mir das satanisch scharfe Blutstillungsmittel, dessen sich die Araber bedienen, einen stechenden Schmerz. Als die Operation beendet, brach der Barbier lautschreiend in ein „El hamdu l'Ilah" (Lob sei Gott) aus, welches bald alle Männer hereinrief, die sich nun in Glückwünschen überboten, während die Frauen in scharfen Fistel- und Nasentönen das wie Schakalsgebell und Hyänengeheul klingende „Juju" oder „Suphorit" ausstießen, jene außerordentlich hellen heiseren Töne, wie sie europäische Organe wohl kaum hervorbringen können.

Ich war nun ein vollkommener Moslem und hieß „Hassan el Mamluk". Durch die vielen Geschenke war ich sogar nach hiesigen Begriffen „reich", und galt für eine gute Partie, deshalb fehlte es mir nicht an Heirathsanträgen. In Algier und anderen großen Städten herrscht bei Heirathsanträgen die größte Zurückhaltung. Nicht so bei den Kabylen. Hier wurden mir sogar von den eigenen Vätern die Töchter angetragen, was sonst durch die arabische Sitte ganz verpönt ist. Ich hatte also eine große Auswahl, und was besser war, ich brauchte nicht blind zu wählen, wie in den Städten, wo Niemand seine Frau sieht, ehe er sie geheirathet hat, sondern die freiere kabylische Sitte gestattete mir den Anblick meiner sämmtlichen Heirathscandidatinnen. Aber unglücklicherweise gefiel mir unter den mir Angetragenen keine so gut, wie eine andere junge Kabylin, welche man mir gar nicht angeboten hatte, und zwar aus gutem Grunde, denn sie war eine elternlose Waise, die aus Barmherzigkeit bei dem Kadi (Richter) ein Asyl gefunden hatte, und besaß keine Anverwandten in Setif, die ihre Anträger werden konnten. Dies Hinderniß vermehrte aber nur meinen Eifer. Ich ging zum Kadi, der, obgleich sie ihn nichts anging, doch, da sie in seinem Hause wohnte, der Sitte gemäß provisorisch Vaterstelle an ihr vertreten mußte, und bat sie mir aus, was freilich ganz gegen den Brauch war, denn ein Mann darf nie für sich selbst ein Mädchen zur Ehe begehren. Aber man verzieh mir, als einem neubekehrten Mamluk, diesen Verstoß. Der Kadi machte auch nicht einmal Schwierigkeiten, die Hochzeit wurde festgesetzt und am bestimmten Tage das Fetiha (erste Capitel des Koran) über uns beide oder vielmehr über unsere Stellvertreter verlesen, denn diese Ceremonie findet bei den Moslems stets durch Procuration statt. Braut und Bräutigam sind dabei nie anwesend. Wieder erhielt ich reiche Geschenke, wie dies bei allen Hochzeiten üblich ist.

Ich war durch die Lesung des Fetiha (welche manche Europäer fälschlich nur eine Verlobung genannt haben, die aber der einzig gesetzlich gültige Act des Eheabschlusses ist) nun zwar verheirathet, aber ich lebte noch nicht mit meiner Frau zusammen. Nach dem Fetiha bleibt die Braut stets noch eine Zeitlang in ihrem Hause, ehe sie dem Manne zugeführt und die Ehe eigentlich vollzogen wird. Diese oft sehr lange Pause zwischen Eheabschluß und Ehevollziehung hat obigen Irrthum hervorgerufen, welcher den erstern nur als Verlobung, die andere als Vermählung ansieht. Dies ist aber grundfalsch. Die Zuführung der Braut und Ehevollziehung hat gesetzlich gar keine Bedeutung. Eine solche officielle Bedeutung besitzt einzig und allein die Lesung des Fetiha, was auch aus den Erbschaftsgesetzen erhellt, denn stirbt der Mann vor der Ehevollziehung, so erbt die Frau ebensogut, als ob sie viele Jahre mit ihm zusammengelebt hätte.

In meinem Falle wurde ich sogar noch durch ganz besondere Umstände an diese Bedeutung des Fetiha gemahnt. Ich war nun plötzlich zum Verwandten der ganzen Sippschaft meiner Frau geworden, und mußte allen Erbfehden die Spitze bieten, welche diese sich zugezogen hatte. Aber in was für ein Wespennest hatte ich da gestochen? Ich hatte

geglaubt, meine Frau, als Waise, würde mir keine Erbfehden als Mitgift zuführen können. Darin irrte ich mich aber vollkommen. Jetzt erst erfuhr ich, daß sie der letzte Sprößling eines Geschlechts war, dessen sämmtliche männliche Mitglieder der Blutrache zum Opfer gefallen waren. So lange nur ein Weib von diesem Geschlechte lebte, ließen die Erbfeinde dieses ungeschoren. Nun aber war plötzlich wieder ein Mann da, und dieser Mann war unglücklicherweise ich. Nach kabylischen Sittengesetzen mußte ich sogar nun die Initiative ergreifen und die Mörder der Sippschaft meiner Frau anfallen, um in ihrem Blute die von meiner Frau angeerbte und von mir angeheirathete Schmach zu rächen. Die feindliche Sippschaft war aber keineswegs decimirt, sondern nur zu vollzählig. Niemand hätte einen Pfennig für mein Leben gegeben, wenn ich es mit dieser rüstigen und kräftigen Ueberzahl hätte aufnehmen wollen. Diese Betrachtungen dämpften sehr meine Leidenschaft und ließen mir meine Frau weniger verlockend erscheinen. Da ich aber, wenn ich in Setif blieb, durchaus mit ihr die Ehe vollziehen mußte (denn eine Scheidung vor der Ehevollziehung hätte zwar stattfinden können, würde mich aber dem Vorwurf der Feigheit ausgesetzt haben), so beschloß ich, diesen Ort heimlich zu verlassen und nach Constantine zu fliehen.

Dies gelang mir auch über alles Erwarten gut, und kaum in Constantine angekommen, schickte ich meiner noch nicht heimgeführten Frau den Scheidebrief, denn sonst hätte die Arme sich nie wieder verheirathen können. Bei den Arabern und Kabylen genügt es nämlich, der Frau bloß die Worte „Ent'alayk“ (Du gehörst Dir selber an) zu sagen oder zu schreiben, und die Ehe ist dadurch geschieden. Wenn aber ein Araber seine Frau verläßt, ohne diese Worte zu sprechen, was wirklich sehr oft vorkommt, dann bleibt diese gebunden und kann sich nicht wieder verheirathen, während der Mann dies natürlich immer kann, da er ja vier Frauen auf einmal haben darf.

In Constantine ging mir ein neuer Glücksstern auf. Es war die glänzendste Epoche meines ganzen Lebens. Hier kam ich unter Türken und Mauren, die ganz andere Ehrenbegriffe hatten, als die der Erbrache ergebenen Kabylen, und wenn ich auch bei letzteren mir durch meine Flucht vielleicht den Vorwurf der Feigheit zugezogen, so war hier von einem solchen nicht mehr die Rede. Im Gegentheil billigte Jedermann mein Verfahren.

Constantine wurde damals ganz auf ähnliche Weise regiert, wie früher Algier. Der Bey war nach dem Sturze seines Landesherrn, des Dey von Algier, ein unabhängiger Souverän geworden, der Niemandes Autorität über sich anerkannte, außer die nominelle des Großsultans, auf dessen Namen Kanzelgebet und Münze lauteten. Er beherrschte seine Stadt und Provinz durch dasselbe Mittel, wie die Deys von Algier früher die Regentschaft, d. h. durch die türkischen Janitscharen, die lauter geborene Türken sein mußten. Sie allein konnten es in Constantine zu Amt und Würde bringen, die religiösen Ehrenstellen abgerechnet, welche die Türken, die hier alle unwissende Menschen und lediglich Militärs waren, den Arabern gern überließen, auch gar nicht hätten verwalten können, da die Kenntniß des Koran dazu gehörte. Zu den höheren Militärstellen und selbst zu Gemeinen bei den Odschak (der Janitscharentruppe) nahm man keine Araber, nicht einmal Kulugli (d. h. Abkömmlinge von Türken, im Lande geboren). Die Kulugli galten zwar für etwas besser, als die Araber, aber dieser Vorzug war doch lediglich Gefühlssache von Seite der Türken, da sie jene als ihnen halbverwandt ansehen mußten. Officiell galten sie jedoch nicht mehr, als die Araber. Man bildete zwar aus Arabern und Kulugli eine Miliz, aber diese nahm nur einen sehr untergeordneten Rang ein, war nur eine Nothhülfe, da es an Türken fehlte, stand übrigens ganz unter der Botmäßigkeit türkischer Oberen, und wurde von diesen wie Sklaven verachtet.

Ganz anders war jedoch mein Verhältniß. Renegaten, die aus Europa stammten (denn die inländischen, früher jüdischen Renegaten, wurden den Arabern gleichgerechnet), galten den Türken für ebenbürtig. In Algier hatten es früher Renegaten selbst zur Würde eines Dey gebracht, und ganz dieselben Achtungsbegriffe hegte man auch damals in Constantine zu Gunsten derselben. Ein „Mamluk“ war eben so frei von verwandtschaftlichen Banden im Lande, wie ein eingewanderter Türke, und da dieser Grund innerer Politik den Vorzug der Türken ausmachte, so galt er auch für die europäischen Renegaten als Ursache, sie jenen gleichzurechnen. Deshalb nahm ich bald in Constantine eine so geachtete Stellung ein, wie ich sie nie unter Arabern und Kabylen hätte genießen können. Ich stand jetzt hoch über letzteren und konnte auf meinen frühern „Herrn“ in Setif, der mich manchmal zu besuchen kam, als sein Vorgesetzter herabsehen. Ja, dieser mein ehemaliger Beschützer wurde nun mein Schützling, wenn er nach Constantine kam.

Man gab mir eine prächtige Uniform, oder vielmehr eine glänzende türkische Tracht, denn von strengen Kleidungsvorschriften war selbst beim Militär keine Rede, kostbare Waffen und vertraute mir das Commando einer der neugebildeten Milizcompagnien von Kulugli an, die in unterwürfiger Ehrfurcht zu mir aufschauten. Ich war auf einmal ein großer Herr geworden. Geld besaß ich freilich nicht viel, aber Alles war so beispiellos wohlfeil, und wir erhielten so viele Geschenke an Lebensmitteln und selbst Luxusbedürfnissen, daß ich vollen Ueberfluß hatte.

So lebte ich das schönste Leben bis zum Jahre 1836, als die erste Expedition der Franzosen gegen Constantine stattfand. Es ist bekannt, daß diese Expedition zurückgeschlagen wurde, und daß es den Franzosen erst bei der zweiten (1837) gelingen sollte, die Stadt einzunehmen. Ich war jedoch in nicht geringer Angst, daß die erste Expedition gelingen könne. Einem Deserteur und Renegaten, der mit den Waffen in der Hand gegen sie kämpfend gefangen worden wäre, hätten die Franzosen ohne Zweifel einen ganz andern Empfang bereitet, als den unschuldigen Deserteuren von Bougie, die sich von selbst wieder stellten. Hier muß ich jedoch bemerken, daß diese Deserteure sich nur deshalb wieder gestellt hatten, weil sie das Unglück gehabt, das einheimische Leben nur von seiner dürftigsten und rauhesten Seite kennen zu lernen. Sie waren nicht einmal in die Hände eines großen Stammeshäuptlings der Kabylen gefallen, wie ich, bei dem das Leben zwar noch hart genug, aber doch noch üppig war im Vergleich mit dem, welches die armen Teufel durchzumachen hatten, die in elenden kleinen kabylischen Dörfern in den Händen von Dorfschulzen und anderen erbärmlichen kleinen Häuptlingen, die selbst kaum das tägliche Brot besaßen, so zu sagen gefangen gehalten wurden. Denn nur die großen Häuptlinge, die Städtebewohner oder solche Fürsten, wie der Bey von Constantine und Abd el Kader, behandelten die Renegaten gut, ja so gut, daß sie nie wieder daran dachten, sich zu den desertirten Fahnen zurückzustellen. Von den Renegaten im Dienste des Bey von Constantine (und es waren ihrer ein halbes Hundert) dachte kein Einziger daran, wieder französisches Commisbrot essen zu wollen. Sie hatten es viel zu gut.

Nun ging aber die Herrschaft des Bey von Constantine ihrem Ende zu. Der Feldzug von 1836 war zwar den Franzosen mißlungen, mir selbst ein beinahe unbegreifliches Factum, unbegreiflich deshalb, weil ich mir nicht denken

konnte, daß die Franzosen mit so geringem Belagerungspark vor einer so festen Stadt erscheinen konnten. Daß die Stadt aber, so fest sie auch war, einer regelrechten europäischen Belagerung nicht trotzen könne, das war ausgemacht, ebenso konnte man voraussehen, daß die Franzosen wiederkommen würden. Mich sollten sie aber nicht finden, wenn sie wiederkämen, das stand bei mir fest. Deshalb beschloß ich, Constantine und meine glänzende Stellung, deren Glanz jedoch keine Dauer mehr versprach, auf immer zu verlassen.

Mein Hang zu reisen und meine Lust, immer tiefer ins Innere vorzudringen, war noch so mächtig, wie am Anfang, ja hatte vielleicht eher zu- als abgenommen. Eine gute Gelegenheit, diese Leidenschaft zu befriedigen, und zugleich doch eine meiner bisherigen Stellung ähnliche wieder zu erringen, bot sich mir dadurch, daß damals gerade der Scheich von Tuggurt eine kleine regelmäßige Truppe zu errichten beabsichtigte und Werber nach Constantine geschickt hatte. Tuggurt liegt etwa zehn Tagereisen in beinahe direct südlicher Richtung von Constantine in der algierischen Sahara. Jetzt gehört es den Franzosen, aber erst seit etwa 1860; so lange hatte es wenigstens eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt. Der Scheich von Tuggurt war vom edlen Geschlecht der Dschellab, eines der ältesten von Nordafrika, das sich echt arabischen Ursprungs rühmt, aber wahrscheinlich auch, wie fast alle Nordafrikaner, berberischer Abstammung ist. Er erfreute sich deshalb in Constantine eines großen Nimbus, wozu die Entfernung und Schwerzugänglichkeit seines Ländchens nicht wenig beitragen mochte, denn man hielt ihn dort für einen sehr mächtigen und reichen Fürsten, der die schönsten Paläste, die herrlichsten Pflanzungen und Landgüter, einen prächtigen Hofstaat, einen Troß von Beamten und Dienern, kurz, den ganzen Pomp irdischer Größe besaß. Wer nicht daran glauben wollte, der brauchte nur auf die Sprache zu hören, welche seine Werber führten. Wenn man diese hörte, so hatte er einen Thron von Gold, trug einen diamantenen Reiger auf dem Turban, wandelte nur auf Smyrnaer Teppichen und wohnte nur in Marmorpaläſten. Auch seine Hauptstadt beschrieben diese Werber entsprechend schön. Dieselbe war von Marmor gebaut, die Straßen mit Werksteinen gepflastert, der Bazar verdunkelte den von Constantine und die Kaffeehäuser die von Algier. Was mich jedoch in der Sprache dieser Werber besonders verlockte, war die reichliche Besoldung, welche sie mir zusagten, wenn ich in die Dienste des Dschellab treten wolle. Indessen, wäre sie auch weniger verlockend gewesen, ich verlangte doch nichts Besseres, als ihr zu folgen. Ich kam also mit den Werbern überein, daß ich sie nach Tuggurt begleiten würde.

Natürlich mußte dies im Geheimen geschehen, denn der Diener eines afrikanischen Fürsten kann nicht ungestraft den Wunsch äußern, der eines andern werden zu wollen. Dazu sind sie viel zu eifersüchtig auf einander, und wären sie auch sonst die besten Freunde. Ich hielt also meinen Plan so geheim wie möglich. Leider thaten dies jedoch die Werber nicht. Diese Halbneger (die Leute von Tuggurt sind fast schwarz) waren ungeschickte Diplomaten. Sie begingen die Dummheit, anderen Werbelustigen meine Person als Lockvogel vorzuhalten, als wollten sie sagen, „wenn der, ein so vornehmer Mamluk, mitzieht, dann könnt Ihr kleines Volk das doch auch thun.“ Aber das „kleine Volk“ schwatzte aus, und so kam die Sache zu Ohren des Bey.

Dieser gerieth in den ärgsten Zorn und ließ mich sogleich rufen. Ali Bey war ein Mann von funfzig Jahren, in seinem Aeußern sehr verschieden von einem gewöhnlichen Türken seines Alters. Während diese sonst sehr zur Wohlbeleibtheit neigen und das halbe Jahrhundert selten erreichen, ohne kugelrund geworden zu sein, war er schlank, ja fast für seine Jahre zu mager geblieben. Seine rastlose Thätigkeit, sein energischer, aber nur zu sehr zum Jähzorn geneigter Charakter ließen keine Corpulenz aufkommen. Sein Teint war gelblich, sein Bart spärlich, aber lang, seine Augen feurig und im Zorn voll drohender Blitze. Allen seinen heftigen Eigenschaften ließ er in dem Verhör freien Lauf, welches ich nun vor ihm zu bestehen hatte. Ein Verhör in unserm Sinne war es freilich nicht. Entschuldigen konnte und durfte ich mich nicht. Man verbot mir zu sprechen. Meine Schuld war oder galt für erwiesen. Nach ähnlichen Verhören waren früher tausend Todesurtheile erfolgt und im Nu ausgeführt worden. Auch ich erwartete natürlich nichts Anderes. Aber seltsamerweise machte Ali Bey heute eine Ausnahme und schickte mich, statt zum Tode, einstweilen ins Gefängniß.

Bemerkungen über das Delta des Orinoco und die Guaraunen.

Von **A. Ernst** in Caracas.

Infolge von Humboldt's allzu poetischer Schilderung des Orinocodeltas (Ansichten der Natur, 1849, I, 23, 24) wird dasselbe von den meisten geographischen Schriftstellern gewöhnlich als ein „lockerer, halbflüssiger Moorboden“ dargestellt, über den nur der Guaraune „leichtfüßig fortlaufen könne“. Diese Ansicht ist aber, allgemein genommen, durchaus unrichtig, und die Fabel vom Wohnen der Guaraunen auf Bäumen, von ihren Feuern, die hoch über den Häuptern der auf den einsamen Flußufern dahinfahrenden Reisenden erglänzen, spukt als zweite Unrichtigkeit noch in der Mehrzahl der geographischen Lehrbücher, trotz Schomburgk's längst bekannter Darlegung des wahren Sachverhalts.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß viele Stellen des Delta wegen ihrer tiefen Lage und in Folge der großen Ueberschwemmungen jahraus jahrein sumpfig und völlig unbewohnbar sind. Vom Meere aus gesehen ist das Land durch eine dichte, undurchdringliche Mauer von Manglebäumen (Rhizophora Mangle, L.) umgürtet, der nur an wenigen Stellen ein schmaler Küstensaum vorliegt. Dieser eigenthümliche Vegetationsgürtel erstreckt sich in den Flußarmen, den sogenannten Caños, selbst 6 bis 8 Meilen weit landeinwärts. Die Weise, in welcher der Manglebaum wächst, hat Anhäufung von Schlamm und anderweitigem Detritus in seiner Nachbarschaft zur nothwendigen Folge. Kaum hat das Bäumchen eine Höhe von 2 bis 3 Fuß erreicht und sich eine Krone aus einigen Zweigen gebildet, so brechen aus dem Stamme oberhalb der alten Wurzeln neue hervor, welche in den Boden hinabdringen und für den Baum sowohl Canäle zur Zufuhr von Nahrung als auch stützende Strebepfeiler sind, deren er in dem weichen Boden auch bedarf. In dieser Weise dauert das Wachsthum fort, bis der Stamm gegen 12 Fuß Höhe erreicht hat. Die obersten Luftwurzeln haben

dann in ungefähr halber Stammhöhe ihren Anfangspunkt. Späterhin bildet der Baum wenig Luftwurzeln aus dem Stamme; er beginnt dagegen die Entwickelung seiner riesigen Laubkrone. So wie diese fortschreitet, senken sich verticale Luftwurzeln aus den Aesten, und bilden um den Stamm herum einen dichten, schwer durchdringlichen Wald, ähnlich wie es mit dem Banianenbaum in Ostindien der Fall ist. Diese zahlreichen Luftwurzeln oder secundären Stämme wirken im Uferwasser als Wellenbrecher, und folglich findet zwischen ihnen eine reichliche Sedimentbildung aus allen festen Stoffen statt, die der Strom durch den gewaltigen Druck seiner sich vorwärts schiebenden Wassermasse bis dahin zu tragen im Stande war. Der Boden hebt sich nach und nach, bis endlich auch andere Pflanzen auf ihm sich ansiedeln können. In ganz ähnlicher Weise befördert eine Salicornia mit starrer, gabeliger Verzweigung die allmälige Bildung der Außendeiche und somit der späteren „Koege“ an der Westküste von Schleswig.

Diese Bodenbildung geht ziemlich rasch vor sich. Nahe der Mündung des Manamo hatte sich unweit der Silberinsel (Isla de Plata) im Zeitraume von 10 Jahren (1836 bis 1847) eine andere kleine Insel gebildet, die bereits 1848 mit schlagbarem Baumwuchs bestanden war. Die ganze Waldvegetation im Gebiete des Delta ist ungemein mannichfaltig und durchaus nicht auf die berühmte Palma Moriche (Mauritia flexuosa, Mart.) beschränkt*). Weiter ab von den Flußarmen fehlen natürlich die Manglebäume, doch prangen daselbst in der üppigsten Fülle tropischer Natur mehrere wissenschaftlich noch unbekannte Palmenformen, der Carapabaum (Carapa gujanensis, Aubl.), der Paraman (Moronobaea coccinea, Aubl.), der Cuajo (?), der Aceite (wahrscheinlich verschiedene Arten von Calophyllum), der Currucai (Rheedia acuminata, Planch. et Tr.), die Mora (Mora excelsa, Benth.), der Visi oder Pisi (Nectandra cymbarum, Ns.), aus welchem vorzugsweise große Boote gefertigt werden, nebst zahlreichen anderen, den Botanikern noch wenig oder gar nicht bekannten Baumarten oft von riesigen Dimensionen. Die Mora erreicht mehr als 100 Fuß Höhe, und es giebt Nectandrastämme, aus denen man Boote macht, welche 40 bis 50 Personen aufnehmen können. Eine solche Vegetation kann gewiß nicht einem lockern, halbflüssigen Moorboden entsprießen. An Stellen, wo die Strömung Stücke des Ufers abgerissen hat, sieht man das ungeheure Geflecht verworrener Baumwurzeln zu Tage stehen, und möchte man glauben, die ganze Schicht enthalte mehr Wurzeln als Erde. Die Uferlandschaften des Manamo, Pedernales, Cojnina, Macaréo und anderer Flußarme haben einen ausgezeichneten Boden, so fest wie man sich ihn nur wünschen kann, auf dem Reis, Cacao und Zuckerrohr ganz vortrefflich gedeihen würden. Die Guaraunos selbst bauen Bananen, Mais, die Cassavepflanze und etwas Taback.

Es soll keineswegs behauptet werden, daß der Boden überall anbaufähig sei. Wie an den Ufern die junge Bildung des Mangrovesumpfes sich hinzieht, die einzige Bodenform, die der Reisende im Delta gewöhnlich zu sehen bekommt, da er die Flußarme nicht verläßt, so finden sich auch im Innern der großen Flußinseln Lagunen, mit Morichepalmen bedeckte Moräste und Niederungen, welche natürlich bei jeder Schwellung des labyrinthischen Wassernetzes überschwemmt werden. Aber allenthalben giebt es auch eben so viele Stellen, die, abgesehen von ihrer ungesunden Lage, auch für andere Menschen als den leichtfüßigen Guaraunen bewohnbar sind, und die niemals bei den periodischen Steigungen des Orinoco unter Wasser gesetzt werden. Neben der imposanten Vegetationsfülle ist auch die Thierwelt durch die größten Formen der südamerikanischen Fauna vertreten, und Jaguare, Tapire, zwei Hirscharten, Wasserschweine (Hydrochoerus capybara, L.), Pekaris (Dicotyles labiatus und D. torquatus, C.), Lapas (Coelogenys paca, L.), Kaninchen (Dasyprocta Aguti, Ill.) und andere sind sehr häufig.

Was nun die Guaraunen (oder richtiger Gu-arauno) anbetrifft, so wohnen dieselben durchaus nicht auf den bekannten „Luftschlössern“, die man ihnen angedichtet hat. Sie erbauen sich vielmehr ganz solide Hütten, doch selten in großer Entfernung von den Flußufern. Eine ziemlich gut angelegte Brücke führt vom Wasserrande bis zum Eingange der Hütte, die auf Manacastämmen von 20 bis 30 Fuß Länge und 8 bis 10 Zoll Durchmesser steht. Diese werden in den Boden getrieben und durch Querstangen verbunden, so daß ein Fußboden gebildet wird, der auch bei hohen Wasserständen trocken verbleibt. Die Manacapalme ist die Euterpe oleracea, Mart., die auch bei den Arrowaken des holländischen Guyana Manaka genannt wird (Focke, Neger-Engelsch Woorden-boek, Leyden, 1855). Das Dach ist aus den Blättern der Temichepalme gebildet, welche die Guaraunen Yajuji*), d. h. Palme der Sonne, nennen. Die gefiederten Blätter sind 8 bis 10 Fuß lang, und eignen sich weit mehr als die der Morichepalme zum Dachdecken, da sie nicht so leicht entzündlich sind. Kein Nagel wird bei dem Bau der Hütte verbraucht. Mehrere Schlingpflanzen mit ungemein zähem Stengel dienen als Stricke, so namentlich einige Arten von Schnella, kletternde Bauhinien, die von einigen Botanikern unter dem Gattungsnamen Caulotretus vereinigt worden sind und von der spanisch redenden Bevölkerung bejuco de cadena, d. h. Kettenliane, genannt werden.

Gewöhnlich wählt der Guaraune den Platz für seine Hütte so, daß er möglichst sicher ist vor den „Nacionales“ oder weißen Leuten, die allerdings nicht selten wenig Ansprüche auf diesen Namen machen können. Aus diesem Grunde suchen manche Familien die entlegensten Plätze in dem Flußlabyrinth des Delta aus. Andere dagegen sind schon mehr „civilisirt“ und siedeln sich in der Nachbarschaft der Weißen an. Die Mehrzahl sind Fischer und Bootsleute.

José Jacinto Ramirez, der „Vicedirector der Indianer“ in Ciudad Bolivar, machte 1865 eine amtliche Visitationsreise nach den Guaraunenniederlassungen, über welche er in der Memoria que dirije à la Asamblea Legislativa de Guayana el Presidente del Estado (Ciudad Bolivar 1865, S. 30 bis 35) kurz berichtete. Ich entnehme dieser wichtigen Quelle noch das Nachstehende.

Ramirez besuchte in 32 Tagen 20 Dörfer, die von 1559 Indianern bewohnt waren, darunter 689 getaufte. Der damalige Missionär war ein junger Priester, José del Carmen Caraballo. Jedes Dorf hat einen Capitan, einen Alcalde und einen Fiscal, alle drei Indianer. Die Indianer wünschten sehr, daß ihnen seitens der venezuelanischen Regierung eine „Carata“ (vom spanischen carta, Brief), eine Art Protectionsdocument, ausgestellt werde, und verlangten außerdem Aerzte (jima), Taback (aja) und braunen Zucker (merao, entstellt aus dem spanischen melado; die Guaraunen haben kein l in ihrer Sprache). In den Hütten, deren Bauart ich bereits beschrieben habe, litten die Bewohner wenig von der entsetzlichen Plage der Moskitos. Eine Art nennt Ramirez Cajoboto; eine andere sehr lästige größere

---

*) Ich verweise betreffs dieses herrlichen Gewächses auf den schönen Artikel in dem bekannten herrlichen Palmenbuche meines gelehrten Freundes, des Dr. Berthold Seemann.

*) Man spreche das j nach venezuelanischer Weise wie ein sehr stark aspirirtes h aus.

Fliege, die Golofa der Venezuelaner, heißt bei den Indianern Jurana.

Fische sind zahlreich in den Verzweigungen des Stromes, so namentlich der Usibo der Guaraunen (Morocoto der Venezuelaner, vielleicht eine Art Myletes). Das Pekarischwein nennen die Indianer Jibure, sein Fleisch Jibure-baca. Brot bereiten sie bekanntlich aus dem Mark der Mauritia flexuosa. Sie nennen dasselbe Yuruma. Nachdem es aus dem Stamm genommen ist, wird es für einige Zeit in die Erde gegraben, damit es sich dort in eine Art Teig verwandele, aus dem nachher auf Oefen, welche budare heißen, kleine Brote gebacken werden, die den Namen Aripos haben. Das Wort budare ist caribisch und wird heute in ganz Venezuela auch von der weißen Bevölkerung auf die Oefen angewendet, auf denen das gewöhnliche Maisbrot, die Arepa, gebacken wird. Letzteres Wort ist offenbar identisch mit dem guaraunischen Aripo; beide kommen vom caribischen Erepa, das nach Fray Caulin (Hist. de la Nueva-Andalucia) eine Art Mais bezeichnet.

Die Guaraunen beschäftigen sich mit der Anfertigung von Booten (curiaras oder guajibacas), Rudern (jaje), Hängematten (ja); sie sammeln das Wachs (ábi) und nennen die aus demselben gefertigten Lichter abije (beide Wörter kommen wohl vom spanischen abeja); das Cassavebrot heißt bei ihnen aro, die Banane burutano (verderbt aus dem spanischen plátano).

Es herrscht unter den Guaraunen der Brauch, daß jeder den Namen eines wilden Thieres annimmt. Ramirez suchte sie davon abzubringen und gab ihnen neue Namen, die er zu größerer Sicherheit jedem auf ein Stück Papier aufschrieb (können sie denn lesen?). Sie fanden indeß die neue Nomenclatur „movirā", d. h. sehr schwierig. Da Ramirez indeß sonst bei den Creolen gebräuchliche Namen auswählte, so ist sein Verfahren doch wenigstens nicht so verkehrt wie das des würdigen Commandanten Robinson in Tasmanien (man sehe „Globus XVI, 344). Ich füge schließlich ein paar echte Namen bei, kann leider aber nichts über ihre Bedeutung sagen, da Ramirez keine Angaben darüber macht: Tagiirima, Aremana, Sanucabare, Jabure, Guaquén, Guayo, Daobo, Guajarabaca, Paraca, Niboraida, Mujuraje, Copeauima, Areyoroma, Gucareima, Icuara, Botuara, Guanauara, Curunaguare, Cojocoida, Banahuari, Coteima, Cocojohuina, Cuabaca, Aroibe, Taro, Guaricho (huaricha heißt in verschiedenen caribischen Sprachen Frau).

Aus allen Erdtheilen.

Die neue Religion der Jehovahbande in Nordamerika.

Wenn zu den hundert Religionen, Secten, Denominationen rc., mit welchen das Yankeeland bereits gesegnet ist, fortwährend neue „geoffenbarte und allein wahre" Absonderlichkeiten kommen, so hat das weiter nichts auf sich. Die Erscheinungen sind gewöhnlich ganz interessant in psychisch-pathologischer Hinsicht, und das gilt auch von der „Jehovahbande".

Diese Secte ist jüngst zu Mocopin, einem Dorfe im Staate Neujersey entstanden, und die „Newyork World" vom 1. Mai erzählt, wie solch eine Religion entsteht und Anhänger gewinnt.

Nathanael Merrill war im vorigen Herbst auf seiner Wiese beschäftigt und machte Heu. Als ihm dabei sehr warm wurde, suchte er den Schatten am Rande des Waldes auf und setzte sich unter einen Baum, um einen Schluck Apfelwein zu trinken und ein Schläfchen zu machen. Zu dem letztern kam er jedoch nicht, weil er einen unwiderstehlichen Drang in sich verspürte, zu fliegen. Er kletterte also auf den Baum, breitete die Arme weit aus, sprang vom Zweige, fiel aber zu Boden, platt auf die Nase, brach jedoch weder Rippen noch Hals.

Offenbar hatte sich „die Vorsehung", die ja bei allen möglichen Dingen herhalten muß, seiner erbarmt; sie that aber noch mehr. Denn als Nathanael am Boden war, brachte sie ihm vermittelst eines unsichtbaren Geistes die Apfelweinflasche an die Lippen, und er konnte einen tüchtigen Schluck nehmen, welcher ihn dann auch baß erquickte. Ueberhaupt geschahen Zeichen und Wunder; denn als er wieder auf der Wiese ans Zusammenharken des Grummets ging, waren binnen — genau gezählt — 12 Minuten nicht weniger als 50 mächtige Heuschober fertig; ein „unsichtbarer Geist" hatte dem frommen Manne geholfen.

Nathanael freute und wunderte sich und meinte nun, daß es mit dem Fliegen wohl gehen werde; indeß lief der zweite Versuch eben so ungünstig ab wie der erste. Dagegen gelang es ihm, eine volle Glockenstunde lang Burzelbäume zu schlagen und Luftsprünge zu machen, und dadurch fühlte er sich nicht etwa ermüdet, sondern ungemein erquickt und gestärkt.

Als Nathanael seine Wohnung betrat, war er sehr heiter und verkündete sofort, daß er mit einer neuen Offenbarung begnadigt worden sei, und zum Beweise dafür fing er wieder an, Burzelbäume zu schlagen, zu tanzen, zu schnaufen und zu prusten. Dabei lachte er aus voller Kehle und sprang zuletzt auf einen Tisch, der dann unter den Füßen des gewaltig Stampfenden zusammenbrach und aus dem Leime ging. Nun konnte kein Zweifel mehr sein, — mit der Offenbarung hatte es seine Richtigkeit.

Also berief Nathanael am nächsten Tage seine Freunde und Nachbarn zusammen, um mit ihnen zu berathen, wie man in Bezug auf die Gründung einer neuen Religion am zweckmäßigsten vorzugehen habe. Während darüber hin und her verhandelt wurde, stürzte ein junger Mann ins Zimmer; der wollte fliegen, und schlug Burzelbäume und tanzte, genau so wie Nathanael am Tage vorher. „Ich bin vom Geiste durchdrungen!" rief er, und nun wurden alle Anwesenden von dem Wahnwitz angesteckt; sie sprangen, tanzten, schrien und schnaufsten gewaltig; — die psychische Seuche, welche in der Geschichte der Religionen überhaupt eine so große Rolle spielt, war wieder einmal da.

Als am nächsten Sonntage in der Methodistenkirche der Pastor mit seiner Predigt beginnen wollte, sprang Nathanael Merrill auf und fing an zu tanzen und zu schnaufen; er forderte die versammelte Gemeinde auf, ein Gleiches zu thun; er seinerseits sei voll vom Geiste, und wenn sie ihm folgten, würden auch sie vom Geist erfüllt werden. Nun sprangen etwa zwanzig Fromme, zumeist weiblichen Geschlechts, auf und hüpften und schrien wie Besessene; der Methodistenpastor konnte nicht zu Worte kommen.

Nathanael aber machte von da an viele Proselyten, darunter auch einige Männer von Ansehen und Vermögen. Die neue Secte hält an jedem Sonntage das, was sie als ihren Gottesdienst bezeichnet, und beobachtet mit echt amerikanischer Vornirtheit den „Sabbath" mit äußerster Strenge, noch jüdischer als orthodoxe Juden; am Sabbath darf nicht gekocht werden; Kinder dürfen nicht spielen, kein heiteres Gesicht machen, geschweige denn lachen, sonst werden sie „vom Geiste bestraft". Am Donnerstag Abend wird ein Wochengottesdienst abgehalten, bei welchem Kinder nicht anwesend sein dürfen; auch ist es dabei den

jungen Leuten nicht gestattet, zu tanzen, zu schnaufen und Purzelbäume zu schlagen. Wer über diese Dinge lacht, wird sogleich festgenommen und derb angelassen.

Die „Bande Jehovahs" glaubt Alles, was in der Bibel steht; aber sie ist auch überzeugt, daß Alles, was sie auf Antrieb des Geistes thut, recht und wohlgefällig vor Jehovah ist. Uebrigens hat sie schon mehrere „falsche Brüder" ausgestoßen, während der Fanatismus wo möglich noch ärger sich steigert. Jüngst rief ein junger Mann, daß er auf Tellern und Suppennäpfen tanzen könne, ohne dieselben zu zerbrechen. Sie wurden herbeigeschafft, zerbrachen jedoch. Als der junge Mann darüber das Lachen nicht lassen konnte, wurde er für ein Weltkind erklärt und sofort aus der Gemeinde der Heiligen verstoßen.

Der Puritanismus, welchen die sogenannten Pilgerväter nach Amerika eingeschleppt haben, ist schon an und für sich höchst widerwärtig, und widerwärtig sind auch, ohne jede Ausnahme, die Früchte, welche „am Baume der Frömmigkeit" gewachsen sind. In keinem andern Lande der Welt, Rußland ausgenommen, wuchert die religiöse Verrücktheit in so abschreckender Art wie im Lande der puritanischen Yankees.

---

m. **Philanthropie in Norwegen.** Ein norwegischer Seelenhirt, dem die sich steigernde Armuth und Erwerbslosigkeit seiner Pfarrkinder sehr zu Herzen ging und der umsonst bemüht war, dem Uebel entgegenzuwirken, kam endlich zu der richtigen Einsicht, daß den älteren Individuen schwer zu helfen sei, und deshalb dahin gestrebt werden müsse, die aufwachsende Jugend zur Freude an der Arbeit zu erziehen, indem man sie den reellen Nutzen und Gewinn derselben kennen lehre. Bei der nächsten Schulprüfung in seinem Sprengel verkündigte er zu dem Zwecke, daß allen denjenigen, welche sich durch regelmäßigen Schulbesuch und Fleiß die Zufriedenheit des Lehrers erwürben, eine Belohnung in Aussicht stehe, die indessen nur den Schülern und Schülerinnen eingehändigt werden könne, welche am Examenstage, außer den Zeugnissen ihres Schulfleißes, auch Beweise von ihrem häuslichen Fleiße vorzeigen würden. Eine nähere Erklärung dieser Anforderung an ihre Arbeitsamkeit schloß er mit der Anzeige, daß Alle, denen es an Material zur Arbeit fehle, selbiges von ihm erhalten würden. — Bei der nächsten Prüfung zeigte es sich, daß der würdige Mann es verstanden hatte, die rechten Saiten in den jungen Herzen in Schwingung zu versetzen. Von 1387 schulpflichtigen Kindern fehlten, wegen Krankheit oder Mangels an anständigen Kleidern, 72; von den 1315 anwesenden hatten 255 Knaben und 480 Mädchen Proben ihres häuslichen Fleißes eingeliefert, welche im Schullocal ausgestellt waren. In der Abtheilung der Knaben sah man Schlitten, Schneeschuhe, Garnwinden, Schaukelstühle, Spielsachen, Weberschiffchen, Lineale, Federbehälter, Zündholzdosen, Nähe- und andere Kästchen von polirtem Holze, hölzerne Löffel, Butten, Käse- und Butterformen, messingene und eiserne Geräthe, Bürsten, neues und ausgebessertes Fußzeug u. s. w. Die Sachen waren brauchbar und größtentheils gut gearbeitet, doch fehlte es an geschmackvollen Formen, weshalb von den Schulvorstehern beschlossen wurde, für passende Vorlagen zu sorgen. In der Abtheilung der Mädchen waren die Arbeiten durchschnittlich besser, obwohl weniger mannichfaltig. Sie beschränkten sich auf Gespinnst von Flachs, Heede und Wolle, Strickereien und Häkeleien zum Theil von selbstgesponnener Wolle und Näharbeiten. Aufgemuntert durch das gespendete warme Lob und die guten Rathschläge der Schulvorsteher, sowie durch den Beifall der Aeltern, fühlten die Kinder sich zu immer größeren Leistungen angeregt, und schon jetzt sehen sie das erfreuliche Resultat, daß sie, statt wie bisher auf die Milde ihrer Nebenmenschen angewiesen zu sein, über ein hübsches Geldsümmchen verfügen können und, außer dem baaren Gewinne, in der geübten Arbeitskraft eine ergiebige Erwerbsquelle fürs Leben besitzen. Das Unternehmen des Pfarrers zu Ringsaker hat Aufsehen erregt im Lande und bereits in mehren Communen Nachahmung gefunden.

Siegfriedbilder.

m. In der jüngsten Versammlung der altnordischen Literaturgesellschaft in Kopenhagen hielt Herr Brynjulfson einen Vortrag über eine merkwürdige und sehr alte isländische Kirchenthür, die jetzt im altnordischen Museum in Kopenhagen bewahrt wird und in deren geschnitzten Bildern die Professoren Grundtvig und G. Stephens schon vor Jahren eine bildliche Darstellung aus der Sage von Dietrich von Bern erkannt hatten. Von diesen beiden Gelehrten abweichend, glaubt Herr Brynjulfson der Thür ein Jahrhundert mehr zusprechen zu dürfen und setzt die Zeit ihrer Anfertigung in die Jahre 1100 bis 1150. Etatsrath Worsaae machte darauf aufmerksam, daß diese bildliche Darstellung einer allen bekannten Sage keineswegs vereinzelt dasteht, und knüpfte daran die interessante Mittheilung, daß er auch auf Bracteaten Bilder entdeckt habe, welche sich auf die Sage von Siegfried den Drachentödter und Brunhilde zu beziehen scheinen. Derartige Darstellungen aus der Siegfried- oder Nibelungensage sind schon früher in Schweden, Norwegen, Schleswig und Süddeutschland nachgewiesen und in einem im Verlage von Otto Meißner in Hamburg kürzlich erschienenen Büchlein bekannt gemacht worden.

Aus dem russischen Asien. Die Tifliser Abtheilung der russischen geographischen Gesellschaft hat beschlossen, speciell die Ostküste des Kaspischen Meeres und den alten ausgetrockneten Lauf des Amu-Darja in das Bereich ihrer Untersuchungen zu ziehen. Nachrichten aus Tiflis zufolge ist unser Landsmann, der dort wohnende bekannte Reisende Gustav Radde, bereits Anfangs Mai 1870 nach der neuen russischen Station Krasnowodsk an der Ostküste abgereist. In seiner Begleitung befindet sich der junge Geolog Sievers.

Officielle Geographie. Daß es in officieller Weise mit der Geographie überhaupt schlecht bestellt sei, ist im „Globus" mehr als einmal hervorgehoben worden. Noch immer thut man trotz aller Mahnungen keine Schritte, ihr an unseren Universitäten die gebührende Stellung einzuräumen. Doch ist dieses in anderen Ländern kaum besser, zumal in Frankreich. Dort hat wenigstens, wie das kaiserliche Amtsblatt vom 16. Juli 1869 meldete, die Kaiserin Eugenie, „höchlich befremdet über die geringe Entwickelung der geographischen Studien in Frankreich", beschlossen, einen Nationalpreis von 10,000 Franken zu stiften, der alljährlich von der Pariser geographischen Gesellschaft einem Franzosen zuerkannt werden soll und zwar für die Reise, Entdeckung, Schrift oder Arbeit, welche dem Fortschritt oder der Ausbreitung der geographischen Wissenschaften oder den auswärtigen Handelsverbindungen Frankreichs sich ersprießlich erwiesen haben würde. Diese Förderung, der wir das beste Gedeihen wünschen, thut dringend Noth.

Speciell für den Unterricht der Geographie in den Volksschulen Frankreichs wird so gut wie nichts gethan. In diesen gilt officiell das bereits in vielen Auflagen erschienene Werkchen über Geographie des „Offiziers des öffentlichen Unterrichts", Pinel, in welchem es S. 139 heißt:

„Das heutzutage so berühmte Californien gehört zu Mexico"; und:

„Leon (— Leon in Nicaragua ist gemeint —) an den Ufern des Niagarasees, dessen Wasserfall berühmt ist."

S. 137 liest man: „Der La Plata entspringt in Brasilien und mündet in den Meerbusen von Mexico."

Das ist schlimm, aber der Unterrichtsminister hat wenigstens nicht in eigener Person solchen Blödsinn geschrieben. Von Oesterreich dagegen läßt sich leider nicht das Gleiche behaupten. Dort ist seit Kurzem Herr v. Czedik Unterrichtsminister, über dessen geographische Kenntnisse K. v. Thaler in der „Allgemeinen Zeitung" böse Dinge mittheilt. „Es ist schlimm," heißt es dort, „daß an die Spitze des Unterrichtsministeriums ein Mann berufen wurde, der seinen Schülern sagte: Marius habe die Cimbern bei Vercellä an der Etsch geschlagen und dieses

Vercellä sei das heutige Vercelli an der Sesia, der Frankfurt an die Mündung des Mains, Hamburg an die Mündung der Elbe, Malmö nach Schleswig verlegte, und dergleichen schöne Dinge auch noch drucken ließ."

Neue Statistik der australischen Colonie Victoria.

Das Parlament in Melbourne hat vom 11. Februar bis 28. December 1869 getagt und einen höchst liberalen Entschluß gefaßt. Es steht von nun an einem jeden Colonisten und Einwanderer, welcher Nation er auch angehören mag, frei, sich 320 Acres (= $507\frac{1}{2}$ preußische Morgen) Kronland auszuwählen, für die er zehn Jahre lang eine jährliche Rente von 2 Schilling pro Acre zu entrichten hat, dann aber in den vollen freien Besitz des Areals eintritt. Man hofft, durch dieses liberale Gesetz „einen gesunden Strom von Einwanderern" nach dieser Colonie zu leiten. — Aus der in diesem Monate erschienenen revidirten Statistik des letzten Jahres entnehme ich folgende interessante officielle Angaben, betreffend die Colonie Victoria. Der Import betrug 1869 den Werth von 13,320,662 Pf. St. gegen 11,676,080 Pf. St. im Vorjahre. Davon fallen $6\frac{1}{4}$ Millionen auf Großbritannien und $4\frac{1}{2}$ Millionen auf britische Besitzungen. Der Export summirt sich 1869 auf 15,593,990 Pf. St., gegen 12,733,427 Pf. St. im Vorjahre. Es liefen 2067 Schiffe ein und 2172 Schiffe aus, mit einem Tonnengehalte von resp. 653,362 und 685,207. An Pferden besaß die Colonie 143,934, an Milchkühen 181,854, an sonstigem Hornvieh 571,828, an Schafen 9,756,819 und endlich an Schweinen 136,206. Die Zahl der verschiedenen goldhaltigen Quarzriffe, die man bearbeitete, betrug 2651. Das Areal der Alluvial-Quarzdiggings breitete sich über eine Fläche von 884 Quadratmiles aus. Bei der Goldgewinnung kamen 6068 Maschinen im Werthe von 2,150,432 Pf. St. zur Anwendung. Sämmtliche Claims, welche auf 3,869,501 Pf. St. geschätzt wurden, lieferten einen Ertrag von 1,657,498 Unzen Gold, von denen 587,694 auf die Quarzadern und 1,069,804 auf das Alluvium fallen. Außerdem bestanden noch 9 Silber-, 8 Antimon-, 1 Kupfer-, 2 Zinn-, 14 Kohlen- und 3 Schieferminen.

Constante Albinos des Axolotl.

r.d. Der Axolotl (Siredon), ein Fischmolch (d. h. ein Molch, der die Kiemen neben den Lungen beibehält), lebt in den Seen um die Hauptstadt Mexico, wo er regelmäßig zu Markte gebracht und von allen Classen der Bevölkerung gern gegessen wird. Gegen Ende des Jahres 1866 wurde ein solcher Axolotl der Menagerie des Museums der Naturgeschichte in Paris übergeben. Es war ein Männchen, das abweichend von der gewöhnlichen dunklen Farbe vielmehr weiß war und nur einen linsengroßen schwarzen Fleck auf dem Rücken besaß. Der Naturforscher August Duméril, unter welchem die Reptilienabtheilung jenes Museums steht, ließ den Axolotl-Albino in ein besonderes Aquarium bringen, in der Absicht, ihn zum Stammvater einer weißen Axolotlrace zu machen. Nachdem mehrere Weibchen von gewöhnlicher Färbung zu dem Albino gebracht waren, deren Laich er befruchtete, entstand eine Generation junger Axolotl, die nach vollendeter Metamorphose eine Mischfarbe zeigten, d. h. sie waren nicht so weiß wie der Albinovater, aber auch nicht so dunkel wie die Mutter. Um das Experiment fortzusetzen, wählte unter diesen jungen Axolotlmulatten — wenn der Ausdruck erlaubt — Duméril die hellfarbigsten aus und ließ diese bei dem alten Albino im Aquarium, während alle übrigen entfernt wurden. Abermals wurde einer zahlreichen Nachkommenschaft das Dasein gegeben; diesmal erkannte man aber schon im Laich den Albinismus der Jungen, der sich mehr und mehr entwickelte und endlich, nach wiederum vollendeter Metamorphose, fast vollständig zu nennen war. Binnen wenigen Jahren hofft Duméril nun, nachdem diese Versuche gelungen, die Aquarien der Menagerie mit einer constanten Race von Axolotl-Albinos zu bevölkern. Auch über die Verwandlung des Axolotl hat derselbe Naturforscher in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 11. April 1870 sehr wichtige neue Daten mitgetheilt.

Die indischen Kulis in Westindien. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß die Feldarbeiter, welche man aus Ostindien nach den Antillen und nach Britisch-Guyana hinüberschafft, durch ihre fleißige Arbeit den Verfall jener Colonien abwehren. Während die Neger zumeist verarmen, weil sie dem Müßiggange fröhnen, erwerben die Asiaten nicht unbeträchtliche Summen, mit denen sie nach Ablauf ihrer Contracte in die Heimath zurückkehren. Diese Erscheinung wiederholt sich schon seit längerer Zeit in jedem Jahre.

Amtlichen Berichten zufolge wanderten 1869 auf Jamaica ein 1393 indische Kulis, in Britisch-Guyana 6160, auf Trinidad 3329, auf St. Vincent 343, zusammen 11,225 in Westindien.

Auf Mauritius im Indischen Ocean, das mehr als 100,000 Kulis hat, wurden in dem eben genannten Jahre nur 1682 aus Indien und 146 aus Madagaskar eingeführt; 2320 kehrten in ihre Heimath zurück.

Auf Trinidad hatten 372 ihre contractliche Zeit gearbeitet und sie nahmen an Ersparnissen 13,663 Pf. St. mit nach Indien. Mit ihnen schifften sich auch 5 chinesische Kulis nach Calcutta ein; sie reisten als Cajütenpassagiere und hatten an Ersparnissen 1562 Pf. St., also eine für gewöhnliche Feldarbeiter ganz erkleckliche Summe. — Aus Britisch-Guyana nahmen 408 Kulis mehr als 13,000 Pf. St. in Geld und Juwelen mit heim; mit ihnen fuhren acht Chinesen, welche das Ueberfahrtsgeld als Cajütenpassagiere gezahlt hatten und an Ersparnissen 1249 Pf. St. besaßen. In allen Colonien, welche Kulis einführen, sind Sparcassen eingerichtet worden.

* * *

— Was ist ein Seelenverderber? — Wir haben von Herrn Milovan Wukowitsch in Agram folgende Notiz erhalten: „Im „Globus" Band XVII, Artikel „Volk und Volksleben in Neurußland" von J. M., S. 170 unter dem Sternzeichen, ist die Rede von Fahrzeugen, welche Duschegubke, Seelenverderber, in Oesterreich allgemein Seelentränker genannt werden. Dieses Wort ist nicht importirt, wie der tüchtige Herr Verfasser glaubt, sondern echt slavisch. Dusa (Duscha) bedeutet Seele, gubili, verlieren, woraus das zusammengesetzte Substantiv Dusegubka, Seelenverlierer, Seelentränker, gebildet wurde. Ich bitte höflich, den Herrn Verfasser davon verständigen zu wollen."

— Der Suezcanal wird trotz seines noch vielfach mangelhaften Zustandes auch von solchen Schiffen benutzt, welche aus Indien Truppen nach Europa zurückbringen. Auch die Fahrzeuge der Messageries imperiales benutzen den Canal.

— Im Mai 1870 ist die Dampferverbindung zwischen Californien und Australien ins Leben getreten. Die Linie geht von San Francisco über Honolulu (Sandwichinseln), nach Auckland (Neuseeland), Sydney in Neusüdwales und Melbourne.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XVII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Eine Wanderung zu den Gletschern im Canton Wallis.

Das Thal der Visp. — Theodulpaß. — Observatorium auf demselben und meteorologische Beobachtungen. — Das Matterhorn. — Tyndall's und Giordano's Versuche zur Besteigung desselben. — Die Theodulgletscher. — Gletscherbildung und Moränen. — Der Gornergletscher und der Zmuttgletscher. — Der Monte Rosa.

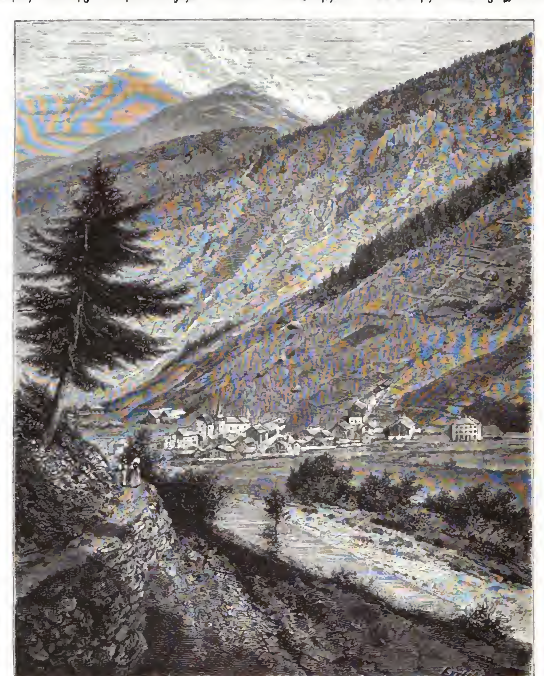
Zermatt im obern Wallis bildet den Punkt, von welchem aus die Touristen ihre Wanderung nach den Gletschern des Matterhorns und des Monte Rosa antreten. Es ist ein an sich armseliges Dorf, mit einigen guten Gasthöfen, in denen man für theures Geld Unterkommen, Speise und Trank findet; — kein Wunder; denn dort haben die Mitglieder des englischen Alpenclubs ihr Hauptquartier.

Von Vispach, einem kleinen Orte an der Rhone und der Straße nach dem Simplon, legt der Wanderer den Weg bis Zermatt in neun bis zehn Stunden zurück. Bei Stalden spaltet sich das Thal; jenes von Saas führt über den Monte-Moro-Paß nach Macugnaga, und das Nikolaithal nach Zermatt, wohin ein guter Weg, zunächst über Wiesen und unter Nußbäumen hin mit mäßiger Steigung nach St. Niklaus führt. Das ist ein schmutziges Dorf in 3583 Höhe über dem Meere, welches oft von Bodenerschütterungen heimgesucht worden ist und im Jahre 1856 nicht weniger als 41 starke Erdstöße verspürte. Weiter aufwärts, beim Weiler Lerch, hat man einen prächtigen Blick auf das stets im Schnee erglänzende Weißhorn, das bis zu 13,900 Fuß aufgipfelt; dasselbe ist 1861 zum ersten Mal erstiegen worden vom englischen Physiker Tyndall, der auf die Erforschung der Walliser Gletschergruppen viel Zeit und Mühe verwandt hat. Etwas weiter aufwärts gelangt man nach Randa, 4448 Fuß, das schon oftmals durch Gletscherbrüche und Lawinenstürze gelitten hat. Bei Täsch wird dann das Visptbal eng; nach und nach tritt das Matterhorn hervor, und man gewinnt auch einen Blick auf den Gornergletscher.

Auf der Straße von Randa nach Täsch kommt auch der Theodul-Gletscher in Sicht. Zwischen dem Breithorn und dem Matterhorn ist eine Bodeneinsenkung vorhanden, der Theodulpaß, welcher aus dem Thale von Zermatt nach Piemont führt; er ist der höchste gangbare Gebirgspaß in Europa, 10,242 Fuß über dem Meere, aber nur vom Ende des Juli bis zur Mitte Septembers gangbar, und dann führt der Weg mehrere Stunden weit über Gletscher und Firnfelder. In einer Höhe von 9790 Fuß sieht man noch Spuren einer Schanze, welche einst die Piemontesen aufgeworfen haben, um einem etwaigen Eindringen der Walliser Widerstand zu leisten, — ein Festungswerk in einer Eiswüste.

In unseren Tagen sind in jener Höhe an die Stelle der Kanonen wissenschaftliche Instrumente getreten. Herr Dollfus-Ausset hat dort ein Observatorium eingerichtet, um meteorologische Beobachtungen und Forschungen über die Entstehung der Gletscher anzustellen. Karl Grad, welcher dort 1866 einige Tage verweilte, fand eine aus Holz erbaute Hütte, deren Außenwände mit einer Steinmauer bekleidet sind und die aus einem Gemache besteht; dasselbe ist zugleich Schlafsaal, Küche, Arbeitszimmer, Bibliothek und physikalisches Cabinet. Dort haben mit Herrn Dollfus die Gebrüder

Jakob und Melchior Blatter, Gemsenjäger aus Meyringen im Berner Oberland, und der Weinschenk Gorret volle dreizehn Monate lang zugebracht, und man hat wichtige Ergebnisse gewonnen. Es gehört ein nicht geringer Grad von Energie und Ausdauer dazu, um so lange Zeit ununterbrochen in solch einer eisigen Wüstenei auszuharren und ein so überaus eintöniges Leben zu führen. Tag für Tag und Stunde für Stunde wurden mit strenger Regelmäßigkeit Beobachtungen aufgezeichnet über den Zustand des Himmels, über Wärme- und Kältegrade, Feuchtigkeit der Luft, Stärke und Richtung des Windes, Schneefall, Veränderungen an den Gletschern &c. Es war schon ein Ereigniß, wenn dann



Dorf Saas im VisptHale.

und wann ein Wanderer erschien, um gegen Unwetter Obdach zu suchen, oder ein Vogel sich blicken ließ, oder eine Blume emporsproßte.

Grad vergleicht den Theodulpaß mit einer Polarlandschaft; fast alles Leben war erstarrt, Gemsen und Murmelthiere kommen nicht in solche Höhen, höchstens eine kleine Feldratte und einige Alpenkrähen. Die Flora war nicht so arm, denn auf dem First des nicht von Schnee bedeckten Furkengrates, der vom Observatorium aus in einer Länge von etwa eintausend Schritt geradezu gegen das Matterhorn läuft, traten 20 bis 25 Phanerogamen auf. Die Aussicht ist prachtvoll. Man hat den kleinen Mont Cervin, der eine von einer Spitze überragte abgestumpfte Schneepyramide bildet, vor sich; weiterhin maskirt der Kegel des Breithorn den

Monte Rosa, zu dessen Seiten man das Weißthor und die Cima di Jazzi sieht. Nach rückwärts wird der Horizont begrenzt von dem ausgezackten Saaskamme mit dem Strahlhorn, dem Rimischhorn, dem Feehorn, dem Täschgrat, Legerhorn, der Mischabelkuppe, dem Balfrain und dem Grachenberg. Die Berge am italienischen Abhange sind zumeist verdeckt.

Der Blick überschweift alle diese Höhen, bleibt aber immer und immer wieder auf dem Matterhorn (Grand Mont Cervin) haften. Seine theils braune, theils isabellefarbige Pyramide ist ohne Schnee; sie steigt schlank in die Luft empor, hat steile Wände und läuft spitz zu. Dieser Berg hat in den Alpen seinesgleichen nicht. Berlepsch bezeichnet ihn als einen „Riesenobelisk“; er hat 13,797 Fuß Höhe und überragt die umliegenden Gebirgspiedestale um mindestens 5000 Fuß. Im Sommer 1862 versuchten Tyndall, Leslie Stephan und Whymper vergeblich, ihn zu ersteigen *). Der erstere hatte alle nur denkbaren und zweckmäßigen Vorkehrungen getroffen; er hatte schon 1860 und 1861 sich bemüht, das Matterhorn zu erklimmen, und glaubte nun von der Südseite her, vom Val Tournanche aus, sein Ziel erreichen zu können. Auf dem ersten Grat, wo er übernachtete, bildet das Gestein Thürme, Bastionen und gewaltige Mauern, welche nach einander förmlich erstürmt werden mußten. Dann aber stand er vor einer jäh abfallenden Wand; an jeder Seite gähnte ein tiefer Abgrund. Alle Bemühungen, weiter zu kommen, schlugen fehl. Da verfiel einer der Führer auf ein verzweifeltes Wagestück. Er bemerkte in der Wand einige Vorsprünge und versuchte an denselben ein Seil zu befestigen; indem er sich auf die Schultern eines Gefährten stellte, gelang es ihm, auf den Absatz zu klimmen und jenen nach sich zu ziehen. Beide befestigen das Seil, Tyndall klettert vermöge desselben nach, und so geht es weiter. Jenseit der Wand ist der Abfall weniger jäh; schon kommt ein Gipfel in Sicht; auch er wird erstiegen, es handelt sich nur noch darum, die letzte Höhe zu erreichen, und schon ruft der Führer Benen: Victoria! Aber das Matterhorn will jungfräulich bleiben und sich nicht ersteigen lassen; der Grat, welcher zu dieser Höhe führt, ist scharf wie die First eines Daches und endigt an einer andern Wand, welche einen Absall von etwa viertausend Fuß hat! Das Unternehmen war gescheitert.

Im Jahre 1866 wiederholte der italienische Ingenieur Felix Giordano den Versuch von Breil aus und kam auch bis unterhalb des Grates, wo Tyndall hatte umkehren müssen. Dort blieb er bei schlechtem Wetter, Schneefall und Nebel vom 23. bis 28. Juli in einer Felsenhöhle, um einen heitern Tag abzuwarten; aber die Sonne wollte nicht scheinen, die Wanderer waren in einen dichten Schleier von Nebelwolken gehüllt, welche der scharfe Wind dann und wann zerriß. Nachher stieg ein Theil des Gewölkes senkrecht in die Höhe, ein anderer ging horizontal nach dem Theodulpaß hin. Manchmal trafen zwei Gegenwinde aufeinander, rollten das Gewölk man könnte sagen schraubenförmig zusammen, und dann war auf mehrere Secunden ein Blick auf die unten liegenden grünen Wiesen eröffnet, welche Sonnenschein hatten. Nachts, wenn das Wetter ruhig war, vernahm Giordano häufig das Geräusch, welches die abgelösten, in rasender Schnelligkeit herabrollenden Steine und Felsblöcke verursachten.

* * *

Karl Grad hat den obern Theodulgletscher genau beobachtet und in der ganzen Breite überschritten. Die Seitenmoräne liegt im Osten; das linke Ufer wird durch eine Verlängerung des großen Matterhorngrates gebildet, welche man als das Hörnli bezeichnet. Der Gletscher bildet ein gewaltiges Schneefeld und hat nur wenige, aber sehr tiefe Spalten; compactes Eis wurde auf der Oberfläche nicht bemerkt.

Die Beschaffenheit der Gletscher ist oftmals geschildert und erörtert worden; eine sehr gute Darstellung finden wir in Berlepsch's Werke: „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.“ (Leipzig, H. Costenoble 1861.) Alles, was im Sommer von den Höhen der Schneeregion und eingeschaltet in die Gebirgsrinnen weiß ins Thal herableuchtet, heißt beim Schweizerbauer Gletscher, beim Tyroler Ferner; der Romane in Graubünden sagt Vadrel, der Unterwalliser und Savoyarde Glacier. Die Wissenschaft unterscheidet zwischen dem Material und seiner Dichtheit und Höhenlage nach den lockern Hochgebirgsschnee über 10,000 Fuß Höhe, von dem tiefer vorkommenden, grieselig-körnigen, ältern Firnschnee, und diesen „vorjährigen“ wieder vom eigentlichen compacten Gletschereise. Dieses letztere entsteht aus dem erstern durch eine Menge unvermerkt vor sich gehender Umwandelungen dieser krystallinischen Wasserformen. Der feine Hochschnee gleitet durch eigene Schwere und Druck der hinterliegenden Masse langsam tiefer und wird nach und nach durch Wärmeeinwirkung inniger zu körnigen Conglomeraten verbunden; er wird zum Firneis. Wenn er dann zwischen die Felsengassen tiefer geschoben wird und solchergestalt in immer wärmere Regionen hinabwandert, erfährt er wieder Umgestaltungen; er schluckt Regen auf, bindet diesen durch die innewohnende Kälte ebenfalls zu Krystallen und verdichtet sich endlich zu porösem Eis; er wird das Material des Gletschers. Dieser muß, in tiefe Gebirgsschluchten eingezwängt, den Windungen und dem Falle seines Flußbettes folgen, dazu zwingen ihn die gegebenen Verhältnisse. Sein Körper gleicht einem zwischen Berg- und Felsenketten herabkommenden, zu Eis erstarrten Strome, und der Gletscher fließt auch; er bewegt sich, einem Flusse gleich, nach der Tiefe fort, wenn auch langsam. Er muß Lasten herabgestürzter Steine auf seinem Rücken tragen; seine Oberfläche wird von Furchen zerrissen, er kommt der Tiefe immer näher, bis er das Thal erreicht und zu Wasser aufgelöst einem Strome sich vermischt und in diesem dem Meere zueilt. —

Der Wanderer steht vor einer hohen Eiswand. Er entdeckt am Fuße derselben einen weitgewölbten Canal, der in feenhaften Farben schillernd nach seiner Tiefe hinein sich in unbestimmte Nacht verliert. Er sah vorher grauen Fels, jetzt findet er, daß derselbe aus eingebackenen Gesteinsresten besteht, mit welchen der Gletscherabsturz förmlich übersäet ist. Diese Brocken mit dem abgeschliffenen Gestein bilden Haufen, die man als Frontmoränen, Stirngandecken oder Firnstöße bezeichnet. Sie sind Ergebnisse der allmäligen Gebirgszertrümmerung und zugleich Musterkarten der Felsenarten, welche den Gletscher umstehen. Dieser hat sie aus zwei oder noch mehr Stunden entfernten Hochgebirgsrevieren auf seinem Rücken langsam mit sich getragen, und auch sie geben einen Beweis von der wandernden Thätigkeit des scheinbar stillstehenden Eisgebäudes; die Oeffnung aber, welche unten

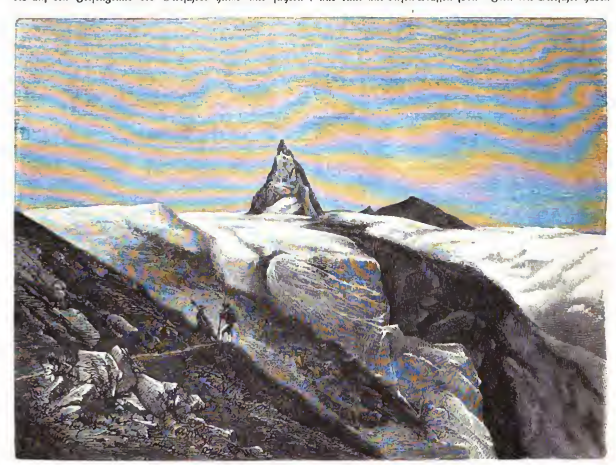
*) Wir wollen hier darauf aufmerksam machen, daß in dem „Neuesten Handbuche für die Schweiz von Berlepsch“ unter den vielen Karten, Illustrationen, Stadtplänen und anderen Illustrationen sich auch ein Panorama, vom Gornergrat aus gesehen, befindet, das einen schönen Ueberblick über diese ganze Region vom Stockhorn und der Cima di Jazzi bis zum Findelengletscher in den Berner Alpen gewährt. Das Bibliographische Institut in Hildburghausen verdient den Dank des Publicums für die große Sorgfalt, welche dasselbe auf den Inhalt und die Illustrationen der in seinem Verlage erscheinenden Reisehandbücher verwendet. Wir wissen, daß Herr Hermann Meyer weder Mühe noch Kosten scheut, um den Inhalt so brauchbar und zuverlässig herzustellen, wie nur irgend möglich ist. A.

an der Eiswand sich zeigte, ist das sogenannte Gletscherthor, aus welchem ein Bach abgeschmolzenen Eiswassers hervorströmt. Doch haben nicht alle Gletscher ein solches Thor; manche laufen, sich flach wie eine Muschel ausbreitend, schwach geneigt über die Thalsohle aus.

Weiter aufwärts, auf dem eigentlichen Gletscher, ist die Oberfläche von tausend und abermals tausend Rinnen durchfurcht, deren diamantklares Wasser größeren, bachähnlichen Furchen zueilt; das Bett derselben besteht gleichfalls aus hellem Gletschereise. Nach kurzem Laufe stürzen diese Bäche laut rauschend in trichterförmige Löcher, „Mühlen" (Moulins), in welchen sie spurlos verschwinden. Die geheimen Canäle reichen in allerlei Windungen und Verzweigungen bis auf den Felsengrund des Gletschers hinab und führen dem aus dem Gletscherthor hervorkommenden Gletscherbache Nahrung zu.

Noch weiter aufwärts zeigt der Gletscher abermals Zerklüftungen: die berüchtigten Querspalten, Crevasses, welche ihn bis zu bedeutender Höhe hinauf durchziehen. Manche Eismeere sind von diesen Tiefrissen so sehr durchsetzt und zerborsten, daß ein Wandern über dieselben fast zur Unmöglichkeit wird.

Die Ufer des Gletschers werden zerklüftet durch die Moränen, Gandecken oder Gufferlinien. Was durch Hitze und Frost, Regen und Unwetter an den Gebirgsmauern zersetzt, losgespalten oder abgebröckelt wird, das fällt, in den Hochregionen, auf die Firnfelder oder auf die Gletscherränder und rückt mit diesen Massen fort. Firn wie Gletscher haben



Das Matterhorn und der Furkegletscher.

eine ausstoßende Kraft und leiden keine fremden Stoffe in ihrem Körper. Was Jahre lang in Firnschründen begraben lag, wird durch die Abschmelzung der Oberfläche und den gleichsam hebenden Druck im Fortrücken nach und nach oben auf den Eiskörper gebracht, z. B. auch die Felsenbrocken. Es kommt oft vor, daß zwei Gletscherthäler sich zu einem Strombette vereinigen, so daß ihr aus verschiedenen Gegenden stammendes Eis gemeinschaftlich seinen Weg in die Tiefe fortsetzt; so vereinigen sich auch die beiden inneren Rand- oder Seitenmoränen zu einer Mittelmoräne und zeigen nun eine Gufferlinie der ganzen Mitte des Gletschers entlang. So viel Seiten- oder Secundärgletscher in den Hauptgletscher münden, so viele Gufferlinien entstehen. Der Gornergletscher, über den wir weiter unten Einiges sagen, hat nicht weniger als acht Gufferlinien, welche sich durch Schärfe und Parallelismus auszeichnen. — Oft sind die Moränen nur schmale Reihen mit kleinen Unterbrechungen fortlaufender einzelner Steine, welche über die ganze Länge des Gletschers hinabreichen. Vereinzelte Steinblöcke, welche rundum von anderm Gesteinsmaterial entblößt sind, werden als Gletschertische bezeichnet. Schuttkegel und Sandhügel entstehen einfach dadurch, daß bei lebhafter Schmelzung der Gletscheroberfläche Steinchen, Geröllschlamm rc. von den Schmelzbächen zusammengeschwemmt werden, so daß sie kleine Alluvialabsonderungen bilden. Sie schützen vermöge ihrer Dicke das darunterliegende Eis gegen die Wirkungen der Sonnenstrahlen, während der rundum frei zu Tage tretende Gletscher abschmilzt. Solchergestalt bilden sich Hügel, welche bis zu 12 Fuß hoch werden und insgemein den dreifachen Umfang ihrer Höhe einnehmen.

Der Gletscher wandert. Im Allgemeinen bewegt er sich in der Mitte seines Körpers rascher als an beiden Uferseiten, und in der Höhe stärker, als in der Tiefe. Während des Winters scheint er so ziemlich zu ruhen.

* * *

Der Gornergletscher ist einer der bedeutendsten in den Walliser Alpen, und hat da, wo er dem Breithorn gegenüberliegt, eine Breite von etwa 13,000 Fuß. Der Gorner- oder Hochthäligrat ist ein aus dem Riffelberg hervorragender Bergkamm, und von diesem verwitterten Gneisgerüste, das fast ohne Vegetation ist, hat man einen herrlichen Anblick. „Das Schauspiel ist in seinen Eindrücken überwältigend; man steht inmitten einer Welt der Erstarrung und des scheinbaren Naturtodes. Wohin man sieht, nichts als dürrer Felsen, Eis und Firn. Am imposantesten tritt das Matterhorn aus der gewaltigen Kette hervor. Nach Nordwesten hin erhebt sich das Breithorn, im Norden sieht man die Kette der Mischabelhörner. Der eigentliche Monte Rosa entspricht den Erwartungen nicht, welche der Reisende von diesem zweithöchsten Berge Europas mitbringt; er erscheint in seiner vollen Körperform niedriger als das Breithorn und als das schlanke Matterhorn.“

Der Gornergletscher scheint, wenn man ihn zuerst sieht, eine ziemlich ebene Oberfläche zu haben; beim Betreten und Ueberschreiten findet man aber bald, daß er man könnte sagen Bodenanschwellungen hat, welche durch breite Rinnen von einander getrennt sind, und an welchen man Seitenmoränen



Der Monte Rosa.

findet. Der große Gornergletscher wird gebildet durch eine Anhäufung secundärer Gletscher, welche neben einander herziehen und sich nicht vermischen; alle diese starren Massen haben ihre besondere Bodenanschwellung und sind durch Mittelmoränen von einander getrennt, welche man bis zur „großen Cascade“ verfolgen kann; dort zerbrechen sie dann oberhalb Zermatt. Der erste dieser secundären Gletscher kommt von der Cima di Jazzi, welche östlich vom Gornergrat liegt; er zieht am Südabhange des Riffelberges hin. Der zweite kommt aus der Passage des Weißthors, nimmt Zuflüsse vom Nordende und vom Gornerhorn auf, welches er im Norden bis zum Gornersee umgiebt. Dort trifft er zusammen mit dem großen Gletscher des Monte Rosa, welcher am Fuße der Höchsten Spitze beginnt (— Nordende und Höchste Spitze sind die beiden Gipfelpunkte des Monte Rosa —) und einen großen Halbkreis um das Gornerhorn beschreibt; auf der andern Seite kommt dann der Grenzgletscher herab. Der vierte secundäre Gletscher ist jener, welcher auf den Zwillingen entsteht; dann folgen der Schwarze und der Trifti-Gletscher, der obere und untere Theodulgletscher. Sie allesammt sind am Fuße des Riffelhorns (das 8642 Fuß Höhe hat), steigen in einer Masse über eine Felsenwand und bilden jene Nadeln, welche dem Wanderer in Sicht kommen, wenn er im Thale der Visp aufwärts geht und zuerst den Gorner erblickt.

Die Oberfläche des Gletschers ist zumeist uneben, nicht glatt und vielfach von Rissen und Spalten durchzogen. Weiter oben beim Gornerhorn- oder Monte-Rosa-Gletscher kommen diese nicht vor; statt ihrer treten runde Aushöhlungen auf, von denen manche mit Wasser gefüllt sind und andere


Gornergletscher und Gornergrat.

nicht; viele haben auch Sand und Kies auf dem Grunde, andere dagegen klares Eis. Man bezeichnet sie als Badewannen (baignoires); sie haben gewöhnlich 10 Fuß im Durchmesser, manchmal auch mehr, aber eine nur unbeträchtliche Tiefe.

Der Gornergletscher hat seit etwa einem Jahrhundert durch sein Vorrücken viele Wiesen zerstört; er drängt unaufhaltsam weiter und reißt den Boden auf, als ob ein Pflug darüber hingegangen wäre. Noch vor etwa funfzig Jahren stand ein Weiler mit Häusern, Heuschuppen ꝛc. am linken Ufer des Gorner inmitten von Wiesen; heute ist das Alles mit Eis bedeckt. Grad sah zwischen den Felsblöcken und dem Kies der Moränen zertrümmerte Lärchenstämme, welche etwa 3200 Fuß weiter aufwärts, am Fuße des Riffel, vom Gletscher ausgerissen worden waren. Der vormalige Pfarrer von Zermatt, welcher sein Amt etwa zwanzig Jahre lang verwaltete, hat manchmal beobachtet, wie die Häuser durch den Gletscher hinwegrasirt wurden. Er überzeugte sich ferner, daß der letztere vom December bis Ende Februars regelmäßig 18 bis 20 Fuß vorrückt. (Hier wäre demnach ein Beweis, daß der Gletscher im Winter nicht „ruht“.) Ein anderer Beobachter, Herr Clemenz, welcher sich in jedem Sommer in Zermatt aufhält, und genau beobachtet, hat genau ermittelt, daß der Gletscherfuß in den Jahren 1851 bis und mit 1855 vorgerückt ist: 17, 19, 22, 11 und 4 Meter, also in fünf Jahren etwa 225 Fuß; 1862 bis 1864 rückte er gar nicht vor. Engelhardt nimmt an, daß der Gornergletscher von 1830 bis 1850 in gerader Linie sich um eine halbe Lieue verlängert habe.

Aehnliches findet beim Zmuttgletscher statt. Das Thal der Zmutt liegt dem Gornergletscher gegenüber; es ist eng, aber das armselige Dorf gleiches Namens hat eine ungemein malerische Lage. Auf der Brücke, welche über den Abgrund geschlagen worden ist, hat man einen „ungeheuerlichen Niederblick“ in eine tiefe, schwarze Schlucht, in welcher der Zmuttbach braust. Der Gletscher ist anfangs völlig mit einer ungeheuern Schuttmasse wohl eine gute Wegstunde weit überdeckt, meist eckigen Steinen, die vom Matterhorn, vom Weißhorn ꝛc. herabgekommen sind. Sie haben eine Dicke von 4 bis 5 Fuß, breiten sich fächerartig aus und gehören zwei verschiedenen Moränen an. Der Gletscher ist unten nur etwa eine starke Viertelstunde breit, man bedarf aber einer guten Stunde, um hinüberzugehen, weil er sehr viele Risse und Spalten hat. Weiter oben, wo er eine breite Ebene bildet, fehlen dieselben, und sie treten erst wieder unmittelbar unter dem Cervin auf.

Die Oberflächenmoräne des Zmuttgletschers begünstigt das rasche Vorrücken desselben. Collomb sah 1848, wie das Eis einen Hügel erreichte, auf welchem einige Bäume vereinzelt standen. Im nächsten Jahre hatte sich dasselbe rundherum gelagert, und 1866 sah Grad weder von Hügel noch Bäumen irgend welche Spur, und der Gletscher hatte in der Zwischenzeit viel Boden gewonnen. Er hatte in seinem Vorschreiten den Wald förmlich ausgehoben und derart vernichtet, daß in der Erdmoräne zerbrochene und zerquetschte Baumstämme fast so häufig waren, wie die Steinblöcke. — Der Bach, welcher aus dem Zmuttgletscher hervorkommt, vereinigt sich oberhalb Zermatt mit dem Gornerbach, etwas aufwärts von seiner Vereinigung mit dem Bache von Findelen, und


Der Monte Rosa und der Gornergletscher.

sie bilden zusammen die Visp, welche im Thale von Zermatt noch viele andere Gletscherwasser aufnimmt. Im Saasthale, dessen Bäche bei Stalden in die Visp fließen, sieht man überall das Eis dicht über den Wiesen und Wäldern liegen; die Gletscher reichen dort bis an den Rand des Weges herab. Einer derselben, der Alelaire, hat sich bis an den andern Rand des Thales vorgeschoben, dasselbe verrammelt und versperrt, und da das Wasser den Eisdamm nicht durchbrechen konnte, so hat es den Mattmark-See gebildet. Der Ingenieur Venetz gab sich große Mühe, eine Abflußrinne herzustellen; aber trotzdem ist doch das untere Thal von einer ähnlichen Heimsuchung bedroht, wie 1818 das Bagnethal durch den Getrozgletscher. Dort hatte sich in ähnlicher Weise ein See gebildet; er durchbrach die Eisschranke, und nun ergossen sich binnen einer halben Stunde 500,000,000 Cubikmeter Wasser hinab; mit Blitzesschnelligkeit waren Häuser, Felder, Menschen und Vieh verschwunden.

* * *

Der Stock des Monte Rosa gehört zur Gruppe der penninischen Alpen und dem südwestlichen Zweige des Systems, welches den St. Gotthard mit dem Montblanc verbindet. Gewöhnlich bezeichnet man als Monte Rosa den hohen Kamm zwischen der Passage des Weißthors im Norden und des Col delle Piscie im Süden, zwischen den Gletschern des Saasthales, des Gorner und des Macugnaga. Sein Kamm hat neun Gipfel, die in einer beinahe geraden Linie liegen, auf der Verlängerung des Saasgrates. Die höchsten sind das schon erwähnte Nordende, 14,153 Fuß, und die Höchste Spitze, 14,284 Fuß, welche das Gornerhorn überragen; das letztere bildet eine abgestumpfte Pyramide mit viereckiger Basis.

Die Thäler am Monte Rosa sind von Leuten deutschen Stammes bewohnt, mit alleiniger Ausnahme des Thales von Tournanche, wo ein romanisches Patois geredet wird. Diesen Gebirgsleuten bietet das Land keine hinreichende Nahrungsquelle, und sie ziehen in die Welt hinaus, um Erwerb zu suchen; sie sägen Holz im Val Challant, sind Handelsleute im Val Lesa, Bergleute im Val Arzasca, im Thale der Sesia Stuck- und Gypsarbeiter. Während die Männer auswärts sind, besorgen die fleißigen und sehr kräftigen Frauen Acker und Vieh.

Der Monte Rosa ist zuerst 1852 von zwei Brüdern Smith aus Yarmouth erstiegen worden, und gegenwärtig wird er fast in jedem Sommer erklommen auch von Frauen, z. B. am 15. Juli 1862 von Marie Kathrein aus Brieg in Schlesien. Die Aussicht nach der italienischen Seite hin verschwimmt gewöhnlich in einem Dunstmeere, während jene nach dem Montblanc insgemein lohnend ist.

Wir kommen noch einmal auf das Visptbal, unsern Ausgangspunkt, zurück. Dasselbe wird häufig von schweren Katastrophen heimgesucht. Bald stürzt ein Gletscher herab, bald zittert die Erde: der Biesgletscher hat einige Male das Dorf Randa zerstört, 1636 und 1819, und theilweise wieder im Winter auf 1866. Die Lufterschütterung war so stark, daß Häuser und Scheunen wie dürre Blätter fortgetrieben wurden. Der Ingenieur Venetz schätzt die Masse von Eis, Schnee und Steinen, welche in das Thal hinabstürzte, auf 1,300,000 Cubikmeter; sie hemmten

fünf Tage lang den Abfluß der Visp, welcher man mit Mühe wieder einen Abfluß verschaffte. Weiterhin, zwischen Randa und Täsch, an einer Stelle, die man als In der Wilde bezeichnet, und wo der Fluß über eine ebene Fläche zwischen enormen Gneisblöcken strömt, die vom Mischabel herabgekommen sind, ist ein Dorf durch einen Bergsturz verschüttet worden. Das Erdbeben von 1855 war entsetzlich. Die ganze Kette des Monte Rosa zitterte und bebte, als ob sie sich öffnen wollte; bis zum Gipfel hinauf war donnerndes Rollen und dumpfes Getöse; düstere Wolken hüllten das Thal ein, der Regen fiel in Strömen, das Tosen der Visp wurde nicht gehört, weil unterirdisches Rasseln und Donnern dasselbe übertäubte, und eine Felsmasse und eine Eislawine nach der andern herabstürzte.

Die Eisenbahnen Rußlands und ihre Bedeutung.

Mit einer Karte.

I.

B. Von allen europäischen Ländern besitzt Rußland im Verhältniß zu seinem Umfange die geringste Küstenausdehnung und die wenigsten für große Schiffe zugänglichen Häfen. Die Regierung eines so hafenarmen Landes muß vor allen Dingen darauf bedacht sein, die Verkehrswege im Innern möglichst zu vervollkommnen, um den Zugang der Producte aus den verschiedenen Landestheilen zum Meere, sowie den Transport fremder Waaren in das Innere zu ermöglichen und zu erleichtern.

Diese Nothwendigkeit hatte die russischen Herrscher veranlaßt, diejenigen Verkehrswege, welche früher hauptsächlich dem Binnenhandel dienten, nämlich die Wasserwege, durch Verbindung einiger wichtiger Flußläufe vermittelst einer Anzahl von Canälen zu verbessern. Die Ausführung dieser künstlichen Wasserstraßen war um so leichter, als keine eigentlichen Gebirgszüge die einzelnen Stromgebiete trennen. Bei den geringen Bedürfnissen des russischen Volkes, dessen größerer Theil bis in das sechste Decennium unseres Jahrhunderts in den Fesseln der Leibeigenschaft schmachtete, genügten diese Verkehrswege den Anforderungen des Handels. Als aber um diese Zeit das westliche Europa, welches durch die Verwendung der Dampfkraft bei den Verkehrsmitteln und in der Industrie bereits einen gewaltigen Schritt vorwärts in der neuen Aera des Handels und Verkehrs gemacht hatte, an die Pforten des noch in eisiger Abgeschlossenheit verharrenden Rußlands pochte, als man deutlich die Segnungen der neuen Erfindung bei den ihr erschlossenen Völkern wahrnahm, da konnte kein Zweifel mehr sein, daß Rußland, um in seiner Entwickelung hinter den übrigen europäischen Völkern nicht allzu sehr zurückzubleiben, nothwendiger Weise dahin streben müsse, durch die Eisenbahnen die alten, den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprechenden Wasserstraßen zu ergänzen respective zu ersetzen.

Zu jener Zeit herrschte in Rußland Kaiser Nikolaus, ein starrer Autokrat, der die im westlichen Europa sich Bahn brechenden Neuerungen gründlich haßte, weil er, und auch mit Recht, dieselben als mit seinen Principien unvereinbar erkannte. Er wollte den neuen im Gefolge des Handels und des Verkehrs einziehenden Culturideen den Eingang in sein Reich versagen, und unter vollständiger Verkennung der Wichtigkeit der Eisenbahnen für das Gedeihen und Wachsen des nationalen Wohlstandes, des Grundpfeilers der Machtstellung eines Volkes, wähnte er dieselbe vielmehr durch eine starke Armee sichern zu können, die daher in dem Organismus seines Staates auch eine prädominirende Stellung einnahm. Während in den meisten europäischen Staaten der Bau der Bahnen durch Regierungen und Actiengesellschaften eifrig betrieben wurde, ruhte derselbe in Rußland fast vollständig, weil der Selbstherrscher dieser Neuerung abgeneigt war. Aber er selber sollte die Folgen dieser Kurzsichtigkeit am empfindlichsten fühlen. Von Ehrgeiz getrieben provocirte Nikolaus in Ueberschätzung seiner Kräfte den sogenannten orientalischen Krieg. Trotz aller Mittel, die dem in seinem Reiche allmächtigen Alleinherrscher zu Gebote standen, waren seine Streitkräfte an der Donau zu schwach, um die türkische Armee zurückzudrängen, sie waren auch zu schwach, um das von den Engländern und Franzosen belagerte Sebastopol zu halten oder zu entsetzen. An Soldaten und Kriegsmaterial fehlte es in dem ungeheuern Reiche nicht, wohl aber auf den Feldern, wo die ehernen Würfel der Entscheidung rollten. Auf dem weiten Wege von dem Innern Rußlands nach der Krim wurden die Schaaren der nachgesandten Recruten durch Strapazen und Krankheiten decimirt; ganze Bataillone fanden in den Steppen ihren Tod durch Schneestürme, und wenn die Truppen endlich am Ziele ankamen, so waren sie erschöpft, zum Kampf unfähig, und konnten sich auch nicht erholen, weil die Verpflegung einer so großen Armee in dem unangebauten Steppenlande mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Kaiser Nikolaus erlebte nicht das Ende des Krieges; gebrochenem Herzens starb er, als er seine hochfahrenden Hoffnungen und Pläne vernichtet sah.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander erkannte richtig, daß die in dem orientalischen Kriege zu Tage getretene militärische Schwäche Rußlands in den großen Entfernungen des Reiches bestehe. Nach Beendigung des Krieges war sein Hauptaugenmerk auf Beseitigung dieser Schwäche durch Herstellung von Eisenstraßen gerichtet, und mit welcher Energie er das Versäumte nachholte, zeigen am deutlichsten folgende Angaben.

Im Jahre 1855 — dem Regierungsantritte Alexander's — betrug die Länge der russischen Bahnen 2145 Werst, dagegen am 1. Januar 1869 6569 Werst (938 deutsche Meilen) im Betrieb befindliche und 4538 Werst (648 deutsche Meilen) im Bau begriffene und theilweise vollendete. Dieser ungemein schnelle Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes war begleitet von einer Anzahl Reformen in dem Staatsorganismus, deren wichtigste die Bauernemancipation ist; einige haben nicht verfehlt, auf das in seiner Entwickelung im Vergleich zu den übrigen europäischen Nationen wenig vorgeschrittene russische Volk einen wohlthuenden Einfluß auszuüben. Durch die Eisenbahnen wird dieser große Ländercomplex dem Weltverkehr erschlossen; der Bauer im Innern, der sonst für die Producte seines Bo-

dens nur ein ungemein beschränktes Absatzgebiet hatte, kann dieselben jetzt zu mehr oder weniger vortheilhaften Preisen, je nach der Conjunctur, verwerthen, und für den Erlös solche Waaren eintauschen, die für ihn nicht absolutes Bedürfniß sind. Das materielle Wohlbefinden ist aber einer der wichtigsten Factoren in dem Entwickelungsgange der Völker, und in der Hebung desselben durch die Eisenbahnen liegt gerade ein wesentlicher Theil ihres civilisatorischen Einflusses. In Folge dieser hohen Bedeutung der Eisenstraßen für die Entwickelung eines Volkes kann es nicht ausbleiben, daß dieselben eine wichtige Stellung in dem Leben desselben einnehmen, und demgemäß sowohl in der Anlage derselben wie in dem Betriebe sich die nationalen Eigenschaften resp. Eigenheiten abspiegeln. So sehen wir, daß die englischen Bahnen ausschließlich dem Bedürfnisse des Handels und Verkehrs entsprechend gebaut sind; frei von jeder lästigen polizeilichen Einschränkung kennen sie nur die Grenzen, welche die Concurrenz ihnen zieht. — In Frankreich, in dessen Staatsorganismus die straffe Centralisation die Hauptrolle spielt, ist der Regierungssitz Paris auch der Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes, von dem aus die einzelnen Linien strahlenförmig ausgehen. Die politische Gliederung Deutschlands gestattete kein einheitliches Princip in der Anlage der Bahnen. Die meisten Linien sind durch Verbindung der größeren Städte, wobei die Residenzen der kleinen, kleineren und kleinsten Fürsten stets eine bevorzugte Rolle spielten, entstanden; daher auch jetzt, nachdem im Norden der Kleinstaaterei die Spitze gebrochen ist, die eigentlich directen Linien in Angriff genommen, und die Bogen und Winkel bei den vorhandenen Strecken durch gerade Linien ersetzt werden.

Bei dem Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes sind hauptsächlich drei Factoren maßgebend. In erster Stelle die persönlichen Wünsche des Herrschers, zweitens strategische Gesichtspunkte, und erst in letzter Stelle die Bedürfnisse des Handels und Verkehrs. Welche Wichtigkeit den strategischen Rücksichten beizumessen ist, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß noch vor wenigen Monaten, anläßlich der Aufstellung eines umfassenden Planes für die projectirten Neubauten, der Kaiser verordnet hat, daß alljährlich ungefähr 500 Werst strategischer Bahnen gebaut werden sollen, und zwar solle der Bau derselben vor allen übrigen gesichert werden.

Die erste Bahn, welche in Rußland dem Betriebe übergeben wurde, war die 25 Werst lange von St. Petersburg nach dem kaiserlichen Lustschlosse Zarskoje-Selo, und die Eröffnung dieser Bahn fand im Jahre 1838 statt. Dieselbe diente ausschließlich zur Bequemlichkeit der kaiserlichen Familie und hat keinen commerciellen Zweck. Die erste größere wichtige Strecke war die im Jahre 1848 eröffnete Bahn von Warschau nach Granica, der Anschlußstation an die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, unter dem Namen Warschau-Wiener Bahn bekannt, welche die Verbindung der Hauptstadt Polens mit Wien herstellt.

Im Jahre 1851 erfolgte darauf die Fertigstellung der Nikolaibahn, Verbindungslinie zwischen den beiden Hauptstädten des russischen Reiches, St. Petersburg und Moskau, 604 Werst lang, von dem Staate in dem Zeitraume von ungefähr vier Jahren hergestellt.

Die schon an und für sich sehr geringe Thätigkeit auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues erlahmte in den folgenden Jahren mehr und mehr, und es wurde nur eine ganz geringe Theilstrecke der Linie St.-Petersburg-Warschau dem Verkehr übergeben. Der im Jahre 1854 ausgebrochene orientalische Krieg, welcher in jeder Weise auf die Entwickelung des russischen Volkes verderblich wirkte, und die große finanzielle Bedrängniß, die ihm folgte, hemmten später den Bahnbau vollständig. Erst im Jahre 1862 wurde die Linie St.-Petersburg-Warschau mit ihren Zweigbahnen von Dünaburg nach Riga und von Kowno nach der preußischen Grenze in ihrer ganzen Ausdehnung dem Verkehr übergeben, nachdem im Jahre vorher bereits der wichtige Anschluß an die preußischen Bahnen hergestellt war. In dasselbe Jahr fällt auch die Eröffnung der kurzen Linie Kalatsch-Tsaryzin, welche die Wolga mit dem Don an derjenigen Stelle, wo sich diese Flüsse am meisten nähern, nördlich von der Stadt Sarepta mit einander verbindet.

Wir wollen nicht weiter chronologisch die Eröffnungen der einzelnen Linien aufzählen, weil bei dem schnellen Wachsthume des russischen Eisenbahnnetzes das ganze Bild, welches wir unseren Lesern vorzuführen gedenken, dadurch an Klarheit und Uebersichtlichkeit leiden würde; wir wollen vielmehr die wichtigsten Linien sowie ihre Bedeutung nach ihrer gegenwärtigen Ausdehnung besprechen. Zum bessern Verständniß würden wir unsere Leser bitten, einen Blick auf die Karte zu werfen, welche die einzelnen Linien des großen Netzes veranschaulicht.

Die drei wichtigsten Handelsstädte Rußlands, St. Petersburg, Moskau und Odessa, sind die Knoten- respective Ausgangspunkte des russischen Eisenbahnnetzes, wobei noch besonders zu berücksichtigen ist, daß St. Petersburg und Moskau Residenzen der kaiserlichen Familie sind. Von diesen drei Städten war zunächst St. Petersburg die bevorzugte, indem sie zuerst mit dem großen europäischen Bahnnetze in Verbindung gebracht wurde; in den letzten sieben Jahren hat sich hingegen die Bauthätigkeit weit mehr auf die von Moskau auslaufenden Linien concentrirt, so daß gegenwärtig die alte Metropole des Czarenreiches ihrer jüngern Rivalin bereits, was die Ausdehnung der von ihr ausgehenden Linien anbetrifft, den Rang abgelaufen hat.

Betrachten wir zunächst die um den Mittelpunkt Moskau sich strahlenförmig gruppirenden Linien. In südlicher Richtung finden wir eine von Moskau über Tula, Orel, Kursk, Charkow nach Taganrog, dem wichtigsten Hafenplatz am Asowschen Meer, und Rostow, dem Hafen an der Mündung des Don, führende Eisenbahnlinie. Der erste Theil dieser großen Eisenstraße wurde im Jahre 1866 dem Betrieb übergeben, das letzte Stück erst vor wenigen Monaten. Durch diese Linie wird Moskau in directe Verbindung mit dem Asowschen Meer gebracht; ferner durchschneidet diese Bahn die ungemein wichtigen russischen Industriedistricte südlich von Moskau, als deren Mittelpunkte die Städte Tula und Kaluga betrachtet werden können. Bei der noch sehr niedrigen Entwickelungsstufe der russischen Industrie und bei den hohen Eingangszöllen auf ausländische Erzeugnisse haben diese Gegenden für das weite russische Reich eine erhöhte Bedeutung. Durch die Eröffnung dieser Bahn wird es nun möglich, die für die Fabrikation erforderlichen Rohproducte, sei es, daß sie vom Auslande, sei es, daß sie vom Inlande bezogen werden, weit schneller, regelmäßiger und billiger zu beschaffen, und dadurch das Fabrikat selbst billiger herzustellen.

In südlicher Richtung, jedoch mehr östlich, haben wir eine zweite große Linie, die allerdings kaum zur Hälfte augenblicklich im Betriebe ist, deren Fertigstellung aber bei der großen Energie, mit der die Erbauung von Eisenbahnen jetzt in Rußland betrieben wird, in nicht zu langer Zeit erwartet werden darf. Es ist dies die von Moskau über Rjäsan, Kozlow, Griasi nach Woronesch führende Bahn, die von Woronesch nach Gruschewska, dem Endpunkte der kleinen Bahn Gruschewska-Rostow, nördlich von Nowo-Tscherkask gelegen, weitergeführt werden soll. Ferner werden von dieser Hauptbahn zwei ebenfalls für den Handel

sehr wichtige Zweigbahnen gebaut, nämlich die Linie von Kozlow über Tambow, bis wohin sie bereits fertig ist, nach Saratow an der Wolga, und zweitens die Linie von Griasi über Borrissogljebsk — dem Verkehr übergeben — nach Tzaritzin an der Wolga, Ausgangspunkt der Verbindungsbahn zwischen Don und Wolga, nördlich von Sarepta. Diese Hauptbahn mit ihren Zweigbahnen verbindet ebenfalls Moskau mit dem Asowschen Meere und außerdem mit dem untern und mittlern Laufe der Wolga. Die Gouvernements, welche sie durchschneidet, haben eine wenig gewerbfleißige Bevölkerung, aber desto reicher sind dieselben an Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht. Die Hauptbedeutung dieser Eisenbahn beruht aber darin, daß sie das einzige größere erschlossene Kohlenbecken Rußlands, das des Donetz, nördlich von Gruschewska, berührt, und dadurch der Kohle den Weg in das ausgedehnte Kaiserreich eröffnet. Rußland ist durchaus nicht arm an Steinkohlen, aber der Transport derselben ohne Eisenbahnen nicht möglich. Man findet Kohlen am Westabhange des Ural an vielen Stellen, ebenso am Nordabhange des Kaukasus im Thale des Kuban; aber diese Kohlenlager werden wenig oder gar nicht abgebaut, weil der Absatz des Productes ein zu beschränkter ist. Kohle ist der wichtigste Factor der modernen Industrie, überall, wo Kohlen sind, blüht dieselbe, aber gerade an diesem unentbehrlichsten Naturproduct litt bisher die russische Industrie empfindlichen Mangel, und hierin liegt zum Theil der Grund für ihre geringe Entwickelung. Durch den Bau dieser Eisenbahnlinie wird demnächst die Kohle aus dem Becken am Donetz ohne große Transportkosten nach Tula, Kaluga und Moskau geschafft werden können, und wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß die Eisenindustrie in der Gegend von Tula durch die billige Zufuhr von Brennmaterial in eine neue Phase eintreten wird.

Der Abbau der Kohlen in dem Donetzrevier wird nach den Berichten deutscher Bergleute bis jetzt sehr mangelhaft betrieben, und ist eigentlich nur ein Raubbau; eine gesteigerte Nachfrage wird aber jedenfalls auch einen rationellern Betrieb des Bergbaues zur Folge haben. Augenblicklich ist das Absatzgebiet der südrussischen Kohle noch ein sehr beschränktes, da erst durch die im Jahre 1868 eröffnete Bahn Gruschewska-Rostow derselben der Weg zum Meere gebahnt ist, aber dennoch versorgt dieselbe bereits die Häfen des Asowschen Meeres und der Krim.

Die commercielle Bedeutung der beiden oben erwähnten im Bau begriffenen Zweigbahnen Kozlow, Tambow, Saratow und Griasi, Borrissogljebsk, Tzaritzin, welche, wie wir gesehen, den mittlern und untern Lauf der Wolga mit Moskau in directe Verbindung bringen, ist ebenfalls nicht zu unterschätzen. Die Wolga, zur Zeit die wichtigste Verkehrsader des östlichen Rußlands, steht mit St. Petersburg durch ihre Zuflüsse und durch Canäle in Verbindung, aber die Fahrt auf derselben ist eine ungemein langwierige und beschwerliche. Dazu kommt noch, daß die Wasserwege in Rußland einen großen Theil des Jahres in Folge des Eises unbenutzbar sind, so daß die den großen Umweg über Kasan und über Simbirsk abkürzenden Eisenbahnen durch diesen Umstand noch eine gesteigerte Bedeutung für den Handel bekommen. Der wichtige Hafenplatz an der Mündung der Wolga, Astrachan, wird nach Vollendung der Bahnstrecke Borrissogljebsk-Tzaritzin in wenigen Tagen von Moskau zu erreichen sein, und dadurch das für den asiatischen Binnenhandel wichtige Kaspische Meer dem Weltverkehr zugänglicher werden. Es hat sich bereits ein Consortium russischer Eisenbahnbauunternehmer gebildet, welches eine Eisenbahn zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aralsee bauen will, und dem auch seitens der Regierung alle mögliche Unterstützung zugesagt ist, so daß die erforderlichen Vorarbeiten bereits in diesem Jahre beginnen werden.

Durch den Bau dieser Eisenbahnlinien eröffnen sich ganz neue Straßen für den Handel des innern Asiens, und zwar wird Rußland hiervon den wesentlichsten Vortheil ziehen.

In östlicher Richtung geht von Moskau aus nur eine kurze Bahn, deren Verlängerung in den nächsten Jahren auch noch nicht erfolgen wird. Es ist dies die über Wladimir nach Nischnei-Nowgorod führende Linie mit einer kurzen Zweigbahn nach Iwanowo. Der Hauptwerth dieser Bahn besteht darin, daß sie den wichtigen Meßplatz Nischnei-Nowgorod mit Moskau und dadurch mit dem Weltverkehr in Verbindung bringt. Die auf der großen Messe in Nischnei-Nowgorod alljährlich umgesetzten Waaren repräsentiren den ganz bedeutenden Werth von nahe etwa 100 Millionen jährlich, und ein großer Theil der ostrussischen Bevölkerung, sowie die Nomaden des innern Asiens versehen sich auf diesem großen Weltmarkte mit den Erzeugnissen der europäischen Industrie. Der Weiterbau der Strecke Moskau-Nischnei-Nowgorod in östlicher Richtung über Kasan nach Jekaterinenburg ist projectirt, es werden jedoch wohl noch manche Jahre vergehen, ehe diese große Linie dem Verkehr eröffnet wird. Ihre Bedeutung ist eine sehr große, indem sie der Kohle am westlichen Abhange des Ural den Weg in die reichen Bergwerksdistricte im innern und östlichen Ural bahnt, und dadurch der Montanindustrie des Ural das fehlende Brennmaterial zuführt.

In nördlicher Richtung von Moskau haben wir noch eine kurze Bahnstrecke zu verzeichnen, nämlich die Bahn, welche Moskau mit der Stadt Jaroslaw an der Wolga verbindet, deren Bedeutung aber, schon in Folge ihrer Kürze, nur eine untergeordnete ist.

Dies sind die von Moskau ausgehenden vollendeten oder theilweise vollendeten Bahnen; zu erwähnen wäre noch die im Bau begriffene Linie Moskau-Smolensk, deren Eröffnung noch im Laufe dieses Jahres stattfinden soll.

Die Verbindung Moskaus mit St. Petersburg, dem gewöhnlichen Wohnorte der kaiserlichen Familie, dem Sitze der russischen Regierung und dem wichtigsten Hafen des Czarenreiches, wird durch die bereits erwähnte Nikolaibahn hergestellt. Obgleich die von der Bahn berührten Landstriche nicht sehr fruchtbar sind, auch nur eine dünne Bevölkerung haben, so ist dieselbe dennoch die rentabelste der ganzen Monarchie, weil der Durchgangsverkehr ein ungemein reger und lebhafter ist. Alle Waaren, die Moskau vom Auslande bezieht, um sie im Innern zu verkaufen, werden auf dieser Bahn transportirt, und andererseits benutzt ein sehr großer Theil der russischen Exportartikel ebenfalls diesen Weg, um in das Ausland zu gelangen.

Von welcher Wichtigkeit beispielsweise diese Eisenbahn für die Versorgung der Stadt St. Petersburg mit Lebensmitteln ist, zeigte die Ende vorigen Jahres durch den Brand der hölzernen Mesta- (Msta-) Brücke eingetretene Verkehrsstörung. Sämmtliche Waaren mußten in Kähnen über den Fluß geschafft werden und später im Winter über die Eisdecke. Die hierdurch entstehenden Kosten waren so groß, daß im Anfang die Fleischpreise in St. Petersburg bedeutend in die Höhe gingen.

Erwähnenswerth bei der Nikolai-Eisenbahn ist noch die Linie Rybinsk-Bologoi, deren Vollendung in Kurzem bevorsteht. Diese Bahn verbindet die für die Verschiffung des Getreides von der Wolga nach St. Petersburg insofern wichtige Stadt Rybinsk, als dort die großen Wolgafahrzeuge genöthigt sind, ihre Ladungen in kleinere für die Schifffahrt auf den Canälen geeignete Kähne umzuladen, mit der Sta-

tion Bologoi der Nikolai-Eisenbahn. Diese wird besonders im Anfange des Winters und im Frühjahre starke Getreidetransporte zu vermitteln haben, weil die Canäle weit früher mit einer Eisdecke sich bedecken, als die an vielen Stellen stark strömende Wolga.

Wenn wir die Verbindungslinie St.-Petersburg-Moskau als eine so zu sagen neutrale Eisenbahn, d. h. als eine sowohl zu dem Knotenpunkte Moskau wie St. Petersburg gehörige betrachten, so giebt es von St. Petersburg ausgehend nur zwei vollendete Linien und eine im Bau begriffene, nämlich St.-Petersburg-Warschau mit dem Anschluß an die preußische Ostbahn, und St.-Petersburg-Rikhimiaki, ferner im Bau begriffen und voraussichtlich im Jahre 1871 dem Betriebe zu übergebende St.-Petersburg-Baltischport.

Schicksale und Wanderungen eines deutschen Renegaten in Nordafrika.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

III.

Natürlich wußte ich, daß dies nur ein Aufschub war. Leute lange im Gefängniß zu lassen, lag nicht in Ali Bey's System. Manchmal freilich wurden sie aus demselben freigelassen und wieder zu ihren alten Würden zurückbefördert, aber meist war das Ende das Schaffot. Wie konnte ich diesem entrinnen? Dazu gab es nur ein Mittel. Das war, die Gefangenwärter zu gewinnen und sie zur gemeinschaftlichen Flucht zu überreden. Deren hatte ich zwei; der eine ein Stocktürke, jeder Ueberredungskunst unzugänglich; aber der andere war glücklicherweise ein Renegat, wie ich, ein Italiener, gleichfalls aus der Fremdenlegion desertirt. Wie man so unvorsichtig sein konnte, mir ihn zum Wächter zu geben, begreife ich noch heute nicht. Mit ihm war ich bald einig, besonders da ich ihm vorstellte, wie die Franzosen ohne Zweifel über kurz oder lang Constantine nehmen und uns dann erschießen lassen würden. Er beschloß, mit mir nach Tuggurt zu fliehen. Der Türke aber war ein großes Hinderniß. Ihn betrunken zu machen, war unser erster Plan, und dieser gelang auch so gut, daß er wirklich bald wie im Todesschlummer auf dem Boden ausgestreckt lag und sich nicht regen zu können schien. Aber wir hatten uns verrechnet. Als wir eben den Schlüssel ins Schloß steckten, erwachte der Türke, fuhr empor und widersetzte sich energisch unserer Flucht. Hier galt es alle Scrupel überwinden. Nur durch den Tod des Türken konnten wir uns retten, die Selbsterhaltung kennt kein Gebot. Wir zogen also unsere Jatagans und hieben ihn nieder.

Jetzt konnten wir das Gefängniß verlassen. Aber wir waren noch nicht aus der Stadt. Es war Nacht und die Thore waren geschlossen. Constantine, das afrikanische Adlernest, auf einer steilen Felsterrasse gelegen, ist von allen Seiten von abschüssigen Felswänden umringt, die beinahe jede Befestigung durch Kunst ersetzen. Mauern sind nur auf einer einzigen Seite. Auf allen anderen der Abgrund. Indeß, die Mauern waren wohlbewacht. Nicht so der Abgrund. Niemand dachte daran, daß Jemand auf diesem Wege entkommen könne. Gerade deshalb wählten wir ihn. Ich hatte Seile in meiner Wohnung, und schlich mich in diese, um sie zu holen. Wir befestigten mehrere an einander gebundene Seile an einem Mauervorsprung eines halbverfallenen Hauses, und der Italiener begann zuerst, sich hinabzulassen. Es war Nacht, und der Mond schien nicht. Der Renegat war kaum auf der Hälfte angekommen, als ich ein fürchterlich donnerndes Getöse vernahm, wie wenn ein schwerer Körper einige Hundert Fuß niederfiel. Es war der Italiener, der, da das Seil gerissen, gestürzt und ohne Zweifel in der schauerlichen Tiefe zu Grunde gegangen war. Ein fürchterliches Grauen überkam mich. Ich wagte diese Nacht nichts weiter zu unternehmen, versteckte mich in das halbverfallene Haus, so gut ich konnte, und brachte dort diese Nacht und den folgenden Tag zu.

Am Tage in der Mittagsstunde, wenn gewöhnlich Alles zu ruhen pflegt, wagte ich es, aus einer Luke des Hauses einen Augenblick in den nahen Abgrund hinabzusehen und sah, daß der Italiener, mein Gefährte, der sicherlich todt sein mußte, nicht mehr unten lag. Man hatte also wahrscheinlich seine Leiche gefunden. Die des Türken mußte man gleichfalls entdeckt haben. Von mir mochte man glauben, daß ich wirklich entkommen sei, denn man stellte in der Nähe meines Versteckes keine Nachforschungen an. Es ist wahr, ich hatte das verrätherische Seil entfernt und der Italiener brauchte ja nicht unmittelbar unter mir niedergefallen, sondern konnte weiter gerollt sein, da das Terrain unten uneben war. Es war also anzunehmen, daß man sich über die Stelle, von der aus wir unsern Fluchtversuch gemacht, getäuscht hatte.

Ich blieb auch noch die zweite Nacht in meinem Versteck. Endlich aber peinigte mich der Hunger dergestalt, daß ich mich entschloß, lieber mein Leben in einem neuen Fluchtversuche zu wagen, als hier langsam zu Grunde zu gehen. Ihn bei Nacht zu unternehmen, war mir unmöglich. Seile, die lang genug waren, besaß ich nicht mehr. Es blieb nichts übrig, als den Tag zu wählen und unter irgend einer Vermummung aus der Stadt zu kommen. Woher aber eine solche nehmen? Ich durfte mich Niemand anvertrauen, am allerwenigsten den dummen Gesandten aus Tuggurt, die zwar guten Willen, aber weder Macht noch Verstand hatten, mich zu retten. Da kam mir aber eine Fertigkeit, die aus meinem Sattlergewerbe herstammte, zu Hülfe. Ich verstand zu nähen. Ich hatte nichts als einen weißen Burnus, der mir zu meinem Zwecke dienen konnte. Meine übrige Tracht war so prachtvoll und so ausschließlich türkisch und militärisch, daß sie mich nur verrathen hätte, und daß ich sie ausziehen und in der Ruine zurücklassen mußte. Aber aus dem Burnus konnte ich etwas machen. Ich trennte ihn mit meinem Messer aus einander. Mit einem kleinen silbernen Luxusgegenstande, den ich als „Breloque“ am Uhrgehänge trug, improvisirte ich mir eine Nähnadel und flickelte mit dieser, so gut es gehen wollte, aus meinem Burnus ein kabylisches Frauengewand zurecht. Dann machte ich mir ein paar Gesichts-

tücher, wie sie die Städterinnen tragen, die man hier „Schleier“ nennt, die aber eher einer dichten Verpackung des Gesichts, als einem „Schleier“ gleichen. Obgleich die Kabylinnen gewöhnlich nicht verschleiert sind, so nehmen sie doch, wenn sie sich in Städten niederlassen, oft die „Gesichtsverpackung“ an, behalten aber ihr übriges Costüm bei. Die „Gesichtsverpackung“ war aber bei mir ein Gebot der Nothwendigkeit, denn mein rother Bart wäre das verrätherischste aller Erkennungszeichen gewesen. Wegen dieser meiner lichten Bartfarbe hätte ich mich auch nie als eingeborener Mann verkleiden können. Nur in Frauentracht konnte die „Gesichtsverpackung“ mich retten.

Als ich am Mittag des zweiten Tages meiner Haft das Costüm einer Kabylin und die „Gesichtsverpackung“, welche letztere ich dem Futter meiner Uniform entnahm, zusammengeschneidert hatte, verwandelte ich mich in ein „kabylisches Weib“. Da ich nicht sehr groß bin und gebückt zu gehen wußte, so brauchte meine Statur nicht aufzufallen. Endlich faßte ich mir ein Herz, ging oder hinkte vielmehr, denn ich gab mir Mühe, die Manieren eines alten Mütterchens nachzuahmen, da man ein solches eher unbehelligt läßt, als eine junge Frau, aus meinem Verstecke hervor und begab mich auf dem kürzesten Wege nach der Brücke „el Kantara“, welche den Abgrund auf der einen Seite überwölbt, und den einzigen Ausweg aus dem nicht ummauerten Theil der Stadt gewährte. Wohl begegnete ich vielen türkischen Soldaten und unter ihnen meinen besten Bekannten. Ich zitterte am ganzen Leibe, was jedoch nichts schadete, da ein altes Mütterchen am Ende zittern darf, ohne Erstaunen zu erregen. Glücklicherweise begegnete mir kein Unfall, sondern nur ein Abenteuer, und dieses war noch dazu so komischer Natur, daß es mich noch heute immer lachen macht, so oft ich an dasselbe zurückdenke.

Als ich ungefähr auf der Mitte der Brücke „el Kantara“ war, fühlte ich mich plötzlich erfaßt. Ich sah mich um und erblickte einen alten zerlumpten Kabylen, der mich in barschem Ton anschrie und mich mit beiden Armen festhielt. Schon glaubte ich eine Entdeckung fürchten zu müssen. Aber dem war nicht so. Der Kabyle hielt mich nämlich nur fest, um mir einen leeren Krug und einen schweren Pack mit Waaren, die er wahrscheinlich in der Stadt gekauft hatte, auf die Schultern zu laden. Anfangs war ich nicht wenig erstaunt über diese Handlungsweise, da sie aber keine Gefahr für mich bot, so ließ ich sie mir gefallen und schleppte ruhig den Krug und den schweren Pack. Ich wußte, daß die Kabylen ihre Frauen als ihre Lastthiere anzusehen und als solche, wenn sie in die Stadt gehen, mit den vollen Oelkrügen, die manchmal bis an 60 Pfund wiegen, zu beladen pflegen. Wenn sie nun die Stadt wieder verlassen, wo sie ihr Oel verkauft und für den Erlös Waaren erstanden haben, so muß die Frau den leeren Krug und den Waarenpack schleppen, und wenn sie auch noch so sehr unter der Last keucht.

Es unterlag keinem Zweifel, daß mein Costüm den Alten getäuscht, und daß er mich für eine zu seiner Familie gehörige Kabylin gehalten hatte. Es ist nämlich in Constantine Sitte, daß die Kabylen, während sie in der Stadt ihre Geschäfte besorgen, ihre Weiber unterdessen auf der Brücke warten lassen und dann, zu ihnen zurückgekehrt, ihnen ihre Ankäufe aufbürden. In dieser Meinung bestärkte mich noch der Umstand, daß nun ein kräftiger, achtzehnjähriger Bursche auf einem Esel angetrabt kam, der den alten Kabylen als „Vater“, mich aber als „Großmutter“ anredete. Ich galt also für die Schwiegermutter des Kabylen. Da mir daran lag, diesen Irrthum wenigstens vor der Hand nicht aufzuhellen, so gab ich vorläufig gar keine Antworten, was bei der ganz passiven Rolle, welche die Frauen spielen, eben nicht besonders auffallen mochte.

Wir mochten uns etwa zwei Stunden Weges von der Stadt entfernt haben, als mir die Last, unter der ich keuchend einherging, doch etwas zu schwer zu werden anfing. Ewig konnte ich die Rolle als „kabylische Großmutter“ denn doch nicht spielen. Schon der Abend mußte eine Enthüllung bringen. Ich beschloß deshalb etwas zu wagen, mich dem Kabylen zu entdecken und ihm Geld für Verschwiegenheit und Mittel zum Weiterkommen zu versprechen. Glücklicherweise war ich noch mit Geld versehen. Ich riß also plötzlich meine „Gesichtsverpackung“ ab, was bei einer Kabylin freilich nicht auffallen konnte, da diese Frauen auf dem Lande stets unverschleiert gehen. Was aber im höchsten Grade auffallen mußte, war, eine Kabylin mit einem rothen Bart zu sehen.

Sprachloses Erstaunen folgte dieser Entschleierung. Die abergläubischen Kabylen glaubten an einen Teufelsspuk, flohen in allen Richtungen und ließen mich allein auf freiem Felde. Was ich auch thun mochte, um sie wieder herbeizurufen, wie laut ich auch schrie, Niemand kam zurück. Im Gegentheil, die ganze Familie schien plötzlich befiedert zu sein, so schnell floh sie.

Ich war nun zwar frei, aber ich war vollkommen allein und hülflos. Indessen, da ich Geld hatte und der Sprache mächtig war, so verzagte ich nicht, mich bis nach Tuggurt, so weit es auch sein mochte, durchzuschlagen. Was mir jetzt sehr zu Statten kam, war gerade die schwere Last, die ich auf dem Rücken schleppte und welche die Kabylen mir in ihrer Angst gelassen hatten. Denn wie ich nun den Pack öffnete, fand ich darin sowohl Lebensmittel, deren ich sehr bedürftig war, als einen vollständigen Anzug, wie ihn Landleute zu tragen und zwar an Festen zu tragen pflegen. Diesen zog ich statt meiner Weiberkleider an, schlief die Nacht in einem Olivenholz und wendete mich am nächsten Morgen auf den Weg nach Süden zu, nur das Nothwendige mitnehmend, den Krug aber und alles Andere zurücklassend.

Um nicht wieder nach Constantine eingeliefert zu werden, vermied ich während der zwei ersten Tage jede menschliche Behausung, wanderte meist zwischen Pflanzungen und suchte so bald als möglich in die Wälder zu kommen. Wälder giebt es in der Provinz Constantine fast nur im Dschebel Aures (dem antiken Mons Aurasias), der etwa eine Tagereise südlich von Constantine seinen Anfang nimmt. Einmal in den Aures eingedrungen, konnte ich mich mit mehr Sicherheit bewegen.

Auf diesem Wege kam ich nach Batna. Dies war damals ein elendes Dorf, in dem sich um die Grabcapelle eines Marabut (Heiligen) einige zwanzig Beduinenfamilien niedergelassen hatten. Die Herrschaft des Bey von Constantine war hier nur noch nominell. In Wirklichkeit gab es keine andere Autorität, als die des Scheich, des Hüters des heiligen Grabes. Der damalige Scheich hieß Abder Rahman ben Mustafa und war aus dem religiösen Geschlecht der Tidschani, gehörte auch zu dem geistlichen Orden dieses Namens. Die Tidschani sind ein geistlicher Orden, dessen Oberhaupt in Ayn Madi bei El Aghuat in der algierischen Sahara residirt, dessen Anhänger aber in allen Städten und Dörfern der Regentschaft vorkommen. Da ich schon viel von diesem Orden gehört, auch einmal in Constantine einer Versammlung der Ordensbrüder beigewohnt hatte, und einigermaßen die Ordensregeln kannte, so ging ich zum Scheich und sagte ihm, ich sei ein „Mamluk“, der dem Orden der Tidschani angehörte. Der Scheich wußte, daß es damals in der Provinz Constantine viele „Mamluken“ gab, und empfing mich freundlich. Ich wohnte bei ihm einige Tage, und es ging mir sehr wohl.

Bald setzte ich jedoch meine Reise weiter fort, diesmal in Begleitung von Arabern, welche nach El Kantara, der ersten Stadt in der Sahara, gingen. Nach zwei Tagen auf schwierigen Gebirgspfaden erreichten wir diesen Ort. Der Weg führte fast immer durch eine Felsenschlucht, in welcher nur für einen reißenden Gebirgsstrom und den schmalen Pfad, der ihn oft durchschritt, Platz war. Endlich am Ende dieser Schlucht und des Gebirges angekommen, überschritten wir den Fluß auf der alten Römerbrücke, von der (da Brücke auf arabisch el Kantara heißt) der Ort seinen Namen hat. Gleich hinter der Brücke begann der Palmenwald von el Kantara. Nie werde ich den reizenden Anblick vergessen, den dieses erste Stück Wüste und Oase, welches ich erblickte, mir gewährte. Ich trat hier nämlich aus dem steilen Felsenpfade mitten in eine Oase, denn die Sahara empfing mich hier gleich mit dem, was sie Reizendstes besitzt. Rings um mich wogte ein tausendgipfeliger Palmenwald, und rings um diesen dehnte sich die Sandfläche in ihrer Unermeßlichkeit aus.

Die Sklaverei im osmanischen Reiche.

Während in Amerika die Sklaverei nur noch in Brasilien, auf Cuba und Portorico ihr Dasein höchstens einige Jahrzehnte lang fristen kann, blüht sie nach wie vor im Gebiete des türkischen Sultans. Sie trägt aber im Orient einen ganz andern Charakter, als auf der westlichen Erdhälfte, und wird in den mohammedanischen Ländern, wo sie entschieden als ein Hausbedürfniß betrachtet wird, ungeschwächt fortdauern.

Einer ungefähren Schätzung zufolge hat Konstantinopel allein nicht weniger als 30,000 Neger; man nimmt die Zahl der Wohnhäuser, welche Mohammedanern gehören, für Stambul selbst, die Vorstädte und nächsten Umgebungen auf etwa 60,000 an; demnach käme auf je zwei Häuser ein Sklav. Aber nicht bloß die Türkei, sondern auch Aegypten, Tunis, Marokko und Arabien beziehen Negersklaven aus Afrika, und der Handel mit der schwarzen Waare aus dem Sudan nach Norden hin nimmt ununterbrochen seinen Fortgang. An der Westküste von Afrika hat er bekanntlich fast ganz aufgehört; nur dann und wann hat in den letztverflossenen Jahren irgend ein Spanier eine Ladung von Bozales, d. h. heidnischen, wilden Negern, nach Cuba eingeschmuggelt; doch findet man es jetzt vortheilhafter, Chinesen einzuführen.

Die Philanthropen gaben sich der Hoffnung hin, daß in Folge der Lahmlegung des Sklavenhandels an der Westküste die Kriege zwischen den einzelnen Negervölkern aufhören würden; sie wähnten, daß dieselben zumeist nur des Menschenraubes wegen stattfänden, und daß Friede herrschen müsse, wenn für die Gefangenen kein Absatz mehr möglich sei. Sie waren im Irrthum. Die Kriege dauern fort, sie sind aber nur grausamer geworden als früher. Im Nigerdelta macht man, z. B. bei den Efiks und den Kalabaresen, kurzen Proceß mit den Gefangenen, indem man sie öffentlich, bei feierlichen Gelagen auffrißt, weil sie keinen Marktpreis mehr haben; man will so viel Feinde als irgend möglich unschädlich machen. Früher geschah das, indem man sie verkaufte; sie wurden dann über See geschafft. Als unser Landsmann, Eduard Vogel, den Sultan von Bornu auf einem Kriegszuge gegen die heidnischen Musgoneger begleitete, war er Zeuge, daß man einigen Tausend gefangenen Männern die Flechsen am Fuße durchhieb und die Unglücklichen im freien Felde verschmachten ließ. So wurden sie, in denen man Feinde sah, unschädlich gemacht; sie waren kein Handelsartikel mehr. Frauen und Kinder wurden verschont und in die Sklaverei abgeführt. Von Kuka in Bornu aus konnte man junge Mädchen nach Nordafrika verkaufen.

Der Mohammedaner betrachtet die Sklaverei als etwas Selbstverständliches, vom religiösen Standpunkte aus ebensowohl wie vom gesellschaftlichen; er hat über dieselbe ganz andere Begriffe, als das moderne Europa. Das moderne sagen wir; denn als vor nun gerade 100 Jahren Carsten Niebuhr das Mittelländische Meer befuhr, waren die Ruderer auf dem maltesischen Fahrzeuge mohammedanische weiße Sklaven. Der Koran spricht dem gläubigen Muselmann das Recht zu, seinen Feind zum Sklaven zu machen; er kann über denselben, die Seele allein ausgenommen, ganz nach Gutdünken verfügen; sogar die Leiche desselben gehört ihm. Er kann dieses sein Recht auf jeden andern Muselmann übertragen; keine Behörde ist befugt, sich in das Verhältniß zwischen Sklaven und Herrn zu mischen; der letztere ist in dieser Beziehung lediglich Allah verantwortlich. Die Mohammedaner halten im Allgemeinen zäh fest an dem Rechte, Sklaven zu besitzen. Bei ihnen gilt das Sklavenhalten für eine gesellschaftliche Nothwendigkeit. Mit den Humanitätsgründen ist ihnen nicht beizukommen, sie wollen und müssen Haussklaven haben; diese gehören einmal zum Haremsystem, und der Harem ist und bleibt, religiös wie gesellschaftlich betrachtet, für den Mohammedaner eine nothwendige Einrichtung. Sie verlangt, was ja auch das Wort bedeutet, ein Abschließen, nämlich von der Außenwelt; man kann aber die Frauen nicht absperren und freien Dienerinnen den Verkehr mit der Welt erlauben. Der Koran will, daß eine freigeborene Mohammedanerin nicht nur ihr Gesicht, sondern auch ihre Hände vor Fremden nicht sehen lasse; der obere Theil der Hand darf nicht sichtbar sein, wohl aber der untere, denn sonst könnte ja eine Frau, die um Almosen bittet, ein solches nicht in Empfang nehmen!

Der Orientale, das bezeugt die Geschichte, nimmt keinen Anstoß am Despotismus, welchen er ganz natürlich findet, und in der Sklaverei sieht er an und für sich gar nichts Herabwürdigendes. Wer einem Andern etwas Freundliches sagen will, wünscht ihm den Besitz von vielen Sklaven; in einem türkischen Wiegenliede wünscht man den Kindern: „männliche Sklaven, weibliche Sklaven, Alles soll dem Kindchen gehören.“ Ein Türke sagt dem andern nicht: ich bin Dein Diener, sondern er sagt, ich bin Dein Sklav.

In Konstantinopel kauft man eine Negerin, die perfect kochen kann, für etwa 15 Beutel, sage für 500 Thaler; eine freie Köchin erhält mindestens 100 Thaler; die erstere hat sich also binnen fünf Jahren bezahlt gemacht und repräsentirt nach zehn Jahren ein verdoppeltes Capital.

Eine beträchtliche Anzahl der Sklaven in der Türkei kommt aus dem östlichen Sudan, namentlich aus Darfur und Kordofan, dann vom obern Nil; auch Abyssinien liefert einen Beitrag; jene, welche nach Tunis und Marokko gebracht werden, sind im innern Sudan aufgekauft worden; Arabien bezieht seinen Bedarf von der afrikanischen Ostküste. Im Gebiete des Sultans sind Sklavenentrepots, aus welchen

der Käufer die Waare bezieht, in Kairo, Alexandria, Konstantinopel, Smyrna, Beyrut, wo überall das Geschäft, der Europäer wegen, halb heimlich betrieben wird; sodann in Arabien Dschidda, Medina und Mekka. Der Sklavenhändler, welcher die Neger aus dem Innern an die Märkte schafft, behandelt dieselben planmäßig schlecht; er thut es, damit der Sklav in dem Käufer eine Art von Wohlthäter erblicke, der ihn aus dem höchsten Elend erlöst und sein Schicksal erträglich macht.

In der Türkei ist vorzugsweise Nachfrage nach Sklavinnen für den Dienst im Harem. Die Eunuchen sind nicht zahlreich, spielen aber eine wichtige Rolle. Der Sultan in Konstantinopel, der Scherif von Marokko und der Khedive von Aegypten, — sie alle haben einen Stab von Verschnittenen als Schutzhüter des Harems. Auch die hohen Würdenträger an jenen Höfen halten dergleichen und prunken mit ihnen, wie etwa europäische Herrschaften mit reichgalonirten Dienern. Im Orient ist der Eunuch der unentbehrliche Vermittler zwischen dem Harem und der Außenwelt. Im Hofhalte des Sultans hat der Obereunuch, der Kislar agasi, gleichen Rang mit dem Großwesir.

Noch vor einigen zwanzig Jahren wurden in Konstantinopel die Neger auf dem kaiserlichen Sklavenmarkt untergebracht; den Verkauf besorgten patentirte Kaufleute. Diese Praxis wurde von Seiten Europas für „scandalös“ erklärt und der Handel dann unter der Hand betrieben, auf nichtofficiellen Märkten in Sultan-Mehemet, Topchane und in mehreren Kaffeehäusern und Waarenläden in Stambul selbst. Einer dieser Verkaufsplätze liegt der Sulimanieh-Moschee gegenüber, auf dem Theriaki-tscharschisi-Bazar. Noch jetzt werden täglich Sklaven verkauft, und von 8 bis 12 Uhr Morgens geht das Geschäft am lebhaftesten. (*Millingen* im „Anthropological Journal“, April 1870, S. 92). Manchmal kommen 30 bis 40 Mädchen gleichzeitig zum Verkaufe und finden rasch Abnehmer; zuerst und vor den übrigen die Abyssinierinnen, die in Haushaltungen, welche nicht reich genug sind, Tscherkessinnen zu kaufen, gern als Obermägde genommen werden oder auch als Odalisken. Die echten Negerinnen mit geplätschten Nasen und wulstigen Lippen sind für den Dienst in der Küche und für schwere Hausarbeiten bestimmt.

Der Käufer schickt solch eine Sklavin zuerst ins Bad und giebt ihr einen Anzug von Leinen oder Kattun; sie wird, falls er ein guter Mann ist, ordentlich genährt und gehalten, bekommt auch monatlich ein Taschengeld von etwa einem Thaler. Manchmal bleibt sie bis in ihr Alter in demselben Hause und wird als Angehörige betrachtet; dagegen gehen die meisten aus einer Hand in die andere, und viele werden hart behandelt. Das gilt namentlich von männlichen Sklaven. Diese rächen sich gern, und manche Feuersbrünste in Konstantinopel sind das Werk mißhandelter Neger. Wenn die Sklavin zu keiner Arbeit mehr nütze ist, giebt man ihr die Freiheit, und sie mag sich dann in den Straßen von Konstantinopel herumtreiben, als Krüppel oder als Bettlerin. Hin und wieder gelingt es Sklaven, so viel zu erwerben, daß sie sich freikaufen können; da sie der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden könnten, hat die türkische Regierung sie angeworben und ein zwischen 600 und 800 Mann starkes Bataillon aus ihnen gebildet; dasselbe wird im Arsenale beim Ausladen des aus dem Schwarzen Meere anlangenden Holzes beschäftigt.

Manche freie Neger erwerben ihren Unterhalt als Zauberer oder als Verkäufer einer „wunderbar stärkenden“ Conserve, welche bei abgelebten Haremsbesitzern sehr beliebt ist; die Zauberer nehmen heilige Räucherungen vor, verkaufen Arzneitränke und auch Talismane, die gegen alle böse Dinge schützen sollen.

Millingen betont eine wichtige anthropologische Erscheinung. Die Neger in der Türkei heirathen theils unter einander, theils zeugen die Negerinnen Kinder von weißen Vätern. „*Diese Sprößlinge sterben aus entweder schon in der ersten oder doch in der zweiten Generation. Ein Individuum dritten Grades von reinem Negerblut oder auch von gemischter Abkunft wird kaum zu finden sein.*“ Er erläutert die Sache durch folgende Aufstellung nach eigener Beobachtung und nennt seine Leute:

Mischlinge.

	Erste Generation.	Zweite Generation.
Arab-Aischeh	ist vorhanden.	keine.
Oberst Arab Seïd Bey	"	"
Major Ali Bey	"	"
General Mehemet Pascha	"	ist vorhanden.
Mustafa	"	"
Aischeh	"	keine.

Reine Neger.

		Erste Generation.
Hadschi Abdullah . . .	Sechs Frauen.	keine.
Fatmah Gadnu . . .	Drei Männer.	"
Kanedschi Mustafa . .	Eine Frau.	"
Dschewer	Eine Frau.	"

Sehr häufig sterben die Producte der ersten, zweiten und dritten Generation schon in frühester Kindheit, und so stirbt der Stamm aus. Der eben erwähnte Neger Hadschi Abdullah war an Größe und Stärke ein wahrer Athleth, aber von *mehr als zwanzig Kindern, welche er mit seinen sechs Frauen gezeugt hatte, ist kein einziges aufgekommen.*

Die Unfruchtbarkeit und die Nichtfähigkeit fortzuexistiren liegt theils am Klima und theils an der Lebensweise, die im Allgemeinen eine sehr schlechte und demoralisirende ist. Sodann sind die Neger, wenn sie in die Lage kommen, eine Frau nehmen zu können, insgemein schon stark betagt. Seit vierhundert Jahren liegen Beweise in Menge über das Aussterben vor. Angenommen, daß jede Generation von Gläubigen 100,000 Neger bezogen hat, so sind anderthalb Millionen Schwarze unter die muselmännische Bevölkerung gebracht worden. Wo sind heute die Spuren derselben zu finden? Sie haben keine besondere Ansiedelung gebildet, sie haben keine Mulattenclasse aufzuweisen, sondern sie haben sich aufgebraucht und sind verschwunden. Und so wird es auch in Zukunft sein.

„Wenn man,“ sagt Major Millingen, „das Schicksal des Negers im Oriente mit der viel glücklichern Lage vergleicht, welcher der Schwarze in Amerika sich erfreute, dann erstaunt man, daß die Sklaverei so ganz verschiedene Resultate hervorgebracht hat. Das eine Motiv, Sklaven zu halten, ist die Trägheit und Ausschweifung des Muselmannes, das andere die Gewinnsucht des Amerikaners. Während nun der Neger in der Türkei als ein Werkzeug zur Unterstützung des luxuriösen Lebens untergeht, wurde der Sklav in den Südstaaten Nordamerikas ein nützlicher Mensch, indem er zum Ackerbau verwandt und zur Thätigkeit angehalten wurde. So gedieh er und zeugte eine zahlreiche Nachkommenschaft.“

In Stambul haben die Neger eine Art von Bruder- oder vielmehr Schwesterschaft gebildet, welche aus einer Anzahl von Logen besteht; jede hat ihren besondern Obmann, einen *Kol Baschi* (Hauptmann einer Bande), welcher von den Mitgliedern gewählt wird. Diese Logen gewähren hülfsbedürftigen Sklaven Schutz, Zuflucht und Unterstützung, helfen ihnen zum Loskauf, so weit das in ihren Kräften steht, vertheidigen sie den Herren gegenüber oder auch vor Gericht. Jedes Mitglied zahlt monatlich einen Beitrag und bringt

in die Centralniederlage, was weißen Leuten hat gestohlen werden können. Die einzelnen Logen stehen mit einander in Verbindung. Der Kol Baschi ist allemal ein Weib, das in der Loge wohnt, mit großer Macht ausgestattet ist und aufmerksam bedient wird. Diese Frau verfügt ganz nach ihrem Belieben über die vorhandenen Gelder, kleidet sich prächtig; Kopf und Hals sind mit Gold und Perlen geschmückt. Kein Neger wird unehrerbietig von ihr sprechen, jeder leistet ihren Geboten unbedingte Folge. Sie hat in den Augen der Schwarzen einen geheiligten Charakter; sie ist auf Erden die Vertreterin des mächtigen Geistes Yavrube und steht mit vielen anderen Geistern in inniger Verbindung. Sie hat große Heilkräfte in sich, denn wen sie anhaucht und wem sie Stellen aus dem Koran sagt, der wird gesund. In jedem Monate hält die Loge zweimal Versammlung in Gegenwart der Kol Baschi. Die Mitglieder tragen ihre besten Kleider, setzen sich auf den Boden, singen unter Begleitung der Tarabuka und des Teff afrikanische Lieder, während das Zimmer von Weihrauch erfüllt ist. Plötzlich geräth die Kol Baschi in Verzückungen; der Geist Yavrube wird mächtig in ihr, und sie ist sein Orakel; sie wird in das männliche Element verwandelt. Nach der wilden Orgie wird ein Mahl eingenommen; man verzehrt die afrikanische Speise Asideh, allerlei Süßigkeiten und trinkt viel Sorbet.

Die schwarzen Bänkelsänger in Stambul sind durchgängig zerlumpte alte Männer, bei ihren Leuten sehr beliebt, und sobald sie ein Lied anstimmen und ihr Instrument rühren, versammeln sich sofort Negermädchen um den Minstrel. „Afrika tanzt gern, gleichviel ob Sonne oder Mond scheint."

A.

Aus allen Erdtheilen.

Die Stellung der Deutschen in Mexico.

Es ist eine sehr erfreuliche Wahrnehmung, daß unsere Landsleute namentlich in den ehemals spanischen Colonien Amerikas eine immer einflußreichere Stellung gewinnen. Sie hatten als Kaufleute, Gewerbtreibende und Ackerbauer nicht nur mit Engländern und Amerikanern, der Franzosen ganz zu geschweigen, allen Wettbewerb aus, sondern gewinnen mehr und mehr die vorderste Linie. Ueber die Stellung der Deutschen in Mexico finden wir in der „California Staatszeitung" vom 12. Mai 1870 eine vom 15. April datirte Correspondenz aus der Hauptstadt Mexico, welche wir nicht übergehen dürfen.

„Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß die Deutschen hier die erste Rolle spielen; es ist dies bei den Vorzügen ihres Charakters, bei ihrer socialen Stellung ganz natürlich.

Der Importhandel, der einzige Handel, der überhaupt in der Republik von Bedeutung ist, befindet sich hauptsächlich in deutschen Händen, und es sind in Folge dessen die Deutschen, welche durch die zu bezahlenden Eingangszölle die Staatscassen füllen. Daß bei diesem Verhältniß das Einvernehmen jedweder Regierung mit der deutschen Bevölkerung ein vorzügliches sein muß, ist selbstverständlich, um so mehr, da, wie allbekannt, jede Regierung Mexicos immer mit Geldverlegenheit zu kämpfen hat. Der Deutsche fühlt dies auch mit dem ihm eigenen richtigen Tact, und so wenig er sich grundsätzlich hier um Politik kümmert, so gern benutzt er eine Gelegenheit, sich die Regierung zu Dank zu verpflichten.

Ist er durch eben erwähnte Verhältnisse in den regierenden Kreisen immer willkommen, so weiß er durch sein generöses Betragen der mittlern Classe gegenüber auch deren Sympathie zu erwerben. Wenn es wahr ist, daß der Deutsche in Mexico schnell und leicht verdient, so ist es nicht minder wahr, daß er gern lebt und leben läßt; so kommt es, daß der Deutsche schon als solcher überall gern gesehen wird. Ohne gekannt zu sein, nur wenn sein Gesicht den untrüglichen Stempel des Deutschen trägt, genießt er überall den unbeschränktesten Credit, und gern verzeiht der Mexicaner einem Deutschen, was er nie von einem Franzosen oder Spanier dulden würde. Einen großen Vorzug gewährt es auch dem Deutschen, daß er sich wenig oder gar nicht unter die Mexicaner mischt; die Deutschen in Mexico sind einig, sie bilden eine compacte Masse, welche Achtung und Respect einflößt. Den besten Beweis für die Richtigkeit des eben Gesagten liefern die im letzten Jahre mehrere Male stattgefundenen deutschen Feste. Ich will mich nicht auf eine specielle Beschreibung derselben einlassen, die Zeitungen haben zum Beispiel von dem hier mit Pomp gefeierten Humboldtfest genug berichtet. Wie herrlich wissen bei solchen Festen die Deutschen den angenehmen Wirth zu spielen! Rheinwein fließt in Strömen, und Jeder kennt seine Pflicht, Alles aufbieten zu müssen, um die wenigen Gäste, hauptsächlich nur Repräsentanten der Regierung und Presse, zu amüsiren.

Außer deutschen Handlungshäusern giebt es auch mehrere deutsche Handwerker (Fabrikanten), die wieder in ihrem Fache entschieden den ersten Rang einnehmen. Die bedeutendsten Hutfabriken gehören Deutschen und beschäftigen deutsche Arbeiter, ebenso wie die einzige Pianofortefabrik, auch Deutschen gehörig, nur deutsche Arbeiter hat.

So wie in der Hauptstadt dominiren auch in den verschiedenen Häfen die Deutschen; im Innern des Landes dagegen verschwindet mehr oder weniger ihre Autorität, obgleich auch da die ersten Handlungshäuser Deutsche sind.

In industrieller Beziehung ist die Republik noch zu weit zurück, um dem regen, emsigen Fleiß und der Intelligenz des Deutschen das Feld zu bieten, was er nöthig hat, um sich vortheilhaft zu entwickeln; trotzdem findet man in den wenigen Fabriken des Landes die Direction oft Deutschen anvertraut. Außer einigen Papierfabriken, die aber bei Weitem nicht den Bedarf des Landes decken, beschränkt sich die ganze Industrie auf Baumwollenspinnerei; in dieser Branche giebt es allerdings Fabriken, die mit den größten Etablissements Europas und Amerikas verglichen werden können, doch können auch sie nur den Bedarf in ordinärstem Gewebe decken, da der hohe Arbeitslohn es unmöglich macht, in feineren Stoffen mit Europa zu concurriren."

Samuel Baker's Expedition nach den Nilseen.

Nimrod Baker wird auf seinem abenteuerlichen Zuge nun wohl Gondokoro am obern Bahr el Dschebel (d. h. Bergstrom, wie die Araber die Strecke von der Mündung des Bahr el Gazal nach Süden hin nennen) erreicht haben. Die Neger am Aequator sollen Baumwolle bauen, und Baker will auch dem Sklavenhandel steuern. Wir unsererseits haben früher allerlei Bedenken gegen das Unternehmen geltend gemacht. Wir finden nun, daß auch von anderer Seite ein kritischer Maßstab an dasselbe gelegt wird. So schreibt der englische Major Millingen, ein gründlicher Kenner orientalischer Verhältnisse, Folgendes: „Es ist mir auffallend, daß für ein so gigantisches Unternehmen ein so schlecht entworfener Plan beliebt worden ist, und daß man dasselbe mit durchaus unzulänglichen Mitteln durchführen will.

Auf einem so ungeheuer ausgedehnten Raume, wo ohnehin die Operationen äußerst schwierig sind, ist es rein verlorene Mühe, mit 5000 oder auch 10,000 Mann dem Sklavenhandel steuern zu wollen. Trotz aller Anstrengungen Baker's wird der Negerhäuptling seine Sklaven nach der Türkei und Aegypten schaffen und sie werden dort Abnehmer finden. Baker wird unvermeidlich zwischen zwei Feuer gerathen, zwischen Angebot und Nachfrage, und erfahren, daß das eine wie die andere ihm seine Pläne unausführbar machen. Und wenn nun Offiziere und Soldaten, welche seine Pläne ausführen sollen, ihn verrathen? Wer mit Orientalen zu schaffen hat, muß auf dergleichen vorbereitet sein. Aber wenn auch seine Untergebenen in seinem Sinne wirken, dann hat er doch noch keine Aussicht auf Gelingen; denn 5000 Mann reichen nicht aus, einen Cordon um Feinde zu ziehen, die überall und nirgends sind, und denen nicht einmal 200,000 Mann das Handwerk legen könnten. Baker möge sich also auf einen Fehlschlag gefaßt machen; die sanguinische Hoffnung, das Uebel auszurotten, läuft auf eine bare Täuschung hinaus, da weder Aegypter noch Türken, weder Khedive noch Sultan jemals irgend etwas gethan haben, um Zustände zu beseitigen, die ihnen ganz genehm sind. Sie stellen sich, als ob Baker's Plan ihren Beifall habe, sie thun das aber nur Europas und namentlich Englands wegen, in Wirklichkeit unterminiren sie ihn. Wenn es dem Sultan und dem Khedive in der That Ernst ist, der Sklaverei zu steuern, dann können sie das mit leichter Mühe; es bedarf dazu weder eines Gesetzes, noch eines Fermans, noch einer Armee oder Sir Samuel Baker's. Sie mögen nur die Thüren der Harems öffnen, die Eunuchen abschaffen und die Frauen nicht mehr eingesperrt halten, und sofort wird der Sklavenhandel in Ostafrika ein Ende haben. Nur so könnte den Händlern in Menschenfleisch das Handwerk gelegt werden. Solch eine Maßregel wird die mohammedanische Welt nicht belieben; sie muß also auch die Folgen tragen, welche aus dem Sklavenhalten entspringen."

Zur Statistik von Großbritannien. Die Volksmenge ist Ende März 1870 abgeschätzt worden auf 30,838,210 Seelen. Davon kommen auf England und Wales 22,090,163, auf Schottland 3,222,837, auf Irland 5,525,210. — In dem mit Ende März abschließenden Finanzjahre betrugen die Staatseinnahmen 75,434,252 Pf. St.; die Ausgaben 68,864,751; davon entfielen für die Zinsen und die Verwaltung der Staatsschuld 27,053,660; Landheer 13,565,400; Marine 9,757,290; Unterstützung für die Dampferlinien, welche die überseeische Post besorgen, 1,221,552 Pfund Sterling.

Deutsche Sprache und Literatur in Galizien. In Bezug auf einige Ansichten, welche in zwei früher von uns mitgetheilten Aufsätzen über die Ruthenen („Globus" Nr. 3 und 4 des laufenden Bandes) ausgesprochen worden sind, erhalten wir aus Neu-Sandec von Herrn Professor Stöger einige Berichtigungen, denen wir gern eine Stelle einräumen.

„Der Herr Verfasser sagt: In den Volksschulen und Gymnasien, welche der Polonisirungswuth des aus lauter Polen zusammengesetzten Lemberger Unterrichtsrathes überantwortet sind, tönt kein deutsches Wort mehr; die verdienstvollen, gebildeten deutschen Professoren sind verjagt und durch Ignoranten polnischer Nationalität ersetzt, welche die Schule nur als ein Mittel zu nationaler Agitation betrachten. —

Nun, diese Worte können nur entweder aus einer Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse entsprungen sein, oder sie wurden dem Verfasser durch den bittersten Haß alles Polnischen in die Feder dictirt. (— Von diesem können wir den Herrn Verfasser entschieden freisprechen. Red. —) Leider muß ich das Letztere annehmen, da ja die beiden Aufsätze selbst zur Genüge beweisen, daß er Land und Leute aus eigener Anschauung kennt. Ich meinerseits möchte Ihnen eine richtige Meinung über uns beibringen, und erkläre auf das Feierlichste, daß jene Behauptung völlig unwahr ist. An den Schulen Galiziens wirken Männer — zwar polnischer und ruthenischer Nationalität —, welche ihre Fachbildung an deutschen Hochschulen geschöpft hatten, welche von der hehren und erhobenen Bedeutung deutscher Bildung ganz durchdrungen sind, welche mit Liebe die Wege zu dem Verständniß und zur Erlangung dieser Bildung für ihre Zöglinge ebnen, welche endlich stets bestrebt sind, trotz ihrer sehr beschränkten Mittel, mit dem deutschen Fleiße, mit dem deutschen Fortschritte in steter Fühlung zu verbleiben, wovon Ihnen auch das einen kleinen Beweis geben möge, daß ich nicht der einzige unter meinen Collegen in Galizien bin, der seit Jahren Ihre Zeitschrift hält. Sie finden aber außerdem noch „Petermann's Mittheilungen", „Das Ausland", „Europa" ꝛc., dann „Deutsche Jahrbücher", „Deutsche Vierteljahrschrift" ꝛc. recht häufig bei uns. Das deutsche Wort ertönt noch immer fort in den galizischen Schulen, nur mit dem Unterschiede, daß es jetzt williger und schneller, weil ohne Zwang, gelernt wird. Wenn der Verfasser aber um die eingegangenen deutschen Landeszeitungen trauert, so giebt er sich eine Blöße, denn Jedermann, der in der Lage gewesen ist, die „Krakauer Zeitung" öfters zu lesen, wird mit mir darin übereinstimmen, daß es eine Mißhandlung der deutschen Sprache war, solch ein Blatt in derselben erscheinen zu lassen; daß es eine Schmach für das deutsche Wesen in Galizien war, daß so eine Zeitung sich den Vertreter desselben ex officio nennen durfte!! Die „Krakauer Zeitung" bleibt für immer ein journalistisches Curiosum der bedenklichsten Art."

* * *

— Nach achtundvierzigstündigem Kampfe wurde am 27. April Caracas von der Partei der Gelben unter Anführung des General Antonio Guzman Blanco erobert und somit der Sieg der von letzterm befehligten Revolution bestätigt. Die Soldaten begingen nach dem Siege mancherlei Ungeheuerlichkeiten, die indeß bei ihrem Charakter nicht sonderlich zu verwundern sind, und denen die verschiedenen Chefs energischen Einhalt zu thun suchten. Es wäre Venezuela in der That zu wünschen, daß es einmal der Ruhe und des Friedens sich erfreuen könnte, um sich von den Folgen der langjährigen Kämpfe und Revolutionen ordentlich zu erholen. Doch erscheint diese Hoffnung mehr als utopisch.

— In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 23. Mai d. J. wurde die sogenannte Founders Medal an G. W. Hayward für seine Reise in Centralasien über den Küen-Lün nach Yarkend und Kaschgar und die Victoria-Medaille dem französischen Marinelieutenant F. Garnier für seine Reise mit der französischen Expedition vom Cambodscha nach Tali-fu und nach dem Jang-tse-Kiang verliehen.

— Lagerbier in Japan. Aus der Werkstatt von Friedhofer in San Francisco ist ein solider Bierwagen nach Japan verschickt worden, um in einer dort errichteten deutschen Bierbrauerei verwandt zu werden. Dieser Umstand liefert den erstaunlichen Beweis, daß sich das deutsche Element bereits eine Heimath in Japan gegründet hat; denn wo Lagerbier gebraut und getrunken wird, dahin reicht auch die deutsche Zunge und deutsches Leben und Treiben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Russische Eisenbahnkarte.



Band XVII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Samuel Baker's Jagdzüge am Atbara und Setit.

I.

Samuel Baker ist von Haus aus ein Elephantenjäger. Er trieb in den funfziger Jahren auf Ceylon sein Handwerk ins Große und erlegte Hunderte von Thieren, rein des „Vergnügens" halber, denn die Elephanten auf jener indischen Insel haben keine großen und werthvollen Stoßzähne. Also war dieser Nimrod aus Albion weniger eigennützig als manche seiner Landsleute, welche in Südafrika die Elephantenjagd gleichfalls wie eine Profession betrachteten.

Der Name des Mannes wurde bekannt; er selber war zu ferneren Reisen in tropischen Gegenden ausgerüstet, von kräftigem Körperbau, gesund, unternehmungslustig und von bewundernswürdiger Ausdauer. Im Jahre 1861 hatte er sich die Aufgabe gestellt, den beiden Reisenden Speke und Grant, welche von Sansibar aus bis zu den Aequatorialseen vordringen und von dort nilabwärts nach Europa zurückkehren wollten, bis Gondokoro entgegen zu gehen und sie dort mit Vorräthen zu versorgen. Baker traf jene Männer, welche sich fälschlich rühmten, die Nilquellen entdeckt zu haben, und ging dann seinerseits nach Süden, um auf eigene Hand Entdeckungen zu machen. Er fand den Luta-Nzige-See, welchen er, geschmacklos genug, als Albert-See bezeichnet, und in welchem auch er eine „Nilquelle" gefunden haben will. Von dem See selber lernte er nur einen Theil an der Nordostküste kennen, von Vakovia bis Magungo, aber sein Werk, welches er unter dem Titel: The Albert Nyanza, great basin of the Nile and explorations of the Nile sources (!!) 1866 in London herausgab, ist in ethnographischer Beziehung sehr werthvoll. Gegenwärtig befindet sich Baker, wie die Leser des „Globus" wissen, abermals auf einem Zuge nach Innerafrika, um die ganze Region des Weißen Nils und der Aequatorialseen für den Vicekönig von Aegypten in Besitz zu nehmen. Zwar hat er selber die Bewohner jener centralafrikanischen Gegenden für „ein hoffnungsloses Geschlecht von Wilden" erklärt und stark betont, daß es für diese Menschen „keine Aussicht auf Civilisation" gebe, er will aber trotzdem versuchen, sie mit Waffengewalt und durch Handelsverkehr dahin zu bringen, daß sie Baumwolle und andere nützliche Pflanzen anbauen. Die Folge wird lehren, ob er seinen Plan durchführen kann und wie viel er überhaupt ausrichtet.

Bevor er die Reise auf dem Weißen Nil und bis zum Luta Nzige unternahm, erforschte er den Blauen Nil und dessen Zuflüsse, und über diese Reise veröffentlichte er 1868 ein Werk, das (bei George Westermann in Braunschweig) in einer sehr guten Uebersetzung von Dr. Fr. Steger dem deutschen Publicum zugänglich gemacht wurde. In Bezug geographischer Einzelnheiten ist dasselbe nicht immer genau; Georg Schweinfurth z. B. hat in dieser Beziehung manche Ausstellungen gemacht; doch giebt es im Großen und Ganzen ein getreues Bild der Gegend am Bahr el Asrek, am Atbara und am Setit-Takazze. Von nicht geringem Interesse ist der Nachweis, daß die aus den Aequatorialseen abfließende Wassermenge kein Agens bei den Nilüberschwemmungen bildet, daß diese vielmehr durch den Blauen Nil und den Atbara bewirkt werden. Beide Flüsse sind von der Mitte des Juni bis in den September hinein, also in der Zeit, in welcher Abyssinien gewaltige Regengüsse hat, Ströme mit gewaltiger Wasserfülle, während in den trockenen Monaten

der erstere nicht schiffbar ist und der andere kein Wasser führt. Die Aequatorialseen ernähren Aegypten und liefern dem Nil das ganze Jahr hindurch Wasser, während die Ueberschwemmung durch die abyssinischen Ströme verursacht wird.

Baker schildert in sehr ansprechender Weise das, was er in der Region des Blauen Nils erlebt hat. Seine Hauptbeschäftigung war die Jagd, für welche diese Gegenden classischer Boden sind.

* * *

Baker fuhr von Kairo aus auf dem Nil und erreichte in sechsundzwanzig Tagen am 11. Mai 1861 das Dorf Korosko. Von dort zog er durch die nubische Wüste, welche bis Abu Hammed, das am Strome liegt, eine Breite von etwa funfzig deutschen Meilen hat; auf dieser ganzen Strecke findet man nur, etwa in der Mitte des Weges, eine einzige Stelle, wo Wasser angetroffen wird, und dieses ist salzigbitter. Aber die Kameele lieben dieses entsetzliche Getränk und erquicken sich damit. Baker hatte in Korosko sechzehn solcher Thiere gemiethet und außer den üblichen Wasserschläuchen aus Vorsicht noch einige Tonnen mit Trinkwasser gefüllt. Die Hitze stieg auf 41 bis 45 Grad im Schatten, und die ausdörrende Gluth des Simum war so gewaltig, daß das Wasser in den Schläuchen rasch verdunstete. Der Vorrath reichte auf höchstens sieben Tage aus, binnen dieser Zeit mußte also die ganze Strecke zurückgelegt werden.

Die nubische Wüste ist jenseits Korosko grauenhaft öde. Sie glühete wie ein Ofen, und so weit das Auge reichte, dehnte sich gelber Sand bis zum Horizont aus; die Fläche war aber an manchen Stellen von vereinzelten Hügelreihen unterbrochen, die vulcanischen Ursprungs sind, und von Bergkegeln mit vulcanischen Schlacken, welche, aus der Entfernung gesehen, den ägyptischen Pyramiden gleichen. Wir lassen dahingestellt sein, ob diese Bergkegel, wie Baker mit Bestimmtheit behauptet, Vorbilder der ägyptischen Pyramiden gewesen seien; — der Pyramidenbau kommt vielfach vor und ist so natürlich, daß man vulcanische Schlackenkegel nicht zum Modell zu nehmen braucht. Weiterhin wurde das Sandmeer orangefarbig, bald nachher grau; der Simum fegte über diese entsetzliche Wildniß und trieb den heißen Sand in die Höhlen und Spalten der Felsen. Die Kameele senkten die Köpfe vor dem erstickenden Hauch, und die Karawane kroch geräuschlos fort. Als die Sonne untergegangen war, fiel die Temperatur bis auf 20° R., und sie kam den Reisenden ungemein erfrischend vor. Nun war auch der Horizont beschränkter und die Wüste gewann einen gewissen Reiz. Die Felsen nahmen im Mondschein phantastische Formen an, und bei der tiefen Stille hatte diese wilde und geheimnißvolle Einsamkeit etwas Uebernatürliches.



Ritt durch die nubische Wüste.

Baker ging von Abu Hammed nach Berber, und von dort an die unweit von dieser Stadt liegende Mündung des Atbara, welche in jener Zeit auf etwa 400 Ellen Breite kaum einen Tropfen Wasser enthielt. Die Ufer des Flusses waren auch weiter aufwärts 25 bis 30 Fuß hoch, und man sah deutlich, daß das Wasser bei Hochfluthen über dieselben hinaustritt, aber jetzt, im Juni, lag das Bett trocken! Doch giebt es in ihm manche Wasserlöcher von beträchtlicher Ausdehnung und Tiefe. Während jener Hochfluthen hat der Fluß eine mächtige Wasserfülle, und durch die Gewalt der Strömung wird das Bett an scharfen Krümmungen bis zu 20 und 30 Fuß ausgehöhlt. Diese Vertiefungen behalten noch Wasser, wenn das übrige Bett erschöpft ist, und an solchen Stellen drängen sich dann Menschen und Vieh zusammen. Alle diese Kessel, welche eine Länge von einigen Hundert bis zu ein paar Tausend Ellen haben, wimmeln von Leben; Fische, Krokodile, Schildkröten, manchmal auch Flußpferde wohnen in dichter, unerwünschter Nähe neben einander. Die Thiere der Wüste: Gazellen, Strauße, Hyänen und wilde Esel müssen zu diesen Tränken kommen, um nicht vor Durst zu verschmachten, und werden leicht eine

Beute der Araber. Die Vögel ziehen in den kühleren Monaten frei durch das Land, aber im Sommer versammeln auch sie sich bei den Wasserlöchern; die Tauben sitzen auf den Zweigen der Dumpalme; die Wüstenhühner stellen sich Morgens und Abends ein und fliegen dann wieder fort, während vielerlei andere Vögel in den Gebüschen am Ufer bleiben.

„Die Hitze war ungeheuer. Als wir so am Atbara hinritten und mit unseren leidenden Thieren die erschöpfenden Wirkungen des Klimas empfanden, erkannte ich so recht die Großartigkeit des Nils, welcher die Einsickerung in solchen durstigen Sandwüsten und die von der brennenden Luft Nubiens verursachte Verdunstung übersteht. Auf einer Strecke von etwa 270 deutschen Meilen, von der Einmündung des Atbara in den Hauptstrom bis zum Mittelmeere, fällt nicht der kleinste Wasserlauf in den geheimnißvollen Fluß, und kein einziger Regentropfen kräuselt seinen Spiegel, falls nicht einmal ein Gewitter ausbricht. Ein solches ist aber eine so seltene Erscheinung, daß die in der Wüste streifenden Araber davor erschrecken. Der Nil überwindet seine Feinde, während der Atbara zusammenschrumpft und sich in einige Wasserlöcher verkriecht, welche gleich Tintenflecken auf dem breiten, glühenden Sande seines Bettes liegen."

Der Reisende war den Atbara aufwärts gezogen und nach Kassala in der Landschaft Taka gegangen. Er verließ diese Stadt am 15. Juli und wanderte gerade nach Westen hin, gen Korasi, wieder an den Fluß, welchen er dann nach Süden hin verfolgte, um eine ihm passend erscheinende Jagdstation auszuwählen. Inzwischen war Regenwetter eingetreten, und fast an jedem Tage öffneten die Wolken ihre Schleusen. Wie durch Zauberschlag war Alles grün geworden, aber das Reisen wurde unbequem, weil nun die Kameele bei jedem Schritt in den feuchten Boden einsanken. Bei solchem Wetter treiben die Araber diese Thiere dorthin, wo fester Boden ist. Für Schafe und Ziegen war jetzt gute Zeit. Ganze Schaaren von Kameelen, mit Frauen, Kindern, Zeltgeräth 2c. beladen, wurden von kräftig gebaueten Männern, die Schild und Säbel trugen, nach Norden hin getrieben, wo nun üppiger Graswuchs war und wo man die den Thieren so gefährliche Tsetsefliege nicht zu fürchten hat. Baker seinerseits zog weiter gen Süden und gelangte in vierzehn Tagen nach Sofi oder Sufi.

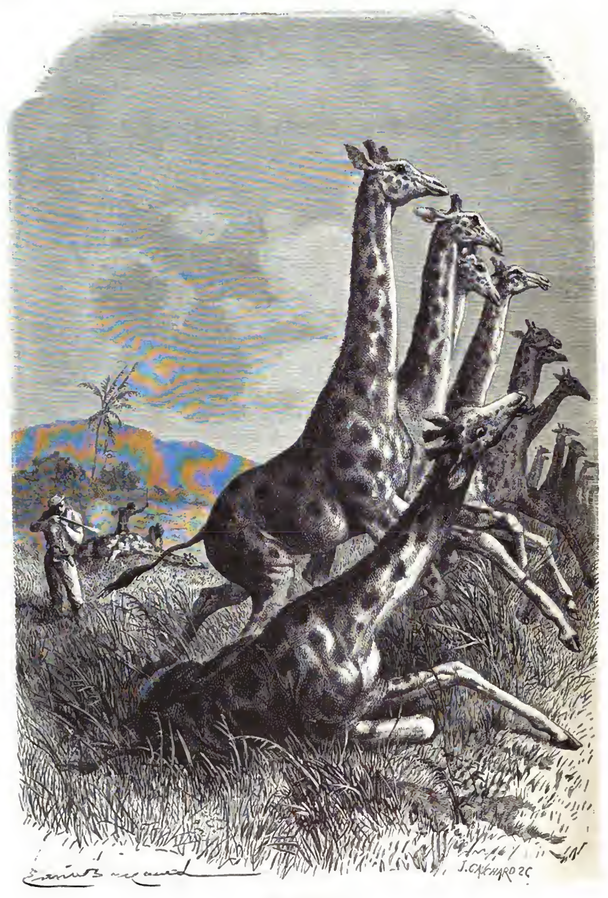
Diese Ortschaft ist ein aus etwa dreißig Hütten bestehendes, armseliges Dorf, hatte aber eine prächtige Lage für den Jäger. Baker wurde dort von dem Scheich empfangen und von einem Deutschen, der seit mehreren Jahren im Dorfe wohnte. Dieser Mann hieß Florian und war entzückt, Europäer zu sehen, mit denen er in seiner Sprache reden konnte. (— Frau Baker ist eine Deutsche aus Pesth in Ungarn. —) Er bat sie, bei ihm zu wohnen. „Wir führten unsere Kameele zu der Thür eines runden, steinernen Gebäudes von etwa 12 Fuß Durchmesser, das ein arabisches Strohdach hatte. Es war das Modell einer arabischen Hütte, aber die Mauern bestanden aus Stein; zwei Fenster waren eine Abweichung vom arabischen Stil und wurden von den Eingeborenen angestaunt; diese begnügen sich mit dem Lichte, welches durch die Thür einfällt."

Herr Florian war durch häufige Krankheiten zu einem Manne von Haut und Knochen geworden. Seines Zeichens ein Maurer, hatte er Deutschland verlassen, um sich vor Jahren der verunglückten österreichischen Mission in Chartum anzuschließen, war aber fortgegangen und hatte sich in Sufi ein Haus gebaut. Er war auch als Schmied und Zimmermann recht geschickt, seine Hauptarbeit bestand jedoch darin, aus Hippopotamushäuten Karbatschen zu verfertigen; er hatte guten Absatz für diese Waare und bekam für jedes Stück etwa 20 Silbergroschen. Baker verdankte diesem Manne manchen guten Rath; er kannte weit und breit die Gegend und hatte im vorigen Winter am Setit (Takazze), einem Zuflusse des Atbara, nicht weniger als 53 Flußpferde getödtet. Jetzt erbot er sich, Baker so lange zu begleiten, bis dieser den Setit gründlich erforscht haben werde. Die Gegend ist, wie Florian sagt, in der trockenen Jahreszeit sehr gesund, in der Regenzeit dagegen höchst gefährlich, besonders im October, wenn die Regen aufhören und die Feuchtigkeit des aufgeweichten Bodens und der üppigen Vegetation unter Einwirkung der Sonne verdunstet. Baker beschloß deshalb, sich bis zum Eintritte der bessern Jahreszeit in Sufi behaglich einzurichten; er kaufte ein sauberes Haus mit festem Dache für 10 Piaster, also — 20 Silbergroschen —, ließ dasselbe von 30 Arabern in eine parkartige Gegend auf einer Anhöhe schaffen, und hatte von dort eine romantische Aussicht auf das schönbewaldete Atbarathal. Außerdem kaufte er noch zwei Hütten; die eine diente als Küche, die andere als Gelaß für die Diener. „Im Laufe einer Woche hatten wir uns ein so hübsches Lager gebildet, daß Robinson Crusoe uns darum hätte beneiden können. Wir waren in einem Lande üppiger Weiden, und nach der Mühsal eines beschwerlichen Lebens hatte uns gleichsam eine andere Welt aufgenommen. Es war der Himmel des Pilgers — Ruhe."

„Während wir uns einige Monate erholten, waren die Elemente tüchtig am Werke. Tagtäglich, ohne Ausnahme, gewöhnlich noch bis einige Stunden in die Nacht hinein, leuchteten die Blitze und rollte der Donner, indeß der Regen in solchen Strömen herniedergoß, daß das Land weit und breit, mit alleiniger Ausnahme des harten Bodens am Atbara, ungangbar wurde. Der reiche Boden der Hochebene hatte sich wie gesäuerter Teig gehoben und war knietief zu einem klebrigen Schlamme geworden. Auf dieser Oberfläche wuchs das Gras mit solcher Schnelligkeit, daß es binnen wenigen Wochen 9 bis 10 Fuß hoch wurde. Der Schlamm stürzte stromweis in den zahllosen Wasserrinnen nieder, welche jetzt in der größten Thätigkeit waren, um diesen fruchtbaren Boden nach Aegypten hinabzuführen."

Mit Hülfe des Fernrohrs sah Baker, daß wilde Thiere in großer Menge auf der andern Seite des Atbara weideten, während bei Sufi dergleichen sich gar nicht blicken ließen. Wie sollte er über den Fluß kommen bei sintfluthlichem Regen und dem unablässigen Donner? Er sah auf einmal ein Rudel von sechsundsiebenzig Giraffen beisammen! Wir glauben es dem leidenschaftlichen Jäger gern, wenn er sagt: ein solcher Anblick sei eine wahre Tantalusqual. Der Strom war reichlich 200 Ellen breit und etwa 40 Fuß tief. Baker fällte einen Baum, den er sorgfältig aushöhlte, aber nach neuntägiger Arbeit überzeugte er sich, daß dieser Einbaum unbrauchbar sei. Er bauete also unter Florian's Leitung ein Floß, und während beide derart sich Mühe gaben, dasselbe aus Bambus und aufgeblasenen Häuten herzurichten, kamen drüben wieder 28 Giraffen in Sicht. Am 18. August schwamm dann das Floß; es trug vier Leute, aber die Strömung war so heftig, daß man es nicht lenken konnte.

Es fehlte in Sufi keineswegs an Stoff zu mancherlei Beobachtungen. Baker schoß auf einer Entfernung von 200 Ellen ein großes Krokodil, das am andern Ufer lag. Die an diesem letztern wachsenden Tamarindenbäume werden Abends, zur Zeit der Tränke, von Hundskopfpavianen (Cynocephalen) in Menge besucht; ihnen lauert das Krokodil auf, indem es sich zwischen die Felsen legt und zuwartet. Aber die Affen sind schlau und lassen sich nicht leicht fangen; sie kennen die Gefahr. Bevor sie ans Wasser gehen, halten allemal einige würdige und erfahrene Häupter der Bande eine Umschau, und sobald sie einen Feind gewahren, brüllt



Jagd auf Giraffen.

und bellt die ganze Gesellschaft, um das Krokodil zu vertreiben. — Ein todter Elephant trieb den Strom hinab, und am nächsten Tage kam ein zweiter geschwommen; wahrscheinlich waren beide ertrunken, als sie durch den reißenden Strom oder einen seiner Nebenflüsse hatten schwimmen wollen. Sie wurden von den Arabern ans Land gezogen, und es kam unter diesen zu einem Streit über die Theilung der Beute; die in Stücke zerlegte Haut und die Zähne wurden im Triumph ins Dorf getragen.

Im Anfange des September hört der Regen auf, und von da an bildet bis gegen Ende October die Luft ein förmliches Dampfbad. Dann hat die feurige Sonne den Boden ausgetrocknet, aber die Zwischenzeit ist, wie gesagt, die ungesundeste im ganzen Jahre.

Die Giraffen zeigten sich im September auf dem jenseitigen Ufer in immer größeren Herden, wagten sich aber nicht ins Thal hinab, sondern blieben auf der Hochebene, während die Antilopen den härtern Boden der Thalwände vorzogen. Baker wollte nun auf jede Gefahr hin über den Fluß und traf seine Vorkehrungen. Der Scheich und mehrere Dorfbewohner waren Hippopotamusjäger von Handwerk; sie schwammen wie Enten und fühlten sich trotz der Krokodile im Wasser so wohl, wie auf dem festen Lande. „Wir verfertigten nun wieder ein Floß aus dem Stegreife; mein Angareb (Gerüst, welches die Bettstelle ersetzt) wurde umgekehrt; an jeder Seite desselben befestigten wir sechs aufgeblasene Wasserschläuche. Ein mit Zinn beschlagener leerer Kasten erhielt einen Platz im Mittelpunkte, und an den vordern Theil des Flosses wurden zwei Zugleinen gebunden, an welchen es von zwei Schwimmern hinübergezogen werden sollte. Zwei Mann mußten sich hinten anhängen, um dasselbe in gerader Richtung zu erhalten.“ Das „sargartige Gehäuse“ wurde oftmals von einem Wirbel umhergetrieben, die Schwimmer arbeiteten aber so gut, daß Baker das andere Ufer erreichte, und auf Händen und Füßen durch dichtes Gebüsch zur Höhe hinaufklettern konnte.

Er fand das Thal auf einer Strecke von etwa drei Viertelstunden rauh und sehr uneben; es war steinig und von 60 bis 70 Fuß tiefen Schluchten durchzogen und von Strombetten; es hatte nackte Sandsteinfelsen, mit Busch bewachsene Klippen und grasbedeckte Hügel; Mimosen wuchsen in langen Streifen. Der Jäger hätte sich kein besseres Terrain wünschen können.

Die Giraffen standen gewöhnlich auf einer hochgelegenen Stelle, von welcher sie einen weiten Umblick hatten. Baker durfte deshalb die Thalwand nicht direct ersteigen, denn die Thiere waren vermöge ihres langen Halses eben so sehr im Vortheile, wie etwa ein Matrose, der vom Mastkorbe herabschaut; er machte deshalb einen Umweg von reichlich einer deutschen Meile, um den unebenen Boden zum Anschleichen zu benutzen und ihnen von oben her nahe zu kommen. In Bezug auf den unebenen Boden war ihm diese Gegend „ein Ideal“. Er erkletterte schroffe Klippen, watete bis an die Schultern durch schlammige Rinnen, glitt an steilen Schluchten nieder, arbeitete sich in schmalen Bodensenkungen durch mannshohes Gras und Mimosengestrüpp, scheuchte dabei manche Antilope auf und erreichte endlich den Punkt der Hochebene, auf welchem er mittelst seines Fernrohrs die Giraffen zuerst beobachtet hatte. Bald sah er auch den schlanken Hals eines dieser prächtigen Thiere, das etwa tausend Schritt entfernt ein wenig unterhalb des Thalrandes stand und die Büsche abweidete. Bald nachher bemerkte er neben dem Führer des Rudels noch mehrere. Ein dicker Busch diente ihm als Deckung. Die Thiere waren mit dem Winde weiter gegangen; Baker befand sich nun noch etwa zweihundert Schritt von dem großen wachthaltenden Bocke und legte sich mit seinen beiden Begleitern hinter den Busch. Von dort aus beobachtete er den Führer der Herde, zu welchem sich bald zwei andere gesellten; auch ließen sich weiter am Abhange noch einige Köpfe blicken. Sie wurden von der Tsetse- (Sirut-) Fliege gepeinigt, aber verschiedene Vögel setzten sich auf ihre Nasen und fingen die Fliegen weg, welche in die Nüstern stechen wollten. Diese Vögel, welche Baker nicht näher bezeichnet, befreien die Hausthiere vom Ungeziefer.

Den drei Giraffen, „wahren Obelisken“, führte ein kühler Luftzug die Witterung zu; sie reckten die langen Köpfe empor und richteten ihre schwarzen Augen nach der Stelle hin, von woher ihnen die Gefahr kam; aber sie blieben dabei so regungslos, als ob sie von Stein wären. Diese Haltung gespannter Aufmerksamkeit und Ueberraschung war eine hinlängliche Warnung für die übrigen, welche jetzt den untern Theil der Thalwand verließen und sich zu den dreien gesellten. „Alle machten nun Halt, blickten unverwandt zu uns herüber und gewährten uns ein prächtiges Schauspiel; ihre schöngefleckten Felle glänzten wie das Sommerkleid hochedler Pferde, und gleich orangefarbenen Statuen hoben sie sich vom Hintergrunde dunkler Mimosen ab.“

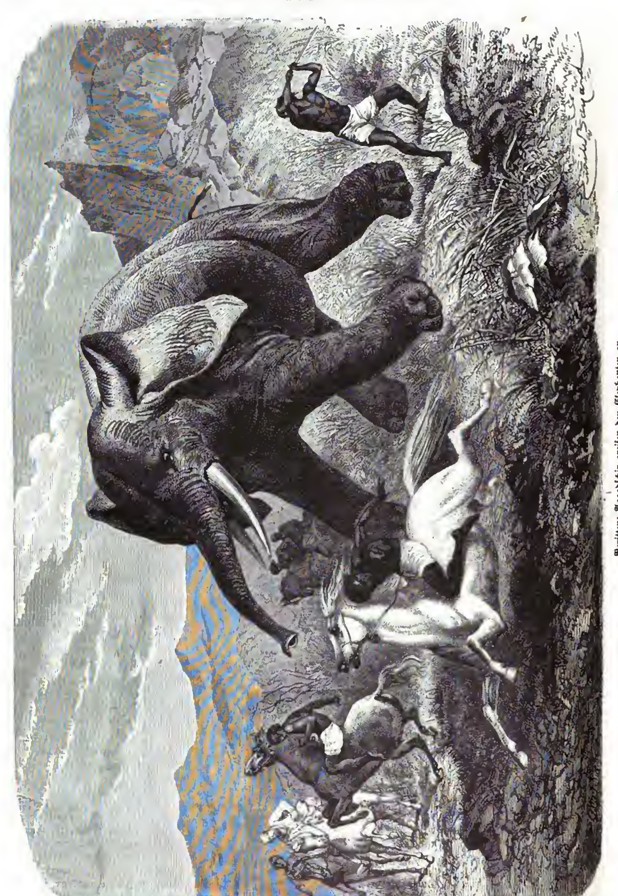
Nun sprang Baker rasch vorwärts, und die Herde entfloh im raschesten Galop; aber sie bot einen Schuß von der Seite auf etwas weniger als 200 Ellen Entfernung dar. Er zielte mit seiner Doppelbüchse auf einen großen Bock und hörte die Kugel ins Fell einschlagen; das Thier stolperte etwa 20 Schritte fort und stürzte in das niedrige Gebüsch hin. Auch mit dem zweiten Laufe traf er eine Giraffe, sah aber keine Wirkung. Dann reichte man ihm eine einfache Büchse, welche mit einer vierlöthigen Kugel geladen war; er suchte sich einen schönen, dunkelgefärbten Bock heraus, der sofort in die Knie stürzte, dann aber, von der Herde getrennt, mit einem dicht unter dem Blatte zerschmetterten Vorderbeine weiterhinkte.

„Dies waren die ersten Giraffen, welche ich schoß. Als sie so vor mir lagen, bewunderte ich sie mit dem Stolz eines Jägers, doch mischte sich in meine Freude ein Gefühl des Mitleids. Die Giraffe, ein so schönes Thier, wird 16 bis 20 (?) Fuß hoch, hat aber nicht die geringste Vertheidigungswaffe; Schutz kann sie nur finden in ihrem raschen Lauf und in der außerordentlichen Schärfe ihres Gesichts. Ihr Auge ist der schönste Superlativ des Gazellenauges; die röthlich-orangefarbige Haut ist mit dunkelen Stellen besprenkelt und spielt beim wechselnden Sonnenlicht in mehreren Farben. Wer die Giraffe nur in kälteren Klimaten gesehen hat, kann sich von der Schönheit, welche sie in ihrer Heimath zeigt, keine Vorstellung machen.“

* * *

Am 15. September kam noch einmal Hochwasser den Atbara hinab. Dann war keine Wolke mehr sichtbar, das Gras war binnen einer Woche gelb geworden, und zu Ende Octobers alles trocken und dürr. Baker hatte Sufi verlassen und sich nach Wad el Neggar gewandt, wo er seine Zelte aufschlug. Von dort hatte er bis zum Setit (Takazze) nur etwa sieben Stunden weit zu gehen. Nachdem er drei Pferde gekauft, war er zur Jagd auf Elephanten bereit, und für dieselbe hatte er treffliche Gefährten gewonnen.

Südlich von Kassala in Taka bis nach dem zu Abyssinien gehörenden Lande der Basen, nach Osten hin bis zum Gasch (Mareb) schweift ein Araberstamm, jener der Homran, umher. Sie sind gewaltige Jäger vor dem Herrn, und erlegen alle wilden Thiere: Rhinoceros, Giraffe, Antilope, Löwe, Büffel und auch den Elephanten mit dem Schwert; eine andere Waffe wenden sie nicht an. Diese Schwertjäger werden als Aggadschirs bezeichnet. Baker



Berittene Aggadschir greifen den Elephanten an.

ließ verlauten, daß er gern ein paar solcher Jäger in seinen Dienst nehmen werde, und bald stellten sich, noch in Sufi, einige derselben bei ihm ein. Die Homran scheiteln das Haar und theilen es in lange Locken oder Stränge; ihre runden Schilde werden aus der Haut des Hippopotamus verfertigt, auf welcher sie noch die Schuppenhaut des Krokodils befestigen; auch die Haut des Rhinoceros und der Giraffe wird zu Schilden verwandt. Die Klinge des Schwertes ist zweischneidig und hat einen Handgriff in Kreuzform; derselbe bietet der Hand keinen andern Schutz, als die Parirstange. Alle diese Klingen sind **Solinger Fabrikat**; sie kommen über Aegypten nach Innerafrika, wo man sie zu schätzen weiß, weil sie vortrefflich gehärtet sind. Die durchschnittliche Länge der Klinge beträgt 3 Fuß, die Breite $1^7/_8$ Zoll; die Schneide ist so scharf, wie ein Rasirmesser. Die Aggadschirs umwickeln die Klinge von der Parirstange aufwärts 9 Zoll mit einer dichten Schnur, damit sie, während die linke Hand am Griffe liegt, auch noch mit der rechten zufassen können.

Solche Aggadschirs, welche sich keine Pferde kaufen können, gehen zu Fuß und immer nur zu zweien. Sie folgen der Fährte des Elephanten in der Art, daß sie denselben zwischen 10 und 12 Uhr Morgens erreichen. In dieser Tageszeit schläft das Thier und ist so sorglos, daß es leicht beschlichen werden kann. Der Jäger kriecht leise bis zu dem schlafenden Elephanten hin, und haut ihm mit einem einzigen Streiche den auf der Erde liegenden Rüssel ab. Während das Thier aufspringt, entkommt der Mann; jenes stirbt schon nach Verlauf von kaum einer Stunde an Blutverlust. Wenn aber der Elephant aufwacht, der Jäger also dem Rüssel nicht beizukommen vermag, dann kriecht der Jäger von hinten heran und führt seinen Hieb nach der Sehne des Hinterbeines, etwa einen Fuß oberhalb der Ferse; auch dann verblutet sich das Thier.



Die Aggadschir greifen den Elephanten mit dem Schwert an.

Eine berittene Jägergesellschaft darf die Zahl Vier nicht überschreiten. Sie setzt sich bei Tagesanbruch in Bewegung, reitet langsam, gewöhnlich an einem Flußlauf hin, bis sie auf die Fährte von Elephanten kommt, welche Nachts getrunken haben. Diese Jäger folgen den Spuren und sobald sie die Thiere finden, beginnt sofort der Angriff. Vor Allem suchen sie einen Elephanten, welcher die größten Zähne hat, von den übrigen zu trennen; dieser wendet sich gegen die Aggadschirs, welche sich zerstreuen und vor ihm fliehen, bis er sie nicht mehr verfolgt. Dann bedrängen sie ihn, bis er steht. Einer reitet dem Thiere gerade entgegen, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und dieses rennt gegen ihn ein. Inzwischen sind zwei andere Jäger hinter den Elephanten geritten, der sie nicht sieht; einer derselben springt in vollem Galop vom Pferde, haut, das Schwert mit beiden Händen führend, die Hintersehne durch und besteigt rasch seinen Gaul wieder. Der Hieb hat gewirkt; der Elephant fängt zu lahmen an und wird hülflos. Nun reitet der erste Jäger abermals heran, bis nahe an den Rüssel, und reizt zum Angriffe; aber das gelähmte Thier vermag nichts mehr auszurichten, und ein anderer Jäger haut ihm die Sehne des zweiten Hinterbeines ab. Dann verendet es bald.

Es versteht sich von selber, daß eine solche Jagd sehr gefährlich ist; nicht selten fällt der Jäger als Opfer seiner Unerschrockenheit. Die Aggadschirs erzählten ihrem weißen Handwerksgenossen in anspruchsloser Weise manche haarsträubende Abenteuer. „Ich hätte meine Mütze vor ihnen abnehmen mögen und ihnen gern eine tiefe Verbeugung gemacht. Ich kam mir ihnen gegenüber so entsetzlich klein vor. Von den ersten Mannesjahren an hatte ich mein ganzes Leben auf wilden Jagden verbracht und glaubte davon so viel wie nur irgend Einer zu verstehen; hier aber waren Leute, die ohne Schießgewehr gerade auf ihr Wild losgingen und nur mit Schild und Schwert bewaffnet dem Löwen in seiner Höhle entgegentraten. Wir verbrüderten uns auf der Stelle. Dieses Bündniß hat mir den Lohn gebracht, daß

ich jetzt von Anderer Thaten sprechen kann, welche die meinigen weit übertreffen."

Baker beschreibt ausführlich die Jagden auf Elephanten, namentlich jene am Setit; wir wollen einige seiner Schilderungen mittheilen.

„Wir gelangten," schreibt er, „an einer Biegung des Stromes zu einer weiten Sandfläche, die jetzt trocken lag (es war im December) und bis an einen Wald reichte. Dort vermutheten die Aggadschirs Elephanten, und als wir eben die Richtung des Windes zu ermitteln suchten, hörten wir aus dem Walde her trompeten. Bald nachher trat ein mächtiger Elephant majestätisch aus dem Dickicht auf die weite Sandfläche hinaus und näherte sich dem etwa dreihundert Schritt entfernten Wasser. Wir waren durch eine hohe Sandbank gedeckt, stiegen rasch ab und gingen am Rande des Stromes hin, bis wir noch etwa 150 Ellen von dem Elephanten entfernt waren. Dieser trank bald, bald goß er sich Wasser stromweis über den kolossalen Körper. Als wir bis auf 50 Ellen herangekommen waren, wandte er den Kopf und sah uns. Sofort hob er die ungeheuern Ohren in die Höhe, stieß einen kurzen Trompetenton aus und überlegte offenbar, ob er angreifen oder fliehen solle. Ich sprang mit einem Schrei gegen ihn ein und schickte ihm, als er sich dem Dickicht zuwandte, eine Kugel in die Schulter. Nun lief er noch schneller, um in den Wald zu gelangen, aber die Aggadschirs sprengten heran, gleich Windhunden bei einem Wettlaufe, hielten sich parallel mit dem Dickicht, schnitten dem Elephanten den Rückzug ab und traten ihm nun mit dem blanken Schwert entgegen. Das Thier war in wildem Grimm und begann den Angriff. Die Aggadschirs ihrerseits beschäftigten ihn nicht, was doch sonst ihre Gewohnheit ist, durch einen vor ihm fliehenden Reiter, sondern sprangen allzumal vom Pferde und griffen ihn im tiefen Sande zu Fuße mit dem Schwerte an. Sie begaben sich unnöthigerweise in Gefahr, aber ein Jäger könnte kein prächtigeres Schauspiel sehen als dieses; kein Gladiatorenkampf in einer römischen Arena vermöchte mit diesem Kampfe zu wetteifern. Der Elephant war toll vor Wuth, schien aber doch zu wissen, daß die Jäger hinter ihn kommen wollten. Deshalb drehte er sich mit äußerster Geschwindigkeit wie auf einem Zapfen, griff gesenkten Kopfes einen seiner Gegner nach dem andern an und schleuderte dabei, vor Wuth schreiend, mit dem Rüssel Wolken von Staub in die Luft.

Mit einer wirklich affenartigen Behendigkeit wichen die Aggadschirs ihm aus, aber sie entgingen nur mit großer Schwierigkeit seinen Angriffen, weil ihm die Tiefe des Sandes günstig, ihnen dagegen hinderlich in ihren Bewegungen war. Aber alle drei retteten sich durch ihren entschlossenen Muth abwechselnd, indem zwei allemal von der Seite vorsprangen, wenn der Elephant es auf den dritten abgesehen hatte; das kluge Thier gab dann sogleich die Jagd gegen ihn auf und wandte sich gegen die beiden Verfolger. Inzwischen hatte ich mich durch den tiefen Sand hindurchgearbeitet und war auf dem Kampfplatze, als eben der Elephant durch die Aggadschirs so zu sagen durchgebrochen war. Während ich ihm eine Kugel zuschickte, gab der Jäger Abu Do mit großer Gewandtheit ihm einen Hieb mit dem Schwerte, welcher jedoch das Bein nicht an der richtigen Stelle traf. Der Elephant rannte fort und ließ die Jäger weit hinter sich. Wir folgten seiner Fährte bis ins Dickicht; als er in demselben einige hundert Schritt weit gelaufen war, stürzte er todt nieder. —

Bald nachher hörten wir wieder einen Elephanten trompeten und bemerkten eine Herde von zwölf Thieren im Flusse, welche auf das andere Ufer nach einem Dickicht hinübergingen. In demselben konnten die Aggadschirs mit ihren Schwertern ihm nichts anhaben, das war in dem Dornengestrüppe nicht möglich; ohnehin vermochte man in dasselbe nur an solchen Stellen einzudringen, wo Elephanten und andere schwere Thiere eine Bahn gebrochen hatten." In einen dieser schmalen Gänge ging Baker nebst einigen Jägern und bald hatte er in unmittelbarer Nähe zwei Elephanten in Sicht. Der eine erhielt eine Kugel in die Schläfe, welche ihn auf der Stelle niederstreckte. Der zweite zog ab, wurde verfolgt, kehrte in einer kleinen Lichtung um, wollte angreifen, bekam aber in einer Entfernung von nur vier Ellen eine Kugel auf die Mitte der Stirn. Er taumelte zurück, rannte jedoch schon im nächsten Moment auf Baker ein, der ihm eine zweite Kugel gab. Nun warf er den Rüssel empor, trompetete und drängte nach dem Dickicht hin zurück. Jetzt erhielt er eine dritte Kugel, und in demselben Augenblicke hieb ihm einer der Aggadschirs mit einem einzigen Schwertstreiche die Sehne durch. Baker's Kugeln saßen alle drei in der Stirn und so nahe beisammen, daß sie etwa drei Zoll Raum einnahmen, aber keine war tödtlich gewesen. Der Stirnschuß ist für den indischen Elephanten verhängnißvoll, aber beim afrikanischen darf man sich auf denselben nicht verlassen.

Bald nachher brauste eine ganze Herde durch das Dickicht, das bebte und krachte, denn die Elephanten traten und rissen Alles nieder. Sie wurden von einem riesigen Männchen geführt, das auf Baker zukam; er begrüßte es mit zwei Kugeln, welche rechts und links am Vorderkopfe einschlugen. Unmittelbar nachher schoß er zwei andere nieder; der eine erhielt die Kugel links, der andere rechts in die Schläfe; dann bekam noch ein dritter einen tödtlichen Schuß. „Wir hatten gute Arbeit gethan; sieben Elephanten waren getödtet worden, zwei angeschossene waren entkommen."

Auf solche Weise betreibt man den Thiermord in Afrika. Wir werden demnächst den Jäger auf seinen Zügen gegen die Rhinoceronten, Krokodile und Löwen begleiten.

Die Eisenbahnen Rußlands und ihre Bedeutung.

II.

Die Linie St.-Petersburg-Warschau durchschneidet wenig fruchtbare, dünnbevölkerte Landstriche, und sie ist betreff ihrer Einnahmen hauptsächlich auf den Durchgangsverkehr angewiesen; dieser ist allerdings bedeutend, indem zur Zeit nur diese Bahn allein mit dem großen europäischen Bahnnetze in Verbindung steht. Alle Personen und Waaren, die auf der Bahn nach Rußland befördert werden, selbst wenn sie für die mittleren und südlichen Landestheile, die eigentlich nicht zu dem Bahngebiete der Petersburg-Warschauer Linie gehören, bestimmt sind, müssen dieselbe entweder in ihrer ganzen Ausdehnung oder doch zum großen Theil durchlaufen.

Dieses für die Bedeutung des Durchgangsverkehrs maß-

gehende Verhältniß wird auch so lange fortbestehen, bis das russische Bahnnetz an mehreren Punkten mit dem des übrigen Europa in Verbindung gebracht ist, was voraussichtlich in diesem und den nächsten Jahren eintreten wird. Sehr bezeichnend für die Entwickelung des Verkehrs auf der Petersburg-Warschauer Eisenbahn im Verhältniß zu dem auf dem übrigen russischen Linien sind folgende Angaben. Die Einnahme in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 1. October 1869 vermehrte sich gegen die Einnahme im gleichen neunmonatlichen Abschnitte des Vorjahres 1868 bei der Bahn Koslow-Woronesch um 68 Proc., bei der Bahn St.-Petersburg-Moskau um $21^3/_4$ Proc., und bei der Bahn St.-Petersburg-Warschau nebst Zweigbahn zur preußischen Grenze nur um 2,18 Proc. Der hohe Procentsatz bei der ganz neuen Bahn Koslow-Woronesch darf nicht überraschen, weil erfahrungsmäßig jede Bahn, und besonders eine Sackbahn, wie die genannte zur Zeit noch ist, sich erst ihren Verkehr bilden muß, und daher in dieser Uebergangsperiode der Aufschwung stets ein sehr bedeutender ist. Die Nicolaibahn ist aber älter als die St. Petersburg-Warschauer, also der Verkehr auf beiden wohl gleichmäßig entwickelt, und dennoch beträgt die Vermehrung auf der letztern nur $^1/_{10}$ des auf der Nicolaibahn eingetretenen.

Die zweite von St. Petersburg ausgehende vollendete Bahn ist die Eisenbahn nach Rikhimiaki. Die Strecke St. Petersburg-Wiborg ist im Februar d. J. dem Verkehr übergeben worden, die Abtheilung Rikhimiaki-Lahtis bereits im November vorigen Jahres, so daß nur noch ein kurzes Mittelglied nicht betriebsfähig ist. Dasselbe ist nach den neuesten Nachrichten nahezu fertig, und die Eröffnung der ganzen Bahn wird in wenigen Monaten erfolgen, so daß wir dieselbe als vollendet glauben betrachten zu können. Diese Linie verbindet St. Petersburg mit der politischen Hauptstadt des Herzogthums Finnland, Tavastehus, und mit dem nicht unwichtigen Hafenplatz Helsingfors, insofern nämlich als Rikhimiaki eine Station der Verbindungsbahn Tavastehus-Helsingfors ist. Die commercielle Bedeutung der beiden finnländischen Bahnen ist nur eine sehr geringe, da Finnland mit seiner sehr dünnen Bevölkerung und der geringen Ergiebigkeit seines Bodens wenig consumirt und producirt. Dazu kommt noch, daß das an sich schon so arme Land mehrere Jahre hintereinander durch Mißernten heimgesucht worden ist, und ein Theil seiner Arbeiterbevölkerung nur durch den Bahnbau vor dem Hungertode gerettet wurde. Helsingfors ist ein Stationsplatz der russischen Flotte, und dieser Umstand mag die russische Regierung wesentlich zum Bau der Bahn veranlaßt haben.

Die im Bau begriffene Bahn St.-Petersburg-Baltischport ist eine dem südlichen Ufer des Finnischen Meerbusens parallel laufende Strandbahn, die einen Theil von Ingermanland und Esthland durchschneidet, und die Hafenplätze Narwa und Reval berührt. Ihr wesentlicher Zweck besteht darin, den Hafen von Baltischport, welcher in Folge seiner Beschaffenheit von allen Häfen des finnischen Meerbusens am längsten eisfrei ist, mit St. Petersburg zu verbinden, und dadurch den Transport der Waaren im Frühjahr und Herbst, wenn die Schiffe nicht mehr nach der Hauptstadt gelangen können, von der See über Baltischport nach St. Petersburg zu erleichtern.

Wir kommen nun zur Besprechung der von der wichtigsten russischen Hafenstadt am Schwarzen Meer, von Odessa, ausgehenden Bahn. Der Hauptnachtheil für den Handel der Stadt Odessa war von jeher die schlechte Verbindung mit dem Innern, besonders waren die Wege durch die Steppe einen Theil des Jahres fast vollständig unfahrbar, und dadurch wurde aller Waarenverkehr mit dem Hinterlande zeitweilig unmöglich. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde zunächst Odessa mit der nördlich gelegenen Stadt Balta durch eine Eisenbahn verbunden, wodurch die schwierige, häufig unmögliche Fahrt durch die Steppe vermieden wurde. Diese Bahn wurde bereits im Jahre 1865 dem Verkehr übergeben. Von Balta baute man in östlicher Richtung weiter über Olwiopol, Elisabethgrad (— bis zu dieser Stadt 1868 eröffnet —) nach Krementschug am Dnjepr, so daß nun ein großer Theil der sehr fruchtbaren Ukraine, der wichtigsten Kornkammer für den Export Odessas, mit diesem Hafenplatz in Verbindung gebracht wurde. Von Krementschug ist die Bahn nach Charkow, über Poltawa, im Bau begriffen, durch deren Vollendung eine directe Bahnverbindung Moskaus mit Odessa hergestellt wird.

Die Bahn Odessa-Balta wurde später in nördlicher Richtung bis Schmerinka fortgesetzt; dort theilt sie sich in eine östliche Linie, die über Kiew nach Kursk geht und Ende vorigen Jahres dem Betrieb übergeben wurde, und in eine nord-westliche, im Bau begriffene Bahn, die den Anschluß an die Galizischen Bahnen vermitteln soll.

Durch die Herstellung dieser Linien ist Odessa mit denjenigen Theilen des Czarenreiches, für welche es seiner Lage nach die Pforte zum Meere bildet, in Verbindung gekommen, außerdem können schon jetzt Güter über Kursk vom Schwarzen Meere nach Moskau vermittelst Eisenbahn befördert werden, und wenn erst der Anschluß an die galizischen Bahnen hergestellt ist, wird ein großer Theil der jetzt noch über Warschau gehenden Waaren die südlichere Route über Kiew-Kursk als die kürzere vorziehen.

Noch eine zweite Verbindung Odessas mit dem europäischen Bahnnetze ist im Bau begriffen, und wird voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres hergestellt werden; es ist dies die südlichere Verbindung von der Station Baddelnaja über Tiraspol, Bender, Kischenew nach Jassy, die bis auf die Strecke Kischenew-Jassy vollendet ist. Jassy steht aber bekanntlich durch die Verlängerung der Bahn Lemberg-Tschernowitz über Suczawa nach der Moldau mit den österreichischen Bahnen in Verbindung.

Außer diesen drei großen Gruppen von Eisenbahnen, nach den wichtigen Handelsplätzen, von denen sie ausgehen, geordnet, haben wir noch eine Querlinie zu verzeichnen, deren Bedeutung eine nicht zu unterschätzende ist. Es ist dies die Linie Riga-Dünaburg-Witebsk-Smolensk-Orel, mit ihrer Fortsetzung über Jeletz nach Griati. Durch die Strecke Riga-Dünaburg, bereits im Jahre 1861 eröffnet, wird der wichtige Hafenplatz Riga mit der St. Petersburg-Warschauer Linie verbunden, durch die Fortsetzung bis Orel aber mit den russischen Industriebezirken südlich von Moskau bei Tula und Kaluga; und zwar ist der Weg von vielen Städten, z. B. von Orel, Jeletz, Kursk nach Riga, durch diese Bahn kürzer geworden als der nach St. Petersburg. Eine erhöhte Bedeutung erhält diese Linie noch durch die im Bau begriffene Bahn Moskau-Smolensk, welche noch in diesem Jahr eröffnet werden soll. Durch dieselbe wird die Entfernung zwischen Riga und Moskau wesentlich abgekürzt, ebenso wie die Schienenverbindung Moskaus mit Deutschland; das ist besonders deshalb zu betonen, weil die Häfen Deutschlands weit weniger durch Eis für die Schifffahrt unzugänglich gemacht werden, als die russischen, und ersteren daher zu einer gewissen Jahreszeit allein die Vermittelung des russischen Exportes und Importes auf dem Seewege zufallen muß.

Fassen wir nun das Gesagte zusammen, so finden wir, daß der eigentliche Angelpunkt des russischen Bahnnetzes Moskau ist, welches, im Herzen des russischen Czarenreiches gelegen, mit der Ostsee, dem Schwarzen und dem

Asowschen Meere in Verbindung steht, und bald auch mit dem Kaspischen verbunden sein wird. Folgende große commerciell wichtige Linien können wir uns ziehen: Helsingfors, St. Petersburg, Moskau, Tambow, Woronesch, Rostow mit der Zweiglinie Tambow, Borrissogljebsk, Tzarizin an der untern Wolga; ferner Riga, Dünaburg, Witebsk, Smolensk, Orel, Kursk, Charkow, Taganrog und von Südwesten nach Nordosten Granicá, Warschau, Wilna, Dünaburg, St. Petersburg und südlich Odessa, Balta, Kiew, Kursk, Orel, Moskau.

Nach Aufzählung der großen wichtigen Linien müssen wir der Vollständigkeit wegen noch einige kleinere erwähnen. Zunächst die Sackbahn Warschau-Terespol, die später über Mohilew nach Smolensk weiter geführt werden soll, zur Zeit aber noch keine nennenswerthe Bedeutung hat, ferner die Bahn Warschau-Bromberg, welche die Hauptstadt Polens mit dem preußischen Bahnnetz im Norden verbindet, und zugleich für Polens Handel die kürzeste Eisenstraße zum Meere ist. Sodann die ganz kurze Bahn, welche die Industriestadt Lodz mit der Warschau-Wiener Bahn in Verbindung bringt. Schließlich sei noch der nur wenige Meilen langen Bahn Riga-Mitau gedacht, die als Sackbahn ohne Aussicht auf Verlängerung nur von rein localer Bedeutung für die Stadt Mitau ist.

Das zur Erbauung des russischen Eisenbahnnetzes erforderliche Capital ist nur zum geringern Theil von dem russischen Volke aufgebracht worden, den größern Theil hat das Ausland, besonders England und Deutschland, hergegeben. Gewöhnlich wurde sofort beim Baubeginn ein großer Theil, häufig die Hälfte des ganzen erforderlichen Capitals, entgegengesetzt dem in Deutschland üblichen Verfahren, durch von der Regierung garantirte Prioritätsanleihen beschafft, und es sind gerade diese Prioritätsanleihen, welche im Auslande bereitwillig genommen wurden. Der Berliner Courszettel weist augenblicklich 14 verschiedene Prioritätsanleihen und außerdem Stammactien von fünf russischen Eisenbahnen auf, und bei den vielen Projecten zu neuen Linien dürfte diese Anzahl in kurzer Zeit noch eine wesentliche Vermehrung erfahren. Zu berücksichtigen ist ferner, daß der Staat zur Erbauung von Eisenbahnen ebenfalls Anleihen contrahirt hat, die auch zum großen Theil in Deutschland untergebracht sind. Die Bereitwilligkeit des deutschen Publicums zur Hergabe von Capital beruht jedenfalls in der Staatsgarantie, mit welcher alle Prioritätsanleihen versehen sind, und darin, daß die russische Regierung stets ihre Verpflichtungen gegen ihre ausländischen Gläubiger pünktlich erfüllt hat. Man übersieht hierbei den wenig befriedigenden Zustand der russischen Finanzen, welche bereits die abschüssige Bahn der Papiergeldwirthschaft und des Contrahirens neuer Anleihen zur Erfüllung alter Verbindlichkeiten betreten haben, und denkt weniger an den Werth und die Rentabilität des zunächstliegenden Sicherheitspfandes, nämlich an die Eisenbahn selbst. Die Eisenbahn Moskau-Rjäsan hat z. B. für 1868 12 Proc. Dividende auf das Stammactiencapital vertheilt, die Sicherheit ihrer vom Staate garantirten 5 Proc. Prioritäten ist also wohl eine genügende; der Cours derselben an der Berliner Börse war im Anfang April 87¼ Proc., während der Cours der Prioritäten der Bahn Schuja-Iwanowo bei gleichem Zinsfuß 81¼ Proc. und die der Bahn Kursk-Charkow 82 Proc. war. Die Rentabilität der Bahn Schuja-Iwanowo ist eine sehr geringe, weil dieselbe nur 84 Werst (12 Meilen) lang ist, und keine Aussicht hat, nördlich weiter als Kineschma an der Wolga verlängert zu werden, also voraussichtlich stets Sackbahn bleiben wird; die Bahn Kursk-Charkow hingegen, als Mittelglied der Linie Moskau-Taganrog und einen fruchtbaren Landstrich durchziehend, besitzt alle Bedingungen zu einer sehr guten Rentabilität, die sich bei ihr wegen der kurzen Zeit des Betriebes allerdings noch nicht hat zeigen können. Aus dem Vergleich dieser verschiedenen Course geht deutlich hervor, daß die Staatsgarantie das wichtigste Moment bei der Werthfixirung dieser Prioritäten ist.

Wie die russischen Eisenbahnen vorwiegend mit Hülfe fremder Capitalien gebaut sind, so sind auch die Schienen und das rollende Material meistens vom Auslande bezogen. Deutschland war bisher für Locomotiven und Waggons der Hauptlieferant; die große Anzahl von Locomotiv- und Waggonsfabriken, z. B. in Sachsen, würde ohne die russischen Aufträge gar nicht bestehen können; in der neueren Zeit sind englische, belgische und französische Fabriken als gefährliche Concurrenten aufgetreten.

Der Betrieb auf den russischen Bahnen läßt manches zu wünschen übrig, woran der Mangel an tüchtigen geschulten Beamten Schuld ist. Bei dem rapiden Wachsen des Bahnnetzes und bei der lächerlichen Abneigung in gewissen Kreisen gegen die Deutschen fehlt es namentlich an zuverlässigen Locomotivführern. Auch bei dem Transporte der Güter sind in neuerer Zeit sehr bedauerliche, den Handel störende Unordnungen vorgekommen. Die Züge fahren mit Ausnahme einiger Eilzüge nicht schnell, und halten sehr lange an den einzelnen Stationen an, da der Grundsatz, daß Zeit Geld ist, den russischen Bahnverwaltungen noch nicht einleuchtet. Sehr hemmend auf den Verkehr mit dem Auslande wirkt ferner der Umstand, daß alle Bahnen, mit Ausnahme der Warschau-Wiener und Warschau-Bromberger, eine größere Spurweite als die übrigen europäischen haben, so daß an der Grenze sämmtliche Waaren umgeladen werden müssen. Der Grund für diese Einrichtung ist vermuthlich ein rein militärischer, indem im Falle einer feindlichen Invasion das sämmtliche rollende Eisenbahnmaterial in das Innere transportirt werden kann, und der einrückende Feind dadurch an einer Benutzung der Bahnen vollständig gehindert wird. Wollte man das auf den übrigen europäischen Bahnen gebräuchliche Material verwenden, so müßten Locomotiven und Wagen mit längeren Achsen versehen werden, was jedenfalls viel Zeit erfordern würde.

Betrachten wir nun zum Schluß die Einwirkungen der russischen Eisenbahnen auf den Handel.

Der wichtigste Hafenplatz Rußlands ist St. Petersburg, demnächst folgen ihrer Bedeutung nach Odessa und Riga. Taganrog ist von untergeordneter Wichtigkeit. Archangel, während eines großen Theils des Jahres durch Eis versperrt, besitzt ein sehr armes Hinterland, dessen Bewohner nur wenige Bedürfnisse und auch nur wenige Erzeugnisse des Ackerbaues und der Forstwirthschaft zum Export haben. Ebenso hat Astrachan, das an einem Binnenmeer liegt, nur eine locale Bedeutung, es vermittelt nur den Handel nach den Gestadeländern dieses Kaspischen Meeres. Die wichtigsten Artikel, die Rußland vom Auslande bezieht, sind Baumöl, Thee, Kaffee, Wein, Salz, Baumwolle, Färbehölzer und Eisen im verarbeiteten Zustande; die wichtigsten Exportartikel Getreide, Lein- und Hanfsaat, Talg, Flachs, Hanf, Heede, Knochen, Wolle, grobe Flachs- und Hanfgewebe und Holz. Der Flachs wird besonders in den Ostseeprovinzen und den angrenzenden Landstrichen gebaut, Hanf mehr in den mittleren Gouvernements Witebsk, Smolensk, Mohilew, Kursk, Orel, Kaluga, Tula und Rjäsan. Ganz Rußland hat bei seiner verhältnißmäßig nicht dichten Bevölkerung Ueberfluß an Getreide, diejenigen Gegenden aber, welche wegen ihrer Fruchtbarkeit am meisten Getreide zur Ausfuhr bringen, sind die Gouvernements südlich von Moskau, nämlich Orel, Kursk, Charkow, Poltawa, Woronesch, Tambow, sowie die östlich hiervon gelegenen bis zu der Wolga.

Aus den statistischen Angaben über den Handel Rußlands

geht hervor, daß der Verkehr hauptsächlich mit den nördlicheren Ländern Europas rege ist. Der ganze Werth des russischen Exportes und Importes im Jahre 1867 betrug 451,313,967 Rubel. Davon kamen 362,259,492 Rubel auf den Verkehr mit England, Schweden und Norwegen, Deutschland, Dänemark, Holland und Belgien, und nur 89,054,475 Rubel auf den mit Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Oesterreich, Malta, Griechenland, Türkei, Moldau, Wallachei und den außereuropäischen Ländern. Analog dieser Gestaltung des Handelsverkehrs ist auch die Schifffahrt in den Ostseehäfen eine weit lebhaftere wie in denen des Schwarzen und Asowschen Meeres. Von der Ostsee gingen im Jahre 1867 5034 beladene Schiffe nach den vorhergenannten nordeuropäischen Ländern, während nur 1729 von den Häfen des Schwarzen und Asowschen Meeres mit gleicher Bestimmung aussegelten. Unter allen Ländern hat England den bedeutendsten Verkehr mit Rußland. Im Jahre 1867 fuhren beladen von den russischen Ostseehäfen 1908 Schiffe nach England, von denen des Schwarzen und Asowschen Meeres 1612. Diese dominirende Bedeutung Englands für den russischen Handel ist ganz erklärlich. Englands Industrie ist die bedeutendste und wichtigste der ganzen Erde, also muß Rußland, ein industriearmes Land, naturgemäß die ihm nothwendigen Industrieerzeugnisse von dort beziehen. Andererseits ist England dasjenige Land, welches seiner starken Bevölkerung wegen am meisten ausländisches Getreide bedarf, und dieser Bedarf wird zum Theil durch Rußland gedeckt. Rechnet man noch hinzu, daß Rußland nur wenig directen Verkehr mit den außereuropäischen Ländern hat, sondern seinen Bedarf an Producten dieser Länder indirect über England bezieht, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Handelsbeziehungen zu England für Rußland die wichtigsten sind. Grundbedingung eines vortheilhaften Güteraustausches ist ein billiger und bequemer Transport; nun ist aber der Weg vom Schwarzen und Asowschen Meer nach England ein sehr weiter, von der Ostsee hingegen ungleich kürzer, denn man rechnet, daß ein Segelschiff von Taganrog nach London 100 Tage, von Odessa nach London 90 Tage, von St. Petersburg nach London 42 Tage, von Riga nach London 30 Tage durchschnittlich unterwegs ist, und es wird sich demgemäß ein großer Theil des Verkehres der südrussischen Häfen mit England unter Benutzung der Eisenbahnen nach den Ostseehäfen wenden. Zeit ist Geld, der langwierige Seeweg belastet die Waaren mit Zinsenverlusten, wozu noch für das Schwarze und Asowsche Meer sehr hohe Versicherungsprämien kommen. Außerdem ist es auch bei der gesteigerten Concurrenz erforderlich, schnell zu liefern und den Lieferungstermin vorher genau angeben zu können, — alles Beweggründe, die dem kostspieligeren Bahntransporte den Vorzug vor dem Seetransporte geben. Von den russischen Häfen wird Riga aus diesen Verhältnissen den größten Vortheil ziehen, ein Theil wird auch auf die preußischen Häfen übergehen. Das, was wir von dem russisch-englischen Verkehr gesagt haben, gilt auch in gleicher Weise von dem Verkehr mit Belgien und Holland von den südrussischen Häfen aus.

Wenn die russischen Häfen am Schwarzen und Asowschen Meere den größten Theil ihres Verkehres mit Nordeuropa an die Ostseehäfen werden abgeben müssen, so werden sie auf der andern Seite einen großen Theil des Handels mit Süd- und Westeuropa, der bisher nach der Ostsee ging, an sich ziehen. Baumöl, Südfrüchte, südfranzösische Weine werden ihren Weg in das Innere Rußlands nicht mehr über St. Petersburg, sondern über Odessa nehmen. Ueberhaupt wird die dominirende Stellung St. Petersburgs für den russischen Export und Import, die sich vorwiegend auf die günstige Wasserverbindung mit dem Innern stützte, fallen, und die Häfen Riga und Odessa werden wesentlich gewinnen.

Am meisten durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes wird der innere Handel und Verkehr Rußlands sich beleben. Viele Gegenden, die ihren Ueberfluß an Getreide wegen der zu hohen Transportkosten nicht verwerthen konnten, werden jetzt denselben auf den Weltmarkt bringen, und andere Producte dafür eintauschen können. Die russische Industrie, bis jetzt durch hohe Schutzzölle künstlich gepflegt, wird billiges Rohmaterial und billige Kohlen bekommen und dadurch einen größern Aufschwung nehmen. Ueberhaupt werden alle die Segnungen, die im Gefolge der Eisenbahnen bei den meisten europäischen Völkern eingezogen sind, auch in Rußland Eingang finden. Die alte Hauptstadt des Czarenreiches, Moskau, der Angelpunkt des weit verzweigten Bahnnetzes, wird der Mittelpunkt des innern Handels und Verkehrs werden. Nicht mehr wie vor 20 Jahren auf die alleinige Bahnverbindung mit St. Petersburg angewiesen, kann es jetzt die fremden Erzeugnisse von allen russischen Häfen beziehen und durch dieselben die russischen Ausfuhrproducte versenden. Im Winter, wenn die Rauheit des Klimas die russischen Häfen unzugänglich macht, wird Moskau seine Waarenbezüge auf dem Landwege machen und sich der deutschen Häfen bedienen können. Bei der Gestalt, die der Handel jetzt angenommen hat, wo ein umfangreiches ausgedehntes Creditgeben unerläßliche Bedingung ist, wird Moskau der Centralcreditplatz für ganz Rußland werden, von ihm aus oder doch durch seine Vermittelung wird der große Strom fremder Waaren sich in kleinen Bächen segensreich über das ganze Land ergießen.

Mit Genugthuung müssen wir die Verbesserung der Communicationswege in dem uns benachbarten Rußland deshalb begrüßen, weil einerseits der Markt der deutschen Industrie dadurch ungemein ausgedehnt wird, und somit Tausenden von fleißigen Händen lohnende Beschäftigung erwächst, andererseits, weil durch die Eröffnung jener getreidereichen Länder neue Quellen für die Ernährung erschlossen werden.

Schicksale und Wanderungen eines deutschen Renegaten in Nordafrika.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

IV.

Am nächsten Morgen durchschritt ich diese Sandfläche und gelangte nach einer kleinen Tagereise nach el Utaya, einer kleinen Stadt in einer Oase. Ich kann jedoch nicht sagen, daß die Wüste mir einen unangenehmen Eindruck gemacht habe. Im Gegentheil fand ich diese reine, vielbewegte Luft so belebend, die Wechsel der Farbentöne und Beleuchtungen

waren so mannichfaltig, daß ich mich körperlich gestärkt und geistig gehoben fühlte. Von Allen, welche die Wüste kennen lernten, habe ich immer nur ein solches günstiges Urtheil über sie gehört. Man gewinnt die Wüste lieb, wie den Aufenthalt auf einem sehr hohen Berge, auf dem auch nichts mehr wächst, dessen reine Luft und schöne Lichteffecte uns aber geistig und körperlich wohlthun. In Europa hat man über die Wüste ganz falsche Begriffe. Man stellt sie sich schauderhaft vor, schwärmt dagegen für die Naturreize der Oasen. Diese sind nun allerdings vorhanden; aber die Oase ist ein übertünchtes Grab. Das stockende Wasser verursacht ungesunde Dünste und vielfache Krankheiten, denen die Europäer leicht erliegen. Die Wüste dagegen ist immer gesund. Wer sich in den Oasen Krankheiten geholt hat, braucht nur sein Zelt in der Wüste aufzuschlagen, um geheilt zu werden. Selbst die Augenleiden heilt die Wüste. Denn es ist falsch, zu glauben, daß die afrikanischen Augenleiden vom Einfluß der Sonnenstrahlen herstammen. Sie werden nur durch die feuchten Dämpfe verursacht, die aus dem Sumpfboden der Oasen aufsteigen. Mit der Zeit gewann ich die Wüste so lieb, daß sie mir wie eine zweite Heimath erschien, und daß ich mir glückwünschte, den Tell (das nördliche Land) verlassen zu haben.

Von el Utaya wendete ich mich nach dem nahen Biskara, welches man als die nördliche Hauptstadt der algierischen Sahara bezeichnen kann. Biskara war von einer buntscheckigen Bevölkerung bewohnt. Die eigentlichen Städter sind Berber und sprechen eine dem Kabylischen verwandte Sprache. Sie nähren sich größtentheils vom Ertrag ihrer Palmen und Oelbäume, an denen diese große Oase Ueberfluß besitzt. Aber außer den Städtern befindet sich in Biskara fast immer auch eine zahlreiche nomadische Bevölkerung, die ihre Viehherden im Sommer in der Umgegend weidet, und im Winter, wenn die Regen selbst auf einzelnen Strecken der Wüste eine reichliche Vegetation hervorgerufen haben, die weiten Steppen durchziehen. Außer diesen beiden existirt in Biskara ein drittes Element der Bevölkerung, nämlich die Halbneger, welche aus Wäregla (Wargla), Tuggurt und anderen Städten des tiefen Südens nach Norden gewandert kommen und sich Geschäfte halber dort oft sehr lange aufhalten. Alle diese drei Volkselemente lagen beständig mit einander im Krieg. Das schwächste waren die Städter. Diese wurden meist von den Arabern, den Nomaden, welche zum arabischen Stamme der Ulad Nail gehören, tyrannisirt und durften nichts ohne deren Erlaubniß thun; denn die Nomaden sind kriegerisch, die Städter dagegen feige und sehr verschieden von ihren Stammesgenossen, den Kabylen des Nordens. Man beschuldigte sogar die Städter einer Vorliebe für die Franzosen, denn diese hatten sich schon einmal in Biskara blicken lassen. Sie waren zwar genöthigt gewesen, sich wieder zurückzuziehen, hatten aber wegen ihrer mehr geregelten Justiz und weil sie den Handel beschützten, bei den Städtern ein gutes Andenken hinterlassen. Da dies allgemein bekannt war, so mußten nun die Städter desto mehr von dem Hasse der Araber leiden, da man sie nun aus doppeltem Grunde haßte.

Im Augenblick meiner Anwesenheit in Biskara war jedoch die Herrschaft weder bei Städtern, noch Nomaden, sondern war auf die Halbneger aus Tuggurt übergegangen. Die Stadt hatte nämlich die Hülfe des Dschellab gegen die Franzosen angerufen, die ihr denn auch zu Theil ward, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihr sogenanntes Fort demselben ausliefere. Der Dschellab hatte in dasselbe eine Besatzung gelegt, und diese beherrschte die Stadt.

Ich war also hier schon gewissermaßen auf dem Gebiete des Fürsten, in dessen Dienste ich mich begeben wollte. Da ich dies dem Commandanten des „Forts“ (einer elenden Baute aus Luftziegeln) ankündigte, wurde ich gleich mit Respect behandelt und mit allem Nöthigen versehen. Es schien, daß der Dschellab einen besondern Werth auf Europäer legte (warum, das wird mein Aufenthalt in Tuggurt zeigen) und Ordre gegeben hatte, alle solche, die in seine Dienste treten wollten, zu ermuthigen. Ebenso hatte er Befehl gegeben, alle solche Europäer so schnell wie möglich zu ihm zu schicken. So konnte ich denn nur kurze Zeit die Freuden von Biskara genießen, welche hauptsächlich in einem bunten und wilden, Tag und Nacht fortgesetzten Kaffeehausleben mit unaufhörlicher Trommel- und Pfeifenmusik, näselndem Gesang und erotischem Tanz von Knaben und Mädchen bestanden. Hier wimmelte es von Freudenmädchen, die ganz unverschleiert umhergingen, sehr verschieden von den Städterinnen. Sie waren aber auch keine Städterinnen, sondern alle Beduinenmädchen vom Stamme der Ulad Nail, welche es sich keineswegs zur Unehre anrechnen, ihre Töchter dies Gewerbe führen zu lassen, ganz das Gegentheil der gewöhnlichen arabischen Sittenanschauung. Bei den arabischen Städtern und bei fast allen Berbern, Kabylen oder Oasenbewohnern verfällt ein Mädchen dem Tode, das sich diesem Gewerbe widmet. Nicht so bei den Nomaden, einzelne ausgenommen, am wenigsten aber bei den Ulad Nail. Alles, was das Mädchen sich durch ihre Reize verdienen kann, gilt hier für legitimen Erwerb und kommt später dem Manne zu gut, der es heirathet. Denn alle diese Mädchen heirathen später, und ihre Männer finden keine Unehre in ihrem frühern Lebenswandel. Viele dieser Mädchen waren sehr jung, zwischen 14 und 18 Jahren, halbe Kinder, oft recht hübsch, immer braun, beinahe schwärzlich, aber nie negerartig. Mit 18 Jahren gilt ein Mädchen schon für zu alt zu diesem Gewerbe.

Jedoch diese Lustbarkeiten waren für mich nur von kurzer Dauer, da ich bald nach Tuggurt gehen mußte. Ich trat die Reise in Gesellschaft eines Verwandten des Scheichs von Tuggurt an, der nach Biskara in Geschäften gekommen war, auch eines Dschellab, denn die Sippschaft der Dschellab ist außerordentlich zahlreich. Ueber Sidi Okba (wo das Grab Okba's, des Eroberers von Nordafrika) erreichten wir bald die Wüste, und in dieser den großen Salzsee, die Sebcha Malohio, eine halb ausgetrocknete, sumpfartige Salzfläche, die man nicht ohne Gefahr des Untersinkens betreten kann, über welche aber mehrere Furthen führen, die sie in ihrer ganzen Länge durchschneiden. Sonst gab es auf dieser Strecke, die acht Tage währte, wenig Abwechslung. Bei Tage Wüste oder Salzseen, bei Nacht irgend eine kleine Oase, wo wir beim Häuptling gastfreie Aufnahme fanden.

Endlich am Abend des achten Tages kamen wir in einen schönen Palmenwald, den reichsten, den ich bis jetzt in Afrika gesehen, unter dessen Schatten ein Heer von Oliven, Mandeln, Granaten und anderen Fruchtbäumen üppig wucherte. Das war die Oase von Tuggurt, und in letztere Stadt sollten wir nun unsern Einzug halten. Die großartigen Beschreibungen, welche die Gesandten des Dschellab in Constantine von ihrer Vaterstadt gemacht hatten, waren zwar durch das, was ich in Biskara über Tuggurt erfahren schon vielfach Lügen gestraft worden, aber dennoch konnte, ich mir den Ort nicht so erbärmlich vorstellen, wie er es in Wirklichkeit war. Wer beschreibt deshalb meinen Schrecken, als ich statt der steinernen oder gar marmornen Paläste und Häuser nichts erblickte, als eine Aneinanderreihung elender Luftziegelbauten, kleine, niedere, gedrückte Würfel aus an der Sonne getrocknetem Lehm, von größeren, ähnlichen Würfel- oder Kegelbauten überragt, den „Palästen“ und den „Moscheen“. In einem dieser „Paläste“ nahmen wir unser Absteigequartier und fanden hier eine leidliche, aber keineswegs luxuriöse Bewirthung mit Kußkussu, jedoch auch

sonst durchaus keine Bequemlichkeit. An Betten, Teppiche, Stühle und dergleichen war nicht zu denken. Der höchste Luxus, den man sich erlaubte, war eine Strohdecke, auf dem Boden ausgebreitet, auf der man bei Tage saß und bei Nacht schlief, betete, aß, kurz alles nur Thunliche verrichtete.

Am nächsten Morgen wurde ich zum Dschellab gerufen. Dieser saß keineswegs auf einem „Thron", wie ihn seine Gesandten in Constantine geschildert hatten, und war ein ganz gewöhnlicher Halbneger, d. h. zwar von schwarzer Haut, aber mit Araberzügen, nicht mit aufgeworfenen Lippen, Stumpfnase und wolligem Haar, wie die echten Neger, deren es allerdings genug in Tuggurt giebt. Nach den üblichen Eingangsformeln kündigte mir der Dschellab an, daß er noch drei andere Europäer in seinem Dienste habe, und daß er uns vieren ein großartiges Werk anzuvertrauen gedenke, wofür er uns fürstlich belohnen werde. Ich wußte nun schon, was diese „fürstliche Belohnung" zu bedeuten haben würde, denn Geld existirte in Tuggurt so gut wie gar nicht. Alle Geschäfte wurden im Tauschhandel abgemacht. Ich war aber doch neugierig, die Europäer und das „Werk" kennen zu lernen, das man uns anvertrauen wollte. Erstere waren gleichfalls Deserteure aus der Fremdenlegion, ein Italiener, ein Spanier und ein Schweizer. Mit ihnen vertrug ich mich bald gut. Aber was ich von ihnen hörte, war nicht geeignet, mich zu ermuthigen. Nicht nur war der Dienst schlecht und der Sold ganz nichtig, sondern man verlangte auch unter Androhung der Todesstrafe von ihnen etwas, wozu ihnen sowohl alle Hülfsmittel, als auch die Kenntnisse und die Praxis fehlten. Sie sollten nämlich — „Kanonen machen". Das war das „Werk", das der Dschellab nun uns vieren auftrug, und das der Grund, warum er Europäer für seinen Dienst anwarb.

Keiner von uns vieren besaß die schwächste Idee davon, wie man — „Kanonen macht". Das wollte aber der Dschellab nicht glauben. Die Araber trauen jedem einzelnen Europäer alle Fertigkeiten zu, welche in Europa zu Hause sind, und so mußten wir nothwendigerweise für Kanonengießer gelten. Damit wir uns nicht länger weigerten und durch die Noth zum „Werk" gezwungen würden, fiel der Dschellab auf die Idee, uns in einen runden Thurm einsperren zu lassen, wo man uns einiges sogenannte „Material" zum „Kanonenmachen" gab und uns anzeigte, daß wir nicht eher frei sein würden, als bis wir eine Kanone „gemacht" hätten. Zur ersten Kanone gab man uns einen Monat Zeit. War sie nach dieser Frist nicht fertig, so sollten unsere Köpfe fallen. Das war also das Endresultat meiner Reise nach Tuggurt und des glänzenden Waffendienstes beim Dschellab.

Kaum waren wir in unsern Thurm eingeschlossen, als wir eine Art „Kriegsrath" hielten, und einstimmig wurde die Flucht beschlossen. Die tunisische Grenze war nicht weit, und dorthin beschlossen wir zu entfliehen, besonders da der glänzende und prachtliebende Bey Ahmed eben den Thron bestiegen hatte und alle Renegaten gern in seine Dienste nahm. Unsere Wache war leicht zu umgehen, wir brauchten nur die eine Hinterwand des Thurmes, die auch nur aus Lehmziegeln bestand, zu durchbrechen. Pulver, Waffen und nothdürftige Lebensmittel zur Flucht besaßen wir, denn man hatte uns Brot für einen Monat gegeben.

Unsere Flucht gelang vollkommen. Wir führten sie in der Nacht aus, bemächtigten uns mit Gewalt eines Mannes, den wir zwangen, uns als Führer nach Nefda, der nächsten tunisischen Oase, zu dienen, wo wir denn auch glücklich nach zweitägiger Reise ankamen. Zum Glück war gerade in dem nahen Tusan, einer der drei Hauptstädte des Biledulдscherid, das umherziehende Feldlager des Bey angekommen, welches jährlich einmal alle Provinzen Tunesiens durchzieht, um die Steuern mit Waffengewalt einzutreiben. Wir meldeten uns gleich beim Bey, einem Vetter des regierenden Herrn, der, die Vorliebe seines Fürsten für Renegaten kennend, uns gleich für den Dienst animirte.

Nach Tunis geschickt, wurde ich vor Ahmed Bey geführt und gefragt, was ich lieber werden wolle, ein Offizier in der Linie oder ein Gemeiner in der Thronwache, was so viel, ja mehr, wie ein Linienoffizier galt. Um stets um den Fürsten sein zu können, wählte ich das letztere, da ich annahm, daß die fürstliche Gnade mich aus einer ihm so nahe stehenden Stellung eher befördern werde, als aus der entferntern eines Linienoffiziers. Ein großer Fehler, den ich schwer gebüßt habe, denn in der „Thronwache" findet so gut wie gar keine Beförderung statt, und ich bin deshalb auch seit den dreißig Jahren, die ich nun in Tunis bin, und die eben so einförmig verflossen, als meine ersten zehn Jahre in Afrika abwechslungsvoll waren, das, was ich von Anfang war, d. h. ein gemeiner „Throntrabant". Aber so lange Ahmed Bey lebte, hatte ich nicht zu klagen. Bis 1855 (wo dieser treffliche Fürst starb) ging es uns ausgezeichnet. Reichlicher Sold, zahlreiche Belohnungen wurden uns zu Theil. Jetzt ist das Alles ganz anders geworden. Sold und Gratificationen werden nur noch in Papier, das nichts werth ist, ausgezahlt. Dennoch sehne ich mich nicht aus diesem Lande hinaus. Ich habe den Islam durch ein vierzigjähriges Leben und Bekennen (wenn ich auch kein sehr frommer Koranleser geworden bin) dennoch liebgewonnen, und ich finde, daß das, was wir die größte Zeit unsers Lebens getrieben, bestimmender für uns sein muß, als die zufälligen Eindrücke der Jugend. —

So endete Baba Hassan, der deutsche Renegat, seine Geschichte, die mich so lebhaft interessirte, daß ich nicht umhin konnte, sie gleich aufzuschreiben, da ich mir dachte, daß der vielbewegte erste Theil des afrikanischen Lebens dieses deutschen Renegaten geeignet sei, ein richtigeres Bild von afrikanischen Zuständen zu geben, als die meisten Reisebeschreibungen von Europäern, die das Land und Volk, das sie doch fast nie als wirkliche oder angebliche Moslems kennen lernen, meist nur höchst oberflächlich schildern. Nur wer mit den Moslems lebt und selbst für einen Moslem gilt, kann über sie richtige Schilderungen entwerfen. Ich verwahre mich übrigens feierlich gegen den Vorwurf, den man mir vielleicht machen könnte, als sei etwas an dieser Geschichte erfunden. Nur des Erzählers Worte, nicht ihr Sinn, haben vielleicht eine kleine Abänderung erlitten.

Aus allen Erdtheilen.

Das Hinwegsterben der Neger in den südlichen Staaten Nordamerikas.

Wir haben oftmals darauf hingewiesen, daß sich die Zahl der Neger seit der übereilten Emancipation, welche die an Controle gewöhnten Schwarzen sich selbst überließ, sehr rasch vermindert. Die Thatsachen sind so schlagend, daß selbst das leitende Blatt der Abolitionisten und Negerfreunde, die zu Neuyork erscheinende „Tribune", dieselben nicht mehr in Abrede stellt. Sie bringt die folgende Mittheilung ihres Correspondenten aus

Charleston in Südcarolina, welche einen Einblick in die Sachlage eröffnet. —

„Die Reconstruction ist wesentlich vollendet. Wir haben wenigstens keine große Einmischung von der Hauptstadt her mehr zu befürchten. Und doch belebt sich keine Thätigkeit; die Sklaverei ist fort, und wir haben nichts an ihre Stelle zu setzen. Unsere Verlegenheit liegt in unserer Arbeit. Wir können auf die desorganisirten Arbeitskräfte der Schwarzen uns nicht verlassen. Wir bedürfen der Arbeit von Weißen, um die Ressourcen des Südens von Neuem zu entwickeln. Wir haben ein vorzügliches Klima, den fruchtbarsten Boden, kurz Alles, was eine Einwanderung anziehen könnte, wie sie nach Illinois schon vor 30 Jahren gegangen ist. Vor einigen Tagen hatte ich mit einem Charlestoner Bürger über diesen Gegenstand ein Gespräch, er sagte:

„Die erste große Schwierigkeit liegt im Contracte. Ein Neger hält seinen Contract nicht, gleichviel, was Ihr thut. Er setzt seinen Namen oder ein Kreuz darunter, und man hat ihn gesetzlich verpflichtet; aber in drei, vier Tagen geht er davon und der Contract ist nichts werth."

Ich antwortete, daß man mir in einzelnen Baumwolldistricten das Gegentheil gesagt habe — daß der Neger allerdings arbeite.

„Sie werden finden, dies ist bloß hier und da der Fall. Im Allgemeinen entzieht sich der Neger der Arbeit. Wenn Sie in die hiesigen Negerquartiere gehen und sehen würden, wie der Neger lebt und stirbt, würden Sie das Alles verstehen. Da schlafen sie zu Dutzenden in einem Zimmer, beide Geschlechter durcheinander; sie leben von fast gar nichts. Ein Neger lebt für vier bis fünf Cents den Tag, und Sie können selbst sehen, daß die Kleider ihm nichts kosten. Folglich fehlt ihm das Motiv, der Trieb zur Arbeit. Natürlich kann man dies nicht von allen sagen. Es giebt Fälle, daß ein Neger Selbstachtung hat und arbeitet, aber nur einer aus hundert. Die Negerarbeit wird mit jedem Jahre werthloser. Wir können hier nichts thun, bis wir weiße Arbeiter importiren, die unsere Baumwolle bauen."

Aber was soll aus dieser großen schwarzen Bevölkerung — der Hälfte der Einwohner dieses Staates — werden?

„Sie müssen nach den Bottomländereien des Mississippi ziehen, das ist der einzige Platz für sie. Sie schlagen auch schon jetzt diese Richtung ein. Wenn es keinen Krieg gegeben hätte, wären keine Neger mehr in Virginien. Es ist zu kalt für sie. Sie werden allmälig aus dieser ganzen Gegend nach Louisiana und Mississippi ziehen. Und außerdem sterben sie schnell hinweg."

Glauben Sie wirklich, daß dies der Fall ist?

„Lesen Sie nur z. B. die wöchentlichen Sterblichkeitslisten von Charleston. Es sterben hier durchschnittlich dreißig, die Bevölkerung ist ungefähr gleich getheilt. Von den Gestorbenen sind gewöhnlich neun Weiße — die übrigen Neger. Im Schmutze leben, Mangel an ärztlicher Hülfe, schlechte Nahrung — das reißt sie hin. Außerdem, wenn Sie die Neger kennten, würden Sie wissen, daß in Krankheitsfällen sich keiner um den andern kümmert. Wenn Einer krank wird, gehen die Anderen davon und überlassen ihn seinem Schicksale."

Ich sehe, Ihre Zeitungen legen großes Gewicht darauf, daß fast gar keine Negerkinder geboren werden.

„Dem ist so. Die Weiber erwürgen sie, sobald sie auf die Welt kommen. Sie können die Kinderleichen hinter den Zäunen an den Landstraßen finden. Auf dem Lande ist die Sterblichkeit unter den Negern noch größer als hier, aber man hält dort keine Statistik. Mit einem Worte: die Negerrace stirbt aus, und das ist die einzige Hoffnung für Südcarolina."

Und dieser selbe Herr versicherte mich, daß das bittere Gefühl, welches unmittelbar nach der Emancipation zwischen Weißen und Negern existirt habe, gänzlich geschwunden sei. Die Nothwendigkeit habe freundliche Gefühle und gegenseitige gute Behandlung erzeugt, und man habe angefangen, beiderseits einzusehen, daß man, wenigstens für den Augenblick, hier nebeneinander leben müsse und man sich daher nicht gegenseitig das Leben verbittern solle."

Diese Erfahrung im Süden ist eine Bestätigung der Geschichte der Negeremancipation, auf die wir oft verwiesen haben.

Hochzeitsfeier und Todtenklage im Libanon.

Die „Allgemeine Zeitung" bringt Reiseberichte aus Syrien; in einem derselben finden wir die nachstehende Schilderung: „Hochzeitsfeier und Todtenklage fand ich auch im Gebirge noch viel geräuschvoller als in der Stadt. Drei Tage und Nächte ging der Lärm der erstern in einem Nachbarhause fort, ein ganz barbarisches Schreien, Klatschen und Singen erfüllte die Luft. Die Gäste saßen um den Bräutigam auf dem Dache des Hauses, Nachts bei loderndem Feuer, und nichts erregte mehr mein Staunen als die Ausdauer bei so viel Monotonie des Vergnügens. Als am Nachmittag des dritten Tages die Braut ins Haus des Bräutigams geholt wurde, gingen tanzend und beckenschlagend junge Bursche dem Zuge voran. Die Braut ritt in der Sitzart der Kaiserin Katharina auf einem bunt geputzten Maulthier, ein dünner Schleier deckte das bemalte und mit Goldflitter beklebte Gesicht, die Augen waren geschlossen, die rechte Hand hielt sie in einem riesigen rothen Handschuh hoch über den Kopf (zum Zeichen des Dankes und Grußes an die Gäste). Der Bräutigam stand oben auf dem Dache und sah mit einer Miene den Zug ankommen, als wisse er nicht, was vorgehe, das Spielzeug der Araber, eine Art profanen Rosenkranzes, in der Hand. Weiber umringten schreiend und trillernd die Braut, hoben sie vom Pferde auf eine Art Leiter, wo sie wie eine Statue, die Hand stets über den Kopf emporgehalten, eine Weile ausgestellt blieb, indeß ein Verwandter die Hochzeitsgaben der Gäste einsammelte — kleine Geldgeschenke mit dem Namen der Geber bezeichnet, die im Laufe der Zeit von dem zum Beginne des Hausstandes hiermit nachbarlich unterstützten Ehepaar zurückzuerstatten sind. Verschiedenes Ceremoniell begleitet den Eintritt der Braut in das Haus: die Thür wird mit Brotteig beworfen, zum Zeichen, daß hier nie Mangel einkehren möge u. s. w. Aber nun wird doch der Bräutigam seiner Erwählten entgegengehen? Gott bewahre, er setzt sich jetzt beruhigt wieder in den Kreis, der von Neuem zu lärmen und zu singen beginnt, während die Braut unten im Hause, an die Mauer gelehnt, stehend sich von den Nachbarinnen begrüßen und begaffen läßt. Wie lange, weiß ich nicht. So viel Spectakel übrigens eine Hochzeit begleitet, so ruhig geht eine Ehescheidung vor sich, wenigstens bei den Drusen. Hat der Mann aus irgend einem Grunde, gleichviel ob gerecht oder ungerecht, seine Frau satt — hat sie ihm z. B. keinen Sohn geschenkt — so schickt er sie einfach zu ihrer Familie zurück, und schon am andern Tage ist eine neue Gattin eingerückt.

Ein Nachbar war gestorben, ein Druse. Das ganze Dorf umdrängte das Trauerhaus von den ersten Stunden an, und die Todtenlieder erklangen bis tief in die Nacht. Die Araber lassen die Leiche nicht allein. Aber nicht tage-, sondern wochenlang ging die Todtenklage fort, und erneute sich, so oft Verwandte aus entfernteren Dörfern anlangten, um diesen Klagezoll zu entrichten. Merkwürdig war, wie die Wittwe ihr Wehklagen täglich zur gleichen Stunde erhob und wie die Leidtragenden mathematisch genau dieselbe Anzahl von Klagen heulten, einer wie der andere. Sie kamen vor dem Hause an, warfen ihre Stäbe zur Erde, traten ein, verweilten eine Viertelstunde und gingen langsam, einer hinter dem andern, schluchzend und Worte der Klage ausstoßend, wieder heraus, trockneten sich ostensibel die Augen, fielen sich der Reihe nach um den Hals — und setzten sich, gemüthlich plaudernd, im Kreise auf die Erde. Wie oft wiederholte sich diese conventionelle Trauerscene, und ohne jede Abwechselung! Kamen Weiber zum Trauerbesuch, so er, hoben sie sofort mit durchdringender Stimme ihre Todtengesänge die, auf zwei bis drei Tönen wechselnd, das angreifendste sind was ich noch gehört. Heute noch, nach Monaten, klingen sie mir im Ohre; denn wochenlang hörte ich sie täglich, und ihre

düstere Einförmigkeit ist schlimmer als der Ruf des Uhus in unseren Wäldern."

Japanische Gastfreundschaft und Menschenfreundlichkeit. Die „Overland China Mail" entnimmt der „Japan weekly Mail" folgende Schilderung japanischer Gastfreundschaft gegen einen englischen Capitän, Graham, dessen Schiff an der japanischen Küste scheiterte und welcher der Einzige von der Besatzung war, dem es gelang, sich zu retten:

„Während der ersten drei Tage nach seiner Landung in Noschiro hatte Capitän Graham das heftigste Fieber und war gänzlich unfähig, für sich selbst zu sorgen. Da man ihn als Engländer erkannte, so wurde ihm ein Officier, der etwas Englisch sprechen konnte, beigegeben; man ließ Kleider nach europäischem Schnitt anfertigen und schickte, als es ihm etwas besser ging, meilenweit nach einer Henne, um ihm Hühnerbouillon zu kochen. Einen dick wattirten japanischen Schlafrock wußte man sich aus einer zwanzig Meilen entfernten Stadt zu verschaffen, und ein Arzt wurde gleichfalls aus weiter Entfernung herbeigeholt, um den Kranken zu behandeln. Die Leute sagten, er wäre ein Engländer, und sie würden Alles für ihn thun, weil die Engländer den Rebellen im letzten Kriege nicht geholfen hätten. Ein Feldstuhl und ein tragbarer Tisch wurden gemacht, ferner Gabel, Löffel und Theelöffel aus Kupfer nach englischem Muster und einige Teller. Sie fanden auch einen Ueberrock für ihn, baten aber um Entschuldigung, daß derselbe aus zweiter Hand sei, einen Bleistift, einen Kamm und Spiegel von ausländischer Arbeit. Ein Dschunkencapitän aus Hakodade brachte ihm drei californische Aepfel, drei Bogen europäisches Briefpapier und ein Taschenmesser. Hühnerbouillon und gebratenes Huhn setzte man ihm täglich vor, Kartoffeln so oft sie zu bekommen waren. Sechs Leichen, die nordwärts von Noschiro ans Land gewaschen und vom Capitän erkannt worden waren, wurden in Särge gelegt und in der Nähe von Noschiro begraben. — Nachdem er zwölf Tage in Noschiro verbracht hatte, machte man auf seinen Wunsch hin Anstalten, ihn nach Hakodade weiter zu befördern, und baute zu diesem Zwecke eine kleine hölzerne Tragbahre, sieben Fuß lang, drei Fuß breit und hoch, mit einer Kohlenpfanne im Innern. Hier hinein packte man den nöthigen Proviant, und selbst der Hund ward gut versorgt, indem zwei Männer Auftrag hatten, denselben zu tragen und Acht zu geben, daß er ordentlich gefüttert wurde. Der Dolmetscher und ein anderer Officier begleiteten den Zug. Boten waren vorausgesandt, um an den Haltestellen Alles in Bereitschaft zu halten, und die Einwohner begegneten dem Durchreisenden mit der größten Freundlichkeit und machten ihm Geschenke von Zucker und Süßigkeiten. Acht Tage nach der Abreise von Noschiro kamen die Reisenden in Avanmori an, wo zwei Tage gerastet wurde, und die Ueberfahrt nach Hakodade in einer Dschunke erforderte weitere vier Tage. Dort brachte man ihn zunächst zum Rusui (eine Art Aufseher) von Akita, welcher ihn dann aufs Consulat führte und das Anerbieten des Consuls, die Reisekosten zu ersetzen, aufs Entschiedenste ablehnte."

Tod des schwedischen Naturforschers Dr. Munck af Rosenschöld in Paraguay. Der bluttriefende Dictator Solano Lopez, welchen feile Federn als einen „Hort der Freiheit und Feind der Sklaverei" priesen, hat gewüthet wie ein wildes Thier und Hekatomben von Menschen kaltblütig ermordet. Ueber Munck's Ermordung hat Consul Christophersen in Buenos Ayres an die Regierung zu Stockholm einen Bericht erstattet. Um nähere Aufklärungen über v. Rosenschöld zu erlangen, wandte sich derselbe bereits im Juli vorigen Jahres an den nordamerikanischen Gesandten in Paraguay, General Mac Mahon. Einige Zeit später wurde ihm durch Herrn Hopkins, amerikanischen Gesandten in Buenos Ayres, mitgetheilt, daß Rosenschöld getödtet worden sei. Hr. Christophersen verlangte in Folge dessen Details, und es wurde ihm durch Hrn. Hopkins mitgetheilt, daß Rosenschöld im Juli, nachdem er längere Zeit in der Gefangenschaft geschmachtet, auf Anordnung des Präsidenten Lopez mit Spießen erstochen worden sei. Diese Angabe wurde später durch mehrere Fremde bestätigt, welche glücklich der Lopez'schen Tyrannei entronnen waren. Hr. Christophersen beeilte sich inzwischen, im Interesse der Wissenschaft Hrn. Hope's Unterstützung für die Erlangung der etwaigen v. Rosenschöld'schen Hinterlassenschaft aus Paraguay zu erbitten. Dieser Schritt hatte auch die gute Wirkung, daß der Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen, Graf d'Eu, die Auslieferung der ermittelten Effecten anordnete, und diese, bestehend aus zoologischen und botanischen Sammlungen sowie Manuscripten, wurden dann verpackt behufs Aushändigung an Hrn. Christophersen an die brasilianische Gesandtschaft in Buenos Ayres expedirt. Jüngst besuchte die schwedische Schraubencorvette „Gefle" den letztgenannten Hafen, und es wurden ihr zum Transport nach Schweden die Effecten übergeben. Herr Christophersen schließt in der Erwartung, daß von dem Nachlaß noch mehr zu retten sein werde.

Skandinavier im Staate Minnesota. Es ist ein ganz richtiger Instinct, welcher die skandinavischen Einwanderer in Nordamerika nach dem Nordwesten treibt; sie finden dort ein Klima, das ihnen besser zusagt als in den anderen Regionen der Vereinigten Staaten. Minnesota hat jetzt reichlich 60,000 dieser achtbaren Leute, und sie bilden dort etwa den zehnten Theil der Gesammtbevölkerung. Die Norweger, 40,000, sind in der Mehrzahl; die Schweden zählen etwa 15,000, die Dänen 5000. Die ersteren sind fast alle Ackerbauer; von den beiden anderen treiben viele ein Handwerk oder auch Handel.

Steinkohlen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Gesammtflächeninhalt der Ablagerungen von schwefelhaltiger und Cannelkohle in den Vereinigten Staaten wird vom Senator Cameron auf 394,216 Quadratmeilen angegeben, das Areal der Anthracitkohlenlager auf 470 Quadratmeilen, mit einer Mächtigkeit von 45 Fuß für 324 Quadratmeilen und 76 Fuß für 148 Quadratmeilen. Dies würde eine Gesammtmasse von 26,343 Millionen Tonnen ergeben, wovon indessen beim Abbau etwa die Hälfte verloren gehen würde, so daß etwa 13,200 Millionen Tonnen verfügbar blieben. — Von 1820 bis 1870 sind 29 Millionen Tonnen gewonnen worden. — Der gegenwärtige Verbrauch ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ Million Tonnen im Jahre, wogegen die bereits entdeckten Lager auf 600 Jahre hinaus jährlich 20 Millionen Tonnen zu liefern vermögen. So viel von der Anthracitkohle; der Vorrath an schwefelhaltiger Steinkohle ist völlig unerschöpflich, auch wenn sich die Bevölkerung des Landes verzehnfachen sollte.

Australien.

Victoria. Die verschiedenen Banken in Melbourne verschifften 152,933 Unzen Gold in 1869, demnach 26,583 mehr als 1868. Im Ganzen wurden in erstgenanntem Jahre 1,367,421 Unzen Goldes nach dieser Stadt gebracht; es waren in den Minen 4856 Leute mehr beschäftigt als 1868. — In der Wesleyanischen Kirche haben sich, „bei schwülem und drückendem Wetter", zwei Chinesen taufen lassen. Der Jubel darüber ist unter den Methodisten groß; sie glauben, daß das Beispiel einige Nachahme finden werde.

Aus Neusüdwales werden unablässig neue Goldfunde gemeldet; zu Sofala wurde ein Nugget von 115 Unzen gefunden. — In der australischen Diamantencompagnie zu Mudgee wurden in der zweiten Woche des Januar 99 Diamanten ausgegraben; dort und in der Gegend von Dubbo werden fortwährend viele Diamanten gefunden. — Neusüdwales bezieht jetzt einen großen Theil seines Getreidebedarfs aus Californien.

Südaustralien erweist sich mehr und mehr als ein goldreiches Land; im nördlichen Theile dieser Colonie, etwa 30 Miles von Blinman entfernt, sind Steinkohlen gefunden worden. Während Neusüdwales mit Regen förmlich überschüttet wurde

und eine Ueberschwemmung nach der andern hatte, „verdursteten wir in Südaustralien beinahe: Gärten, Felder, Fluren, stellenweise auch Vieh und Menschen.“ Aus Südaustralien zogen Hunderte von Ansiedlern nach Victoria; im April hatte die Zahl derselben bereits mehr als 400 betragen.

Einem amtlichen Berichte zufolge stellte sich 1869 die Einfuhr in der Colonie auf 2,484,174, die Ausfuhr auf 7,220,439 Pf. St. Von diesen letzteren entfallen auf Ackerbauproducte 895,286, auf thierische Producte 1,098,858 (wovon Wolle 1,008,404), Mineralien 643,345 Pf. St.

Die Wollausfuhr Südaustraliens betrug 1860 erst 11,731,371 Pfund und 1869 schon 27,002,224 Pfund.

In Port Adelaide liefen 1869 ein: 408 Schiffe von 132,439 Tonnen; es liefen aus 376 mit 120,548 Tonnen. Von den eingelaufenen kommen 54 auf Großbritannien, 328 auf britische Colonien, 26 auf andere Länder. — Bei Mount Gambier errichtet ein Deutscher, Herr Grosser, eine Rübenzuckerfabrik. In Angaston gedeihen die Korinthen sehr gut; bei Gumeracha der Flachsbau und zu Hahl bei Mount Gambier der Hopfen. — Bei Mount Lofty hat man Quecksilber gefunden.

Westaustralien. Die dortige Regierung hat am 29. März eine aus vier Europäern und zwei Eingeborenen bestehende Partie ausgesandt zur Erforschung desjenigen Theiles der Küstenregion zwischen West- und Südaustralien, welcher noch nicht näher bekannt ist. Der Leiter der Expedition heißt Forrest. — Westaustralische Perlmuscheln gelten auf dem Markte zu London der Centner 7 Pf. St. 10 Sch. bis 9 Pf. St. 12 Sch.

* * *

— Der österreichische Touristenclub in Wien zählte Anfangs Juni 221 Mitglieder. Er hat nicht unbeträchtliche Ausgaben gehabt, z. B. für den Bau einer Unterkunftshütte am Hochjoch-Ferner in Tyrol, für andere Baulichkeiten in den Alpen und für Wegeverbesserungen. Am Zirbitzkogel in Steyermark läßt er ein Touristenhaus bauen; auch bemüht er sich, das Führerwesen angemessen zu ordnen.

— England hatte 1830 nur 11 Frauenklöster und keine Männerklöster; 1870 hat es von den ersteren 233 und von den letzteren 69. Fortschritt!

— In England hegt man bekanntlich die Besorgniß, daß der Kohlenvorrath des Landes binnen 300 oder 500 Jahren erschöpft sein werde. Doch suchten einige Geologen die Angst dadurch zu beschwichtigen, daß sie das Auffinden neuer Lager in sichere Aussicht stellten. Jetzt lesen wir, daß bei West Bramwich in Staffordshire ein „ungeheures Kohlenfeld“ entdeckt worden sei.

— Die Goldproduction der Vereinigten Staaten vom Jahre 1848 bis zum Schluß des vorigen Jahres ist auf Wunsch eines Congreßmitgliedes von Seiten des statistischen Bureaus in Washington zusammengestellt worden. Diese Zusammenstellung hat den hübschen Betrag von 1,071,451,461 Dollars ergeben.

F. K. Die Zeitschrift des deutschen Alpenvereins. Dieser Verein hat es es sich zur löblichen Aufgabe gemacht, „die Kenntniß von den deutschen Alpen zu erweitern und zu verbreiten, ihre Bereisung zu erleichtern.“ Auf die Lösung gerade dieses letztern, des praktischen Theils der Aufgabe, sind wir sehr gespannt. Die Herausgabe von zuverlässigen Karten, auch von kleineren Gebieten, wird in Aussicht gestellt, ebenso die Ordnung des Führerwesens, das in den österreichischen wie bayerischen Hochlanden nach mancher Verbesserung bedarf; daran dürfte eine energische, nur auf dem Vereinswege einen Erfolg verheißende Thätigkeit geknüpft werden, die speciell auf Reformen des Fort- und Unterkommens, der Verpflegung sowie auch der geistigen und gemüthlichen Anregung der Reisenden in deutschen Hochlanden gerichtet wäre.

Hoffen wir nach allen Seiten hin auf eine segensreiche Wirksamkeit des unter günstigen Zeichen ins Leben getretenen jungen Vereins! Er ist „kein Verein von Bergsteigern“, er kennt „keine politischen Grenzen“, umfaßt vielmehr alle deutschen Stämme, „mögen sie nun Deutschland oder Deutsch-Oesterreich bewohnen.“ Der Erfolg hat schon zu seinen Gunsten gesprochen, denn noch vor Ausgabe der Vereins-Zeitschrift zählte er bereits über 700 Mitglieder, in landschaftliche Sectionen (mit städtischen Centren) vertheilt. Darunter kommen beispielsweise auf München 151, auf Wien 101, Leipzig 34, Frankfurt a. M. 55, Augsburg 140 Mitglieder.

Mit dem Schweizer Alpenclub, dem Alpineclub in London, dem Club alpino italiano zu Turin sowie mit dem österreichischen Alpenverein wurden unter allerseits freundlichem Entgegenkommen die wünschenswerthesten Beziehungen angeknüpft.

München war die zuerst gegründete Section, und deren Ausschuß fungirt somit für das erste Vereinsjahr als Centralausschuß. Seiner Thätigkeit verdanken wir die sofortige Herausgabe der Vereins-Zeitschrift, deren Redaction für das erste Jahr dem rühmlichst bekannten Herrn Th. Trautwein übertragen wurde.

Die Redaction, durch das gemeinsame Zusammenwirken der Mitglieder allseitig unterstützt, will die Zeitschrift nach und nach zu einem Brennpunkt alpiner Forschung, einem Sprechsaal für ruhigen Austrag von Streitfragen, einer Fundgrube für praktische Winke und Rathschläge erheben.

Mit dem uns vorliegenden ersten Hefte ist in der That ein guter Anfang gemacht worden. Die erste Abtheilung enthält interessante Reiseberichte, Abhandlungen und Notizen, unter denen wir „Harpprecht's erste Ersteigung der Thurwieserspitze in der Ortlergruppe“, „von Sonklar's Floitenthal und der Floitengletscher in den Zillerthaler Alpen“ sowie den Aufsatz des Dr. Kurtz „über Alpenreisehandbücher und was zu ihnen gehört,“ besonders hervorheben wollen. Der Anhang enthält „Tafeln zur Reduction einiger Längenmaße in Meter und umgekehrt“, im Hinblick auf welche die Redaction im Eingang erklärt, daß das unabweisbare Bedürfniß eines einheitlichen Maßes zur sichern Vergleichung bei Höhenangaben heutzutage nur durch Annahme des Metermaßes zu befriedigen sei.

Die artistischen Beilagen, bei denen hauptsächlich auf ganz getreue Wiedergabe und correcte Zeichnung, wenn auch nur der Contouren, gesehen wird, verdienen volle Anerkennung, namentlich die nach einer Zeichnung Professor Hauser's von G. Claß auf Holz übertragene Ansicht der Kellerwand von der Mauthner Alp aus.

Den Schluß des ersten Heftes bilden die beigedruckten „Statuten des deutschen Alpenvereins“ sowie eine vorläufige Ankündigung des Inhalts der nächsten Hefte, in denen unter Anderm eine Uebersicht der „Führer und Führertaxen“ in den deutschen Hochalpen, eine Bibliographie der alpinen Literatur von 1869, ein Verzeichniß der Mitglieder des Vereins sowie eine Fülle der interessantesten Abhandlungen von berufenen Autoren in Aussicht gestellt wird. (— Die Zeitschrift erscheint in Commission der Lindauer'schen Buchhandlung zu München. —)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Samuel Baker's Jagdzüge am Atbara und Setit.

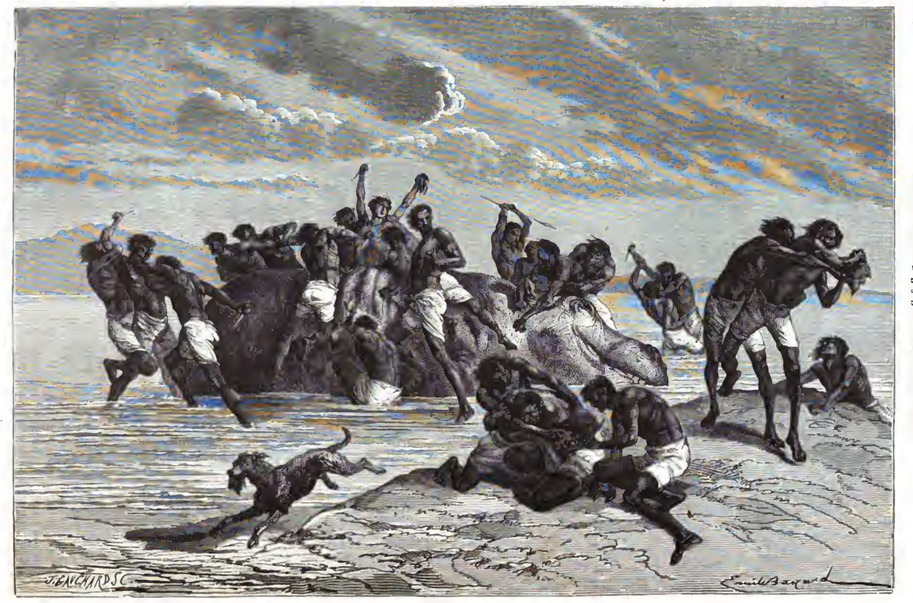
II.

In der trockenen Jahreszeit bilden die Wasserlöcher im Flußbette des Atbara Sammelpunkte für Menschen und Thiere; sie sind Lebensbedingungen, und ohne sie wäre die Gegend weit und breit unbewohnbar. In der Wüste nördlich vom Strome ziehen die Bischarin-Araber umher, und unter ihnen schlug Baker zeitweilig seine Zelte auf, an einer hochgelegenen Stelle, von welcher aus er das Flußbett weithin übersehen konnte. In demselben befand sich ein großer Pfuhl, und an diesem wollte er den Hippopotamus jagen.

Die Flußpferde sind lästig und gefährlich. Von den Arabern war im feuchten Sande ein Melonenbeet angelegt worden, aber die Früchte waren von den Flußpferden verzehrt worden, welche sich an dem Saft erquickt hatten. Auch die größte Melone ist nur ein Bissen für den großen Rachen des Ungeheuers. Als ein Araber ein solches vertreiben wollte, griff es ihn an und tödtete ihn mit einem einzigen Bisse.

Baker ging früh am Morgen zum Wasserloche. Er sah die breiten Fährten der Krokodile, welche ganz vor Kurzem in den Pfuhl zurückgekehrt waren; manche andere lagen da und dort auf dem Sande umher. Wenige Schritte vom Wasser entfernt hatten die Nomaden Vertiefungen in den Sand gegraben als Tränken für Schafe und Ziegen, welche aus dem Pfuhle selber nicht trinken durften, weil sie dann sicherlich hinweggeschnappt worden wären. Die Oberfläche des Wassers lag glatt wie ein Spiegel da, und Baker konnte jedes Thier beobachten, das auf dieselbe kam, sei es um zu athmen oder sich an der Morgensonne zu wärmen. Die Menge der Fische, Krokodile und Schildkröten war außerordentlich; Schaaren von Gazellen kamen, um ihren Durst zu löschen, Wüstenhühner kreisten zu Tausenden in raschem Fluge über das Wasser hin, und der Jäger traf mit einem Schuß aus der Schrotflinte deren sechs auf einmal. Ein Fischadler, der auf einem Baume saß, wurde durch denselben nicht im mindesten erschreckt, weil die Bischarin keine Schießwaffen führen und ein Knall den Thieren dieser Wüste unbekannt ist.

Bald vernahm Baker das eigenthümliche schnarchende Wiehern einiger Flußpferde; sechs derselben standen unweit von einander im Wasser. Als sie den Mann bemerkten, gingen sie an tiefere Stellen, hoben die Köpfe empor und schnarchten ihm eine, wie er sich ausdrückt, unverschämte Herausforderung zu. Sofort zielte er mit seiner bewährten Doppelbüchse, welche ihm schon auf Ceylon so manchen Dienst gethan, nach der Schläfe des größten Thieres und hörte, wie die Kugel auf den Schädel aufschlug. Sofort sanken fünf Köpfe wie Steine unter, aber das sechste Flußpferd sprang halb aus dem Wasser, fiel zurück und machte die heftigsten Bewegungen. Bald lag es auf dem Rücken, dann auf einer Seite oder ruderte krampfhaft mit allen Vieren; dabei erhob sich eine Wolke von Schaum und Spritzwasser. Ein Schuß aus dem zweiten Laufe blieb wirkungslos, weil bei den unruhigen Bewegungen ein sicheres Zielen auf die Stirn unmöglich war; ein dritter jedoch traf genau zwischen die Augen, und nun sank das Thier unter. In demselben Augenblicke liefen fünf andere in vollem Trabe durch einen Theil des Pfuhles, der nur seicht war, nach dem tiefen Wasser, in wel-



Streit um das Fleisch eines Hippopotamus.



chem sie verschwanden. Als Baker die Stelle erreichte, wo das geschehen war, tauchten mehrmals Köpfe empor, und ein Flußpferd brüllte ihn an. Es erhielt aus 50 Schritt Entfernung eine Kugel aus der schweren Büchse, und als es dem Ufer näher kam, noch eine zweite.

Nun kamen die Araber, welche den Knall der Schüsse gehört hatten, in hellen Haufen herbei, mit Messern und Stricken, mit Kameelen und Mattensäcken, denn sie ahnten, daß sie eine reiche Ernte halten würden. Es waren bald ihrer etwa dreihundert zur Stelle, welche das zuerst erlegte Thier mit Seilen ans Ufer zogen. „Als sie es an den Rand des Wassers gerollt hatten, begann der Angriff; eine Meute hungeriger Hyänen hätte nicht wilder und gieriger sein können. In einem Nu waren wohl hundert Messer am Werke; diese Leute kämpften gleich Wölfen um die Beute, und als sie den Hippopotamus abgeledert hatten, begann der Streit um das Fleisch. Diese Araber, in dem wirren Knäuel, sahen nun aus wie eine Blutmasse; manche standen bis an die Knie in den dampfenden Eingeweiden und schlugen sich um das Fett; viele hackten einander nach den Fingern, um sich Stücke zu sichern, welche ihnen für Leckerbissen galten. Ich überließ die wilde Horde ihrer ekelhaften Freude an Fleisch und Blut und ging ins Lager zurück. An jenem Morgen genoß ich zum ersten Mal Hippopotamusfleisch, das während unserer Reise an den abyssinischen Nilzuflüssen unsere tägliche Nahrung war. Die Araber hatten inzwischen auch das andere Flußpferd aufgefunden, und auch bei diesem fanden die eben geschilderten Auftritte statt. Das ganze Lager war in Bewegung. Mit Haut und Fleisch beladene Kameele arbeiteten sich durch das sandige Bett des Flusses, die Weiber erhoben ein langes, kreischendes Freudengeschrei, und wir galten für die allgemeinen Wohlthäter, weil wir in einer Zeit des Mangels für so gute und so reichliche Nahrung gesorgt hatten."

Auch am Setit (Takazze) lag Baker der Jagd auf Flußpferde ob. Er entwirft eine Schilderung der Gegend, in welcher er einige Zeit verweilte. In einer Entfernung von etwa vier Meilen zog eine hohe Gebirgskette hin; weiterhin ragten die Gipfel der abyssinischen Alpen empor. Die Ebene war reich bewaldet, aber doch so offen, daß man zu Pferde jagen konnte, und durch die liebliche Landschaft strömte der Setit in einem vielfach wechselnden Laufe. An manchen Stellen war das Bett mehrere hundert Ellen breit; der zusammengeschrumpfte Strom floß ruhig über Kiesel dahin, und das Wasser war so durchsichtig wie Glas. Auf anderen Punkten wurden durch großartige Felsenmassen Stromschnellen erzeugt; weiterhin wurde er durch senkrechte Klippen zu einem schmalen Canal eingeengt, durch welchen er sich in rascher Strömung drängte, dann in einen breiten, ruhigen Pfuhl sich ergoß und aus diesem heraus sanft abfloß. In jene Wasserlöcher zogen sich auch im Setit, wie im Atbara, die Flußpferde zurück, wenn sie von ihren nächtlichen Ausflügen heimkehrten. Unter den Bäumen fanden unzählige Perlhühner und schwarze Frankolinhühner Schutz, und Antilopen mußten dorthin zur Tränke kommen, weil sonst weit und breit kein Wasser war. Aber sie löschten den Durst in aller Eile, weil Leoparden und Löwen auf der Lauer lagen, um sie zu überfallen. Auf den Sandbänken im Flusse wärmten sich Krokodile. Die Flußpferde, welche allemal nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Wasser kamen und von einem Pfuhl zum andern gingen, hatten dem Ufer entlang einen Weg getreten. Man sah in dem Kraute die Spuren ihrer harkenartigen Zähne.

Die Araber bedienen sich zum Erlegen sowohl der Flußpferde wie der Krokodile einer Harpune. Sie besteht aus einem Stücke geschliffenen Stahles, das etwa elf Zoll lang ist, eine Spitze von dreiviertel Zoll Breite und einen einzigen, sehr starken Widerhaken hat. An diese Waffe bindet man ein Seil von etwa zwanzig Fuß Länge; an demselben befindet sich ein Schwimmer von der Größe eines Kindskopfes; dieser wird aus dem Holze des Ambatsch gemacht, das so leicht wie Kork ist. Das hintere Ende der kurzen Harpune wird in die Spitze einer etwa zehn Fuß langen Bambusstange eingelassen; um diese, welche man mit der linken Hand hält, bindet man das Seil.

Einer der Aggadschirs, Abu Do, verstand sich ganz ausgezeichnet auf das Handhaben einer solchen Harpune. Baker schreibt: „Einen prächtigern alten Neptun habe ich nie gesehen. Er trug die Waffe so, als wäre sie der Dreizack, mit welchem der alte Seegott die Ungeheuer der Tiefe regiert. Mit Bewunderung sah ich zu, wie dieser arabische Patriarch, welcher seine siebenzig Jahre zählte und welchem lange, graue Locken um die Schultern wallten, leichtfüßig wie eine Ziege von Fels zu Fels am rauhen Flußufer dahin lief."

Baker, der ihm gefolgt war, machte ihn auf ein Flußpferd aufmerksam, das seinen Kopf aus dem Wasser emporstreckte. „Abu Do schlich sich hinan; er hob den Arm, um rechtzeitig mit der Harpune werfen zu können, und stand unbeweglich da wie ein ehernes Standbild. Den linken Fuß hatte er vorausgestellt, in der rechten Hand hielt er, über dem Kopfe, die Harpune, während die losen Ringe des Seiles, welches an dem Ambatschschwimmer befestigt war, in seiner linken Hand lagen. Plötzlich schoß er die Harpune pfeilgeschwind senkrecht ins Wasser. Sofort wurden zwei ungeheure offene Kinnbacken sichtbar, gleich nachher tauchten Kopf und Körper des Hippopotamus auf. Das Thier erhob sich zur Hälfte über das Wasser, welches zu Schaum zerpeitscht ward, und schoß dann geraden Weges auf die Stromschnellen zu. Mit gewaltiger Kraft stämmte das Thier sich gegen die Strömung, faßte mitten in der etwa fünf Fuß tiefen Stromschnelle festen Fuß, arbeitete sich weiter aufwärts, erreichte eine breitere Untiefe, zog den Ambatschschwimmer hinter sich her, landete, lief in vollem Galop über das trockene Kieselbett und verschwand im Dickicht. Nach einiger Zeit kam es etwa zwölfhundert Fuß weiter oben aus dem Dickicht hervor und eilte in scharfem Trabe wieder dem Flußbette zu. Ich erhielt von Abu Do die Weisung, das Thier zu schießen, weil man es nicht auf die gewöhnliche Weise, vermittelst der Seile, heben könne; denn fast alle Leute waren im Lager mit dem Zerlegen eines Elephanten beschäftigt. Auf etwa siebenzig Ellen Entfernung gab ich ihm einen Schuß hinter das Ohr und zielte unmittelbar nachher auf ein zweites Flußpferd. Beide Thiere waren im Wasser verschwunden, kamen aber nach etwa anderthalb Stunden fast gleichzeitig zum Vorschein. Nun waren auch meine Leute am Platze und schwammen ohne Furcht vor den Krokodilen zu den Körpern hin. Der eine wurde an dem Seile, welches an der Harpune hing, direct ans Ufer geschafft; an den andern band man eine lange Leine und zog ihn auf eine Kieselbank. Der harpunirte Bulle war von der Oberlippe bis zum Schwanzende 14 Fuß 2 Zoll lang; der Kopf maß vom Anfange des Ohres bis zum Lippenrande in gerader Linie 3 Fuß 1 Zoll. Die Harpune steckte im Nacken und war etwa drittehalb Zoll tief unter die Haut gedrungen. Die letztere ist, bei einem Bullen, an jener Stelle etwa 1¾ Zoll dick. Der Schädel dieses prächtigen Exemplars befindet sich in England."

„Im Allgemeinen ist das Flußpferd harmlos, aber, ähnlich wie beim Elephanten, einzeln lebende alte Bullen sind im höchsten Grade boshaft, namentlich wenn sie sich im Wasser befinden. Sie greifen ein Boot an, und ich selbst war einmal in Gefahr, mit meinem Kahn umgestürzt zu werden, obwohl ich mich um das Thier gar nicht bekümmert hatte.

Die Weibchen sind scheu und als Mütter sehr zärtlich; sie greifen den Menschen nur an, wenn er ihnen ein Junges nehmen will oder genommen hat. Man begreift, daß der Araber große Stücke auf das Flußpferd hält. Dasselbe liefert ihm eine Menge wohlschmeckenden Fleisches, dann noch etwa 200 Pfund Fett, und aus einer Haut kann er 100 bis 200 Kameelpeitschen verfertigen." Baker sagt, er seinerseits habe diese nützlichen Geschöpfe nie zum bloßen Jagdvergnügen geschossen. Ihr Fleisch wurde für ihn, seine Leute und die Araber bestimmt; wenn er genug Antilopen- und Giraffenwildpret hatte, ließ er die Flußpferde unangefochten. Elephantenfleisch hat einen strengen, unangenehmen Geschmack, der stark an den eigenthümlichen Geruch des Thieres erinnert.

Das Flußpferd ist beidlebig, muß aber beständig viel Luft haben. Bevor es niedertaucht, bläst es allemal die ungeheuer großen Lungen auf, bleibt gewöhnlich fünf bis acht Minuten unter dem Wasser, und wenn es dann an die Oberfläche kommt, entleert es die Lungen, um sie augenblicklich wieder mit frischer Luft zu füllen. Da, wo die Thiere durch vieles Jagen oder Schießen vorsichtig und scheu geworden sind, heben sie selten den Kopf auf die Oberfläche, sondern stecken bloß die Nüstern heraus, um durch diese Luft einzuziehen, und dann ist es unmöglich, sie zu schießen. Sie nähren sich von Wasserpflanzen und Gräsern aller Art, und besuchen nicht bloß die Flußufer, sondern wandern bei Nacht weit weg nach guten Weiden. Sie sehen plump und unbeholfen aus, erklettern aber trotzdem hohe Ufer und steile Schluchten mit eben so großer Behendigkeit als Kraft.

* * *

Zu Anfang des Jahres 1862 befand sich Baker am obern Setit mit einer starken Jagdgesellschaft. Er hatte nun sechs wohlberittene Aggadschirs, vier Büchsenjäger und



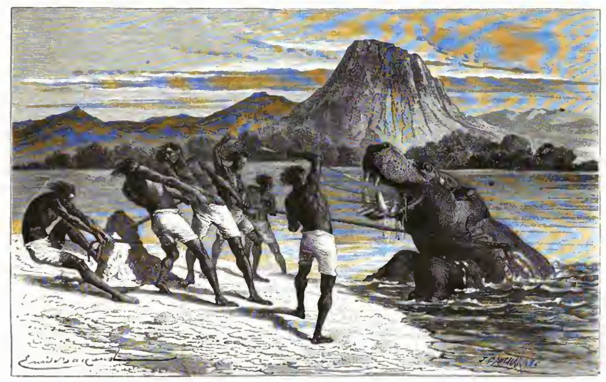
Harpunenwürfe gegen ein Hippopotamus.

zwei Kameele, welche Wasservorrath trugen. Die Gegend, in welcher er sich nun befand, glich einem englischen Park, mit zumeist Dornen tragenden Bäumen und dann und wann einen riesigen Baobab (Affenbrotbaum), welcher allemal hoch über die niedrigen Mimosen emporragte und Menschen und Pferden erquickenden Schatten spendete. Einer derselben hatte etwa 40 Fuß im Umfange; der schwammige Stamm war durch Pflöcke aus hartem Holz, welche die Jäger eingeschlagen hatten, zu einer Leiter geworden; sie steigen an derselben hinauf, um Honig zu suchen. Die Biene liebt den Baobab, weil er hohle Stellen hat, in welchen sie ihre Waben bauen kann. Der Baobab erinnerte den Reisenden stets an einen Pilz; die ungeheure Dicke des Stammes steht in gar keinem Verhältnisse zu der Höhe, und die spärlichen Zweige haben gleichfalls einen massiven Charakter. Das Holz ist so leicht wie Kork und so saftig wie eine Möhre. Die Frucht, welche in der Schale zwischen einem gelben Staube befindlich ist, hat einen schwach säuerlichen Geschmack und ist erfrischend. An den Mimosen, welche Gummi arabicum tragen, war in jener Jahreszeit das Gummi ausgebildet, in schönen, bernsteinfarbigen Massen von der Größe einer Muskatnuß bis zu der einer Apfelsine. Die Araber sammelten große Vorräthe davon. Es war äußerlich hart wie Eis, in der Mitte flüssig und so hell, als ob es auf künstlichem Wege geklärt worden sei, und von angenehm süßem Geschmack.

In diesen Mimosenwäldern haust das Rhinoceros, mit welchem Baker sich viel zu schaffen machte. Eines Tages, als er durch einen ziemlich offenen Wald ritt, hielt der Führer Tahir Scherif plötzlich sein Pferd an, zeigte auf einen Busch, unter welchem eine unförmliche Masse lag, und sprach leise: „Umgurrin", d. h. Mutter des Horns. Zwei Nashörner schliefen unter dem dichten Gebüsche und lagen wie Schweine da, dicht neben einander. Er kam ihnen bis auf 30 Schritte nahe, ihre Lage war jedoch so eigenthümlich, daß es nicht gerathen war, zu schießen. Als sie Witterung

bekamen, sprangen sie mit großer Gewandtheit auf, und das eine stürzte, laut und scharf pfeifend, geradeswegs auf Baker los, welcher ihm aus dem rechten Laufe der Büchse eine Kugel nach der Kehle schoß. Beide Thiere rasten fort; sie liefen wie zwei angeschirrte Pferde Hals an Hals, während Tahir Scherif, ein Hamran-Araber, mit blankem Schwert hinter ihnen her sprengte, in einer Staubwolke, welche von den beiden Rhinoceronten aufgewirbelt wurde. Ein anderer, Roder Scherif, ein Mann mit einem verdorrten Arme, hatte die Zügel auf eine Art von Klaue gehängt, welche ihm von jenem Arme noch geblieben war; in der Rechten hielt er sein Schwert und hielt sich dicht neben seinem Bruder, um den zweiten Hieb zu führen. Abu Do war der Dritte; sein Haar flog ihm wild um den Kopf, er trieb sein Pferd nach Kräften an und lehnte sich mit wilder Energie vorwärts, das Schwert vorausstreckend, als ob er das Wild schon ganz in seiner Nähe habe. Baker rannte seinem Hengste Tetel die Sporen in die Weichen und befand sich zwischen den beiden Brüdern, Tahir und Roder Scherif.

„Zwischen den beiden Aggabdschirpartien entstand Eifersucht; die eine wollte die andere ausstechen. Abu Do, welchen sein Gaul im Stiche ließ, wurde fast verrückt, als Tahir ihm so weit vorauskam, und dieser war fest entschlossen, als der erste sein Schwert in Blut zu tauchen. Ich machte den Versuch, an dem zur Linken laufenden Nashorn vorbeizukommen, weil ich meinen zweiten Lauf mit der rechten Hand dicht an seiner Schulter abfeuern wollte, aber die Thiere ließen sich nicht überholen. Wir blieben immer einige Ellen weit hinter ihnen zurück, außerhalb der Hiebweite, und mußten schon zufrieden sein, daß wir Schritt zu halten vermochten. So ging es wohl eine Stunde lang, und die Rhinoceronten waren noch immer nicht ermattet; sie flogen dahin durch niedriges Gestrüpp, welches den Pferden viel zu schaffen machte, und durch lichte Waldstreifen bis auf den Kamm

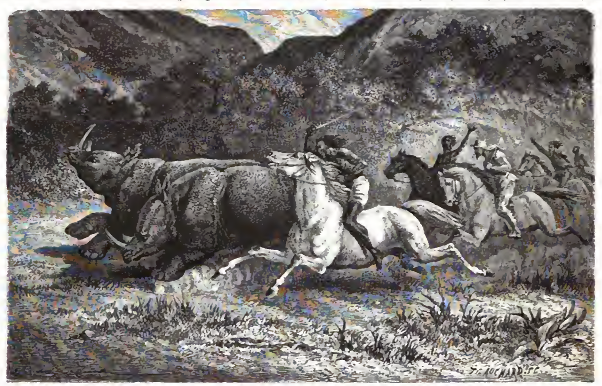


Ein Hippopotamus wird ans Land gezogen.

einer Anhöhe, welche sich sanft nach dem Flusse hin abdachte. An diesem lag ein Dickicht von Nebekmimosen, und in diesem wollten die Thiere ein Versteck suchen. Nur noch vier Reiter waren ihnen nahe geblieben. Abu Do sprang von seinem ermatteten Pferde, lief zu Fuße weiter, und es schien fast, als ob er in raschem Laufe die Reiter überholen werde, doch behielten diese zuletzt einen Vorsprung; Roder war nun voran, ich dicht hinter ihm. Die Aufregung wurde ungeheuer; wir näherten uns dem Dickicht; die Nashörner wurden matter, denn sie fingen an zu ächzen, obwohl sie gesenkten Kopfes noch immer fortrannten. Wir waren nur noch etwa zweihundert Schritt vom Dickicht entfernt, aber die Kraft unserer Pferde war fast erschöpft, gleich jener der Rhinoceronten, welche nun aus dem Galop in Trab fielen. Tahir kam ihnen ganz nahe, aber noch ein Moment, und sie waren im Dickicht. Da blitzte seine Klinge, als eben das hinterste Rhinoceros die dichte Dornenwand erreichte; es bekam eine Wunde auf das Hinterviertel und verschwand im Walde. Tahir hatte den Hieb auf eine außerordentliche Weite wundervoll geführt, denn als er sich vorwarf, um das Thier noch mit der Klinge zu erreichen, war er fast aus dem Sattel. Wir hatten unsern Zweck nicht erreicht, aber trotzdem hat mir niemals eine Jagd so große Freude gemacht wie diese. Es war ein ganz prächtiges Rennen, und erhebend war der Gedanke, daß ein Mann mit keiner andern Waffe als einem blanken Schwerte bewehrt, auch das gewaltigste Thier angreifen und besiegen kann. Tahir Scherif erklärte, daß eine Jagd auf das Rhinoceros immer sehr schwierig sei, weil das Thier so außerordentlich schnell ist; er habe allerdings schon manche erlegt, aber stets nach langen und ermüdenden Anstrengungen. Wenn das Thier müde werde, pflege es Stand zu halten; dann lenke ein Jäger die Aufmerksamkeit desselben auf sich, während ein zweiter von hinten heranreite und ihm die Beinsehnen durchhaue. Indessen kann es, was der Elephant nicht vermag, recht gut auf drei Beinen laufen, wird also durch einen ein-

zigen Hieb noch nicht lahm, und das vergrößert für den Jäger die Gefahr."

In Abyssinien kommt nur das schwarze Rhinoceros mit zwei Hörnern vor, dieselbe Art, welche man in Südafrika als Keitloa bezeichnet. Wenn völlig ausgewachsen, hat es bis zur Schulter eine Höhe bis zu 5 Fuß und 6 bis 8 Zoll; die Haut ist nur halb so dick, wie jene des Flußpferdes, aber sehr zäh und von dichtem Gewebe; wenn sie getrocknet und geglättet ist, sieht sie wie Horn aus. Dem schwarzen afrikanischen Nashorn mangeln die Falten, welche das indische Rhinoceros hat; vielmehr sitzt die Haut ganz glatt am Körper. Es ist ein sehr bösartiges Thier; es greift den Menschen zuerst an, auch wenn derselbe ihm keine Veranlassung gegeben hat; es sieht in jedem Geschöpf einen Feind. Weder Gesicht noch Gehör sind scharf, aber der Geruchssinn ist so fein, daß es bei günstigem Winde einen Fremden auf 500 bis 600 Ellen entdeckt, und es stürzt auf einen Gegenstand los, wenn es ihn nur wittert und noch gar nicht sieht, und dabei stößt es drei laute Pfiffe aus. Sein Gehirn wird durch die zwei Hörner geschützt, und es ist für den Jäger sehr schwierig, ein angreifendes Rhinoceros zu tödten, sobald dasselbe einen unerwarteten Angriff in dichtem Gebüsche macht. Die Hörner werden selten länger als zwei Fuß, sie sind gewöhnlich viel kürzer und nicht, was bei den Hörnern aller anderen Thiere der Fall ist, mit dem Knochen verwachsen, sondern wurzeln lediglich in der dicken Haut, von welcher sie eine Fortsetzung zu sein scheinen. Diese furchtbare Waffe hat somit keine feste Grundlage, und an einem getödteten Rhinoceros kann man schon am zweiten Tage das Horn vermittelst eines Schlages mit einem Stock abtrennen. Man sieht dann, daß die Basis eine Art flacher Schale bildet und so ziemlich dem Herzen einer Artischocke



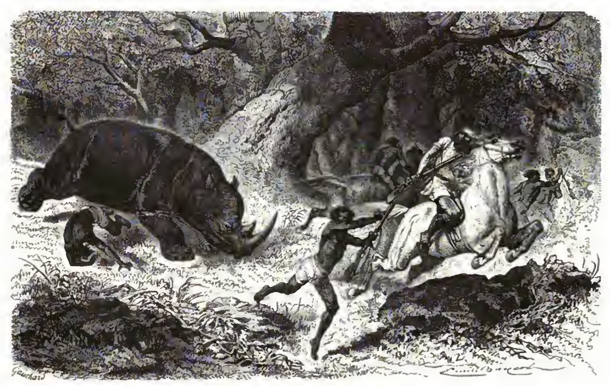
Verfolgung zweier Rhinoceronten.

gleicht, von welcher man die Blätter abgepflückt hat. Die Backenzähne haben an der Außenseite einen scharfen, vorspringenden Rand, und die geschlossenen Kinnladen bilden eine Scheere, indem die vortretenden Ränder der obern und der untern Reihe in einander übergreifen. So kann das Thier die Aeste und Zweige, welche vorzugsweise seine Nahrung bilden, abkneifen oder abschneiden; es ist vorzugsweis ein Holzfresser, verschmäht jedoch keineswegs Gräser und Kräuter. Am liebsten frißt es eine kleine Mimose, die eine röthliche Rinde hat und in dichten Massen wächst. Das Rhinoceros kneift diese so scharf ab, daß man eine lebendige, mit einer Gartenscheere zugestutzte Hecke zu sehen glaubt.

Man sieht das Nashorn gewöhnlich paarweise und auch wohl mit einem Kalbe, welchem die Mutter große Zärtlichkeit zuwendet; sie ist stets wachsam und auf der Hut. Der harte und schrille Ton, welchen das Rhinoceros von sich giebt, ist jenem einer Kindertrompete nicht unähnlich. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang kommt es aus seinem Tagesversteck, das etwa eine Meile von der Tränke liegt, hervor und nähert sich dem Wasser auf regelmäßigen Pfaden, die es sich selber getreten hat, nimmt aber nicht jedesmal denselben Weg. Nachdem es seinen Durst gelöscht hat, zieht es sich an eine bestimmte Stelle unter einen Baum zurück, in dessen Nähe der Jäger große Haufen von Losung findet. So weiß er, wo er die Fallen zu stellen hat; er muß dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil es sich um ein ungemein schlaues Thier mit feinem Geruche handelt. Er gräbt mitten in einem solchen Rhinocerospfade in der Nähe des Baumes ein rundes Loch von etwa 2 Zoll Tiefe und 15 Fuß Durchmesser und legt auf dasselbe einen Streifen von zähem Holze, der eine große Anzahl scharfer, aus starkem, elastischem Holze verfertigter Spitzen trägt. Diese treffen in der Mitte zusammen und greifen so über einander, wie es die Speichen eines Rades thun würden, falls man sie verlängerte und die Stäbe entfernte. Dieses Instrument muß gut an das Loch anschließen; auf das Rad legt man im Kreis ein starkes Seil mit laufender Schlinge. Das andere Ende desselben wird an einem Baumstamme befestigt, welcher zu diesem

Zwecke umgehauen wurde, und an einem Ende tief eingekerbt worden ist, damit das Seil nicht abgleite. Solch ein Klotz wiegt etwa 500 bis 600 Pfund; er wird sorgfältig in die Erde gegraben und die ganze Falle mit Erde bedeckt. Nun glättet man die Oberfläche, indem man mit einem Zweige darüber hinfährt, nicht mit der Hand, denn die Berührung mit derselben würde einen Geruch zurücklassen, welchen das Rhinoceros sofort witterte. Zuletzt kehrt man etwas von der Losung auf jene Stelle. Ein Thier, welches die Falle nicht entdeckt, tritt auf den Reifen, und sein Bein sinkt durch denselben in das Loch; beim Versuche, den Fuß herauszuziehen, legt sich die Schlinge dicht an das Bein, und sie kann von demselben nicht abgleiten, weil die Stacheln des Reifens in die Haut eindringen. Das Thier strengt sich nun an, loszukommen; dabei reißt es den schweren Klotz aus der Grube, stürzt wüthend fort, schleppt den Hemmschuh mit sich, und dieser hakt im Dickicht an Baumstämme oder Wurzeln an. Die Jäger warten das Weitere ab; sie folgen am andern Tage den Furchen, welche der Klotz gezogen hat, finden das abgemattete Thier und tödten es mit Lanze oder Schwert. Zunächst lösen sie die Haut ab, welche gewöhnlich Fell zu sieben Schilden, jeden im Werthe von zwei Thalern, liefert; das Horn wird in Abyssinien mit zwei Thalern per Pfund bezahlt.

Baker hatte einige Zeit lang sein Lager bei Delladilla am Setit, in der Nähe der Gegend, wo er gemeinschaftlich mit den Aggadschirs seinen ersten Elephanten getödtet hatte. Etwa ein Dutzend Huarti, d. h. Hippopotamusjäger, gleichfalls Hamran-Araber, waren zu seiner Bande gestoßen, die nun ziemlich stark war. Diese kühnen Leute verstehen sich insbesondere gut darauf, Krokodile mit der Harpune zu erlegen. Eines Tages, als Baker durch ein Dickicht von Kittarmimosen und durch mannshohes Gras ritt, fand er wieder Spuren von einem Nashorn. Während er mit seinen drei Begleitern einen Augenblick anhielt, vernahm er plötzlich die ihm wohlbekannten Töne: Uiff, uiff, uiff! und gleichzeitig ein Knistern und Krachen im Walde; zwei mächtige Thiere stürmten in gerader Richtung auf die Jäger zu. Die Gefahr war groß, und nichts konnte retten als die wildeste Flucht. Der Reitknecht Mahomet wurde von einem Rhinoceros im wilden Laufe zu Boden geworfen; die Anderen suchten eine Anhöhe zu gewinnen. Baker selbst verdankte sein Leben nur der Schnelligkeit seines Pferdes; die Nashörner stürmten dann in gerader Richtung weiter.



Die Jäger werden von einem Nashorn verfolgt.

Die Jäger waren entsetzlich zugerichtet; bei der Flucht durch das dornige Gestrüpp waren ihnen die Kleider in Fetzen zerrissen worden; Baker verlor eine Menge Blut aus Armen und Beinen, und seinen Leuten erging es nicht besser. Aber sie waren alle froh, den gewaltigen Thieren entronnen zu sein.

Die skandinavischen Felsenbilder.

Von **J. Mestorf.**

Unter der Hinterlassenschaft jener Völker, welche in vorhistorischer Zeit die Erde und im engern Sinne Europa bewohnten, sind es nicht bloß die in den Alterthumsmuseen und Kunstsammlungen bewahrten Waffen, Geräthe und Schmuckgegenstände, welche dem Forscher das Material zu mehr oder minder sicheren Schlüssen auf die Cultur und Stammverwandtschaft ihrer einstmaligen Besitzer liefern, sondern auch die festen oder localen Denkmäler, und unter diesen besonders die Inschriftsteine. Das Verdienst, welches unsere Orientalisten sich durch die Entzifferung ägyptischer und assyrischer Inschriften um die Weltgeschichte erworben, ist allgemein anerkannt. Stehen nun neben diesen Zeugen aus granester Vorzeit die nordischen Schrift- oder Runendenkmäler als Jünglinge da, so darf doch ihr Werth nicht unterschätzt werden, indem auch sie eine genauere Kenntniß der Vergangenheit vermittelt haben.

Dank dem Eifer und dem Fleiße der nordischen Sprachforscher läßt sich nunmehr mit Hülfe dieser Runeninschriften, theils aus ihrem sachlichen Inhalte, theils nach dem etymologischen Alter der Sprache, in der sie abgefaßt sind, die Zeit, welcher sie angehören, annähernd bestimmen. Ja, es hat sich herausgestellt, daß die Runendenkmäler nicht alle von demselben Volksstamme herrühren, sondern daß die jüngere Schrift (das sechzehnstäbige Futhork) einem Stamme angehört, welcher um die Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung in Schweden einwanderte und der im Lande seßhaften Bevölkerung, obschon diese eine hohe Cultur, eine ausgebildetere Schrift und ausgebreitete Handelsverbindungen besaß, doch an Intelligenz und physischer Kraft so überlegen war, daß er im Laufe der Zeit die Oberhand behielt.

Außer den Runensteinen besitzt der skandinavische Norden noch eine andere Art von festen Denkmälern, die sich jeder Altersbestimmung entzieht. Es sind dies die namentlich in Schweden zahlreich vorkommenden Bilderfelsen oder Felsenbilder (hällristningar; sculptured rocks). Sie bestehen in verschiedenen Figuren: Menschen, Thiere, Schiffe, Kreise u. s. w., die entweder im Contour oder in der ganzen Fläche ½ bis 1 Zoll tief in den Stein gehauen sind und sich, ohne symmetrisch geordnet zu sein, zu einem Bilde zusammenfügen, in welchem man die Darstellung einer wirklich stattgehabten Begebenheit erräth. — Man findet diese Bilder an glatten Felsenwänden, an See- und Flußufern oder an solchen Orten, die ihrer Lage nach zu der Vermuthung berechtigen, daß ehemals eine Wasserstraße an ihnen vorüber führte. Besonders häufig sind sie im Bohuslän (400 bis 500). Man kennt sie ferner in Blekinge, Halland, Schonen, Dalsland, Ostgothland und Norrland; auf den Inseln Gotland und Oeland, am Sognefjord in Norwegen und in Schottland. Hat man einen bildergeschmückten Felsen entdeckt, so kann man mit einiger Sicherheit darauf rechnen, deren mehrere in der Nähe zu finden, ohne daß die Figuren in nachweislichem Zusammenhange stehen. Hinsichtlich des Stils, der mangelhaften Gruppirung und der Ausführung herrscht jedoch in diesen Bildern eine so große Aehnlichkeit, daß man sich versucht fühlen könnte, sie für die Schöpfungen eines einzigen Künstlers zu halten. Dieser Vermuthung, sowie auch dem Argwohn, daß hier Kunstproducte à la Domenech vorliegen könnten, tritt die große Anzahl und örtliche Verbreitung dieser Sculpturen entgegen; desgleichen der Umstand, daß einige derselben so hoch über dem heutigen Bodenniveau liegen, daß die Künstler in der Luft geschwebt haben müßten, wenn nicht seit ihrer Entstehung eine locale Hebung stattgefunden hätte, von der jedoch weder Geschichte noch Sage zu erzählen wissen, und endlich die Entdeckung, daß in einigen Gräbern der Vorzeit die innere Fläche der Steinkammer mit ähnlichen Figuren bedeckt war. — Es ist selbstverständlich, daß die skandinavischen Archäologen diesen Sculpturen seit lange ihre Aufmerksamkeit zugewandt und sie zum Gegenstand mannichfacher Untersuchung gemacht haben. Ohne die Arbeiten der übrigen zu unterschätzen, müssen wir uns hier darauf beschränken, die beiden Forscher zu nennen, welche sich zuerst und am eingehendsten damit beschäftigt und die Resultate ihrer Untersuchungen in prächtig ausgestatteten Werken niedergelegt haben: Holmberg und Brunius*). Obgleich das Gebiet, auf welchem die beiden Gelehrten ihre Forschungen hauptsächlich betrieben,



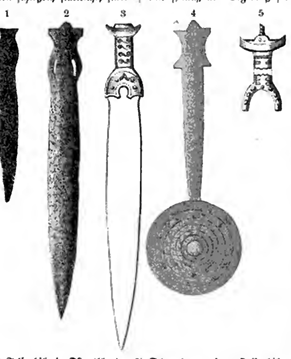
Bohuslän, Quille Härad.

*) A. E. Holmberg, Skandinaviens Hällristningar, Stockholm 1848, 4 Hefte mit 46 Tafeln, und C. G. Brunius, Försök till förklaringar öfver hällristningar, Lund 1868, mit 15 Tafeln. — Außer diesen Hauptwerken existiren von beiden Verfassern verschiedene

dasselbe war, nämlich: die Provinz Bohus, so gehen sie doch in der Beantwortung der Frage: welcher Zeit und welchem Volke die Felsenbilder zuzusprechen seien, weit auseinander.

Holmberg erklärt für unmöglich, daß die Figuren ohne Metallwerkzeuge in den Stein gegraben seien; daß dieselben von Bronze gewesen, hält er wegen der Kostbarkeit dieses Metalles für unwahrscheinlich. Die Kameele, Rhinocerosse und Schildkröten, welche er auf einigen Bildern zu erkennen glaubt, setzen eine Bekanntschaft mit der Thierwelt des Südens voraus, und da nur die Wikinge, die auf ihren Fahrten bisweilen weit verschlagen wurden, eine solche besitzen konnten, so sieht der Verfasser in ihnen die Urheber der Felsenbilder, deren Entstehung er demzufolge in die Zeit der Wikingszüge, d. h. in die Zeit vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert verlegt. Auch die Deutung der Figuren wird ihm nicht schwer. Zwei landeinwärts gerichtete Fußsohlen, Rennthiere, Hirsche und andere Jagdthiere, Männer, die mit Pfeil und Bogen nach den Thieren schießen, stattliche, starkbemannte Schiffe und beschädigte oder umgestürzte Fahrzeuge erzählen ihm z. B. von einem kühnen Seehelden, der mit seinem Drachschiff auf Abenteuer auszog und bei eintretendem Mangel an Lebensmitteln ans Land ging, um sich nach Wikinger Brauch durch Jagd und Plünderung das Nöthige zu schaffen. Der Beherrscher des Landes setzte dem kecken Räuber nach, es entspann sich ein Kampf, aus welchem unser Held als Sieger hervorging und die Schiffe des Feindes zerstörte oder sich aneignete und danach ruhmgekrönt weiter fuhr. Diese und ähnliche Abenteuer wurden in einem Siegesliede verherrlicht und an dem Schauplatze der Begebenheit oder in der Heimath des Helden die Hauptmomente desselben in den Stein gegraben zu ewigem Gedächtnisse. — Je mehr Herr Holmberg sich in diese Bilderschrift hineindenkt, desto verständlicher erscheint sie ihm, und bald erkennt er gewissen, häufig vorkommenden Figuren eine bestimmte Bedeutung zu. So bezeichnen nach seiner Auslegung:

Grobe Gliedmaßen: Kraft und Tapferkeit.
Emporgestreckte, unbewaffnete Hände: Furcht.
Gebückte Stellung: Fall.
Rindvieh: Plünderung und Beute.
Schlange: List.
Vogel: Niederlage (Rabe oder Adler auf der Walstatt).
Fußsohlen: Landung; bei einem Fahrzeuge: Enterung.
Angriffswaffen: Kampf.
Schild: Sieg.
Eine Wellenlinie: Wasser; über einem Schiffe: Schiffbruch.
Ein umgestürztes Schiff ohne Besatzung: Niederlage ꝛc.



1) Felsenbild in Ostgothland. 2) Schwert von einem Felsenbilde in Ostgothland. 3) Bronzeschwert. 4) Schwert und Schild, Felsenbild. 5) Schwertgriff von Bronze.

Zu ganz anderen Resultaten kommt, wie schon gesagt, Professor Brunius. Gestützt auf langjährige Erfahrung in der Bearbeitung verschiedener Steinarten zu architektonischen Zwecken, bestreitet er die Behauptung Holmberg's, daß die Steinbilder nicht ohne Metallwerkzeuge hergestellt sein können*). Anlage, Gruppirung und Ausführung der Figuren sind nicht derartig, daß sie eine höhere Bildung bedingen, als wir sie bei einer Völkerschaft voraussetzen dürfen, welche den härtesten Stein mit einer Meisterschaft bearbeitete, die uns noch heute Bewunderung einflößt. Und aus diesen wie mehreren anderen Gründen trägt Brunius kein Bedenken, die Urheber der Felsenbilder unter jenen Völkerstämmen zu suchen, welche während des sogenannten Steinalters den skandinavischen Norden bevölkerten.

Gegen diese beiden Ansichten erhob vorigen Herbst in einer Sitzung des archäologischen Congresses in Kopenhagen der schwedische Reichsantiquar B. O. Hildebrand seine Stimme und sprach, als Ergebniß selbstständiger Studien, die Ueberzeugung aus, daß die schwedischen Felsenbilder aus der Bronzezeit stammen. Die Hauptstütze für diesen Ausspruch findet er in einigen Felsensculpturen in Ostgothland, auf die wir weiter unten zurückkommen. In dem zweiten Bande der von ihm herausgegebenen „Antiquarisk Tidskrift för Sverige“ bespricht Herr Hildebrand den Gegenstand ausführlicher. Die Unhaltbarkeit der Holmberg'schen Hypothese weist er schlagend nach, indem er darauf aufmerksam macht, daß die Felsenbilder alsdann gleichzeitig sein müßten mit manchen Runensteinen, die eine ganz andere und zwar sehr entwickelte Ornamentik präsentiren, und ferner, daß ein Volk mit so hoher Cultur, wie sie sich in den Kunstproducten des skandinavischen jüngern Eisenalters offenbart, keine so primitive Bilderschrift zu seinen Denkmälern gewählt haben würde. Daß aber diese Sculpturen den Bildungsgrad einer ganzen Bevölkerung und nicht etwa einzelner Steinmetzen verräth, beweisen, wie schon gesagt, die Vielheit und die große Verbreitung derselben von Schonen nach Norrland, von Gotland bis nach dem Sognefjord.

Weniger scharf sind die Gründe, mit denen Herr Hildebrand der Ansicht Brunius' entgegentritt. Er beweist sogar aus dem Inhalte einiger von ihm aufgedeckten Gangbauten, daß die Eigenthümer derselben im Besitz mehrerer Hausthiere (Pferd, Schaf, Hund) gewesen. Die auf den Felsenbildern vorkommenden Abbildungen dieser Thiere würden also nicht wider Brunius zeugen.

Den Hauptbeweisgrund für die Richtigkeit seiner Meinung sucht Herr Hildebrand 1) in der Aehnlichkeit der

kleinere Abhandlungen über den Gegenstand, unter denen die erste von Professor Brunius schon 1823 im Druck erschien.

*) Daß Namenszüge, die von der Hand eines Kindes mit einem Steine in den Felsen gehauen waren, nach mehreren Decennien noch keine Spur von Verwitterung zeigten, können wir aus eigener Erfahrung bezeugen.

Schiffsfiguren auf den Felsenbildern mit denjenigen der bekannten kleinen Rasirmesser der Bronzezeit, und 2) in der Aehnlichkeit der Schwerter der Felsenbilder mit denjenigen der Bronzezeit. Um dies zu veranschaulichen, bringt er die Abbildung einiger Bronzeschwerter und Schwertgriffe und daneben die treue Copie einiger Schwerter von einem Felsenbilde in Ostgothland, die allerdings in Betreff der blattförmigen Klinge und des über die Klinge fassenden Heftes ohne Parirstange eine beachtenswerthe Aehnlichkeit haben. Auch die Schilde mit den concentrischen Kreisen um einen erhabenen Mittelpunkt lassen sich den runden Bronzeschilden vergleichen.

Zu beachten sind auch die auf den ostgothischen Sculpturen vorkommenden, dem Bronzealter eigenthümlichen Spiralornamente. Als möglich stellt Herr **Hildebrand** die Conjectur, daß ein fremdes, kürzlich ins Land gekommenes Volk, im Besitz von Bronzewaffen, mit den Eingeborenen in Conflict gerathen und von ihnen geschlagen worden sei, wonach diese die ruhm- und denkwürdige Begebenheit in den Stein gruben und auch die kostbaren Trophäen mit abconterfeiten. Damit nähert Herr **Hildebrand** sich jedenfalls der Ansicht **Brunius'**.

Unter den Archäologen, welche sich dem Urtheile **Hildebrand's** zum Theil anschließen, sei hier Herr **Bruzelius** genannt, ein um die nordische Alterthumskunde hochverdienter schwedischer Gelehrter, dessen Schriften im Auslande weniger bekannt sind, als sie hinsichtlich ihrer Gediegenheit verdienen. Herr **Bruzelius**, Gymnasialdirector in Ystad, entdeckte vor zwei Jahren mehrere Felsenbilder in **Schonen**, die ersten in dieser Landschaft und besonders merkwürdig darum, weil einige derselben in der Nähe eines **Grabhügels** liegen, andere auf einem **Felsen, über welchem ein Grabhügel (Thorehög genannt) errichtet ist.** Herr **Bruzelius** kommt hierdurch zu dem interessanten und gewiß sehr richtigen Schlusse, **daß zwischen dem Grabhügel und den Felsensculpturen ein Zusammenhang obwalten dürfte**, indem die Thaten des im Hügel schlafenden Helden an dem nahe gelegenen Felsen bildlich dargestellt worden seien. Um den Werth dieser Vermuthung zu prüfen, ist es geboten, **die Grabhügel**, welche sich in der unmittelbaren Nähe solcher Sculpturen befinden, einer Untersuchung zu unterziehen, wodurch die Frage, aus welcher Zeit letztere herrühren, vielleicht die zuverlässigste Antwort fände.

Es sei uns gestattet, hier auf zwei Fälle hinzuweisen, welche der Vermuthung des Herrn **Hildebrand** günstig sind. Unter den Figuren an der innern Fläche des von Herrn Professor **Nilsson** in seinem Werke über das Bronzealter so ausführlich behandelten **Kivik-Monumentes** befindet sich, außer mehreren dem Bronzealter eigenthümlichen



Drachschiff von einem Felsenbilde bei Tegneby, Bohuslän (zu Seite 360).



Drachschiff von einem Felsenbilde bei Kyrtorpt, Bohuslän (zu Seite 360).

Ornamenten, auch ein **Schiff**, wie man sie auf den schon genannten kleinen Bronzemessern und auf den Felsenbildern findet. Selbst **Holmberg** und **Brunius** räumen ein, daß diese Figuren sowie das ganze Denkmal aus der Bronzezeit stammen. In dem ersten Nachtrage zu seinem vorbenannten Werke bringt Professor **Nilsson** (deutsche Ausgabe S. 42) die Abbildung eines mit Schiffen geschmückten Steinblockes, welcher vor Jahren aus einem nahgelegenen Hügelgrabe, dem **Willsarahügel**, ausgegraben sein soll. **Nilsson** durchsuchte den Hügel und fand in demselben, außer einigen irdenen Scherben und Kohlen, einen Pferdezahn, ein Flintsteinmesser, eine Lanzen- und eine Pfeilspitze desselben Materials **und ein Fragment von einem Bronzeschmuck**, bestehend in einer mit schönen Spiralen verzierten Scheibe.

Hier hätten wir sonach einen Beweis, daß die besprochene Schiffsfigur in einem Grabe der Bronzeperiode gefunden worden ist. Und da nun auf den Felsenbildern eben solche Schiffe und, neben diesen, Waffen, die denen der Bronzezeit gleichen, angetroffen werden und daneben Menschen- und Thiergestalten, wie man sie zu Hunderten in den verschiedenen Provinzen der skandinavischen Reiche findet, so läßt sich nicht leugnen, daß die **Hildebrand'sche Hypothese** viel Wahrscheinliches für sich hat.

Bildergeschmückte Felsen giebt es in vielen Ländern, und, mit Ausnahme Australiens *), in allen Welttheilen; doch können hier nur solche in Betracht kommen, welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den skandinavischen offenbaren. Man behauptet dies von den in Schottland entdeckten, allein wir können auch diese nicht weiter berücksichtigen, weil uns keine Abbildungen derselben vorliegen. In dem Flachlande Dänemark dürfen wir nicht nach Bilderfelsen suchen; doch verdient es Beachtung, daß in verschiedenen antiquarischen Berichten dieses Landes von **Grabkammern** aus großen Steinen die Rede ist, **die an der Innenseite mit vielen Figuren bedeckt waren.** Leider wurden diese Steine zerstört, bevor sie einem Sachverständigen zu Gesicht gekommen waren. Daß in Dänemark ähnliche Monumente existirt haben wie zu Kivik und wie der **Willsarahügel** in Schonen, ist mindestens glaubwürdig.

Wir sehen demnach in den hier besprochenen Felsenbildern die künstlerischen Versuche eines Volkes, welches sich von Jütland (?) bis nach Norrland und bis an die Westküste von Norwegen *) ausbreitete, vielleicht bis nach den schottischen Inseln. Dieses Volk besaß stattliche Schiffe und muß folglich der Schifffahrt kundig gewesen sein; es besaß ferner schöne Waffen und lebte nicht bloß von Jagd und Raub, sondern führte auch ein seßhaftes, friedliches Leben, wie die Bilder von Pferden, Kühen, Hunden, Schweinen anzunehmen erlauben. Wie lange es hier im Lande gewohnt und geherrscht, werden wir schwerlich jemals erfahren, wir wissen nur, daß es im Zeitstrome unterging und der Vergessenheit anheimfiel zu einer Zeit, die weit hinter der ältesten Sage zurückliegt.

*) William Wallace und Charles Nicolson wollen freilich am Hafen von Sydney an einem Felsen rohe Figuren wahrgenommen haben, die Aehnlichkeit mit Kängeruhs hatten.

*) **Die Nordgrenze für Bronzefunde in Norwegen ist Dronlheim.** Gräber der Bronzezeit kommen nur im Südwesten des Landes und an der Küste vor, wo man auch Spuren von Gießstätten entdeckt haben will.



Die Walachen in Griechenland als Räuber und als Hirten.

A. In unserer Zeitschrift ist oftmals hervorgehoben worden, daß die Bevölkerung des „Königreiches Hellas", welche man als Hellenen bezeichnet, eine buntscheckige Musterkarte verschiedener Nationalitäten bildet, daß sie aus Neugräken, Arnauten, Slaven und Walachen besteht. Diese letzteren bilden einen nicht unbeträchtlichen Theil dieser Völkermosaik, und aus ihrer Mitte gehen nicht selten die allergefährlichsten Briganten hervor. Wir wollen in dem Nachstehenden eine nähere Kennzeichnung dieser Abzweigung „der großen rumänischen Nation" zu geben versuchen; es fallen dabei auch Schlaglichter auf die öffentlichen Zustände in Hellas und auf die lackirte Halbbarbarei in jenem Lande, das gewiß noch sehr langer Zeit bedürfen wird, um die europäische Gesittung sich anzueignen.

Ein Berichterstatter der „Times Mail" (3. Juni) in Athen schildert den Lebenslauf jenes Briganten Takos, dessen Mordthaten in der gebildeten Welt ein so peinliches Aufsehen erregt haben. Dieser Raubmörder kann als Typus einer weitverbreiteten Genossenschaft betrachtet werden, welche ihr Handwerk in großem Stile treibt und keineswegs ohne politische Bedeutung ist. Die Briganten sind eine hellenische Institution, an welcher seither so wenig als nur immer möglich gerüttelt worden ist. Jetzt freilich werden die sentimentalen Gegner der Todesstrafe, welche den Mördern die süße Gewohnheit des Daseins bis an das Ende der Tage nicht verkümmern möchten, alle Ursache haben, über Barbarei zu klagen. Denn auf Andringen der Engländer ist der Scharfrichter ununterbrochen in Thätigkeit; er machte im Mai eine Tour durch die Provinzen. „Am Freitag köpfte er drei Briganten in Stylida, am Sonnabend zwei in Lamia, am Montage zwei in Hypate, und jetzt (26. Mai) ist er in Livadia, um auch dort einen berüchtigten Missethäter um einen Kopf kürzer zu machen. Darauf begiebt er sich nach Chalkis und kommt dann hierher nach Athen, um sieben Mörder hinzurichten; nachher hat er in Korinth zu thun, wo fünf Briganten seiner harren. Einer von den zu Stylida Geköpften war schon fünfmal zum Tode verurtheilt und allemal wieder befreit worden."

Das darf uns nicht wundern, weil es in Hellas bräuchlich ist, daß einflußreiche Männer Briganten in ihre Dienste nehmen, und ihnen theils Sold, theils Pensionen zahlen; sie werden sowohl vom Ministerium des Krieges als von jenem des Innern zu mannichfachen Zwecken verwandt; deshalb fühlten sie sich bisher so sicher.

Takos Arvanitakis war ein Musterbrigant, und er hat mit seinen sechs ihm gleichgearteten Brüdern vielerlei ausgerichtet. Die Familie dieser Arvanitakoi gehört, wie schon angedeutet wurde, der walachischen Nationalität an. Takos trieb früher gemeinschaftlich mit seinem Bruder Dinos das Handwerk am Pindusgebirge. Als die Regierung von Athen bei Beginn des Krimkrieges „die große hellenische Idee" verwirklichen und den Türken einige Provinzen abnehmen zu können glaubte, warb sie manche Pindusbriganten an; unter ihnen auch diesen Takos und dessen Bruder. Derartige Leute wurden dann dem „christlichen" Europa als biedere Patrioten geschildert, als rechtschaffene Männer, die wegen religiösen Druckes es nicht mehr unter dem Tyrannenjoche der Muselmänner auszuhalten vermöchten. Solch ein perfides Gaukelspiel ist von Athen aus vielfach in Scene gesetzt worden, und wir haben seiner Zeit, als wir im „Globus" den Aufstand auf Kreta schilderten, jenes lügenhafte Treiben charakterisirt.

Nachdem der Einfall, welchen die griechischen Patrioten zu der eben erwähnten Zeit in Epirus machten, mißlungen war, entschädigten sich die tapferen hellenischen Christen, indem sie den, wohlverstanden christlichen und hellenischen, Unterthanen des Sultans etwa 10,000 Stück Rindvieh und 40,000 Schafe als wohlerworbene Beute forttrieben. Takos und Dinos waren nun Viehtreiber. Der erstere trat 1857 in Athen auf, wo er seiner Eigenschaften wegen als sehr brauchbar erkannt wurde und hohe Protection fand. Zwischen jenem Jahre und 1860 wurde er als Brigant engagirt; er stahl Vieh, das von seinen Brüdern verkauft wurde; daneben raubte er fleißig und mordete; die Männer, welche er abfing, brachten ihm hübsche Summen ein, denn er pflegte das Lösegeld nicht niedrig zu stellen. Man setzte einen Preis auf seinen Kopf, aber „einflußreiche Männer", welche von Zeit zu Zeit der Briganten bedürfen, um dieselben als Repräsentanten der unterdrückten rechtgläubigen Kirche und des verleumdeten Hellenismus hinzustellen, verschafften ihm Amnestie. Noch mehr; er wurde mit reichlicher Besoldung im Corps der Guiden angestellt und sollte den Truppen, welche auf den Fang der Räuber und Mörder ausgeschickt wurden, als Führer dienen! Damals wußte freilich der Pinduswalache Takos noch sehr wenig in Griechenland Bescheid; man hielt ihn an der Leine, um ihn bei passender Gelegenheit als Bluthund loszulassen; er wurde gebraucht, um die politischen Zwecke seiner Beschützer fördern zu helfen. Als er seinen Abschied erwirken wollte, um sich dem einträglichern Räuberhandwerk wieder zuzuwenden, baten sogar seine eigenen Volksgenossen, die walachischen Hirten, den ihm vorgesetzten Offizier, daß man ihn nicht loslassen möge; er sei gar zu gefährlich. Der Offizier schilderte dem Kriegsminister den frevelhaften Lebenslauf des Takos, welchen man in jedem Falle unter strenger Aufsicht halten müsse; diese Vorstellung blieb jedoch unbeachtet. Der Brigant (vom Kriegsminister beschützt) konnte thun, was er wollte. Dies ist der Lebenslauf eines Menschen, der seit 1857 in Griechenland wohnt; und doch hatte der Staatsminister Zaimis die Dreistigkeit, zu behaupten, daß Takos erst im Januar 1870 als Räuberhauptmann aus der Türkei herübergekommen sei!

Die rechtlichen Leute in Athen fühlen sich natürlich sehr beschämt über die abscheuliche Corruption, welche wie ein fressender Mehlthau auf dem Lande liegt, und über den liebreichen Schutz, welchen das Ministerium Kumunduros den Briganten angedeihen ließ. Die Zeitungen sagen geradeheraus, daß dasselbe förmliche Verträge mit den Räubern abgeschlossen habe, z. B. mit Pelios, dem attischen Briganten, welcher den marathonischen Geistlichen bei Pikerme abschlachtete. Sie sei mit Hunderten von Briganten Conventionen eingegangen, um dieselben als Patrioten nach Kreta zu schaffen. Dort sind dann vorzugsweise die Christen von ihnen ausgeplündert worden. Die Leiter der politischen Parteien schüchtern die Geschworenen ein, welche es dann nicht wagen dürfen, über protegirte Raubmörder das Schuldig auszusprechen. Es ist gar nicht selten vorgekommen, daß ganz offen Briganten aus den Gefängnissen entlassen wurden, um politische Gegner ihrer Beschützer zu bedrohen und mißliebige Wähler am Abstimmen zu verhindern. Manche die es doch toller als toll getrieben und über welche das

Todesurtheil ausgesprochen werden mußte, ließ man im Gefängnisse leben, und sie wurden dann allemal nach Verlauf einiger Zeit von ihren Spießgesellen befreit, falls man sie nicht in aller Stille hatte laufen lassen; manchmal wurden sie auch amnestirt. Wenn es darauf ankam, „die große hellenische Idee" wieder in den Vordergrund zu schieben und die Türkei zu ärgern und zu belästigen, dann wurden allemal die Kerker geleert. „Die Briganten betrachten ihr Gewerbe als einen geschützten Zweig der Nationalindustrie." So äußert sich ein griechisches, in Athen erscheinendes Blatt. —

Sehen wir nun, wie es sich mit jenen Landsleuten des Takos verhält, welche in Thessalien, in einem Theile von Epirus und im Königreiche Griechenland leben. Man bezeichnet sie als Kutzo-Wlachen. Sie kommen als Wanderhirten bis in die Nähe von Athen; zu Wintersanfang, wenn die höheren Theile des Parnes und des Cithäron sich mit Schnee bedecken, zieht der walachische Hirt von dort in die Ebene hinab, wo sein Vieh Weide findet. Er haust unter schwarzen Zelten oder in Hütten aus Baumzweigen. Er hat Weib und Kinder bei sich; sein Pferd trägt Gepäck, Hausrath und Zelt; auch seine Hühner sind an ein Nomadenleben gewöhnt; mächtige Bullenbeißer, wahre Molosserhunde, beschützen seine Schaf- und Ziegenherde; Milch, Butter und Käse werden in der Stadt verkauft, und der Ertrag bildet, neben der Wolle, die einzige Einnahme dieses Mannes. Man bezeichnet ihn als *Βλάχος*, denn Wlachos bedeutet zugleich einen Hirten und einen Walachen.

Weiter unten werden wir einige historische Angaben mittheilen, hier aber gleich bemerken, daß solche Kutzo-Wlachen im Süden der Donau, auch in Macedonien vorkommen. Sie sind theils Wanderhirten, theils seßhafte Ackerbauer; diese letzteren wohnen in ziemlich compacten Massen in den Hochthälern der Gebirge, welche gleichsam einen Knoten zwischen Epirus, Thessalien und Macedonien bilden.

Ethnographisch zerfallen diese Wlachen in zwei Abtheilungen. Die eine ist jene der Karagunis, d. h. Leute mit schwarzer Bekleidung, auch *Ἀρβανιτοβλάχοι*, deren Heimath eigentlich Epirus und das Grenzgebiet von Albanien ist; — die zweite wird als Kutzo-Wlachen, die hinkenden Wlachen, auch als *Ἑλληνοβλάχοι*, bezeichnet. Die ansässigen Bauern um Garditi, Syrako und Kalorytes, und die in Akarnanien und Epirus umherziehenden Hirten sind Karagunis; dagegen jene von Trikala, Mezzowo und Umgegend, die Wanderhirten in Phthiotis, Böotien und Attika sind Kutzo-Wlachen.

Die Karagunis sind weniger gemischt als diese letzteren; sie Alle sprechen neben dem Walachischen auch griechisch, jenes ziemlich ohne fremde Zuthaten, auch verheirathen sie sich nur im eigenen Volke. Bei den Kutzo-Wlachen hat vielfach Vermischung mit Griechen stattgefunden, und in ihrer Sprache sind viele Fremdwörter; Alles was auf höhere Gesittung Bezug hat, wird mit griechischen Ausdrücken bezeichnet, z. B. Tisch, Fenster; dagegen wird Brot oder Schöps walachisch bezeichnet.

Das „Rumänische" beider Abtheilungen ist dialektisch von jenem in der Moldau und Walachei verschieden. Zwar sind Formen und grammatikalische Regeln so ziemlich dieselben, aber die Wörter werden so verschieden ausgesprochen, daß diese beiden geographisch getrennten Gruppen des rumänischen Volkes einander vielfach nur mit Mühe verstehen. Die Mundarten der griechischen Walachen stehen dem Lateinischen näher als jene der dacischen Rumänen; sie haben den Ton der Vocale besser erhalten und weniger Flexionen angenommen. Der Südwalache sagt z. B. für Brot und Hand, nicht wie der an der Donau, puiné und mena, sondern panó, mana. Wir wollen einige weitere Beispiele anführen.

Südrumänisch.	Walachisch.	Lateinisch.
Candu.	Kiend.	Quando.
Canó.	Kiéné.	Canis.
Catru.	Patru.	Quatuor.
Denté.	Dinté.	Dens.
Dué.	Doi.	Duo.
Dzie.	Dzioa.	Dies.
Ehu.	Eu.	Ego.
Jugu.	Jug.	Jugum.
Lepure.	Lepure.	Lepus.
Me.	Miè.	Me.
Mana.	Mena.	Manus.
Noster.	Nostru.	Noster.
Pecatu.	Piecat.	Peccatum.
Radicinà.	Radacina.	Radix.
Tre.	Trei.	Tres.

Die Südrumänen wenden die Diminutivform weniger häufig an, als die Donauwalachen; sie sagen für caput nicht, wie diese, capul, sondern capu; für mons nicht muntele, sondern munte ꝛc.; sie haben für manche Begriffe den lateinischen Ausdruck bewahrt, der in der Moldau und Walachei durch ein slavisches Wort ersetzt worden ist, z. B.:

Basiu.	Papat.	Basium.
Campane.	Clopot.	Campana.
Parinte.	Tata.	Parens.
Tra.	Printre.	Trans.

Die Karagunis gebrauchen mehrfach griechische Ausdrücke für Sachen, welche an der Donau lateinische Bezeichnungen haben, z. B.:

Fedzior.	Pui.	Puer.	*Παιδί.*
Hrisafiu.	Aur.	Aurum.	*Χρυσάφι.*
Lilitza.	Flore.	Flos.	*Λουλοῦδι.*
Nisu.	Dinsul.	Insula.	*Νῆσος.*

Ueber den Ursprung dieser Südwalachen walten verschiedene Ansichten ob. Leake betrachtete sie als einen vom Hauptstamme der Donaurumänen abgesonderten Zweig, der im neunten oder zehnten Jahrhundert weiter und weiter nach Süden hin vorgedrungen sei. Heuzey dagegen meint, sie seien Nachkommen der römischen Colonisten in Illyrien, Thrazien und Mösien, sodann auch von den alten Eingeborenen jener Gegenden, welche nach und nach die lateinische Sprache angenommen hatten, etwa in ähnlicher Weise, wie einst die Gallier. Die eigentlich griechische Bevölkerung dagegen verhielt sich gegen die Annahme des Lateinischen ablehnend. Die Südrumänen haben manche altrömischen Bräuche bewahrt, z. B. bei den Hochzeiten die coemptio, die confarreatio und die unctio postium durch die Neuvermählte. Sie bezeichnen sich selber als Remanu; das Wort walachisch hat eigentlich dieselbe Bedeutung; die Slaven bezeichnen damit alle Völker, welche eine aus der lateinischen abgeleitete Sprache reden. Die Griechen werden von ihnen nicht geachtet und Grekulu genannt.

Die byzantinischen Geschichtschreiber bemerken, daß die Sprache dieser Wlachoi mit der italienischen Aehnlichkeit habe; sie seien wild und raubsüchtig. Ein Theil dieser Nomaden war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts noch nicht zum Christenthum bekehrt worden, und wetteiferte, wie Nicetas Acominatus aus Chonae sagt, an Grausamkeit mit den Scythen und Bulgaren; sie waren, wenn es sich um Raubzüge handelte, sehr oft Verbündete der letzteren. Benjamin von Tudela weiß, daß sie nicht selten aus ihren Gebirgen hervorbrachen, um die im Unterlande wohnenden Griechen auszuplündern; noch habe kein Monarch sie bändigen können.

Seit jener Zeit sind diese walachischen Hirten sich gleichgeblieben; sie stehen auch heute noch da als völlige Barbaren, und als jeder Civilisation abhold. Lesen und Schreiben sind ihnen fremd, Schulen haben sie so wenig wie Kirchen. Doch schleppen sie Heiligenbilder mit sich, die in den Zelten und Zweighütten aufgestellt werden. Den Priester sucht man nur heim, wenn es sich um eine Taufe oder eine Trauung handelt. Diese Wilden halten ein gegebenes Wort, aber „sie sind grausam, turbulent, raubsüchtig, und die Begriffe von Mein und Dein werden unablässig von ihnen verwechselt.“ Sie sind wie in den Tagen, da Georgios Pachymeres schrieb, so auch heute noch den friedlichen Ackerbauern gründlich verhaßt, weil sie das Eigenthum derselben nicht respectiren. Im Jahre 1864 schrieb F. Lenormant („Revue orientale“ Nr. 53, S. 251): „Diese walachischen Hirten in Griechenland machen der Gendarmerie und den Behörden mehr zu schaffen, als die ganze übrige Nation zusammengenommen. Sie brennen ganze Wälder ab, damit sie im nächsten Jahre bessere Weide für ihr Vieh haben, und aus ihnen vorzugsweise recrutiren sich die Briganten. Davelis, Hauptmann einer zahlreichen Bande, welcher zur Zeit der englisch-französischen Occupation von Athen 1855 bei hellem Tage auf der Straße nach dem Piräeus einen französischen Offizier einfing und auf den Cithäron schleppte, war solch ein kutzowlachischer Hirt; sein Name ist sehr beliebt bei seinen Berufsgenossen, und er wird in volksthümlichen Gesängen hoch gefeiert.“

Dem Hirten stände nichts im Wege, um sich einen Wohnsitz zu erwerben und seßhaft zu werden, aber das vermeidet er, theils weil ein ruhiges Leben seiner innersten Neigung zuwider ist, theils aus Aberglauben. Wer ein Haus bauet und ein Feld beackert, der muß, so wähnt er, bald sterben; die Würmer kommen in sein Fleisch und verzehren ihn bei lebendigem Leibe. Die Karagunis haben solchen Aberglauben nicht; sie bestellen den Acker und lassen ihre Herden unter der Aufsicht anderer, gemietheter Walachen treiben. Manche von ihnen, z. B. in Syrako und Kalaryts, treiben auch Handwerke; in Mezzowo am Pindus ist der Großhandel in walachischen Händen.

Im heutigen Königreich Hellas traten die walachischen Wanderhirten erst zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskrieges auf; zu Anfang unsers Jahrhunderts fand man sie nur in Thessalien und Epirus. Sie wurden als Zubehörige der Gemeinden (Demen) eingeschrieben, auf deren Grund und Boden sie überwinterten, und sie erhielten alle Rechte griechischer Staatsbürger unter der Bedingung, nicht wieder über die türkische Grenze zu gehen. Als Abgabe zahlen sie weiter nichts als eine Viehsteuer, und die Regierung erlaubt ihnen, im Winter ihre Herden in den Wäldern und überhaupt auf Staatsländereien zu treiben. Man kann sie als Waldverwüster betrachten; sie sind es im eigentlichen Sinne des Wortes. Jene in Akarnanien und Phthiotis sind leidlich wohlhabend und haben zahlreiche Herden; jene in Böotien und Attika sind arm, und manche verdingen sich als Hirten auch bei griechischen Landleuten. Alle aber hängen unter sich zusammen und suchen, so viel irgend möglich, von den Behörden unabhängig zu bleiben.

Man kann die einzelnen Sippen dieser Walachen als Clans bezeichnen; sie haben Aehnlichkeit mit den Phars der Albanesen, oder mit den Plemen der Serben; jede solcher Sippen besteht aus etwa 50 bis 100 Familien, aber nicht mehr. Solch eine Gruppe hält sich gesondert von den übrigen, und bildet mit ihren Herden eine Stani (Park, Hirtengemeinschaft). Während der Wanderzüge schlägt sie die schwarzen Zelte auf, welche aus grobgewebtem Ziegenhaare verfertigt werden; da, wo sie überwintern, hausen sie in Hütten aus Baumzweigen. Ihre Habe bergen sie in großen Wollsäcken, welche als Ersatz für Koffer und Schrank dienen, und welche jeden Augenblick auf ein Lastthier geladen werden können.

Jede Stani hat einen Häuptling und wird nach demselben benannt. Seine Würde ist erblich, er steht als eine Art von Hirtenkönig da, und seine durch die Zeit geheiligte Gewalt ist nicht unbedeutend. Er ist allemal der reichste Mann und besitzt manchmal die Hälfte des gesammten Viehstandes, welcher zur Stani gehört. Sein Amt verwaltet er friedlich, aber er rühmt sich, daß seine kriegerischen Vorfahren dasselbe μὲ τὸ σπαθί, mit dem Schwert, erworben hätten. Die Walachen bezeichnen ihn als Tschelingas, die Griechen als Skuteris (ein Skuterios war am byzantinischen Hofe ein Stallmeister, Ecuyer). Er schlichtet etwaige Zwistigkeiten in der Sippe, vertritt dieselbe gegenüber den Behörden und verhandelt mit den Briganten, von welchen diese oder jene Stani heimgesucht wird. Als Entschädigung für seine Mühwaltungen bekommt er von jedem Manne jährlich eine Kleinigkeit, ein paar Drachmen; über gemeinschaftliche Ausgaben verhandelt er mit den Aeltesten, welchen er auch Rechnung ablegt; gemeinschaftlich mit ihnen besorgt er die Umlage der Steuern, welche etwa zum allgemeinen Nutzen beliebt werden; er selber zahlt einen Betrag, welcher der Zahl seines Viehs angemessen ist *).

*) Ueber die thessalischen Walachen haben wir durch Major Robert Stuart, englischem Consul in Albanien, eine eingehende Abhandlung: The Vlakhs of Mount Pindus, in den Transactions of the Ethnological Society of London 1868, S. 311 bis 327; über die kutzowlachischen Zinzaren haben wir eine sehr gute übersichtliche Skizze von dem mit den Verhältnissen des illyrischen Dreiecks durchaus vertrauten F. Kanitz (Mittheilungen der Wiener geographischen Gesellschaft, VII, S. 44 ff. 1863).

Die alten Anthropophagen von Chauvaux.

r. d. Der belgische Gelehrte Spring gehört zu denjenigen Männern, welche sich um die Aufklärung der Urgeschichte des Menschen besonders verdient gemacht haben. Seine schöne Entdeckung einer großen Menge von Menschen- und Thierknochen, die sich unter einander gemischt zwischen den Stalagmiten einer Höhle des Chauvauxberges in der Provinz Namur vorfanden, fällt in das Jahr 1842, also in eine Zeit, in welcher man noch annahm, daß der Mensch im fossilen Zustande nicht vorkomme. Wir lesen in einer französischen Zeitschrift, daß Spring jetzt auf seine alte Entdeckung zurückgekommen ist, um die Aufmerksamkeit schärfer auf ein merkwürdiges Detail derselben zu lenken.

Die Masse der zu Chauvaux gefundenen Knochen ist beträchtlich. Sie gehörten, vom Menschen abgesehen, folgenden Thierarten an: dem Hirsch, Rind, Schaf, Damhirsch, Eber, Hund (oder Fuchs), Marder und Hasen. Wie sind diese Knochen in die Höhle gekommen? Weder das Wasser noch irgend ein Naturereigniß konnte hier gewirkt haben, wohl

aber der Mensch, und zwar zu einem besondern, leicht ersichtlichen Zwecke. Alle Knochen sind mehr oder weniger vom Feuer angegriffen; der Thon, auf dem sie liegen, ist gefrittet, Asche umhüllt sie, und hier und da liegen Reste von Kohlen umher. Außerdem sind die langen, Mark enthaltenden Knochen zerschlagen, während die flachen, bekanntlich marklosen Knochen unverletzt geblieben sind. Diese Einzelheiten beweisen sichtlich, daß die Höhle von Chauvaux einer vorhistorischen Bevölkerung, die der Secte der Vegetarianer nicht angehörte, als Koch- und Speiseraum gedient hat.

Aber wir führten an, daß sich unter den Thierknochen auch Menschenknochen vorgefunden haben, und zwar sind sie in beträchtlich größerer Menge als jene anderen vorhanden. In einem Tropfsteinbrocken von der Größe eines Pflastersteines fanden sich nicht weniger als fünf menschliche Kinnbacken, worunter der eines Kindes von sieben bis acht Jahren. Schienbeine, Schenkelbeine, Wirbel, Finger, Schulterblätter, Rippen, Kinnbacken, Schädelknochen, kurz so ziemlich alle dem menschlichen Skelett angehörigen Knochen waren in bedeutender Menge vorhanden. Und, wohl zu merken, alle diese Knochen hatten ganz dasselbe Aussehen, wie die Thierknochen. Alle sind vom Feuer angegriffen, alle langen Röhrenknochen sind zerschlagen, die platten dagegen unberührt.

Deutlich geht daraus hervor, daß jene Menschenknochen gerade so wie die Knochen der Ochsen, Schafe, Eber u. s. w. Küchenabfälle sind! Unter seinen interessantesten Funden führt Spring auch ein menschliches Vorderhauptbein an, welches mittelst einer roh gehauenen Steinaxt zerschlagen worden war, die sammt dem zerschlagenen Knochen im Stalagmit eingebettet gefunden wurde. Die Höhlenbewohner von Chauvaux waren also Menschenfresser, so viel steht fest. Uebrigens bezeugen neuerdings in Frankreich, in Dänemark und in Italien gemachte Entdeckungen, daß die Menschenfresserei in Europa allgemein gewesen sein muß. Besonders merkwürdig aber ist, daß unter der außerordentlich großen Menge der zu Chauvaux gefundenen Knochen — und sie sind alle einzeln untersucht worden —, sich kein einziger findet, der einem Manne in der Blüthe seines Alters oder einer alten Frau angehört hätte. Alle Ueberreste gehörten Jünglingen, jungen Frauen oder Kindern an.

Es folgt daraus, daß diese Menschenfresser nicht etwa von der Noth gedrängt, sondern aus purer Feinschmeckerei davon gegessen hatten, und weil nach ihrem Dafürhalten das Fleisch von Menschen gewissen Alters und Geschlechts einer der feinsten Bissen war, die ein eßverständiger Mensch unter den Zahn bekommen konnte. Dieser Geschmack bestand in Europa noch lange nach der Zeit, wo die Feinschmecker von Chauvaux daselbst die Festschmäuse hielten, deren Reste auf uns gekommen sind; denn der heilige Hieronymus berichtet, daß er in Gallien auf eine Völkerschaft gestoßen sei, bei welcher, obwohl sie Viehherden besessen, doch auch Menschenfleisch einen regelmäßigen Theil der Nahrung ausgemacht habe. Der Hintere der kleinen Knaben und die Brüste der Weiber waren nach ihm die beliebtesten Stücke.

Die Kannibalen von Chauvaux gehören übrigens einer Race an, welche von den heute in Mittel- und Westeuropa lebenden sehr verschieden ist; einer Race von sehr kleinem Wuchs, soweit man nach den aufgefundenen Schenkel- und Schienbeinknochen darüber urtheilen kann. Sie waren ungefähr fünf Fuß hoch; es ist das die Statur der Lappen und Grönländer. Der Schädel ist von sehr kleinen Dimensionen und kurz, die Stirn fliehend, die Schläfenknochen sind platt, die Nasenlöcher groß, die Kinnladen vorstehend, die Zähne schräg gestellt, — Alles Kennzeichen, die sie nach Spring's sehr richtiger Bemerkung „viel mehr dem Neger und dem amerikanischen Indianer, als irgend einer der anderen Racen verwandt erscheinen lassen, welche in historischer Zeit Europa bewohnt haben." Wir haben in ihnen einen Typus derjenigen Bevölkerung, welche Europa vor der Zeit der arischen Einwanderung besetzt hatte. Die mit Bronze bewaffneten Kelten und die eisengewaffneten Germanen traten sie unter die Füße. Alles, was nicht niedergemetzelt oder in Sklaverei geschleppt wurde, floh in unzugängliche Schlupfwinkel, und es ist wohl glaublich, daß lange nach der Besitznahme der Neuangekommenen einzelne Repräsentanten des vertriebenen Stammes noch in den zurückgezogensten Winkeln der ungeheuren Wälder der Ardennen und der Thäler der Maas und Ourthe fortlebten.

So würden sich die Namen trous de nutons und trous de sottais, d. h. Pygmäenlöcher, welche einige dieser Höhlen im Volksmunde führen, sowie die Ueberlieferung, nach welcher sie einer Menschenrace von sehr kleiner Statur zu Wohnsitzen gedient haben sollen, erklären lassen.

„Eine abergläubische Furcht," sagt Spring, „hat sich mit der Zeit an das Andenken dieser kleinen, häßlichen und wilden Race geheftet. Die Volkssage klagt sie bald neckischer und zerstörender Gelüste an, bald leiht sie ihrem tragischen Schicksal theilnehmende Klagelaute. Schließlich schrieb die alle Leiden tröstende und versöhnende Poesie den Elfen und Koboldeu einen überirdischen Ursprung zu; ihr König Alberich ward zum Oberon und seine Gattin May erhielt den Namen Titania."

Aus allen Erdtheilen.

Die lappländische Industrieausstellung zu Tromsö.

Wir erhielten von Herrn Dr. Mehwald, der bekanntlich in Skandinavien wie zu Hause ist, folgende Mittheilung.

Vom 5. August bis 15. September d. J. findet in Tromsö, der Hauptstadt Lapplands, eine Ausstellung statt, auf welcher Alles, was die Berg-, Busch- und Fischlappen haben und bedürfen, zu sehen sein wird. Wer, so zu sagen, mit einem Blicke die lappischen Verhältnisse kennen lernen will, möge während gedachter Ausstellungszeit nach Tromsö gehen.

Das Ausstellungscomite hat ein sehr ins Specielle gehendes Programm versandt, aus welchem ich nur folgende 25 Hauptpunkte oder Ausstellungsabtheilungen in Kürze angeben will:

1) Witterungsverhältnisse, gezeigt durch Instrumente, Zeichnungen, Tabellen, Beobachtungstafeln und dergleichen (langer Winter, kurzer Sommer, ewiger Tag, ewige Nacht, heiße Sommer, kalte Winter, Tiefe des Frostes und Schnees u. s. w.).

2) Renthiermoos (Cladonia rangiferina) in getrocknetem und lebendem Zustande, zugleich mit der Erde oder den Steinen, worauf das Moos wächst; Unterschied zwischen Winter und Sommermoos, Renthiermoosbranntwein u. s. w.

3) Kalerbeer- (Rubus arcticus) und Moltebeer- (Rubus chamämorus) Pflanzen, getrocknet und lebend, nebst der Erde, worin sie wachsen, Photographien von den Beerenfeldern, Moltebeergrütze als Handelswaare.

4) Andere Gewächse und Kräuter, welche theils in Her-

barien getrocknet, theils in lebendem Zustande mit der Erde, worin sie wachsen, theils in Holzsammlungen gezeigt werden; Johannisbeeren, Brombeeren, Traubenkirschen, Karbe (Kümmel), Sauerampfer, Erdbeeren, Blaubeeren, Preißelbeeren rc., als Handelswaare.

5) Das Renthier (Cervus tarandus), das zweite Ich des Lappen, lebend und todt, nebst Allem, was sich auf das Renthier bezieht und vom Renthiere kommt, sowie die Verschiedenheit zwischen wilden und gezähmten Renthieren. (Dieser interessante Paragraph füllt im Programm beinahe eine Kleinfolioseite. M.)

6) Des Lappen einziges Hausthier, der Hund, dessen Ausbildung zum Zug- und Wachthiere, Fütterung, dessen Platz im Zelte u. s. w.

7) Andere ausgestellte Thiere, als: Säugethiere, Vögel, Fische, Insekten; vollständige Fellsammlung von Bär-, Wolf-, Fjälfraß-, Fuchs-, Otter-, Lemming-, Feldmaus-, Eichhorn-, Wildkatz-, Hasen-, Hund-, Elen-, Biber- und anderen Fellen, sowie Federbälge von den Vögeln Lapplands; reiche Sammlung von Fischen und Insekten; Lapplands Mücken und Bremsen.

8) Mineralien. Davon sind als lappländische 57 Hauptspecies genannt, welche das Mineralreich vom Goldsande bis zum Ocker herab vertreten.

9) Die Hauptnahrungszweige des Lappen werden durch das auf Renthierhalten, Fischerei, Jagd, Postfuhrwerke und den Hausfleiß Bezügliche gezeigt.

10) Das Zelt, als des Wanderlappen Haus; seine neuen Theile; seine Staffe; seine Luft und Schmarotzer; seine Teppiche; seine Meubles; sein Rauch; und hundert andere damit verknüpfte Dinge; das Beigerüst neben dem Zelte.

11) Der Wanderlappen Kleidung für Mann, Weib und Kind; für Verheirathete und Unverheirathete; für Winter und Sommer; Ober- und Unterkleider; Feier- und Alltagskleider; Trauerkleider, wozu auch der Geldbeutel gehört — wenn nichts darin ist.

12) Nahrungsmittel. Renthierfleisch; Milch; Mehl; Fische. Das Fleisch theils gedörrt, theils gefroren, theils gesalzen, theils gekocht, theils gebraten. Renthierzungen; Bärentatzen; Blutmagen und Blutwürste; Bier; Taback; Branntwein; Trinkwasser; Renthierkäse; Rindebrot rc.

13) Arbeiten der Lappen: Mannsarbeiten und Frauenarbeiten; Hausmanns- und Knechtarbeiten; sonderbare Fuhrschlitten; Näh- und Stickereiarbeiten der Frauen, welche einen Verkaufsartikel bilden; Schneeschuh- oder Schneeschiffchen für die Männer; alle Arten Fischereigeräthe für Meer, Landsee und Fluß; allerlei Werkzeuge zum Fangen und Jagen des wilden Renthiers; Geräthschaften und Schneeschuhe für Verfolgung des Wolfes; Milch- und Käsebereitungsgeräthe; Werkzeuge zur Weberei und Spinnerei der Frauen rc.

14) Handel. Verzeichnisse der Handelswaaren, sowie der Menge der Handelsleute unter den Berglappen, welche im Winter die Märkte in Vadsö, Bosekop, Skjärvö, Skibotn besuchen. Die Tauschartikel der Berglappen sind: Fleisch, Leder, Leim, Federn und Hausfleißarbeiten.

15) Ausstellung von Karten, Photographien, Zeichnungen, Skizzen, aus denen die Verhältnisse der Wanderlappen zu ersehen sind; darunter sind namentlich Wege-, Fluß-, See-, Post-, Renthiermoosfelder-, Wald- und Felskarten.

16) Aeltere und neuere Bücher in allen Sprachen, welche über den nomadisirenden Lappen Verhältnisse sprechen.

17) Abhandlungen und Gesetze über das Eigenthumsrecht, sowohl der Wald- als der Fischlappen in Lappland, sowie die Verträge zwischen Norwegisch-, Schwedisch- und Russisch-Lappland in Bezug auf Grenzberührungen bei dem Herumziehen der Wanderlappen mit ihren Thieren.

18) bis 25) enthalten alle gesetzlichen und durch Herkommen geheiligten Bestimmungen über Entschädigungen in Betreff der Unachtsamkeit beim Renthierhüten; über Ansiedelung und Bau fester Erdhütten; über die Nationalität der Lappen, welche weder zum normännischen, noch schwedischen, noch finnländischen, noch russischen Volksstamme gehören und in Schweden wie im norwegischen Nordlande Lappen, in anderen Gegenden Finnen und wieder in anderen Quänen genannt werden. Ueber das Erbrecht unter den Berg-, Wald- und Wasserlappen. Ueber ihre kirchlichen, Religions- und Schulverhältnisse. Ueber ihre Krankheiten und häufigsten Unglücksfälle. Ueber ihre Schmarotzer in Haar, Kleidern und Hütten und deren Vertilgung. Ueber die Familienfeste, als: Kindtaufen, Confirmationen, Hochzeiten, und ihre Pflicht, die Leichen auf die oft 20 bis 40 Meilen entfernten Kirchhöfe zu bringen u. s. w.

Zahl der Deutschen in der argentinischen Republik. Nach einer Generalzusammenstellung der Einwanderungsbehörde zu Buenos Ayres vom 17. April 1870 beläuft sich die Zahl der in der argentinischen Republik vorhandenen Deutschen:

In der Hauptstadt Buenos Ayres auf	2139	Köpfe
Distriet Buenos Ayres auf	1087	„
Provinz Entre Rios auf	335	„
„ Corrientes auf	78	„
„ Mendoza auf	12	„
„ San Juan auf	26	„
„ Santiago auf	3	„
„ La Rioja auf	5	„
„ Catamarca auf	11	„
„ San Luis auf	20	„
„ Tucuman auf	15	„
„ Cordova auf	80	„
„ Jujuy auf	2	„
„ Salta auf	14	„
„ Santa Fé auf	1112	„
Im Hafen von Buenos Ayres auf . .	154	„
Zusammen . . .	5093	Köpfe.

Eisenbahnen und Telegraphen in Japan.

Das Inselreich des Sonnenaufganges wird mehr und mehr in die Strömung der Civilisation hineingezogen, und seit der durchgreifenden Umwandlung im Staatswesen, über welche wir jüngst berichtet haben, nehmen die Dinge einen raschen Fortgang. Ein kaiserliches Decret erlaubt nun den Fremden, Grund und Boden zu erwerben, und im April sind bereits Verkäufe darüber abgeschlossen worden. Sodann werden besondere Lehranstalten für den Unterricht in fremden Sprachen gegründet; außerdem sind die Lehrgänge an der Kriegs- und an der Navigationsschule eröffnet worden; der Zudrang ist groß, namentlich von Seiten junger Edelleute und Söhnen von Daimios.

Ueber den Bau von Eisenbahnen hat der englische Ministerresident in Yeddo, Parkes, mit der japanischen Regierung eingehende Verhandlungen gepflogen, und sie hat begriffen, welchen Nutzen für den Verkehr die Schienenwege haben müssen. Japan ist ohne große schiffbare Ströme und die Verbindung zwischen den einzelnen Landestheilen, so weit es sich nicht um die Küstenstädte handelt, nur langsam. Yeddo und Kioto, die beiden Hauptstädte, sind durch die sehr gut unterhaltene große Reichsstraße miteinander verbunden, aber der Gütertransport nimmt doch etwa vierzehn Tage in Anspruch. Die Regierung entschloß sich, eine Eisenbahn zwischen beiden Städten zu bauen, betonte aber, daß sie im Augenblicke die erforderlichen Gelder nicht verfügbar habe. Aber ein Engländer, H. N. Lay, erbot sich, ihr zunächst eine Million Pfund Sterling zu leihen, als Sicherheit dafür sollen die Bahnlinie und die Zolleinnahmen gelten. Die Regierung war einverstanden, und Lay ging nach England, um das Geld zu beschaffen und die Ingenieure anzuwerben. Den Bau besorgt die japanische Regierung unter Lay's Leitung; alle Pläne rc. müssen die ausdrückliche Billigung derselben haben, bevor sie ausgeführt werden. (— Der Bau hat im Juni begonnen. —)

Die altconservative Partei hat anfangs starke Opposition gegen eine, wie sie wähnt, verderbliche Neuerung gemacht; die Regierung hat sich jedoch nicht irre machen lassen, und schon im

Mai ist der Oberingenieur Morel in Japan angekommen; er hat sofort mit der Vermessung der Strecke zwischen Yeddo und Yokahama begonnen. Zwischen diesen Städten arbeitet auch ein Telegraph, welcher anfangs mit Mißtrauen betrachtet wurde, als ein Werk der schwarzen Kunst und der Missionsproselytenmacherei. Aber jetzt begreift man den Nutzen, und der Draht wird auch von den Japanern so ausgiebig benutzt, daß einer nicht mehr ausreicht. Man wird nun die wichtigsten Städte des Reiches durch Telegraphen in Verbindung bringen.

Die Handelsstraße von Indien nach Ostturkestan. Vor Kurzem wurde in unserer Zeitschrift die Mißregierung des Radscha von Kaschmir geschildert; es scheint, als ob jetzt die indische Regierung Ernst mache, diesem Halbvasallen einige Vernunft beizubringen. Lord Mayo, der Vicekönig, entbot den Radscha nach Silkote und gab ihm dort am 2. Mai eine Audienz. Vorher war ihm zu Gemüthe geführt worden, daß die Engländer ihm nicht ferner erlauben würden, den Durchzugshandel durch sein Land irgendwie zu belästigen oder zu beschweren; die Passage nach Ostturkestan müsse frei sein, auch auf dem neuen Handelswege, welcher über den (von Hayward begangenen und für vortheilhaft erkannten) Tschang-tschemno-Paß führe. Der Radscha mußte einen darauf bezüglichen Vertrag unterzeichnen. — Die Regierung hat den Dr. Cayley abgeschickt, um auf dieser Straße alle nöthigen Vorkehrungen für die demnächst abzufertigende Karawane zu treffen. — Es war dem Radscha unangenehm, daß während seiner Abwesenheit in Silkote eine schlimme Nachricht eintraf, welche Hayward meldete. (Dieser befindet sich wieder auf dem Wege nach der Hochsteppe von Pamir.) Die Landschaften Tschitral und Yassin in Balti, dem sogenannten kleinen Tibet, liegen auf der großen Handelsstraße, die von Peschawer nach Yarkend durch das Gebiet des Radscha führt; beide sind seit langer Zeit im Besitz einer Herrscherfamilie, die aus Chorassan gekommen ist und sich von Alexander dem Großen ableitet; die übrigen Häuptlinge in Yassin nahmen dieselbe Abkunft für sich in Anspruch. Nun schreibt der Calcuttaer Correspondent der „Times-Mail": „Unter diesen Häuptlingen war Gur Rahman Chan der begabteste; er regierte von 1835 bis 1858. Gholab Singh, dem wir Engländer, schmachvoll genug, das Land und Volk von Kaschmir gegen eine Geldsumme überantwortet hatten, eroberte vertragswidrig Ladakh und Baltistan und verübte auch Feindseligkeiten gegen Gilgit, das zu Yassin gehört; indeß konnten die kaschmirischen Dogras (— Mischlinge —) nicht viel ausrichten, so lange Gur Rahman lebte. Dann aber eroberten sie Gilgit und überfielen 1863 Yassin. Der neue Häuptling, Aman i Mulk, entfloh nach Tschitral; Frauen und Kinder fanden Schutz in der Festung Maduri. Diese wurde von den Kaschmirern eingenommen; sie ermordeten 1200 bis 1400 Männer kalten Blutes und führten etwa 2000 Leute, zumeist Frauen, in die Sklaverei ab. Ich wage nicht zu erzählen, was sie gegen die letzteren verübt haben. Für dieses scheußliche Blutbad ertheilte der gegenwärtige Radscha von Kaschmir (Ramghir), welcher alljährlich unserer Königin einen Shawl als Tribut zu übersenden hat, seinen Soldaten eine Ehrenmedaille! Herr Hayward verbürgt sich für die Wahrheit alles dessen, was ich hier erzähle; er fügt hinzu, daß die Dogras jetzt wieder einen solchen Raub- und Mordzug nach Yassin vorbereiten. Unsere Regierung hat bisher durch die Finger gesehen, obwohl die Verträge ausdrücklich derartige Eroberungen verbieten. Freilich ihre Hände sind gewissermaßen gebunden in Folge der gemeinsten und schmutzigsten Handlung, welche jemals von unserer Verwaltung verübt worden ist; ich meine, daß sie für drei Viertel Millionen Pfund Sterling jenem Gholab Sing Kaschmir verkaufte und preisgab. Und doch gehörte diese Summe eigentlich uns, denn Gholab hatte sie aus dem Staatsschatze von Lahore gestohlen!" Hayward hat die Flußläufe des Gilgit und des Yassin genau erforscht; er hoffte im Juni die zur Hochsteppe von Pamir führenden Pässe überschreiten zu können.

* * *

— Die Reisedauer auf der Eisenbahn zwischen Bombay und Calcutta beträgt 65 Stunden.

— Manitobah ist der Name einer Provinz, welche zur Canadian-Dominion gehört und früher im Besitze der Hudsonsbai-Compagnie sich befand. Sie umfaßt das Gebiet, welches bisher als Red-River-Region bezeichnet wurde. Der Manitobahsee, welchem die Benennung entlehnt ist, liegt nordwestlich vom Fort Garry; in der Mitte derselben erhebt sich eine kleine, gleichnamige Insel, von welcher her man in stillen Nächten eine „geheimnißvolle Stimme" vernimmt. Kein Odschibwä-Indianer wagte dieses Eiland zu betreten, denn es ist der Aufenthalt Manitobahs, d. h. des sprechenden Gottes. Der geheimnißvolle Ton wird durch das Anschlagen der Wellen an die mit Kieselsteinen besäeten Küsten hervorgebracht; die Steine werden bei Nordwind aneinander getrieben und wenn dergleichen von den Klippen herabfallen, klingt es, als höre man entferntes Glockengeläut.

— Wandertauben in Pennsylvanien. Im März sind dieselben wieder einmal in ungeheurer Menge erschienen. Ein zu Pittsburg erscheinendes Blatt schreibt: „Wälder und Felder in diesem und noch zwei oder drei anderen Counties wimmeln von Millionen von Wandertauben. Vor 20 Jahren war es nichts Ungewöhnliches, ganze Herden dieser Vögel vorüberziehen zu sehen, so dicht, daß sie wie die Pfeile der Perser bei Thermopylä die Sonne verfinsterten, während vor 30 Jahren jene großen Taubenschwärme, die Meilen von Waldungen bedeckten und unter deren Last die Zweige der Bäume zusammenbrachen, unseren Farmern wohlbekannt waren. Später, als die Wälder gelichtet wurden und die Pflugschar ihr Wesen begann, zogen die Tauben westwärts, obgleich man von ihren zahlreichen Schwärmen in Kentucky und Indiana noch immer hört. Dieses Jahr aber scheinen sie zu uns zurückgekehrt zu sein und zwar mit größerer Macht als je seit den letzten 20 Jahren. Und obgleich Tauben für gewöhnlich im Frühjahr nicht gern die Höhen verlassen, sieht man sie diesen Frühling häufig auf alten Mais- und Weizenfeldern, um sich zu nähren und — einen prächtigen Braten abzugeben."

— Die nachstehende Heirathsanzeige, welche im April in den Zeitungen der Mormonenstadt am Großen Salzsee veröffentlicht wurde, spricht für sich selber:

„Vermählt in Salt Lake City, Utah, am 16. April in Gegenwart der Heiligen, Aeltester Brigham Young mit Mistreß J. R. Martin, mit Miß L. M. Pendergast, Mistreß R. M. Jenickson, Miß Susie P. Cleveland und Miß Emily P. Martin, alle aus Berks County, England, gebürtig."

So hat Brigham Young, der große Prophet, zu seinen vierzig und etlichen Frauen noch sechs neue „angesiegelt". Er that es, nachdem einige Tage vorher der von Bundeswegen zum Gouverneur des Territoriums Utah ernannte Gouverneur, Shaffer, in einer zu Corinne gehaltenen Rede nachdrücklich erklärt hatte, daß dem Unfuge der Vielweiberei um jeden Preis ein Ende gemacht werden solle, müsse und werde. Man sieht, welche Antwort der heilige Prophet auf solche Drohungen gegeben hat!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Samuel Baker's Jagdzüge am Atbara und Setit.

III.

Krokodile kommen sowohl im Atbara wie im Setit in großer Menge vor, und die Huartis (Nashornjäger) versäumen es nicht, diesen Amphibien eifrig nachzustellen. Baker war Zeuge, wie sie dabei zu Werke gehen.

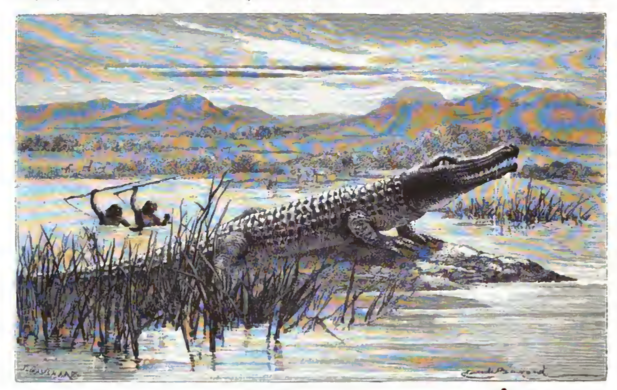
„Ein riesiges Krokodil lag am entgegengesetzten Ufer des Setit auf einer theilweise mit Schilf bewachsenen Sandbank. Die beiden Jäger ermittelten den Wind, gingen eine Strecke weit am Flusse aufwärts und schwammen dann, die Harpune in der Hand haltend, hinüber. Am andern Ufer wateten sie stromab und erreichten das Schilf, auf dessen anderer Seite das Monstrum auf der Sandbank schlief. Das Wasser reichte ihnen bis fast unter die Arme; das Krokodil bemerkte sie erst, als sie nur noch etwa zehn Schritte von demselben entfernt waren. Sofort wollte es ins Wasser springen, aber in demselben Momente schleuderten die Jäger ihm ihre Harpunen zu. Die eine ragte schief aus den Schuppen hervor, die andere steckte tief in der Haut; das Eisen löste sich vom Bambus ab und hielt fest, während der Ambatschschwimmer auf der Oberfläche blieb und die Richtung bezeichnete, welche das Krokodil unter dem Wasser nahm. Die Jäger schwammen dann zurück und kümmerten sich um andere Krokodile so wenig, wie wir in England beim Baden uns um Hechte kümmern. Sie waren sicher, es nach einiger Zeit wiederzufinden, da der Schwimmer seinen Aufenthaltsort verräth."

Das gefräßige Krokodil ist ein schlaues Thier und lauert auch den Vögeln auf. Diese kommen in großer Menge an das Stromufer, wo sie auf den Zweigen der Büsche dicht neben einander sitzen, um durch ihre Schwere diese Zweige bis auf den Wasserspiegel hinabzubeugen und dann rasch trinken zu können. Sie müssen sehr vorsichtig sein, weil nicht bloß Krokodile, sondern auch Fische nach ihnen schnappen, und sie wissen sehr wohl, welchen Gefahren sie ausgesetzt sind. Das Krokodil stellt sich ganz harmlos, bleibt ruhig auf dem Wasser liegen oder schwimmt gemächlich weiter. Nun glauben sich die Vögel sicher und wollen in Ruhe trinken; sie bemerken aber nicht, daß der Feind von der Oberfläche verschwunden ist. Plötzlich erscheint er an der Tränke, sein Rachen kommt aus dem Wasser und schnappt einen mit Vögeln bedeckten Zweig weg.

Beim Fischfange mußte Baker stets vorsichtig sein. Gewöhnlich ging er gegen Abend mit seiner Angelruthe nach einem Wasserloche, und wählte dort zu seinem Standpunkte eine etwas hochgelegene Stelle. Er fing dann Baggars, deren Fleisch sehr gut ist, und auch einige Schildkröten, die gierig an den Köder gehen. Einmal zog er in kurzer Zeit deren drei von 50 bis 90 Pfund aus dem Wasser; sie gehörten zu der Art, welche auch im Nil vorkommt (Trionis nilotica); eine derselben lieferte ihm mehr als hundert Eier und eine gute Suppe; diese hatte einen ziemlich starken Geschmack. „Die Trionis hat einen Kopf, welcher dem einer Schlange gleicht, eine dunkelgrüne, gelbgefleckte Schale und platten Körper; sie kann auf dem Lande sich sehr rasch vorwärts bewegen. Am Nil und dessen Zuflüssen findet man Varietäten von Reptilien und Fischen, die mit einander sehr nahe verwandt sind, und bei welchen man einen Uebergang der einen in die anderen, eine Reihenfolge in der Entwickelung zu erkennen vermag. Da ist ein Fisch, der ein

hartes, knochiges Gehäuse hat oder eine Schale, welche den Kopf einschließt und sich über den halben Körper hin erstreckt; unter den Brustflossen hat er zwei lange, bewegliche Stacheln, auf die er sich, wenn er auf dem Lande ist, hinstellt, als wären sie Beine. Wenn er gefangen worden ist, giebt er einen Ton von sich, welcher an das Miauen einer Katze erinnert; er scheint eine Art von Verwandtschaft mit der Schildkröte zu haben. Der Lepidosiren annectens im Weißen Nil bildet ein Mittelglied zwischen Fisch und Frosch; gewisse Arten von Schlammfischen, welche während der trockenen Jahreszeit in dem von der Sonne ausgedörrten Erdboden am Leben bleiben, und in der Regenzeit wieder zum Vorschein kommen, zeigen eine nahe Verwandtschaft mit Reptilien."

„Etwa dreihundert Schritt vom Lagerplatz entfernt befand sich ein stark betretener Wildwechsel, auf welchem jeden Morgen zwischen sieben und neun viele Thiere zur Tränke kamen. Ich stellte mich manchmal hinter einen Felsen und schoß Antilopen; bevor ich nun den Setit verließ, wollte ich noch einmal an jener Stelle denselben auflauern. Es traf sich, daß an jenem Tage Antilopen und Gazellen verschiedener Art in Menge erschienen und mit ihnen auch zwei Strauße, welche in jener Gegend nicht häufig sind. Als die Thiere zumal von der Tränke zurückkehrten und eilig fortliefen, kamen sie in bequemer Schußweite an meinem Verstecke vorüber. Ich that einen Doppelschuß; mit dem einen Laufe zielte ich nach einer Tetelantilope (Antilope bubalis) und mit dem andern nach einem Strauße. Beide fielen; die Antilope war todt; sie hatte eine Kugel durch den Nacken bekommen; der Strauß jedoch, ein stattliches Männchen, erholte sich sogleich und lief mit seinem Weibchen rasch fort. Verdrießlich darüber schoß ich eine zweite Antilope nieder und suchte dann etwa eine Stunde lang nach dem Strauße, welchen ich jedoch nicht fand." (S. 372.)



Ein Krokodil wird harpunirt.

Mit großem Behagen erzählt unser Nimrod seine Löwenjagden. Als er am Setit sich eine Hütte (Seriba) gebaut hatte, vernahm er jede Nacht das Gebrüll hungeriger Wüstenkönige; einen so prächtigen Chor von Baßstimmen, sagt er, habe er nie zuvor gehört. Das Dickicht krachte, als die Löwen einen Büffel, welchen Baker am Tage geschossen hatte, unter unablässigem Brüllen durch das Dorngesträuch zu der Stelle schleppten, an welcher sie ihre Mahlzeit halten wollten. Am nächsten Morgen brüllten sie noch; allem Anscheine nach waren sie nicht viel über einhundert Ellen vom Lager entfernt. Baker ging, um ihre Spuren zu suchen, welche er auch bald auffand. „Eine breite Fährte im Sandbette des Flusses führte gerade unter uns am Flußrande an die Stelle, wohin die Löwen den Büffel durch die Büsche geschleppt hatten. Sieben bis acht Schritt von uns lag ein stark benagtes Hinterviertel, und auf der Lichtung war die Losung mehrerer Löwen zerstreut. Wir hatten zwei Leute mit Reservebüchsen bei uns, und ich war überzeugt, daß die Thiere in den dichten Nebedbüschen steckten, hinter welchen sie wie durch einen Vorhang verhüllt waren. Als wir uns dieser Schutzwand bis auf einige Schritte genähert hatten, hörten wir das Knacken von Knochen, denn die Löwen hielten ihren Schmaus im Versteck, zeigten sich aber nicht, und wir konnten zu keinem Schusse kommen."

In anderen Fällen wurde Baker eben so wenig vom Glücke begünstigt. „Ich war mit meinen Aggadschirs über den Fluß gegangen und in ein Uferdickicht eingedrungen. Als ich jenseit desselben eine mit Gebüschgruppen überstreute Ebene betrat, sah ich auf eine Entfernung von etwa 200 Schritt einen prächtigen Löwen mit gewaltiger Mähne, welcher ruhig über den Sandboden hinschritt. Die Aggadschirs flüsterten: El Assut, d. h. der Löwe, und zogen instinctmäßig ihre Schwerter. Im Nu galopirten die Pferde über die Ebene, und der Löwe blieb stehen, als er das Klappern der Hufe vernahm. Er hob den Kopf, sah was geschah, sprang davon und wurde von den Jägern in wilder

Aufregung verfolgt. Diese kamen ihm, der behend wie eine Katze lief, immer näher. Es war ein schöner Anblick; Agghar, eins meiner Rosse, war ein äußerst schnellfüßiges Pferd, das früher einem Hamranjäger gehört hatte und sein Handwerk vollkommen verstand. Es galopirte musterhaft, und sein langes, stetiges Ausgreifen war bequem für Thier und Reiter. Es folgte dem Löwen wie ein Windhund, und lief zwischen den zahlreichen Bäumen so vorsichtig hindurch, daß es dieselben gar nicht anstreifte, und den Weg immer so wählte, daß der Reiter unter den Zweigen hindurchkommen konnte. Nach fünf Minuten hatten wir den Löwen über die Ebene und durch mehrere offene Mimosenstreifen gejagt; jetzt waren wir ihm bis auf wenige Ellen nahe, und zwei Aggadschirs wollten ihm eben an die Seite kommen, als er in eine steile Schlucht hinabsprang und im Gebüsche verschwand."

„Die Aggadschirs waren verdrießlich; ohne die Schlucht hätte der Löwe ihnen nicht entgehen können. Es war ihre Absicht gewesen, ihm zu beiden Seiten nahe zu kommen; wenn er dann den einen Mann angriff, nahm dieser die Flucht, während der andere ihm mit dem Schwerte den Rücken durchgehauen hätte. Ein guter Jäger, sagten sie, ist im Stande, einen Löwen durch einen rückwärts geführten Streich abzuwehren, falls derselbe von hinten angreift, aber sehr gefährlich ist die Jagd, wenn der Löwe in einem einzelnen Busche sich stellt. In einem solchen Falle umzingeln die Jäger das Gebüsch und reiten gerade auf ihn los. Sobald er dann gegen einen Mann oder ein Pferd einspringt, wird er durch das Schwert des nächsten Jägers zu Boden gestreckt. Wenn es zu einem eigentlichen Kampfe kommt, theilt wohl der Löwe Wunden aus, aber allemal ist sein Tod gewiß."

„Die Jagd auf Löwen wurde nun mit Eifer fortgesetzt und lohnte sich reichlich. Eines Tages schoß ich einen Büffel, den ich im Nebeckgebüsche als Köder liegen ließ. Es wimmelte in jener Gegend am Setit förmlich von Löwen, und am andern Morgen fand ich, wie gehofft, die Spuren. Von dem Büffel war an Ort und Stelle nichts mehr übrig, er war von den Löwen ins Dickicht geschleppt worden. Ich hatte drei meiner Leute mit Reservebüchsen bei mir und folgte der Fährte, was sehr leicht thunlich war, denn sie bildete in dem verdorrten Gras einen förmlichen Weg. Ich kam bald unter den Wind, kroch langsam und vorsichtig vorwärts und meine Begleiter blieben dicht hinter mir. In höchster Aufregung lugte ich im Nebeckdickicht umher, den Finger am Drücker, um jeden Augenblick zum Schusse bereit zu sein. So drang ich eine halbe Stunde lang vor, hielt meine Nase manchmal nahe an die Erde, um Witterung zu bekommen, und erhielt dann auch eine solche, nämlich den Geruch von verwesendem Fleische. Als ich ein furchtbares Brüllen in meiner unmittelbaren Nähe vernahm, schlug ich an; ich bemerkte zwei Löwen in einer Entfernung von nur wenigen Schritten, auf der andern Seite des Busches, unter welchen ich gekrochen war. Den Kopf konnte ich des Laubes wegen nicht sehen, aber die Schulter hätte ich mit meiner Büchse fast berühren können. Ich schoß genau durch die Mitte der Schulter. Einem zweiten Gebrüll folgte ein Krachen in den Büschen, denn das Thier machte einen Sprung. Dann wieder Gebrüll; der zweite Löwe nahm nun genau die Stellung des ersten ein, ein mächtiges Thier, mit starker Mähne, auf welches ich mein Auge geheftet hielt. Ich streckte meine Hand nach hinten aus, damit man mir ein Reservegewehr reiche. Inzwischen blieb der Löwe stehen, holte sich mit gehobenem Kopfe Wind und schnoberte nach der Witterung des Feindes. Meine Leute standen etwa fünf Schritt hinter mir; ich knirschte mit den Zähnen und drohte ihnen mit der Faust, weil sie nicht wagten, mir ein Gewehr zu reichen; als sie es dann thaten, war der Löwe fort. Ich that an jenem Tage das Gelübde, nie wieder eine einläufige Büchse zu nehmen, wenn ich großem Wilde nachstelle."

„Wo war der erste Löwe geblieben? Nach einiger Zeit vernahmen wir in ziemlicher Nähe ein leises Heulen. Tahir zog sein Schwert, hielt den Schild vor und suchte nach dem Thiere, das sich bald durch ein vom Krachen im Dickicht begleitetes Gebrüll verrieth. Der Löwe sprang etwa zwölf Ellen weiter, ohne daß ich zum Schusse kommen konnte. Als ich näher hinanschlich, sah ich ein prächtiges Thier zwischen verdorrtem und niedergerissenem Grase liegen. Die Löwin, welche die Kugel in die Schulter erhalten hatte, war im Sterben, aber in ihrer grimmigen Wuth biß sie sich manchmal in ihre Tatzen und schlug und kratzte die Erde; neben ihr war eine Blutlache. Während meine Leute nach ihr mit Erdklößen warfen, um zu ermitteln, ob sie noch aufstehen könne, stand ich im Anschlage. Aber sie konnte nur noch brüllen und röcheln, und ein Schuß in den Kopf machte ihrem Leiden ein Ende." —

„Mehrmals bin ich den Löwen bis in die Höhlen gefolgt, wohin sie ihre Beute geschleppt hatten. Ich habe die Ueberzeugung, daß sie mehr Furcht vor mir hatten, als ich vor ihnen. Gewöhnlich konnte ich nur in nächster Nähe zu einem fast allemal schwierigen und nicht befriedigenden Schusse kommen; manchmal brachte ich ihnen eine tödtliche Wunde bei, und doch schleppten sie sich dann in undurchdringliches Dickicht. In mondhellen Nächten pflegte ich ihnen mit großer Geduld aufzulauern. Manchmal versuchte ein kecker Löwe über den Dornzaun zu klettern, welcher um das Lager gezogen war, und einer derselben mußte seine Dreistigkeit mit dem Leben büßen. Ich spürte ihn in einer Lichtung auf, wo er auf der Erde lag. Als er den Feind durch das Dickicht kommen sah, sprang er auf, erhielt aber sofort aus einer Entfernung von zehn Schritten einen sichern Schuß. Nachdem er sich überschlagen hatte und bevor er wieder auf die Füße kam, wurde ihm noch eine Kugel zugesandt. Wüthend sträubte er seine zottige Mähne, brüllte, sperrte den Rachen auf und hätte angreifen mögen, aber das Rückgrat war ihm zerschmettert und das Hinterviertel schleppte auf der Erde. Trotzdem machte er die größten Anstrengungen, stürzte rechts und links nieder, und riß mit seinen Tatzen Löcher in die Erde. Als es zu dunkeln begann, war er in einen Busch gerollt, wo man ihn bis zum nächsten Morgen liegen ließ."

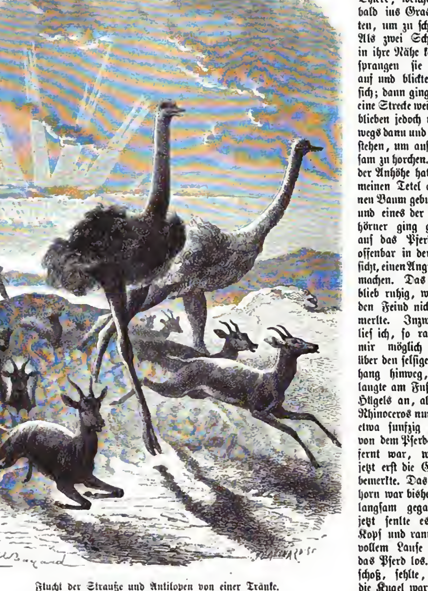
„Schon vor Sonnenaufgang brach ich mit fast allen meinen Leuten auf und nahm auch ein Kameel mit, weil ich meine Beute unzerstückelt heimbringen wollte. Ich ritt mein bestes Pferd, welchem ich, weil es ein ausgezeichneter Renner war, den Namen Tetel (nach der Bubalisantilope, welche von den Arabern so bezeichnet wird) gegeben hatte; es kam mir darauf an, die Gelehrigkeit und den Muth dieses prächtigen Rosses zu erproben."

„Der Araber Hadsch Ali, welcher vorausgegangen war, rief plötzlich: „Hier liegt er; er ist todt!" Als ich mit den übrigen zur Stelle kam, brüllte der Löwe, stellte sich auf die Vorderfüße, richtete die Mähne empor, sprühete Feuer aus seinen Augen und schien zum Kampfe herausfordern zu wollen. Der Anblick war ergreifend; das Thier hatte, obwohl völlig gelähmt, den Muth nicht verloren. Als es zuerst sein Gebrüll erhob, hatte das Kameel mit seinem Reiter sich gebäumt und das Pferd war zur Seite gesprungen; jetzt hielt ich es im Zügel und ritt dem etwa zwanzig Schritt entfernt liegenden Löwen entgegen. Dieser brüllte wieder und starrte das Pferd an, welchem ich, freundlich zuredend, Nacken und Hals klopfte und streichelte. Es sträubte die Mähne, schnob, blieb aber tapfer stehen und ging, als ich ihm die Seiten leise mit dem Fuße berührte, auf den fort-

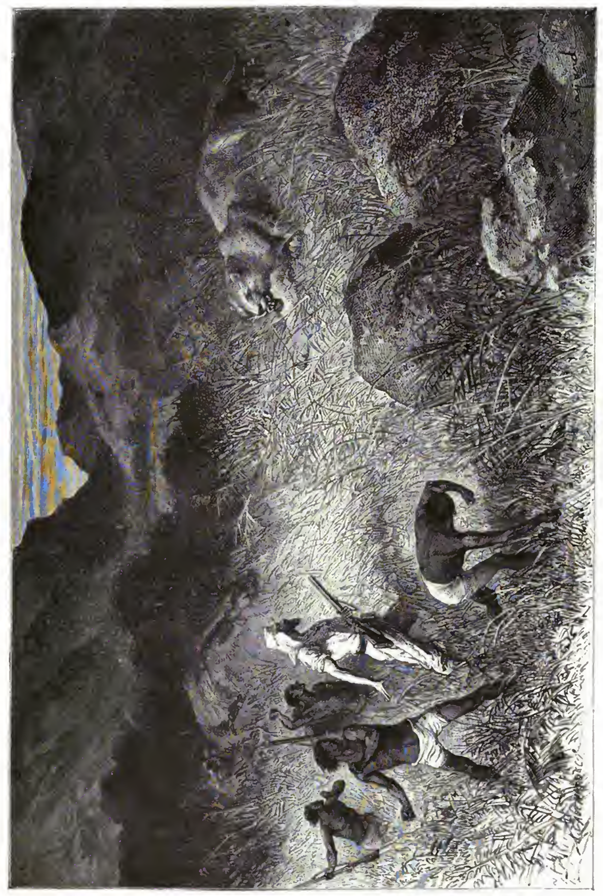
während brüllenden Löwen zu. Als wir noch etwa sechs Schritte vom Löwen entfernt waren, hielt ich es an; es stand mit bewundernswürdigem Muthe dem Löwen gegenüber. Beide Thiere hielten die Augen auf einander gerichtet; das eine schäumte vor Wuth, das andere war kalt und entschlossen. Nun ließ ich die Zügel auf den Nacken fallen, und Tetel verstand, was das bedeuten sollte; er wußte, daß ich Feuer geben werde. Ich zielte nach dem Kopfe des verstümmelten Löwen, streckte ihn todt nieder, stieg ab, streichelte das Pferd und belobte es. Dann führte ich es nahe zum Löwen hinan, den ich gleichfalls streichelte; nachher gab ich meine Hand dem Pferde zum riechen. Tetel schnaufte ein paarmal, als ich aber die Zügel losließ und ihm völlige Freiheit gab, senkte er langsam den Kopf und beroch die Mähne des Löwen. Gleich darauf ging er einige Schritte seitwärts und weidete verdorrtes Gras ab. Die Araber waren entzückt über den Muth des Pferdes. Ich meinerseits wußte wohl, daß der Löwe ungefährlich sei, aber Tetel war kühn gegen einen Löwen losgegangen, der brüllte, seinen Rachen aufsperrte und zum Sprunge bereit zu sein schien. Nun holten wir ein Kameel, welchem wir die Augen verbanden; wir ließen es niederknien, und es bedurfte der vereinigten Anstrengung von acht Mann, um den Löwen aufzuladen. Ein solcher wird, wenn er völlig ausgewachsen ist, gut und gern fünf Centner schwer. Im Lager legten wir ihn vor meiner Frau nieder; ihr wurden die Tatzen als eine Trophäe gewidmet, welche als Talisman um den Nacken getragen werden konnte. Die Araber halten große Stücke nicht bloß auf die Pranken, sondern heben auch die Schnurrhaare der Löwen sorgfältig auf; sie werden in ein Ledersäckchen gethan und als Amulet getragen, welches den Inhaber gegen Angriffe wilder Thiere sicherstellt."

Von Telladilla ging Baker nach Süden an einen Nebenfluß des Setit, den Royan; in diesen mündet der Maï Gabba, ein Khor, d. h. ein Torrent, Regenstrom, in einer dichtbewaldeten Gegend, in der es von Frankolinhühnern und Antilopen wimmelt. Dort schoß er wieder Elephanten, Giraffen, Eber und Büffel; bevor er dann nach Chartum zurückging, wagte er sich auch noch einmal an das Rhinoceros.

„Als ich mein Pferd Tetel am Zaum an einem Abhange führte, sah ich zwei Nashörner langsam aus einer Schlucht herauskommen; sie setzten sich bald in Trab und gingen auf die Weide. Sofort ließ ich einige Pferde aus dem Lager holen und beobachtete inzwischen die beiden Thiere, welche sich bald ins Gras legten, um zu schlafen. Als zwei Schweine in ihre Nähe kamen, sprangen sie rasch auf und blickten um sich; dann gingen sie eine Strecke weit fort, blieben jedoch unterwegs dann und wann stehen, um aufmerksam zu horchen. Auf der Anhöhe hatte ich meinen Tetel an einen Baum gebunden, und eines der Nashörner ging gerade auf das Pferd zu, offenbar in der Absicht, einen Angriff zu machen. Das Pferd blieb ruhig, weil es den Feind nicht bemerkte. Inzwischen lief ich, so rasch es mir möglich war, über den felsigen Abhang hinweg, und langte am Fuße des Hügels an, als das Rhinoceros nur noch etwa funfzig Ellen von dem Pferde entfernt war, welches jetzt erst die Gefahr bemerkte. Das Nashorn war bisher nur langsam gegangen: jetzt senkte es den Kopf und rannte in vollem Laufe gegen das Pferd los. Ich schoß, fehlte, aber die Kugel warf dem Monstrum Steine und Sand ins Gesicht; sie war gerade vor seiner Nase in den Sand geschlagen. In demselben Augenblicke bäumte das Pferd, zerriß den Zügel und sprengte in der Richtung des Lagers hinweg, während das Rhinoceros, durch den Knall erschreckt und wohl auch von Sand und Felssplittern einigermaßen geblendet, den Kopf emporwarf und dorthin trabte, von wo es gekommen war. Es stürmte an dem Busche vorüber, in welchen ich mich gestellt hatte. Ich gab Feuer: es richtete den Schweif empor, stürzte einige Schritte vorwärts,



Flucht der Strauße und Antilopen von einer Tränke.



Eine verendende Löwin.

rannte dann mehrmals im Kreis umher, machte Halt, taumelte ein paar hundert Ellen weit fort und legte sich nieder. Nun kam sein Gefährte zu ihm hinan: mit diesem ging es langsam unten am Hügel hin, und beide verschwanden hinter demselben. Bald nachher meldete der Araber Hassan, daß das eine todt am Boden liege, das andere in der Nähe stehe. Als ich zu diesem heranritt, blieb es stehen; es erhielt einen Schuß genau auf das Blatt und lag zappelnd am Boden. Aber es war nur für den Augenblick gelähmt und lief bald in vollem Galop davon. Es wurde verfolgt, drehete sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit um und griff an; doch Reiter und Roß entgingen ihm vermittelst einer raschen Wendung und nahmen ihrerseits die Jagd wieder auf. Endlich stand es schwerathmend still und bekam wieder zwei Schüsse. Nun stürzte es nieder, reckte krampfhaft die Beine und starb augenblicklich."

„Die Sonne," sagt Baker, „glühete wie ein feuriger Ofen. Ich ritt nach meinem Lager zurück, um Leute und Kameele zu schicken, welche Häute und Fleisch holen sollten. Als ich an dem zuerst erlegten Rhinoceros vorbeikam, waren schon ganze Schwärme von Geiern um dasselbe versammelt, und fortwährend fanden sich neue Schaaren ein. Bereits waren die Augen ausgehackt und aus der Wunde an der Schulter Fleischstücke herausgezerrt worden, aber der zähen Haut hatten sie mit ihren Schnäbeln noch nichts anhaben können. Einige Marabutstörche warteten ruhig zu; sie wollten gleichsam als Todtengräber thätig sein, wenn für sie die rechte Zeit gekommen war."

„Häufig ist die Frage aufgeworfen worden, ob der Geier durch die Schärfe seines Geruches oder seines Gesichtes die Beute wittere. Ich habe diese Vögel aufmerksam und viel beobachtet, und bin der Ansicht, daß allerdings der Geruch sehr scharf ist, daß aber alle Raubvögel ihre Nahrung vermittelst der ungemeinen Sehkraft finden. Ein Geier, der blind wird,



Verfolgung eines Rhinoceros.

müßte verhungern, aber ein sehender Geier würde seine Nahrung finden, wenn man ihm z. B. die Naslöcher mit einem fremden Stoffe verstopfte. Der Geruch ist in der Nähe der Oberfläche des Bodens allemal am stärksten; deswegen wittern Hyänen, Löwen und andere Raubthiere unter dem Winde ein Aas aus weiter Ferne, aber nicht, wenn sie selbst in dessen Nähe über dem Winde sind. Die Aaskrähe hält sich deshalb dem Boden so nahe als möglich, sie bildet aber unter den Raubvögeln eine Ausnahme. Man erstaunt, wenn man beobachtet, wie nach dem Tode eines Thieres plötzlich Geier erscheinen, obwohl wenige Minuten vorher kein einziger Vogel in der wolkenlosen Luft sichtbar gewesen war. Ich legte mich oftmals, nachdem ich ein Thier geschossen hatte, unter einen Busch, um zu beobachten, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Vögel sich einfanden."

„Zuerst erschien die schwarzweiße Krähe; sie sucht ihre Nahrung sehr fleißig auf, und man sieht ihrer viele auf Bäumen und Felsen. Sie verläßt sich stark auf ihren Geruchssinn, hält aber zugleich aufmerksame Umschau mit ihren scharfen Augen. Dann stellt sich der Bussard ein, nach ihm der kleine Geier mit rothem Kopfe, der große Geier mit nacktem Halse und der Marabut, der zuweilen vom Adjutanten begleitet ist. Ich versteckte manchmal ein todtes Thier unter einem dichten Busche, und die Geier fanden dasselbe niemals, wenn sie nicht Zeuge seines Todes gewesen waren. In letzterm Falle aber kamen sie schon aus der hohen Luft herabgesaust, während man noch mit dem Verstecken des erlegten Thieres beschäftigt war, wo sie es dann durch ihren Geruch entdeckten. Ein Wild, das in acht bis zehn Fuß hohem Grase getödtet wird, finden sie selten, selbst Elephanten und Büffel nicht. Geier und Marabuts steigen bis in ungeheure Höhen empor. Ich nehme an, daß es in der Luft regelmäßige Schichten für verschiedene Raubthiere giebt, welche, in ihrer ungemessenen Höhe dem menschlichen Auge unsichtbar, beständig mit ausgebreiteten Flügeln schweben und die Welt unter ihnen mit Fernrohrkraft überspähen. In so großen

Höhen befinden sie sich in kalter Luft und bedürfen des Wassers nicht, aber einige Vögel, z. B. der Marabutstorch und der Bussard, die lange Zeit über dürre Wüsten dahinfliegen, haben Wassersäcke; der erstere trägt außen unter der Kehle einen kleinen Beutel, bei dem letztern sitzt der Sack inwendig; beide Behälter sind mit Wasser gefüllt. Da die eben genannten Raubvögel stets in regelmäßiger Reihenfolge erscheinen, so ist wohl der Schluß gerechtfertigt, daß sie aus verschiedenen Fernen oder Höhen kommen."

„Von den letzteren herab überschauen sie ungeheure Räume; für Menschen sind sie von der Erde aus unsichtbar, sie selber aber sehen einander bei ihrem beständigen Kreisen. Ein Vogel bemerkt einen Gegenstand auf der Erde; er schießt aus hoher Luft plötzlich herab, und sofort thun andere Geier ein Gleiches. Sobald ein Thier von den Jägern abgestreift wird, lockt das rothe Blut sofort den Geier an. Ich legte mich der Beobachtung wegen oftmals auf den Rücken und blickte in die blaue, völlig wolkenlose Luft. Anfangs war kein Vogel zu sehen, aber wenn die Haut eines Thieres kaum halb abgezogen war, erschienen am Himmel Punkte, die rasch an Größe zunahmen. Aus Bäumen und Büschen hörte ich das Gekrächz der Raben, und dann kamen auch die Bussarde, um Klumpen geronnenen Blutes vom Boden wegzuschnappen. Inzwischen entpuppten sich jene Punkte als beflügelte Geschöpfe, und bald hörte ich hinter mir ein Rauschen wie von einem Wirbelwinde. Ein rothköpfiger Geier flog hastig auf das blutige Mahl herab, und ihm folgte ein ganzer Schwarm anderer. Nun sah man in der Luft bis zu den fernsten blauen Tiefen schwarze Punkte; sie bewegten sich von allen Strichen der Windrose herbei. Zuletzt bildet sich ein Kranz von Geiern, die in weiten Kreisen umherschweben, und die noch zaudern, sich herabzulassen. Dann wagt es der große kahlhalsige Geier. Die Jäger haben inzwischen das Thier abgehäutet und das beste Fleisch mit sich genommen; aus einer Entfernung von etwa hundert Schritten beobachten sie dann, was geschieht. Nun stürzen die Vögel über das her, was vom Thiere noch übrig ist. Der große Geier spielt eine Hauptrolle, und vor ihm weichen die anderen, bis der Abu Sin, d. h. der Vater des Schnabels oder der Zähne, nämlich der Marabut, erscheint. Seine langen, häßlichen Beine hängen unter den ungeheuern Flügeln herab und berühren den Boden. Er stelzt selbstbewußt durch den Haufen, bahnt sich mit dem langen Schnabel einen Weg durch die gierigen Geier und nimmt sich den Löwenantheil des Mahles, obwohl er zuletzt gekommen ist."

Die Red-River-Colonie und der Aufstand der Mischlinge.

Von **H. Klarbach** *).

Das jetzt durch den Aufstand gegen die canadische Regierung bekannter gewordene Red-River-Territorium (— nun Manitoba genannt —) besteht aus einer ausgedehnten Prairie im Osten der Felsengebirge und im Norden des amerikanischen Staates Minnesota. Ursprünglich — und theilweise noch jetzt — die Heimath zahlloser Büffelherden, war es nur mit wenigen Forts der Nordwest-Pelzcompagnie besetzt, die einst als mächtige Nebenbuhlerin der Hudsonsbai-Compagnie auftrat. Im Jahre 1813 faßte der wohlthätige und menschenfreundliche Earl of Selkirk, ein schottischer Edelmann, den Plan, hier arme Schotten und Engländer anzusiedeln, und obgleich er von Seiten der Pelzhändler dabei auf Widerstand stieß, so war er doch nicht der Mann, welcher sich dadurch von seinem Vorhaben abschrecken ließ. Nach vielen Nöthen und Gefahren, welche er selbst, gleich der jungen Niederlassung, zu bestehen hatte, gelangte er auch zu seinem Ziele, und die Colonie, welche der Sammelpunkt der pensionirten Beamten der Hudsonsbai-Compagnie wurde, gedieh vortrefflich.

Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht jetzt aus Mischlingen von Europäern und Indianern, denn nur wenige weiße Frauen waren eingewandert, und die Colonisten behalfen sich gleich von Anfang an mit indianischen Squaws. Unter den Weißen findet man Franzosen, Engländer, Schotten, Canadier und Amerikaner; diese Nationalitäten, zumal die drei ersteren, als die ursprünglich angesessenen, überwiegen, Canadier und Amerikaner haben sich erst später nach der Red-River-Colonie gezogen. Die meisten Franzosen nahmen ihren Wohnsitz zwischen Pembina — dem amerikanischen Grenzorte — und Fort Garry, zu beiden Seiten des Red-River, doch auch an dem Nebenflusse Assiniboin, namentlich an der Nordseite desselben bis in die Gegend der White Horse Plains, auf halbem Wege zwischen Fort Garry und Portage la Prairie; endlich sitzen Franzosen am Winipeg-See und gegen den Manitoba-See hin. Die schottischen Niederlassungen dehnen sich von Winipegtown 7 bis 8 Miles dem Red-River entlang aus; die indianischen vom untern Fort Garry bis zum Winipeg-See. Es ist dieses eine sogenannte Reserve der Salteaux-Indianer (— Sauteux, Assiniboins —), die ihre nomadisirende Lebensweise aufgegeben und einigermaßen civilisirte Gewohnheiten angenommen haben. Einige unter ihnen besitzen hübsche Häuser und wohlbestellte Felder. Die ganze Bevölkerung schätze ich auf 12,000 bis 14,000 Seelen; doch ist es schwer, die genaue Anzahl anzugeben, da ein großer Theil der Bewohner stets auf Jagdpartien oder Handelsexpeditionen abwesend ist.

Die französischen Mischlinge, Abkömmlinge niedercanadischer Voyageurs, die beim Pelzhandel einst eine bedeutende Rolle spielten, sind die zahlreichsten. Auf sie folgen die Schotten, die meist von den Orkney-Inseln einwanderten; dann die Canadier, welche ihre Farmen um Portage la Prairie herum haben. Die Amerikaner sind nicht sehr zahlreich, doch meistentheils in recht guten Verhältnissen. Mischlinge sind von allen diesen weißen Vätern und indianischen Frauen vorhanden. Schon seit mehreren Generationen heirathen sie unter einander und haben so in der That einer neuen Nation das Dasein gegeben. Die jungen Männer sind schöne, kräftige Leute, doch außerordentlich der Ausschweifung ergeben; daß sie die Laster ihrer beiderseitigen Eltern in sich vereinigt haben sollen, konnte ich nicht finden. Es giebt schlechte und gute unter ihnen und — wenn richtig er-

*) Der in London lebende Herr Verfasser hat vier Jahre (bis 1867) in der Red-River-Colonie zugebracht, deren Verhältnisse er genau kennt. Vergleiche auch „Globus" XI, S. 69.

zogen — entwickeln sie bedeutende Fähigkeiten. Leicht und schnell begreifen sie in der Jugend, doch ist ihr Fortschritt in späterer Zeit ein geringerer. Fast Alle, welche gegenwärtig an der Spitze des Aufstandes stehen, haben Indianerblut in ihren Adern. Man findet unter ihnen Advocaten, Aerzte und Geistliche. Da die Mischung nun schon seit einem halben Jahrhundert vor sich geht und die neu ankommenden Weißen mit Vorliebe statt reiner Indianerinnen Mischlinge sich zu Frauen wählten, so herrscht in letzteren schon das weiße Blut vor, und in der That läßt sich bei vielen das indianische Ingrediens nur noch schwach erkennen. Aber fast immer, und selbst in der ersten Kreuzung, ist der „Halfbreed" ein hübscher Mensch; namentlich jene von französischen Vätern würden vor den Augen der Europäer Gnade finden. Aber sie verblühen ungemein rasch, und mit 30 Jahren ist Alles bei ihnen vorüber. Dann tritt ein häßliches squawartiges Ansehen bei ihnen hervor, und der indianische Typus kommt mit Macht zum Vorschein.

Stets heiter, zu Vergnügungen aufgelegt, ein Liebhaber hübscher Kleidung, allen Lebensgenüssen ergeben, ist der Bois brulé oder Burnt stump, wie man am Red-River auch sagt, wenig zu ernster Thätigkeit geeignet. Hat er genug für sich und seine Familie, vor Allem für die in höchster Achtung stehende Frau Schwiegermutter, verdient, dann wirft er sich aufs Pferd und reitet zu den Nachbaren, seinem Vergnügen nach. Der Franzose ist bei weitem mehr Jäger als Farmer und stolz auf eine indianische Verwandtschaft; er cultivirt förmlich den Umgang mit den benachbarten Häuptlingen. Der schottische Mischling dagegen liebt es, eine gute Erziehung zu erhalten, er liest Bücher und zieht den Feldbau dem Jägerleben vor. So spiegeln sich die Eigenschaften der romanischen und germanischen Race auch in diesen Mischlingen wieder.

Doch haben auch viele Franzosen hübsche Farmen; aber es fällt ihnen nicht ein, eher an die Ernte zu denken, bevor sie nicht einige Wochen auf der Büffeljagd zugebracht haben. Im Winter drängen sich bei ihnen Bälle und Gesellschaften. Ihr ganzes Dasein hat einen ungemein leichtlebigen Anstrich, es ist ein ewiger Wechsel von Jagen, Tanzen, Fechten und Heirathen. Als ich noch am Red-River war, ereignete es sich, daß ein Voyageur von der Moose-Factorei an der Hudsonsbai — über tausend Miles von der Colonie entfernt — mitten im Winter auf Schneeschuhen erschien, bloß um zu fragen, ob ein hübsches Fräulein, das er früher einmal auf der Durchreise kennen gelernt, ihn heirathen wolle. Allein die Schöne wollte nicht; er stieß ein paar Flüche gegen das weibliche Geschlecht aus, schnallte seine langen Schneeschuhe wieder an, pfiff ein Voyageurliedchen und eilte sofort heim. Das war echt französisch.

Viele der Schotten und Engländer sind von weit beständigerm Charakter als die Franzosen. Sie thun sich auch etwas auf ihr reines Blut zu gute — wenn es nämlich vorhanden —, gleich den spanischen Creolen. Deutsche lebten zu meiner Zeit kaum ein Dutzend aus den verschiedensten Vaterländern am Red-River; wenig zahlreich waren auch die Schweden und Norweger. Eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft spielen die Beamten der ehemaligen Hudsonsbai-Compagnie; sie sind tonangebend.

Das Klima am Red-River ist gesund; das Wetter meistens schön. Der Winter beginnt erst im November und endet im März oder April. Wenn die Kälte einmal eingesetzt hat, dann fällt bis zum Frühling weder Thau noch Regen. Daher ist der Winter dort gesünder als in Deutschland oder England. Der Frühling ist auch dort lieblich und schön; der Sommer nicht zu heiß. Aber die herrlichste Jahreszeit am Red-River ist der Herbst. Ich bin fest überzeugt, daß dort einst eine starke Bevölkerung sich ansiedeln und das Land zu hoher Blüthe bringen wird. Obgleich der Boden an einzelnen Stellen leicht ist, so herrscht doch der gute, schwere Farmboden vor, der statt der jetzt 14,000 Seelen einige Millionen Menschen nähren könnte. Die Arbeitstheilung ist am Red-River noch ein unbekanntes Ding. Die rohen Feldwagen werden selbst von den Farmern gefertigt, und zu den Rädern nimmt man einfach eine Scheibe, den vollständigen Durchschnitt eines Baumes. Der Farmer ist sein eigener Schmied, Stellmacher und Zimmermann. Wie reich der Boden im Allgemeinen ist, das erkennt man schon an dem Wachsthum der wilden Vegetation. An einigen Orten bedecken die verwilderten Erbsen, die bis drei Fuß hoch wachsen, weit und breit die Ebene. Sie dienen als Viehfutter. Einmal acclimatisirte Pferde unterhalten sich im Winter im Freien selbst. Die Mischlinge und Canadier denken gar nicht daran, Heuvorräthe zu sammeln. Der Ackerbau wird im Allgemeinen sehr primitiv betrieben; aber Weizen, Gerste, Kartoffeln und Hülsenfrüchte gedeihen vorzüglich. Kohle ist massenhaft vorhanden, und Gold wird in wenigstens lohnender Menge am untern Saskatschewan gewaschen. Holz hat man zur Genüge, wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe. Doch kann es bei dem Reichthum an Gewässern sehr leicht aus dem reichbewaldeten westlichen Striche zugeführt werden. Die Eröffnung des Verkehrs nach Westen hin thut überhaupt der Colonie Noth. Mit guten Wegen, die jedenfalls die Zukunft bringt, wird das Land am Red-River bald zu schöner Blüthe gedeihen.

Noch immer ist der Pelzhandel von Bedeutung, und fast Jedermann beschäftigt sich damit. Baar Geld ist außerordentlich wenig in der Colonie vorhanden, und die Farmer, welche ihr überschüssiges Getreide an die Magazine der Hudsonsbai-Compagnie verkauften, welche von hier aus ihre Forts und Handelsposten mit Lebensmitteln versah, wurden in Gesellschaftsnoten bezahlt. Durch die Verfrachtung dieser Lebensmittel nach den fernen Forts verdienen sich die Ansiedler gleichfalls bedeutende Summen. Die meisten Pelze, die in St. Paul, Minnesota, auf den Markt kommen, stammen vom Red-River. Sie werden dort von Indianern angebracht, welche sie gegen Pulver, Blei, Decken u. s. w. austauschen. Man nimmt an, daß im weitern Bereiche der Colonie jährlich 150,000 Büffel noch immer getödtet werden. Nur die Häute, die Zungen und einige gute Fleischstücke werden benutzt; Talg und alles Andere geht verloren. Es fehlt eben an Verbindungsstraßen.

Was die Regierungsverhältnisse anbelangt, so war die Hudsonsbai-Compagnie Alleinherrscherin, und dem alten Regime hängen die Colonisten auch heute noch fanatisch an. Jeder Beamte wurde von der Compagnie ernannt, und die allgemeinen Angelegenheiten wurden von einer Körperschaft verwaltet, welche „Council of Assiniboin" hieß. Denn Assiniboin war bislang der officielle, aber wenig gebräuchliche Name der Colonie. Die Compagnie unterhielt leidlich gute Schulen und ernannte Geistliche verschiedener Confessionen, auch einen protestantischen und katholischen Bischof. Die Zahl der Katholiken überwiegt, doch habe ich niemals etwas von religiösen Streitigkeiten oder Eifersüchteleien vernommen. Das Gesetz wurde von einem Recorder überwacht, den gleichfalls die Compagnie ernannte; die niedrigeren Verwaltungsposten vergab der Council. Auch von einer Literatur, aber von einer sehr winzigen, kann ich berichten. Es erscheinen einige Almanache und ein paar Volksbücher. Die Presse war zur Zeit meiner Anwesenheit durch ein alle vierzehn Tage erscheinendes Blatt „The Nor' Wester" vertreten. In der Politik war dies entfernte Product der Journalistik halb britisch, halb amerikanisch, eigentlich aber particulari-

stisch-redriverisch. Schon damals wehte ein Geist des Aufruhrs durch seine Zeilen, der dann später zum Ausbruche kam. Auf die politischen Leitartikel und die vierzehntägige Revue aller Weltereignisse, die manchmal schon recht alt war — je nachdem die Post eintraf —, folgten Ankündigungen. Die französischen Krämer priesen Savon de Paris an, und daneben war eine amtliche Prämie auf Wolfsköpfe ausgesetzt. Der Postbote, welcher mir diesen Moniteur zweimal monatlich in meine etwas abgelegene Farm brachte, war ein echter Mischling mit vorherrschend indianischem Typus. Er trug Mokassins und hatte sein langes, rabenschwarzes Haar mit einem silbernen Bande zusammengebunden. Der „Nor' Wester" ist jetzt eingegangen und durch das revolutionäre Blatt „The new nation" ersetzt. Auch eine Flagge hat die neue Regierung eingeführt, und sie besteht aus den altfranzösischen Lilien und dem irischen Kleeblatt. Das ist bezeichnend.

* * *

Da ich bereits im Herbste 1867 die Colonie verließ, um über St. Paul in Minnesota und Newyork heimzukehren, so kann ich über den Aufstand, der am Red-River noch immer herrscht, nicht aus persönlicher Erfahrung sprechen. Doch glaube ich, daß die nachstehenden Zeilen im Allgemeinen eine richtige Anschauung von denselben geben. Schon als — noch zur Zeit meiner Anwesenheit — am 1. Juli 1867 die Provinzen Ober- und Untercanada, Neuschottland und Neubraunschweig zu einer „Dominion of Canada" mit der Hauptstadt Ottawa vereinigt wurden, begann es zu gähren. Man wußte, daß die Auflösung der Hudsonsbai-Compagnie wahrscheinlich in einem der nächsten Jahre erfolgen solle, und alsdann die Colonie, auf deren Selbständigkeit man so eifersüchtig war, auch dem großen Ganzen zugeschlagen werden mußte. Alle Strömungen der Neuzeit waren an den Colonisten fast spurlos vorübergegangen; sie waren die alten Hinterwäldler geblieben, die nichts von Reformen wissen wollten, tief im Aberglauben steckten und jede Gemeinsamkeit mit ihren entfernten canadischen Mitbürgern haßten. Der Verkauf der Hudsonsbai-Länder fand statt. Man wird sich erinnern, daß der Kaufschilling 300,000 Pf. St. betrug und daß die Legislatur von Canada ihre Einwilligung zu der Vereinigung der ehemaligen Hudsonsbai-Länder mit der Dominion gab. Was man gefürchtet, war zur That geworden. Zunächst erhoben sich die von den ehemaligen Compagniebeamten, welche sich zurückgesetzt sahen, aufgestachelten französischen Mischlinge. Vorspiegelungen von hohen Steuern (genau wie unsere socialdemokratischen Agitatoren es machen) wirkten gewaltig, und der zur Beschwichtigung der Aufregung aus Canada abgesandte Gouverneur M'Dougall fand sich gleich bei seiner Ankunft (December 1869) in einer übeln Lage und lediglich auf die Unterstützung einiger Weißen angewiesen. Da er von Fort Garry, dem Hauptposten der Colonie, am Einflusse des Assiniboin in den Red-River, bis zu dem amerikanischen Orte Pembina 25 deutsche Meilen hatte, und von da bis Canada, wo er neue Instructionen holen sollte, eine ganz gewaltige Entfernung war, so versuchte er durch einen kühnen Streich auf eigene Gefahr hin den Aufstand zu bemeistern. Er sandte den Capitän Dennis zu den benachbarten Indianerstämmen, um ihre Hülfe gegen die Rebellen zu gewinnen. Aber unter den Indianern befanden sich zahlreiche Verwandte der Colonisten, welche letzteren die Pläne sofort verriethen. Nun erhoben sich auch die schottischen und englischen Mischlinge, bemächtigten sich der einzelnen Posten und jagten M'Dougall und seinen Anhang über die Grenze nach Pembina; andere wurden in Fort Garry, das der Sitz der provisorischen Regierung war, gefangen gesetzt. Das Fort besteht aus einem Viereck von Steinwällen und ist an jeder Ecke mit einem runden Thurme flankirt. Im Innern befinden sich mehrere starke Blockhäuser, die Residenz des Gouverneurs, das Gefängniß und die Pelzwaarenniederlage; dort auch lagern die übrigen Handels-, Pulver- und Waffenvorräthe, die vollauf genügten, um die Aufständischen zu bewehren. Die provisorische Regierung wurde nun förmlich organisirt. Zum Präsidenten wählte man John Spence, zum Präsidentschaftssecretär und General den Franzosen Louis Riel, einen unternehmenden, äußerst energischen Mann. Das dritte Mitglied der provisorischen Regierung war der amerikanische Irländer Donahue. Dieses Triumvirat erließ an die „Bewohner von Rupertsland" eine Proclamation, in welcher gegen jede Unterwerfung unter die canadische Regierung protestirt wurde. Noch aber sprach man eine Unabhängigkeitserklärung nicht aus; diese erfolgte erst später, als nämlich die Schotten und Engländer aus reinem Blute den Terrorismus der französischen Mischlinge nicht mehr dulden wollten und eine Gegenrevolution versuchten. Allein sie drangen nicht durch, viele von ihnen wurden gefangen gesetzt und die französische Halbkaste behielt von nun an die Oberhand. Man wählte „Volksvertreter", erließ Gesetze und übte die aus 500 Mann bestehende „Armee" ein.

Die Regierung der Vereinigten Staaten verhielt sich der Sache gegenüber eben so ruhig, wie sie der Insurrection auf Cuba zusah. Aber in den Köpfen vieler Yankees spukte es gewaltig und in Newyork entstand eine „Annexations-Liga", welche die Revolution am Red-River unterstützen wollte, um auf diesem Wege ganz Britisch-Nordamerika an die Union zu bringen. Auch die Irländer rührten sich. Einer der Ihrigen saß ohnehin in der Regierung am Red-River, der neue Fenier-einfall nach Canada wurde „geheimnißvoll" vorbereitet, und eine „Combination der Action" im Osten, mit jener am Red-River im Westen, schien gar nicht so übel. Viele Irländer zogen zu den Rebellen in Fort Garry; durch sie wurde das katholische Element daselbst noch mehr verstärkt, und die vereinigte altfranzösische und irische Flagge (die Lilie und das Kleeblatt) wurden das Symbol der „neuen Nation" *).

So sehr man sich am Red-River auch unüberwindlich glaubte, man sah doch ein, daß man auf irgend eine Weise mit der Regierung Canadas unterhandeln müsse. Das geschah auch, und zwei Abgesandte Riel's gingen nach Ottawa, wo sie die Anerkennung der „Unabhängigkeit" verlangten.

*) Die „Times-Mail" vom 24. Juni erörtert in einem Leitartikel den gegenwärtigen Stand der Red-River-Angelegenheit. Canada sei bereits ein „Mutterland" geworden und empfinde, obwohl die Dominion kaum drei Jahre alt sei, schon die Verlegenheiten, welche das englische Mutterland mit seinen Colonien so häufig erfahren habe. Es seien schon Separatisten und Rebellen da, welche über Tyrannei schreien und mit Krieg drohen; auch habe man sich bereits zu einem Compromiß herbeilassen müssen. Das letztere sei ganz wohlgethan, denn formell genommen habe die Uebertragung des Gebietes noch nicht stattgefunden und der Kaufschilling sei noch nicht erlegt (was erst im Juni geschehen ist). Die Sache werde hoffentlich zu einem friedlichen Austrage kommen; es habe allen Anschein dazu, trotz der Fenier. Die bewaffnete Expedition besteht aus 1200 canadischen Freiwilligen und englischen Soldaten; das canadische Parlament hat den Bewohnern der „Provinz Manitoba" mancherlei Zugeständnisse gemacht und ihre Besorgnisse vor Druck und Willkür beschwichtigt. Die Weißen werden ihr Unterstützung angedeihen lassen und bei Zunahme der Einwanderung, welche sicherlich nicht ausbleibt, wird das Mischlingselement überflügelt werden.

Wir wollen hinzufügen, daß in der Mitte des Juni in Minnesota die Ansicht vorwaltete, daß Riel sich entschlossen habe, der englisch-canadischen Expedition Widerstand zu leisten; andererseits würden die Indianer, aus Haß gegen Riel und die amerikanischen Fenier, welche sich ihm angeschlossen, mit den Canadiern gemeinschaftliche Sache machen. Red.

Gleichzeitig aber erfuhr man, daß Riel das Haupt der conservativen Partei, Scott, in Fort Garry habe hinrichten lassen. Nun ging ein Sturm des Unwillens durch ganz Canada, und die Hoffnungen auf einen friedlichen Vergleich schwanden mehr und mehr. Die britische Regierung sah ein, daß sie energischer vorgehen müsse, und beschloß, mit bewaffneter Hand Frieden herzustellen. Eine militärische Expedition, an deren Spitze Oberst Wolesley steht, setzte sich im Mai dieses Jahres in Bewegung, und ihr wird es wohl gelingen, die Mischlinge zu unterwerfen, wenn diese nicht bei Zeiten es noch vorziehen sollten, einen friedlichen Ausgleich zu bewerkstelligen.

Lebensweise und Ursprung der Tasmanier.

Nach J. Bonwick.

r. d. Erst vor Kurzem („Globus" XVI, 289 ff.) haben wir nach Bonwick den Nekrolog der Tasmanier geschrieben. Ermuntert durch die günstige Aufnahme, welche das Buch The last of the Tasmanians gefunden, hat derselbe Autor jetzt ein neues Werk herausgegeben, welches als eine Ergänzung des erstern anzusehen ist und sich ausführlich mit der Lebensweise und dem Ursprunge des nun untergegangenen Volks beschäftigt*). Sein langer Aufenthalt auf der Insel, das rege Interesse, welches er an deren Eingeborenen nahm, dann officielle Quellen, welche ihm zu Gebote standen, befähigten ihn vorzüglich, auch über die Sitten und Gebräuche der Tasmanier zu schreiben, die nun in ihm einen vorzüglichen Biographen gefunden haben. Das Buch ist ein werthvolles Quellenwerk für den Ethnographen; es beschäftigt sich mit den physischen, geistigen und socialen Verhältnissen jenes Volkes, das in so vieler Beziehung eigenthümlich, ja einzig dastand.

Solche Weiße, die lange und recht intim mit uncultivirten, autochthonen Racen in Berührung kamen, sind gewöhnlich geneigt, über deren geistigen und moralischen Zustand im Allgemeinen ein günstigeres Urtheil zu fällen als jene, welche nur flüchtig und vorübergehend unter jenen lebten. Auch Bonwick's fortgesetzter Umgang mit den Tasmaniern führt zu einem günstigen Urtheil, im Gegensatz zu jenen, welche in den Schwarzen nicht viel mehr als aufrechtgehende Affen, oder schwatzende Thiere zu erkennen glaubten. Die Fähigkeiten der Tasmanier, sagt Bonwick, waren mehr imitativer als inventiver Natur; doch, insoweit die engen Bedingungen ihres Daseins in Frage kamen, genügten sie für die gewöhnlichen Bedürfnisse ihrer einfachen Existenz. Wie Bonwick in dem Capitel über die Sprache nachweist, war diese keineswegs roh und ungefüge, im Gegentheil, sie zeigte sogar grammatische Schönheiten und methodische Beugungen. Nur der Zahlensinn und das Zahlwort waren, wie bei vielen anderen tief stehenden Racen, sehr mangelhaft entwickelt; aber in Bezug auf naturwissenschaftliche Anschauung und technische Geschicklichkeit zeigten die Tasmanier eine bemerkenswerthe Intelligenz und Erfahrung. Wo Wasserfluthen oder Hindernisse des Bodens den weißen Reisenden zu verderben drohten, wo er hülflos dastand, da rettete ihn die Geschicklichkeit und Erfahrung seines tasmanischen Führers. In physischer und oft auch in moralischer Beziehung schienen die schwarzen Knaben und Mädchen der Waisenschule von Hobart Town oft über den Kindern europäischer Eltern zu stehen. Niemals zeigten sie sich blutdürstig oder grausam; sie waren anfangs scheu und zurückhaltend und kamen erst später den Besuchern mit kindlichem und liebenswürdigem Benehmen entgegen, so lange sie nicht verhetzt und zur Rachsucht angestachelt waren. Dem gegenüber werden sie aber in einem Briefe von Dr. Jeanneret, dem ehemaligen Superintendenten von Flinders Island, als „unstät und vorsatzlos" geschildert.

In Bezug auf das Verhältniß der Geschlechter zu einander wird den Tasmaniern das beste Zeugniß ausgestellt, und auch die Familienanhänglichkeit war unter ihnen sehr stark entwickelt, wie ein ganz isolirt dastehender Gebrauch, der mit der Erinnerung an die Verstorbenen zusammenhängt, beweist. Sie tragen nämlich einen Knochen in einem um den Hals gehängten Täschchen auf der Brust, um stets sich dessen, von dem der Knochen stammt, in Liebe zu erinnern. Als Capitän Bateman funfzig Tasmanier nach einer neuen Station überzuführen hatte, bekam er zu seinem Erstaunen gleichzeitig eine Ladung Menschenschädel und Menschenknochen mit an Bord. Der Häuptling Manalagana hatte den Kieferknochen eines verstorbenen Freundes auf der Brust hängen. „Als Mungo, der schwarze Führer, im Jahre 1830 plötzlich mit einer herumziehenden Gesellschaft zu dem Orte gelangte, wo ein Blutbad unter seinem Volke stattgefunden hatte, wurde er ganz angegriffen. Doch als einige der rohen Buschleute die Knochen umherzuschleudern begannen, bekam er einen Ohnmachtsanfall, der Zeugniß von seiner gewaltigen innern Erregung ablegte. Vier Tage lang verweigerte er nun alle Nahrung und war im höchsten Grade melancholisch." Mit einer so feinfühligen moralischen Faser, einem so weichen Gemüthe versehen, war es kein Wunder, daß die Tasmanier rasch dahinschwanden, als die rohen Weißen vom Festlande oder die nichtswürdigen Auswürflinge europäischer Zuchthäuser auf ihrer Insel einrückten.

In dem Capitel „Künste und Manufacturen" berichtet uns Bonwick das Wenige, was sich über die Fertigkeiten und Arbeiten der Tasmanier sagen läßt. Es dreht sich hier fast nur um die Anfertigung von Waffen durch die Männer, oder um Netze und Körbe durch die Frauen. Die Fasern und der Bast des Corrijong oder Bindfadenbaumes wurden auf dem bloßen Schenkel in der rohesten Weise aufund abgerollt und so ein Faden hergestellt. Die Körbe stellte man aus den Blättern der Dianella her, nachdem diese zuvor über Feuer weich und biegsam gemacht waren. Der feine Knochen aus dem Hinterbeine des Kängeruh diente als Nadel, Ahle oder Pfriemen. Man bewahrte ihn oft in einer kleinen Nadelbüchse aus hohlem Knochen auf. Die Tasmanier benutzen niemals (wie die Australier und andere Stämme) Hirnschalen als Trinkbecher; auch kannten sie das Skalpiren nicht. Ihre Waffen bestanden einfach aus Holz, das im Feuer gehärtet war, aus Speer und Keule, die jedoch mehr gegen die Kängeruhs als gegen Menschen angewandt wurden. Man kann sie keineswegs als ein kriegerisches Volk

*) Daily life and origin of the Tasmanians. By James Bonwick, F. R. G. S., Author of „The last of the Tasmanians". London, Sampson Low, Son, and Marston.

bezeichnen. Sie besaßen nicht die Lieblingswaffen der Australier des Festlandes, den Bumerang, die Wommera oder den Wurfstock u. s. w; auch versahen sie ihre Speerspitzen nicht mit scharfen Quarzsplittern oder Fischgräten. Hämmer aus Quarz, Grünstein oder Feuerstein verstanden sie jedoch schnell und leicht herzustellen, indem sie den Stein in einen gespaltenen Holzstiel klemmten oder ihn an einen solchen mit Hülfe des Gummis vom Grasbaum (Xanthorrhoea) und Fasern befestigten. Auch auf Felsen und Bäumen Tasmaniens hat man rohe Zeichnungen von Thieren, Vögeln und Menschen gefunden, gleichwie auf dem australischen Festlande, z. B. auf den Sandsteinen von Sydney-Heads und am Macquarie-Harbour. G. A. Robinson sah 1831 an der Westküste der Inseln Figuren von Frauen und Männern zusammen mit „merkwürdigen Hieroglyphen“, die den Totems amerikanischer Stämme glichen. Einige sehr rohe Zeichnungen, welche der Commissär Browne an einem Baume fand, und die ein Känguruh, die Sonne, den Mond, Schlangen, Männer in einem Boote darstellen, theilt Bonwick mit. Die Kunst, mit Holzkohle zu zeichnen, die ein Zeitvertreib der Tasmanier war, führte bei den Stämmen an der Austerbucht den Namen Makuluna, bei Port Davey im Süden aber Pallapoirena. Das ist jedenfalls auffällig und eine Ausnahme von der Regel, nach welcher der Sprache der Tasmanier die Bezeichnung für abstracte und allgemeine Begriffe mangelt.

In Bezug auf die sprachliche Erforschung, Grammatik und Vocabularium ist Bonwick nicht so klar und präcis wie in den übrigen Abschnitten seines Buches. Seine Kenntniß ist hier augenscheinlich eine nur begrenzte und häufig aus zweiter Hand bezogen. Das vollständigste Vocabularium der tasmanischen Sprache ist unzweifelhaft jenes des Dr. Milligan. Der „Protector“ Robinson („Globus“ XVI, 343) hat sehr wenig gethan, um die Kunde der Sprache zu fördern, aber ein eifriger Däne, Jorgen Jorgenson, sammelte 400 neue Wörter, die er den 2000 des Dr. Milligan hinzufügte. So hoch beläuft sich nun der Sprachschatz. Innerhalb der kleinen Insel hat man jedoch vier verschiedene Dialekte zu unterscheiden vermocht, die indessen sämmtlich Abzweigungen einer Sprache sind. Die Untersuchung hat nun ergeben, daß die tasmanische Sprache mit den papuanischen Sprachen im Allgemeinen verwandt ist, die ihrerseits wiederum, nach Logan's Untersuchungen, sich den Sprachen der dunklen Aborigines Indiens anreihen. Schon Norris wies auf die Aehnlichkeit der dravidischen und australischen Idiome hin. Die Plurale im australischen System, mit welchem das tasmanische übereinstimmt, werden wie im Dravidischen durch Pluralpostfixe gebildet; das m des dravidischen Plurals allerdings ist nicht vorhanden, aber es wird durch ein wa vertreten. Die australischen Sprachen haben einen bestimmten Dualis, der gebildet wird durch die dravidisch-australische Pluralpartikel li, le oder bli. Logan unterscheidet drei Zweige der dravidischen Familie: die eigentlichen Dravidas, die Kol und die Australier; zu letzteren gehören als die ältesten die Tasmanier. Jeder dieser Sprachzweige hat eine unabhängige Entwickelung durchgemacht, und ist in weit zurückliegender Periode außerordentlich verschiedenen Einflüssen unterworfen gewesen, inneren wie äußeren.

Derartige Erörterungen führen naturgemäß zu der Frage nach dem Ursprung der Tasmanier und nach der Erforschung der geographischen Veränderungen, die sich in solchen Nationen offenbaren, welche sprachlich früher eins waren. Bonwick's geologische Studien befähigen ihn, hier ein Wort mitzureden, und er kommt dabei merkwürdigerweise und wohl unabhängig zu Ergebnissen, wie sie O. Peschel kürzlich ausgesprochen.

Die Thatsachen, welche er gesammelt hat, und die durch die Erwägungen der Geologen und Naturforscher unterstützt werden, weisen schlagend darauf hin, daß nur eine große Depression des Landes nothwendig war, um die Isolirung von Neuguinea, Neuseeland, Tasmania (Madagaskar, Ceylon) und der indischen Halbinsel herbeizuführen. Zur Zeit der tertiären oder quaternären Formation verband, nach Bonwick, ein großer südlicher Continent alle diese durch den Ocean getrennten Länder, ja, er giebt an, daß dieser sich mit fast gleicher Wahrscheinlichkeit in östlicher Richtung über das heutige Polynesien hinweg nach Südamerika hin erstreckte. Diese Ansicht stimmt überein mit jener Huxley's, daß die Australoiden- und Negroidengruppen seiner ethnographischen Nomenclatur schon vorhanden waren, als ein Land zwischen Australien und dem Dekan einerseits und zwischen Südafrika, der malayischen Halbinsel und Neuguinea andererseits existirte. Tiefenmessungen haben ergeben, daß dieser Ansicht nichts entgegensteht. Hooker hat vom botanischen Standpunkte aus die große Verwandtschaft nachgewiesen, welche zwischen Neuseeland, Neuholland, Südafrika, Tasmanien und Südamerika besteht, und die sich in einzelnen Fällen bis zu 30 Procent gemeinsamer Gewächse beläuft *). Bonwick bringt den Vogel Rockh auf Madagaskar und die dort gefundenen Rieseneier mit dem Moa (Dinornis) Neuseelands in Zusammenhang; allerdings eine Zusammenstellung, die sehr an Dunkelheiten leidet. Das allmälige Sinken der Nordostküste Australiens ist durch Jukes nachgewiesen worden; an gewissen Punkten aber ist die Küste im Steigen begriffen. Ein Riff in der Rivolibai, Südaustralien, das Flinders 1802 nur sieben englische Meilen lang fand, ist jetzt vierzehn lang. Lacepèdebai hat die Hälfte ihrer Tiefe verloren, seit sie von der französischen Expedition vermessen wurde. Wie hier in kleinen und kurzen Zeiträumen die Hebungen zu beobachten sind, so ist vor Tausenden von Jahren die gegentheilige Wirkung, die Senkung ganzer Continente, anzunehmen. Ethnologische Aehnlichkeiten, mit sprachlichen combinirt, vervollständigen die Beweiskette, daß die gleiche Race, von der die Bergbewohner Indiens und die Tasmanier Abzweigungen sind, einst über einen nun untergegangenen Continent dahinschweifte, der sich entlang dem Aequator hinerstreckte, noch ehe der bengalische Tiger aufgetreten war.

Nach Bonwick stimmt der Aberglaube der schwarzen Tasmanier mit jenem der dunkelen indischen Autochthonen überein. Wir wollen darauf keinen allzu großen Werth legen; wichtiger aber erscheint, daß nach Bonwick der Ackerbau und selbst die Viehzucht hier wie da fehlen; selbst der Hund war dem Tasmanier unbekannt. „Sein Gebrauch von nur kleinen Feuern in einem Lande, das so reich an Brennholz ist, erscheint nicht sonderbar. Aber mußte dieses nicht der Fall sein, da die Tasmanier aus einer wärmern Region, die weniger reich an Wäldern war, kamen?“ Auch auf diese Aeußerung legen

*) Was Tasmanien betrifft, so ist hier der Unterschied noch weit geringfügiger: „Australien bietet uns das Beispiel eines Gebietsverlustes in der Insel Tasmania, welche, nur durch die seichte Baßstraße (mittlere Tiefe 210 Pariser Fuß) getrennt, nichts anderes ist als eine Halbinsel, deren unterseeischen Zusammenhang uns das Meer zu verheimlichen sucht. Die Trennung Australiens von dem australischen Hauptkörper muß übrigens in einer größern geologischen Vergangenheit erfolgt sein. Zwar ist Tasmanien in Bezug auf seine Pflanzenwelt, wie Dr. Hooker uns belehrt hat, vollständig australisch; sie würde kaum anders sein, wenn Tasmanien noch immer statt der Baßstraße einen Länderzusammenhang mit der Südostecke Australiens besäße. Der Thierwelt Tasmaniens fehlt es dagegen an Vollständigkeit, um mit der australischen übereinzustimmen, so daß also die Baßstraße den trockenen Zusammenhang früher unterbrach, ehe die heutige Thierwelt Australiens vollzählig vorhanden war.“ Peschel, Neue Probleme. S. 26.

wir keinen großen Werth, auch sie erscheint uns nicht als ein Beweis ehemaligen Zusammenhanges. Weit einleuchtender kommt uns dieses vor: da die Eingeborenen, allem Anschein nach auch in anderen Beziehungen, niemals einen Fortschritt machten, so ist es wohl richtig, anzunehmen, daß ihre Gewohnheiten beim Feuermachen noch die allerersten, ursprünglichsten waren und geblieben sind. Höchst wahrscheinlich haben wir auf Tasmanien den Typus eines Urmenschen stereotypirt und auch aussterben gesehen. „Es existirt der Beweis, daß eine Race, die ursprünglich über den australischen Continent verbreitet war, durch allmälige Einfälle von dem heutigen Neuguinea und Neucaledonien vertrieben wurde, um auf Vandiemensland Zuflucht und Schutz zu suchen. Sie befanden sich auf ihren ursprünglichen Jagdgründen, als ihr Land mit Neuseeland im Osten und mit Victoria im Norden verbunden wurde, als die Andamanenbewohner und kraushaarigen Stämme der malayischen Halbinsel und Indiens ihre gegenwärtigen Wohnsitze erreichten. Vor gewaltigeren Feinden sich zurückziehend, während die Erde hinter ihnen sank, hielten sie endlich inne an der südlichsten Spitze des ehemaligen großen Continents, wo der Ocean ihren Schritten ein Ziel setzte. Jene letzte Station, die Insel Tasmania, wurde ihr Grab. Nach Jahrhunderten eines rohen und unwissenden, aber milden und für Wilde vergleichsweise friedfertigen Lebens schwanden sie dahin und gingen sie unter, nachdem über wenige Generationen das zermalmende Regiment des Weißen dahingegangen." Peschel hat für solche „Naturvölker" den bezeichnenden Ausdruck „belebte Fossilien" erfunden. Wer den nähern Beweis für das Vorhandensein, für die ehemalige große Ausdehnung des australischen Continents, seinen Zusammenhang mit Neuguinea, Neucaledonien und Neuseeland haben will, der findet ihn in den „Neuen Problemen" desselben Autors. Allerdings sind dort sogar die Macquarie-Inseln als der südlichste Punkt angenommen.

Aberglauben der Küsten- und Inselbewohner Dalmatiens.

Vom **Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.**

Während im Innern von Dalmatien der serbische Volksstamm in ursprünglicher Reinheit des nationalen Typus herrscht, haben sich die Bewohner der Inseln und der Küstenstädte vielfach mit Italienern vermischt. Daher finden wir auch im Reich des Aberglaubens manche Gestalten und Bräuche, welche die Morlaken, die Bewohner des Innern, nicht kennen.

So ist zwar der gefürchtete Vampyr, der Vukodlak der Seelen, überall heimisch, aber an der Küste tritt er unter mehreren Namen auf, indem man z. B. bei Ragusa den Denac oder Orko vom Vukodlak unterscheidet. Böse Leute oder solche, unter deren Leiche irgend welche Thiere hingelaufen sind, verwandeln sich in den Denac; Flucher, Geizhälse oder andere lasterhafte Menschen aber werden nach ihrem Tode zum Vukodlak oder Orko, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht, den Leichnam mit einem Weißdornpfahl zu durchbohren, oder dem soeben Verstorbenen die Sehnen an den Füßen zu durchschneiden.

Auf der Insel Meleda glaubt man, daß Personen, die sich während ihres Lebens nicht gescheut, an Festtagen zu arbeiten, nach ihrem Tode als Orko umgehen müssen, und fürchtet besonders den Fall, wo ein männlicher und ein weiblicher Orko zugleich in einem Dorfe erscheinen, indem dann die Bevölkerung desselben gänzlich zu Grunde geht. Um diese Gefahr zu vermeiden, schneidet man daher Allen, die im Rufe stehen, sehr fleißig zu sein, bei ihrem Tode die Sehnen an den Füßen durch.

Der Name des Orko weist entschieden auf italienischen Ursprung hin, obgleich das Wesen desselben verschieden von dem der Spukgestalt ist, die in Italien eine so große Rolle spielt.

Der Glaube an Hexen oder Vištice (erfahrene Frauen, von vest, geschickt, erfahren) ist noch allgemein verbreitet. Nach der Meinung der Ragusaner entdeckt man sie, wenn man unter eine Kirchthürschwelle eine Nähnadel mit dem Oehr nach außen legt, und auf der Insel Lesina zündet man des Abends vor St. Johanni (24. Juni) und St. Petri (29. Juni) Feuer an, um sie zu vertreiben. Auch bei Ragusa muß am Johannisabend, wenn die Feuer angezündet sind, zuerst ein alter Mann aus dem Orte über die Flammen springen und dabei die Hexen verwünschen, die in dieser Nacht am thätigsten sind. Dann erst wagen es die jungen Leute, wie an den Abenden vor St. Vitus (15. Juni), vor St. Elias (20. Juli) und Peter und Paul (29. Juni), die Freudensprünge zu thun, bei denen sie, das Haar mit Blumen oder Kränzen geschmückt, mit den Worten: U ima Boga i svetoga Vita (Petra) za . . . (im Namen Gottes und des heiligen Vitus [Peter, Elias] für den oder die N. N.) zu Ehren einer geliebten oder geschätzten Person über das Feuer springen. Viele legen sich aus Furcht vor den Hexen die ganze Nacht über nicht schlafen, während man anderswo annimmt, daß mit dem Ave Maria alle Geister verschwinden.

In den Borghi von Spalato greifen die männlichen Bewohner, sobald ein Unwetter droht, zu ihren Schußwaffen, um, wie sie sagen, auf die Hexen Jagd zu machen, laden die Gewehre mit kleinen Kugeln von geweihtem Wachs, stellen sich an verschiedenen Plätzen ins Freie hin und schießen auf die Blitze. Bei jedem Schusse, den sie gethan, glauben sie, eine Hexe getroffen zu haben, und erkrankt oder stirbt gar Tags darauf zufällig irgend ein altes Weib, das seiner Häßlichkeit wegen im Verdacht stand, eine Hexe zu sein, so schreiben sie es ernsthaft ihrer Geschicklichkeit zu, das Ziel nicht verfehlt zu haben. Besonders eifrig sind sie bei Gewittern vor der Ernte, wo sie auf diese Weise Hagelschläge abzuwenden hoffen.

Das Auge einer Hexe ist nicht nur den Thieren, sondern auch den Menschen schädlich, insbesondere den Kindern, welchen die Hexen das Blut aussaugen und das Herz verzehren sollen. Wird daher ein Säugling aus irgend einer Ursache krank oder magerer, so sucht die Mutter sogleich in ihrem Gedächtniß herum, an welchem Tage sie mit dem Kinde auf dem Arme von dem Blicke einer boshaften Alten überrascht worden sein könnte, und erinnert sie sich eines solchen Vorfalles, so ist sie sicher überzeugt, daß es kein Mittel giebt, das Kind am Leben zu erhalten.

Bei Ragusa pflegt man der Kuh, welche gekalbt hat,

eine rothe Schleife an den Schwanz zu binden, damit die Augen der Ankommenden dadurch angezogen und verhindert werden, zuerst aufs Kalb zu fallen.

Als Hauptversammlungsort aller Hexen gilt Klek, wo sie an jedem Freitag und Sonntag des Neumondes zusammenkommen, um ihre Feste abzuhalten. Die ganze Gegend hallt dann wieder von ihrem Lärm, und wenn man an diesen Abenden ein großes Licht erblickt, das in die Luft fliegt, so weiß man, daß eine Hexe auf einem Besen oder einem ihrer Feinde reitet, den sie dazu genommen, und der für sein ganzes Leben etwas davon trägt. Sobald ein Wanderer das sieht, muß er sich verstecken, um nicht von der Hexe entdeckt und gezwungen zu werden, die Fahrt nach Klek mitzumachen.

Die Vilen, jene den Südslaven ausschließlich angehörenden poetischen Wesen der Geisterwelt, fehlen natürlich weder auf der Küste, noch auf den Inseln, und die Sagen, welche von ihnen handeln, bilden den Hauptbestandtheil der gesammten Volkserzählungen.

Auch die Mora, die Mahr oder der Alp der Deutschen, the nightmare der Engländer, ängstigt die Bewohner der Inseln und Küste nicht minder, als die des Gebirges. Nur glauben die Ersteren, daß bloß junge Mädchen sich in eine Mora verwandeln können, während aus Verheiratheten Hexen und Zauberer werden.

Eine ihrem Wesen nach nicht slavische, sondern romanische Geistergestalt ist die weiße Frau von Canosa an der Primonje, welche wäscht, aber nie spricht, und sobald sie angeredet wird, ihr Waschbrett wegwirft und durch das Wasser läuft.

Dagegen ist der Mittagsgeist (podno roga), welcher namentlich bei Ragusa sein Wesen treibt und den Kindern als Schreckbild vorgehalten wird, damit sie nicht in der glühenden Mittagshitze herumlaufen sollen, auch unter den Nordslaven bekannt.

Irrlichter sind die Geister ungetauft gestorbener Kinder. Wo diese begraben worden sind, sieht man die Irrlichter tanzen und spielen. Sie werden an der Küste bei Ragusa tintilino (in Bosnien tintinolti) genannt, haben Zwerggestalt, sind rothgekleidet und thun Alles, was man will, wenn man ihnen ihre rothen Mützen nimmt und sie wiederzugeben verspricht. Besonders häufig kann man sie in Slebi über Ombla überraschen, wo neben einem Quell unter Erlen ein großer Steintisch steht.

Mit dem Häubchen geborene Kinder sind Glückskinder; ist aber die Haut, welche sie immer bei sich tragen müssen, röthlich, so laufen sie nach dem Glauben der Borghesen Gefahr, einst Hexen zu werden.

Spricht man in und bei Ragusa vor Kindern von ansteckenden Krankheiten, so zupft man sie am Ohr, während man mit dem Munde zirpt, damit sie sie nicht bekommen, und finden fremde Personen Kinder wohlaussehend, so sagen die Eltern sogleich: u dobri cas, zur guten Stunde, oder ne budi urok, unbeschrien.

Stirbt in den Borghi von Spalato ein Kind unter zwölf Jahren, so begeben sich alle Frauen aus der Verwandtschaft, Nachbarschaft und Bekanntschaft in das Trauerhaus und legen eine kleine Münze unter das Kopfkissen. Selbst die Aermsten borgen sich dazu, um hingehen zu können. Denn hinzugehen, ohne Geld dazulassen, gilt für schimpflich. Junge Mädchen, welche verliebt sind, suchen sich heimlich und ganz allein zu der Bahre des Kindes zu schleichen, setzen ihm ein Blumenkränzchen auf den Kopf, das sie mitgebracht haben, und flüstern ihm, nachdem sie sich voller Ehrerbietung und Verehrung vor ihm verneigt, dreimal eine geheime Bitte ins Ohr. Die reine Seele des Kindes soll nämlich dieselbe als Engel zum Throne Gottes tragen, Gnade bei ihm finden und dann im Traume als Freudensbote zurückkehren. Erscheint nun der Bittenden binnen zwanzig Tagen die Gestalt des Kindes im Traume, so geht ihr Wunsch in Erfüllung; geschieht dies nicht, so ist alle Hoffnung verloren, und sie giebt mit ruhiger Resignation die zukunftslose Neigung ihres Herzens auf.

In Ragusa hoffen junge Mädchen auf Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche, wenn sie am Johannisabend Badalj, eine rothblühende Pflanze, suchen, es leicht anzünden, halb verkohlt unter das Kopfkissen legen und am nächsten Morgen wieder blühend finden. Bleibt die Pflanze aber, wie sie war, so ist es ein schlimmes Zeichen.

Um Näheres über ihren zukünftigen Mann zu erfahren, gießen die jungen Ragusanerinnen an demselben Abend Blei, oder nehmen nach dem Abendessen das Tischtuch mit sammt den Brocken und schütteln es aus, während sie aufmerksam horchen, was für einen Namen sie dabei nennen hören.

Auf der Insel Lesina legen die Mädchen am Johannisabend drei Bohnen, von denen sie eine ungeschält lassen, eine halb und die dritte ganz schälen, unter das Kopfkissen, und ziehen des Morgens beim Erwachen eine hervor: ist es die ungeschälte, so bekommen sie einen reichen, ist es die geschälte, einen armen Mann, während die halbgeschälte einen Mann von mittelmäßigem Einkommen bedeutet.

Andere säen an Johanni zu Mittag etwas Korn in einen Topf mit Erde, stellen diesen an einen wenig besuchten Platz und sehen am Morgen des St. Peter- und Paulstages (29. Juni) nach, wie die Saat gewachsen. Ist sie hoch oder krumm geworden, verkündet sie Glück und den Ring der Braut; ist sie klein geblieben, Unglück.

Die Mädchen an der Boka schlagen an Johanni bei dem Mittagsläuten schweigend das Weiß von einem frischen Ei in ein Gefäß mit Wasser und lassen es bis zum nächsten Morgen an einem Orte stehen, wo es Niemand sieht. Die Figur, welche dann das Eiweiß gebildet, ist das Bild des zukünftigen Gatten.

Bei der Trauung muß der Mann mit dem Knie auf das Kleid der Braut knien, um sie vor dem bösen Blick zu bewahren, und in den Borghi von Spalato sucht die Braut von selbst dem Bräutigam einen Zipfel ihres Kleides unterzulegen, um nicht kinderlos zu bleiben.

Denn die Borghesen glauben noch ernsthaft daran, das Vollziehen der Ehe durch geheimnißvolle Mittel verhindern zu können. Wer dies aus Bosheit oder Rache beabsichtigt, begiebt sich am Trauungstage in die Kirche und knüpft in dem Augenblicke, wo der Bräutigam vor dem Priester sein „Si" (Ja) sagen will, einen ersten Knoten in sein Schnupftuch, oder nimmt während des Trauungsactes einen angezündeten Feuerbrand vom Herde und wirft ihn heimlich ins Meer, fest überzeugt, daß, so lange dieses verhängnißvolle Stück Holz nicht aufgefischt wird, jede Vereinigung der Eheleute unmöglich ist, während im erstern Falle ein Mißlingen der Absicht nur an der Ungeschicklichkeit des Knotenknüpfers liegen kann.

Will dagegen an der Primorje ein junger Mann die Liebe eines Mädchens gewinnen, das ihn nicht mag, so fängt er einen Nachtschmetterling, legt ihn unter ein Gefäß, so daß er bis zum Skelett verwest, umwickelt dies mit rother Seide und trägt es stets bei sich in der Tasche. Kommt er nun in die Nähe des Mädchens, und gelingt es ihm, dasselbe mit dem Skelett des Schmetterlings zu berühren, so ist er der Erwiederung seiner Liebe sicher und das Mädchen ihm unterthan.

Erkrankt Jemand, so giebt man ihm an vielen Orten drei Tropfen von dem an Epiphania geweihten sogenannten „Dreikönigswasser". Unter Bekreuzigung und Gebet ge-

trunken, genügen sie, die Krankheit zu hemmen. Nur Scrophelkranke werden in den Borghi von Spalato zum Leichnam eines Verstorbenen geführt, damit sie die kalte Hand des Todten ergreifen und damit dreimal über den kranken Theil streichen können, indem sie bei jedem Male die Worte wiederholen: „Nimm und trage es mit Dir."

Ueberhaupt geben Sterbefälle bei den Borghesen zu eigenthümlichen Ceremonien Anlaß.

Sobald sich die Nachricht vom Tode Jemandes verbreitet, versammeln sich Verwandte und Bekannte bei dem Leichnam, und zwar häufig in solcher Zahl, daß schon öftere Male unter ihrem Gewichte die Decke des darunter befindlichen Zimmers einbrach und mehr oder minder viele Personen schwere Verletzungen davontrugen. Die nächsten Verwandten stehen um den Todten herum, und Eine aus der Verwandtschaft stimmt den Trauergesang an, welchen die Uebrigen mit anhören. Sie erinnert an die Liebe und Güte des Verstorbenen und giebt diesem allerlei Aufträge für das andere Leben mit, z. B.: „Grüße meinen Vater, (Bruder), (Mann). Sag' ihm, daß ich, Unglückliche, unter Jammern über seinen Verlust lebe. Erzähle ihm, was in meinem Hause geschehen, seitdem er mir genommen wurde," und dabei berührt sie nach einander alle Veränderungen, die in der Familie vorgegangen sind, sämmtliche Liebschaften und Zänkereien, Heirathen und Unglücksfälle u. s. w.

Das Begräbniß setzt wiederum die ganze Nachbarschaft und Verwandtschaft in Bewegung. Es wird in Einem fort geläutet, und beim ersten Glockentone brechen alle beim Leichnam Versammelten in Seufzer und Wehklagen aus. Sobald aber das Läuten aufhört, hat auch der Schmerz eine Pause und macht dem vergnügtesten Schwatzen über alltägliche Dinge Platz. Ist das Todtenamt in der Kirche beendigt, so treten alle Anwesenden an die Bahre, um den Todten zu küssen und ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Haben sie ihn auf den Kirchhof begleitet und in der Leichenkammer niedergesetzt, so laufen die Frauen in Masse fort auf den Gottesacker, um sich an den Gräbern der Ihrigen niederzuwerfen. Hier brechen sie in Aechzen und Weinen aus, improvisiren, wenn sie begeistert genug sind, Strophen und Ritornellen mit langausgehaltenen Klagetönen zu Ehren des theuern Verstorbenen, und scheinen Alle wie verzweifelt vor Schmerz. Nach einer kurzen Weile nähert sich aber eine der Zuschauerinnen der jammernden Freundin, nimmt sie am Arm und zwingt sie aufzustehen, und diesen Freundschaftsdienst leistet wechselseitig Eine der Andern. Ja, verzögert sich etwa zufällig der rettende Arm, so stehen sie zwar nicht von selber auf, oder enden das Klagelied, aber schielen mitten in ihren Trauergesängen die Umstehenden so erbarmungswürdig an, daß irgend eine mitleidige Seele hineilt, um sie zu erlösen, und mit der Stellung hört sogleich das Klagen auf und das allergewöhnlichste Geplapper beginnt.

Diese Scenen wiederholen sich auch am Allerseelentage, wo man mit Lichtern auf den Kirchhof zieht und bei den Messen in den Kirchen eine brennende Kerze hält. In Ragusa brennt man auch in den Häusern von Mittag des 1. bis 3. November, so lange das Todtengeläute stattfindet, fortwährend Licht, und in Spalato pflegt man das Läuten für die Todten acht Tage lang fortzusetzen.

Die in Venedig üblichen fave do' morti, Bohnen der Todten, sind auch in den dalmatischen Küstenstädten in Brauch, und in Lesina sagt man am Allerseelentage bei jedem Besuche oder Zusammentreffen mit Bekannten: „Gieb mir etwas für die Todten!" worauf man Todtenbohnen, Feigen oder dergleichen erhält.

Als Anzeigen eines nahen Todesfalles gilt das Geschrei der Eulen und das Bellen der Hunde. Legt ein Priester bei einem Besuche seinen Hut auf ein Bett, so glaubt man in Sebenico, daß derjenige, der im Bette schläft, binnen eines Jahres sterben werde. Sitzen dreizehn Personen am Tisch, stirbt sicherlich diejenige, welche dem Spiegel gegenüber sitzt.

Bei einer Ausfahrt aufs Meer darf man in Lesina nie buona fortuna, sondern nur buona sorte für gut Glück! sagen, weil fortuna auch Sturm bedeutet, und die Ragusaner Schiffer fürchten Windstille oder Sturm, wenn sie am Lande ein Lied von Marko Kraljevic, dem Königssohn Marko, singen hören.

Wein verschütten bedeutet Glück, Oel verschütten Unglück, und ein Tausendfuß, der über dem Kopfe an der Wand hinläuft, soll Briefe bringen, und heißt daher in Ragusa portalettere, Briefträger.

Aus allen Erdtheilen.

Ophir und Tarschisch nach Amerika verlegt!

M. Bekanntlich hat der jüdische König Salomo unter dem Beistande der Phönicier in den Häfen am Hintergrunde des Rothen Meeres Schiffe bauen lassen und sie nach einem Lande **Ophir** ausgesandt, woher sie ihm Gold, Edelsteine und andere kostbare Waaren zurückbrachten. Ebenso wird an anderen Stellen des alten Testamentes eines Landes **Tarschisch** erwähnt, aus welchem die Phönicier reiche Handelswaaren holten; endlich auch eines Landes **Parvain**, das Gold lieferte. Man hat natürlich unternommen, die Lage dieser Localitäten möglichst genau zu bestimmen; Ophir hat man gewöhnlich nach Indien versetzt, während vor Allen Quatremère es nach Ostafrika verlegt und für Sofala erklärt; Tarschisch gilt fast allgemein für das alte Tartessus der classischen Schriftsteller im südlichen Spanien.

Allein nach einer soeben bekannt gemachten neuen Untersuchung des französischen Ingenieurs **Onffroy de Thoron** ist das Alles falsch und Irrthum! Der Mann phantasirt noch abspuriger als **Brasseur de Bourbourg** und sogar als **Daumer** in dem wunderlichsten aller Bücher, dem „Paläorama". Es ist Methode in diesen Tollheiten!

Herr Thoron beginnt seine Auseinandersetzung damit, daß er nachweist, es hätten die ältesten Völker, welche die Geschichte kennt, mit Amerika in der engsten Verbindung gestanden; diese Verbindung sei so eng, daß eigentlich die **Amerikaner als die Schöpfer und Urheber der Bildung der alten classischen Völker** zu betrachten seien, denn die **Aegypter seien eine peruanische Colonie**, die alten Pelasger Griechenlands desgleichen. Wir müssen den Geschichtsforschern die Prüfung dieser Ansichten und die Art der Beweisführung überlassen; die Philologen wird es ohne Zweifel interessiren, wenn sie beispielsweise erfahren, daß das lateinische Wort **palus** (der Sumpf) aus dem **Peruanischen** stamme. Natürlich hätten die Phönicier wie später die Carthager Südamerika sehr gut gekannt und ihren Verkehr namentlich nach Südamerika gerichtet, und so seien denn auch **Salomo's Schiffe**, auf denen sich viele Phönicier befunden haben, nicht, wie bisher geglaubt worden ist, nach Indien, vielmehr um Afrika herum in den Atlantischen Ocean nach Süd-

amerika gefahren, in den Amazanenstrom eingelaufen und bis an die Abhänge der Cordilleren vorgedrungen, wo sie die in der Bibel erwähnten Waaren eingetauscht haben.

Der Verfasser hat es wohl gemerkt, daß man ihm den Einwurf machen könne, es sei auffallend, eine Flotte, die nach Südamerika bestimmt sei, am Rothen Meere statt am Mittelländischen auszurüsten. Er sucht das dadurch zu erklären, daß Saloma die Eifersucht der handeltreibenden Völker am Mittelländischen Meere nicht habe erwecken wollen, allein das kann sich nur auf die Phönicier beziehen, die doch König Saloma's Bundesgenossen waren, und wirklich nimmt der Verfasser an, daß sich Hiram's phönicische Flotte bei jener Expedition Salomo's mit der jüdischen im Atlantischen Ocean vereinigt habe.

Natürlich findet nun Herr Thoron die in der Bibel genannten Localitäten alle im Gebiete des Amazonenstromes wieder und noch mannichfache andere Spuren des Verkehrs der Phönicier und Juden daselbst. Parvaim heißt eigentlich Paruim und bedeutet die beiden Flüsse Paru und Apoparu, welche zwei Zuflüsse des Ucayali sind. Das Wort Ophir hat sich noch im Namen des Flusses Yapura erhalten, und unter Tarschisch ist das Thal des obern Marañon verstanden, von seinem Austritt aus dem Gebirge an. Ebenso führt der Fluß Beni einen rein phönicisch-jüdischen Namen; der Name Kayari, der frühere des Flusses, den wir Madeira nennen, ist aus zwei hebräischen Worten zusammengesetzt und heißt Fluß der Entschlossenheit; das Wort Jutay oder richtiger Hutay, womit ein Nebenfluß des Amazonenstromes bezeichnet wird, besteht aus einer Verbindung eines hebräischen Wortes Ruta mit dem amerikanischen Ni, das Fluß bedeutet; der Salimaens, wie man den Amazonenstrom oberhalb der Mündung des Madeira nennt, leitet seinen Namen vom Könige Salomo selbst her u. s. w. Auch die Handelswaaren, welche die Bibel als von Ophir eingeführt angiebt, finden sich begreiflich mit ihren hebräischen Namen alle in Südamerika, wie das Gald, das Holz algum (Luther's Ebenholz), das Sandelholz, der Vogel tuki (der Pfau) und andere; das Elfenbein als Product von Ophir allein erregt Bedenken, da es bekanntlich in Amerika keine Elephanten giebt, allein der Verfasser weiß sich zu helfen, es sei fossiles von urweltlichen Elephantenarten gewesen.

Am Ende seiner Untersuchung kommt Herr Thoron auch auf den Abbé Brasseur de Bourbourg zurück, über den wir in dieser Zeitschrift zu berichten kürzlich Veranlassung gehabt haben; er erklärt dabei, daß er den großen Unterschied wohl kenne, der zwischen seiner bescheidenen Arbeit und den gelehrten Schriften des Abbé bestehe. Er begeht damit ein Unrecht gegen sich; denn die Arbeiten beider Herren stehen auf einer Stufe und sind von ganz gleichem Werth.

Ein russisches Volksmärchen über den Drachen und Nikita, den Gerber.

Wir erhalten aus St. Petersburg von Herrn Dr. G. M. Asher (Professor der Rechte aus Heidelberg), welcher in Rußland Forschungen über die Märchen und Sprüchwörter anstellt, folgendes in Deutschland bisher unbekannte Märchen.

Vor vielen Jahren zeigte sich in der Nähe der Kaiserstadt Kiew ein furchtbarer Drache. Viele Leute aus Kiew schleppte er in seine Höhle; schleppte sie fort und fraß sie. Er entführte auch die Kaiserstochter, fraß sie aber nicht, sondern sperrte sie nur fest, gar fest in seiner Höhle ein. Man hatte der Kaiserstochter von Hause ein kleines Hündchen mitgegeben. Als der Drache auf die Jagd ausflog, schrieb die Kaiserstochter ein Brieflein an Vater und Mutter, band das Brieflein dem Hündchen an und schickte das Hündchen nach Haus. Das Hündchen trug das Brieflein fort und brachte die Antwort zurück.

So schrieben Kaiser und Kaiserin der Kaiserstochter: „Erfahre vom Drachen, wer stärker ist als er." Die Kaiserstochter fing an den Drachen zu fragen, und sie fragte ihn aus. „In Kiew," sagte der Drache, „ist Nikita, der Gerber, der ist stärker als ich." Als der Drache auf die Jagd ausflog, schrieb die Kaiserstochter wieder an Vater und Mutter ein Brieflein: „In Kiew ist Nikita, der Gerber, er allein ist stärker als der Drache. Schickt den Nikita, daß er mich aus der Gefangenschaft erlöse."

Es suchte der Kaiser den Nikita auf; und er mit der Kaiserin ging ihn zu bitten, daß er die Tochter aus der schweren Gefangenschaft erlöse. Eben war der Gerber Nikita dabei, auf einmal zwölf Ochsenhäute zu gerben. Als Nikita den Kaiser sah, fürchtete er sich; dem Nikita zitterten die Hände — und so zerriß er auf einmal die zwölf Häute. Darauf wurde Nikita böse, weil man ihn in Furcht gejagt und ihm Schaden verursacht hatte, und wie sehr auch der Kaiser mit der Kaiserin ihn baten, er ging nicht.

Siehe, da kamen der Kaiser und die Kaiserin auf einen klugen Gedanken: Sie versammelten fünftausend Waisenkindlein — der scheußliche Drache hatte sie alle zu Waisen gemacht — und sandten sie, den Nikita zu bitten, daß er das ganze russische Land von dem furchtbaren Unglück befreie. Der Gerber wurde gerührt beim Anblick der Thränen, und er selbst brach in Thränen aus. Er nahm dreißig Fuder*) Hanf, tränkte sie mit Theer, wickelte sich in den ganzen Hanf und ging fort nach der Drachenhöhle. Aber der Drache schloß sich ein, verrammelte sich mit Baumstämmen und ging nicht zu ihm hinaus. „Gehe du lieber auf das freie Feld hinaus, aber ich trage dir deine ganze Höhle auseinander," sagte der Gerber, und fing schon an, die Baumstämme auseinander zu werfen. Wie der Drache sah, daß sein Unglück unvermeidlich und daß es ihm unmöglich war, sich vor Nikita zu bergen, ging er auf das freie Feld hinaus.

Schlugen sie sich lange oder kurze Zeit, gewiß warf Nikita den Drachen zur Erde und wollte ihn erwürgen. Da fing der Drache an den Nikita zu bitten: „Nikitchen, schlage mich nicht todt. Stärker als wir beide ist Niemand auf der Welt; theilen wir die ganze Welt in gleiche Theile; du sollst dann über die eine Hälfte herrschen, ich über die andere."

„Schön," sagte Nikita, „wir müssen aber erst eine Grenze ziehen, damit nachher kein Streit zwischen uns ist." Nikita verfertigte einen dreißig Last**) schweren Pflug, spannte dann den Drachen ein und fing an, von Kiew aus die Grenze zu machen und einen Grenzrain zu ziehen. Die Tiefe des Grenzrains war zwei und eine halbe Elle***). Nikita führte den Grenzrain bis ganz an das Schwarze Meer, und sagte dann zum Drachen: „Die Erde haben wir getheilt, nun laß uns das Meer theilen, damit auch um das Wasser zwischen uns kein Streit sei." Sie fingen an, das Meer zu theilen. Nikita trieb den Drachen an das Schwarze Meer und dort ertränkte er ihn.

Nachdem er das heilige Werk vollbracht, kehrte Nikita nach Kiew zurück, und fing wieder an Häute zu gerben, und nahm nichts für seine Mühe. Die Kaiserstochter kehrte zu Vater und Mutter zurück.

Nikita's Grenzrain ist, so sagt man, noch hier und da in der Steppe zu sehen. Es ist davon eine ungefähr zwei Ellen hohe Erdbank übrig geblieben. Rings um dieselbe weiden die Bauern, aber den Rain treten sie nicht aus. Sie bewahren ihn als Denkmal des Gerbers Nikita.

Hitze und Ueberschwemmungen in Australien.

Um Weihnachten und Neujahr litten die Colonien unter einer furchtbaren Hitze, nach langer Dürre; im März wurden sie dagegen von Ueberschwemmungsfluthen heimgesucht. Sie befinden sich bei ihrem excessiven Klima stets zwischen Scylla und Charybdis. In der „Tanunda-Zeitung" vom 14. Januar lesen wir Folgendes:

„Unser größter Feind in Australien ist unbestritten die Dürre, unter der wir mehr und mehr zu leiden haben. Welch ein Paradies wäre z. B. unser Südaustralien, wenn es hinreichende und häufige Regen, Ströme, Flüsse und die Ackerflächen durchrieselnde Bäche hätte, welche das ganze Jahr hindurch ihren

*) Im Original 300 Pud (ungefähr 100 Centner).
) Im Original 300 Pud. *) Im Original $2\frac{1}{4}$ Saschen.

Segen dem Boden wie der Luft darböten! Schöner Gedanke, bei dem uns die trockene Wirklichkeit um so schrecklicher erscheint. Kann uns denn nichts zu einer Verbesserung unseres trockenen Klimas verhelfen? Giebt es keine Macht, welche das köstliche Naß aus den dahineilenden Wolken für unsere dürstenden Felder herabziehen könnte? Es sind das keineswegs thörichte Fragen, sie sind vielmehr durch die Wissenschaft wie durch die Erfahrung mit Ja beantwortet worden. Aber nicht die Klagen über den Mangel an atmosphärischen Niederschlägen allein sind es, die sich jetzt vermehren, sondern auch die Annahmen, daß unser Klima von Jahr zu Jahr trockener werde, die Regenmenge abnehme und die Gefahr nahe liege, daß Australien allmälig in eine Wüste sich verwandle. In Neusüdwales hat sich in Wahrheit die Thatsache herausgestellt, daß die jährliche Regenmenge bedeutlich abnimmt. Und darüber ist auch wohl kein Zweifel in den übrigen Colonien."

Ueber die Sommerwärme in Südaustralien bringt die genannte Zeitung die nachstehenden Angaben:

Sommerliches. Herr C. Todd, General-Post- und Drahtmeister (d. h. Telegraphendirector) hat im Schatten kühler Denkungsart eine Tabelle angefertigt, aus welcher man erfährt, an welchem Tage in jedem der letzten 14 Jahre im Adelaider Observatorium die größte Hitze beobachtet wurde und welches an diesen Tagen dort der höchste Thermometerstand in der Sonne und im Schatten gewesen; für die ersten vier Jahre der Beobachtungsreihe ist jedoch nur die höchste Temperatur im Schatten angegeben. Die Tabelle ist folgende:

	In der Sonne.	Im Schatten.
Im Jahre 1857	—	113,0 im December
" " 1858	—	116,3 im Januar
" " 1859	—	110,5 im Januar
" " 1860	—	113,7 im Januar
" " 1861	156,3 im März	109,9 im Januar
" " 1862	166,0 im Januar	115,0 im Januar
" " 1863	169,9 im Februar	110,3 im Februar
" " 1864	155,0 im Januar	110,0 im Januar
" " 1865	157,0 im Februar	113,5 im November
" " 1866	157,0 im Februar	109,5 im Januar
" " 1867	155,5 im Januar	113,5 im Januar
" " 1868	152,0 im März	110,6 im December
" " 1869	160,5 im Novbr.	112,0 im December
" " 1870	164,0 im Januar	111,8 im Januar.

Im März öffnete dann in Neusüdwales der Himmel seine Schleusen, und es strömte unendlicher Regen herab, während Victoria trockenes Wetter hatte. Ein Bericht aus Sydney vom 24. März sagt: „Das Wetter hat sich endlich aufgeklärt. Wir waren auch schon nahe daran, es zu bezweifeln, daß wir die Sonne jemals wieder sehen würden. Vierundzwanzig Tage nach einander hat es geregnet und meistens den größten Theil der Zeit. Der Wind war sehr veränderlich sowohl in der Richtung wie in der Stärke, und schloß endlich mit einem furchtbaren Sturm aus Westen. Obgleich in der ersten Zeit dieser Heimsuchung der Regen sanft und mit Unterbrechungen fiel, so wurde es klar, als der Regen an Heftigkeit zunahm, daß das den Ueberschwemmungen ausgesetzte Land auch diesmal bedeckt werden würde."

Sie dauerten bis in den April hinein fort; die Getreidefelder standen in vielen Gegenden unter Wasser; es ging viel Vieh verloren; auf einer einzigen Station am Richmondflusse ertranken etwa 2000 Stück Rindvieh, 660 Stück wurden auf einem zusammengeschwemmten Haufen gefunden.

Die Eisenbahnen in Ostindien. Im Jahre 1868 waren 3945 Miles eröffnet und im Betrieb, 1869 schon 4128. Die Gesammteinnahmen betrugen in jenen Jahren circa 5,145,957 und 5,512,916 Pf. St. Die einzelnen Bahnen haben folgende Länge: Die East Indian auf der Hauptlinie 1131 Miles; dazu die Dscheppelpore-Linie 223; — Great Indian Peninsula 873; — Eastern Bengal 113; — Bombay und Baroda 308; — Madraslinie: Südwest 492, Nordwest 197; — Sindh 106; — Delhi 201; — Audh 42; — Great Southern 168; — Pendschab 246; — Mellah 28 Miles.

* * *

— Wie kostspielig der moderne Glaire- und Soldatenstaat ist, das ersieht man aus folgenden Ziffern. Während der Verhandlungen über das französische Budget wurde Folgendes nachgewiesen:

Von 1814 bis 1830 betrugen die Staatseinnahmen 14,362,000,000 Francs, die Ausgaben 15,930,000,000; Deficit: 1568,000,000. Durchschnitt des Budgets unter den älteren Bourbonen etwa 1000,000,000.

Von 1830 bis 1847, also in 18 Jahren: Einnahmen 21,914,000,000, Ausgaben 22,982,000,000, Durchschnitt im Jahre unter den Orleans 1277,000,000.

Von 1848 bis 1857: Einnahmen 5991,000,000, Ausgaben 6352,000,000, also 539,000,000 Deficit; Durchschnitt 1585,000,000. Das Kaiserreich wurde immer theurer.

Von 1852 bis 1868: Einnahmen 34,672,000,000, Ausgaben 35,272,000,000; Deficit 600,000,000; Durchschnitt 2030,000,000. Dazu für 1869 und 1870 noch 4600,000,000.

Somit kommen für die achtzehn Jahre des Kaiserreiches vierzigtausend Millionen Ausgaben, im Durchschnitt jährlich zweitausend zweihundert und zwanzig Millionen Francs.

— Die australische Diamantencampagnie hatte bis Ende Mai schon 759 Diamanten verkauft.

— Die Auswanderung von Liverpool aus ist auch im laufenden Jahre sehr stark. Sie hat bis Ende Juni 91,137 Köpfe betragen.

— Die Eisenbahn über den Mont Cenis ist von der indischen Post via Brindisi seit dem 15. October 1869 regelmäßig benutzt worden und hat nur einmal, des hohen Schneefalles wegen, eine Unterbrechung erfahren. Auf ihr sind vom 1. November bis 20. Mai 18,896 Fahrgäste befördert worden. Seit der Eröffnung, welche am 15. Juni 1868 stattfand, ist der Dienst vollkommen regelmäßig besorgt worden; gegenwärtig sind achtzehn Maschinen in Thätigkeit.

— Admiral v. Wrangell ist am 6. Juni zu Dorpat gestorben. Seine Reise im nordasiatischen Polarmeere fällt in die Jahre 1821 bis 1823, seine Fahrt um die Erde in die Jahre 1825 bis 1827.

— Der artesische Brunnen im Irrenhause zu St. Louis, Missouri, ist 3834 Fuß englisch tief, hat aber kein Wasser gegeben. Man begann mit dem Bohren im März 1866.

— An der ostafrikanischen Küste setzt die Cholera ihre Verheerungen in grauenhafter Weise fort. Auf der Insel Sansibar waren bis Ende Februars etwa 80,000 Menschen der Seuche erlegen und außerdem 15,000 in der gleichnamigen Stadt. Dieselbe kam aus dem Innern nach dem Meeresgestade und war zu Anfange dieses Jahres noch einmal mit erneuerter Heftigkeit wieder landein gedrungen. Schlimme Aussichten für Livingstone, man nimmt an, daß derselbe sich noch zu Udschidschi am Tanganyika-See aufhalte.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



